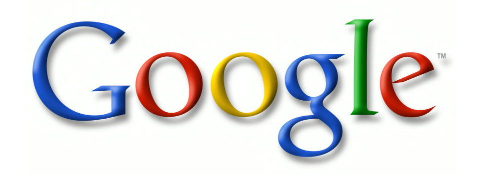
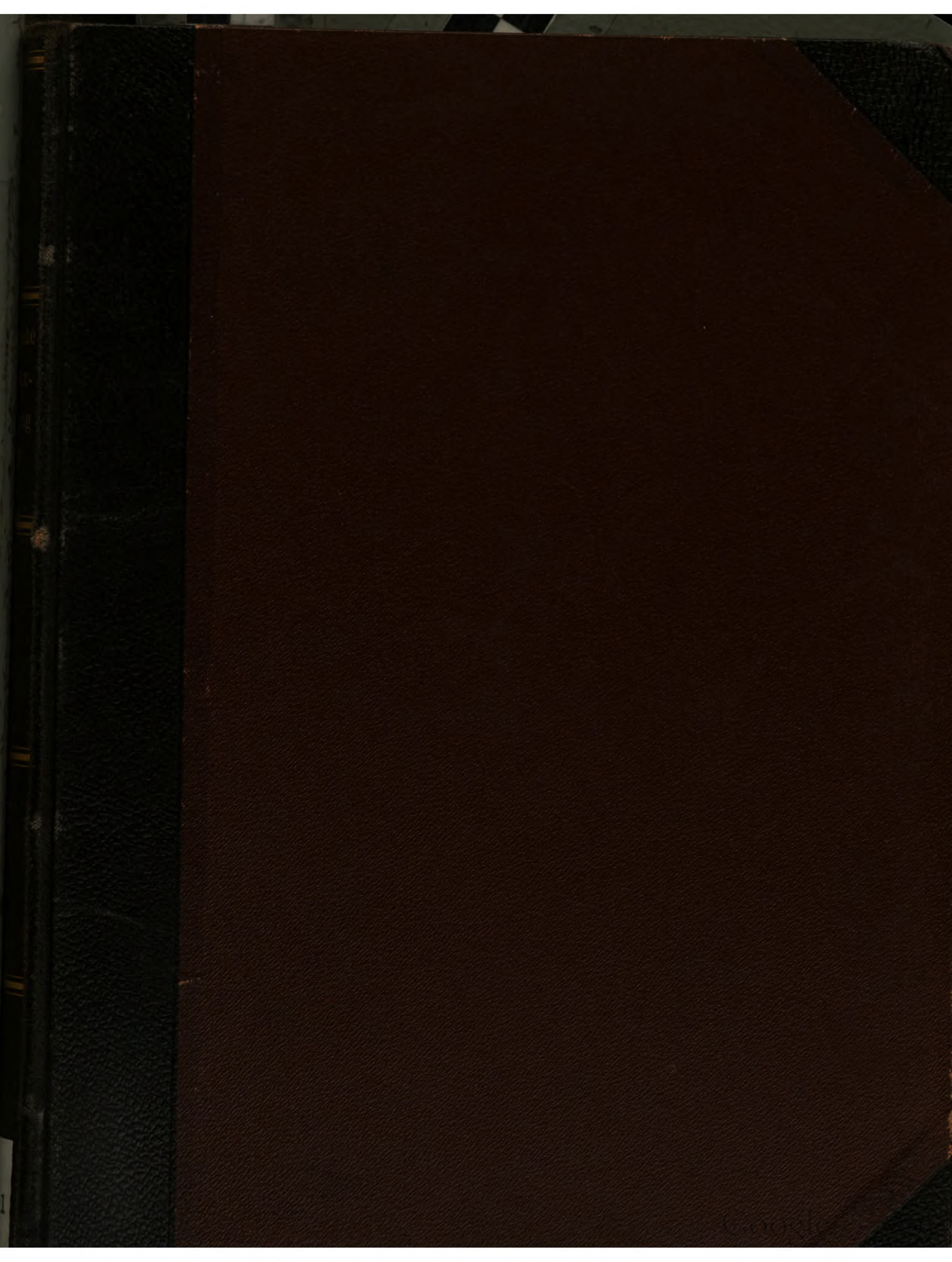





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

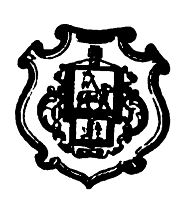


Deutsche

Roman-Zeitung.

Dreiunddreißigster Jahrgang. 1896.

Erster Band.



Berlin, 1896.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Litteratur.

Seite

Vermischtes.

Briefkasten.

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 1.

Die Akten des Vogelsangs.

Von

Wilhelm Raabe.

I.

An einem Novemberabend (der Lieutenant der Reserve liegt als längst abgethan bei den Papieren des deutschen Heerbannes) bekam ich, Oberregierungsrat Dr. jur. K. Krumhardt, unter meinen übrigen Postsachen folgenden Brief in einer schönen festen Handschrift, von der man es kaum für möglich halten sollte, daß sie einem Weibe zugehöre.

„Lieber Karl!

Velten läßt Dich noch einmal grüßen. Er ist nun tot, und wir haben beide unseren Willen bekommen. Er ist allein geblieben bis zuletzt, mit sich selber allein. Daß ich mich als seine Erbnehmerin aufgeworfen habe, kann er freilich nicht hindern; das liegt in meinem Willen, und aus dem heraus schreibe ich Dir heute und gebe Dir die Nachricht von seinem Tode und seinem Begräbnis. Dieser Brief gehört, meines Erachtens, zu der in seinen Angelegenheiten (wie lächerlich dieses Wort hier klingt!) noch nötigen Korrespondenz. Seinen Ton entschuldige. Es klingt hohl in dem Raume, in welchem ich schreibe: Er hat die Leere um sich gelassen, und wie ein Kind nenne ich Dich, Karl, noch einmal Du und bei Deinem Taufnamen, es soll kein Griff in die Zukunft sein; es ist nichts als ein augenblickliches letztes Anklammern an etwas, was vor langen Jahren schön, lustig, freudenvoll und hoffnungsreich gewesen ist. Auch Deine liebe Gattin wird den Ton verzeihen, wenn sie auch gottlob nichts weiß von der Angst, die wir Weiber haben können in einem so leeren Raume. Ihre Angst im Dunkeln wird sie ja wohl auch schon gehabt haben in ihrem Leben.

Helene Trotzendorff als ein sich fürchtendes Kind? — Nein, doch nicht! — So ist es nicht! — Die wilde Thörin möchte sich nur entschuldigen, daß sie Euch ruhigen Seelen durch ihre Nachricht den bürgerlichen und häuslichen Frieden stört. Von jetzt an, lieber Karl, gedenke meiner als einer mit dem Freunde zu den Toten Gegangenen; ich wollte, ich könnte sagen: in den Frieden.

Euer Freund Leon war sehr aufmerksam, doch Eure Frau Fechtmeisterin hat mir das Recht zuerkannt, das Begräbnis zu besorgen. Er, der Herr Kommerzienrat des Beaux, thut mir nur die nötigen Wege. Nun bin ich allein mit dem Freunde und freue mich über ihn und könnte ihm wieder wie unter den Holunderbüschen zwischen den Buchsbaumeinfassungen der Aurikelbeete, unseren Kindheitsgärten, oder auf unseren Bergen und Waldwiesen in den Haarbusch greifen und ihn Schelm nennen oder einen schlechten Menschen. Verdient hätte er das heute, wie vor Jahren. Er hatte in seinem Frieden noch denselben Zug um Nase und Mund wie vor Jahren, wenn er mich zu Thränen vor Ärger und Erboßung, und Dich, guter, alter Jugendkamerad, zu einem Citat aus einem deutschen oder lateinischen Klassiker gebracht hatte.

Die Frau Fechtmeisterin hat das große schlaue Kind wahrhaftig wie ein kleinstes, dummstes, hilflosestes Kind besorgt und zu Tode gepflegt. Sie ist jetzt nahe an die neunzig Jahre alt und sagt: ‚Daß ich das noch thun mußte, hat mich das ganze letzte halbe Jahr durch auf den Beinen erhalten; ich hatte es ihm ja aber auch so versprochen, wenn ich auch niemals geglaubt habe, daß mal ein Ernst aus seinem Spaß werden könne.‘ Sie konnte es nicht wissen, daß er immer Ernst aus dem Spaße machte! —

Wenn wir nur zusammensäßen, so könnte ich Dir noch vieles sagen. Zu schreiben weiß ich nichts mehr; ich bin auch sehr müde.

Mit den besten Wünschen für Dich und Dein Haus Helene Trotzendorff, Widow Mungo.“

* * *

„Was hältst Du so den Kopf mit beiden Händen?“ fragte mich recht spät am Abend meine Frau, nachdem die Kinder längst gekommen waren, um mir

eine gute Nacht zu wünschen. „Hast Du heute wieder mal kein Stündchen Zeit für uns übrig gehabt, armes Männchen? Großer Gott, diese Berge von Akten! Was haben wir denn eigentlich noch von Dir?"

Sie lehnte sich bei diesen Worten über meine Stuhllehne und legte mir ihre kühle Hand auf die Stirn.

„Die bösen Akten sind es diesmal nicht, mein armes Weibchen. Es ist etwas viel Grimmigeres. Was erschrickst Du denn? Dich und Deine Kinder geht es nur recht mittelbar was an."

Ich gab ihr den Brief der Witwe Mungo, der mich in dieser Nacht über die gewohnte Zeit hinaus von dem allabendlichen Plauderstündchen im Wohnzimmer ferngehalten hatte, und Anna nahm ihn, wenn nicht erschreckt, so doch sehr verwundert und gespannt, und sah natürlich zuerst nach der Unterschrift.

„Von Helene Trotzendorff?"

„Von der Witwe Mungo."

Die Pfeife war mir längst ausgegangen; ich stand auf, um sie mechanisch wieder anzuzünden, und ging nun in meiner Arbeitsstube auf und ab, während Anna an meinem Schreibtische, in meinem Arbeitsstuhl Platz nahm und zwischen den freilich berghohen, ihr so ärgerlichen Aktenhaufen das liebe Gesicht über den unheimlich wunderlichen Brief aus Berlin beugte, um es sofort, jetzt doch im höchsten Grade erschreckt, wieder zu erheben und mir zuzuwenden.

„Velten tot? Unser — Dein Freund Andres! — Und sie — Helene — die Witwe Mungo, allein bei ihm!"

Das Blatt zitterte in ihren Händen, als sie weiter las; aber sie machte weiter keine Bemerkungen, bis sie fertig war, das Schreiben niederlegte, mit der Hand darüber strich, wie um es zu glätten.

„Aber das ist ja ein entsetzlicher Brief! In seiner Unverständlichkeit doch gar nicht so, wie ich sie mir nach Deinen — Euren Reden und Erzählungen vorgestellt habe, daß unsereine trotz ihres Erschreckens und Mitgefühls wieder einmal nicht weiß, was sie dazu sagen soll. Velten Andres tot, und die amerikanische Thalermillionärin jetzt als seine Totenwache, wie es scheint in seiner leeren Dachstube. Was will sie denn jetzt da? Ganz dumm und irre wird man hierbei! Du lieber Gott, wie machen sich doch die Menschen aus puren Grillen das Leben schwer und das Sterben zu einem Komödienschluß! Na, was siehst Du mich an? Wenn es nicht so trauriger Ernst wäre, so möchte man wirklich sagen: Aus seiner Rolle ist keiner von beiden gefallen. Und der gute Leon ist auch natürlich wieder da und steht dabei wie der brave Mensch im Hintergrund, der auf dem Theater immer dabei ist, wenn so eine Katastrophe eintritt, daß doch wenigstens einer als vernünftiger Teilnehmer den Kopf schüttelt. Aber freilich — Du mußt und willst doch auch wohl als erster alter guter Freund und Bekannter von allen jetzt zu ihr nach Berlin?"

„Morgen — wenn es mir irgend möglich ist."

„Weshalb sollte Dir das nicht möglich sein? In solchem Fall darf sich jeder Mensch seinen Urlaub selber geben. Ich für mein Teil werde morgen diesen unheimlichen Brief bei hellem Tageslicht lesen. Jetzt ist er mir wie ein Stein auf den Kopf gefallen, und ich gehe zu den Kindern. Die Mädchen sind eben aus dem Theater nach Hause gekommen. Das ist in diesem Augenblick meine einzige Rettung nach dieser Lektüre. Der Himmel bewahre sie uns vor zu viel Einbildungskraft und erhalte ihnen einen klaren Kopf und ein ruhiges Herz.

„Ganz meine Meinung, liebe Anna," seufzte ich, und dann ließ ich den Brief Helenens unter meinen Aktenhaufen, zog den Arm meines klugen, klaren und ruhigen Weibes unter den meinigen und wir gingen zusammen zu den Kindern. — Das sind schon ziemlich erwachsene junge Leutchen mit wenn auch jungen, so doch eigenen Lebenserfahrungen und Interessen: von Velten Andres und Helene Trotzendorff wußten sie nichts, oder doch nur wenig. Und das Wenige konnte jetzt bloß ein romantisches Interesse für sie haben. Mit den Akten des Vogelsangs hatten die persönlich nichts mehr zu schaffen. Ob sie später einmal persönlichen Nutzen aus ihnen ziehen werden, wer kann das wissen?

* * *

Daß mein Vater nur auf das zu dem Landesorden hinzugestiftete Verdienstkreuz erster Klasse und den Titel Rat die Anwartschaft besaß, sagt alles über unsere gesellschaftliche Stellung im deutschen Volk, um die Zeit herum, da ich jung wurde in der Welt. In welchem juristischen Sonderfach er ein Beamteter war, ist wohl gleichgültig, daß er aber ein sehr tüchtiger Beamter war, haben alle seine Vorgesetzten anerkannt, und viel häufiger von seinem Verständnis in den Geschäften Gebrauch gemacht, als sie ihren Vorgesetzten gegenüber laut werden ließen. Es handelte sich in seinem Amt viel um Zahlen, und er hatte einen hervorragenden Zahlensinn, womit, beiläufig gesagt, meistens auch ein entsprechender Ordnungssinn verbunden ist. Beides gab ihm eine Stellung in unserer heimischen Bureaukratie, die für unser häusliches Behagen nicht immer von dem besten Einfluß war; denn die Vorstellung, nicht studiert und es dadurch zu etwas Besserem gebracht zu haben, verbitterte nur zu häufig nicht nur ihm, sondern auch uns, das heißt meiner Mutter und mir, das Leben.

Ich habe übrigens in meiner heutigen oberregierungsrätlichen Stellung dergleichen wackere Herren gleichfalls gottlob unter mir und hole mir nicht selten für meinen Amtsberuf nicht nur Aufklärung, sondern auch Rat von ihnen. Das Bild meines seligen Vaters aber, mit dem zu dem Landesorden hinzugestifteten Verdienstkreuz erster Klasse auf der Brust, habe ich in Lebensgröße (nach seinem Tode nach einer guten Photographie gefertigt) über meinem Schreibtische hängen, und hole mir auch von ihm heute noch Aufklärung und Rat, und nicht bloß in meinen Geschäften, sondern im Leben überhaupt. —

Meine Mutter war eine Frau, deren höchste Lebenswünsche und Ansprüche durch den Titel Rätin

ganz und gar erfüllt wurden. Sie war eine gute Mutter und beste der Gattinnen, wenn das letztere vom vollständigen Aufgehen in den Ansichten, Meinungen, Worten und Werken des Gatten abhängig ist. Sie fühlte sich wohl in der Zucht, in welcher er sie und sein Haus hielt, und ich glaube nicht, daß sie je einen anderen Willen haben konnte, als den seinigen.

Geschwister habe ich nicht gehabt, wenigstens nicht solche, die so lange geatmet hätten, um von Einfluß auf mein Leben zu werden. Den Ersatz hierfür lieferte die Nachbarschaft und zwar in ergiebigster Weise, und davon handelt denn auch, um es hier schon kurz zu sagen, die Akte, die ich jetzt anlege. Wem zum Besten, wer mag das sagen? Jedenfalls mir zu eigenster Seelenerleichterung und aus tiefgefühltem Bedürfnis nach einem, nach etwas, das einen ruhig anhört, aussprechen läßt und nicht eher dazu redet, bis das Ganze vorliegt. Daß es nicht eine Personalakte in der wirklichsten Bedeutung dieses Wortes ist, nimmt in meinen Augen den Aufzeichnungen nichts von ihrem Wert. —

* * *

Die Nachbarschaft! Ein Wort, das leider Gottes immer mehr Menschen zu einem Begriff wird, in den sie sich nur mühsam und mit Aufbietung von Nachdenken und Überdenken von allerlei behaglicher Lektüre hineinzufinden wissen. Unsereinem, der noch eine Nachbarschaft hatte, geht immer ein Schauder über, wenn er hört oder liest, daß wieder eine Stadt im deutschen Volk das erste Hunderttausend ihrer Einwohnerzahl überschritten habe, somit eine Großstadt und aller Ehren und Vorzüge einer solchen teilhaftig geworden sei, um das Nachbarschaftsgefühl dafür hinzugeben.

Wir zu unserer Kinderzeit hatten es noch, dieses Gefühl des nachbarschaftlichen Zusammenwohnens und Anteilnehmens. Wir kannten einander noch im „Vogelsang" und wußten voneinander, und wenn wir uns auch sehr häufig sehr übereinander ärgerten, so nahmen wir doch zu anderen Zeiten auch wieder sehr Anteil im guten Sinne an des Nachbars und der Nachbarin Wohl und Wehe. Auch Gärten, die aneinander grenzten und ihre Obstbaumzweige einander zureichten und ihre Zwetschen, Kirschen, Pflaumen, Äpfel und Birnen über lebendige Hecken weg nachbarschaftlich austeilten, gab es da noch zu unserer Zeit, als die Stadt noch nicht das „erste Hunderttausend" überschritten hatte, und wir: Helene Trotzendorff, Velten Andres und Karl Krumhardt, Nachbarkinder im Vogelsang unter dem Osterberge waren. Bauschutt, Fabrikaschenwege, Kanalisationsarbeiten und dergleichen gab es auch noch nicht zu unserer Zeit in der Vorstadt, genannt „Zum Vogelsang". Die Vögel hatten dort wirklich noch nicht ihr Recht verloren, der Erde Loblied zu singen; sie brauchten noch nicht ihre Baupläne dem Stadtbauamt zur Begutachtung vorzulegen. Wir hatten von ihren Nestern unsere Hecken, Büsche und Bäume voll und unsere Freude dran; trugen aber dessenungeachtet nicht auf eine „Katzensteuer" an, und schlugen oder schossen jeden wackern Kater tot, der nach seinem Rechte mal im Bauplan der guten Mutter Natur mit einem: „Immer und ewig Mäuse?" herumstieg und von der sämtlichen Käfer-, Fliegen-, Raupen-, Schmetterlings- und Würmerwelt nicht nur als ein Wohlthäter, sondern auch als ein Rächer geachtet wurde.

Wohin reißt mich dieses Rückgedenken? Bedenke Dich, Oberregierungsrat, Doctor juris K. Krumhardt und bleibe bei der Sache! Bei der Stange! würde Dein Freund Velten zu jener Zeit — unserer Zeit gesagt haben. —

Mein Vater, Oberregierungssekretär Krumhardt, hatte sein Haus im Vogelsang von seinem Vater geerbt, und der wieder von seinem Vater. Darüber hinaus verlor sich unsere Kenntnis des Besitzstandes in der Nacht der Zeiten. Es war jedenfalls ein altes Haus, das nicht nur die drei schlesischen Kriege, sondern auch den spanischen Erbfolgekrieg miterlebt hatte als Zeitengenosse. Das Nachbarhäuschen, das seiner äußeren Erscheinung nach etwas jünger war, hatte Dr. med. Andres erst bei seiner Niederlassung in der Stadt und der Vorstadt Vogelsang käuflich an sich gebracht. Seine Witwe und sein Junge gründeten ihre Wohnorts- und (möglicherweise) auch ihre Unterstützungsberechtigung auf diesen, der Zeit nach noch ziemlich naheliegenden „Eintrag" ins Hypothekenbuch; aber auch sie fühlten sich ihres Besitztums sicher und gehörten von Anfang an dazu — nämlich zur Nachbarschaft im alten, echten Sinne, und mein Vater war nach dem Tode des Doktors ganz selbstverständlich von der Obervormundschaft der Witwe als „Familienfreund" beigegeben worden.

Zugezogen war nur, jenseits der Grünen Gasse, Mrs. Trotzendorff from New York, in eine Mietwohnung. Wie aber deren Kind sein Bürgerrecht unter dem Osterberge im Vogelsang erwarb und es aufgab, darüber mögen denn diese Akten mit allen dazu gehörigen Dokumenten das Nähere berichten. Ich werde mir die möglichste Mühe geben, nur als Protokollist des Falles aufzutreten. Wenn ich dann und wann an dem Federhalter nage, meiner Privatgefühle, Stimmungen, Meinungen und so weiter wegen, so bitte ich die geehrten Herren und Damen auf dem Richterstuhle des Erdenlebens, hier, in Sachen Trotzendorff gegen Andres, oder Velten Andres contra Witwe Mungo, nicht darauf zu achten. Meine Frau sagte seiner Zeit:

„Guter Gott, wie dankbar können wir doch sein, daß Du nicht so warst wie die beiden anderen von Euch. So haben wir doch wenigstens unser geregeltes Dasein und unsere Kinder um uns. Aber auf deren vernünftige, ordentliche Erziehung wollen wir auch recht Achtung geben. Es wäre mir zu entsetzlich, wenn eines von ihnen auch so ins Wilde wüchse!" —

Dr. med. Valentin Andres, der Vater unseres Freundes Velten Andres, war ein echter und gerechter Vorstadtdoktor, ein gutmütiger Mensch und ein guter Arzt, welchem letztern nur die Berge und die übrige schöne Natur für seine Liebhaberei, die Insektenkunde, oft zu nahe lagen. Er war recht häufig nicht zu finden, wenn er an einem Krankenbette, bei einem

Unglücksfall oder sonst in seinem Beruf höchst nötig war. Seine Abhandlung über Cynips scutellaris, die Gallapfelwespe, machte seiner Zeit in den betreffenden Kreisen Aufsehen und ist auch heute noch von den Fachgenossen geschätzt. Zum Sanitätsrat aber brachte er es nicht durch dieselbe, und das geringe Vermögen, welches er bei seinem Tode seiner Witwe und seinem Sohn zu dem kleinen Hause und Garten im Vogelsang hinterließ, stammte weniger von ihm als von seinem Vater und Großvater her. Letzterer soll ein nach unseren Begriffen sehr wohlhabender Mann gewesen sein; aber wie verkrümelt sich die Wohlhabenheit, der Reichtum in der Folge der Geschlechter! —

Ich für mein Teil habe nur eine ganz dunkle Erinnerung an den Doktor Andres. Mein Nachbarschaftsleben war nur mit seinem Jungen und der „Frau Doktern"; aber seine Käfer- und Schmetterlingssammlungen in den Glaskästen an den Wänden haben doch einen Einfluß auf mich gehabt und behalten ihn heute noch, und sein friedliches Bild gleitet mir noch manchmal auf einem Waldwege um unsere jetzige „Großstadt" entgegen.

Wie kopfschüttelnd oder lächelnd er seinem Sohn auf dessen Wegen dann und wann erschienen sein mag? — Und was er aus seinem Lebensvermögen weiter gegeben haben mag an diesen, seinen Sohn Andres — unsern Freund? — —

Was nun die Frau Doktor Andres anbetrifft, so steht deren freundliches Bild hell und klar in meiner Seele und kann nie darin auslöschen. Sie hat an meiner Mutter Wochenbett gesessen und gut nachbarschaftlich in meine Wiege gesehen; ich habe an ihrem Sterbelager gesessen und sie in ihrem Sarge gesehen — ebenso gut nachbarschaftlich (ich gebrauche das Wort trotz allem, was nachher hierüber zu den Akten kommt). Zwischen meiner Wiege und ihrem Sarge aber haben so viele gute, liebe, lange Jahre des Zusamenlebens und Verkehrs von Haus zu Haus gelegen, daß wir wahrlich zu einander gehörten; obgleich mein Vater — ihr Familienfreund war, sie nur selten „begriff", sie recht häufig sehr ängstete und dann und wann noch viel mehr ärgerte; und obgleich meine Mutter in allem diesen der Ansicht und Meinung meines Vaters war und „Amalien" fast noch weniger „begriff" als er.

Natürlich wurzelten neun Zehntel aller Mißverständnisse in dem Vorhandensein meines Freundes Velten in dieser auf bürgerlichem Ordnungssinn gegründeten Erdenwelt. Weshalb hatte denn aber auch die Obervormundschaftsbehörde nach dem Tode des Doktors der Vormünderin des Jungen den Oberregierungssekretär Krumhardt als Familienberater beigegeben? Da mußte sich denn freilich manches zuspitzen, was von Natur keine Schärfe hatte, wenigstens auf der einen Seite. — Mit den Gärten sind heutzutage zwar auch die Vögel im Vogelsang ausgerottet; aber in den Wäldern jenseits des Osterberges singen auch heute noch, traditionell, vielleicht einige davon, was für ein sauberer Vogel Velten Andres war, und was für eine unzurechnungsfähige Vormünderin seine Mutter. Freilich hatte er ja auch eine Eiersammlung seiner Zeit, bis ihn — gerade seine Mutter hier auf dem Felde seiner Liebhabereien zurechtwies und sich die „grausame, unnütze Spielerei" verbat. Natürlich unter gänzlich unberechtigtem Hinweis auf seinen seligen Vater, der nie ein Vogelnest ausgenommen hatte.

„Aber gucke mal, da seine Käfersammlung und seine Schmetterlinge. That es denen nicht weh, wenn er sie auf seine Nadeln spießte?" hätte der Sohn seines Vaters der Mutter antworten und sie fragen dürfen. „Da, mach Du Dir einen Eierkuchen draus," sagte er jedoch nur zu mir, mir die ausgeblasene Herrlichkeit über die Hecke zuschiebend. „Die Alte hat auch recht, wenn sie mir dieser Dummheit wegen die Hosen nicht mehr flicken will. Sie mufft, und ich lege mich lieber auf Briefmarken."

Wann hätten wir je im Vogelsang die Nachbarin Andres „muffen" sehen? Daß sie weinen konnte, wußten wir daselbst. Aber muffen? Diese Schmach konnte ihrem lieben, freundlichen Gesicht nur unsereiner und also am besten ihr eigen Fleisch und Blut aus seinen Schulbubenerlebnissen und Redensarten anthun. Auf das Lachen war sie von Natur eingerichtet, oder, noch besser, auf das ruhige, stille Sonnenlächeln, das ohne irgend zu Tage liegenden Grund eben aus der Tiefe kommt und also da ist, weil einmal ein bevorzugtes armes Menschenkind die Welt schön sieht.

Wie muß ich heute mit Helene Trotzenborffs Brief vor Augen daran denken, wie schön die Mutter Velten Andres' die Welt sah!

* * *

„Die Frau ist unzurechnungsfähig, der Junge ein verwahrloster Strick, und bei den Leuten Familienfreund spielen zu sollen und Vernunft reden zu müssen, eine Aufgabe, die einen zur Verzweiflung bringen kann!" rief mein Vater, aus dem Nachbarhause nach Hause — unserm — seinem Hause heimkommend und den Hut verdrießlich doch sorgsam neben meinen Cornelius Nepos auf den Tisch stellend. „Karl, was ist das wieder gewesen und was für eine Rolle hast Du bei dieser neuen Albernheit gespielt? Sie haben das Hartlebensche Gartenhaus beinahe in Brand gesteckt, Frau."

Ja, ich hatte den Cornelius Nepos und das Leben des Alkibiades, des Klinias' Sohn, vor mir und das Herz voll Angst vor meinem „Alten", und verquollene Augen und heiße, schwarz-schmierige, zitternde Pfoten; und zu übersetzen hatte ich:

At mulier, quae cum eo vivere consuerat, muliebri sua veste contectum aedificii incendio mortuum cremavit — aber das Weib, das mit ihm zu leben gewohnt war, verbrannte den mit ihrem Frauenrock bedeckten Leichnam in dem brennenden Hause.

„Heraus mit der Wahrheit, Junge! Da drüben kriegt man doch nichts anderes als Phantasterei und Lügen zu hören," rief mein Vater und faßte nun auch mich an der Schulter wie er „drüben" wahrscheinlich den Freund Velten und „gegenüber" die kleine Helene Trotzenborff gefaßt und geschüttelt hatte.

Aus mir schüttelte er jedenfalls die ganze Wahrheit heraus.

„Wir haben bloß Komödie gespielt in Hartlebens Pavillon. Velten hat sie angegeben, weil — weil — wir jetzt — in der Schule den Alkibiades haben!“ schluchzte ich.

„Eine schöne Komödie, die auf Brandstiftung hinausläuft! Was meinst Du dazu, Mutter?“

Meine Mutter rang nur stumm die Hände, mein Vater aber hatte ihr doch nun die Sache etwas deutlicher auseinanderzusetzen.

„Daß ihnen in der Schule aus den Griechen und Römern saubere Exempel vor die Augen gestellt werden, das ist freilich leider eine Thatsache, Frau,“ brummte er. „Und da ist denn auch so eine Geschichte von einem griechischen General — Alkibiades heißt er — die haben sie auf dem Hartlebenschen Grundstücke aufführen wollen und mit Streichhölzern, Schießpulver und Kolophonium, was weiß ich, gewirtschaftet; und daß das Mädchen bloß mit verbrannter Schürze, die sie dem Musjeh Alkibiades, ich meine dem Schlingel Velten überdecken wollte, aus Hartlebens getrockneten Krautbündeln herausgekommen ist, das ist auch nur ein Wunder, wie es solchen Narrenköpfen passiert.“

„Du lieber Gott! Du lieber Gott! Und Du bist auch wieder mit dabeigewesen, Karlchen?“ wimmerte meine Mutter.

„Velten hat alles gleich gelöscht mit den Händen und mit Wasser aus dem Brunnen in seiner Mütze!“ schluchzte ich.

„Und sitzt jetzt mit den Händen in Watte und Leinöl,“ brummte mein Vater. „Nicht einmal ein regelrechtes Schmerzgeheul und Gewinsel kriegt man aus ihm heraus. Verstockt beißt der Taugenichts die Zähne aufeinander und glotzt nur von Zeit zu Zeit angstvoll auf die Mama, was die zur Sache von sich giebt. Ja die! Wer doch von Gottes und Rechts wegen in Thränen schwimmen sollte, das müßte die Frau Nachbarin Amalie sein; denn der dumme Junge muß arge Schmerzen haben. Aber thut sie es? Bewahre! Lieber sterben als dem zum Richtigen redenden Nachbar und Familienfreund seine Verantwortlichkeit durch Zustimmung zu erleichtern. Natürlich beißt auch die Frau Doktor nur die Zähne zusammen, sagt nur von Zeit zu Zeit: ‚Aber Velten, das war doch zu dumm!‘ und läßt mich gewohntermaßen in den Wind und ins Blaue reden.“

„Die arme Amalie!“ seufzte meine Mutter.

„Du bedauerst sie wohl gar noch?“ fuhr mein Vater fast gröblich sie an. „Das kannst Du Dir dreist für andere und bessere Gelegenheiten sparen.“

Und mit einem Blick auf mich fuhr er fort: „Na, reden wir nicht weiter hierüber. Übrigens, um den neuen Skandal (der Dich, mein Sohn, beiläufig auch mit vor die Polizeibehörde bringen wird) völlig auszukosten, war ich denn auch drüben bei der dritten von Euch drei lieben Jugendfreundinnen, Adolfine — bei der berühmten (ich will kein anderes Wort gebrauchen) bei der berühmten Frau Agathe — unserer teuren Mistreß Trotzendorff. Nu, was ich da zu hören bekam, das hätte ich mir vorher schon selber sagen können. Saß die Person wieder sofort auf dem hohen Pferde, als ob die sämtlichen vereinigten Staaten von Nordamerika es ihr gesattelt und gezäumt hätten! — Das habe das Kind eben aus einem größeren Leben als das unserige hier von drüben mitgebracht, daß es die Welt (die Närrin sagte wahrhaftig: die Welt!), daß es die Welt nicht mit unseren hiesigen Philisteraugen (dies ist freilich mein Ausdruck), mit unseren hiesigen Philisteraugen ansehe. Der Spaß sei ja gottlob wieder glücklich abgelaufen; Hartleben werde sich wohl auch zufrieden geben, wenn man vernünftig mit ihm spreche, und auf die verbrannte Schürze des Kindes komme es gar nicht an; für die werde sein Papa drüben in New York wohl noch aufzukommen wissen. — Damit holte sie mir das naseweise Balg unter den Händen weg und hob es, wie Niobe ihr letztes aus den Büchern unseres Jungen, auf den Schoß. Der Hinweis auf den Schwindler, den Erzschwindler Trotzendorff, ihren Mann, imponierte mir aber so, daß ich nur meinen Hut nehmen konnte und sagen: Da hört alles Eingreifen von verständiger Seite gründlich auf! Du lieber Himmel, was für eine Nachbarschaft! Junge, Junge, ich rate Dir, daß Du bei den Grundsätzen Deiner Eltern wie bei Deinen Büchern bleibst und Dich exakt hältst. Dich wenigstens kann ich windelweich hauen, wenn Du mir bloß noch ein wenig mehr in dem Affenspiel rundum die Purzelbäume mitschlägst und nicht Deine bürgerlichen, gesunden, nüchternen fünf Sinne bei einander behältst!“

„Ja, bitte, bitte, bester Karl, thue das und mache Deinen Eltern und Deinen Herrn Lehrern Freude!“ sagte meine Mutter. „Ach, Vater, aber können denn die armen Frauen, die Amalie und Agathe dafür, daß die eine ihren armen Doktor so früh verloren hat und die andere ihren —“

Sie brach ab, und mein Vater brummte nur: „Na, was Deine andere dazu beigetragen hat, hier jetzt wieder als abenteuerliche amerikanische Strohwitwe im Vogelsang zu sitzen, darüber sind die Akten noch nicht mit allen dazu gehörigen Dokumenten versehen. Für die Doktorin mag Deine Entschuldigung zu mildernden Umständen beitragen, Adolfine.“

* * *

Welch eine Nachbarschaft! Jawohl, das war es, was trotz aller Warnungen und Drohungen, Aufregungen und Ärgernisse meines braven seligen Vaters mir den Vogelsang unter dem Osterberge bis heute noch zu einem Zauber macht, der mich dahin bannt, obgleich er so sehr, so ganz und gar recht hatte mit seinen Warnungen vor diesem Zauber. Bin ich nicht heute der einzige von uns dreien, der seine gesunden fünf Sinne exakt und pragmatisch bei einander gehalten und es nach bürgerlichen Begriffen (sehr wohl berechtigten!) zu einer soliden Existenz in der schwankenden Erdenwelt gebracht hat? Und hält mich dieser alte Zauber heute nicht mehr denn je — der Zauber der Nachbarschaft, trotzdem daß Velten Andres und Helene Trotzendorff auf anderen Wegen und nach unseren bürgerlichen Begriffen verloren ge-

gangen sind in der Welt und die Welt gewonnen haben? Wenigstens der arme Velten. Die hundertfache Millionärin, die Witwe Mungo, geborene Trotzenborff, ist ja wohl nicht ganz so sehr zu beachselzucken wie der ganz verrückte Mensch, der arme kuriose Kerl, der Andres! Schade um ihn, wozu hätte der es mit seinen Talenten und seinen vielen guten Gelegenheiten, es zu was zu bringen, es in der Welt zu etwas bringen können!

Aber pragmatisch, pragmatisch, Karl Krumhardt! Das heißt referiere Dir selber so werkmäßig als möglich, Oberregierungsrat Doctor juris Krumhardt, um Dir selber wenigstens Deinen Standpunkt in Sachen Andres contra Trotzenborff oder umgekehrt klar zu halten. Wenn nicht wegen eines anderen Publikums, möchte es Deiner Kinder wegen wohl der Mühe wert sein.

Wir, Velten und ich, waren ungefähr zehn oder zwölf Jahre alt, als wir anfingen, mehr und mehr aufzuhorchen, wenn in unsere Kinderspiele, Schularbeiten und Dummejungenstreiche der Name Trotzenborff hineinklang, mit bedenklichem Kopfschütteln von seiten meiner Eltern, mit bedauerndem von seiten der Mutter Veltens. Da hieß es in unserm Hause: „Konnte man das nicht voraussehen?“ und im Nachbarhause: „Die arme Agathe!“ Bei uns: „Der Schwindler mußte ja zu diesem Ende kommen, und nun schickt er uns das leichtsinnige Geschöpf, seine Frau, auch gar noch wieder über den Hals!“ Nebenan: „Mit so einem armen kleinen Kinde! Und so weit her, über die See; ganz allein mit dem kleinen Mädchen über das große Meer!“

Die weite See, wo Robinson Crusoe seine Wunderinsel fand und wir, Velten und ich, so gern eben eine solche gesucht hätten; — das große Meer, über welches Sindbad der Seefahrer schiffte und seine tausend und ein Abenteuer erlebte, über welches Wittington (dreimal Lord Mayor von London) seine Katze verhandelte und vom Negerkönig drei Säcke voll Goldstaub für das brave Tier zurückempfing: das war es, was natürlich zuerst unsere Knabenphantasie erregte.

„Du,“ sagte Velten, „es kommt eine Frau mit einem kleinen Mädchen aus Amerika wieder hierher nach dem Vogelsang. Meine Mutter kennt seine Mutter und Deine Mutter kennt sie auch.“

„Das weiß ich auch schon. Mein Vater und meine Mutter haben aber auch seinen Vater gekannt und sagen, er sei ein Taugenichts.“

„Davon hat meine Mutter nichts gesagt, aber kennen thut sie ihn auch. Das ist mir übrigens ganz Wurst; aber das Wurm! Hol mal Deinen Atlas. So eine dumme Schürze und Zimperliese auf dem Atlantischen Ocean, wenn wir ihn nur in der Geographiestunde haben und bloß Dummheiten vom Doktor Klebmaier zu hören kriegen, wenn wir nicht wissen, wie weit er reicht! Na, laß sie mir nur kommen. Drüben bei Hartlebens haben sie sich eingemietet; meine Mutter hat ihnen dabei geholfen.“

„Mein Vater und meine Mutter auch. Es geht ihnen recht schlecht, und man muß sich ihrer annehmen, sagen sie! Weißt Du, sie sind eben alle gute Freunde miteinander gewesen, die Alten. Ja, wir sollen uns ihrer annehmen!“

„Meinetwegen. Was ich dazu thun kann, wird gemacht. Von einem Mädchen mehr soll mir diesmal noch nicht übel werden, obgleich wir des Zeugs schon eigentlich borstig hier zu viel im Vogelsang haben. Überall stehen sie einem im Wege und über keine Hecke kann man steigen, ohne daß man zwischen einem Haufen von ihnen fällt und fünf Minuten nachher das Gezeter angeht: Wenn Du Dich nicht aus unserem Garten scherst, sagen wir's Deinem Vater! Übrigens, Karlchen, kannst Du mir noch mal Deinen Lederstrumpf leihen, ich will doch lieber vorher, ehe die Kreatur einrückt, über Amerika nachlesen.“

Wie viele deutsche Jungen haben diese Cooperschen Lederstrumpferzählungen „für die Jugend bearbeitet“, hinübergelockt in das Land der Langen Flinte, der Großen Schlange und des Renard subtil? Ob das bei Mr. Charles Trotzenborff aus dem Vogelsang auch der Fall gewesen war, kann ich nicht in den Akten nachweisen, was seine Jugendzeit betrifft. Aus späteren Dokumenten geht mir hervor, daß es sich nicht so verhielt; — daß ihn weder der edle Unkas noch der tapfere Major Heyward und auch nicht die stolze schwarzhaarige Cora und die blonde liebliche Alice an- und dorthingezogen hatten, sondern ganz was anderes: etwas, was nicht das Geringste mehr mit jener wundervollen lügenhaft-wahren Kinder-Urwaldswelt zu schaffen hatte; nämlich ganz einfach das Geschäft in den glorreichen Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch aus dem edlen deutschen Vaterlande, vom grünen Rhein und aus dem Vogelsang kann das deutsche Gemüt die vollkommene Befähigung mit übers Wasser nehmen, nicht nur mit Mssrs. Longbow, Snake, Renard and Company vortrefflich auszukommen, sondern selbst sie bei günstiger Gelegenheit dergestalt übers Ohr zu hauen, daß sie sich den ferneren Import von dergleichen Konkurrenz am liebsten gänzlich verbitten würden. Aber das sind Geschichten aus Väterzeiten. Ich habe wie gesagt wenig über Herrn Charles Trotzenborff in meinen Papieren. In unserer Heimatstadt war er Auswanderungsagent und wanderte seiner Zeit selber aus und zwar aus zwingenden Gründen. Seine Frau, die Freundin und Schulbankgenossin meiner Mutter und der Nachbarin Andres, nahm er aus dem Vogelsang mit. Sie soll in ihrer Jugendblüte sehr schön gewesen sein und war auch eine noch nicht häßliche Erscheinung, als er sie uns dahin für eine Zeit wiederschickte: „zur Aufbewahrung für besseres Glück,“ wie mein Vater sagte, und wie es sich später auch wirklich so herausgestellt hat.

Es war Veltens Mutter, an welche „Mrs.“ Agathe Trotzenborff dann und wann aus Amerika schrieb; Velten hat bei seinem „großen Aufräumen“ wohl ein halb Dutzend Briefe mit überseeischem Poststempel in den Ofen geschoben. Soviel ich mich erinnere, war weder stilistisch noch ethisch das Geringste daran verloren; jedenfalls ging aus ihnen hervor, daß Mr. Charles Trotzenborff ein großer Schwindler war, der seine Sache verstand, also Glück gehabt hatte, es wieder haben konnte und jedenfalls im Pech sich

zu helfen wußte. Das letzte Schreiben berichtete über ihn, daß er recht im Pech sitze, von „schlechten Menschen unglaublich betrogen worden sei“ und deshalb fürs erste seinen Haushalt auflösen müsse. Wie uns, das heißt mir und Freund Velten später die Sache klar wurde, war er damals nur mit genauer Not an einem längeren Aufenthalt in Sing-Sing vorbeigeglitten. Jedenfalls war er nach dem in jener Zeit noch mit einigem Recht „fern“ genannten Westen verduftet und hatte Weib und Kind dem Vogelsang wieder zugeschoben. Was wußten wir im Vogelsang von Mr. Fisk und der Erieeisenbahn, von Mr. Tweed, dem Tammanyring und Sing-Sing? —

Sie kamen an, die deutsch-amerikanische Mutter und little Ellen, das amerikanische kleine Mädchen, und bezogen auf Hartlebens Anwesen die von uns ihnen im Nebengebäude daselbst gemietete Wohnung. Der Einzug ging vor, während wir beide, Velten und ich, in der Schule waren. Als wir nach Hause kamen, fanden wir unsere beiden Mütter in erklecklicher Aufregung und zitternder Ratlosigkeit bei einander sitzend, und horchten wie Jungens horchen, wenn ihre Mütter die Hände stumm im Schoße ringen oder sie laut schreiend über den Köpfen ausspreizen, als wollte ihnen nicht bloß das Himmelsgewölbe, sondern auch die Stubendecke auf die Hauben fallen.

„Das Frauenzimmer ist ja als eine komplette Närrin heimgekommen!“ ächzte meine Mutter.

„Du lieber Himmel, was wird das werden!“ seufzte die Nachbarin Andres.

„Weißt Du, Amalie, wie ich hier sitze?“

Veltens Mutter schüttelte den Kopf.

„Vollständig mit dem Eindruck, als ob wir — wir beide hier im Vogelsang schuld daran seien, daß Hartlebens Nebenhaus nicht Unter den Linden in Berlin, oder noch großartiger irgendwo drüben bei den Amerikanern in New York oder sonstwo liege. Und mit den hundert Thalern, die der Schlingel Trotzendorff meinem Mann für die Einrichtung geschickt hat, hätten wir selbstverständlich unserer hiesigen Frau Herzogin häusliche Ausstattung drüben bei Hartlebens beschaffen müssen für diese — diese, unsere Mistreß oder Lady oder wie wir sie sonst zu betitulieren haben! Bitt' ich Dich!“

„Die arme Agathe.“

„Bedauere sie gar noch! Nimm es mir nicht übel, hier bin ich doch anders. Ich für mein Teil werde ihr bei späterer, kommender Gelegenheit meine Meinung nicht vorenthalten, daß sie sich in unsere Verhältnisse zu schicken habe, und wir nicht in ihre.“

„Großer Gott, ihre Verhältnisse!“ seufzte Veltens Mutter.

„Nun, ich meine eben ihre großartigen früheren, nicht ihre jetzigen. Ja, da magst Du wohl wieder recht haben, Malchen, und ich werde mich auch für mein Teil bemühen, ihr dieselben so behaglich und verständlich zu machen, wie es mir möglich ist.“

* * *

Ich ziehe selbstredend im besten Sinne des übelverwendeten Wortes diese Unterhaltung der Mütter aus den Akten. Daß wir dummen Jungen das so nicht aufbewahrten, ist selbstverständlich. Wir zwei — Velten und ich — wußten nur, daß etwas ganz aus der Regel Fallendes und durchaus nicht ganz und gar Angenehmes dem Vogelsang die Ruhe aufgestört hatte und die Behaglichkeit für unabsehbare Zeit (wie mein Vater meinte) zu kränken drohte. Übrigens gewannen wir sofort die Überzeugung, daß die Geschichte uns beide gar nichts angehe, und mit der „neuen Schürze bei Hartlebens“ wollten wir schon bald fertig werden, wie mit den anderen dummen Gänsen auf den Schulwegen, in den Gärten und Gassen bei Sommersonnenschein und Winterschnee.

So warteten wir denn mit dem Kinn auf dem Zaun wie zwei europäische Indianer nach Hartlebens Wigwam hinüber.

„Aus den beiden dummen Engländerinnen, Cora und Alice, mache ich mir gar nichts,“ sagte Velten, „aber wenn diese Neue rot, grün, gelb und blau angemalt käme, wie Junithau im Pfadfinder, dann wär doch noch was, und mal was Neues hier bei uns in der ewigen Langweilerei aus dem Cocon gekrochen.“

„Du! Da kommt Deine Mutter mit ihr! Ach, der Dreikäsehoch! Guck, läßt sich auch noch an der Hand führen, und — richtig — hat natürlich geweint und zimpert noch und läßt sich nachziehen, als ob Deine Mutter der richtige Oger wäre und Ihr bei Euch zu Hause bloß von Kinderfleisch lebtet. Na, nun mach nur, Velten, daß Du auch nach Hause kommst. Du hast sie wahrscheinlich heute zu Tische, — guck, da nimmt Deine Mutter das große Balg in Eurer Gartenthür gar noch auf den Arm! Na, adjö, da rufen sie auch bei uns nach mir, und meinen Vater kennst Du.“

Es war ein Sonnabend und keine Schule am Nachmittag; wir lagen also am Osterberg unter einem Busch, und ich vernahm den ersten Bericht über das erste Zusammentreffen der Familien Andres und Trotzendorff beim Suppennapf.

„Ja, sie waren bei uns zur Fütterung,“ erzählte Velten. „Die englische Madame auch. Die kann deutsch, aber sie thut manchmal, als ob sie es vergessen habe. Die Kleine kann nur englisch, das heißt, amerikanisch: Die richtige Wilde! Und sie sind schauderhaft vornehm, das heißt, eigentlich gewesen. Es ist übrigens nur gut, daß meine Mutter noch vornehmer ist und auch ein bißchen englisch kann, durch meinen Vater. So ging es denn so ziemlich glatt ab, nur ich kriegte es natürlich zu hören von meiner Alten, daß jetzt das Hinflegeln mit beiden Ellenbogen auf dem Tische aufzuhören habe, und daß sich eine Masse anderes nicht schicke. Die Kleine hat den Teufel in ihren Augen und greinte, und auf gelbe Erbsen, dicke Bohnen, Steckrüben, Moorrüben und sonst unser Futter scheint sie noch nicht recht eingerichtet zu sein. Sie hat eine Mohrin als Amme gehabt und Mohren als Bediente; aber meine Mutter hat sie zuletzt doch zum Lachen gebracht und daß sie mich angrinste. Ihre Mama war zuletzt die einzige, die bei ihrem Jammergesicht blieb, und nach Tische meiner Mutter auch jetzt wieder was vorweinte.

Ellen heißt die Krabbe; auf deutsch Helene, und meine Mutter hatte sie auf dem Sofa auf dem Schoße und tröstete sie beide. Da habe ich mich gedrückt, denn den ganzen Nachmittag so was auszuhalten, konnte keiner von mir verlangen. - Na, Mitleid will ich ja wohl gerne mit haben, wie meine Mutter verlangt; aber kriegt sie mich, dieser neuen fremden Nachbarschaft wegen, auch noch an das Englische, so werfe ich auf. An dem Latein und dem Französischen haben wir gerade genug in der Schule. Puh, Mitleiden! Hat da jemals einer mit uns Mitleiden gehabt, Karlchen?"

„Nee," sagte ich.

„Aber wie sollen wir uns denn mit der Kröte verständlich machen, wenn wir kein Englisch können? Auf unsern Buckel laden sie sie doch ab; darauf nehme ich jetzt schon Gift. Übrigens habe ich auch versprechen müssen, nicht den ganzen Nachmittag vom Hause wegzubleiben. Drunten in unserer Laube sitzt die ganze Prostemahlzeit beisammen und hat Mitleid. Deine Mutter auch, Krumhardt."

* * *

Nun bin ich mit meinen Erinnerungen wieder am Abend jenes Tages, an welchem wir in Hartlebens Gartenhaus den Tod des Themistokles aufgeführt hatten. Es waren damals schon einige Jahre seit der Rückkehr der Mistreß Trotzendorff in den Vogelsang hingegangen und Miß Ellen hatte, auch mit unserer, Veltens und meiner Beihilfe doch allgemach ganz gut Deutsch gelernt, hörte (wenn sie Lust hatte) auch auf den Ruf: Helene! Lene! Lenchen und — wir waren alle drei in den echtesten und gerechtesten Flegeljahren.

Daß die Deutsch-Amerikanerin eine dumme, aufgeblasene, einfältige Gans sei, hatten wir zwei Jungen längst heraus, und ebenso, daß sie doch ein Gutes hatte, nämlich daß man mit ihr aufstellen konnte, was man wollte, wenn man sie nur recht zu nehmen wußte. Mein Vater hatte nichts gethan, den Eindruck, den die Arme auf uns gemacht hatte, zu verbessern. Meine Mutter war natürlich der Meinung meines Vaters, wenn auch in einem etwas mildern Grade. Und nur die Nachbarin Andres war ganz und gar dabei geblieben, daß man Mitleid mit ihr haben müsse und gab der Ansicht bei jeder vorkommenden Gelegenheit nicht bloß Worte, sondern fügte auch die That dazu. —

Ach, wie ich es mir jetzt überlege, kamen die Gelegenheiten recht häufig! Viel häufiger als die Briefe und Geldsendungen des Gatten und Vaters Trotzendorff aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dem wollte es noch immer nicht wieder recht glücken, und aus meines Vaters Munde schnappte ich das Wort auf: „Gieb acht, Adolfine, und erinnere mich seiner Zeit an mein heutiges Wort: demnächst hören wir gar nichts mehr von ihm. Wir und die Stadt haben die Frau und das Mädchen allein auf dem Halse. Von Heimatberechtigung kann ja wohl nicht die Rede sein, aber wohin sollte die Kommune sie abschieben, wenn der Gauner seinen Verpflichtungen gegen seine Familie genügend nachgekommen zu sein glaubt, oder, was mir wahrscheinlicher ist, wenn sie ihn irgendwo da drüben an einem Strick an einem Baume in die Höhe gezogen haben werden. Nach oben strebte er ja auch schon hier zu Lande, aber hier hatte er doch nur mit den ordentlichen Behörden, Gerichten und nicht mit dem Lynchsystem zu thun." —

In einem Hause, in welchem solche Reden über ihren Papa geführt wurden, fühlte sich weder die Mutter noch das Kind des exotischen Sünders so wohl und in verhältnismäßiger Sicherheit, wie es sich für eine treue Nachbarschaft im Vogelsang eigentlich gebührte. Da bot das Häuschen und Stübchen der Nachbarin Andres einen behaglicheren Unterschlupf. Es wurde dorten allen Sündern viel leichter vergeben als — bei uns. Ich habe eben wahr zu sein, wenn ich durch diese Blätter bei meiner Nachkommenschaft irgend einen Nutzen stiften will, und so sage ich, daß auch ich selber mich lieber bei der Mutter Veltens zu den Sündern, als bei meinen eigenen Eltern zu den Gerechten zählen ließ. —

Also das Unglück war wieder einmal geschehen und hier hole ich es noch einmal hinein in die Akten aus der fernen unaufgeschriebenen Vergangenheit, unseren Kindertagen! Es hatte Feuerlärm im Vogelsang gegeben. Ich hatte die Hand meines Vaters im Kragen gefühlt, meine Mutter hatte die Hände gerungen, der Nachbar Hartleben hatte seiner „Amerikanischen" zum zwanzigsten Mal gedroht, sie mit ihrem Balge beim nächsten Quartal auf die Gasse zu setzen — „einerlei, wer mir dann zu meiner rückständigen Miete verhilft!" — Lenchen-Timandra hatte sich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, auf dem Osterberge in den Wald geschlagen und vergeblich nach sich rufen und suchen lassen, der Hauptsünder, mit seinen „nichtsnutzigen Pfoten" wahrlich in Leinöl und Watte, agierte in der Sofaecke den Heros weiter, indem er seine nicht kleinen Schmerzen so gut als möglich verbiß, und Frau Amalie seufzte:

„Junge, Junge, Dein seliger Vater! Das war wieder ein Tag und Streich, bei dem wir beide ihn mit Thränen von neuem vermissen. Großer Gott, Velten, wen haben wir denn jetzt, der uns sagen könnte, was aus Dir, Du Strick, noch mal werden soll?"

„Oh heaven, und mein Mann!" ächzte Mistreß Trotzendorff; doch da zuckte die Doktorin Andres nur die Achseln und meinte ablehnend:

„Die Hauptsache ist jetzt Hartleben mit seiner Drohung für Dich, Agathe."

„Der Grobian! Der unverschämte Mensch!" wimmerte die Exmillionärin vom New Yorker Breiten Weg. „O, wenn doch mein Mann hier wäre."

„Nun, nun," meinte Veltens Mutter, „der würde uns wohl nicht viel helfen. Jawohl, grob war er, der gute Nachbar, und recht hätte er eigentlich wohl, Ernst zu machen, und Dich mit Deinem armen Würmchen auf die Gasse zu setzen. Velten, Velten, was habt Ihr angerichtet."

„Puh," rief aber jetzt Andres der jüngere, die umwickelten Hände erhebend und wie ein kranker Affe grinsend, „da ist doch mein Vater noch!"

„Dein Vater? Dein armer seliger Vater?“ stammelte Frau Amalie.

„Hat der etwa nicht dem Nachbar Hartleben und seiner Frau und seiner Schwiegermutter ein halb Dutzend Mal das Leben gerettet? Hat er ihn nicht wieder zurecht gebracht, als das Wagenrad über ihn weggegangen war? Und hat er Dir nicht geschworen, Mutter, Du solltest nicht bloß Deinetwegen sondern auch wegen meines Vaters zu jeder Stunde bei Tage und bei Nacht bei ihm anklopfen, wenn Du was von ihm brauchtest? Und hat er Dir nicht zugeschworen, wenn er Dich nötig hätte, käme er auch zu Dir und Du solltest immer das letzte und beste Wort bei ihm haben und dafür bedankt sein?“

„Man muß die Güte der Menschen aber auch nicht zu sehr in Anspruch nehmen, Kind,“ lächelte die Nachbarin Andres trotz aller Aufregung und Sorge des Tages.

„Soll das etwa wieder ein Stich auf mich sein, Amalie?“ fragte die Nachbarin Trotzendorff, ihr Taschentuch in Bereitschaft setzend und im Begriff, ihren fragbedenklichen Lebensjammer der Schlechtigkeit und Bosheit der Welt überhaupt und also auch der Mutter Veltens aufzuladen.

„Da kommt Herr Hartleben und bringt Lenchen!“ Ich war's, der vom Fenster her dieses erlösende Wort in diese „Gesellschaft am Krankenlager“ warf, und es war der Kranke, der aufsprang und gegen die Thür lief und zwar mit den Worten:

„Was schreit es denn so? . . . Wenn Herr Hartleben ihm —“

Er kam nicht zum Schluß seiner Rede. Hartleben hatte „ihm“, das heißt dieser anderen jungen Sünderin nicht ihren Lohn dahin aufgezahlt, wohin er von Rechts wegen gehörte, er zog nur die „widerborstige Range“ am Arm hinter sich her durch den Garten, und trat mit ihr ins Haus und in die Stube und sagte, ohne sich um seine Madame Trotzendorff im geringsten zu kümmern:

„Sehen Sie doch mal nach, Frau Doktern. Ich meine sie hat auch eine häßliche Brandwunde am Ellbogen. Ich habe sie oben am Osterberge mit dem Gesicht im Grase und mit dem Arm im feuchten kühlen Erdboden und Moose begraben gefunden. Ich war wegen einer Holzabfuhr da oben, und bin dem verbissenen Geschluchze seitwärts in den Busch nachgegangen. Ist das eine Komödie! ist das eine Schwefelbande! Na, nu fangen Sie nur nicht auch an zu schluchzen, Madame — Mistreß Trotzendorff. Lieber Gott, Frau Doktern, und nun fangen auch Sie noch an, den alten Hartleben wehleidig anzusehen! Ja, das ist recht, sehen Sie erst nach dem Kinde. Nicht wahr eine arge Brandblase. Und damit in den Wald laufen, soweit als möglich von den Menschen weg. Je ärger der Schmerz, desto dickköpfiger die Verstockung, der Trotz und Eigensinn. Na, na, die beiden passen zusammen, Frau Doktern, Ihr Junge und dies kuriose Geschöpfe, unser Lenchen Trotzendorff. Ich sage nichts, aber wenn diese zwei sich durch die Jahre und in der Nachbarschaft noch näher aneinander heranspielen, so giebt das mal 'nen Haushalt mit Mord und Todschlag.“

„Ich bin nicht trotzig! ich bin nicht eigensinnig! Ich ging nur auf den Osterberg hinauf, weil Velten wieder alles allein für sich haben wollte und den Großartigen spielen. Mir that es so weh, mir that es weher als wie ihm. Karlchen weiß es wie er ist, und ich will mich nicht von Euch allen eine Heultrine schimpfen lassen!“ weinte, schluchzte unter wahrem Thränenstrome Helene Trotzendorff jetzt unter den Händen der beiden Mütter. Das heißt, eigentlich nur unter den Händen der Nachbarin Andres; denn die Nachbarin Trotzendorff konnte Verwundungen nicht gut ansehen, geschweige denn hilfebringend fest und kräftig anrühren.

Das Kind stand große Schmerzen aus; aber es behielt während des Verbandes den Unheilskameraden im Auge und rief mit dem Fuße aufstampfend: „Ja, gucke nur. Bilde Dir nur nichts drauf ein, dummer Junge, daß Du ein Junge bist. Und wenn uns Herr Hartleben jetzt Deiner Dummheit wegen aus dem Hause wirft, so will ich auch allein schuld daran sein und gehe wieder in die Welt und nach Amerika und suche meinen Papa. Nicht wahr, Ma, und wenn wir den gefunden haben, dann können wir wieder auf den Vogelsang aus unserer eigenen Kutsche heruntersehen?“

„Nun höre einer! höre sie einer!“ brummte Hartleben. „Und was schwatzt der kleine Racker von mir und was ich thun werde oder nicht? Aber da sie denn einmal die Rede auf die Sache gebracht hat, so wollen wir auch bei ihr bleiben. Frau Doktern, was Hartlebens Anwesen angeht, so wissen Sie, wie Sie dazu stehen — Sie im Vogelsang! Und also auch zu dem Wohnungskündigen und dergleichen. Also wenn es Madame Trotzendorff nicht mehr bei mir — aber eigentlich bei Ihnen nicht mehr gefällt, so muß sie das mit Ihnen ausmachen. Von wegen meiner ist sie sicher. Wir zu unserer Zeit waren ja eben auch Kinder und Jungen im Vogelsang und haben ihn oft unsicher genug gemacht. Was mich aber nicht abhält, dem Haupträuberhauptmann, dem Musjeh Velten da ein bißchen anzuraten, sich doch manchmal ein warnendes Beispiel an seinem Freunde Karlchen hier, dem Karl Krumhardt zu nehmen. Wenn ein Skandalmacher im Vogelsang existiert, dem ich noch nicht mit einer Tracht Prügel habe drohen oder aufwarten müssen, so ist er das. Also grüße Du Deinen Herrn Vater, Karl, und mache ihm fernerhin alle Freude. Mistreß — Madame Trotzendorff: Hartleben kann wohl grob, sackgrob werden, wenn er das Recht dazu hat; aber ein Unmensch ist er nicht und wo er sieht, daß weder Hart- noch Sanft-Dreinreden hilft, da weiß er sich auch zu bescheiden — vorzüglich bei den Damens. Also empfehle ich mich und, liebe Frau Trotzendorff, wenn unsere Frau Doktern Ihrem Wurm für diese Nacht ein Lager da auf ihrem Sofa machen würde, wie sie's auch mal meinem kleinen seligen Hans gethan hat, so hielte ich das für das beste. Das Kind wird doch wohl diese Nacht durch ein bißchen unruhig sein und Pflege verlangen und Sie, liebe Madame, recht stören. Habe ich schon wieder zu viel gesagt? na, denn guten Abend rundum. Zwischen uns beiden bleibt alles wie es ist, Frau Doktern.“

Er war gegangen, und Lenchen Trotzendorff bekam ihr Lager für diese Nacht und manche folgende im Andresschen Hause, dem rechten Nachbarhause.

„Ich bin Dir so dankbar, Amalie, aber meine unglückseligen Nerven! Und dann bist Du ja auch eine Doktorsfrau und selbst eine halbe Ärztin, Du liebe, liebe Seele," wimmerte die Nachbarin Agathe.

* * *

Ich habe dem Nachbar Hartleben Raum zu seinen Eräußerungen gegeben. Es lag mir daran, diesen guten Mann aus der Erinnerung mir hinzumalen, wie er war und sich gab zum Besten seiner Nachbarschaft. Have pia anima! sanft ruhe seine Asche: er hat's auch um den Ritter mehrerer Orden, Dr. jur. Oberregierungsrat Krumhardt verdient, daß der ihn seinen Nachkommen nach den Akten, wenn auch nicht aktenmäßig aufbewahre als ein Zeichen, wie es vordem zuging im Vogelsang. Sein schmeichelhaftes Wort über mich auf dem vorigen Manuskriptblatt kommt hierbei wahrlich nicht in Betracht, sondern vielmehr ein vollkommenes Gegenteil davon. Es half sehr, wenn der Nachbar Hartleben seine Meinung über den Sohn meines Vaters dahin abgab:

„Bengel, wenn ich Du wäre, so hätte ich gestern doch nicht mit den Händen in den Hosentaschen dabeigestanden und die anderen allein es ausfechten lassen."

Ich war dann wirklich das nächste Mal nach besten Kräften mehr mit dabei. Gewöhnlich litten dann aber leider nicht nur die Jacken, Hosen, Nasen und Augen, sondern auch die Gefühle der Eltern sehr unter dieser Besserung in Nachbar Hartlebens Sinne. Die „Frau Doktern" hatte dann nicht nur mit einem Waschnapf für die blutende Nase, einer Kompresse für das geschwollene Sehorgan, sondern auch noch mehr mit sanftüberredender Bitte im Nachbarhause „einzuspringen", wie Velten sich ausdrückte.

„Meiner ist natürlich der Hauptsünder gewesen. Sagen Sie es ihm nur ja recht ordentlich, Herr Nachbar!" —

Mein wackerer, braver Vater! meine gute sorgenvolle Mutter! sie hatten wahrlich ihre täglichen und nächtlichen Nöte im Vogelsang. Leider aber tröstet und erquickt den Menschen auf seinem Erdengange auch die sicherste Gewißheit, daß er recht habe, oder es jedenfalls bekommen werde, wenig. Meine Eltern hatten vollkommen recht, und wußten das auch, aber Genuß zogen sie kaum aus ihrem Wissen. Dieses konnte sie nur darin bestärken, ihr eigen Fleisch und Blut möglichst auf dem richtigen Wege zu erhalten, auf daß und damit die Welt bestehe und ordnungsgemäß an nachfolgende Geschlechter weitergegeben werde. Nach besten, treuesten, sorglichsten Kräften haben sie so an mir gethan, und — gottlob, ich weiß, daß meine Frau und meine Kinder mit ihren Erziehungsresultaten zufrieden sind. Sie sehen alle mit Respekt zu dem alten Herrn Rat, dem „Großpapa", über meinem Schreibtische auf, und meine Frau sagt dann auch wohl lächelnd:

„Du, es ist möglich, daß Du es nicht glaubst; aber ich glaube, die Mama, Deine Mutter, setzte häufiger ihren Willen gegen ihn da auf dem Bilde durch, als ich den meinigen Dir gegenüber. Vorzüglich was die Kinder anbetrifft."

„Sie teilten sich eben auch in die Verantwortlichkeit dafür gegenüber der Welt, mein Schatz." —

Ja, ja, so redet man über den Schreibtisch weg, am trauten Winterofen, in der Gartenlaube über die, so ihrer Arbeit für diesmal entledigt sind, über die Gras wächst und zu denen noch einige Zeit ihre Nächsten im Leben kommen, bis Straßenzüge, Eisenbahngeleise oder im besten Falle der Ackerpflug über sie weggehen, und ihre Stätte nicht mehr gefunden, doch auch nicht mehr gesucht wird.

Ja, über den Schreibtisch weg sehe ich heute (nicht mit leiblichen Augen) auf unsern alten Kirchhof im Vogelsang, wo sie den Rat und die Rätin Krumhardt, den Doktor und die Frau Doktern Andres und den Nachbar Hartleben so nachbarschaftlich nebeneinander gebettet haben, und wo wir, meine Kinder, mein Weib und ich, wo Velten Andres und Helene Trotzendorff nicht ihre Ruhestätten bei ihren besten Erziehern finden werden. Jetzt liegt auch er schon zwischen Backsteinmauern und Cement-Kunsthandwerk, der Friedhof des Vogelsangs; damals lag er noch vollständig im Grün, und eine lebendige Hecke ging um ihn her. Hohe Bäume überschatteten ihn und die Vögel sangen da noch — auch die Nachtigall zu ihrer Zeit, und hier war's, wo wir, wenn uns der Weg zum Walde hinauf zu sonnig war, nicht Schiller und Goethe (die hingen uns von der Schule her aus dem Halse, wie Velten sich ausdrückte) sondern Alexander Dumas den Vater lasen und mit seinen drei Musketieren, wie er, die Welt eroberten.

Und dann —

> Dort vor dem Thor lag eine Sphinx,
> Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,
> Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
> Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Und dann —

> Die Nachtigall sang: O schöne Sphinx!
> O Liebe! was soll es bedeuten,
> Daß Du vermischest mit Todesqual
> All' Deine Seligkeiten?

Und wenn sich alle Schulmeister der Welt auf den Kopf stellen, oder vielmehr fest hinsetzen aufs Katheder: sie erobern die Welt zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Lebensjahre doch nicht durch moralisch, ethisch und politisch gereinigte Anthologien. Der „Unsinn", der Mondenschein, der „frivole Ungeschmack" und die Nachtigall, der „Blödsinn", der Lindenduft, das ferne Wetterleuchten und die hübsche Jungfer Lorelei im lichten Sommerkleide im Mondlicht behalten doch ihr Recht: der Spiegel behält sein Recht; aber nicht die Rute dahinter...

„Das Gewitter scheint doch heraufzukommen, Velten!" sage ich, während wir jetzt noch im Mondlicht neben einem Grabe stehen, auf dem eine einfache Steinplatte in Goldschrift den Namen Valentin Andres, Doktor der Arzneikunde, nebst Geburts- und Todes-,

Jahres- und Tagesdatum trägt; und Velten Andres lacht:

„Laß es kommen,
Den Toten im Meere kümmert's nicht,
Er ist ja naß genug,"

und das ist wieder aus einem Poeten, den man um diese Lebenszeit sehr gern citiert, wenn auch die Citate wie die Faust aufs Auge passen. Aus dem Ferdinand Freiligrath ist's, der auch nicht von den Herren Lehrern zu den Klassikern gezählt wird, sich selber nicht dazu zählte, und doch auf ungezählte Hunderttausende, Millionen von Schuljungen von größerem Einfluß ist als der Dichter des Egmont, der Iphigenie und des Torquato Tasso. —

Seinen Vater kennt Velten eigentlich nur aus den Erzählungen seiner Mutter.

„Nur der Mutter und meinetwegen hat er sich was aus dem Sterben gemacht, für sich selber nichts," sagte der Sohn seines Vaters. „Kommt dieser Sofaheld uns hier auf dem Kirchhofe mit seinem dummen Gewitter! Geh Du dreist nach Haus und hol Dir einen Regenschirm, wenn Deine Alten Dich wieder loslassen; Miß und ich bleiben hier, bis wir naß sind bis auf die Knochen. Famos, da verkriecht sich die holde Luna und da haben wir die Prostemahlzeit, wie sie in Schödlers Buch der Natur steht. Komm rasch nach Hause, Lenchen! Deine Alte kenn ich, die wird' ja rein verrückt beim leisesten Donner, und auf meine Alte und mich wird's natürlich allein abgeladen, wenn Du morgen mit einer Schnupfennase herumläufst."

„Lächerlich machen lasse ich mich nicht," sagt Helene und setzt sich auf einen halbversunkenen Grabstein neben dem des Doktors Andres. „Ich bleibe hier, wie Du gesagt hast! Aber auch allein. Bilde Dir ja nicht ein, Du Schafskopf, daß Du morgen mit mir renommieren willst. Karlchen, nimm ihn auf den Arm und trag ihn zu seiner Mama. Ja, ich bleibe hier und denke an meinen Vater; — was kümmern mich Eure Toten und dummen Gewitter? In Amerika kommt das ganz anders, und kommt mein Vater, um uns wieder zu sich zu holen, so — o Himmel, Velten!"

Sie hatte trotz ihrer stolzen Worte doch einen kleinen Schrei ausgestoßen, ob des ersten, grellen Leuchtens und rasch nachfolgenden Krachs aus der Höhe. Sie duckte sich auch vor dem Platzregen, aber sie biß die Zähne zusammen und blieb auf ihrem Sitze.

„Jetzt sei keine Närrin, Lenchen. Komm mit nach Hause."

„Nein."

„Thu es Karls wegen. Der arme Teufel besieht Redensarten, an denen er wochenlang zu kauen hat, wenn er mit verdorbenem Sonntagsstaat heim kommt."

„Er kann ja laufen. Ihr könnt meinetwegen beide laufen; ich finde meinen Weg schon allein. Ich denke an meinen Vater in Amerika und brauche keinen andern hier. Meine Mutter sagt, wenn er kommt, ist er reicher und vornehmer und stärker als alle hier."

„Es ist wahrhaftig Hagel dabei, und die Sache wird ungemütlich, Karl," brummt Velten. „Na, bei schönem Wetter habe ich nichts dagegen, daß Du die Märchenprinzeß herausbeißest, Miß Ellen; jetzt hör auf mit Deinem Schnack; — und gehst Du nicht willig, so brauch ich Gewalt, sagt Goethe, und nun komm Herzchen —

Eine Wassermaus und eine Kröte
Gingen eines Abends spöte
Einen steilen Berg hinan."

Der sechzehnjährige Signor Petrucchio hat den Rock abgerissen und ihn dem sein wildes, phantastisches Köpfchen mit beiden Armen gegen den niederrasselnden Hagel- und Platzregensturm schützenden Kinde übergeworfen, das nur schwach widerstrebende aufgegriffen und zwar mit dem ferneren Citat aus dem Sekundaner-Klassikertum:

„Da begann die Wassermaus zur Kröte:
Warum gehen wir des Abends spöte
Diesen steilen Berg hinan?"

fügt aber hinzu: „Eigentlich ist's umgekehrt: die Kröte hat das Wort. Ja, zapple nur, Kröte, kleine Riesenkröte! Diesen Abend sind wir noch in Deutschland, und Deiner Mama Vereinigte Staaten von Nordamerika und sonstigen Herrlichkeiten können mir — kommen."

Wie Helene und Velten von den Müttern empfangen werden, habe ich nicht in den Akten; was mich selber betrifft, so wird mein Vater wohl gesagt haben:

„Endlich könnten diese Dummheiten wohl aufhören. Allotria auf dem Kirchhofe! Und übrigens scheinst Du mir auch seit längerer Zeit schon Dich einer recht überflüssigen, wenn nicht schädlichen Leserei zu ergeben. Bleib' bei Deinen wirklichen Büchern und meinetwegen auch älteren Poeten; aber laß mir diese dummen Romane und sogenannten neueren Dichter aus dem Hause, mein Sohn. Nebenan da zur Vernunft zu reden, hilft ja nichts; da laß ich den Narreteien allmählich ihren Weg; aber hier in meinen vier Pfählen bleibt Verstand Verstand, Sinn Sinn, Unsinn Unsinn und Schund Schund. Was ist Deine Meinung, Adolfine?"

„Bis auf die Knochen muß der Junge durchweicht sein. Eine wahre Überschwemmung hat er mir in die Stube mitgebracht. Gott sei Dank, Kind, daß Du wenigstens mit heiler Haut wieder da bist. Mir beben noch die Glieder — das sieht schön aus im Garten nach dem Hagel und Gewitter. Geh jetzt hin und zieh Dir was Trockenes an und vor allen Dingen Pantoffeln."

* * *

Habe ich mir so sehr Pantoffeln und so sehr „was Trockenes" nach dem Rat meiner armen, guten Mutter angezogen, daß man es mit Mißbehagen aus diesen Blättern mir anmerkt?

Ich glaube nicht.

Was erzieht alles an dem Menschen! Und wie werden mit allen anderen Hoffnungen und Befürchtungen Eltern-Sorgen und -Glücksträume zu

nichte und erweisen sich als überflüssig oder besser, als mehr oder weniger angenehmer Zeitvertreib im Erdendasein!

Als ein wohlgeratener Sohn, als ein älterer verständiger Mann, als wohlgestellter Familienvater, als „angesehener“, höherer Staatsbeamter erzähle ich heute weiter vom Vogelsang, und teile zuerst mit, daß wir, wenn nicht die besten Lateiner und Griechen auf unserm illustren Gymnasium, so doch die besten Engländer waren. Der für diesen Unterrichtszweig vom Staate besoldete Oberlehrer und Doktor war, obgleich er ein ganzes halbes Jahr „in London gewesen war“, durchaus nicht schuld daran. Wir hatten das einzig und allein dieser „kleinen amerikanischen Krabbe“ zu verdanken, die zuerst uns in den Vogelsang die verblüffende Offenbarung brachte, daß allerhand nichtsnutzige Sprachen nicht nur tot zu unserm Elend in den Grammatiken und in Büchern ständen, sondern wirklich und wahrhaftig lebendig seien und bei allerhand Völkerschaften außerhalb des deutschen Vaterlandes tagtäglich im Gebrauch und um uns im Vogelsang zu „imponieren“.

„Imponieren lasse ich mir nicht. Schlage mal auf im Lexikon: nasty,“ sagte Velten, lange vor unseren Sekundaner-Mondschein- und -Gewitter-Abenden mit Heine, Geibel und Uhland in der Tasche und im Hirn und Herzen. „Boy heißt Junge, Bengel oder dergleichen, das weiß ich; aber Nasty boy hat das Balg zu mir gesagt und die Zunge herausgesteckt. Gieb mir das Buch, wenn Du es nicht finden kannst.“

Er riß mir das Lexikon aus den Händen, fand das Wort, und — von da an bis zu Shakespeare, Byron und dem übrigen Groß und Klein ist wieder einmal nur ein Schritt gewesen.

Als wir Primaner geworden waren, hatte Miß Ellen Trotzendorff sich zu einem allerliebsten, naseweisen, eigensinnigen deutschen Backfisch herausgewachsen, aber ihr Englisch oder Amerikanisch so ziemlich vergessen: wir aber konnten es. Velten ausgezeichnet, ich mittelmäßig, doch auch vollkommen genügend für ein rühmliches Schulabgangszeugnis in dieser Hinsicht. Mistreß Trotzendorff, die mit ein paar angelernten Phrasen von New York herübergekommen war, blieb bei denselben: übrigens wuchs sie sich, wie der Vogelsang sagte, im Laufe der Jahre allgemach aus einer armen Person, die für ihre Kümmernisse nichts konnte, zu einer kompletten Närrin heraus. Und obgleich sie auch dafür eigentlich nichts konnte, so ließ der Vogelsang hier doch keine Entschuldigung gelten, ausgenommen die Nachbarin Andres, die mitleidig und geduldig bei dem Wort blieb:

„Die arme Agathe!“ —

Jawohl, wir hatten alle unsere Not mit der „armen Agathe“; jeder auf seine Weise. In der besten die Frau Doktor Andres, in der schlimmsten des wirklich armen Weibes eigenes Kind. Was für eine Närrin wäre das geworden, wenn nicht der Vogelsang in allen seinen Nuancen, Schattierungen und Abschattierungen um es herum gewesen wäre? Welche Bilder und Gedanken steigen mir da auf, wie ich wieder den Brief in die Hand nehme, den mir Helene Trotzendorff, verehlichte Mungo aus Berlin geschrieben hat, und der mich dazu gebracht hat, diese Blätter mit meinen Lebenserinnerungen zu füllen!

Während wir, Velten und ich, wie letzterer sich ausdrückte, unsern Stiefel fortgingen, wuchs unsere Kleine auf wie eine gebannte, verzauberte Prinzessin aus dem Märchenbuch der Brüder Grimm. Sie war klug und schön und wurde immer klüger und immer schöner; aber sie hatte in Lumpen zu gehen, im wilden Walde im bloßen Hemde zu irren, auf bloßen Füßen Wasser zu holen für die Küche und die goldenen Haare auf der Heide als Gänsemädchen zu strählen. Und leider war sie in ihrer Verzauberung im Vogelsang nicht so geduldig wie die ins Elend geratene Königstochter der lieben Sage. In den Bäumen am Osterberge saß sie wohl auch dann und wann auf einem bequemen Zweig als Allerleirauh; aber „die Haare sehr nach innen“, wie wiederum Velten sich zierlich und bezeichnend ausdrückte. Wer sie zu Thränen der Reue, Rührung und Ergebung bringen wollte, mußte das fein anfangen, und gelang es eigentlich nur der Nachbarin Andres: Thränen der Wut und Bosheit ihr zu entlocken, war recht leicht, und diesen „Spaß“ machte sich Velten Andres, der Sohn seiner Mutter, nur zu häufig. Was Helene Trotzendorff Gutes aus dem Vogelsang in ihres Vaters Königreich später mitgenommen hat, hat sie zum größten Teil doch nur den beiden zu danken gehabt. —

„Nun höre sie einer da drüben,“ sagte um diese Lebenszeit mein Vater, in unserer Gartenlaube beim Sonntagsnachmittagskaffee von der Zeitung aufsehend. „Da liegen sie sich wieder bei der Doktorin in den Haaren — einerlei ob es Spaß oder Ernst ist; die Passanten bleiben stehen und die Nachbarschaft legt sich in die Fenster und hat ihren Grund dazu. Und die Amalie lacht dazu! Endlich könnte sie doch bedenken, daß sie keine Kinder mehr sind. Junge, Junge, wenn ich Dich nur erst glücklich auf der Universität habe! Sieh doch mal über die Hecke, Frau, und frage Deine Amalie, was sie nun wieder vorhaben. — Der Lärm ist ja unerträglich.“

Jawohl, der Lärm war unerträglich, vorzüglich für mich, der trotz seiner bessern Erziehung und Beaufsichtigung, oder gerade wegen derselben, so gern mit dabei gewesen wäre; aber —

„Was habt Ihr denn, Kinder?“ fragte, ihr Strickzeug niederlegend, meine Mutter über den nachbarlichen Zaun, und — da sind sie schon mit hochroten Köpfen, Fräulein Ellen und Velten Andres, und hinter ihnen erscheinen die Mütter, Mistreß Trotzendorff in Thränen — und die Frau Doktern sagt über deren Schulter weg mit ihrem Lächeln:

„Ja, es war die höchste Zeit, daß von hier aus mal wieder eingeschritten wurde. Jetzt reden Sie Vernunft, Nachbar Krumhardt; ich bin mit der meinigen vollständig zu Ende.“

Es war am Tage vorher eine Hundertdollarnote aus Nordamerika im Vogelsang angelangt, und Mrs. A. Trotzendorff hatte, ohne alte Schulden in der Nachbarschaft abzutragen, sofort an diesem Sonntagnachmittag ihre Vernunft walten lassen, das Wort

genommen und es behalten trotz Veltens naseweisen unverschämten Einredens, trotz der Frau Amalie abwehrenden Kopfschüttelns und Lächelns, ja auch trotz ihres Lachens.

Sie hatte ein gar liebes, doch auch vielbedeutendes Lachen an sich durch ihr ganzes Leben, die Frau Doktorin Amalie Andres; aber es wirkte auch am heutigen Tage so wenig auf Deutsch-Amerika wie meines braven Vaters nüchterne, ehrliche Ernsthaftigkeit.

Die neunte Woge ist ja wohl im Auf und Nieder des Meeres die Woge der Götter und des Glückes, und wenn das auf den Wassern mit Hilfe des Windes wirklich der Fall ist, weshalb sollte da nicht auch im Auf und Nieder des Menschenlebens solch' eine neunte Woge den mutigen Schwimmer zur Höhe heben? Nach den dann und wann aus den Vereinigten Staaten im Vogelsang einlaufenden Briefen hob sich Mr. Charles Trotzendorff mindestens wieder auf der siebenten, wenn nicht gar achten Welle: „Daß er die armen Seelen, seine Närrin von Frau und das Kind nicht ganz abgeschüttelt hat und für sie verschollen ist, ist mir freilich ein Wunder; aber ein Schwindler war er, und ein Schwindler bleibt er, und was an seinen Rimessen hängen mag, das möchte ich auch nicht alles auf meinem Gewissen haben," sagte mein Vater. Doch:

„O, lieber Krumhardt, bester Nachbar," ruft jetzt die Frau Nachbarin Agathe. „O, mein Charles! mein armer herrlicher Charles! mein Einziger! Ich weiß das ja nur zu gut, wie Ihr hier über ihn denkt. Glaubt Ihr, Ihr hättet es mir diese langen schrecklichen Jahre durch nicht merken lassen? Wenn auch nicht durch Worte, doch auf jede mögliche andere Weise! Und nun schreibt er: wir könnten anfangen, die Fühlhörner wieder aus dem Schneckenhause zu stecken, er thue es auch. Elly, die Schneiderin kommt doch übermorgen gewiß? O Gott und wenn ich dann mit meinem vollen Herzen zu Euch komme, so sitzt Ihr da und zieht Gesichter in mein Glück; der eine auf die eine Weise, der andere auf die andere. Ich bin ja ganz gewiß dankbar und weiß, wie sehr ich Euch für so manche Güte verpflichtet bin; aber ich weiß auch, daß Charles ganz gewiß seine und meine Schuld bei Euch abtragen wird. Dem Himmel sei Dank, daß ich mir und meinem armen Kinde bald nicht mehr jeden armseligen Fetzen auf dem Leibe nachrechnen lassen muß! Und, Amalie, Hartleben will ich ja auch fürs erste noch nicht mein entsetzliches Unterkommen bei ihm kündigen und mich nach einer anständigeren Wohnung in der Stadt umsehen. Fragt doch nur Ellen, ob wir nicht ganz genau wissen, was wir an dem Vogelsang haben, wenigstens bis jetzt gehabt haben. Nur noch eine kurze Zeit abwarten schreibt er ja, gottlob, also, bitte, habt auch Ihr gütigst nur noch eine kleine Weile Geduld mit uns! Ihr sollt uns ja auch drüben später willkommen sein, und das sage ich besonders Dir, lieber Velten. Jawohl, Dir! Schneide Du nur Deine Gesichter und zupfe Ellen am Ärmel! Das Kind hat's ja leider Gottes hier in unserem Hunger und Kummer vergessen, in was für eine andere Welt es hineingehört von Vater und Mutter wegen. Bester Krumhardt, in dieser Hinsicht werden Sie ganz auf meiner Seite stehen, wenn ich unserer guten Amalie jetzt ganz offen sage, daß der junge Mann, ihr Sohn, unser guter Velten, nicht von dem besten Einfluß auf — ich will mal sagen, seine Umgebung ist. Mit bloßem Gesichterziehen und spitzigen lächerlichen Anmerkungen und allem übrigen von der Art kommt man nicht durch die Welt, lieber Velten, und besuchst Du uns später wirklich vielleicht einmal auf dem Broadway, so werden Dir mein herrlicher Gatte, Ellens Pa — und die große Welt selber Dir das noch etwas klarer machen, als ich es könnte und — hier Lust dazu hätte."

Dieser Sommer-Sonntagnachmittag, der eigentlich ganz gemütlich und vogelsangmäßig angefangen hatte, ging wieder einmal recht unbehaglich zu Ende. Die Nachbarin Trotzendorff irrte sich doch sehr, wenn sie meinte, meinen Vater durch ihre unvermutete Hinweisung und den Angriff auf den armen guten Velten ganz für ihre sonstigen Anschauungen, sowie überhaupt ihre Lebensanschauung gewonnen zu haben. Es war dem ernsten würdigen Herrn manches nicht recht an meinem besten Freunde, aber eigentlich gar nichts an Mistreß Agathe Trotzendorff und gar an Mr. Charles Trotzendorff.

Nun, was den letzteren anbetraf, so genügte fast immer eine wegschleudernde Handbewegung und eine lang hingeblasene Tabakswolke, um den vollkommen und für immer aus Raum, Zeit und Kausalität für den Obergerichtssekretär Krumhardt hinauszuweisen.

Da er dazu aufgefordert worden ist, so nimmt er das Wort, mein seliger Vater, und sagt der Nachbarin Agathe seine Meinung, giebt sie vor der gesamten Freundschaft umher zu Protokoll. Ohne im geringsten wegen Injurien belangt werden zu können, erklärt er sie für die albernste, unzurechnungsfähigste Gans, die jemals dem Vogelsang durch ihr Gegacker und Geschnatter die Harmonie gestört habe. Wie er selbst meinetwegen wohl seine Hoffnungen hat, aber sich keine Illusionen macht, so sind ihm Illusionen des Nebenmenschen vollkommen unerfindlich und also auch unbegreiflich. Obgleich er selber die mehr oder weniger spärlich aus Amerika einlaufenden Banknoten und Wechsel zu deutschem Gelde zu machen hat, glaubt er doch im Grunde an sie nie recht und hat immer das Gefühl, der transatlantische Telegraph sei ihm bei dem Bankier mit dem einheimischen Staatsanwalt zuvorgekommen und zwar in lakedämonischer Kürze durch das eine Wort: Schwindel! Er ist ein eifriger Zeitungsleser und weiß, daß merkwürdige Sachen in der Welt vorkommen und merkwürdige Leute ein kurioses Glück haben, nicht bloß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sondern auch im deutschen Vaterlande, aber an seinen alten Schulbankgenossen Charles Trotzendorff glaubt er weder im deutschen Vaterlande noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; Es giebt auch Illusionen der Verneinung. Sie nehmen überhaupt wunderliche Formen und Farben an, unsere — Täuschungen im Dasein auf dieser Erde. —

Wie deutlich die verstörte Gruppe in der Gartenlaube mir heute noch vor Augen steht! Mistreß Trotzendorff in kindischen Thränen, Helene in trotzigen; meine Mutter in verhaltenen, verlegenen, aber ganz und in allem der „Ansicht des Vaters“. Freund Velten mit einem zugekniffenen und einem nach Miß Ellen hinüberblinzelnden Auge und überhaupt einem Gesicht wie: „Herr Gott, wozu Dein schönes Wetter und Deine angenehme Welt, wenn keiner was damit anzufangen weiß?“ — und die einzige auch jetzt dem Vogelsang vollkommen Gewachsene, „unsere Amalie“, seine Mutter, Nachbar Hartlebens Frau Doktern — die Frau Doktorin Amalie Andres! —

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

Erster Band.

I.

„Was giebt es denn, Wilhelm?“

Der Fragende hatte, seinen weichen Reisehut als Schutz gegen den Sturm mit beiden Händen festhaltend, den Kopf aus dem Wagenfenster gesteckt, zog ihn aber rasch wieder zurück, denn der Regen peitschte ihm einen vollen Schwall Wasser in das Gesicht. Brummend drückte sich der Reisende fester in die Kissen und wartete ab. Es war nichts weiter zu machen — er mußte sich in Geduld fassen.

Er zog sein Tulaetui aus der Brusttasche des Havelocks und versuchte, sich eine Cigarre anzuzünden. Das Experiment glückte erst beim dritten Male, da der Wind durch jede Ritze des Wagens und der Fenster pfiff und das aufflackernde Licht des Schwefelholzes immer wieder verlöschte. Bei diesem schnell flammenden Lichte konnte der Reisende indessen wenigstens sehen, wo er sich befand. Ein Blick durch die Fensterscheiben, von denen der Regen herabtroff, überzeugte ihn, daß der Wagen mitten im Walde hielt. Im Dunkel der Nacht ragten die Föhren rechts und links in bräuendem Schwarz gespensterhaft auf. Das Gewitter hatte sich ausgetobt, nur ganz leise grollte noch dann und wann der Donner in immer weiter rückender Ferne. Dafür war aber der Sturm um so heftiger geworden, und wie bei einem Wolkenbruch strömte der Regen, vom Orkan hin und her gepeitscht, zur Erde nieder. Der ganze Wald ächzte. Das trockene Gezweige brach splitternd und krachend von den Bäumen, und die schlanken Stämme der Schwarztannen bogen sich unter der Wucht des Sturmes wie Halme.

Der Reisende hatte, seine Cigarre rauchend, ruhig einige Minuten gewartet. Da aber der draußen auf dem Bock sitzende Kutscher gar keine Anstrengungen zu machen schien, weiterzukommen, so erwachte die Ungeduld in dem Herrn. Er riß von neuem das Fenster auf und beugte sich, gleichgültig gegen das ihm entgegenschlagende Wasser, abermals ins Freie.

„Wilhelm!?“

Sofort tönte die Antwort zurück. „Herr Graf?“

Zu gleicher Zeit tauchte auch das Gesicht des von seinem Sitze geklетterten Kutschers dicht vor dem Grafen auf. Der Mann hielt die Zügel in beiden Händen. Der Regen strömte in schwarzen Linien von dem blanken Lack seines Hutes auf den Mantelkragen herab.

„Ja — sage mal, Wilhelm, wie lange sollen wir denn hier noch sitzen bleiben? Ich denke mir, daß es zu Hause gemütlicher ist . . .“

Der Kutscher legte die rechte Hand an den Hutrand.

„Wir kommen nicht weiter, gnädiger Herr Graf,“ antwortete er. „Der Sturm hat eine Tanne entwurzelt und quer über den Weg geschleudert. Wir kommen nicht drüber weg. Ich bin schon abgestiegen und habe versucht, den Baum mit den Händen fortzuräumen, aber es geht partout nicht. Und rechts und links kommen wir auch nicht 'rum, denn wir sitzen mitten in der Schlucht.“

„Verdammt!“ Der Graf stieß hastig eine Rauchwolke zwischen den Lippen hervor und schaute dem Kutscher fragend in das lederbraune, zerknitterte Gesicht.

„Und was nun —?“

„Ja, Herr Graf, es ist das einzig mögliche, daß wir kehrt machen und durch die Tenne nach dem Lindenbruch zurückfahren —“

„Nach der Oberförsterei?“

„Ja — und da muß ich mir ein paar Knechte nehmen und mit ihnen den Baum aus dem Wege räumen. Es ist gar nicht anders zu machen!“

Der Graf nahm die Cigarre aus dem Munde und schüttelte den Kopf. Er überlegte, und man konnte es seiner finster gewordenen Stirn ansehen, daß die Gedanken, die sich hinter ihr kreuzten, nicht erfreulicher Art waren. Er zog die Unterlippe zwischen die Zähne und strich sich den Schnurrbart. „Können wir denn nicht über Riesel nach Dornach fahren?“ fragte er.

Der Kutscher zog die Schultern hoch, so daß der Regen auf seinem Mantelkragen umhersprühte. „Da wird gepflastert,“ antwortete er, „und der Weg ist bei diesem Wetter gar nicht zu benutzen.“

Graf Dornach warf sich wieder in die Kissen zurück. „Dann los,“ sagte er ärgerlich. Plötzlich schien ihm noch etwas einzufallen, denn in dem Augenblick, da der Kutscher die Wagenthür wieder schließen wollte, richtete er sich noch einmal auf und fragte in beiläufig klingendem Tone: „Der alte Oberförster lebt doch noch?“

„Versteht sich, Herr Graf,“ entgegnete Wilhelm, „der lebt noch immer und sieht gerade so aus wie früher und ist auch noch gerade so grob . . .“

„Und — das Fräulein ist auch noch bei ihm?“

„Fräulein Hellmer?“ Wilhelm nickte hastig, denn er wußte nun, warum dem Herrn Grafen der Umweg über die Oberförsterei so unlieb war — „ja, die ist auch noch bei ihm!“

Er wartete eine weitere Antwort nicht ab, sondern schlug auf die Gefahr hin, sich bei der Heimkunft einen wohlgemeinten Rüffel zu holen, den Wagenschlag zu und kletterte wieder auf seinen Bock.

Es war gar nicht so leicht, den schweren Reisewagen in der Verengung der Grunower Schlucht zum Wenden zu bringen. Glücklicherweise hatten Regen und Sturm ein wenig nachgelassen, und zwischen den Wolkenfetzen am eisengrauen Himmel lugte ein Stück gelben Mondes hervor. Der alte Kutscher griff fest in die Zügel.

„Rechts 'rum, Karline — so,“ brummte er vor sich hin — er liebte die Selbstgespräche, zumal in gefahrvollen Situationen — „hü, Liese, noch ein paar Schritt und nicht so drängeln . . .“ Der Wagen durchfurchte mit den Rädern der einen Seite die vom Regen aufgeweichte Erde der Böschung und neigte sich bedenklich nach rechts. Aber der unangenehme Augenblick war bald überwunden; die beiden Braunen griffen stark aus und setzten auf der Höhe des Hanges, da, wo der Weg bequemer wurde, zu leichtem Trabe an. Wilhelm ließ die Zügel wieder lockerer.

Seine letzten Murrworte hatten sich im Plätschern des Regens verloren, der verstärkter als vorher, wenn auch weniger vom Sturme gepeitscht, vom Himmel strömte und selbst die Erde auf dem verhältnismäßig gut erhaltenen Waldwege in zähen Schlamm verwandelte. Die Pferde keuchten mühsam vorwärts; der Föhrenforst trat zurück, weite Wiesenstrecken dehnten sich rechts und links aus, über denen weiße Nebel dampften, als kochte dort ein Heer von Hexen zu mitternächtiger Stunde giftiges Gebräu.

Auch der Herr im Wagen, der Legationssekretär im Ministerium des Innern, Graf Egon Dornach, beschäftigte sich mit ähnlichen Gedanken wie der alte Kutscher seines Vaters oben auf dem Bocke. Es war eine unangenehme Geschichte — dieser unfreiwillige Aufenthalt im Walde, der ihn zwang, wenn auch nur vorübergehend die Gastfreundschaft des Oberförsters Schröder in Anspruch zu nehmen! Freilich, Schröder war ein Beamter seines Vaters, des Majoratsherrn von Dornach, und noch dazu ein pflichtgetreuer, braver und ehrenwerter Beamter, dem kein Mensch etwas Schlechtes nachsagen konnte, aber — die Sache von damals war darum doch nicht aus der Welt zu schaffen, und es berührte Egon peinlich, dem Alten nach vier Jahren, mitten in der Nacht und unvermutet, wieder unter die Augen treten zu müssen.

Er dehnte sich in den Polstern und ließ die Hand mit der Cigarre sinken. Vier Jahre hindurch war er nicht in der Heimat gewesen — und daran war auch nur jene dumme Geschichte von damals schuld! Ja — eine dumme Geschichte — eine Thorheit, eine „Jugendeselei“, wie Comtesse Agnete den verwegenen Streich ihres Bruders ganz richtig charakterisiert hatte. Diese vier Jahre, in deren Verlaufe der Regierungsassessor Graf Dornach zum Legationssekretär befördert worden war, hatten Egon vernünftig, sehr vernünftig gemacht. Sein Vater hatte gewünscht, daß er erst nach drei Jahren wieder in die alte Heimat zurückkehren sollte, und er hatte aus eigenem Antriebe ein viertes angefügt. Es sollte Gras über die alte dumme Geschichte wachsen, und das Herz sollte sich ausbluten, und das Bild der Geliebten sollte verblassen . . . Das alles war geschehen — Erlaucht Vater konnten zufrieden sein.

Graf Egon starrte in die wasserfeuchte Nacht hinaus. Langsam verglomm der Brand seiner Cigarre, die er vergessen hatte, von neuem an die Lippen zu führen. Es kam ihm doch seltsam vor, Christine wiedersehen zu sollen nach all' dem, was geschehen war. Aber nein — Unsinn — es ging stark auf Mitternacht, und im Försterhause schlummerte sicher schon alles. Man ging da mit den Hühnern zu Bett und stand mit ihnen auf. Und wenn der Oberförster sah, wer in so später Stunde noch seine Gastfreundschaft begehrte, würde er schon dafür Sorge tragen, daß sich das Mädchen nicht zeigte. Das war nicht zu fürchten.

Zu fürchten? . . . Ja — in gewisser Weise fürchtete Egon ein Wiedersehen mit Christa. Er schämte sich vor ihr, die er verlassen und verstoßen hatte — er war sich ganz klar darüber. Er war damals nur dem Zwange und der Nötigung gefolgt, aber das machte sein Verhalten nicht besser. Andererseits reizte ihn der Gedanke, die noch einmal von Angesicht zu Angesicht zu schauen, der seines Herzens erstes volles und reines Blühen gehört und von der er gewiß war, daß sie ihn nicht so schnell vergessen hatte — wie er sie . . .

Was heißt vergessen? Egon kam ins Grübeln. Er hatte vergessen *wollen*, weil er vergessen sollte und mußte. So war es gewesen, nicht anders. *Wirklich* vergessen — ausgelöscht in seinem Herzen hatte er sie nicht, und kein anderes Frauenbild hatte bisher das ihre verdrängen können. Es war nur dem „Zwange“ und der „Nötigung“ gefolgt — das waren jene beiden Worte, die er ihr in seinem letzten Briefe mehrfach wiederholt und mit denen er selbst sein Gewissen zu beschwichtigen versucht hatte. Er sprach auch jetzt die beiden Worte leise vor sich hin, und als wolle er die aufgescheuchten Gedanken beruhigen, begann er mit gespitzten Lippen den modernsten Gassenhauer aus der letzten, die Saison beherrschenden Operette zu pfeifen.

Der Regen rauschte weiter durch die Nacht. Aber er fiel schnurgerade mit gleichmäßig rhythmischem Geräusch vom Himmel. Egon öffnete ein Fenster und

warf die ausgebrannte Cigarre hinaus. Es wurde zu schwül im Wagenkasten. Die Luft drang erfrischend in das Innere; ein harziger Odem umwehte die Stirn des Reisenden. Man fuhr wieder durch Tannenwald. Der Mond flimmerte durch den Regen und webte schöne Goldreflexe in das fallende Naß. Egon begann die Gegend zu erkennen. Rechts senkte sich die Forst tief hinab zu einem moosigen Grund, der jetzt nebelweiß durch die Stämme der Nadelhölzer schillerte. Das war das „Teufelslug", wo der Sage nach einmal vor vier- oder fünfhundert Jahren ein Dornach, der ein grimmer Raubritter gewesen, von erbitterten Städtern erschlagen worden sein sollte und wo man heuer in schönen Mondnächten die feistesten Böcke aufspüren konnte. Nun noch eine Viertelstunde, und die Oberförsterei war erreicht.

Mit Interesse verfolgte Egon den weiteren Weg. Heimatsgefühl und alte Erinnerungen wachten in ihm auf. Es ging langsam bergauf, und rechts seitwärts stieg der Tannenbühl noch höher und jäher an, bis zum Dornachberge, wo die alte Burg gestanden hatte und sich jetzt als trigonometrischer Punkt ein hölzernes Triangel befand, das Wahrzeichen der neuen Zeit, des Fortschritts und des Soldatenstaates. Zwischen das Nadelholz mischte sich Laubwerk als Unterholz, und bald schwanden Tannen und Kiefern ganz, und der Regen rauschte in die sich langsam herbstlich färbenden Kronen alter Buchen hinein, den schönsten Schmuck des ausgedehnten Dornachschen Holzbestandes.

Plötzlich zuckte Egon leicht zusammen; er fühlte, wie sein Gesicht die Farbe wechselte. Ein Wegweiser tauchte an der Landstraße auf, die sich hier gabelte. Und gerade dieser Wegweiser mit seinem verwitterten, von grauem Moose überwucherten Holz fachte ein blitzähnliches Erinnern im Hirn des Grafen an ... Das war der Platz, an dem er sich ehemals oft, ach wie oft mit Christa getroffen hatte — meist in morgendlicher Frühe, wenn oben auf dem Schlosse noch alles im Schlummer lag. Nur die Leute auf dem Hofe pflegten bereits wach zu sein, und sie wunderten sich nicht, wenn sie den jungen Grafen, die Büchse über der Schulter, den Weg nach dem Walde einschlagen sahen, denn sie wußten, welch' leidenschaftlicher Jäger er war und daß er oft Nächte hindurch auf dem Anstand liegen konnte, nach einem Krummen zu spüren. Aber es war ein edleres Wild, nach dem er jagte, denn Reh und Hirsch — in der Sommerfrühe, wenn der Tau in den Spinneweben auf der Mooskruste lag wie glitzerndes Edelgestein auf einem Spitzenbette und wenn das erste Sonnenrot durch den Wald flackerte und kühler Morgenwind durch die Buchen ging ... Am wurmstichigen Wegweiser lag ein großer Feldstein, und auf dem pflegte Christa den Geliebten zu erwarten.

Ein prickelndes Schauerempfinden rann durch die Nerven Egons. Auch das erste Zusammentreffen zwischen ihm und Christine hatte der Zufall an jenem Wegweiser gefügt. Die Wonne des Lenzmorgens hatte sie ins Freie gelockt und ihn die Weidmannslust. Das Gebell der Rüden machte ihn aufmerksam, und als er neugierig aus dem dichten, jungen Gestrüpp unter den Buchen auf die Landstraße trat, sah er das Mädchen auf dem Meilenstein unter dem Weiser sitzen — ein Buch in der Hand, Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", aber nicht lesend, sondern den schönen Kopf zurückgelehnt und die Augen traumhaft ins Weite gerichtet.

Egon sann nach, ob er je wieder eine so vollendete Schönheit auf seinem Lebenswege getroffen hätte. Nein — kein Weib, so voll Adel und reinster Harmonie der Formen und von so siegendem Stolze im Ausdruck des Antlitzes! Ihren Stolz, der bis zu unnahbarem Hochmut werden konnte, hatte sie ihm in der Abschiedsstunde gezeigt — und gerade dieser Stolz war es gewesen, der den alten Grafen so empört und entrüstet, als er versucht hatte, sich mit ihr über eine „abfindende Auseinandersetzung" zu einigen.

Egon schreckte empor, der Wagen hielt.

„Bleiben der Herr Graf man noch ruhig sitzen," rief Wilhelm vom Bock aus nach rückwärts; „es regnet noch immer Strippen, und ich will erst den Oberförster wecken! Das kann noch ein paar Minuten dauern, denn hier schläft man feste!"

Egon sah, daß der Alte vom Sitze kletterte und auf das Forsthaus zuschritt. Es lag, in Epheugespinst und Waldrebe eingebettet, wie ein verwunschenes Schlößchen am Wege. In eines der Fenster lugte der Mond schiefstrahlig hinein; die Scheiben flimmerten goldig hell und auch die herbstbunten Blätter der Rebe, die es umflatterten, waren goldumrändert.

Wilhelm klopfte an die Hausthür. Vom Hofe aus hörte man das dumpf grollende Anschlagen eines großen Hundes, dazwischen das helle Gekläff zweier Teckel. Auch ein Käuzchen schrie auf, und aus den Zweigen der Lindenbäume, die Tisch und Bank aus Birkenholz rechts von der Thür Schatten spendeten, flatterten ein paar müde Krähen mit naßschwerem Gefieder ängstlich davon.

Ein Fenster klirrte auf.

„Wer da?!" schrie eine brummige Baßstimme. „Himmelsackerment, was kläffen die Köter zusammen!"

„Sind Sie's, Herr Oberförster?" rief der Kutscher zurück.

„Wer denn sonst, Esel!" brummte der Baß.

An der Injurie erkannte Wilhelm den Grimmbart besser als an der Stimme. Aber der „Esel" ärgerte ihn doch. „Warte nur, Grobian," dachte er, „ich will Dir Mores lehren!" Und er trat dicht unter das geöffnete Fenster.

„Vorsichtig, Herr Oberförster," sagte er halblaut, „und man nicht immer so hagebüchen! 'Nen Esel läßt sich nicht jeder gefallen. Der Herr Graf sitzen im Wagen und möchten absteigen, bis das Wetter vorbei ist —"

„Erlaucht?" gab die Brummstimme fragend und doch etwas erschreckt zurück.

„Nee — Graf Egon, der Herr Legationssekretär," antwortete Wilhelm. „Er ist von Berlin gekommen und wollte nach Dornach — aber der Sturm hat einen Baumstamm quer über den Weg geworfen und da —"

Er verstummte. Der Oberförster hatte das Fenster geschlossen. Hinter den Scheiben sah Egon vom Wagen aus Licht aufflammen. Eine Minute später

wurde die Thür geöffnet und Schröder trat ins Freie und an den Wagenschlag heran.

Der alte Mann, noch stramm und aufrecht gehend trotz seiner Siebzig, hatte die Mütze in der einen Hand und knöpfte mit der andern die letzten Knöpfe seiner verschossenen, graugrünen Jagdjoppe zu. Der Regen rann über seinen kahlen Kopf in den weißen Haarkranz hinein, der den Schädel oberhalb des Nackens von Ohr zu Ohr umsäumte.

Egon merkte dem Greis sofort die mühsam verhaltene Aufregung an. Über das dunkelgebräunte Gesicht des Försters lief ein leises Wettern, und der eisgraue Schnurrbart, der an den Wangen mit einem über die halbe Brust herabreichenden weißen Vollbart zusammenfloß, schien zu zittern wie unter nervöser Muskelbewegung, als der Alte in militärischer Kürze sagte: „Habe die Ehre, Herr Graf. Was haben der Herr Graf zu befehlen?"

Egon war im Begriff, dem Förster die Hand zu reichen, aber er besann sich noch rechtzeitig. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da dieser alte Beamte ihm, dem Sohne seines Grundherrn, den Handschlag verweigerte — und er hatte es sich gefallen lassen müssen, ohne ein Wort der Entgegnung. So beschränkte er sich denn darauf, in freundlichem Tone zu erwidern: „Ich befehle gar nichts, mein lieber Oberförster. Aber ich möchte Sie bitten, mir auf ein Viertelstündchen in Ihrer Stube Obdach zu gewähren und zwei Ihrer Leute nach der Grunower Schlucht zu senden, damit sie den Baumstamm aus dem Wege räumen und es mir ermöglichen, die Fahrt nach Dornach noch in der Nacht fortzusetzen. Ich fürchte, man wartet daheim bereits mit Schmerzen auf mich . . ."

Der Oberförster schien inzwischen seine volle Ruhe wiedergewonnen zu haben, nur das dunkle, stechende Auge unter den buschigen, schneeweißen Brauen behielt seinen finsteren Ausdruck. Der Blick des alten Mannes hatte etwas unbeschreiblich Düsteres, fast Furchterweckendes.

„Ich werde sofort die Knechte wecken," entgegnete er. „Wenn der Herr Graf inzwischen die Güte haben wollen —" Er machte eine einladende Bewegung mit der Rechten.

Egon sprang aus dem Wagen und folgte dem Alten in das Forsthaus. Die beiden traten in die geräumige Wohnstube zu linker Hand des Flurs, deren Wände mit Geweihen aller Art förmlich tapeziert zu sein schienen. Auf dem Mitteltisch brannte eine Lampe; es war hell genug, um das ganze Zimmer mustern zu können.

Während der Oberförster draußen, von seinen kläffenden Hunden umringt, nach den Knechten rief, legte Egon den Havelock ab und sah sich mit Neugier in dem Gemache um. Er suchte nach den Spuren derjenigen, die sich hier täglich zu schaffen machen mußte. An einem der Fenster stand auf einem Hautpas ein Nähtisch; ein gehäkeltes Deckchen lag darüber. Das also war ihr Platz.

Der Graf trat näher, ließ sich einen Augenblick mit schwerem Aufatmen in dem Sessel aus Rohrgeflecht vor dem Nähtische nieder, stand wieder auf, schritt rasch einmal quer durch das Zimmer und blieb dann von neuem vor der Fensternische stehen. Auf dem Nähtischchen stand ein Körbchen mit einer begonnenen Häkelarbeit; zwei Bücher lagen daneben. Egon nahm sie in die Hand und las die Titel. Ein staunendes Lächeln flog über sein Gesicht. Die beiden Bücher, Wietschels „Morgen- und Abend-Andachten" und Bebels „Frau", vertrugen sich wenig miteinander. Wie kam das revolutionäre Werk des sozialdemokratischen Feuerkopfs hierher? —

Der wuchtige Schritt des Oberförsters erklang wieder auf den Steinfliesen des Hausflurs. Egon legte die Bücher rasch auf ihren Platz — es war ihm unangenehm, in seiner Neugier beobachtet zu werden. Er wandte sich in das Zimmer zurück.

Schröder trat ein. „Die Knechte sind fort," meldete er. „Befehlen der Herr Graf vielleicht eine Erfrischung?"

Egon lachte. „Eine Erfrischung?" wiederholte er. „Nein, ich danke, mein lieber Schröder — mir ist so frisch zu Mute, daß mir ein Glas Grog schon angenehmer sein würde —"

„Sofort, Herr Graf," fiel der Alte ein. Ein wunderlich böses Lächeln zuckte um seinen schnauzbärtigen Mund. Er riß die Thür auf und rief quer über den Flur: „Christine! Grog für den Herrn Grafen!"

Eine sonor klingende Mädchenstimme antwortete aus der Entfernung: „Ja, Großvater!"

Egon war mitten im Zimmer, starr und mit aufeinander gebissenen Zähnen, stehen geblieben. War der Alte verrückt?! — Er fand nicht gleich Worte, das auszudrücken, was ihm auf der Zunge schwebte; sein Blick verfolgte die Bewegungen des Försters, der stumm in der Stube auf und nieder schritt, an den Stühlen rückte, den Teppich geradezog und für die fiebrigen Hände Beschäftigung suchte, wo sie sich ihnen bot.

„Schröder, was soll der Unfug?" begann Egon endlich mit ernster und mahnender Stimme. „Ich habe das nur so beiläufig erwähnt mit dem Grog — Unsinn, ich trinke nichts — und Ihre Enkelin schlummerte wahrscheinlich längst."

„Doch nicht, Herr Graf." Der Förster war stehen geblieben, und ein fast drohender Blick aus seinen dunkelgrauen, noch adlerscharfen Augen streifte Egon. „Christine hat Sie kommen hören und sah Sie ins Haus gehen. Sie ist aufgestanden und wird Ihnen selber den Grog bringen. Ich weiß, was sich dem Sohne meines gnädigen Herrn gegenüber geziemt. Sie wird Ihnen selber den Grog bringen. . ."

Er hatte die einzelnen Worte hart hervorgestoßen — in dem tiefen Basse seiner Stimme klang das, was er sagte, noch rauher und grober und die ehrerbietige Phrase vom „Sohne des gnädigen Herrn" wie Spott und Ironie. Seine großen braunen, behaarten Hände tasteten bereits wieder, während er von neuem auf und nieder schritt, über die Möbelstücke.

Egon wirbelte mit nervöser Bewegung seinen Schnurrbart auf. Er erzwang sich Ruhe. Er hatte dem alten Manne einmal sehr wehe gethan — er wollte

ihn nicht noch reizen. Er wußte auch: mit dieser verzwickten Sonderlingsnatur war kein leichtes Umgehen — das hatten sie alle erfahren, die „damals" mit ihm verhandelt — er sowohl wie der alte Graf, sein Vater, wie vor allem Agnete, die Stein und Bein geschworen hatte, nie wieder den Bannkreis des grauen Ungeheuers zu betreten. „Gespräche mit einem Grobian" haben wohl litterarisches Interesse, aber man erlebt sie selbst nicht gern, zumal wenn man hochgeboren und der Grobian nur ein Untergebener ist.

Graf Egon setzte sich in den Lehnstuhl am Fenster, dem Nähtischchen gegenüber. Eine gewisse Unruhe begann sich seiner zu bemächtigen, eine fiebernde Ungeduld. Sein Blick lenkte immer wieder zur Thür zurück. Er pfiff den Teckeln, die mit dem Förster in die Stube gekommen waren, streichelte sie und fragte dann nach der Jagd.

Schröder antwortete kurz, aber ruhig und höflich. Erlaucht liebten seit dem letzten Gichtanfalle den Wald nicht mehr wie früher — das Wild würde zu sehr geschont und ruiniere viel, namentlich den jungen Bestand.

Wieder eine Pause. Egon hatte sich selten so verlegen gefühlt wie diesem schlichten Alten gegenüber — es war, als wolle ihn sein ganzer Weltschliff im Stiche lassen.

„Wie steht es denn mit dem Manöver?" fuhr er fort, mit der Linken den Kopf des neben ihm kauernden Teckels krauend. „Viel Leben in der Umgegend?"

„Sehr viel," entgegnete der Oberförster. „Schloß Dornach liegt bis in die Mansarden hinein voll."

„Haben Sie meinen Bruder schon gesehen?"

„Nur im Vorüberreiten, Herr Graf. Die Kürassiere hatten ihre Marschroute durch den Wald und ich revidierte zufällig das Revier."

„Wissen Sie nicht, ob sonst noch Gäste in Dornach sind?"

„Nein, Herr Graf, das weiß ich nicht, aber ich glaube, daß zu dem Geburtstage der Comtesse Schwester die Herrschaften aus Gartenau und Boberfelde erwartet werden . . ."

Die Thür ging, und Egon sprang hastig auf. Er ärgerte sich später darüber, aber es war unwillkürlich geschehen. Christine trat ein, ein Tablet mit zwei Gläsern voll dampfenden Grogs in den Händen. Sie neigte den Kopf nur leicht, doch mit artiger Bewegung vor dem Grafen, setzte das Tablet auf den Tisch und wandte sich wieder.

Aber ein Machtwort des Oberförsters hielt sie zurück. „Bleib hier, Christine," rief der Alte, „so lange der Herr Graf uns die Ehre schenkt!"

Das klang genau so höhnisch-grollend wie die ehrerbietige Bemerkung von vorhin und empörte Egon. Er war dunkelrot geworden.

„Ich bitte, nein," sagte er, zu Christine gewandt, „ich will Sie nicht länger aufhalten und auch Ihren Schlaf nicht weiter stören, Fräulein Hellmer. Ich bedauere, daß Sie geweckt worden sind."

Bei diesen Worten wandte die Angeredete ihr blasses Gesicht voll dem Sprechenden zu.

„Bitte sehr, Herr Graf," antwortete sie ruhig, „es hat nichts auf sich."

Sie ging an ihren Nähtisch, setzte sich dort nieder und griff nach der Häkelarbeit. Sie that dies freilich nur in einem Anfluge von Verlegenheit, denn in der von halbem Dämmer erfüllten Fensternische ließ sich schwer thätig sein. Ihre Finger zitterten leicht, als sie die Arbeit nahm.

Durch das Gemach dröhnte der Schritt des Oberförsters. Von draußen herein klang noch immer das gleichmäßige Rieseln des Regens. Egon hatte sich nicht wieder gesetzt; er stand am Mitteltische, mit dem Rücken gegen diesen gelehnt, die Augen halb gesenkt und nur mit scheuem Blicke Christine streifend.

Man sah ihr das Leid nicht an, das sie hatte durchkämpfen müssen. Sie schien in den letzten vier Jahren voller geworden, schien erst jetzt zur Reife erblüht zu sein. Sie war nicht mehr die schlanke, fast ätherische Mädchenerscheinung von früher; straffer wölbten sich die Konturen des Busens unter dem graubraunen Tuchkleide, das sie trug, und stolzer saß der Kopf auf dem feinen Halse. War sie noch gewachsen oder ließ die erhöhte Weiblichkeit ihres Äußeren sie in den Augen Egons größer erscheinen, als sie es ehemals gewesen war? — Vielleicht täuschte er sich nur; jedenfalls aber hatte der Ausdruck ihrer ganzen Erscheinung an Bedeutung gewonnen. Auch die Züge des Gesichts hatten den weichen Fluß der Mädchenhaftigkeit verloren und waren fester und bestimmter geworden. Wille und Energie sprachen aus ihnen und ein in Kämpfen stark gewordener Charakter.

Egon ertrug das Peinliche der Situation nicht länger. Er wandte sich direkt an Christa. „Lassen Sie die Arbeit nur ruhen, Fräulein Hellmer," sagte er in einem Tone, der das Leichte und Gleichgültige der begonnenen Unterhaltung wiedergeben sollte, aber die innere Erregung des Sprechenden doch nur schwer verbarg; „um die Mitternacht herum braucht man nicht mehr fleißig zu sein, und ich glaube auch, daß die Beleuchtung nicht danach ist, das Werk Ihrer Hände sonderlich zu fördern. Oder darf ich Ihnen die Lampe auf den Nähtisch stellen?"

Zu seiner Verwunderung hob sie den Kopf und schaute ihn lächelnd an — mit einem so freundlichen und liebenswürdigen Lächeln, als sei zwischen ihr und ihm nie etwas vorgefallen, was eine gleichgültige Unterhaltung hätte beeinträchtigen können.

„Ich danke sehr, Herr Graf," erwiderte sie dabei und warf die begonnenen Spitzen in den Korb zurück; „es ist in der That nicht die richtige Stunde zu einer die volle Sehkraft erfordernden Arbeit . . . Aber — wollen Sie nicht wieder Platz nehmen? Es kann immer noch geraume Zeit währen, ehe die Knechte zurückkommen, denn der Weg wird wahrscheinlich grundlos sein — — und wollen Sie nicht einmal meinen Grog probieren, ehe er kalt wird? Hoffentlich habe ich Ihren Geschmack getroffen . . ."

Egon kam aus dem Erstaunen nicht heraus — er sah auch, daß der Oberförster sein Auf und Ab im Zimmer für einen kurzen Augenblick einstellte und einen raschen, maßlos verwunderten Seitenblick auf

seine harmlos plaudernde Enkelin warf . . . War das die Christa von früher? Das scheue, zitternde Mädchen, das bei jeder rauhen Berührung mit der Außenwelt mimosenhaft zusammenzuckte? War aus der Christa von ehemals eine weltgewandte Komödiantin geworden oder hatte das Leid vergangener Tage sie kluges Beherrschen gelehrt? —

Der Graf war sichtlich betroffen — er verstand das Mädchen nicht mehr. Er nippte an seinem Grog, sagte Christa ein verbindliches Wort des Lobes und fuhr dann fort, begierig die ihn reizende Unterhaltung wieder aufzunehmen: „Ich habe eine Schuld zu bekennen, Fräulein Hellmer. Ich bin vorhin indiskret gewesen und habe einen Blick auf die Titelseiten der beiden Bücher geworfen, die auf Ihrem Nähtische liegen. Darf ich mir die Frage erlauben, seit wann Sie sich für die rebellischen Emanzipationsgelüste der sozialen Demokratie interessieren?"

„Seit wann?" — Sie wiederholte die beiden Worte und ihr Auge leuchtete auf. Aber es war nur ein rasches, flackerndes Aufblitzen, das einen Moment später unter der Maske ruhigen Gleichmaßes wieder verschwand. „O, Herr Graf, ich habe eigentlich immer, wenigstens seit ich in meiner Entwickelung zu selbständigerem Denken gekommen bin, Interesse an den brennenden Tagesfragen genommen. Sie dürfen nicht vergessen, daß wir hier im Walde so ziemlich von jedem Verkehr abgeschnitten sind; Zeitschriften und Bücher bilden fast allein unsere geistige Nahrung."

„Das heißt die ihre, Herr Graf," polterte der Oberförster dazwischen; „ich für mein Teil lese nichts als den ‚Weidmann' — nichts anderes — die verdammten politischen Zeitungen schon gar nicht, obwohl —"

Er brach rasch ab und kaute mit den noch immer prächtigen Zähnen an seinem weißen Schnauzer. Egon nahm auf die Unterbrechung wenig Rücksicht; er hatte begierig auf die Worte Christas gelauscht. Der Klang der Stimme, das volle pastose Organ war dasselbe geblieben, nur ihr Gedankengang hatte sich geändert.

„Ich verstehe," erwiderte der Graf; „es würde mir unter ähnlichen Verhältnissen gerade so gehen. In der Einsamkeit werden die Bücher zu Freunden. Aber auch in der Wahl dieser Freunde soll man vorsichtig sein, und ich weiß nicht recht, ob das Werk des Herrn Bebel auf einen Mädchentisch paßt . . ."

Christa lachte unbefangen auf. „Der Buchhändler schickte es mir zu," entgegnete sie, „und ich leugne nicht, daß ich es mit Interesse gelesen habe. Ich habe letzthin vielerlei über die moderne Frauenbewegung zur Hand gehabt und nicht nur durchblättert, sondern studiert und geprüft — es machte mir Spaß . . . Man kommt ja zuweilen auf absonderliche Gedanken, wenn man auf sich selbst angewiesen ist . . . Aber keines der vielen Bücher, die über die sogenannte Frauenfrage geschrieben worden sind, auch nicht die geistreichsten, auch nicht die von Bebel und Stuart Mill, hat mich befriedigen können."

„Das heißt," warf der Graf ein, „Sie sind mit den Deduktionen der Genannten nicht einverstanden gewesen, weil sie meist über das Ziel hinausschießen?"

„O nein," erwiderte Christa, „ich habe sogar vieles, was sie sagen, für gut und richtig anerkennen müssen. Aber meiner Ansicht nach gehen sie alle von falschen Voraussetzungen aus. Sie betrachten die Frauenfrage entweder nur vom Versorgungsstandpunkte aus oder sie plädieren mit Leidenschaft für ein gleiches Recht beider Geschlechter."

Egon nickte zustimmend. Er begann wärmer zu werden und ganz zu vergessen, mit wem er sprach.

„Richtig," entgegnete er. „Aber sagen Sie mir, Fräulein Hellmer, um was dreht sich die Frauenfrage sonst, wenn nicht um eine Gleichberechtigung mit dem Manne in sozialer Beziehung und im Erwerbe?"

Christa schüttelte, wieder mit leisem Lächeln, den Kopf. Sie schwieg eine kurze Weile und antwortete dann: „Eine völlige Gleichberechtigung beider Geschlechter wird nie zu erreichen sein, schon aus physiologischen Gründen nicht. Ich würde auch das Heil des Weibes nicht in der absoluten Gleichstellung mit dem Manne sehen. Aber Schutz vor dem Manne sollte uns gewährt werden — das ist der Angelpunkt der ganzen Frauenfrage!"

Sie hatte das letzte etwas lebhafter gesagt, errötete leicht und griff nach dem Seidengarnknäuel im Korbe, den sie spielend aufrollte. „Vielleicht klingt das auch ‚rebellisch' und ‚revolutionär'," fuhr sie fort, „vielleicht auch nur unlogisch. Aber ich glaube, all das ist es wirklich nicht. Wir bedürfen des Schutzes, und der Mann gewährt ihn uns nicht nur nicht hinlänglich, er beutet auch oft genug unsere Schwäche, das Erbteil der Natur für das Weib, in selbstsüchtiger Weise aus. Wird die Frauenfrage im Sinne ihrer Verfechter gelöst, so kann sich die Frau äußerlich allerdings mehr als bisher vom Manne emanzipieren, sie kann sich auf eigene Füße stellen. Unfrei ist sie aber auch dann noch — auch dann noch dem Manne unterthan und seiner natürlichen Überlegenheit preisgegeben — auch dann noch in gewissem Sinne seine Hörige. Er bleibt ihr Tyrann —"

„O — Fräulein Hellmer!"

Mit einem ironischen Lächeln um die Lippen hatte Egon die Sprechende unterbrochen. Er war gewillt, ihre Auseinandersetzungen als schlecht verarbeitete Lesefrüchte aufzufassen, und nur die eigentümliche Stellung, die er ihr gegenüber einnahm, hinderte ihn an einer spöttischen Zwischenbemerkung.

Sie ließ sich nicht stören. „Ja gewiß, Herr Graf," sprach sie weiter, immer in demselben ruhigen und leidenschaftslosen Tone, doch mit rastloser werdendem Blick, „er bleibt ihr Tyrann, denn er kann sie geistig und körperlich — mißhandeln, ohne daß das Gesetz in der Lage ist, sie zu schützen. Diesen Schutz vor dem Manne kann uns auch keine ‚Frauenfrage' schaffen, kein Philosoph und kein Rabulist, auch nicht der großdenkendste Gesetzgeber. Das Weib allein kann es, aber es muß erst die Erkenntnis seiner Schwäche bezahlen. Es muß in der Erkenntnis erst stark geworden sein." Sie erhob

sich rasch. „Der Wagen, Herr Graf! Die Knechte sind zurück."

Sie trat von dem Hautpas zurück in das Innere des Zimmers. Zum ersten Male, so schien es Egon, glitt ihr Auge forschender, in leisem Suchen über das Gesicht des vor ihr Stehenden. Er war kein Gedankenleser und konnte nicht wissen, daß sie in diesem schnellen Moment nur eine physiognomische Beobachtung gemacht hatte. Sie fand, daß er in den vier Jahren, da sie ihn nicht gesehen, alt geworden war, daß sich ein Netz haarfeiner Fältchen rechts und links von seinen Augen auf der Breite der Schläfen gebildet, und daß sein hübscher, weicher, sinnlicher Mund einen Zug von Müdigkeit bekommen hatte. Er aber glaubte, in ihrem Blick etwas von altem, neu erwachendem Interesse zu lesen, und seine Lippen kräuselten sich in befriedigter Eitelkeit.

Der Oberförster hatte die Thüre geöffnet, um nach den Knechten Umschau zu halten; Wilhelm kam ihm im Flur bereits entgegen und meldete, daß der Baum glücklich aus dem Wege geräumt worden sei, auch der Regen habe nachgelassen, der Sternenhimmel gucke wieder hinter den Wolken hervor und morgen werde das schönste Wetter sein . . . Dabei schielte der alte Kutscher neugierig in die Wohnstube hinein, wo Graf Egon und Christa sich noch immer gegenüberstanden.

Egon hatte den Havelock wieder über die Schultern geworfen und seinen Hut ergriffen. „Noch einmal: Pardon ob meiner Störung und vielen Dank für das Obdach," sagte er mit einer Verbeugung. Wie vorhin, bei der ersten Begrüßung mit dem Oberförster, so zuckte es auch jetzt in seiner Hand; er hätte sie am liebsten Christa gereicht und die ihre an seine Lippen gezogen.

Vielleicht spürte sie etwas von seinem Empfinden. Sie legte beide Hände auf den Rücken und neigte den Kopf. „Bitte, Herr Graf," entgegnete sie; „Sie sind uns nicht zu Danke verpflichtet, denn Sie stehen auf Ihrem Grund und Boden und unter Ihrem Dache."

„Zugegeben," antwortete Egon, „aber zu der Beamtenqualität Ihres Herrn Großvaters gehört es meines Erachtens nicht, den Sohn seines Grundherrn zur Mitternachtsstunde durch seine liebenswürdige Enkelin bewirten und unterhalten zu lassen. Und dafür sage ich Dank."

Er verbeugte sich noch einmal und ging. Der Oberförster geleitete ihn zum Wagen.

Christa schaute ihm stumm nach. Sie war erblaßt und finster ihr Gesicht. Zwischen den starken, schön und kraftvoll geschwungenen Brauen markierte sich eine schwere Falte. Bewegungslos blieb sie stehen und starrte vor sich hin. Sie hörte, wie Egon draußen dem Oberförster ein letztes Wort zurief, wie der Wagen davonrollte und wie dann wieder der wuchtige Schritt des Großvaters auf den Fliesen des Flures erklang.

Der Alte trat ein. Auch sein von Furchen durchwühltes Gesicht sah finster und drohend aus. Er schleuderte die Mütze auf den Tisch. „Gehen wir zu Bett," sagte er; „es ist eins durch und — und Dir thut die Ruhe not! Ich muß es Dir sagen, Christel: Du hast Dich wacker gehalten! Hätt's nicht geglaubt! War immer noch bange, daß es Dir weh thäte — das alte, verdammte — — und daß Du ihn nicht hättest vergessen können, den . . . Aber — gut so — Du hast die Probe bestanden! Du hast gezeigt, daß alles aus ist für Dich — bist gerad' so gewesen als sei nie etwas zwischen Euch passiert! Hätt's nicht geglaubt — aber es war das einzig Rechte . . . Nun geh zu Bette, Kind und schlaf aus!"

Er streichelte mit der rauhen Hand ihre Wangen. Da fiel sie ihm an die Brust, sie weinte nicht, aber er würde gespürt haben, wie schwer sie kämpfte, wenn sein Auge, das noch so scharf den Wald durchspähte, in ihre arme Seele hätte dringen können.

Schweigend löste sie sich aus seinem Arm und ging.

II.

Auf Sturm und Regen war in der zweiten Morgenstunde ein wundervolles Wetter gefolgt. Egon hatte beide Fenster seines Wagens geöffnet, um der frischen, waldwürzigen Luft Zutritt zu geben, lehnte in der Polsterecke, eine Cigarre rauchend, und lugte in die Forst hinaus, in der strahlengoldener Mondscheinzauber webte. Er sah ernst aus. Die Episode im Forsthause hatte doch anders als eine pikante Anregung auf ihn gewirkt. Wenn er daran dachte, wie eigenartig sich Christa seit dem letzten Abschiedstage vor vier Jahren verändert hatte, überkam ihn das Gefühl, als stehe er vor einem Rätsel, dessen Lösung kein Grübeln zu erzielen imstande sei. Er hätte alles andere eher erwartet; er würde nicht erstaunt gewesen sein, in Christa ein düsteres, verschlossenes Weib wiederzufinden, karg in Worten und eisige Kälte im Blick — oder ein gebrochenes Wesen mit dem Ausdruck nie verwundenen Kummers im thränenschweren Auge — statt dessen aber war sie ihm in blühender Frische, voll Gesundheit und Schönheit entgegengetreten, anregend plaudernd und über die Vergangenheit, über alle Liebe und alles Leid verflossener Tage mit gleichgültig freundlichem Lächeln hinweggehend. Und Egon fragte sich abermals: hat sie Komödie spielen gelernt oder hat sie sich wirklich zum Vergessen alles dessen durchringen können, was geschehen war? —

Ah bah — ganz gleich! Das damals war nur eine Episode gewesen — und das heute war es auch. Für sie und ihn gab es keine Gemeinsamkeit mehr — der hübsche Roman „vom Grafensohn und dem Försterstöchterchen", über den Agnete in ihrer kühl skeptischen Art so oft gespöttelt, war endgültig aus.

Endgültig — nun ja — aber die Erinnerung blieb doch. Sie hatte Egon in den Jahren seiner Abwesenheit von der Heimat nicht verlassen und hatte in der letzten Stunde neue Nahrung bekommen. Was schadete es! Die Erinnerung ist nicht immer nur ein Gespenst der Mahnung und der Weckrufer

des einschlummernden Gewissens — sie kann auch eine gütige Zauberin sein. Und da Christa allem Anschein nach das Böse und Bittere, das die Vergangenheit ihr gebracht, für immer begraben hatte, so war Egon geneigt, in der Erinnerung nur die Tage des Glückes weiterleben zu lassen. Er war Sanguiniker und Optimist und vergaß gern, was ihm unangenehm war . . .

Rechts und links huschte an den geöffneten Wagenfenstern die Waldscenerie vorüber. Der Mond neigte sich bereits wieder dem Horizonte zu; in das sanfte Gelb seines Lichts begannen sich rötliche Töne zu mischen. Die Lachen auf dem Wege, die der Regen zurückgelassen, schimmerten rosig, und tiefschwarz da, wo die Schatten der Bäume lagen, die immer riesiger anwuchsen, je mehr der Mond sank.

Der Dornachberg und das Teufelslug lagen bereits hinter dem Reisenden. Üppige Wiesenstrecken, vor Nässe dampfend, schoben sich häufiger in das Forstrevier hinein — und plötzlich öffnete sich der Wald ganz, und Egon sah, sich weit aus dem Fenster legend und mit voller Brust den Duft der Heimat atmend, das Thal zu seinen Füßen.

Es ging langsam und in sanften Kurven von der Waldhöhe bergab. Egon vermochte das Auge nicht von dem entzückenden Anblick zu trennen, dem die glitzernde Frische der Regennacht und der blondrosige Guß des Mondlichts einen märchenhaften Zauber beimischte. Er war sich nie darüber klar geworden, wie wonnig schön die Heimat war. Vielleicht hatte er sie auch nie so mit den Augen der Seele gesehen wie heute, da eine linde Weichheit sein Herz durchdrang und die holde Melancholie der Einsamkeit neue Töne des Gemüts in ihm anschlug.

Unten auf dem Grunde des Thals dehnte der See sich aus — eine schillernde Wasserfläche, die im Osten zwischen dem Dunkel ansteigender Höhen verschwand und jenseits des Dorfes Dornach aus dem Grün der Bäume mit glänzenden Schuppen wie ein sich dort ringelndes gigantisches Fabeltier wieder auftauchte. Zur Urzeit mochte das ganze Thal von den Wassern durchrauscht worden sein; jetzt hatten sie sich in zwei Seen geteilt, die mitten im Dorfe, am Fuße des Schloßbergs, durch einen nur schmalen und durch künstliche Dämmung noch mehr verengten Kanal miteinander verbunden waren.

Das Dorf war nicht groß und lag langgestreckt zwischen den beiden Seen. Der Schloßberg überragte es stattlich; der große runde Turm, der auf der Westseite stand, hob sich in schwarzer Silhouette, ein Wahrzeichen längst vergangener Zeit, vom Himmel ab. Dieser Turm war der älteste Teil des Schlosses; er stammte noch aus dem vierzehnten Jahrhundert, kostete dem Grafen alljährlich eine hübsche Summe, da er immer reparaturbedürftiger wurde, und hatte gegenwärtig keinen Zweck als höchstens den, in den Insassen von Dornach feudale Erinnerungen wachzurufen. Das konnte er freilich, denn seine Fundamente umschlossen die ehemaligen Kerkerverließe, an die sich allerhand schaurig schöne Märlein aus dem Mittelalter und gespensterhafte Geschichten von nächtlichem Kettengeklirr und Knochenrasseln knüpften, die in den Gesindezimmern reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung boten.

Der übrige Teil des Schlosses war neueren Ursprungs, aber obschon jede Generation zugebaut und angeflickt hatte, präsentierte sich der ganze Komplex in all seiner Stillosigkeit doch sehr imponierend und höchst malerisch, zumal wenn man sich vom Seeufer aus Dornach näherte oder, wie jetzt Egon, von der Waldhöhe zu Thale fuhr. Auf dem Schloßberge selbst befand sich nur eine kleine Parkanlage, der sogenannte Burggarten (auf die Respektierung der alten Bezeichnungen gab Graf Dornach viel), während der eigentliche, etwa vierzig Morgen umfassende und sehr schön gehaltene Park am Fuße des Berges, jenseits der Thore, lag. Die Schloßhöhe war nämlich von einer ehemals kreneliert gewesenen starken Mauer umgeben, die nach der Dorfstraße zu von zwei tiefgewölbten Thorbogen durchbrochen wurde; Mauer und Thore stammten gleichfalls noch aus alten Tagen — aus jener Zeit, da Burg Dornach noch eine stolze Feste und ein Wall gegen polnische Eroberungsgelüste gewesen war. Während einer kurzen Epoche hatte Dornach zum Besitztum des Templerordens gehört und war dann den Johannitern zugefallen, die gerade in dieser Gegend umfangreiche Ländereien ihr eigen genannt hatten. Von ihnen waren die Dornachs wieder mit der alten Burg belehnt worden, die einer ihrer Vorfahren, Dietz nannte ihn die Chronik, im Auftrage der Templer erbaut haben sollte. —

Das Dorf lag in tiefem Schlummer, als Egon durch die schweigende Gasse fuhr. Von dem regen militärischen Leben, das tagsüber infolge der in nächster Umgebung abgehaltenen Manöver und der Kantonnementsquartiere hier geherrscht hatte, war nichts mehr zu spüren. Die Soldaten schlummerten bei den Bauern, meist auf Heu- und Strohlagern, der Reveille entgegen, und auch oben im Schlosse schienen die Lichter erlöscht zu sein.

Egon hatte hinaufgespäht, als der Wagen durch den ersten Thorbogen rasselte; stumm und dunkel stieg der alte Koloß vor ihm empor. Erst bei der Einfahrt in den Burghof sah der Graf, daß eine Fensterreihe des linken Flügels noch erleuchtet war. Seiner Erinnerung nach mußte hinter diesen Fenstern der Speisesaal liegen. In der Stille der Nacht konnte Egon von oben herab auch deutlich Stimmengeräusch, Singen und lustiges Lärmen vernehmen: der leise dämmernde Morgen schien die Manövergäste in ihrem Vergnügtsein nicht gestört zu haben.

Der Wagen hielt vor dem altertümlichen Portale der Hauptfront, dessen Sandstein-Karyatiden im Laufe der Zeiten fast jede Spur ihrer Urform eingebüßt hatten. Es wurde plötzlich hell im Schloßhofe. Mehrere Diener mit Windlampen erschienen, allen voran ein älterer Mann mit glattrasiertem Diplomatengesicht und lauernden Augen, unterwürfig und katzenbuckelnd, wenig angenehm in seinem äußeren Sichgeben, aber trotzdem außerordentlich geschätzt von Seiner Erlaucht dem alten Grafen und deshalb von dem ganzen Dienstbotentroß ebenso gefürchtet wie gehaßt: der Kammerlakai Seiner Erlaucht, zugleich

eine Art Haushofmeister und Vertrauter, ein moderner Freigelassener, Engländer von Geburt und Richards mit Namen — notabene Richards kurzweg nur für den Herrn Grafen und dessen Familie, für alle übrigen auf der Welt aber „Mister“ Richards.

Der Kammerdiener nahm einem der Lakaien die Windlampe aus der Hand und leuchtete dem Aussteigenden, indem er ihm gleichzeitig den gekrümmten rechten Arm als Hilfe bot.

Aber Egon verschmähte die Dienstleistung; er sprang rasch aus dem Wagen. „Guten Abend, Richards,“ sagte er, und mit einem raschen Blick auf die übrigen Diener fügte er gutmütigen Tones an: „Guten Abend, Kinder! Mein Himmel, allesamt hättet Ihr doch nicht aufzubleiben brauchen!“

„Unterthänigsten guten Abend, Herr Graf,“ wiederholte Richards. Es war eigentlich schon Morgen, aber der Herr Graf mußte es besser wissen. Die übrigen Diener erwiderten die freundliche Begrüßung nur durch stummes Kopfneigen. Wenn der „Mister“ sprach, hatten sie zu schweigen.

„Alles gesund im Hause?“ fuhr Egon fort.

„Zu befehlen ja, Herr Graf,“ erwiderte Richards, „es ist gottlob alles gesund. Auch Seine Erlaucht sind von ihrem letzten Anfall so ziemlich wieder hergestellt . . .“

Er leuchtete voran, aber Egon blieb noch einmal stehen.

„Fidele Gäste —?“ sagte er, halb fragend und dabei lächelnd mit der Rechten nach den erleuchteten Fenstern weisend.

Richards lächelte nicht mit, das that er nie. Er zog nur den rechten Mundwinkel etwas höher und entgegnete dann mit seiner langweiligen, stets wie geölt klingenden Stimme: „Der junge Herr Graf haben mit einigen Herren der Einquartierung noch auf den Herrn Grafen warten wollen. Seine Erlaucht und die gnädigste Comtesse haben sich dagegen schon lange zurückgezogen, aber ich glaube nicht, daß Seine Erlaucht und die gnädigste Comtesse bis jetzt so recht Ruhe gefunden haben werden, denn es geht sehr lebhaft im Speisesaal zu, Herr Graf . . .“

Ein ganz leiser heimlicher Ärger über die Entweihung der Schloßruhe sprach aus der Stimme des Kammerdieners. Seine glatte Stirn verfinsterte sich sogar ein wenig, als in diesem Augenblick sich oben im ersten Stock eines der erhellten Fenster mit leisem Klingen öffnete und eine frische Stimme herabrief: „He — Egon — bist Du's?!“

Der Legationssekretär trat noch einmal aus dem Portale auf den Hof zurück. „Ja, Heinzerling,“ rief er zurück, „ich bin's! Grüß Gott!“

„Grüß Gott, Tintenfisch!“ erklang abermals die Stimme von oben; „wir haben lange genug gewartet, und Du bist schuld daran, wenn wir morgen mit einem Kater aufwachen! Agnete wird gar nicht genug Antipyrin im Hause haben! Na, nun komm' aber 'rauf!“

Richards war mit der Leuchte auf der ersten Stufe der ausgetretenen breiten Steintreppe stehen geblieben. „Wollen der Herr Graf gleich auf Ihr Zimmer gehen?“ fragte er, und er schien unangenehm berührt zu sein, als Egon antwortete:

„Nein, ich will erst meinen Bruder und die übrigen Herren begrüßen.“

Man stieg die Treppe hinauf. Verdunkelte Ölbilder hingen an den Wänden, Porträts alter Ritter und Edeldamen, Schlachtendarstellungen und Landschaften, dazwischen Geweihe in großer Zahl, auch ganze Köpfe von Hirschen und wilden Sauen.

Egon wunderte sich, daß das fröhliche Lärmen im Speisesaal ganz plötzlich verstummt war. Es war fast lautlos im Schlosse geworden — so still, daß man den Widerhall der eigenen Schritte vernehmen konnte.

Aber die Lösung des unerwarteten Schweigens folgte bald. Als der Kammerdiener Egon die Thüre zum Saale öffnete, herrschte ihn die Stimme des Grafen Heinz gebieterisch an:

„Draußen bleiben, Richards!“

Mit indigniertem Gesicht zog sich Richards zurück, während Egon eintrat.

Ein sonderbares Bild bot sich seinen Blicken. Auf dem großen und breiten eichenen Speisetische, der lang ausgezogen war, stand eine Anzahl Stühle und auf diesen thronte eine wunderliche Gesellschaft.

In der Mitte saß ein schnauzbärtiger Herr mit einem Monocle in der rechten Augenhöhle und einer dampfenden Cigarette im Munde. Auf dem Kopfe trug er einen Ritterhelm mit wallender Federzier, die ihm über die Nase nickte, und den Oberkörper umschnürte ein blanker Brustharnisch, aus dem die Ärmel eines mit steif gestärkten und geplätteten Manschetten versehenen, ganz modernen Hembes hervorschauten. Den unteren Teil der rätselhaften Erscheinung bekleideten enge Offiziersbeinkleider und ein zierliches Stiefelpaar mit silbernen Sporen. In der rechten Hand trug der närrische Geselle einen ungeheuren Flamberg, wie ihn die reisigen Schweizer im Mittelalter geführt haben mochten, und die Linke, die in einem geschuppten eisernen Handschuh steckte, wies dräuend gen Himmel.

In ähnlicher Weise wie er präsentierten sich die acht anderen Gestalten, die diesen geheimnisvollen Mittelpunkt umgaben. Auch in ihrem Äußeren vereinigte sich in grotesker Weise modernes und antiquarisches Rittertum, denn während der eine zu einem schön ciselierten Stahlpanzer eine weiße Kürassiermütze trug, zeigte ein anderer unter einem zerfetzten und zerschlissenen, ehemals pupurfarbigen Sammetmantel den Waffenrock eines preußischen Artillerie-Regiments und ein dritter unter glänzenden Knieschienen anliegende Kavallerie-Pantalons mit Kniestiefeln. Alle waren bewaffnet mit Schilden und Speeren, Hellebarden, uralten Steinschloß- und Radflinten, vorsündflutlich ausschauenden Pistolen, krummen Sarazenenschwertern und mächtigen Flambergs. Bei diesem und jenem verbarg das herabgelassene Visier das Gesicht; wo man aber ein Antlitz sah, trug es den unverkennbaren Typus des norddeutschen Offiziers mit dem lang ausgezogenen, sorgfältig gepflegten Schnurrbart und den hell blickenden Augen.

Unten am Tische stand ein Herr allein, dem

über den blauen Interimskoller eines Kürassier-Regiments ein weißes Bettlaken malerisch gefaltet die Schultern umfloß. Eine eiserne Sturmhaube bedeckte den Kopf und unter diesem ungefügen Hauptschmuck sah Egon das frische und rosige, bildhübsche Gesicht seines Bruders Heinz hervorlugen, in diesem Augenblicke gravitätisch ernst von Ausdruck, als sollte die nächste Minute eine Entscheidung von größter Wichtigkeit bringen. In der linken Hand trug Graf Heinz ein mächtiges Trinkhorn aus getriebenem Silber, während die Finger seiner Rechten den Hals einer dickbauchigen Flasche umklammert hielten, auf deren Etikette Egon mit Wohlgefallen die Firma Moët et Chandon white star entdeckte.

„Morgen, meine Herren," hatte Egon beim Eintritt in den Saal gesagt, aber kein Mensch hatte seinen Gruß erwidert. Dagegen hatte sich die ganze Gesellschaft ruckartig von den Sitzen erhoben, dreimal feierlich mit den Köpfen genickt und sich dann ebenso ruckartig wieder niedergelassen.

Egon war anfangs in starrer Verwunderung stehengeblieben. Die Erscheinung in der Mitte des Tisches nickte noch immer automatisch mit dem Kopfe, so daß die Federn auf ihrer Helmspitze heftig hin und her schwankten. Nun aber brach Egon in helles Gelächter aus.

„Kinder," rief er, „seid Ihr denn allesamt verrückt geworden?! Eisenschmidt, nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie sollten sich als Vogelscheuche in die Bohnen stellen lassen!"

„Schweig, Elender!" donnerte die Stimme des Grafen Heinz ihn an. „Wir, die Du hier vor Dir siehst, sind wackere und ritterliche Mannen von der Tafelrunde des Königs Artus, die Du schnöde im Stich gelassen hast, ob wir gleich Deiner harrten mit feurigen Weinen und allerhand köstlichem Labsal, so den Gaumen letzet und die Seele erfreut. Recht wär's, wenn bitterer Lohn Dich empfinge — jedennoch also ist es beschlossen worden im Rate unserer Weisheit, Milde zu üben und Dir das Urtel zu sprechen: daß Du dieses Horn, aus dem schon der Dietz vom Dornach, unser liebwerter Vorfahre, kühlen Trunk genommen, auf der Stelle und ohne abzusetzen leerest und zwar auf das Wohl unserer aller."

Er setzte die Flasche an den Rand des Trinkhorns, so daß der gelbe, schäumende Mousseux mit leisem Glucksern in die Tiefe rann. Dann reichte er Egon das Horn und stellte die Flasche, in der wenig zurückgeblieben war, zur Seite.

Egon hatte das schwere Silberstück genommen und schaute lächelnd in den brodelnden Inhalt.

„Ich bin zwar höllisch durstig," sagte er, „aber, Herrschaften, was zu viel ist —"

Der Mann in der Mitte des Tisches unterbrach ihn, indem er sich drohend erhob und mit dumpfer Stimme sagte: „Schweige, Kujon, und trinke!"

„Eisenschmidt — zum Donnerwetter, so wartet doch wenigstens, bis der Mousseux ein bißchen verbraust ist!" gab Graf Egon zurück; „wenn mir das Zeug in der Nase kribbelt, komm' ich gar nicht zu Ende!"

„Eine Minute Frist!" brüllte der Angeredete, „nicht länger! Senket die Waffen, Ihr Leute!"

Spieße, Speere, Hellebarden, Flamberge, Pistolen und Flinten neigten sich gegen Egon, der das Horn fester umspannte und dann an die Lippen führte.

„Ihr seid zwar eine ganz elende Schwefelbande," begann er noch einmal, „wenigstens soweit ich Euch kenne, Heinz und Eisenschmidt und Larisch und — na ja, der lange Fulco muß natürlich auch dabei sein —"

„Trinke!" gröhlte Eisenschmidt, und die Waffen senkten sich tiefer.

„Also auf Euer Wohl!" schrie Egon, „hol' Euch alle der Teufel!"

Er setzte an und trank. Der Durst half ihm anfänglich über alle Schwierigkeiten fort — als jedoch das halbe Horn geleert war und der Mousseux stärker zu prickeln begann, wurde die Sache schwieriger. Egon war zwar eine sehr kräftige Natur und konnte einen guten Schluck vertragen, aber eine Flasche Sekt ohne abzusetzen auszutrinken, gehört immerhin zu den Kunststücken, die nicht allzuleicht auszuführen sind. Es war eine verrückte Idee, und Egon ärgerte sich, daß er auf den kindischen Scherz überhaupt eingegangen war. Einen Augenblick schwankte er, ob er das Silberhorn nicht einfach auf das Parkett des Fußbodens entleeren sollte — schöpfte dann, ohne den Rand des Gefäßes von den Lippen zu entfernen, noch einmal tief Atem und trank langsam weiter, Schluck auf Schluck.

Endlich setzte er ab. Sein Gesicht war ein klein wenig dunkler gerötet als vorher, sonst merkte man ihm irgend eine Wirkung der respektablen Trinkleistung nicht an.

„Bitte," sagte er, den Pokal seinem Bruder zurückreichend.

„Die Nagelprobe!" gröhlte der schnauzbärtige Mann mit dem Monocle, der in der Mitte des Tisches saß.

Graf Heinz kippte in tiefem Ernste das Trinkhorn um. Nur ein einziger Tropfen rollte aus dem gewichtigen Innern des Gefäßes auf den blankpolierten Daumennagel. Ein allgemeines Hallo erhob sich. Die gewappneten Mannen sprangen vom Tische herab und umringten Egon; Graf Heinz fiel dem Bruder stürmisch um den Hals.

„Du bist ein famoser Kerl, Tintenfisch," rief er lustig, „und verdientest eigentlich aktiv zu sein! Wetter noch eins, hast Du eine tiefgründige Kehle!"

„Ein zweites Mal würde ich für ein derartig voluminöses Glas Sekt auch ganz ergebenst danken," erwiderte Egon lachend. „Aber ich wollte Euch doch zeigen, daß ich kein Spielverderber bin!"

„Salve und gratulor," sagte der Mann mit dem Monocle und reichte dem Grafen die noch eisenumschiente Rechte. „Wo kommen Sie so spät her, Alterchen? Wissen Sie, daß Sie allein schuld an diesem wüsten Gelage sind, das Ihr guter Bruder allerdings mit der ihm eigenen Regiekunst auszugestalten verstanden hat —?"

„Nicht schmähen, Eisenschmidt!" rief Graf Heinz dazwischen, das Drapierlaken abwerfend und die

Sturmhaube von dem blonden Kopf nehmend. „Ihr habt Euch famos amüsiert!“

Egon hatte rechts und links die Hände geschüttelt. Es waren fast alles gute Bekannte, Kameraden von Heinz vom Königs-Kürassier-Regimente, den „Himbeerfritzen“, also genannt, weil sie himbeerfarbene Kragen und Ärmelaufschläge an der Uniform trugen, wie die Generalstäbler. Die meisten waren junge Lieutenants, so der Graf Larisch, ein allerliebstes Bürschchen, das soeben erst aus dem Fähnrichsei gekrochen war, ferner die Herren von Brencken und von Oberschütz, Graf Fulco von Villarette, einer vornehmen Réfugié-Familie entstammend, baumlang und schmächtig wie eine hochaufgeschossene Pinie, und der Pole Prinz Mieczislaw Raczyn, schön und brünett, mit Romeo-Augen, einem koketten Schnurrbärtchen und der Haltung eines venetianischen Nobile aus der Dogenzeit. Der älteste der ganzen Gesellschaft war der vor kurzem erst zum Rittmeister beförderte Baron von Eisenschmidt-Tengern, der Herr mit dem Monocle und dem martialischen Schnauzbart, ein besonderer Freund der Grafen Egon und Heinz und nebenbei ein Mann von enormem Vermögen, das sein Vater, wie man sich erzählte, aus dem Erwerbe großer Quecksilberbergwerke in Kalifornien gezogen haben sollte.

Außer den Kürassieren lagen noch die Offiziere einer Artilleriebatterie auf dem Schlosse in Quartier: ein Hauptmann Schultze, der indessen bereits die Ruhe aufgesucht hatte, der Premierlieutenant von Hähneken und die Sekondlieutenants Streitz und Buller. Egon kannte die letzteren noch nicht, ließ sich ihnen durch Heinz vorstellen und bewillkommnete sie als Sohn des Hauses mit herzlichen Worten. Auch ein Infanterieoffizier war anwesend, Lieutenant von Hufeland vom Leib-Grenadier-Regiment, der bei den Usedom-Kürassieren eine Manöverübung als Vorbereitung für den Kriegsschulenkursus abzudienen hatte.

Die Stimmung war in Anbetracht der vorgeschrittenen Stunde eine sehr angeregte. Solange der alte Graf, die Comtesse und die Stabsoffiziere anwesend gewesen, hatte man auf Etikette und Subordination Rücksicht genommen. Als die jüngeren Herren aber unter sich geblieben waren, um gemeinsam die Ankunft Egons zu erwarten, da war der Teufel des Übermuts in ihnen erwacht. Mister Richards als Kellerbewahrer hatte zunächst eine große Bowle ansetzen müssen. Er that das ungern, denn er hielt es für nicht nötig, daß die jungen Leute sich nach dem Souper und zu nachtschlafender Zeit noch auf eigene Faust amüsierten, und er war hämisch genug, die Bowle aus dem sauersten Mosel anzusetzen, der im Keller zu finden war. Aber da kam er bei dem Grafen Heinz, der den spinösen Lakaien so wie so nicht leiden konnte, übel an. Heinz zog die Herren von Brencken und Oberschütz und den immer zu tollen Streichen aufgelegten polnischen Prinzen in eine Ecke und beriet mit den dreien ein Rachewerk ohnegleichen. Man wußte, wo Erlaucht, der alte Graf, sein Hunyadi Jànos-Bitterwasser, für das er in Zeiten seiner Gichtanfälle eine besonders zärtliche Zuneigung hatte, aufzubewahren pflegte — in einem der großen, kühlen Wandschränke auf dem Korridor vor seinem Schlafzimmer. Heimlich und mit leisen Katzenschritten schlich sich das Vierblatt dorthin; männiglich nahm eine Flasche Hunyadi an sich und verbarg sie sorgfältig bis zur Rückkehr in den Speisesaal. Hier wurde das edle, stoffzersetzende Bitterwasser der Bowle des Mister Richards beigemischt und als Ausgleich noch eine starke Quantität aufgelösten Zuckers hinzugethan, um den Geschmack des Hunyadi wenigstens einigermaßen zu paralysieren. Dann wurde Richards gerufen.

„Die Bowle schmeckt greulich, Richards,“ erklärte Graf Heinz, „an so sauren Mosel sind wir nicht gewöhnt. Geben Sie das Zeug der Dienerschaft und mir die Kellerschlüssel. Ich werde uns allein eine neue Auflage brauen.“

Richards mußte gehorchen, und er that es, wenn auch mit einer Miene, die ebenso sauer war wie der von ihm verwandte Moselwein. Er schleppte die Bowle davon und zwar, wie Graf Heinz berechnet und erwartet hatte, nicht in die große Gesindestube, sondern in sein eigenes Kämmerchen; er war viel zu niederträchtig, um auch die übrigen Dienstboten an dem Genuß teilnehmen zu lassen — er wollte sie allein leeren, und nur die schwarze Flora, eines der Küchenmädel, ein hübsches Ding und eine falsche Katze, der das Herz des Misters gehörte, sollte ihm dabei helfen. Während Heinz im Verein mit dem Prinzen Raczyn und Eisenschmidt eine neue Bowle aus besseren Stoffen braute, freute er sich unbändig auf das fröhliche Tagewerk, das dem Mister bevorstand, wenn er den Hunyadi-Trank genossen haben würde.

Die Köpfe der jungen Herren waren bald illuminiert. Man sang und tobte und konnte das auch, ohne Rücksicht auf die übrigen Insassen des Schlosses, denn die Schlafzimmer des Grafen und der Comtesse lagen weitab vom Speisesaale in dem östlichen Anbau. Die fröhliche Nacht brachte allerhand Talente zum Aufblühen. Baron Eisenschmidt entpuppte sich als famoser Jodler und die beiden Artillerielieutenants tanzten einen Schuhplattler dazu. Das erweckte den Ehrgeiz des Polenprinzen, der einen schneidigen Krakowiak zum Besten gab und sich dabei in der Leidenschaft des Nationaltanzes die neuen Beinkleider zerriß, die ihm der Lieutenant von Hufeland wieder mittelst großer Sicherheitsnadeln reparierte. Dann wurde auf Stühlen eine Steeplechase durch den Saal geritten und schließlich kam Graf Heinz auf die Idee, eine anmutige Maskerade in Scene zu setzen.

Das erste Stockwerk des Mittelbaus nahm der sogenannte Rittersaal ein, ein prachtvoller Raum, gotisch gewölbt, mit mächtigen Strebepfeilern, und mit Marmorplatten gepflastert, auf denen jeder Schritt im Echo widerhallte. Für die Ausschmückung dieses Saales hatte Graf Dornach besonders viel gethan; praktisch benutzt wurde der schöne Raum fast gar nicht, aber zu prunkhafter Repräsentation war er wie geschaffen. Die Spitzbogenfenster zierte herrliches Glasmosaik und an der Decke waren in bunter Farbenpracht die Wappen aller Gattinnen der Dornachs angebracht worden, vom lebenden Grafen

bis zurück zu Dietz dem Starken, dem berühmten Tempelherrn, von dem man nicht viel mehr wußte, als daß er einmal in Palästina einen Löwen mit der Faust erschlagen haben sollte. Selbstverständlich hatte niemals ein Dornach ein ehelich Gespons zum Altare geleitet, das nicht ein Wappen zu führen berechtigt, also bürgerlicher Geburt gewesen wäre.

Den Hauptschmuck des Rittersaals bildete das Rüstzeug, das mit mancherlei anderen interessanten Antiquitäten im Verein an den Wänden aufgehängt worden war. Viel hatte im Laufe der Jahrhunderte sich von selbst im Dornachschlosse angehäuft, doch erst Graf Egon der ältere, das gegenwärtige Haupt der Familie, hatte mit Hilfe seines Freundes, des Hofmalers Professor Balduin von Katzer, Ordnung in die alten Schätze gebracht, sie sichten und säubern, aufstellen und aufhängen, ergänzen und registrieren lassen. Der Graf war übrigens auch selbst ein eifriger und nicht verständnisloser Sammler, der zu einer Zeit, da das Reisen in weniger der Kultur zugänglichen Gegenden noch mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden gewesen war, einen guten Teil des Orients durchwandert und hübsche Erinnerungen an diese Streifzüge mit heimgebracht hatte.

So schmückten den Rittersaal neben zahlreichen Rüstungen und neben dem ungefügen Wehrzeug aus dem deutschen Mittelalter auch viele Orientalia, Waffen arabischen, persischen und maurischen Ursprungs, langschäftige Flinten mit schönen Perlmuttintarsien, Handjars und Dolche, deren Griffe kostbar in Silber und Gold ciseliert waren, Streitkolben, Äxte und Wurfsicheln und mancherlei andere Rüststücke oft von den seltsamsten Formen. Darüber und darunter, sowie als malerisch wirkende Verbindungsglieder waren in hübschen Arrangements fremdartige Kostüme angebracht worden, amarantfarbene tunisische Tschobbas und safrangelbe Kaftane aus Damaskus, ein grünes Derwischkleid und das violett schimmernde Gewand eines Hadji, das Kollier einer ägyptischen Bajadere neben dem klirrenden, fünfzig Amulette vereinigenden Halsringe eines Biskranegers, der Federschurz eines Indianers neben dem Staatskleide eines spanischen Granden aus den Tagen des Don Carlos. Hier hing ein farbenleuchtender Gebetteppich aus dem heiligen Mekka neben grinsenden javanischen Göttermasken und dort die Keule eines Sudanesen in freundlichem Verein mit einer deutschen Turnierlanze und dem Bandagierlinnen einer Mumie aus dem Pharaonenreiche. Kopfbedeckungen aus allen Landen der Erde und allen Zeitaltern, vom grünen Turbantuche des geheiligten Stammes der Nachfolger des Propheten bis zum ersten Grenadierhelm des preußischen Soldatenkönigs, vervollständigten die hübsche und originelle Sammlung, die in Rücksicht auf den Hauptzweck, den dekorativen Schmuck, allerdings außerordentlich bunt durcheinandergewürfelt, aber doch ordnungsmäßig katalogisiert war und deren Inventur alle Jahr einmal unter Beisein des alten Grafen geprüft wurde.

Hierher strömte unter Anführung von Heinz um Mitternacht die ganze güldene Horde der Lieutenants und begann die Wände zu plündern. Man hatte anfänglich in toller Weinlaune die Absicht gehabt, in unheimlicher Maskierung das Dienstpersonal zu erschrecken, aber Herr von Eisenschmidt war vernünftig genug, Heinz von diesem Vorhaben abzubringen. So beschränkte man sich denn darauf, sich zu kostümieren, um Egon mit einem grotesk-heiteren Mummenschanz zu empfangen, was denn auch geschah und seine Wirkung nicht verfehlte.

Inzwischen hatte sich draußen der Himmel bereits mattgrau zu färben begonnen; die Dämmerung lugte durch die Fenster des Speisesaals auf die Gesellschaft herab, über die nach der Ausgelassenheit der letzten Stunden langsam eine gewisse schläfrige Abgespanntheit kam. Der ritterliche Polenprinz hatte sich bereits in eine dunkle, von den Quadern des großen Kaminmantels durchschattete Ecke zurückgezogen und schlummerte sanftselig in das Land der Träume hinüber. Graf Villarette lag in seiner ganzen Länge ausgestreckt über vier Stühlen und blinzelte nur noch mit den Augen, während die übrigen Herren am Tische Platz genommen hatten, um noch ein Viertelstündchen miteinander zu plaudern. Aber die Unterhaltung wollte nicht mehr so recht in Fluß kommen, obwohl Herr von Oberschütz den reichen Schatz seiner Mikosch-Anekdoten auszukramen begonnen hatte und Graf Larisch von seinem Fuchswallach Troïlos, den ihm sein Papa zum Geburtstage geschenkt, die wunderbarsten Schnurren erzählte, zum Beispiel, daß besagter Fuchswallach nie einen Husaren oder einen Dragoner aufsitzen lasse, um in seinem Prestige als schwerer Kavalleriegaul nicht zu Schanden zu kommen und daß er beim Nahen eines Infanterieoffizieres jedesmal energisch den Kopf schüttele und durch lautes Niesen seine Mißachtung kundgebe. Diese letzte Geschichte nahm Herr von Hufeland vom Leib-Grenadier-Regiment sehr übel, aber er sagte es nicht.

Plötzlich gähnte Graf Heinz anhaltend und ungeniert, rekelte sich auf seinem Stuhl und bemerkte: „Gehen wir zu Bette, Kinder! Morgen ist zwar Ruhetag, aber außerdem das Wiegenfest meiner viellieben Schwester Agnete und da müssen wir unsern Kater ausschlafen!“

„Ich bekomme nie einen Kater,“ renommierte Graf Larisch, und Oberschütz fügte an:

„Kleine Kinder wie Du, Larisch, kriegen auch nur Milch zu trinken!“

Larisch wollte aufschäumen und soeben erzählen, daß er einmal achtzehn Glas Pschorrbräu ohne nachträgliche Kopfschmerzen geleert habe, aber der Rittmeister von Eisenschmidt fiel ihm ins Wort. „Ein Vorschlag zur Güte, meine getreuen Herren,“ sagte er. „Ich weiß, daß Seine Erlaucht, unser hochverehrter Quartierwirt und Gastgeber, es gern sieht, wenn seine Waffensammlung nicht allzusehr in Unordnung gebracht wird. Seien wir daher vernünftig und bringen wir das entwendete Rüstzeug wieder fein säuberlich an Ort und Stelle, ehe wir unser Nachtlager aufsuchen.“

Heinz wollte opponieren: Richards könne Speere und Panzer morgen früh in den Rittersaal zurückschaffen, ehe der Papa aufgestanden sei — aber

Eisenschmidt beharrte auf seinem Vorschlage und die meisten andern gaben ihm recht.

Prinz Raczyn wurde geweckt, that sehr ungemütlich, mußte sich aber doch entschließen, den übrigen zu folgen. In langem Zuge wallfahrtete die ganze Gesellschaft durch das halbe Schloß, Flure und Korridore entlang nach dem Rittersaale — voran Eisenschmidt und ganz zuletzt Raczyn, noch immer schlaftrunken und mit verquollenen Augen, in der Hand Sturmkappe und Flamberg, den langen purpurnen Herzogsmantel hinter sich herschleifend. Lichter brauchte man nicht, denn es war bereits so hell geworden, daß man jeden Gegenstand deutlich erkennen konnte.

Als der Baron Eisenschmidt die große, mit blankem Metall beschlagene Thür zum Rittersaal öffnete, blieb er einen Augenblick wie geblendet stehen.

Der Saal lag nach Osten zu, und durch die bunten Fenster flutete der Widerschein des Morgenrots in hundert farbigen Reflexen. Rosig goldene Lichter huschten über den hellpolierten Marmor des Fußbodens; der ganze Raum war in rötlichem Glanz gebadet. An den Wänden blitzte hie und da ein Silberstück flirrend auf, und selbst die Schatten, welche die großen Strebepfeiler warfen, erschienen in der eigentümlichen Beleuchtung nicht schwarz, sondern violett gefärbt.

Neben Herrn von Eisenschmidt war Egon stehengeblieben. Die beiden waren die einzigen, die den vollen Zauber des wunderbaren Anblicks auf sich ausüben ließen — aber schon stürmten die anderen hinter ihnen her, realistischer als sie, kletterten auf die hochlehnigen Eichenstühle, in deren dunkle Lederpressung das silberne Johanniterkreuz eingepunzt war, und begannen unter Scherzen und Lachen das entwendete Rüstzeug wieder aufzuhängen.

Die Rosenfarbe des Morgenrots wurde immer dunkler und glühender; der goldig schimmernde Bronzeton der aufgehenden Sonne mischte sich hinein.

Eisenschmidt schritt abseits von den übrigen allein durch den Saal. Der Ausdruck lustigen Übermuts auf seinem Gesicht war einem träumerischen Zuge, der fast etwas von leiser Melancholie an sich hatte, gewichen. Jetzt, da der Rittmeister den mittelalterlichen Firlefanz abgeworfen hatte, und da nicht mehr der ungeheure Helm mit den Reiherfedern sein Haupt bedeckte, sah man erst, welch stattlicher Mann er war: hochgewachsen und breitschultrig, dabei schlank und von einer geschmeidigen Elasticität der Bewegungen, die starke Muskelkraft und sehnige Ausdauer bekundete. Sein brünettes Konquistadoren-Gesicht mit dem dunklen Schnurrbart gehörte zu jenen Physiognomien, die man kaum wieder zu vergessen pflegt, wenn man ihnen einmal begegnet ist. Das Auge war dunkelgrün, voll starken Glanzes, oft unruhig flackernd, oft aber auch, zumal in stilleren Stunden und in einsamem Versenken, voll müder Traurigkeit und grübelndem Ernst.

Der Baron war an eines der Fenster getreten und schaute, indes die Kameraden noch im Saale umhertollten, ins Freie, über den kleinen Burggarten hinaus auf den in tausend Glühfeuern leuchtenden See. Sein Blick war verschwommen, die Lider waren halb gesenkt. Man konnte ihm anmerken, daß seine Seele in diesen Minuten ganz wo anders weilte, als unter den fröhlichen Genossen, und daß seine Gedanken über das schillernde Wasser und die tannengrünen Höhen fortwanderten, in eine weite, weite Ferne hinein . . .

Langsam wandte er sich um, schritt noch einmal durch den Saal und ließ das Auge dabei in lässigem Schauen über den bunten Wandschmuck schweifen. Plötzlich blieb er stehen; er hatte zwischen Schwertern und Speeren, unterhalb eines altjapanischen, grotesk bemalten Kriegsschilds einen Gegenstand entdeckt, der sein Interesse in Anspruch nahm.

Es war eine Art Spitzhacke, ein blau schimmerndes eisernes Instrument, wie es die Bergleute zu führen pflegen, mit einem außergewöhnlich langen, runden, nach unten zu sich verbreiternden Griffe aus dunkelbraunem Holz. An diesem Griffe hing ein lederner Beutel, der sich mittels eines Riemens auf- und zuschnüren ließ und vielleicht zur Aufbewahrung von Tabak benutzt worden war — und daneben, mittels des Beutelriemens an den Handgriff der Spitzhacke befestigt, ein rundbauchiges kleines Fläschchen aus Ahornholz, fast schwarz gebeizt von der Zeit und mit einem sehr zierlichen Schmuck eingeschnitzter Figürchen versehen. Die drei Gegenstände, Hacke, Beutel und Flasche, gehörten zweifellos zusammen und waren jedenfalls auch gemeinsam erworben worden.

Das Interesse des Herrn von Eisenschmidt an diesen Dingen schien ein großes und reges zu sein, denn nachdem er sie eine kurze Minute hindurch von unten betrachtet hatte, rückte er einen Stuhl an die Wand, stieg leichtfüßig auf diesen hinauf und löste die Spitzhacke vorsichtig von dem Nagel, an dem sie befestigt war. Er konnte dies thun, und es war ihm lieb so, ohne von den andern beachtet zu werden, die glauben mochten, er hinge die Waffen wieder auf ihren Platz zurück, die er zu der Maskerade von vorhin angelegt hatte.

Der Rittmeister wog die Hacke mit den an dieser befestigten beiden anderen Gegenständen in den Händen, als wolle er ihre Schwere erproben, und begann dann die in den Holzgriff eingeritzten Buchstaben einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Es war nicht viel, was er da fand — aber doch auch wieder höchst interessant für ihn. Auf der einen Seite des Griffes war ein Monogramm eingeritzt, das die Buchstaben R und T enthielt; darunter stand in sehr sauberer Ausführung: „Walkers Camp. 5. 10. 49.“ Auf der anderen Seite des Griffes war ein Datum vermerkt, vielleicht das des Einkaufstages der Hacke, der 19. Februar 1848; die Zahlen waren durchkreuzt und daneben mit einem Messer sechs große lateinische Buchstaben eingeschnitten worden, die zusammen das Wort „Frisko“ bildeten.

Das lederne Tabaksbeutelchen bot nichts besonders Auffallendes, dagegen betrachtete Herr von Eisenschmidt mit sichtlicher Neugier die Verzierungen auf dem runden Trinkfläschchen. Es war dies in

der That ein kostbares Stück, denn nur die Hand eines Meisters hatte auf dem spröden, der Bearbeitung schwer zugänglichen Platanenholze so anmutige und reizvolle Gebilde einschneiden können. Das Ganze stellte in zierlichster Kleinheit einen Bacchantenzug dar, der sich in einer Schlangenkurve quer um die Rundung der Flasche, vom Halse an bis zum Boden wand. Auf dem Boden fand sich dasselbe Monogramm TR, das auf dem Griffe der Spitzhacke angebracht war. Der Pfropfen der Flasche stellte, ebenfalls aus Platanenholz geschnitzt, den struppigen Kopf eines grinsenden Satyrs dar.

„Haben Sie eine besondere Rarität gefunden, Eric?" hörte Eisenschmidt, noch ganz versenkt in den Anblick des kleinen Kunstwerks, die Stimme des Grafen Egon hinter sich. „Thun Sie mir nur den Gefallen und wippen Sie nicht so ängstlich mit dem Stuhle — der Marmorboden ist nicht gepolstert, und es würde mir aufrichtig leid thun, wenn Sie sich in Dornach den Hals brechen sollten, ganz abgesehen von den hohen Begräbniskosten, die uns aus den vollen ‚militärischen Ehren' erwachsen würden ..."

Der Rittmeister lachte heiter und ungezwungen auf; kein Mensch hätte ihm anmerken können, daß die Gedanken, die ihn soeben bewegt hatten, recht wenig fröhlicher Natur gewesen waren.

„Ich denke, mein Hals sitzt ziemlich fest in seiner himbeerroten Umhüllung," erwiderte er, „und zudem, breche ich ihn wirklich einmal, dann lieber auf dem Schlachtfelde oder der Rennbahn als beim Sturz vom Stuhle ... Schauen Sie einmal her, Egon: ist das nicht eine entzückende Schnitzerei? — Sehen Sie nur, wie meisterhaft die Figuren der nackten Nymphen und der betrunkenen Faune, dieses ganzen angesäuselten Göttergesindels, ausgearbeitet sind! Ist der dicke Satyr, den die beiden lustigen Nixlein mit sich fortschleppen, nicht ein Prachtexemplar? Trotzdem das Figürchen kaum eine Spanne hoch ist, glaubt man jede Muskel an dem verquollenen Leibe des alten Schlemmers erkennen zu können ..."

Der Sprechende hatte die Trinkflasche dem Grafen gereicht, der die geniale Schnitzarbeit gleichfalls mit Interesse betrachtete.

„Famos," sagte er, „ganz famos! Was ist das für ein Ding? Eine Feldflasche — so etwas?"

Eisenschmidt nickte. „Ja, eine Feldflasche," wiederholte er, „und zwar die eines Gambusino, eines kalifornischen Goldsuchers, wie die Zusammengehörigkeit der drei Gegenstände beweist, denn die Spitzhacke ist zweifellos das Instrument eines amerikanischen Goldgräbers. Ich habe einen guten Teil meiner Jugend drüben im Lande der grünen Hoffnung verlebt und oft genug die Arbeiter in die Minen ziehen sehen ..."

Egon hatte die Hacke in die Hand genommen und sah sich die Inschriften auf dem Griffe an.

„‚Frisko'?" fragte er; „was heißt das? Soll das der Name des Besitzers sein?"

„Nein," entgegnete Eisenschmidt, „das ist die landesübliche Abkürzung von San Francisco, wo der ehemalige Besitzer der Spitzhacke sein Instrument wahrscheinlich gekauft hat. Ich denke mir, die Initialen R T werden die Anfangsbuchstaben seines Namens sein, und die Bezeichnung ‚Walkers Camp' ist der Ort, wo die Hacke zum ersten Mal benutzt worden ist; Camp heißt nämlich nicht nur Lager, sondern in übertragener Bedeutung auch Mine ... Mich interessiert das Ding, der — der Daten wegen; wo mag Ihr Herr Vater es her haben?"

Egon zog die Schultern hoch. „Keine Ahnung," erwiderte er, „aber wir können ihn fragen. Papa war eine Zeitlang einmal förmlich wild vor Sammeleifer und schleppte zusammen, was ihm unter die Finger kam. Weiß der Himmel, wo er diese Gambusino-Attribute herbekommen hat! Die Zeichnungen auf der Feldflasche sind übrigens wirklich ganz reizend! — Wie lange sind Sie eigentlich in Kalifornien gewesen, Eisenschmidt?"

Der Graf würde die letzte Frage vielleicht nicht gestellt haben, wenn der Rittmeister vorhin nicht selbst von seinem Aufenthalte im „Lande der grünen Hoffnung" gesprochen hätte. Egon wußte, daß Eisenschmidt im allgemeinen nicht gern von dem abenteuerlichen Leben sprach, dem sein Vater, wie man wissen wollte, den Grundstock seines großen Vermögens verdankte, aber er war mit dem Rittmeister so befreundet und seine Frage war überdies so harmlos gehalten, daß der andere sich unmöglich unangenehm berührt fühlen konnte. Trotzdem flog etwas wie eine leichte Wolke fataler Erinnerung über die Stirn Eisenschmidts, als er entgegnete:

„Ich bin drüben geboren worden — in einem Rancho am Fuße der Sierra Nevada und bin bis zu meinem siebzehnten Jahre in Kalifornien geblieben. Erst bei Beginn des Krieges schickte mich mein Vater nach Deutschland, damit ich an der Campagne teilnehmen könne."

„Und unser lustiges Soldatenleben gefiel Ihnen so, daß Sie bei der Waffe blieben?"

„Ganz richtig," und der Rittmeister nickte, während er die Spitzhacke wieder an die Wand zurückhing. „Übrigens hatte mein Vater es mir freigestellt, ob ich Offizier werden oder studieren wolle."

„Sind Sie nie wieder drüben gewesen?" fragte Egon weiter. „Ich meine, haben Sie nie Sehnsucht nach Ihrer kalifornischen Wiege gehabt?"

Eisenschmidt sprang vom Stuhl auf die Erde. „Nein — nie," antwortete er kurz. Er schob seinen Arm unter den Egons und wandte sich an die übrigen Kameraden zurück.

„Nun aber zu Bette, Jungherrn," rief er heiter. „Es ist ein Skandal — die Sonne ist aufgegangen und lacht uns in die verschlafenen Gesichter! Was sollen unsere Gastgeber dazu sagen?"

„Sie exkulpieren Euch!" rief Graf Heinz zurück, aber der Rittmeister war plötzlich ernst geworden.

„Nichts da, Dornach," entgegnete er, „es ist hohe Zeit, zur Vernunft zu kommen. Ich werde mit gutem Beispiel vorangehen. Wünsche allerseits glücklichen Traum — guten Morgen, meine Herren!" Er drückte Egon und Heinz die Hand und ging.

Die anderen folgten. Noch ein paar letzte, scherzende Worte, und ein jeder suchte sein Zimmer auf, indes mit der höher steigenden Sonne draußen

im Hofe das tägliche Leben bereits zu erwachen begann.

Im Korridor legte Graf Heinz die Hand auf die Schulter seines Bruders. „Kann ich Dich noch auf ein paar Minuten sprechen, Egon?“ fragte er.

Der Angeredete schaute verwundert auf. „Ei gewiß,“ nickte er; „komm' mit auf mein Zimmer. Du thust ja schrecklich geheimnisvoll! Was giebt es denn?“

„Nichts Angenehmes!“ entgegnete Heinz. „Ich bin verteufelt lustig gewesen in den letzten Stunden, aber es war mehr eine Art Galgenhumor als innere Stimmung.“

Egon blieb einen Augenblick stehen. „Das heißt,“ sagte er, „Du hast wieder einmal Schulden —?“

Heinz verzog das Gesicht zu halb mürrischem, halb komischem Ausdruck. „Zum Deibel Donnerwetter, Egon, was Du für Seherinstinkte hast! — Ja — ich habe wieder mal Schulden — der Raczyn hat mich auf eine niederträchtige Art und Weise in die Tinte geritten — freilich, ohne daß er es selbst wollte —“

Egon fiel ihm ins Wort „Thu' mir den Gefallen und verteidige Dich nicht,“ sagte er ernst, „und komm bitte mit! Wir können nicht auf dem Korridor stehen bleiben, bis die Dienerschaft wach ist . . .“

Er schritt weiter und Heinz folgte ihm, mit etwas gesenktem Kopfe und weniger vor Lebenslust sprühendem Auge als vorhin, wenn auch durchaus nicht wie ein reuiger Sünder ausschauend.

Die Brüder traten in das Zimmer Egons, das er schon als Kind bewohnt hatte, wenn er von der Liegnitzer Ritterakademie aus Dornach während der Ferienzeit besuchte. Die Fenster standen offen, und der Morgenwind wehte die Ranken des wilden Weins in das Gemach, der auf der Südseite des Schlosses emporklomm. Über dem Bette Egons hing das Porträt einer alten Dame mit silbernen Ohrlöckchen und sehr feinen, aristokratischen Zügen: der vor fünf Jahren verstorbenen Mutter des Brüderpaares.

Egon legte seinen Rock ab. „Nun schieß los,“ sagte er, „und erlaube, daß ich mich währenddessen entkleide; ich bin todmüde.“

Heinz hatte sich in einen Fauteuil geworfen, streckte die Beine lang von sich und zerkrümelte eine Papiercigarre zwischen den Fingern. „Laß Dich nicht stören,“ sagte er. „Verdammte Geschichte das! . . . Also — Du weißt doch: ich habe dem Papa das letzte Mal versprechen müssen, keine Schulden mehr zu machen — und ich hätte weiß Gott mein Versprechen gehalten, wenn der Raczyn nicht der Verführer gewesen wäre. Das ist ein zu leichtsinniger Strick . . . Sein Großvater ist im vorigen Monat in Mentone verstorben, und da mußte er hin — und da überredet mich der Mensch, ich solle ihn begleiten.“

„Nach Mentone?“ warf Egon erstaunt ein.

Heinz nickte. „Ja, nach Mentone,“ wiederholte er; „sein Großvater ist da auch begraben worden.“

„Und Du bist wirklich mitgefahren?“

„Weißt Du, Egon, ich wollte zuerst nicht — aber ich war beschwipst und es wurde die Wette entriert, ob man über den Gotthardt oder über Genf und Lyon rascher an die Riviera käme — und in meinem Dusel hielt ich die Wette. Ich fuhr über Genf und der Prinz über Genua, und nachher haben wir uns — in Monte Carlo getroffen . . .“

Diese letzten Worte sprach Heinz mit erheblich gedämpfter Stimme. Er war aufgestanden und in die Fensternische getreten und zupfte mit spielenden Fingern an dem Pomponbesatz der Portiere.

Egon beobachtete ihn mit finster gewordener Miene. Das Gesicht seines Bruders war hell vom Tageslicht überstrahlt. Es war ein hübsches, feines, in jeder Linie sehr vornehm geschnittenes Gesicht, aber die Übernächtigkeit, die sich in den Zügen ausprägte, ließ es im Augenblick noch schlaffer und weicher erscheinen als sonst. Von Energie und straffer Mannhaftigkeit war in dem ganzen Antlitz wenig zu spüren.

„Du bist unerhört leichtsinnig, Heinz,“ sagte Egon mit ernst klingender Stimme. „Ich begreife Dich nicht. Was ist das für ein verrückter Gedanke, auf acht Tage an die Riviera zu fahren! Hat der Oberst davon gewußt?“

„Ich habe nur um Jagdurlaub gebeten,“ entgegnete der Gefragte kleinlaut.

„So? — Also nur um Jagdurlaub? — Und hast Du Dir nicht überlegt, daß Dein toller Streich leicht zu den Ohren Papas kommen könne?“

Heinz schwieg.

„Was hast Du in Monte Carlo verloren?“ fuhr Egon fort.

Der Bruder wandte sich um; seine Stimme begann einen weinerlichen Ton anzunehmen. „Mein Gott, Egon,“ sagte er, „ich weiß ja, daß ich wahnsinnig gewesen bin! Ich will mich auch nicht verteidigen. Aber mein Wort darauf: es soll nicht wieder vorkommen! Ich will allen Ernstes vernünftig werden. Allen Ernstes! Ich habe die Absicht, mich zur Reitschule kommandieren zu lassen und will dann mit den Vorbereitungen zur Kriegsakademie beginnen. Hilf mir nur noch ein einziges Mal aus der Patsche! Das letzte Mal! Egon, ich bitte Dich!“

Er hatte sich zu seinem Bruder, der bereits im Bette lag, auf den Rand des Lagers gesetzt und ergriff dessen Hand.

Aber Egon blieb fest. „Erst will ich wissen, wieviel Schulden Du wieder einmal hast,“ sagte er.

Heinz zwirbelte an seinem Schnurrbart; er war so nervös, daß seine Finger leise zitterten. „Raczyn hat mir zehntausend Franks geborgt,“ begann er stockend, „und dann schulde ich Bensberg, dem alten Wucherer, noch gegen zwanzigtausend Mark —“

„An Wechseln?“ warf Egon fragend ein.

„Ja — an Wechseln. Das ist aber auch alles — bis auf ein paar Rechnungen, die notgedrungen bezahlt werden müssen . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Lieder ihr vergangner Tage.

Von F. Gebhardt.

Lieder ihr vergangner Tage,
Schaut aufs neue euch mein Blick?
Tote Lust, verstummte Klage
Wollt ihr rufen mir zurück!

Fremd, wie längst verklungne Sage
Tönt es mir aus eurem Klang,
Daß mein Herz mit heißem Schlage,
Einst in Qual und Sehnsucht rang;

Dies mein Herz, das müde, zage,
Heut nur im verschwiegnen Traum
Nach dem Glück die bange Frage
Wagt zu wiederholen kaum — —

Lieder ihr vergangner Tage,
Mahnt umsonst mit stillem Blick!
Tote Lust, verstummte Klage,
Niemals ruft ihr sie zurück!

Antritt der Heimreise.

Von einem deutschen Seeoffizier.

I.

Wir hatten die Heimat vor nahezu zwei Jahren verlassen, um uns nach der australischen Station zu begeben, die wir mit beschränktem Aufenthalt in den durch die Segelordre vorgeschriebenen Häfen auf der Route um das Kap der guten Hoffnung nach vier Monaten erreichten. Unmittelbar nach unserer Ankunft dortselbst wurde eine fünfmonatliche Kreuztour nach Neu-Seeland, den Samoa- und Fidschi-Inseln und zurück nach Sydney unternommen. Nach vierwöchentlichem Aufenthalt in letztgenanntem Hafen machten wir uns zu einer zweiten Rundreise nach den Tonga- und Samoa-Inseln auf den Weg, erhielten jedoch vor Beendigung derselben in Apia den Befehl, nach Japan zu gehen. Die dort stationiert gewesene Kreuzer-Fregatte, derzeitig das einzige auf der ostasiatischen Station befindliche Schiff, hatte sich nämlich eiligst nach der Westküste von Süd-Amerika begeben müssen, um zusammen mit den beiden Schiffen, welche als Ablösungen für uns und für sie unterwegs waren, ein Geschwader zu bilden, welches zu nachdrücklicher Regelung eingetretener Komplikationen an der pazifischen Küste Central-Amerikas operieren sollte. Seit vier Monaten befanden wir uns nun in Ostasien, hatten einige Häfen in China besucht und in Yokohama die Ankunft der dorthin bestimmten Kreuzer-Fregatte, welche vor vierzehn Tagen eingetroffen war, sowie unsere Rückberufungsordre erwartet.

Wir hatten endlich den telegraphischen Befehl zur beschleunigten Heimreise erhalten. Das war ein Jubel, als diese Nachricht kurz vor der Flaggenparade morgens an Bord eintraf! Mit Blitzesschnelle verbreitete sie sich im Schiff; hinten von der Kajüte aus über das Oberdeck nach vorn und bevor sie dort anlangte, auch schon im Zwischendeck, in den Maschinenräumen und in den Lasten. Das Aufgehen des stattlichen Heimatwimpels bei der Flaggenparade gab auch den fremden Kriegsschiffen Kenntnis davon und unwillkürlich mag sich auf ihnen mancher Blick mit stillem Wunsch nach dem Großtop des eigenen Schiffes und dem dort wehenden alltäglichen Kommandozeichen gerichtet haben. Unsere Mannschaft hatte sich fast vollzählig auf dem Vordeck eingefunden, um den so lange ersehnten Anblick des Heimatwimpels zu genießen. Mit fast kindlicher Bewunderung folgten die Augen der in der klaren Luft flatternden Schlangenlinie des Wimpels, welcher in wechselndem Spiel bald in voller Länge auswehte, bald mit dem ausgezackten Ende weit hinter dem Heck des Schiffes in die leicht bewegte glitzernde Flut tauchte. Dann löste sich die Menschenwoge in Gruppen auf; die an Bord einander näher getreten oder aus demselben Heimatort waren, suchten sich auf, schüttelten sich die Hände, beglückwünschten sich. Trotz des übervollen eigenen Herzens empfanden sie mit überraschender Zartheit, was die Brust des andern bewegte; Personen und Verhältnisse, die ihnen nur aus gegenseitigen Erzählungen bekannt waren, wurden erwähnt, besprochen, mit der Rückkehr des Kameraden in Verbindung gebracht. Sie sahen die Heimat vor sich, trotz der 12000 Seemeilen Entfernung, durch welche sie von ihr getrennt waren. Und inmitten dieses gemeinsamen Gefühls der Freude wurden — charakteristisch für den treu kameradschaftlichen Sinn des deutschen Seemanns — hier und da Namen genannt, deren Träger jugendfrisch die Ausreise angetreten hatten, aber die Heimat nicht wiedersehen sollten. Ein Grab in fremder Erde oder der weite Ocean hatte sie aufgenommen.

Es war ein Festtag nicht nur für die Menschen, sondern auch für das Schiff selbst. Messing- und Eisenteile wurden mit größerer Rührigkeit blank gemacht und poliert, das laufende Gut[1]) der Takelage steif gesetzt, daß die Enden wie in der Luft gezogene Linien erschienen, so tadellos gebraßt und getoppt,[2]) daß auch das kritischste Auge keine Ausstellung hätte machen können und die Boote und Geschütze mit fast liebkosender Sorgfalt gereinigt und geputzt. Sonst wurden diese Dienstverrichtungen fast lautlos ausgeführt; heut schwirrte ein ununterbrochenes Flüstern durch die Luft, aus dem immer wieder die Worte „beschleunigte Heimreise“ an das Ohr drangen.

Wie bei der Mannschaft war auch in der Offiziermesse die eingetroffene Ordre Mittelpunkt der Unterhaltung. Jeder war froh; nur der erste Offizier schien es anfänglich nicht zu sein, da er bei dem infolge der Beschleunigung der Reise häufigerem Gebrauch der Maschine, dem Staub des Kohlennehmens im Hafen und dem Qualm des Dampfens auf See keine Möglichkeit sah, das Schiff „gut geputzt und gezäumt“ abzuliefern. Aber das sprach nur der Dienst aus ihm; der Konflikt, in welchem diese Sorge gegen die Aussicht auf die

[1]) Laufendes Gut sind die für Bedienung der Raaen und Segel bestimmten Taue oder Enden.

[2]) Durch das „Brassen und Toppen“ wird das laufende Gut, welches infolge vorhergegangener Exercitien oder Arbeiten lose hängt, steif gesetzt und die Raaen in eine genau rechtwinklige, unter sich parallele Lage zu den Untermasten bezw. Stängen gebracht.

schnelle Heimreise zur Abwägung gelangte, war sehr bald überwunden. Auch er wurde durch den Frohsinn, der aus jedem Gesicht leuchtete, sich in jeder Äußerung kundgab, mit fortgerissen.

Da die Vorbereitungen für unsere Abreise beendet, Kohlen, Wasser und Proviant aufgefüllt waren, ebenso die Abrechnung mit dem Lande für einen sofortigen Abschluß eingerichtet war, konnte der Tag auch bezüglich des Dienstes als Festtag frei gegeben werde. Nach der Musterung wurden die Backen und Banken[3]) im Zwischendeck zum Briefschreiben heruntergeschlagen; es entstand eine förmliche Wallfahrt nach der Bottelierslast,[4]) um fehlende Schreibutensilien zu ergänzen; das Zwischendeck erschien wie eine große Schulstube, in der mancher im Schweiße seines Angesichts mit schwieliger Hand ungelenke Schriftzeichen zu Worten und Sätzen zusammenfügte, um denen daheim sobald wie möglich Kenntnis zu geben von dem großen Tagesereignis.

Gegen Mittag sammelte sich eine Schar von Booten um das Schiff, deren Insassen — meist Händler, die sich fast täglich einfanden — bei dem ihnen wohlbekannten Pfeifensignal und Ruf „Backen und Banken“[5]) wie die Katzen die Backbord-Fallreepstreppe heraufsprangen, um ihre „Kurio“[6])-Waren zum letzten Mal feilzuhalten. Im Umsehen war das Vorbeck in einen Bazar verwandelt. Hier lagen Schwerter, die der Verkäufer als „daimio“[7])-Schwerter anpries, um damit ihre vornehme Abstammung und ausgezeichnete Güte zu bezeichnen. Letztere konnte gleich erprobt werden, indem drei und mehr übereinandergelegte „tempos“ — dicke japanische Kupfermünzen — mit einem Hieb des Schwertes, ohne auf letzterem die geringste Spur zu hinterlassen, durchhauen wurden. Daneben hatte sich ein Händler mit Lackwaren etabliert. Kleine, für den Transport zerlegbare, runde Lacktische, auf deren schwarzem Grunde sich in Gold ausgeführte wunderliche Landschaften befanden, den heiligen Berg Fusiyama, einige knorrige, verkrüppelte Bäume und, zur Belebung der Natur, fliegende oder stehende Kraniche darstellend, standen zwischen Theebrettern, Kasten, Schalen und Etageren. Ein anderer Händler hatte Bronzewaren — hochbeinige Kraniche als Leuchter eingerichtet, Vasen, Becher, kleine altjapanische Gefäße von origineller Form, die früher als Ornamente gedient hatten und von den Fremden mit Vorliebe als Aschbecher gekauft wurden — ausgestellt. Wieder ein anderer bot Porzellanwaren mit eigentümlich grotesker Malerei feil; neben ihnen waren alte japanische Rüstungen, Bogen, Pfeile und Lanzen ausgekramt; ein Strohflechter zeigte sehr geschickt gearbeitete Tiere aus dauerhaftem Reisstroh als Spielzeug für Kinder; auf Papier oder Seide gemalte Bilder, geschnitzte Elfenbeinsachen — all die charakteristischen Erzeugnisse alter und moderner japanischer Kunstfertigkeit von größerem oder geringerem Wert waren vertreten. Es entspann sich lebhaftes Handeln und Feilschen, bei welchem Käufer und Verkäufer geltend machten, daß der heutige Tag die letzte Gelegenheit zu einem Abschluß des Geschäfts sei.

Mit den Händlern zugleich hatte sich heut ein ganz außergewöhnlicher Besuch eingefunden. Es waren einige hübsche japanische Mädchen, die von unserem bevorstehenden Scheiden schon Nachricht erhalten hatten und nun von einigen unserer Leute, denen sie während unseres wiederholten Aufenthalts in Yokohama nähergetreten waren, Abschied nehmen wollten. Sie kamen schüchtern lächelnd über das Fallreep, wo sie von ihren Verehrern mit einer wunderbaren Mischung japanischer, englischer und deutscher Brocken begrüßt wurden. Nichtsdestoweniger fand diese Sprache Verständnis, denn nachdem die Schüchternheit, welche die fremde Umgebung hervorgerufen hatte, überwunden war, entwickelte sich zwischen den einzelnen Paaren eine lebhafte Unterhaltung. Die Mädchen hatten sich zur Feier der Abschiedsstunde festlich geschmückt; die kunstvolle Haarfrisur, die unter gewöhnlichen Verhältnissen nur in Zwischenräumen von drei bis vier Tagen erneuert wird, war heut bei allen mit großer Sorgfalt frisch ausgeführt; die Lippen waren rot gefärbt und mit Goldstaub belegt, Gesicht und Hals weiß gepudert; dazu das seidene Festgewand und der beste „obi“ — der Gürtelshawl, welcher das Gewand über der Hüfte zusammenhält — angelegt. Ein mit japanischen Charaktereigentümlichkeiten nicht vertrauter Beobachter hätte übrigens aus den Gebärden und Minen der jungen Japanerinnen nicht den Schluß gezogen, daß sie an Bord gekommen waren, um Abschied zu nehmen. Keine Spur von Trauer oder Empfinden von Wehmut war in ihren Zügen sichtbar; sie lachten und waren heiter, als ob sie ein Wiedersehen feierten, und doch wäre es irrig gewesen, diesem Benehmen Gleichgültigkeit oder Empfindungslosigkeit zu Grunde zu legen. Schon der Besuch der Mädchen an Bord sprach dagegen, denn die Japanerinnen auch der niederen Klassen sind in dieser Beziehung äußerst zurückhaltend. Als mit Beendigung der Freizeit gegen 2 Uhr nachmittags das Deck geräumt werden mußte, verließ uns mit den Händlern zusammen der hübsche Besuch, harmlos lachend wie er gekommen war, den etwas wehmütig dreinschauenden Zurückgebliebenen vom Boot aus einen letzten Abschiedsgruß zuwinkend.

Der Rest des Nachmittags bis zur Geschützmusterung wurde seitens der Mannschaft in Beschäftigung nach eigener Wahl zugebracht. Ein Teil der Leute holte Kleidersäcke an Deck, um Tuch- und Wollenzeug noch einmal gehörig zu lüften und gut zusammenzurollen, weil es immerhin zweifelhaft war, ob in den nächsten Wochen die heiße, feuchte, durch den Kohlenrauch beim Dampfen verunreinigte Luft hierzu sobald wieder Gelegenheit geben würde; andere verstauten die im Laufe der Zeit eingekauften Herrlichkeiten „für gut“; die Mehrzahl aber zog es vor, in mehr oder minder lebhafter Unterhaltung von der Heimreise zu sprechen. Nach der Geschützmusterung wurden Dampfbezüge[8]) aufgebracht und Decksboote gezürrt.[9]) Eine Beurlaubung der Mannschaft an Land fand nicht mehr statt, so sehr sie auch den Wünschen vieler entsprochen hätte; dafür aber kam zahlreicher Besuch

[3]) Backen sind an eisernen Bügeln aufgehängte Tischplatten; Banken die mit eisernen Füßen versehenen Bänke. Bügel und Füße sind umklappbar, so daß die Backen und Banken nach den Mahlzeiten aus dem Wege geräumt und zwischen den Decksbalken untergebracht werden können.

[4]) Der Bottelier ist der mit Aufbewahrung und Ausgabe des Mannschaftsproviants beauftragte Unteroffizier. Er hat außerdem für die Beschaffung der Utensilien zur Instandhaltung des Zeuges, für Tabak, Cigarren und sonstige Bedürfnisartikel der Mannschaft zu sorgen. Der unten gelegene Raum, in welchem diese Gegenstände untergebracht sind, heißt die Bottelierslast.

[5]) Bei dem Ruf „Backen und Banken“ werden die vorher erwähnten Tische und Bänke zur Einnahme der Mahlzeit bereitgestellt und das Essen an der Kombüse (Küche) in Empfang genommen. Es dürfen zu dieser Zeit Boote mit Händlern anlegen und letztere an Bord kommen.

[6]) Abkürzung für Kuriositäten.

[7]) daimio-Kaste der erblichen Lehnsfürsten in Japan.

[8]) Bezüge aus Segeltuch, welche an den Raaen zum Schutze der Segel gegen das Schwarzwerden und die Einwirkung der hohen Temperatur des Rauchs befestigt werden.

[9]) Zurren = befestigen mit Hilfe von Tauen oder Ketten, die von eisernen im Deck befindlichen Ringen um den zu befestigenden Gegenstand gelegt werden.

von der Kreuzer-Fregatte, die uns abgelöst hatte, um den heimkehrenden Kameraden Glück zur Heimreise zu wünschen und ihnen Grüße für Bekannte und Angehörige mitzugeben. Als nach dem Zapfenstreich „Ruhe im Schiff" gepfiffen wurde, verstummte die Unterhaltung und man hörte nur die Schritte der Posten und des wachthabenden Offiziers; aber die Mehrzahl der Leute lag mit offenen Augen in den Hängematten; die Ereignisse zweier Jahre zogen an ihnen vorüber, Freud und Leid, welches sie in der engen Welt des Schiffes gemeinsam durchlebt hatten, und wachend träumten sie von der nächsten Zukunft, von der Heimat, von dem Wiedersehen!

Gegen 12 Uhr wurde es noch einmal für kurze Zeit lebendig an Bord. Die Offiziere, welche im Laufe des Nachmittags ihre Abschiedsbesuche an Land gemacht hatten, waren des Abends einer Einladung der Kameraden zu einer gemeinsamen Abschiedsbowle an Bord des andern Schiffes gefolgt und kehrten jetzt zurück. Bald lag alles wieder in tiefer Ruhe.

(Schluß folgt.)

An einem Kreuz im Walde.

Abendgoldumwoben steht im Tannenwald
Einsam auf des Berges Scheide still ein Kreuz.
Auf der Reise mühdurchzognen Wanderpfaden
Naht' ich ruhedürstend mich dem alten Stamm,
Sank ermattet hin und blickte himmelsdurstig
Auf zu ihm, dem Leidenssohne, wie die Mutter,
Die, ein Schwert im Herzen, bebend aufwärts stöhnt
Zu dem Kreuz, das ihrer Hoffnung Todesbaum!
Hehres, feiertagsgebornes Abendschweigen
Weht wie ferner Waldesglöcklein Sonntagslied
Um das lichte Haupt des Welterlösers,
Und ein stummes, feierliches Beten
Zieht mich heimatwärts ins Reich des Schweigens.

H. Kiefer.

Zwei Schattenbilder.

Von **H. von der Goltz.**

I.

Mein kleiner Nachbar.

Wenn ich eine reiche Frau wäre, würde ich wahrscheinlich in einem schönen, vornehmen Hause „nach vorn heraus" wohnen, so aber — Du lieber Gott! Ich bin nur eine alte Jungfer, die sich mit allerlei Handarbeiten und einer kleinen Pension kümmerlich durchs Leben schlagen muß, und dazu genügt ein Hinterstübchen im „Quwärgebäude", wie das meine vor etwa fünf Jahren ausgeschrieben wurde. Nun, ich habe es für ein Billiges gemietet, und es haust sich ganz gut darin mit meinen Blumen und den alten, kattunbezogenen Möbeln, die noch aus dem Hausrate der Eltern stammen.

Auch die Aussicht auf den engen Berliner Hof ist so schlimm nicht, als mancher meint. Wenn die Fenster so dicht nebeneinander liegen, dann wirft man wohl ab und zu einen Blick hinüber und herüber; schließlich nickt man sich zu; ein Gruß, ein Scherzwort findet den Weg zum Nachbar, und ehe man sich dessen versieht, ist das Interesse da für alles, was mit uns in dem engen Viereck wohnt.

So ging es auch mir; doch was mich am meisten anzog, war das Fenster einer Berliner Stube, das mit dem meinen in gleicher Höhe lag. Dahinter saß Tag für Tag ein zarter, blondgelockter Knabe, das kleine Haupt stundenlang über seine Bücher gebeugt, und lernte.

Es war der Sohn des Kommerzienrats, der im Vorderhause das zweite Stockwerk bewohnte.

„Reiche Leute, schwer reiche Leute!" meinte der Hausmann, den ich danach fragte, und machte aus lauter Ehrfurcht schon bei Nennung des Namens einen tiefen Bückling.

Mir wollte es scheinen, als ob man das Kind zu sehr anstrenge, und seine Augen zeigten auch tiefe Schatten. Ich sah das eines Tages, als das Berliner Stubenfenster offen stand, und der Kleine sehnsüchtig in den Hof schaute, wo die Kinder der Hinterhäusler mit lautem Geschrei spielten.

Ich konnte den Blick nicht von ihm fortwenden, er hatte ein so liebes Gesichtchen!

Da trafen seine Blau-Augen plötzlich die meinen, und zutraulich nickte er herüber.

„N' Tag, Frau, wie heißt Du denn?" rief er mir dabei zu, während er mich erwartungsvoll ansah.

„Ich heiße Tante Dora, und Du?"

„Sixe Neubert!" war die prompte Antwort.

Darauf ich: „Hast Du noch Geschwister?"

„O ja, einen kleinen Bruder, der heißt Hans! Du, der ist aber noch dumm, der geht noch nicht mal in die Schule"

„Aber Du gehst, nicht wahr?"

„Freilich, schon seit drei Jahren, und ich muß fleißig sein, damit ich der Erste in der Klasse bleibe und Michaeli versetzt werde. — Ich muß mehr lernen als alle die andern Jungens, sagt Papa!"

„So," meinte ich hierauf, „warum sollst Du denn so schrecklich gelehrt werden?"

„Damit Papa Ehre einlegt mit mir," entgegnete der Kleine mit altklugem Tone; „und wenn ich versetzt werde, bekomme ich 'nen Thaler und 'ne Pelzmütze! Du, Tante, die wünsche ich mir nämlich zu sehr!"

„Möchtest Du denn nicht lieber spielen, Sixe? Ich sehe Dich den ganzen Tag in der Stube hocken, und draußen ist's doch so schön. Sieh nur, wie lustig die da unten sind."

Sixe blickte in den Hof hinab, und ein tiefer Seufzer hob die kleine Brust. Doch er schüttelte den Kopf.

„Nein, spielen kann ich nicht, das nimmt zu viel Zeit weg, sagt Papa! Aber spazieren gehe ich alle Mittage eine halbe Stunde mit meinem Fräulein —"

Von drinnen schien sein Name gerufen zu werden.

„Adieu Du," nickte er mir zu, „ich muß nun zur Geigenstunde, Herr Schröder ist da —"

Und fort war er!

Armer, kleiner Schelm!

Von nun ab verfolgte ich sein Leben mit noch größerer Aufmerksamkeit als bisher.

Frühmorgens, wenn ich aufstand, saß der fleißige Sixe schon mit gefalteten Händen am Fenster, und ihm gegenüber die Bonne, die ihm die Aufgaben für die Schule noch einmal abhörte. Des Mittags stand er vor seinem Notenpulte, die Geige in den dünnen Ärmchen und fiedelte und strich mit einem Eifer und Ernste, daß einem das Herz weh thun konnte.

Darauf verschwand er auf eine Stunde etwa, vermutlich um zu essen und den täglichen Spaziergang zu unternehmen, dann aber schmiedete ihn der Ehrgeiz der Eltern wieder an den Arbeitstisch.

Sahen sie denn nicht, daß sein Gesichtchen immer weißer, seine Augen immer matter wurden?

Aber unverdrossen, Tag für Tag und Woche für Woche that er seine Schuldigkeit.

Und das alles – einer Pelzmütze und eines Thalers wegen!

Ich fing an, mich um meinen kleinen Nachbar zu ängstigen, und als er eines Morgens am Fenster fehlte, suchte ich mit pochendem Herzen die Hausmannsfrau auf, um auf diesem Wege zu erfahren, ob er etwa krank sei.

Ja, er war krank; „nicht Besonderes, nur ein bißchen Fieber," meinte die redselige Alte.

Und wirklich saß er nach einer Woche wieder an seinem gewohnten Platze, das Buch vor sich, aber die glanzlosen Augen irrten darüber hinweg, und der Kopf ruhte schwer in den mageren Händchen.

Großer Gott, wie war das Kind verändert.

Er konnte sich auch nicht recht erholen, den ganzen Sommer hindurch.

„Bist Du krank, Sixe?" rief ich ihm deshalb eines Tages hinüber.

Er schüttelte die blonden Locken.

„Nein, Tante Tora, nur ein bissel müde; aber das giebt sich wieder, sagt Papa. Nur mit der Pelzmütze wird's nichts werden, ich kann's nicht schaffen — und ich wollte sie doch so gern haben."

Thränen glänzten in seinen Augen.

Ja freilich, die reichen Leute mußten ihr Kind mit einer Pelzmütze ködern und ihrer Eitelkeit zuliebe zu Tode martern, denn daß der Kleine langsam hinsiechte, das sahen alle, nur die Eltern nicht; oder aber — sie wollten es nicht sehen!

Und es kam, wie wir fürchteten.

Die Vorhänge der Berliner Stube blieben eines Morgens geschlossen und seitdem Tag für Tag — eine ganze Woche lang —

„Überanstrengung! hat der Arzt gesagt," wisperte mir die Hausmannsfrau zu und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen.

„Überanstrengung!" Ich hatte es ja kommen sehen.

Es dauerte auch nicht lange, da trugen sie einen schmalen, gelben Sarg aus dem Vorderhause, über und über mit köstlichen Blumen bedeckt, denn alle hatten den kleinen Burschen lieb gehabt.

Die Mutter, hieß es, sei dem Wahnsinn nahe, und der Vater weinte herzbrechend und preßte die Hände an die Schläfen. Es mochte ihm wohl plötzlich schreckhaft klar geworden sein, wohin sein Ehrgeiz ihn geführt hatte!

Schlaf wohl, schlaf süß, lieber, kleiner Nachbar; Dir that die Ruhe not —

Ich konnte viele, viele Wochen lang das Berliner Stubenfenster nicht ohne Thränen ansehen; und noch heute werden mir die Augen feucht, wenn ich hinüberblicke.

Jetzt sitzt dort ein dickes, pausbackiges Bübchen und lernt; doch nur ein, zwei Stunden — höchstens — am Tage; und seine Guckchen blicken hell, sein rosiger Mund lacht, wenn er Reifen und Stock aus dem Schranke holt und mit der Wonne hinauswandert ins Freie, in die Anlagen zu fröhlichem Spiele . . .

Ja, das Leben hat den Eltern eine gar ernste Lehre gegeben; aber daß der arme, kleine Sixe das Lehrgeld sein mußte, das ist bitter!

II.

Vom liederlichen Milchen.

Milchen Hermann wohnt vier Treppen hoch in einem Giebelstübchen. Milchen nennen sie die wenigen Bekannten noch, die ihr von früher her geblieben sind, denn besagtes Milchen ist bereits stark in den Fünfzigen.

Manchmal ist sie ein klein bißchen sentimental angehaucht; das mag wohl daher kommen, daß sie übersehen worden ist bei der Verteilung der irdischen Glücksgüter.

Sie hatte einst überschwengliche Hoffnungen aufs Leben gesetzt. Sie wollte lieben und geliebt werden, aber sie fand keinen, dem sie ihr Herz hätte schenken mögen; ja, nicht einmal einen, der sie begehrte.

Die Schwestern, nun die flogen eine nach der anderen aus dem engen, heimischen Neste an den eigenen Herd; Milchen mußte sie ausstatten helfen, mußte später Kinder warten und Kranke pflegen, und darüber gingen die paar Jugendjahre hin.

Als die Eltern starben, kam der Kampf ums liebe Brot. Milchen begann dies und das, nichts schlug an! Die Geschwister wohnten so beschränkt, sie hatten knapp zum eigenen Leben, und wie die Ausflüchte alle hießen, mit denen sie Milchens schüchterne Andeutungen abwiesen.

Aber Milchen war ein tapferes Wesen, und nach unermüdlichem Suchen fand sie endlich einen Platz in einer Verlagsbuchhandlung, wo sie von früh bis abends zu schreiben, zu rechnen, Korrekturen zu lesen und mancherlei anderes noch zu thun hatte. Aber das Gehalt dafür langte kaum zum Leben. So spähte sie nach mehr Arbeit, und nun stickt sie schon seit achtzehn Jahren für ein und dasselbe Geschäft: bald Schuhe, bald Kissen, bald Decken, bald Hosenträger —

Sie ist auch zufrieden nun!

Erst freilich gab's Thränen in Menge. Sie kam sich vor wie in einer Tretmühle in ihrem Hasten von einem zum anderen.

Sie mußte ihr Stübchen im Fluge fegen und aufräumen und ihre Wäsche wochenlang aufspeichern; sie kam nicht mehr dazu, Ordnung in ihren Kästen zu halten, die sie in der Eile oft jämmerlich durchwühlte, und noch viel weniger, ihre Kleider in stand zu bringen. Und das war ihr beinahe das Schrecklichste; sie war von Hause aus sauber und ordentlich gewöhnt; jeder fehlende Knopf gab ihr einen Stich ins Herz, jeder Blick, der eine zerrissene Handschuhspitze traf, ließ sie erröten. Aber wo die Zeit hernehmen, um alles zu ergänzen?

Schluchzend sank sie des Abends oft in die Kissen, todmüde, nicht fähig, noch ein Glied zu rühren! Wo sollte sie die Stunde abknapsen, um Gleichmaß in den Wirrwarr zu bringen?

Früh beim Morgengrauen schon, und Abends nach Geschäftsschluß mußte sie sticken mit fliegenden Fingern, um pünktlich liefern zu können und die Arbeit nicht zu verlieren; tagsüber war sie eingesperrt zwischen Büchern und Manuskripten.

„O Gott, nur eine Stunde Zeit täglich!" seufzte sie oft im stillen. Sie tröstete sich zwar: „später wird's besser, es ist jetzt nur ein Übergang!"

O süße Täuschung!

Milchen blieb in der ewigen Hast, sie mußte es ja bleiben, wollte sie anders nicht verhungern; und die Rocksäume fransten aus, die Taillen wurden fleckig — Milchen ließ es geschehen, sie war allmählich stumpf geworden.

Die Schwestern fingen an, sich ihrer zu schämen; aber sie hatten nur Vorwürfe — keine Hilfe.

Da zog sich Milchen von ihnen zurück.

Nun steht sie fast ganz allein! Sie hat auch keine Zeit zur Geselligkeit, denn an den Sonntagen hält sie jetzt auch noch einen bescheidenen Handarbeitszirkel für die Kinder im Hause; früh für die größeren, nachmittags für die kleinen, die man gern daheim läßt. Sie muß doch für ihr Alter sorgen!

Und alle haben sie gern. Sie hat sich tapfer durchgerungen durch die wehleidige Altejungfernstimmung; nur manchmal faßt es sie noch wie leise Wehmut und heftiges Erbarmen mit sich selbst. Sonst ist sie heiter und redselig, gefällig und geschickt.

„Nur so sehr, sehr liederlich," sagen die Leute hinter ihrem Rücken. Freilich, es ist wahr!

Jetzt nimmt sie kaltblütig die Schere zur Hand und schneidet mit kühnem Griffe die Fransen an den Rockborten ab; jetzt zieht sie mit Seelenruhe die Finger ein, wenn die Handschuhe Loch an Loch aufweisen; jetzt deckt sie die Rechte lächelnd über die Fettflecke auf ihrem schwellenden Busen — als müßte es so sein.

Wohl macht sie manchmal noch in mitternächtiger Stunde eine große Razzia unter ihren Sachen; aber es ist selten, und in der Zwischenzeit läßt sie reißen, was reißen will; sie hat den täglichen Kampf gegen Löcher und Flecke aufgegeben.

Ja, Milchen ist wirklich furchtbar liederlich geworden! Aber darf man sie deshalb gar so streng verdammen —?

Erdenmahnung.

Mahnest mich, o liebliche Lotusblume,
An die traumschön eigenen Jugendjahre,
Deren kindheitseliger Zauber niemals
Wieder heraufblüht.

Mahnest mich auch, sinnige Lotusblume,
An der Menschheit Jugend und Jugendheimat:
Nur Erinnerung labt noch die fern verschollnen
Enkel bisweilen.

Schlafe traumvoll, heilige Lotusblume,
Werden wir doch wieder wie du entschlummern,
Während fort noch, die uns verlockt ins Ferne,
Leuchten am Himmel!

Oscar Linke.

Liebling.

Skizze von **J. von Lor.**

„Anna, was ist ein Liebling?" fragte die kleine Erika Feld, ein sechsjähriges Kind mit großen, traurigen Augen in einem etwas altklugen Gesichtchen. Die kleine, zierliche Gestalt war, bis auf ein zu kurzes Beinchen, wohlgebildet.

Anna, die Köchin im Hause des Regierungsrats Dehn, sah die Fragende einen Augenblick verlegen an, dann erwiderte sie in ihrer derbfreundlichen Art: „Etwas, das Du nicht bist."

„Das weiß ich," sagte die Kleine ruhig, „aber warum nennen mich die Menschen ein armes Kind?"

„Weil Deine Mama . . . weil Du hinkst. Ach, Du mußt nicht so viel fragen, Kind. Ich habe keine Zeit — gehe doch zu Deinen Puppen." Erika ging still hinaus.

„Sagen Sie, Anna, was ist das mit der Kleinen?" fragte das Hausmädchen, das erst seit kurzem im Dienst war, verwundert.

„Na, Sie werden es ja doch bald selbst merken," meinte die Köchin. „Die Erika ist die Tochter vom ersten gnädigen Herrn. Der war Oberst, denke ich, oder sonst etwas beim Militär, und fiel vom Pferde als die Erika 1½ Jahr alt war. Nun ist die gnädige Frau schon über 4 Jahre mit dem jetzigen Herrn verheiratet und die Irma und der Felix sind ihre Lieblinge. Die Rika ist das Stiefkind. Ich sage Ihnen, Emma, böse Stiefmütter giebt es nicht nur im Märchen und hier ist es die eigene Mutter!"

Erika war unterdes in ihr Zimmer gegangen, wo sie ihre Lehrerin schon vorfand. Die Dame begrüßte die Kleine freundlich.

„Wieder geweint, Herzchen?" fragte sie liebevoll. „Erzähle mir einmal, was geschehen ist. Warst Du unartig?"

„Ich glaube nicht, Fräulein," sagte Erika, während ihre Augen sich wieder mit Thränen füllten. „Bitte, Fräulein," sagte sie dann, ein Schluchzen unterdrückend, „sagen Sie mir doch genau, was ist ein Liebling?"

„Ein Liebling?" Das Fräulein sah die Kleine verwundert an. „Nun siehst Du, so nennt man ein Kind, das besonders geliebt und bevorzugt wird. Das heißt, Eltern nennen auch viele Kinder ihre Lieblinge, Herzblättchen u. s. w. Zum Beispiel, mein Liebling — siehst Du, nun habe ich Dich auch so genannt! — wenn ein Kind immer so artig und fleißig ist, wie meine kleine Erika bisher, so wird es bald aller Liebling! — — Warum bist Du so nachdenklich?"

„Meine Mama hat mich nicht lieb," sagte Erika bestimmt.

„Aber Kind, wie kannst Du so etwas sagen!" mahnte die Lehrerin.

„Ich weiß es aber," rief Erika schluchzend. „Mama liebt nur Irma und Felix! Wenn sie mich sieht, macht sie stets ein böses Gesicht; Irma und Felix aber küßt sie und nimmt sie auf den Schoß und nennt sie ‚Liebling'. Papa nimmt mich wohl auf den Schoß und streichelt mich und sagt dann immer ‚arme Kleine'. Und Papa ist gar nicht einmal mein wirklicher Papa, der ist schon lange beim lieben Gott im Himmel. Mama ist aber wohl meine wirkliche Mama, sie liebt mich aber gar nicht, sondern nur Irma und Felix! Die hinken auch nicht . . . Fräulein! Liebt der liebe Gott auch nur Menschen, die nicht hinken?"

„Aber Eri, beruhige Dich doch," beschwichtigte das Fräulein das ganz erregte Kind, indem sie es liebevoll an sich zog, „Deine Mama liebt Dich gewiß wie alle andern! Du bist die Größte, Erika, und wohl schon ein etwas schwereres Großkindchen! Und der liebe Gott? Der liebe Gott liebt alle Menschen gleich und freut sich, wenn sie ihn lieben. Ja, aber man muß auch zufrieden sein mit dem, was er uns giebt. — Doch nun komm, Herzchen, trockne Deine Thränen. Jetzt wollen wir wieder fleißig sein!"

Erika war aber nicht so leicht zu beruhigen. Unter-

drücktes Schluchzen zeugte noch lange von den Kämpfen in ihrem kleinen Herzen. — — —

Am Abend war große Aufregung im Dehnschen Hause — die kleine Erika wurde vermißt. — Der Regierungsrat war außer sich.

„Ella," sagte er zu seiner Frau, die auf das Kind heftig schalt, „glaube mir, die Kleine ist fortgelaufen! Sie ist feinfühlend genug, Deine große Abneigung, auch ohne die vielen sprechenden Beweise dafür, zu merken. Liebe läßt sich ja nicht gebieten, gewiß! Aber es gehört viel Lieblosigkeit dazu, es dieses holde Geschöpfchen fühlen zu lassen. Armes Kind! Kann es dafür, daß es die Züge Deines ersten, ungeliebten Gatten trägt? Wenn Du es nur nicht bitter büßen mußt!"

Damit eilte er hinaus, um persönlich Nachforschungen anzustellen. —

Zur selben Zeit lief eine keine Gestalt, so schnell es ihre ungleichen Beinchen gestatteten, den einsamen Feldweg entlang, immer geradeaus, dem unbegrenzten Horizonte zu. Die Dunkelheit schien sie gar nicht zu beachten, immer rascher eilte sie dahin.

„Erika, Erika," ertönte aus der Ferne ein Ruf.

Einen Augenblick stutzte das Kind, um dann um so schneller zu laufen. Ein paar große Gestalten mit Laternen tauchten auf und hatten es bald eingeholt. Herr Dehn war der erste, der es erreichte.

„Erika, Du böse Kleine," rief er ganz außer Atem, „wie kannst Du uns so ängstigen! Wo willst Du hin?"

„Ach, bitte, Papa, laß mich los," bat Erika, „ich gehe zum lieben Gott!"

„Zum lieben Gott, Erika?" wiederholte Herr Dehn, besorgt das fieberheiße Gesichtchen streichelnd.

„Ja siehst Du, Papa, Fräulein sagt, der liebe Gott liebt alle Menschen gleich, auch die, welche hinken. Darum wird er auch ‚Liebling' zu mir sagen, wie Mama zu Irma und Felix! Deshalb will ich zu ihm gehen! Du glaubst doch auch, Papa, daß er es thun wird?" fragte sie ängstlich.

„Gewiß, Herzchen," beruhigte sie der Vater. „Aber sage mir doch, wie wolltest Du denn hier auf dem Felde zum lieben Gott gelangen?"

„Da ganz weit hinten, Papa, dort, wo der Himmel an die Erde stößt, da werden mich die Engel schon hineinlassen... Aber nun muß ich rasch laufen," flüsterte sie erregt, „rasch, rasch! Laß mich los, Papa, laß mich . . ."

Viele Tage darauf schlug die kleine Erika zum ersten Mal bewußt die Augen auf. Tage und Nächte hatte sie in wilden Fieberphantasien nur vom lieben Gott gesprochen, der sie lieb haben und Liebling nennen wird. Und die Mama soll dann immer lustig sein mit Irma und Felix!

Der erste Blick des Kindes fiel auf seine Mutter, welche mit thränenüberströmtem Antlitz an seinem Bettchen kniete. Ein süßes Lächeln erhellte sein blasses Gesichtchen und seine schwachen Ärmchen streckten sich der Mutter entgegen.

„Willst Du jetzt bei Deiner Mama bleiben, mein Liebling?"

„Dein Liebling . . .!"

Einer Toten.

Du bist mir nicht gestorben,
Klingt's tröstend in mein Leid,
Ich habe Dich erworben
Für alle Ewigkeit.

Trug man auch Deine Hülle
Zum kühlen Grabesort,
Doch lebst in Jugendfülle
Du mir im Herzen fort.

Du lebst in meinem Liede,
Im Traum der stillen Nacht,
Da schwebt des Himmels Friede
Herab mit süßer Macht.

Lieg' ich beim Sternenscheine
Allein, in trüber Ruh,
Und denke Dein und weine
Und schließ' die Augen zu:

Dann kommst Du leis gegangen,
Nicht fesselt Dich das Grab,
Und trocknest von den Wangen
Mir still die Thränen ab;

Und legest Deine Hände
Aufs Haupt mir sanft und leicht,
Daß ich Erquickung fände,
Wie Du sie einst gereicht.

Im Traume so umschwebst Du
Mich lind und engelmild,
Doch wach' ich auf, entschwebst Du
Zum himmlischen Gefild.

Du bist mir nicht gestorben,
Klingt's tröstend in mein Leid,
Ich habe Dich erworben
Für alle Ewigkeit.

Franz Blume.

„Wenn Du erst groß bist —"

Skizze von **M. Rickmeyer.**

Wie sie reizend ist, die kleine Magdalene! Entzücken und Bewunderung strahlen aus des Vaters Augen, so oft er sie betrachtet. Wie könnte er anders!

„Bist mein süßes, liebes Kind — Du mein Einziges!" ruft er in überwallender Zärtlichkeit, während er sie auf seinem Arme tanzen läßt, „und wenn Du erst groß bist, da will ich Dir alles schenken, was Du nur haben willst! Alles, was meinem Kinde gefällt, will ich ihm kaufen — o, wenn mein Töchterchen erst groß ist!"

Die kleine Magdalene ist noch recht dumm, kaum zwei Jahre alt, sie versteht die Worte des Vaters noch nicht, aber sie scheint zu fühlen, daß es etwas Beglückendes ist, was er ihr verheißt, und leise ersteht in der kindlichen Brust eine Ahnung, ein Bewußtsein von der Macht, die es über das Herz des Vaters hat — haben wird. Ihre Augen glänzen, und schmeichelnd legt sie das Händchen an des Vaters Wange und dann streckt sie begehrlich die Arme nach der Sonne, die eben in glutroter Pracht untergehen will, greift

nach dem Vogel, der über ihren Kopf dahinfliegt und ruft: „Gieb — gieb!“

Der Vater lacht. „Du dummes, kleines Ding! Aber wenn Du erst groß bist —“

Es vergehen die Jahre. „Wenn Du erst groß bist, da kaufe ich Dir von diesen schönen Dingen alles, was Dir gefällt!“ verspricht der Papa, wenn er mit der kleinen Magdalene nach der sich alle Menschen bewundernd umsehen, durch die Straßen schlendert und sie staunend vor den großen Schaufenstern der Prachtläden stehen bleibt.

Aber noch weiß Magdalene nicht, was ihr eigentlich am besten gefällt. Ja, was süß schmeckt, das mag sie, alles, was strahlt, leuchtet und lacht — danach streckt sie wohl ihre Hand. Und daß kein Wunsch, kein Begehren unerfüllt bleiben soll, nicht jetzt, nicht später — das versteht sie recht gut. „Wenn ich erst groß bin —“ denkt sie und reckt sich höher, und ein Gefühl des Entzückens durchzittert die kindliche Seele.

„Gieb mir — gieb!“ Kein Wort kommt so häufig über ihre Lippen wie dieses. —

Wie die Zeit dahineilt! Magdalene Westhofen ist eine junge Dame geworden. Und wie schön sie ist, wie elegant, wie liebreizend! Kein Wunder, daß sie des Vaters Stolz ist. Des vereinsamten Witwers höchstes Glück!

Und doch, wie sie da vor ihm steht, hoch und gebietend, so königlich, so schön und in ruhiger Rede ihre Gedanken und Pläne vorträgt, sich dann niederbeugt zu ihm, schmeichelnd seine Wange berührt — da ist es zunächst ein Seufzer, der über die Lippen des früh gealterten Mannes dringt, ehe er Antwort giebt.

„Alles was Du begehrst, sollst Du haben — alles was Dir gefällt, sei Dein!“ Ist das die Antwort, die seine Lippen kaum vernehmbar flüstern, seine Antwort, die Magdalene ein Recht hat zu erwarten?

„Kind, Kind — es kann so nicht weiter gehen, Du —“ das Wort will keinen Laut gewinnen — „Du ruinierst mich!“

Magdalene richtet sich hoch auf, ein stolzes Lächeln spielt um den schönen Mund. Und wie jemand mit leichter Hand ein Stäubchen verscheucht, das sein Auge belästigen will, so bringt sie durch einen einzigen verwunderten Blick den verweigernden Mund zum Schweigen.

Seufzend nimmt der Vater die Schlüssel. Ja, er will — will alles geben. Wenn Magdalene erst älter ist, da wird sie ja vernünftiger werden! —

Wieder sind Jahre vergangen. Magdalene ist noch die gefeierte Schönheit, die vielumworbene Tochter des reichen Herrn Westhofen, der durch seine kühnen Unternehmungen jetzt endlich — so urteilt die junge, leichtlebige Welt — der modernen Zeit Rechnung trägt und ohne Zweifel demnächst in die Reihen der Millionäre eintreten wird. Was hat es zu bedeuten, wenn hier und da ein spießbürgerlicher alter Geschäftsherr bedenklich den Kopf schüttelt und von gewagten Spekulationen flüstert! Lächerlich — wer möchte die Solidität der Firma Westhofen anzweifeln!

Es ist am Ende der Saison. Das Haus Westhofen soll mit einem glänzenden Fest die Reihe der Vergnügungen beschließen. Magdalene hat es so bestimmt, und sie selber wird die Königin des Festes sein. Sie will es so.

Aber dazu gehört Glanz und Pracht, auch die Festräume bedürfen dringend einer modernen Ausstattung.

„Es geht nicht anders, Papa!“ spricht sie mit dem bezaubernden Lächeln, das immer wie ein weicher, sanfter Schleier den starren, unbeugsamen Willen, die kühle Selbstsucht verhüllt.

„Es geht nicht anders,“ wiederholt sie gelassen, als der alte Herr mit seiner Zustimmung zögert.

Natürlich — der Papa wird ja geben, was sie für nötig erachtet; in alle ihre Pläne willigen. Aber er hat es sich in letzter Zeit angewöhnt, zu zögern und Schwierigkeiten zu machen.

Ungeduldig hämmert sie mit der Fußspitze auf den Teppich. Aber plötzlich hält sie inne. Wie sonderbar der Papa aussieht! Sie blickt schärfer zu ihm hin, und es durchzuckt sie ein Schrecken, denn sein Gesicht ist so blaß geworden, und mit weitgeöffneten Augen sieht er starr an ihr vorüber. Die Hand, die seinen Kopf stützt — es ist der eines Greises, Magdalene hat es noch nie so bemerkt wie in diesem Augenblick — fällt schwer auf den Tisch, und seine Lippen bemühen sich vergeblich, vernehmbar ein Wort zu sprechen. Es muß ein schweres, ungewohntes Wort sein, das sich ihnen endlich entringt.

Was sagen sie? Hört Magdalene recht? Ist das ein Nein, das entschiedene, unumstößliche Nein eines Mannes?

„Papa, Du bist doch nicht krank? Nicht wahr — Du hast mich nicht verstanden? Komm zu Dir, Papa, sei gut und gieb —“

Da lacht der alte Mann, aber es ist ein wehes Lachen.

„Gieb — gieb! Hundertmal — tausendmal hast Du so gesagt! Und ich — ich habe gegeben, was Du fordertest, habe alles gethan, was Du begehrtest! Und immer höher richtete sich Dein Sinn, immer weiter streckte sich Deine begehrende Hand. Gieb mir — gieb! Weißt Du, was mich dies Wort schon gekostet hat? Hörst Du, verstehst Du nicht, was sie einander zuraunen, während sie genießend an meiner Tafel sitzen? Und wer ist schuld, wenn nicht Du, Dein: Gieb mir — gieb!“ Der Zorn bebt in des Mannes Stimme.

Magdalenes hohe Gestalt ist unter seinen Worten zusammengeknickt. O, sie weiß, was sie bedeuten! Mit beiden Händen bedeckt sie stöhnend ihr Gesicht. Kann das wahr sein?

Aber dann richtet sie den Kopf jäh in die Höhe und heftet ihr Auge auf den Vater. Nicht wie eine Schuldige sieht sie ihn an. Eine Frage, nein, mehr — eine schwere Anklage liegt in ihrem Blick.

Hat sie ein Recht, den Vater anzuklagen? Abwehrend will er die Hand erheben. Aber da ist es, als weiche plötzlich ein Schleier von seinen Augen, die Gegenwart schwindet und Bilder vergangener Tage treten vor seine Seele.

Als Magdalene, das entzückende Kind, auf seinem Arme tanzte und jauchzend hierhin und dorthin das begehrliche Händchen streckte — als sie, die heranwachsende Tochter, bewundert, umschmeichelt von jedermann, an seiner Hand lernte, was alles schön und begehrenswert sei, und — „wenn Du erst groß bist, sollst Du alles haben, was Dir gefällt — wenn Du erst groß bist“ — hört er seine eigene Stimme sagen. Wie zärtlich verheißend seine Worte klangen, wie sie ihn selber beglückten! Ein Bild reiht sich blitzschnell an das andere. Nun war Magdalene „groß“! Die altmodische Einfachheit des Hauses mußte moderner Pracht weichen, sie war kein passender Rahmen mehr für die glänzende Erscheinung der erwachsenen Tochter, ein rauschendes Vergnügen, ein glänzendes Fest folgte dem anderen, und Magdalene begehrte überall die Königin zu sein.

Und nun — nun war der breite, tiefe Strom des soliden, sicheren Wohlstandes seicht geworden, gewagte, raffinierte Mittel, ihn im Flusse zu erhalten, bittere Notwendigkeit. Wie hatte es so werden können — wer war schuld?

„Wenn Du erst groß bist, da soll alles Dein sein, was Du begehrst“ — es ist seine Stimme, die er so sprechen hört! O, wie bitter ihn die Worte dünken, wie Anklage und Hohn! Und wie weh die Erkenntnis thut! Aber noch ist's nicht zu spät — Gott sei Dank!

Wie um Verzeihung bittend greift er nach der Hand seiner Tochter.

„Nein, nein — nicht Du, mein Kind — nicht Du bist schuldig — o, ich weiß — ich selbst —“

Gedankenspäne.

Von **F. Dobbert.**

Es giebt eine unheimliche Liebenswürdigkeit, die ihren Gegenstand nur bezaubert, um ihn dann verschlingen zu können.

*

Dem gesellschaftlichen Streber ist jeder Umgang nur ein Stützpunkt, vermittelst dessen er sich zu der nächsthöheren Stufe emporschwingt. Dem Zurückbleibenden hinterläßt er nichts als die Erinnerung an den empfangenen Fußtritt.

*

Kein tragikomischerer Anblick als ein Mann, der außer dem Hause ein großer Herr, innerhalb desselben aber ein — ach so armseliger Sklave ist!

*

Keine Erziehung hat eine Wirkung, wenn nicht in der Seele des Objekts ein fester Punkt vorhanden ist, um welchen die Lehren krystallisieren können.

*

Ein logisch veranlagter Mensch kann leichter mit einem ausgesprochenen Charakter als mit einer Kautschuknatur zusammenleben. Jener läßt sich ergründen, diese ist unberechenbar.

*

Die moderne Nervosität des weiblichen Geschlechts ist in der Regel ein Produkt aus Langerweile und geschäftigem Müßiggang; das Heilmittel wäre eine nützliche Thätigkeit.

*

Dem Plebejertum der Geburt ist abzuhelfen; das Plebejertum der Gesinnung aber ist unverbesserlich: auch die Toga des neugebackenen Ritters vermöchte nicht den Plattfuß der Gemeinheit zu verdecken.

*

Leute, die sich zu beschäftigen wissen, werden eine ungesellige Einöde einer öden Geselligkeit vorziehen.

*

Völlige Objektivität findet sich nur bei sehr kalten Naturen.

*

Nur Niedrigstehende, die ja stets in der Mehrzahl sind, dürfen sich den Stolz gestatten. Für sie ist er eine Quelle der Erhebung und ein Schutz vor weiterer Erniedrigung; für Hochgestellte aber birgt er die Gefahr der Isolierung und Verdummung.

Briefkasten.

Herrn R. v. S. in H. Ich teile Ihre Empörung über den Taubensport, aber ich weiß, daß auch ein Aufsatz von mir in der R.-Ztg. nichts daran ändert, ehe nicht in den Kreisen, die sich daran ergötzen, ein ernsterer Geist lebendig wird, der die Roheit dieses „Vergnügens“ einsehen lehrt. Es müßte denn ein Reichsgesetz erlassen werden, das ihn kurz und bündig ausnahmslos verbietet. — Frl. J. D. in A.

„Der Nebel wird schon ganz verdächtig,
Und die Abende schon lang,
Nach dem schönen Süden möcht' ich,
Denn der Nord ist ach! so bang.“

Hoffentlich geht Ihr Wunsch bald in Erfüllung. Aber dichten Sie dort nicht mehr. — Herrn Br. A. in H. Sie haben recht: das Gedicht ist nicht tadellos. Aber die zweite Strophe ist dichterisch geschaut und schließlich darf man einen begabten Anfänger durch Abdruck eines Liedes ermuntern. Für Ihre Gesinnung besten Dank. — Stammtisch in Br. Herzlichen Dank! Möge der ausgesprochene Geist in Ihnen allen sich in Wort und That verkörpern. — Herrn Dr. W. K. in C. Ich habe für das Blatt niemals eine Zeile geschrieben. — Herrn K. K. in W. Herrn Dr. Hübbe-Schleiden, Steglitz bei Berlin. — Herrn Gym.-Prof. Dr. W. in B. Wie Ihnen das Verzeichnis der im nächsten Jahrgange erscheinenden Romane beweist, ist Ihr Wunsch erfüllt. Auch wir legen auf Raabes Mitarbeiterschaft sehr hohen Wert und freuen uns, daß die ernsteren Leser seine Eigenart immer mehr schätzen lernen. — Frl. Cl. F. in R. Ihre Lieder sind sangbar, aber die Empfindsamkeit ist zu groß und unecht. Unfrei nach Heine. Nur „Heimweh“ hat Herzenslaute, aber ist wegen großer Formfehler unbrauchbar. — Helene. 1013. Würzburg. Sehr gut gemeint, aber Ausdruck unsicher. Wie kann eine „Spur“ ins Grab gesenkt werden? Wie dem Leben ein „Zauberbann“ gegeben werden? Das ist alles undeutsch. — Frau W. v. P. in E. Ich bedauere, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Für den Brief besten Dank. — Herrn K. Sch. in K. 1) Wolfgang Kirchbach ist 18. Sept. 1857 in London geboren und lebt in Dresden. Der Maler ist sein Bruder. 2) Ein Schriftsteller Neuburger ist mir nicht bekannt. Der Schriftstellerkalender verzeichnet nur einen Redakteur mit diesem Namen; aber ob dieser eine Novelle „Sesam“ geschrieben hat, weiß ich nicht.

Inhalt der No. 1.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche

Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 2.

Die Akten des Vogelsangs.

Von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Im Grunde ist sie doch die einzige von allen, vor der auch mein Vater Respekt hat und auf die er hört, wenn er das Wort genommen hat, und sie es nach ihm nimmt, trotzdem er als „Familienfreund" auch ihr gegenüber das Wort: „Unzurechnungsfähiges Frauenzimmervolk" oft genug hinter den Zähnen brummt. Und sie sagt jetzt, „ihr" Kind — nicht ihren „dummen Jungen", sondern die „arme Kleine von drüben überm Weg und überm Weltmeer" zu sich heranziehend:

„Lieber Nachbar Krumhardt, ich bitte! — Aber Ihr Leutchen, was seid Ihr für ein Volk! Wie soll sich denn unsereins hier durchfinden, wenn jeder rundum recht hat von seinem Standpunkt aus? Beste Agathe, was hätte ich wohl und der arme Velten diese letzten, langen, traurigen Jahre ohne den verständigen treuen Freund unserer Familie, ohne unsern Familienfreund anfangen sollen? Und wie undankbar sind wir oft gewesen! Wie oft haben wir es besser verstehen wollen als er! Ja, Nachbar Krumhardt, das ist nun eben Ihr Schicksal, daß Sie in eine solche Gesellschaft von Phantasiemenschen gesetzt worden sind und Geduld haben müssen. Wie oft habe ich mir in schlaflosen Nächten vorgehalten: im Grunde bist Du die Allerschlimmste, Amalie! Selbst Agathe Trotzendorff fährt nicht so närrisch wie Du auf den Wolken und ihren Hirngespinsten über dem Vogelsang im blauen Himmel umher. Da habe ich denn wohl nach Entschuldigungen gesucht, und die beste nur auf unserm Kirchhofe gefunden: Hätte der Liebe da, der dort unter seinem grünen Hügel liegt, Dich nicht so sehr verzogen und mit sich in die Höhe gezogen, so möchtest Du ja auch wohl vernünftiger und verständiger in den tagtäglichen Dingen und Angelegenheiten sein und Deinen Velten besser erziehen und dem Herrn Oberregierungssekretär weniger Verdruß machen können. Sehen Sie, bester Nachbar, und diese Entschuldigung hat dann gerade das Gegenteil von meiner und Veltens Besserung bewirkt. Ich habe mir verhältnismäßig glückliche Thränen abgetrocknet und bin doch mit besserem Gewissen auf meinem Kopfkissen eingeschlafen als ich mich drauf hingelegt hatte. Und weil wir denn hier plötzlich so in eine allgemeine Beichte hineingeraten sind, so kann ich nur sagen, daß ich am anderen Tage nach jeder solchen Gewissensbißnacht stets die allermöglichsten und Ihnen verdrießlichsten Einwendungen gegen Sie hatte, bester, teurer Freund — und wie gesagt, so haben Sie eben mit uns Geduld haben müssen, diese letzten schweren Jahre durch, wo Sie unsere einzige treue, sorgliche, männliche Stütze in der nahen Nachbarschaft und der weiten Welt waren, Herr Nachbar. Sie schütteln den Kopf, weil ich hier so in den schönen Sonntagsabend hineinschwatze und ich bin noch nicht fertig, sondern komme jetzt auf Agathe. Ja, Nachbar, da sehen Sie mich nur an: gegen die habe ich die nämliche vergebliche treue Familienfreundsrolle gespielt, wie Sie gegen mich. Wie habe ich der, in Ihrem Sinne, Herr Nachbar, Vernunft gesprochen, ohne das Geringste auszurichten. Eben noch, wie Sie selber von hier aus gehört haben. Und das Resultat? Wie immer! Wie ich gegen Sie, Herr Regierungssekretär: Halb Thränenflut, halb zehn ausgespreizte arme wehrlose dumme Weiberkrallen! Gerade so wie ich! Nur ein kleiner, ganz kleiner Unterschied: sie sucht immer noch ein Glück, welches es doch nicht giebt; ich will nur aus angeborener Schwäche und Ängstlichkeit mir manchmal nicht gern eine erträgliche Stunde verderben lassen. O ja, auch deshalb wäre es für uns beide Frauen wohl besser, wenn ich meinen Velten von Hause wegschickte, und ihr ihr liebes Kind auch genommen würde, um unter bessere Zucht und strengere Obhut zu kommen, als sie, und ein bißchen auch ich, leisten können. Aber sie will ihre Helene für den lebenden Vater bei sich aufbewahren, und

ich frage mich bei allem: was würde Valentin dazu sagen? Was würde der tote Vater zu Dir und Deinem Velten sagen? Und das nimmt mir auch gegen Agathe alle Waffen aus der Hand. Ja, schütteln Sie nur den Kopf, Nachbar; Sie haben vollkommen recht: wir bedürfen eines Vormundes, auch wo, oder besonders wo, wie in unserem Fall, unsere Kinder und unsere Männer für uns armen Weibsleute mit im Spiel sind. Freilich ist's kein dankbares Geschäft, gerade da den Vormund spielen zu müssen! Leider wissen Sie das auch mir gegenüber aus tausendfacher Erfahrung, Nachbar Krumhardt; also" — und so weiter, und so weiter noch eine geraume Weile.

Aber mein Vater hielt sich auch schon seit einer geraumen Weile den Kopf mit beiden Händen, um nicht zu sagen: mit beiden Händen die Ohren zu. Was sie sagen wollte, die Frau Doktorin Amalie Andres, wußte er wohl; jedoch wie sie es herausbrachte, das ging ihm doch über die Bäume, nicht nur seines Hausgartens, sondern auch des ganzen Vogelsangs. Und noch dazu in Gegenwart der Kinder — der Unmündigen — dieses jungen Volkes, dem da eine saubere Heckenpredigt gehalten wurde, auf die es sich freilich bei jeder nachfolgenden Lebensthorheit und Nichtsnutzigkeit berufen konnte.

Man brauchte da nur den Schlingel, den Velten, anzusehen, wie der, nach außen mit dem komödiantenhaftesten Armensündergesicht, nach innen hinein seine „gloriose Alte" herzte und küßte und den ernsten, treumeinenden Familienfreund zum Narren und für einen Narren hielt.

Und dann gar die verzogene Krabbe der entmündigungsreifen Amerikanerin aus dem Vogelsang! Dies junge Ding, das Hartleben heute mit der Peitsche aus seinem Lieblingsbirnenbaum herunterholen wollte, um ihm morgen den Korb mit der ganzen Ernte und einem Blumenstrauß darauf persönlich ins Dachstübchen auf seinem Anwesen hinaufzutragen! Diese „kleine Affe", die einen selbst in diesen jungen Jahren zur Verzweiflung bringen konnte mit ihren angeborenen „Allüren" und den aus allem, was nichtsnutzig im Leben war, zugelernten; gleichviel ob es mütterliche Erziehung, Modenzeitung, Leihbibliothekslektüre oder Herumtreiberei mit allen jungen Taugenichtsen des Vogelsanges in Wald und Feld hieß! — —

Ich habe diesen einen Sonntagnachmittag von vielen hunderten seinesgleichen, und nicht bloß im Sommer, sondern auch in jeder anderen Jahreszeit, wenn nicht aktenmäßig, so doch aus den Akten so deutlich und farbenfrisch als möglich zu Papier gebracht. Es erübrigte mir also nur noch, auch zu schildern, wie mein Vater all das Seinige, Pfeife, Tabakskasten, Zeitung, Amtsblatt und so weiter zuletzt immer als ein durch Weiberlärm, Dummheit, Gezeter betäubter, durch feuchte Taschentücher und trockenste Albernheit aus jedwedem Konzept gebrachter Familienvater, Familienfreund und wohlmeinender Nachbar, im Sommer die Gartenlaube, im Winter die Familienstube, hinter sich ließ und sich in sein Reich, eine Treppe hoch, zurückzog und mich gewöhnlich mit sich nahm. Ich verzichte drauf; aber seinen Griff verspüre ich heute noch am Oberarm, wie ich mich in diesem düstern Wind- und Reifmond, mit Mistreß Mungos Brief vor mir, in jene doch so unschuldige, glückselige, sonnedurchleuchtete Zeit zurückdenke. Dann aber sehe ich auch zu dem Bilde des alten Herrn über meinem Schreibtisch unter einigen Gewissensbissen auf und — möchte das Nachgefühl seiner grimmigen, aber treuen Faust an meinem Arm wahrlich nicht missen; auch durch mein ganzes ferneres Leben.

* * *

Und doch! Mit welchem Verdruß, Trotz und mehr oder weniger deutlichem Widerstreben habe ich zu jenen Zeiten, da er noch mehr als eine Erinnerung war, jenen guten Griff erduldet! Und wie oft habe ich mich von ihm frei gemacht und bin mit den beiden anderen durchgegangen im Vogelsange in den Vogelsang und auf den Osterberg, aus der Niederung zu den Höhen, aus dem Alltag in den Sonntag, aus der griechischen und lateinischen Grammatik in die Tausend und eine Nacht, aus Vegas Logarithmen, aus der Mathematik und Arithmetik in die wirkliche Idealität von Zeit und Raum, in das raum- und zeitlose Jugendphantasiereich von Velten Andres und Helene Trotzendorff!

Auf dem Osterberge waren wir auch wieder alle drei zusammen an jenem Abend, der auf den eben beschriebenen stürmischen Familien- und Nachbarschaftssonntagnachmittag folgte. Die zwei anderen, wie gewohnt, ihre eigenen Wege gehend, ich verstohlen etwas später einem verstohlenen Wink und Zeichen Veltens folgend. Der Wald war selbst damals schon dort oben von ziemlich wohlgehaltenen Pfaden durchschnitten, wie man sie heute in den Bädern als „Promenadenwege" kennt. Hier und da hatte sogar schon irgend ein Naturliebhaber und Wohlthäter der Menschheit eine Bank aufgestellt, die meisten in das Gehölz und Gebüsch hinein, doch eine oder zwei auch an den Rand des Hügels, mit dem Blick ins Thal und auf die liebe Heimatstadt und hochfürstliche Residenz, halb in diesem Thale und halb im offenen Lande.

Auf dieser Bank am Waldrande, im tiefsten Frieden der Natur, fand ich auch diesmal die beiden ärgsten Störenfriede des Vogelsangs, den Sünder in die eine Ecke gedrückt, die Sünderin in die andere, so daß in der Mitte vollkommen Raum für mich, den guten Freund, übrigblieb. Da Neumond im Kalender stand, so war der Abend ziemlich dunkel. Die vereinzelten Sterne oben zählten nicht; nur die Lichter der Stadt in der Tiefe und die Gaslaternen ihrer Straßen und Plätze gaben einen bemerkenswerten Schein. Im fürstlichen Schloß schien „irgend was los zu sein", denn das leuchtete sogar sehr hell in die warme Sommernacht hinein und zu dem Osterberge empor. Im Walde war es still; wildes Getier, das nächtlicher Weile in ihm aufgewacht und sich bemerkbar gemacht hätte, gab's nicht mehr drin; die Fledermäuse, die ihre Kreise um uns zogen,

zählten nicht; ihre weichen Fittiche störten den Frieden der Natur nicht. Nur vom Bahnhof her dann und wann das Pfeifen und Zischen einer Lokomotive, und aus den drei Bier- und Konzertgärten der letzte Wiener Walzer, der Hochzeitsmarsch aus dem Tannhäuser und der Hohenfriedberger harmonisch ineinanderdudelnd und den Abendfrieden hier oben wenig störend.

„So! Da sitzt Ihr wieder!“

„Jawohl; und Gott sei Dank, frommer Sohn Karl, daß auch Du noch da bist, Tugendbold! Keine fünf Minuten hätte ich es mit dem Mädchen da länger allein hier ausgehalten. So 'ne ganz verrückte Prise! Ist der das Gezeter, Gezerr, Geplärr und Geplapper da unten zu Hause auf die Nerven gefallen! Jawohl, Dich brauchten wir gerade recht notwendig, Krumhardt. Da ich mit meiner Mutter nicht gegen sie ankomme, so rücke Du ihr noch einmal mit Deinem Herrn Vater auf den Leib und kratze Deinen eigenen Verstandskasten aus, um ihr Vernunft zu sprechen. Da haben unsere Mütter — ich meine meine und ihre — eine saubere Pflanze großgezogen. Höre sie nur, höre sie nur, Krumhardt! Ja, leg nur los, Elly — Miß Ellen Trotzendorff: die Nachbarschaft im Vogelsang ist ganz Ohr!“

„Wäre Deine Mutter nicht, Velten, so könnte ich Dich — könnte ich Dich —“

„Erdrosseln, erwürgen, vergiften, Dir jedenfalls mit beiden Krallen in die Haare fallen, und beide Fäuste voll Skalp bergunter nach Hause rennen. Da, greif zu und zieh mir die Kopfhaut ab, Mamsell Squaw, und das übrige Fell meinetwegen mit. Mir liegt nichts dran.“

Es war die höchste Zeit, daß ich mich zwischen sie setzte, denn Helenchen war vollkommen bereit, von der Erlaubnis, die ihr da eben gegeben wurde, Gebrauch zu machen. Ihr bester Kamerad im Vogelsang hatte ihr wirklich seinen Strubbelkopf zu beliebigem Verfahren hingehalten; nun aber sprang sie doch nur auf von der Bank und stand vor uns am Rande des Osterberges und streckte uns die Faust zu und schnuckte und schluchzte zwischen den zusammengeklemmten Zähnen durch:

„Und ich glaube doch an meinen Vater! Ihr mögt alle sagen, was Ihr wollt. Ihr könnt die Nasen verziehen und rümpfen, Ihr könnt den Kopf schütteln und Ihr könnt meiner Mama Sottisen sagen, wie Ihr wollt: ich glaube ihr doch, meiner Mama! Ich glaube doch an meinen armen Vater, er mag sein wie er will! Und was könnt Ihr hier im Vogelsang von ihm wissen? Ich, die ich als bloßes Wickelkind hierhergebracht worden bin, weiß doch noch mehr von der wirklichen Welt als Ihr alle — Deine Mutter ausgenommen, Velten. Aber die ist auch eine Märchenkönigin — eine viel höhere als die da unten, die kleine Durchlaucht da in ihrem lächerlichen Residenzschloß da unten! Das sind ihre Fenster — seht Ihr, und so sollen meine Spiegelscheiben auch noch einmal leuchten, und noch viel heller! Deine Mutter braucht keine Kronleuchter über sich und keine türkischen Teppiche, und wäre sie meine Mutter und ich ihr Kind, so wollte ich auch nichts davon. Aber jetzt bin ich meines Vaters und meiner Mutter Kind und eine freie Republikanerin und Amerikanerin, und ich glaube an meinen Vater und werde auch meine Salons haben und Bediente, schwarze und weiße, Kammerfrauen und hohe Fenster, Kronleuchter und Teppiche und Reitpfade und Wagen und Pferde und meine Loge im Theater und alles andere! Ja, und nun geh nur hin, Velten, und sage es Deiner Mutter, was ich gesagt habe und daß alle ihre Güte und Lehre an mich weggeworfen gewesen ist; aber sage ihr auch, daß ich so schreien muß, ich weiß nicht was, nur weil Ihr alle, alle mich dazu getrieben habt, jeder auf seine Art. Ach Gott, was bin ich für ein armes Mädchen und so unglücklich in der Welt!“ . . .

Vor einem Jahre noch würde Velten Andres, kreischend vor Vergnügen ob dieses „himmlischen Witzes“, dieser „ausgezeichneten Komödie“, sich auf den Kopf vor der Bank auf dem Osterberge gestellt haben. Jetzt war dem schon nicht mehr so. Er lachte nicht mehr, sprang nicht mehr auf, sondern blieb ruhig auf seinem Platz auf unserer Bank; aber faßte mich mit noch fast schärferm Griffe, als mein Vater, am Arm und sagte, auch zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch:

„Nun höre sie, Besterzogener, Treuestbehüteter, Verständigster und Vernünftigster unserer ganzen Blase — ich meine nicht die herzogliche Residenzstadt — da unten: was kann der Vogelsang, meine Mutter und Dein Vater, was — kann ich noch dazu thun, um in diesem Mücken-, dem Nachtschmetterlingshirnkasten, Ordnung zu stiften? Also — vivat natürlich der Papa Trotzendorff mit allen seinen schönen Aussichten für sich, für Lenchen und unsere Allerschönste und Beste, Lenchens Mama! Aber ungefangene Fische kann man nicht braten, sagte schon der weise Kikero im vollen Senat zu meinem lieben Freunde Catilina; also — verrücktes Herze, an Deiner Stelle setzte ich mich doch fürs erste mal wieder ruhig da auf die Bank neben den braven Karl. Was? Du willst nicht? Habe ich mich etwa heute noch nicht genug geärgert? Guck einer, wie der Mieze die Augen im Dunkeln leuchten! Was? Nun wohl am liebsten in den hiesigen Urwald hinein, oder kopfüber, kopfunter bergab nach Hartlebens Anwesen und nach Hause? Na, denn meinetwegen nochmal die Hände aus den Hosentaschen! Da kann ich meine Pauke an Dich und die Welt auch stehend halten. Na, Wurm?“

Nun war er doch, nicht aufgesprungen, sondern langsam aufgestanden, und sie duckte sich wirklich vor ihm, ohne daß er sie an den Schultern niederzudrücken brauchte, und nahm mit dem Worte: „Hansnarr!“ ihren Platz auf der Bank an meiner Seite wieder ein. Er aber stand und redete seinerseits seinen Unsinn in den Sommerabend hinein, wie mein Vater sich ganz gewiß ausgedrückt haben würde.

„Recht hat sie eigentlich, Krumhardt. Ein fideler Nachmittag war's und zwar sehr auf ihre Kosten. Aber habe ich nicht mit ihr auf demselben Rost gelegen, während die liebe Verwandtschaft und gute

Nachbarschaft die Kohlen unter uns schürte. Um den zehnten August herum sind wir auch. Da ist wieder eine! Ihr habt doch für nichts Augen! Die Thränen des heiligen Laurentius, Krumhardt; wie Du aus der Schule besser wissen solltest als ich! Selbst der Himmel schnuppt sich uns zuliebe. Noch eine! Wer soll denn da keine Wünsche haben, wenn ihm das ganze Firmament Gewährung winkt? Bloß aufpassen, Miez, daß der Wunsch mit dem Fallen der Sternschnuppe stimmt: nachher ist alles in Richtigkeit, als ob die Weltregierung, der Vogelsang mit, Hand und Siegel dazugegeben und Dein Vater, Krumhardt, die Registratur in der himmlischen Kanzlei besorgt hätte."

„Laß endlich mal meinen Vater aus dem Spiel, Andres!"

„Warum denn? Sage ich denn etwa gegen den was? Gar nichts! Ist er nicht etwa auch heute nachmittag wieder der einzige gewesen, der ganz und gar recht hatte und wußte, was er wollte? Da nehme ich selbst meine Mutter nicht aus, denn ein Frauenzimmer bleibt doch auch die. Ja, Elly, das ist eben unser Jammer, daß wir zwei doch nur von unseren Müttern erzogen worden sind. Wie die Flügelengel haben sie uns unter beiden Armen und wollen uns mit in die Höhe nehmen; jede auf ihre Weise; und wenn Dein Vater, Krumhardt, es auf seine Weise mit Dir ebenso machen will, und auch uns aus guter Nachbarschaft gern an den Beinen auf dem richtigen Erdboden festhalten möchte: wer hat was dagegen einzuwenden? Ich wahrhaftig nicht — noch dazu so nahe vor dem Abiturientenexamen . . . da schnuppt sich wieder eine! Na, was hast Du Dir eben gedacht und gewünscht, Karlchen?"

Ich konnte es nicht leugnen, mit dem Wort waren in demselben Moment alle meine Gedanken und Wünsche bei diesem Examen gewesen. —

„Du kommst durch!" lachte Velten. „Mit Eins A natürlich! Selbstverständlich erlebt nicht bloß Dein Vater, sondern auch Deine Mutter diese Ehre an Dir. Aber nun Du, Mädchen, woran hast Du gedacht und was hast Du Dir gewünscht, als dieser Stern fiel?"

„Ich habe ihn gar nicht gesehen. Aber das ist auch einerlei. Für mich mögen so viele fallen als sie wollen, ich wünsche wie immer nur eines: daß es für mich wieder so wird wie ich es drüben gehabt habe in Amerika als kleines Kind, ehe ich hier im Vogelsang ins Elend gebracht wurde; ehe meine Mama mit mir auf dem Arme zu Euch hier im Vogelsang ins Elend kam."

„Du kriegst Deinen Wunsch, — da fiel eine," jauchzte Velten. „Na, was sagst Du nun, Krumhardt? . . . Also nur weiter, Du verunglückter Paradiesvogel, verflogener Tropenengel," brummte er dann. „So? Das ist also das Resultat aus Deinen Studien in Hey und Spekter und bei Mutter Andres und ihrem Sohn Velten:

Dick fällt der Schnee,' der Wind geht kalt,
Habe kein Futter, erfriere bald.
Liebe Leute, o laßt mich ein,
Will auch immer recht artig sein!

Was? schwarz sollten wir uns hier auch wohl noch färben, der brave Karl Krumhardt und der böse Velten Andres, um Dir Deine verflossenen Livreenigger ganz zu ersetzen? Und dabei soll Dein Vater nicht wütend werden, Krumhardt, und meine Mutter noch immer ein und aus wissen in diesem ihrem sogenannten Kindergemüte? Na, da möchte ich wahrhaftig, der Papa Trotzendorff hätte denn bald wirklich mal wieder das Glück, was er verdient, und käme erster Kajüte und holte Dich vierspännig, mit allem, was an Dir hängt, wieder weg. Mir — wollte ich sagen, Hartleben kam es ja einerlei sein. Meiner Mutter — da schnuppt sich wieder einer!"

Von neuem ist Helene Trotzendorff aufgesprungen; jetzt aber bitterlich und zornig weinend. Sie schreit ihren besten Freund aus der Nachbarschaft fast an, mit dem Fuße aufstampfend:

„Ich sage Dir wie Karl: laß unsere Väter zufrieden! Was ich an Deiner Mutter gehabt habe in Eurem Vogelsang und wie lieb und gut sie ist, das weiß ich wohl, und brauchst Du mir wirklich nicht vorzurechnen. Und mit Deinen albernen Sternschnuppen — ja was hast Du Dir denn bei der letzten gedacht? Bist Du besser und vernünftiger mit Deinen Wünschen gewesen als ich? Dich kenne ich doch, Du Phantast! Jawohl, da hat der Herr Oberregierungssekretär ganz recht, wenn er Dich so nennt — wenn er Dich einen Phantasten und Seiltänzer nennt und Dir prophezeit, daß Du noch mal den Hals brechen wirst, einerlei, ob Du jetzt Dein Schulexamen bestehst oder nicht, einerlei, ob Du Schuster, Schneider Ministerexcellenz oder Alexander der Große werden willst. Von Dir lasse ich mir Eure Wohlthaten im Vogelsang am allerwenigsten vorrücken. Da, da fiel wieder eine, und jetzt habe ich mir gedacht: O, wenn Du dem einmal zu Hause, das heißt drüben über dem Meer, bei uns zu Hause alles vergelten könntest, was er und der Vogelsang, und seine liebe Mutter und alle hier an uns gethan haben."

„Du, die fiel, ehe Du den Wunsch hattest!" sagte Velten.

„So? Dann wünsche Du Dir meinetwegen bei der nächsten Schnuppe was Du willst, ich habe für heute mal wieder genug von Euren hiesigen Dummheiten und gehe nach Hause."

„Den seligen Diogenes seine Tonne wünsche ich mir," lachte Velten Andres. „Den Heckpfennig, den Däumling und das Tellertuch der Rolandsknappen, den Knüppel aus dem Sack, das Vergnügen, Persepolis in Brand zu stecken und ein friedliches Ende auf Salas y Gomez. Fallet, ihr Sterne und winket Gewährung! Übrigens habe auch ich für heute abend genug des Blödsinns. Also:

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?"

Sie machte eine Faust und holte wie zum Schlage aus, drückte ihm aber doch nur diese geballte kleine Hand auf die Stirn:

„Du bist und bleibst ein ganz alberner Peter, Velten. Komm, Karl; meinetwegen mag er sich in seine Tonne stecken und sich den Osterberg allein

herunterrollen — meinetwegen über Eure ganze Stadt und den Vogelsang weg."

„Da fiel eine!" lachte Velten Andres. „Der Wunsch gilt!"

Sie schlug die Hand weg, die er ihr doch bot; er aber zog ihren Arm doch unter den seinigen:

„Nun aber im Ernst, mach' ein Ende mit dem Unsinn. Heute ist der Wagen mit den silbernen Laternen für das gnädige Fräulein gottlob noch nicht vorgefahren, und das Gequik und Gezeter von neulich unter der Armenmannsbuche, wo jemand erst mit der lächerlichen Schleppe am Busch hängen blieb, um sodann über dem Wurzelwerk sich auf die Nase zu legen und nach seinem besten Velten um Hilfe zu schreien, will ich nicht wieder haben. O Thränen des heiligen Laurentius, sie werden uns da unten vor Schlafengehen noch einmal schön die Leviten lesen! Da freue ich mich schon auf meine Mutter."

„Deine Mutter ist viel zu gut für Dich!" rief Miß Ellen, noch einmal mit dem Ärmel über die Augen fahrend, der letzten Zornesthränen wegen.

„Jawohl, da hast Du zum ersten Mal heute abend recht," sagte Velten. „Von der Scheußlichkeit der Menschheit hat sie nur sehr dunkle Begriffe, und ich thue deshalb auch mein möglichstes, ihr nach und nach klarere beizubringen."

* * *

So wußte er damals schon zu denken und zu reden; ein Herr in einem Reich, das leider auch nicht sehr von dieser Welt war. Ich habe es in den Akten, wenn auch nicht aktenmäßig. Ich habe dies alles aus Ungeschriebenem, Unprotokolliertem, Ungestempeltem und Ungesiegeltem heraus und stehe für es ein. Ich muß es aber heute sehr aus der Tiefe holen, daß damals auf dem Osterberge, um den zehnten August jenes Jahres herum, wir Nachbarkinder des Vogelsangs die Thränen des heiligen Laurentius so fallen sahen und ihr leuchtendes Niedergleiten mit so wunderlichen Gedankenspielen begleiteten.

Aktenmäßig kann ich es leider bezeugen, daß er, Velten Andres, wirklich beim Maturitätsexamen durchfiel, und dem Vogelsang wieder mal eine der Enttäuschungen und Genugthuungen bereitete, die er dem guten Ort, so lange er sich dort aufhielt, immer von neuem schuldig zu sein glaubte.

„Man kann seiner armen Mutter nicht einmal raten, ihn gleich ganz hier zu behalten und einen Schuster aus ihm zu machen," sagte mein Vater, mein „Zeugnis der Reife" in der Hand. „Unter den Komödianten wäre er vielleicht noch am besten aufgehoben, der Windsack! Da hast Du es, mein Sohn, wie es kommen mußte. Nun geh' hin und höre Dir an, wie nebenan die Klagelieder Jeremiä lauten. O, ich hätte dort Vormund und nicht bloß Familienfreund sein müssen!"

„Dann hättest Du doch wohl nur noch mehr Ärger davon gehabt, bester Krumhardt," sagte meine Mutter, mit wohlberechtigter Genugthuung über unsern eigenen Familienstolz mich in den Armen haltend. Für mich selbst lag an diesem Tage die Sache so, daß ich mich des glücklichen Anlangens an diesem Ziel natürlich sehr freute, jedoch des Behagens darob durchaus nicht vollkommen froh war. Dazu war Velten doch ein zu guter Freund von mir und wußte ich zu genau, wie vieles er besser wußte als ich, und wie es im Grunde doch nur die Mathematik gewesen war, die ihm das Bein gestellt hatte. Konnte er, Velten, dafür, daß er nach seinem Ausdruck da ein leeres Loch im Gehirn hatte, wo das meinige nach innen vollgestopft war und nach außen hin den betreffenden Buckel getrieben hatte? Es ist zwar eine Thorheit, aber wie oft griff ich später meinen Jungen nach den Köpfen und tastete sorgenvoll nach den Höckern und Gruben, die ihnen die Begabung zum ruhigen Wandel auf der breiten Straße der goldenen Mittelmäßigkeit verbürgen sollten! Und am bedenklichsten dann, wenn meine Gattin einen außergewöhnlich offenen Kopf an einem der armen Kerle bemerkt haben wollte. —

Ich ging also von dem Freund aus dem Vogelsang weg, um nach dem Wunsche oder Willen meines Vaters selbstverständlich Jurisprudenz zu studieren; und — da die Wacht am Rhein und die am Niemen ebenfalls ihren Anspruch an mich erhoben — nach einer mitteldeutschen Universität, die mir Gelegenheit bot, mit möglichst geringen Kosten mich mit dem römischen Recht und dem damals gültigen deutschen Schießgewehr bekannt zu machen; wenigstens in den Grundzügen.

Aus dieser Zeit habe ich folgenden Brief in den Akten:

„Lieber Freund!

Denn dafür halte ich Dich noch trotz Schiller und aller Würde, die jegliche schöne Vertraulichkeit zwischen Dir und mir zu einem Dinge der Unmölichkeit machen sollte. Du kannst es mir ja übrigens sagen oder schreiben, wenn es Dir gar nicht mehr paßt, das bisherige angenehme Verhältnis zwischen uns.

Einfach großartig war es von Dir. Mathematik sehr gut — Latein gut — Griechisch fast gut — Geschichte und so weiter gut — deutsche Sprache und Litteratur genügend. Mensch, Göttergünstling, da Du ihn doch fürs erste weniger brauchst, so pumpe mir ihn, Deinen wohlorganisierten Hirnkasten, für nächste Ostern bloß auf acht Tage. Auf Ehre, Du kriegst ihn bestens geschont umgehend zurück; aber die Idee, ihn aufzustülpen und vor dem Rate der Zehn mit ihm aufs Seil gehen zu können, steigt mir derartig in den meinigen, daß meine Alte eben schon gefragt hat: ‚Junge, was hast Du jetzt wieder im Kopfe?‘ Die Benachrichtigung aber: ‚Ich schreibe an Karlchen Krumhardt, daß ich mir ein Muster an ihm nehme," hat sie gottlob sofort beruhigt, ob meines Stierens ins Blaue, und ich soll Dich von ihr grüßen. — Mir selber liegt ja leider weniger dran, mich nicht noch mal zu blamieren; aber der alten Frau möchte ich doch den Verdruß, und Deinem

würdigen Erzeuger sein melancholisches Behagen an meiner Schande nicht zum zweiten Mal zum vollen Auskosten anbieten. Ich büffle. Und Du Ochse treibst Dich fessellos in der süßen Freiheit herum; und teure Angehörige, sowie Staat und Kirche halten Dir schon die volle Krippe und den warmen Stall bereit, wenn Du heimkehrst von der blumigen Wiese Deiner jungen Ungebundenheit. Mir blühte bis jetzt hier im Vogelsang bloß die Eselswiese, und wäre ich nicht ich und meine Alte sie, so wäre die Geschichte einfach nicht zum Aushalten gewesen, der faulen Redensarten wegen ob meiner bodenlosen Faulheit. Na ja! Hätte mich nicht auch unser allerhöchst Regierender, das heißt eigentlich mehr unsere allergnädigste Landesmutter kommen lassen, um mich persönlich kennen zu lernen und mir ins Gewissen zu reden, so hätte allgemach meine Mutter jedem, der sich sonst nach mir erkundigte, nur sagen können: ‚Unterm Sofa steckt er. Locken Sie ihn mal! Ich kriege ihn weder durch Güte noch durch Gewalt mehr drunter weg.‘ — Cäsar und sein Glück! Die Geschichte ist so ulkig, daß sie sogar meiner Alten die Kummerthränen getrocknet hat. Dir, mein Junge, schreibe ich sie nur, um sie, wenn sie sonst brieflich an Dich gelangen sollte, auf das richtige Maß herunterzudrücken. Eigentlich war es Unsinn; aber da kein anderer augenblicklich vorhanden war, so mußte ich wohl dran: ich habe Schlappen für die menschliche Gesellschaft gerettet! . . . Du kennst die öde Jammerseele in Baumwolle, Watte und mit Glacé. Mußte es dem Optimatensimpel — äh, hä, jä, nä — einfallen, auf die brüchige Stelle im Eise zu geraten und durchzubrechen! God gracious! würde Mistreß Trotzenborff gekreischt haben; aber Ellie, die das hochnäsige Vieh beinahe mit heruntergerissen hätte ins Verderben, setzte sich gottlob nur zeternd neben das Loch, in welchem der Tropf verschwunden war; das übrige kannst Du Dir denken. Ein Riesenulk, aber etwas kühler Natur! Und mit dem Kopfe, wie eine Fliege an der Fensterscheibe, in der feuchten Tiefe herumzusurren und vergeblich nach dem Auswege zu suchen, auch gerade kein Vergnügen, noch dazu mit der Verpflichtung, einen anderen Blechschädel am Schopfe zu halten und mit nach oben zu nehmen. Na, er — atmete lang und atmete tief und begrüßte das himmlische Licht — Schiller ist nicht unten gewesen, sonst würde sein Tauchergedicht um ein Merkliches kürzer sein und sich wahrscheinlich auf ein ‚Brr! Pfui Deubel!‘ beschränken, höchstens mit dem Zusatz: ‚Lieber nicht zum zweiten Mal!‘ Daß wir — Schlappe und ich, nicht länger drunten blieben, als nötig war, kann uns kein Mensch verdenken. Kurz, also ich brachte die Honoratiorenpuppe glücklich wieder zu Tage, fand das halbe Residenznest in vorsichtiger Entfernung um die Bruchstelle versammelt: von dem Rest schweigt des Sängers Bescheidenheit. So dumme verbrüllte Frauenzimmergesichter, wie die des Vogelsangs, möchte ich aber doch nicht gern wieder um mich sehen — um den gloriosesten Schnupfen in der Welt nicht! Sie sämtlich mit strömenden Augen, ich mit fließender Nase und etwas verknackeltem linkem Handgelenk.

Volle vierzehn Tage hat es gedauert, bis die Arche wieder auf dem Trockenen saß. Meine Alte war selbstverständlich die erste, die den Fuß wieder auf festen Boden setzte und meinte: ‚Junge, wenn es nun nicht so gut für uns abgelaufen wäre?‘

‚Cäsar und sein Glück, und Unkraut vergeht nicht, Mama!‘

Unser Backfisch betrug sich wie gewöhnlich wie verrückt bei der Geschichte, war zum Anbeißen, und verdiente selbstverständlich mal wieder Prügel; er war zu nett in seinem Kummer. Aber was hatte das Balg mir einen Korb zu geben, und mit dem Maulaffen Schlappe auf das Windeis zu laufen? Ich wollte gar nichts sagen, Carlos, wenn Du es gewesen wärest, den sie gegen mich ausspielte.

Si vales, bene est, ego valeo, bis auf die dumme linke Vorderpfote, die ich fürs erste noch in Windeln und Schindeln zu tragen habe.

V. Andres.“

„Schlappe“ hieß der gerettete Zeit- und Schulgenosse eigentlich nicht; das war nur sein Schulname. Sein wirklicher Name liegt bei meinen Akten; übrigens gehörte sein Träger zur maßgebendsten Gesellschaftsschicht unserer Landeshauptstadt und ich habe seine Schwester geheiratet und eine gute Frau an ihr bekommen.

Ach, was helfen die besten Karten dem in der Hand, der keinen Gebrauch von ihnen machen kann?

Was half es Velten Andres, daß Schlappes Papa seiner Mutter und ihm mehr als einen Besuch machte und ihn aufrichtigst seiner hohen Protektion versicherte? Was half es ihm, daß Serenissimus und Serenissima ihn sich vorstellen ließen und ihm gleichfalls ihre freundlichste Gunst versprachen?

Nichts, da er blieb, was und wie er war!

Ob ihm das Leben zu einem hölzernen Löffel einen goldenen Napf unter die Nase schob; ob es ihm einen goldenen Löffel in die Hand gab und einen irdenen Napf auf den Tisch schob (was ihm auch passiert ist), es blieb ein und dasselbe, da er auch ein und derselbe blieb, nämlich derselbe ewig unberechenbare odd fellow des Vogelsangs — who had no harm in him, and who had parts if he would use them, wie man in Cambridge von einem ähnlichen Menschen sagte, der es nach der Meinung der Vernünftigen in der Welt gleichfalls zu wenig mehr als zu einem schlimmen Ende brachte. Da er nur sich selber schadete, ging es ja aber auch eigentlich keinen was an, in welcher Weise er sich seiner Fähigkeiten bediente.

„Es ist und bleibt eben der dumme Tropf aus Eurem Märchenbuche, der Hans im Glück. Vom Pferd auf den Elefanten, vom Elefanten auf den Esel und so abwechselnd, bis er endlich einmal auf platter Erde auf dem Rücken liegen bleiben wird,“

schrieb mir mein Vater um diese Zeit. „Die Avancen, die ihm sein Zufallrettungswerk in der hiesigen besten Gesellschaft in die Hand gab, hat er richtig wieder verspielt. Wie auf unserem Bureau erzählt wurde, haben Durchlaucht zu dem Herrn Vater Eures unter das Eis geratenen Schulfreundes längst bemerken müssen: ‚Schade um den jungen Mann; ich würde ihn gern im Auge behalten haben.‘ — Mein einziger Trost ist, daß Du, mein Sohn, wenigstens fürs erste seinem verderblichen Einfluß aus dem Wege gerückt bist. Ob er demnächst sein Examen bestehen wird, weiß der liebe Himmel. Wenn nicht, was dann mit ihm? frage ich Dich!" . . .

* * *

Ich habe mich nun wirklich erst für eine Periode von anderthalb Jahren des Näheren zu besinnen. Man hatte damals so viel mit sich selber zu thun, und die Tage gingen so leicht hin, daß es in der That seine Schwierigkeiten haben würde, ganz Genaues darüber zu Papier zu bringen. Wir sind noch in den Ferien zu Hause beisammen: ich als Student und er noch als Schüler, und es ist für mich ein gewissermaßen peinliches Verhältnis. Für ihn nicht.

Auch Helene Trotzendorff ist noch im Vogelsang. Aber sie steigt nicht mehr über die grüne Hecke oder den Gartenzaun, bricht auch nicht mehr unter der ersteren durch, sondern lehnt nur an ihnen: das schönste Mädchen nicht bloß der Vorstadt, sondern der ganzen Stadt, hochgewachsen, goldblonden Haars, doch dunkel von Augen und Augenbrauen. Die Nachbarn sagen, sie sei vorzeitig in die Höhe geschlobbert, aber das ist eine dumme und mehrfach auch — vom Neid der Konkurrentinnen eingegebene Redensart. Im Waldgebirge Leukos, im arkadischen Gebiete des Pan und auf dem thrakischen Hämus würde man anders von ihr gesprochen und sie jedenfalls unter die zwanzig amnisiadischen Nymphen gezählt haben, die sich Artemis, wie Kallimachus singt, von ihrem Vater Zeus als Begleiterinnen ausgebeten hatte.

Mein Freund Velten ging freilich noch weiter und setzte mich durch philologisch-mythologische Kenntnisse über Verhältnisse in Erstaunen, von denen ich keine Ahnung aus der Schule mitgebracht hatte.

„Dieses Frauenzimmer," sagte er. „Guck sie Dir nur an, Mensch! Trägt sie nicht den von den Kyklopen geschmiedeten cydonischen Bogen der Diana selber? Und umklammert das prachtvolle Wurm nicht Tag und Nacht in ihrer Einbildung die Knie ihres Erzeugers mit der Bitte, ihr dreißig Städte und sämtliche Gebirge der Erde zu schenken? Kallimachus in seinem Hymnus hat's. Lies es selber nach, wenn es Dir Spaß macht: mir macht es schon längst kein Vergnügen mehr, sie von ihren Phantasien abzubringen. und ich habe es auch aufgegeben."

„Du scheinst Dich aber jetzt sehr mit solchen Sachen abzugeben. Woher hast Du denn dieses alles?"

„Sehr aus mir selber," sagte Velten Andres, den sie fast ein Jahr nach mir für die Universitas litterarum reif erklärten. —

Es schien damals, drüben in Amerika, einen kleinen Niedergang in den Angelegenheiten Mr. Charles Trotzendorffs gegeben zu haben. Mutter und Tochter wohnten noch bei Hartleben und warteten nicht im Optimatenviertel der Stadt auf den völligen Aufgang der Glückssonne von „Papa". Mutter Andres hatte noch mehrfach zwischen den Bäcker, den Fleischer sowie die Milchfrau und den Kaufmann Tienemann und — Mistreß Agathe Trotzendorff treten müssen. Aber das ist so: ein heißer, glänzender Tag bricht öfter, als die Leute an Regentagen glauben wollen, aus wechselndem Gewölk hervor. Und manchmal bleibt es denn auch für die, welche „diese Witterung brauchen" können, „schön" bis zum Abend. —

Wie gesagt, ich habe wenig über diese Zeit in den Akten, was Velten und Helene anbetrifft. Mein kluger und wackerer Vater trug den Verhältnissen in einer Weise Rechnung, die ihm Velten Andres am allerwenigsten zugetraut haben würde. Wenn er mich im Vogelsang fest im Griff gehalten hatte, so ließ er mir jetzt merkwürdig freie Bahn.

Ich darf wahrlich nicht darüber lächeln, aber es ist so! Sein Ideal war, das, was er zu protokollieren und in die Registratur zu nehmen hatte, durch mich zu Protokoll und in die Registratur geben zu sehen: „Es ist mein Wunsch, daß Du Dich zu der besten Gesellschaft hältst. Wir, Deine Mutter und ich, haben unser Leben darauf eingerichtet von Deiner Geburt an. Laß mich an Dir erleben, was ich selber nicht habe abreichen können."

Selbstverständlich war ich daraufhin einer vornehmen Verbindung beigetreten, der schon die höchsten Spitzen der maßgebenden Kreise unserer heimatlichen Residenz angehört hatten als jugendfrohe Jünglinge; und ich kann es nicht leugnen: einige Male kam mir in dieser Lebensepoche ob meiner damaligen Verpflichtungen und Ehren der Vogelsang dann und wann so sehr aus dem Gesicht, daß Velten Andres vollkommen recht hatte, wenn er mich an den Beinen aus den Lüften wieder herunterzog durch das Wort:

„Bengel, von hier unten aus gesehen — aus der Froschperspektive betrachtet, bist Du wirklich großartig! perpendikular-malerisch. Schade, daß Du Dich nicht selber so sehen kannst! Wie siehst Du den fliegenden Göttergünstling, Mama?"

„Werde nicht unanständig, Junge," sagte die Frau Doktorin. „Fliege Du nur selber erst mal so."

„Könnte mir nur im Traume einfallen!"

„Was haben wir vom wachen Leben mehr als unsere Träume?" fragte unsere Frau Nachbarin, und damit war ich denn damals schon wieder unten im wirklichen und wahrhaftigen Vogelsang — in der besten Nachbarschaft, die auf dieser verworrenen, feindseligen Erde möglich ist. —

Noch einmal ging ich aus den Ferien nach Göttingen, ehe wir beiden Nachbarsöhne wieder zusammentrafen und zwar in Berlin. Am Tage meiner Abreise aber kam drüben bei Hartleben ein Brief an, der alles „zu Hause" veränderte: die neunte Woge, die Woge des Glückes, des Erfolges rollte heran,

goldglänzend, leuchtend, funkelnd von aller Herrlichkeit und Pracht der Welt, spülte hinein in den Vogelsang und trug zurückrauschend Helene Trotzendorff und ihre Mutter weg daraus. Mr. Charles Trotzendorff schrieb einen kurzen Brief, in welchem er dürr, nüchtern und wie als ob es sich so von selber verstehe, mitteilte, daß er demnächst als zehnfacher Dollarmillionär sich die Ehre geben werde, alte Freunde zu begrüßen und zugleich Weib und Kind zu sich zu holen.

* * *

Wie mir mein von Vorgesetzten und Untergebenen anerkannter guter Geschäftsstil abhanden kommt, je länger ich diese Blätter beschreibe, je klarer und deutlicher ich mir das zu Sinnen und Gedanken bringe, was ich hier dem Papier übergebe! Was bis jetzt das Nüchternste war, wird jetzt zum Gespenstischsten. Sie wackeln, die Aktenhaufen, sie werden unruhig und unruhiger um mich her in ihren Fächern an den Wänden und machen mehr und mehr Miene, auf mich einzustürzen. Ich kann nichts dagegen; zum ersten Mal will an diesem Schreibtisch, jawohl an *diesem* Schreibtisch, die Feder in meiner Hand nicht so wie ich, und Velten Andres ist wieder schuld daran. Was meinem armen Vater seiner Zeit so oft Verdruß und Sorgen machte, das Übergewicht dieses „Menschen" über mich, das ist heute noch ebenso sehr da, wie in jenen Tagen, wo er mich durch die Hecke und über die Zäune des Vogelsangs zu jedem Flug ins Blaue aus dem Schul-, Haus- und Familienwerkeltag wegholte und wir Helene Trotzendorff mit uns nahmen, wenn sie uns nicht gar voranflog.

In Berlin verfiel ich ihm sofort wieder.

Wie der Tag vor mir steht, an welchem ich diesem „krassen Fuchs" in der vollen Hahnenhaftigkeit meines vornehmen Verbindungsbewußtseins meinen ersten Besuch machte, nachdem ich mir herablassenderweise seine Adresse auf der Universitätsquästur hatte geben lassen!

„Studiosus Philosophiae Valentin Andres, Dorotheenstraße Numero 00, Hintergebäude 3 Treppen, Frau Fechtmeisterin Feucht," lautete sie, und es war ein Apriltag nach den Osterferien, als ich mit meiner Berliner Matrikel in der Tasche meinen Weg dorthin nahm. Wenn das Hinterhaus hielt, was das Vorderhaus versprach, so hatte der Neuling im Weltleben es gut getroffen; gewöhnlich ist das aber freilich nicht der Fall. Nicht ohne Grund bin ich hier etwas ausführlich.

An einem ziemlich eleganten Schneiderladen (Herrenmoden) vorbei, schritt man durch den gewölbten Hausflur, vorüber an der mit Teppichen belegten, in den ersten Stock führenden Treppe auf einen umfangreichen Hof, über den etwas nervenschwache Gemüter sich nur mit einiger Bedenklichkeit dem Hintergebäude zu wagen konnten. Der Eigentümer des Hauses, einer der ersten Hufschmiede der Stadt, bediente daselbst seine Kunden, und nicht jeder geht gern zwischen zwei Reihen Gäulen durch, die ihm alle die Hinterteile zuwenden und nicht alle ganz gutwillig ihr Schuhwerk in Behandlung geben. Schmiedegesellen, Reitknechte, Stallknechte, Kutscher in Livree und ohne solche walteten ihres Amtes zwischen ihren Schutzbefohlenen, je nach dem Temperamente derselben und dem eigenen mehr oder weniger lärmhaft. Aus der Halle des Seitengebäudes leuchteten die Schmiedefeuer und klangen die Hämmer in das Gewieher, die Flüche, Begütigungen und die sonst übliche Unterhaltung zwischen Mensch und Mensch, Mensch und Vieh, Tier und Mensch hinein. Man hatte wirklich zu schreien, wenn man sich hier nach der Frau Fechtmeisterin Feucht erkundigte.

Aber da war das Hintergebäude und wer mit uneingeschlagenem Schädel oder Brustkasten zu ihm gelangte, der fand auch wohl ohne zu fragen die Pforte, von der aus die Treppe in den dritten Stock emporging.

Ich hatte damals das Glück, gelangte in das dritte Stockwerk und zog auf dem dämmrigen Vorplatze die Glocke.

„Frau Fechtmeisterin Feucht?"

„Bin ich," sagte eine kleine, zierliche alte Dame zwischen fünfzig und sechzig Jahren.

„Studiosus Andres?"

„Dort jene Thür, mein Herr."

Ich grüßte, und die kleine Frau setzte mir einen vollkommnen Hofdamenknicks hin; meinen Freund fand ich in einer der bekannten Berliner Studentenbuden zu Hause und Besuch bei ihm: einen feinen, eleganten, schmächtigen jungen Herrn mit schwarzen Haaren, von etwas kränklicher Gesichtsfarbe und von ungemein höflich-schüchternem Wesen. Gottlob auch bereits mit dem Hut in der Hand.

„Guten Tag, Krumhardt," sagte Velten, als ob er mich noch über die Hecken des Vogelsangs grüßte. „Bist Du da? . . . Auf Wiedersehen, des Beaux! Übrigens könnte ich Euch Leute doch auch der Bequemlichkeit wegen gleich miteinander bekannt machen. Mein Provinzialfreund, Herr Karl Krumhardt, der Rechtswissenschaft möglichst Beflissener — Herr Leon des Beaux aus dem Vorderhause, seines Zeichens —"

„O, ich bitte Sie, Herr Andres! Ich möchte jetzt nicht stören; — wenn Sie mir erlauben —"

„Menschenkind, nehmen Sie sich alle Freiheiten bei mir, die Ihnen angenehm sind. Ich werde mir bei Ihnen zu Hause selbstverständlich das Gleiche erlauben."

„Ich bitte darum!" rief der interessante, bleiche, schwarzhaarige Jüngling und entschlüpfte mit scheuen Verbeugungen sowohl gegen Velten wie gegen mich.

„Es ist der Sohn des Schneiders aus *meinem* Vorderhause," sagte Velten. „Seine Ahnen haben unter Ludwig dem Neunten gegen die Ungläubigen gestritten, haben Toulouse gegen Simon von Montfort verteidigt, im Löwengolf Galeeren gegen die Beys Tunis, Tripolis und Algier kommandiert und unter Ludwig dem Vierzehnten, dem Edikt von Nantes und der Frau von Maintenon zuliebe, selber auf solchen gemütlichen Fahrzeugen gerudert. Der Zweig des Geschlechts, der sich unterm Großen Kurfürsten hierher

nach Berlin ins Trockene gerettet hat, scheint mir jetzt auch sein Schäflein ins Trockene zu bringen. Ich glaube, ich kann Dir die Firma des Beaux empfehlen für Deinen Bedarf an Hosen, Jacken und Westen. Die Schwester des guten Jungen heißt Leonie, Du findest sie im Vorderhause im ersten Stock — Blüthnerscher Flügel, deutsche, französische, englische Litteratur und was sonst zu einer höhern Tochter gehört. Ich kann Dich vorstellen, aber nehme die Verantwortung nicht auf mich, denn das Fräulein ist auch hübsch — immer noch südfranzösisches Genre. Leonie des Beaux! Wie klingt Dir das von einer Schneidertochter hier im Lande der Fritzen und Karlinen? Wie mir scheint, hat die ganze Familie ein gut Stück Romantik aus der Languedoc in den märkischen Sand durch die Jahrhunderte hineingerettet. Na kurz, die Gesellschaft gehört zu der noch immer so genannten französischen Kolonie, und ich benutze die Gelegenheit, mein Französisch zwischen Leon und Leonie aufzupolieren."

Ich hatte ihn reden lassen müssen. War das der Mensch, dem ich im Innersten doch mit meiner deutschen Burschenherrlichkeit zu imponieren gewünscht hatte? Es ging ein Zug von so frühreifer Welterfahrung und Weltgewandtheit durch dies alles, daß ich nur verblüfft brummen konnte:

„Na, Du scheinst Dich ja auch ohne Beihilfe recht gut außerhalb des Vogelsangs und der Schulstube orientiert zu haben!"

Da flog es dunkel über sein eben noch so lachendes Gesicht:

„Doch wohl nicht ganz ohne das, was Du Beihilfe nennst. Halb schob es, halb zog es, wenn Du die Weiber zu den Menschen rechnest."

„Du bist seit vierzehn Tagen in Berlin und in der weitern Welt, Du krasser Fuchs?"

„Und ich habe daheim Miß Ellen Trotzendorff aus dem Vogelsang in den Eisenbahnwagen erster Klasse geholfen und meiner Alten über den Zaun des Vogelsangs versprochen, es ferner gut zu machen. Lieber Junge, in dieser Beziehung hat Deines Vaters Gebrumm ebenfalls gar nichts genutzt: es bleibt eben für mich bei der Weibererziehung. Soll etwa Großvater Goethe den zweiten Teil seines Fausts bloß für sich und Eure frechdummen Litteraturgeschichtsschreiber zusammen gestolpert und geholpert haben? Nee, nee, mein Junge! Ich habe mich von den Weibern erziehen lassen und lasse mich von den Weibern weiter erziehen. Geh Du nur hin; ich bleibe bei den Müttern, bei den Frauen und bei den Mädchen. Übrigens, Mensch, wäre es doch recht freundlich und herablassend von Dir, wenn es Dein erster Weg gewesen wäre, mich bei der Frau Fechtmeister Feucht aufzusuchen."

„Gehört die etwa auch schon zu den Schürzen, hinter denen Du Dich im Dasein außerhalb der philosophischen Fakultät verkriechen willst?"

„Sehr!" lachte Velten Andres.

* * *

Wir waren also wieder zusammen. Was ich aus eigener Erfahrung und aus den Briefen meiner Eltern von den letzten Vorgängen im Vogelsang wußte, konnte er mir und sich nun noch einmal, wie unsere damalige Redensart lautete, zu Gemüte führen. Er that es; und da er von allen Menschen, die ich im Privat- wie im Geschäftsleben kennen gelernt habe, der einzige gewesen ist, dem nie etwas drauf ankam, wann, wo, wie und vor wem er sich lächerlich machte, so hätte er wohl einen bessern Schreiber seiner Geschichte, als ich bin, verdient. Wenn ich in dem einen Augenblick den vernünftigen Leuten zu Hause recht geben und sagen mußte, er ist wirklich ein unzurechnungsfähiger Narr und Phantast! so wurde mir doch schon im nächsten Moment so heiß bei seinen Worten, Blicken und Gesten, daß ich ihm um den Hals hätte fallen mögen: „Du bist und bleibst doch der famoseste, beste Kerl in der Welt, Velten! Geben Dir die Götter nur ein bißchen Glück auf Deinem Wege, so stirbst Du nicht auf Salas y Gomez, wohl aber, nachdem Du vielleicht leider auch Dein Persepolis in Brand gesteckt hast, zu Babylon. Alter Junge, was ist das aber für ein Glück, daß wir uns von Kindesbeinen an kennen: daß viele andere Dich ernst nehmen, verlangst Du wohl selber nicht!"

Er lag auf dem Sofa, mit den Beinen über der Lehne, er saß auf dem Stuhl, er saß auf dem Tische, er lief auf und ab während er jetzt mir erzählte von dem Vogelsang und Helenen Trotzendorff. Von Zeit zu Zeit griff er nicht sich, sondern mir in die Haare und schüttelte mir den Kopf mit einem:

„Lache nicht, Mensch! Oder ja, lache nur, denn das thue ich ja selber über mich, wenn ich mich aus der Haut eines von Euch Pachydermen bei sogenannter ruhiger Überlegung beurgrunze. Weißt Du, und das Frauenzimmer kann wirklich nichts dafür! Es hat das Seinige in wahrhaft großartiger Weise gethan, sich mir zu verekeln. Wenn es sich da drüben in Amerika so weiter spielt, wie hier bei uns im Vogelsang, so kann es sich, sich, sich zu was bringen in der Welt — sagt auch meine Mutter, und bei deren lieben, alten Falten um den Mund weiß man denn auch nie, ob sie sich ins Rosige hinaufziehen oder ins graueste Elend herunter. Na kurz und gut, das Mädchen und seine Mutter ist weg, und der Vogelsang hat: Gott sei Dank! gesagt. Ich auch. Denn dies hielt kein Mensch mehr aus — selbst meine Mutter nicht. Ein paar Löffel von dem letzten Rest unserer Kindersuppe hast Du ja auch noch abgekriegt; aber den Napf gründlich auszuscharren, das hatten die Götter allein mir vorbehalten und mich auch wahrscheinlich schon darum noch ein Jahr länger als Dich auf der Schulbank sitzen lassen. Freilich, den Mister Trotzendorff im Vogelsang einrücken sehen, war allein schon das Vergnügen wert. Die Kröte! Ich meine meiner Mutter Helenchen.

Ich habe mich aus ihrem Arm gerissen,
Doch nur mit ihr werd' ich beschäftigt sein. —

Den ‚Bazar', von dem nachher auch bei Schiller die Rede ist, hielten sie ja schon längst bei Hartlebens. Lies den Quatsch Don Manuels selber nach,

und denke Dir mich, das Mädel, meine Alte, ihre alte verkehrte Schachtel von Mama, Deine Eltern, den alten Hartleben, kurz, den ganzen Vogelsang in all den Glanz, der da in der Braut von Messina zu Tage kommt, hinein. Die Sorte Schlappe und Familie, das heißt das übrige Nest in seinen Spitzen der Gesellschaft laß ja nicht aus der Komödie heraus und male Dir die vier Wochen, die ihrer Abfahrt, nicht aus dem Vogelsang, sondern aus dem Hotel de l'Europe vorangingen, selber. Weißt Du, was Dein Vater sagte, als wir vom Bahnhof nach Hause zogen, Krumhardt?"

„Nun?" fragte ich, nicht ohne einige Sorge, meinem besten Freund sofort die Nase einschlagen zu müssen.

„‚Es steckt doch leider viel Gemeinheit in der Menschheit!' sagte er, und hatte wieder mal, wie meistens, recht."

„Die alte Nachbarschaft und Freundschaft ist also doch wenigstens bis zu der Abreise zusammengeblieben, Velten?"

„Jawohl. Aber da frage nur den alten Hartleben nach dem Dank, den er für seine langjährige Gastfreundschaft gehabt hat von Papa und Mama Trotzendorff!"

„Und Helene?"

Da faßte der Freund meine Schulter.

„Wäre dieser ganze Quark des Erzählens wert, wenn die nicht auch bei uns zu meiner Mutter Kind geworden wäre? Wie hätte man vor Lust kreischen können, wenn man nicht selber mit an dem Wurm erzogen hätte! Jetzt offen gesagt, ich ganz besonders sehr, Krumhardt! Carlos, sie gehörte doch zu uns, und so lasse ich sie auch noch nicht fahren. Sie weiß es auch selber, was für ein gut Stück von uns sie mit in die neue Herrlichkeit, drüben jenseits des Oceans, nimmt. Krumhardt, ich nehme gar nichts dafür, mich auch vor Dir bodenlos lächerlich zu machen: es steht geschrieben, daß ich dem Geschöpfchen bis an der Welt Ende nachlaufen soll."

„Über Berlin?" fragte ich, um doch etwas zu sagen.

„Jawohl über Berlin! Habe ich mein Leben und damit auch alle meine Wege nicht noch vor mir?"

Er hob den linken Arm, dessen gelähmtes Handgelenk ihn nur für den vaterländischen Kriegsdienst untauglich gemacht hatte.

Es leuchtete eine solche siegessichere, lachende, unverschämte Zuversicht aus seinen Augen, klang so sehr aus seiner Stimme, daß er wirklich nicht nötig hatte, mich auch noch derartig mit der gesunden, eisernen Rechten auf die Schulter zu klopfen, daß ich nicht nur körperlich in die Kniee knickte, sondern mir auch seelisch niedergedrückt, zusammengeschnürt — kurz, klein vorkam.

Er erzählte nun des Genauern, wie sich die letzten Tage des Aufenthalts der Familie Trotzendorff im Vogelsang abgesponnen hatten. Wie der Glanz, den der Vater der Familie mit sich brachte, seine Wirkung nicht bloß auf den Vogelsang, sondern auch auf die ganze Stadt ausübte. Es mochte wiederum nur ein trügerisches „bengalisches" Licht sein; aber das Meteor stand doch lang genug am Himmel über dem Osterberge, um das Volk, das seiner Meinung nach wahrlich nicht in Finsternis saß und sich durchschnittlich für sehr helle hielt, zum staunenden Aufsehen zu bringen. Merkwürdigerweise hatten sämtliche offizielle öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten der Residenz, vor allem die unter hochfürstlichen Schutz stehenden Stiftungen und Stifter, sodann aber auch die Kleinkinderbewahranstalten, die Krippen und so weiter, ja auch der Verein zur Besserung entlassener Strafgefangener sich des kurzen Aufenthalts Mr. Charles Trotzendorffs im ersten Gasthof der Stadt (mit Familie) auf eine Weise zu erfreuen, die nur für ausnehmend nüchterne, schlechte Charaktere nichts Erstaunliches an sich hatte. Kein anderer Ortseingeborener hatte in so kurzer Zeit so oft in den öffentlichen Blättern der Stadt gestanden als Mr. Charles Trotzendorff. Seit Menschengedenken hatte kein anderer wie er es so verstanden, sich binnen kürzester Zeit so sehr loben zu lassen. Daß es vom fürstlichen Residenzschloß an bis in den Vogelsang hinein zu seine Nasen gab, denen er zu gut roch, ließ sich freilich nicht leugnen und also auch nicht ändern. Seine Durchlaucht verweigerte eine nachgesuchte Audienz. Mein Vater brummte: „Schwindel!" Veltens Mutter seufzte: „Mein armes, liebes Kindchen!" und der alte Hartleben meinte: „Wissen Sie, Frau Doktern, ich kann lange zurückdenken, aber solch eine Komödie, mit solch einem Hanswurst als Hauptperson drin, hab ich doch noch nicht erlebt hier in der Nachbarschaft! Herrje, was hat das Karlchen, der Kerl, zugelernt seit er vor Jahren seinen Abschied von hier nehmen mußte!"

„Weißt Du, Carlos," sagte Velten Andres zu mir, „die Alte ließ sich gerade in jenen reizenden Wochen mal wieder das Neue Testament von mir vorlesen, und da kamen wir denn naturgemäß auf die Situation im Evangelium Johannis. Es war auch Nacht, das heißt spät am Abend, und wir saßen bei der Lampe und waren beim dritten Kapitel: Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern, mit Namen Nikodemus, ein Oberster unter den Juden; der kam zu Jesu bei der Nacht und sprach zu ihm — ‚Du, da hat wer geklopft,' sagte Mutter, und da war sie, unsere Kleine, und stand scheu in der Stubenthür und wagte sich nicht herein — sie wagte sich nicht herein, gerade wie der spitzbärtige Jüd und Schriftgelehrte. Ob der aber bei seinem Besuch so geschluchzt hat wie das Kind, kann ich nicht wissen, glaube es auch nicht. Sie hatten sie schon im Hotel de l'Europe in Purpur und köstliche Leinwand nach der neusten Modenzeitung ausstaffiert, aber die Hauptsache war doch das naßgeweinte Taschentuch. Mit dem in den Händen that sie nun einen Sprung zu meiner Alten Sessel und lag vor ihr auf den Knieen und zog mit beiden Armen und Händen ihren Hals zu sich herunter und winselte: ‚Tante Andres, ich kann nicht so von Euch — von Dir, Dir, Dir fortgehen. O bitte, bitte, verzeihe mir's, daß ich's nicht ändern kann, und daß es mir auch Vergnügen macht! Ich habe mich auch jetzt ja nur weggestohlen, um es Dir noch einmal zu sagen, daß ich Euch — Dich, Dich und den Vogelsang so lieb habe, und daß

es mir so leid thut, daß ich daraus fort muß! O' könnte ich Euch doch mitnehmen. Wir haben ja nun das viele Geld und das Glück, von dem Mama immer geredet und sich damit in unserm Elend getröstet hat; aber mein Vater lacht und sagt: Nonsense, und es ist wieder mal alles, was ich denke und fühle, nichts als Unsinn — Jawohl, Velten, Du hast mir dasselbe oft genug gesagt und ich bin oft genug wütend darüber geworden; aber nun sage es mir dreist noch einmal. Jetzt biete ich Dir keine Ohrfeige mehr dafür an. Die ganze Welt kommt mir mit einem Mal so dumm und unsinnig vor, daß auf das bißchen, was ich von der Sorte dazu gebe, wirklich nichts ankommt. Tante, Tante, liebste, beste Tante Andres, laß es mich nicht entgelten, daß ich so gern weggehe von hier und mich so sehr auf das neue Leben freue. Wenn Du mich nicht lieb behältst, ist ja alles nichts; und dem alten lieben Hartleben sag auch, daß ich nichts dafür kann, daß meine Eltern so grob gegen ihn gewesen sind. Zu Dir wage ich mich ja noch bei Abend aus dem Hotel heraus; aber zu Hartleben wage ich mich nicht mehr bei Tage und bei Nacht; o bitte, bitte, sagt es ihm — Du auch, Velten! — daß er immer der beste alte Mensch gewesen ist und ich von uns allen dreien, Dir, Velten, Karlchen Krumhardt und mir die einzige gewesen sei, die es ganz genau wußte, daß es unrecht war, wenn wir ihn alle Tage halb zu Tode ärgerten! Ach Gott, was hätte ich noch alles zu sagen! O küsse mich nur nicht, Tantchen Andres! oder doch, doch küsse mich nur — es war ja zu schön, zu gut hier bei Euch, und wenn Du es nicht weißt, was ich auf dem Herzen habe, so kann ich uns nicht helfen."

„Deine Mutter kann ich mir hierbei vorstellen, Velten," sagte ich.

„So? Ja, Du hast freilich immer mehr gekonnt als ich; aber in dieser Hinsicht meine ich doch, daß Du Dich irrst. Du meinst, sie brüllte sich das Herz aus dem Leibe? Sie riß die Kleine in Krämpfen hin und her? Nicht die Idee! Famos hielt sie sich, die alte Riesin, für meinen Geschmack in der tragischen Stunde beinahe zu ruhig. Aber am andern Morgen schon wußte ich natürlich, daß sie wieder mal das einzig Richtige getroffen hatte. Das weißt Du, wie oft sie auf uns hineingepredigt hat; aber so wie diesmal hat sie noch nie zu einem von uns dreien gesprochen: Gehe in Frieden! — Das Kind ist an dem Abend in Frieden aus dem Vogelsang gegangen und hat an der Gartenthür leise hingeweint: ‚Ja, Du hast recht; Vater und Mutter gehen freilich vor und ich gehe ja auch gern mit ihnen; aber Du bleibst dicht hinter mir, Tante Male, und ich will Deine Hand immer an meinen Rockfalten haben. Und wenn — wenn mal — so viel — Dummes über mich hier nach dem Vogelsang geschrieben wird, wie über Papa, so glaubst Du es nicht eher, bis Du Velten geschickt hast, um nachzusehen. Aber ich will auch jede Woche selber schreiben.'"

* * *

Ich war natürlich auch nach Berlin bloß des Studierens wegen gekommen. Damit wurde es diesmal gar nichts. Die schlimmsten Befürchtungen meines armen Vaters trafen ein; ich verfiel für die nächste Zeit wieder vollständig dem Verderben, das nach der Meinung aller Verständigen in der Heimat von dem Freunde ausging. Ich hatte ihn wieder, und er hatte mich wieder am Kragen, und wie sich die Vögel mit demselben Gefieder sofort wieder um ihn zusammengefunden hatten, das mußte ein Wunder sein auch für den, der an keine Wunder in dieser nüchternen Welt glaubte.

Da war zuerst seine Wirtin, die Frau Fechtmeisterin Feucht. Ein anderer hätte die Millionenstadt jahrelang nach der aussuchen können, ohne sie zu finden: auf ihren jetzigen jungen Herrn, auf „ihren Velten" schien sie schon jahrelang gewartet zu haben, um, „was sehr nötig war", Mutterstelle an ihm zu vertreten.

Wir klopften schon am zweiten Abend unseres Zusammenseins an ihre Thür, und er stellte mich der kleinen Dame vor mit den Worten:

„Hier ist noch einer aus dem Vogelsang, gnädige Frau. Ein bißchen langweilig, aber sonst auch ein guter Kerl und erziehungsfähig, sogar ein wenig über das Maß seiner Bildungsbedürftigkeit hinaus."

Dem naseweisen, scharfmäuligen Pennal einen „dummen Jungen" aufzubrummen, wäre wohl das Sachgemäße gewesen, aber wie immer kam ich auch jetzt nicht dazu, meine Stellung dem Knaben gegenüber zu wahren.

„Von Jena?" fragte die elfenhafte kleine Greisin, noch immer die Klinke ihrer Thür in der Hand haltend.

„Von Göttingen."

„War zur Zeit meines Seligen auch noch ein anständiger Aufenthalt. Bitte näher zu treten, Herr, wenn ich recht gehört habe: Studiosus juris Krumhardt?"

Ich konnte das nur bestätigen; aber mußte mich doch ein wenig zusammennehmen, um es mit der notwendigsten Höflichkeit und Freundlichkeit zu thun; doch —

„Weshalb kommen Sie nicht von Jena?" fragte die Frau Fechtmeisterin jetzt schon von ihrem Sofa aus. „Setzen Sie sich doch, Velten; und Sie auch, Herr Krumhardt, und nehmen Sie mir meine Frage nicht übel: ich komme nämlich von Jena, mein Mann ist da begraben und ich bin dort jung gewesen, da erkundige ich mich denn bei den jetzigen jungen Herren gern so nach dort und der alten Zeit, eben hier von Berlin aus, wo keiner von uns eigentlich so recht weiß, ob er dahin gehört."

Da saß sie, ein weißhaarig Mütterchen, mit scharfem, hübschem Altfrauengesichtchen und Augen, die auf jeder Mensur dem Gegner imponieren mußten, und das „keiner von uns" kam so selbstverständlich, natürlich, sachgemäß heraus, mit einem Anklang von Fechtboden und Kneipe, daß — es gar nicht anders möglich gewesen war: sie und Velten Andres mußten sich im Leben treffen. Der Wohnungsnachweis: Frau Fechtmeisterin Feucht war vom Schicksal nur für

meinen Freund Velten berechnet gewesen, im Treppenhause der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. —

„So setze Dich doch, Mensch,“ sagte der junge Weise aus dem Vogelsang, der bereits die andere Sofaecke neben seiner Frau Wirtin einnahm; ich aber stand freilich noch und sah mich immer noch um. Die ganze Welt kam hier gar nicht in Betracht; aber in ganz Deutschland gab es kein Witwenstübchen, das diesem glich. Mitten in diesem Berlin diese ganze deutsche Jugend, soweit sie sich in Jena und auf ihren Verbindungsbildern zusammengefunden hatte! Alle Wände damit bedeckt; — dazwischen, wo nur ein Räumchen, alles voll von Schattenrissen mit allen Couleuren an Mütze und Band. Waffentrophäen statt des Spiegels, Schläger und Stulpen und was sonst dazu gehört, wo nur noch was aufzuhängen war. Keine Ritterdame des romantischen Mittelalters hatte je zu der Ausstattung ihres Ahnensaales und ihrer Kemenate so gepaßt, wie die Frau Fechtmeisterin Feucht zu dem Schmuck und der Zierde ihres Altweiberstübchens, wie gesagt: mitten in diesem Berlin!

„Sie sehen sich wie jeder zuerst bei mir um, und wundern sich, Herr Krumhardt,“ lächelte die feine Greisin. „Ja, wundern Sie sich nur. Seine Messer schärft sich unser Herrgott selber, aber den Schleifstein drehen ihm die Menschen. Da die alten Bilder — die Fliegen sind tüchtig drüber gewesen — sie haben auch ihr Teil an den deutschen Geschichten der letzten Jahre. Es sind ein paar gute Klingen drauf, die unser Herrgott nötig gehabt hat; und da haben wir den Schleifstein ihm mit gedreht; das heißt nämlich mein Seliger! Ich habe nur an ihm und Euch jungen Leuten meinen Spaß — Gott verzeihe es mir! — meine Freude gehabt, denn ich bin auch mal jung gewesen, meine Herren.“

„Das ist recht, Frau Fechtmeisterin,“ brummte Velten, „renommieren Sie nur dem alten Mann da mit Ihrer Jugend. Er kann's gebrauchen.“

In diesem Augenblick klopfte es an der Thür und —

„Das ist mein Schneider!“ lachte Velten Andres. „Nun hab ich ja meine ganze gegenwärtige Bekanntschaft in Eurer Weltstadt vollständig bei einander.“

Der junge Herr aus dem Vorderhause, den ich gestern schon in der Stube des Freundes getroffen hatte, schob sich schüchtern herein in das Gemach der Frau Fechtmeisterin.

„Ich darf doch?“

„Ja, kommen Sie nur, Leon,“ sagte die Frau Fechtmeisterin. „Weshalb haben Sie Ihre Schwester nicht mitgebracht? Aber freilich, die hat schon am Morgen bei mir gesessen, das liebe Kind, um mir Gesellschaft zu leisten.“

„Und um mal von was anderem zu hören als von des Lebens bezahlten und unbezahlten Schneiderrechnungen,“ lachte Velten.

„Redet man davon so viel bei uns, Herr Andres?“ fragte der junge Herr und reiche Haussohn aus dem Vorderhause ein wenig vorwurfsvoll.

„Nein! Wahrhaftig nicht. Soweit ich bis jetzt darüber urteilen kann, des Beaux. Ich habe im Gegenteil bereits meinem Freund Krumhardt davon erzählt, wie kurios anders das da drüben bei Euch rauscht, klingt und tönt. Wie das da bunt durcheinander geht. Troubadourgeklimper, Albigenser Schwert- und Speergerassel, Hugenottischer Orgelklang und Chorgesang. Der Knabe aus der germanischen Provinz ist schon fest überzeugt, daß er in diesem seinen Berlin keine zweite gleich großartige Schneiderbude finden wird. Da habe ich Ihnen natürlich schon vorgearbeitet, Leon; übrigens bürge ich auch für jeden Pump, den er bei Euch anlegt.“

„Aber Herr Andres?“

„Jawohl, mein Herr Andres,“ sagte die Frau Fechtmeisterin Feucht, „seien Sie nicht zu naseweis und ausfallend. Dafür kennen auch wir beide uns doch erst zu kurze Zeit, als daß ich für alle schlechten Witze hier bei mir den Fechtboden hergeben möchte.“

„Karl, ich werde wieder verkannt,“ seufzte kläglich mein Schulfreund aus dem Vogelsang. „Was habe ich denn anders sagen wollen, als daß Sie ein famoser Kerl sind, des Beaux; — ein Prachtmensch, der allen seinen großen Ahnen vor und nach dem Edikt von Nantes die Stange hält. Hat denn der Große Kurfürst nicht seine Leute zu Euch geschickt, um sich den Rock bei Euch wenden zu lassen? He, und da soll ich nicht einmal meinen Freund Krumhardt in das Vorderhaus empfehlen dürfen, um ihn hier am Ort in die beste Gesellschaft zu bringen?“

„Das läßt sich wieder hören, Leon,“ meinte die Frau Fechtmeisterin.

Leon des Beaux aber drückte Velten Andres mit Thränen in den Augen die Hand und sagte schämig zu mir: „Mein Herr, es wird mir eine große Ehre sein, auch Ihre Bekanntschaft zu machen. Herrn Studiosus Andres kenne ich schon, habe ich die Ehre zu kennen.“

„Lassen Sie das Vergnügen nicht aus,“ brummte der „Junge aus dem Vogelsang“.

(Fortsetzung folgt.)



Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

Egon schwieg eine Weile. Er war außer sich über den empörenden Leichtsinn des Bruders. „Also alles in allem wieviel?" stieß er hart hervor. „Aber bitte die Wahrheit!"

„Mit fünfzigtausend Mark kann ich mich ganz frei machen, Egon! Hilf mir noch einmal und sprich mit Papa! Bitte! bitte!"

Das Gesicht des Sprechenden zeigte einen hilflosen, um Mitleid flehenden Ausdruck. Die Thränen standen ihm in den Augen.

Egon musterte ihn mit finsterem Blick. „Du bist ein halt- und charakterloser Schwächling, Heinz," sagte er, „und verdienst wahrhaftig nicht die Liebe, die Dir von allen Seiten entgegengebracht wird. Fünfzigtausend Mark sind ein großes Kapital — Du würdest die Summe in Deinem ganzen Leben nicht zusammensparen können! Wo sollen wir sie hernehmen? Wenn wir Papa von Deinem bodenlosen Leichtsinn erzählen, können wir gewärtig sein, daß ihn der Schlag rührt. Du weißt, daß seine Gesundheit nicht die beste ist. Und vor allen Dingen: er wird Dir gar nicht helfen können! Dornach ist Majorat, und die Erträgnisse der letzten Jahre sind nicht derartige gewesen, daß Papa zurücklegen konnte; er hat überhaupt keine sparsame Hand — er braucht viel . . ."

Heinz rückte näher an Egon heran. „Hör' einmal zu, Bruder," begann er festeren Tones — er hatte wieder Mut geschöpft; „ich will Dir einen Vorschlag machen. Du hast vor zwei Jahren von Onkel Riebeck hunderttausend Mark geerbt — so ungefähr. Agnetes Ausstattungsgeld mag die gleiche Summe betragen. Wenn Ihr Euch zusammenthut und mir aus der Patsche helft, braucht Papa von der ganzen Sache gar nichts zu wissen."

„Das ist allerdings sehr einfach und macht Deinem Kombinationsvermögen Ehre," antwortete Egon ärgerlich. „Aber — gesetzt den Fall, ich für mein Teil erklärte mich wirklich bereit, die Hälfte Deiner Schulden zu übernehmen — bist Du so sicher, daß Agnete um Deinetwillen einen Teil ihres Ausstattungsgeldes opfern wird? Ich glaube sie besser zu kennen, lieber Junge; sie denkt in Sachen des Mammons verdammt zähe."

„Aber ich will Euer Geld ja gar nicht geschenkt haben!" fiel Heinz mit Lebhaftigkeit ein. „Ihr bekommt Eure Groschen auf Heller und Pfennig und mit Zins und Zinseszins zurück, wenn" — er stockte — „wenn — ich mich — verheiratet habe!"

Egon sah ihn groß an. „Hast Du vielleicht Lust, eine neue Dummheit zu machen?" fragte er. „Es sähe Dir ähnlich."

„Keine Dummheit, Egon — es handelt sich diesmal um eine sehr vernünftige Aktion! — Mein Himmel, ich bin schließlich auf eine reiche Heirat angewiesen! Du bist der Majoratserbe und wirst Dein brillantes Einkommen haben — — was aber bleibt mir anders übrig, als aus meinem hübsch klingenden Namen und meiner neunperligen Krone Kapital zu schlagen?!"

„Sage das Papa und Agnete, wenn Du sie erfreuen willst!"

„Ah bah — ich bin mein eigener Herr! Mit Hochnäsigthuen kommt man nicht durch die Welt — das habe ich nachgerade auch einsehen gelernt. Also — Scherz beiseite, Egon — ich trage mich mit Heiratsgedanken, und zwar mit sehr vernünftigen. Die Sache ist noch nicht genügend ausgereift — ich möchte daher auch noch nicht weiter darüber sprechen. Wenn ich aber die Partie mache, die ich in Aussicht habe, dann könntet Ihr mir zu den Fünfzigtausend, die ich von Euch erbitte, noch beruhigt einige Milliönchen dazu borgen, ohne daß Ihr einen Verlust zu fürchten brauchtet!"

Egon reckte sich im Bette und gähnte mit Absicht in ziemlich ungenierter Weise. „Ich bin müde," sagte er, „und Deine Zukunftsmusik wirkt auch nicht gerade anregend. Steck Deine Heiratsideen ein paar Pfosten zurück und bemühe Dich zunächst einmal, ein bißchen solider zu werden. Blödsinn! Du hast es wahrlich nicht nötig, Namen und Krone zu verschachern! Und nun gute Nacht! Schlafe Deine Kater aus — beide — den physischen und den moralischen; morgen wollen wir weiter verhandeln. Ich werde mit Agnete sprechen; geht es irgendwie an, so wollen wir Papa die Aufregung Deines Beichtgeheimnisses ersparen. Aber auf das eine verlaß Dich, Heinz: Du bekommst keinen Pfennig Geld von uns in die Hand, ehe Du uns nicht Dein Ehrenwort verpfändet hast, nie wieder zu hazardieren!"

„Ich gebe es gern," entgegnete Heinz bewegt, und er war in diesem Augenblick auch wirklich fest entschlossen, den Karten für immer zu entsagen. Er stand auf, und dann beugte er sich, einer plötzlichen Eingebung folgend, noch einmal zu dem Bruder herab und küßte ihn. „Ich danke Dir, Egon," sagte er, „und — paß einmal auf: ich werde von nun ab ein anderer Kerl werden! Ihr sollt allesamt Eure Freude an mir haben!"

Egon erwiderte den Kuß herzlich, aber er sprach kein Wort dazu. Vor Jahresfrist hatte der leichtsinnige junge Offizier ihm Ähnliches gesagt.

Heinz ging und nickte an der Thür dem Bruder ein letztes Mal grüßend zu. Egon drehte sich nach

der Wandseite und schloß die Augen. Er war in der That todmüde und hätte gern geschlafen. Aber so rasch wollte der Schlummer nicht kommen. Durch die grünen Persiennen am Fenster schlüpfte ein goldener Sonnenstrahl und tanzte dicht vor dem Bette Egons, an der blauweiß tapezierten Wand auf und ab. Das irritierte den Müden, er mußte immer wieder die Augen öffnen, um das schillernde Sonnengold tanzen zu sehen. Verärgert wandte er sich auf die andere Seite. Da aber traf sein Blick auf das Geweih eines Rehs, das er als Knabe geschossen hatte, und die zierlichen sammetbraunen Schaufeln führten seine Phantasie plötzlich in den Wald zurück und unter das Dach des Oberförsters Schröder, und er sah Christa vor sich stehen, mit ihrem ernsten blassen Gesicht und dem stolzen Zug um die Lippen. Er glaubte auch den vollen pastosen Klang ihrer Stimme zu hören, der mischte sich in ein leises, fernes Läuten, das mitten aus dem Walde zu kommen schien, in Wirklichkeit aber die Glocke der Dorfkirche war, die die Kinder zur Frühschule rief. In den Ohren Egons tönte dies Läuten, immer leiser werdend, fort und fort, und dann auch in den Traum hinein . . . Er war eingeschlummert.

III.

Es war in der neunten Morgenstunde.

Im Schlafzimmer des alten Grafen waren die Fenster so dicht verhängt, daß in dem großen Raum eine fast absolute Finsternis herrschte. Auch tiefe Stille waltete hier; man hörte nur leise, dann und wann leicht schnarchende Atemzüge und an einem der Fenster von Zeit zu Zeit ein hastiges Flattern, wie die Flügelbewegung eines Schmetterlings oder eines kleinen Nachtgetiers, das sich in das Zimmer verirrt haben mochte und nun vergebens nach einem Ausgang suchte.

Plötzlich verstummten die Atemzüge, und das ängstliche Hin- und Herflattern am Fenster wurde stärker. Dann fragte eine müde, noch halb verschlafene Stimme nach einigen brummigen Ächztönen:

„He —? Was giebt's denn?"

Als keine Antwort erfolgte, wurde in der Mitte des dunklen Gemaches ein dumpfes Regen bemerkbar. Der helle Klang einer Repetieruhr ertönte — neun Schläge hintereinander — und dann ein schwirrendes Klingelzeichen.

Fast unmittelbar darauf wurde die Thür zum Nebenzimmer geöffnet, und in der breiten Lichtwelle, die in das Schlafgemach des Grafen strömte und bis in die dunkelsten Ecken ihr sieghaftes Leuchten warf, erschien Mister Richards, der Kammerdiener. Er schritt stumm an die Fenster und raffte die Portieren zurück, ohne jedoch die Jalousien aufzuziehen, so daß sich die Dunkelheit, nachdem Richards auch die Thür wieder geschlossen, zunächst nur zu einem matten Dämmerlichte erhob, das wohlthuend auf die vom Schlummer erweckten Augen wirkte. Dann trat der Kammerdiener an das riesige Himmelbett heran, das sich inmitten des Zimmers in Würfelform erhob, schob auch hier die in dicken Falten herniederwallenden Gardinen zur Seite und sagte in keineswegs freundlichem Tone, mit seinem auf die Nerven fallenden öligen Organ: „Wünsche Euer Erlaucht gehorsamst guten Morgen!"

„Morgen, Richards," klang die Antwort zurück. Kleine Pause und kurzes Räuspern, dann in Wiederholung: „Morgen, Richards! Was Neues?"

„Nichts von Wichtigkeit, Erlaucht zu dienen."

„Schön Wetter?"

„Ein wahrer Sommertag, Erlaucht."

„Dann los!"

Richards trat von neuem an die Fenster und zog an einer, die Jalousien verbindenden mechanischen Vorrichtung. Die Sperrhölzer der Jalousien schoben sich auseinander und ließen einen volleren, wenn auch immer noch nicht ganz tageshellen Lichtstrom in das Zimmer, der indessen genügte, um jeden Gegenstand deutlich erkennen zu können.

Auf den Kissen des Himmelbetts ruhte der Kopf eines alten Mannes. Der Schädel war fast haarlos, nur an den Schläfen kräuselten sich noch vereinzelt schneeweiße Löckchen. Das schön und edel geformte Gesicht des Greises war hager, und da es bis auf ein schmales, zwei Finger breites weißes Backenbärtchen glatt rasiert war, so trat diese Hagerkeit noch schärfer hervor, die freilich auch das Charakteristische des ganzen Kopfes wesentlich erhöhte.

Es war zweifellos ein sehr interessanter Kopf und ein Antlitz von Bedeutung. Die Stirn, von der Last der Jahre, von reger Gedankenarbeit, vielleicht auch von allzu schnellem Leben vielfältig durchfurcht und wie ein von rascher Faust zusammengeballtes und wieder aufgeglättetes Stück Papier zerknittert, war hoch und zeugte von geistiger Schärfe; auch das blaugraue Auge hatte noch immer eine beredte Sprache und blickte hell und weitsichtig in die Welt. Aber ein Etwas in diesem Blick, wie vor allem ein eigentümlicher Zug zwischen der Nase und den noch vollen, etwas sinnlichen Lippen gab dem ganzen Gesicht ein ungemein hochmütiges Gepräge, das ehemals, als die Linien des Profils noch weicher gewesen, vielleicht weniger scharf hervorgetreten sein mochte, als jetzt in den Tagen des Alters.

Richards hatte seine Arme vorsichtig um den Oberkörper des Grafen gelegt und richtete ihn im Bette empor. Dabei verzog der Greis unwillig das Gesicht und stieß einen leisen Laut des Schmerzes aus.

„Diese verdammte Gicht!" schimpfte er. „Ich habe famos geschlafen — au! — aber kaum wacht man auf, da kehren auch schon die Schmerzen zurück! Au — sapperlot, Richards, was hast Du heute für eine ungeschickte Hand!"

„Bin auch nicht recht gut bei Wege, Erlaucht," gab der also Gescholtene mürrisch zurück.

„Was? Warum nicht?" Und der Graf schaute dem Kammerdiener in das allerdings seltsam grüne, abgespannte Gesicht. „Potztausend, wie siehst Du aus, Johny! Verschwiemelt und verkatert — pfui Deibel! Hast Du wieder mal hinter der Brandyflasche gesessen?"

Der Kammerdiener, der ganz genau wußte, wie unentbehrlich er seinem Herrn war, und der sich diesem gegenüber infolgedessen schon einmal ein keckeres Wort erlauben konnte, hatte den Grafen nunmehr vollends aus dem Bette gehoben, seine Füße in Pelzschuhe geschoben und den ganzen Körper in einen warm wattierten seidenen Schlafrock gehüllt.

„Erlaucht wissen ganz genau,“ sagte er dabei, ohne seinen mürrischen Ton zu ändern, „daß ich keinen Brandy mehr anrühre . . . Aber ich möchte wohl wissen, ob Erlaucht anders aussehen würden als ich, wenn Erlaucht die ganze Nacht hindurch bis zur Morgensonne auf den Beinen gewesen wären — so wie ich!“

Er holte aus einer Ecke des Zimmers zwei polierte Krücken mit breiten sammetgepolsterten Handhaben herbei und reichte sie dem Grafen, der sich mühsam und unter wiederholtem Ächzen und Stöhnen erhob. Am frühen Morgen, wenn ihm die Glieder von der Nachtruhe noch steif waren, konnte er die Krücken nicht entbehren; tagsüber pflegte er sich mit zwei Stöcken zu begnügen.

„Ah,“ meinte er, trotz der Krücken noch nach dem Arm Richards haschend, „das soll heißen: die Herren von der Einquartierung haben sich eine vergnügte Nacht gemacht — und Graf Heinz war wahrscheinlich wieder der Tollste unter ihnen. Kann es mir denken . . . Was ich sagen wollte, Richards: irgend ein Beest von Schmetterling oder Motte hat mich in den Frühstunden belästigt — schwirrte mir an der Nase herum und flatterte an den Fenstern — jag' es nachher hinaus und gieb acht, daß die Schlafstube allabendlich gehörig revidiert wird, damit so etwas nicht wieder passiert. Ich will meine Ruhe haben — das kann ich verlangen . . . Na — also — was noch?“

Richards hatte ihn in die mit dem Schlafzimmer durch eine Tapetenthür verbundene Badestube geführt, wo in einer mächtigen Marmorwanne ein mit allerhand gliederstärkenden Ingredenzien gemischtes warmes Bad den Grafen bereits erwartete. Während der Greis sich behaglich in den duftenden Wassern streckte und dehnte, mußte Richards ihm über die Vorgänge der letzten Nacht Vortrag halten. Der Kammerdiener that dies selbstverständlich in einer Art und Weise, als ob er ein Breughelsches Höllenbild beschreibe, und schilderte namentlich die Maskerade, mit der man Egon empfangen hatte, unter starker Auftragung der Farben.

„Erlaucht werden Ihre Freude haben,“ fuhr er fort, „wenn Erlaucht wieder in den Rittersaal kommen. Ach du grundgütiger Himmel, was haben die Herren da herumgewirtschaftet! Nichts ist auf seinem Flecke geblieben — rein nichts! Seine Durchlaucht der Prinz Raczyn haben den alten Herzogsmantel, den roten, Erlaucht, für den Erlaucht über zweihundert Mark bezahlt haben, immer hinter sich hergeschleift, die ganzen Korridore entlang — durch Staub und Schmutz — ein wahrer Jammer war es, Erlaucht, aber ich habe mir nicht erlauben dürfen, ein Wort zu sagen, denn da würden die jungen Herren Grafen mich gehörig angefahren haben, und die jungen Herren Grafen können mich so wie so schon nicht besonders leiden . . .“

Er lamentierte, indessen er dem alten Herrn aus dem Bade half, weiter und weiter, aber der Graf schien an diesen Ton bereits gewöhnt zu sein, denn er beachtete ihn so gut wie gar nicht, entgegnete auch kein Wort, sondern ließ sich stillschweigend von Richards frottieren, in das Schlafzimmer zurückgeleiten und dort ankleiden. Erst als er vor dem großen Spiegel saß und der Kammerdiener ihm den weitbauschigen, rohseidenen Frisiermantel um die Schultern legte, um ihm den Kopf mit allerhand wohlriechenden Essenzen zu waschen und die weißen Löckchen an den Schläfen zu kräuseln, begann er lebhafter zu werden. Auf dem Spiegelsims stand eine Unzahl kleiner und großer Krystallflaschen und Büchsen mit silbernen Deckeln, auch lagen dort, sorgfältig geordnet, gleichsam in Paradeaufstellung, die verschiedenartigsten Gegenstände aus Elfenbein und Stahl, Scheren, Zangen und Pincetten und andere, zum Teil ganz merkwürdig geformte Instrumente zum Polieren der Fingernägel und zur Bearbeitung der Hände. Während der Graf eine der winzigen Scheren ergriff und an seinen Nägeln zu schnipseln begann, und während Richards inzwischen den Schädel seines Gebieters mit einem wollenen Tuche sanft abrieb, fragte der alte Herr: „Um wieviel Uhr ist Graf Egon eingetroffen, Richards?“

„In der dritten Morgenstunde, Erlaucht,“ antwortete der Kammerdiener, und fügte nach kurzer Pause hinzu: „Der Herr Graf haben im Walde Aufenthalt gehabt. Wilhelm erzählte, daß der Herr Graf fast eine Stunde oder darüber in der Oberförsterei Lindenbruch verweilt hätten . . .“

Erlaucht ließ die Hand mit der Schere sinken; seine Stirn verfinsterte sich.

„Im Lindenbruch?“ wiederholte er. „Was soll das heißen?“

Richards zog die Schultern hoch und nahm die Brenneisen aus der Spiritusflamme, schwenkte sie zur Abkühlung ein paarmal durch die Luft und antwortete dabei: „Ich glaube, dem Herrn Grafen ist unterwegs irgend ein Unfall zugestoßen — der Sturm hatte einen Baum über den Weg geschleudert oder so etwas Ähnliches — und da war es ja am bequemsten, daß der Herr Graf im Forsthause wartete, bis er weiterfahren konnte . . .“

Erlaucht hatte noch immer die Stirn in tiefe Falten gelegt, schnitzte aber bereits wieder an seinen Nägeln herum. „Es ist mir sehr unangenehm,“ begann er von neuem, „daß dies — dies Fräulein Hellmer sich nicht hat bewegen lassen, in eine andere Gegend zu ziehen. Wenn auch vier Jahre seit jener Katastrophe verflossen sind und anzunehmen ist, daß mein Sohn sich die ganze fatale Geschichte aus dem Kopfe geschlagen hat, so kann doch ein unglückliches Ungefähr, wie das gestrige, leicht alle meine Hoffnungen zu Schanden machen. Trau' einer den Weibern!“

Er hüstelte, wie in unangenehme Erinnerungen versenkt, leicht vor sich hin, und Richards erwiderte: „I beg your pardon, Erlaucht — aber entsinnen Sie sich, bitte, daß ich es war, der Ihnen seiner Zeit

anriet, keine unnötige Sentimentalität walten zu lassen, sondern Schröder einfach zu kündigen. Erlaucht mußten sich sagen, daß bei der Nähe des Lindenbruchs von Dornach ein Wiedersehen zwischen dem Herrn Grafen Egon und Fräulein Hellmer gar nicht oder doch kaum zu vermeiden sein würde — und ein so junges Herz wie das des Herrn Grafen dürfte auch in vierjähriger Verbannung nicht mürbe werden. Der Alte aber würde sich sicher ohne ein Wort des Widerspruchs gefügt haben, wenn Erlaucht ihm vielleicht noch einige Jahre hindurch sein Gehalt belassen oder eine entsprechende Pension ausgesetzt hätten. Mit Geld ist viel zu machen!"

„Bei Dir ja, mein guter Richards," entgegnete der Graf mit sarkastischem Lächeln, „aber nicht bei allen Leuten. Beim alten Schröder, zum Exempel, nicht. Im übrigen — ich will Dir was sagen. Ich hänge sehr an den Beamten, die mir Jahre hindurch in Treue und Ergebenheit gedient haben, und belasse sie gern bis zum Tode in ihren Ämtern, wenn sie mir nicht selber kündigen. So auch Dich, mein alter Johny. Es würde Dir, schätz' ich, doch recht unlieb sein, wenn ich Dich plötzlich entlassen wollte, weil Du Dich mit dem ganzen Hausgesinde verfeindet hast und Dich mir wie meinem Sohne gegenüber zuweilen recht respektlos benimmst, und weil Du ferner, wie mir die Comtesse vertraulich mitgeteilt hat, noch immer ein sehr wenig moralisches Verhältnis mit einer der Küchendirnen unterhältst. Schlage mir nicht allzu üppig über die Stränge, mein braver Johny, sonst könnte ich doch einmal vergessen, daß Du mir Anno einundsechzig im Hyde-Park zu London das Leben gerettet hast. Ich habe Dich bereits überreichlich für diesen Dienst belohnt."

Der Graf hatte bei diesen letzten Worten, die er leichthin, aber doch in einem etwas ernsteren Tone als vordem, gesprochen, ein Büchschen vom Spiegelsims genommen, das eine zartrosa Pasta enthielt. Über die Pasta strich er mit einem in silberner Hülse steckenden kleinen Pinsel und betupfte mit diesem sodann seine Fingernägel, die er hierauf mit einem Politurbürstchen sehr eingehend und aufmerksam zu bearbeiten begann. Im Spiegel sah er, daß das Gesicht des Mister Richards einen gekränkten und verdrossenen Ausdruck angenommen hatte, aber das schien ihn wenig zu kümmern. Er setzte schweigend seine kosmetische Thätigkeit fort, bis die schön geformten, langen, ovalen Nägel seiner Finger einen zufriedenstellenden Eindruck auf ihn hervorriefen.

Zu gleicher Zeit hatte der Kammerdiener auch die Toilette des Kopfes vollendet und half dem Grafen nunmehr in einen bequemen gesteppten Hausrock, der mit einer maisgelben Weste und dunkelgrauen Beinkleidern das Äußere des alten Herrn vorteilhaft vervollständigte. Hätte er nicht nach den beiden Stöcken greifen müssen, die Richards ihm reichte, um sich fortbewegen zu können, so würde man den Grafen jetzt für eine noch immer stattliche Erscheinung halten können. Den Hals, der sonst recht böse Falten schlug, umgab ein hoher Stehkragen, um den eine dunkelblaue Krawatte geschlungen war, und die armen gichtischen Füße steckten in Stiefeln, die, obwohl sie mit weichem Pelwerk ausgefüttert waren, doch nicht die aristokratische Zierlichkeit der Extremitäten völlig verbergen konnten.

Der Graf humpelte, von Richards gefolgt, in sein neben dem Schlafgemache gelegenes Arbeitszimmer. Es war dies ein schöner großer Raum mit einem hohen Bogenfenster und einer Glasthür, die auf einen runden kleinen Altan führte, von dem man eine wundervolle Aussicht über den See und die Berghänge genoß. Die Wände des Zimmers nahmen hohe Bücherschränke ein, auf denen die Büsten Platos, Senecas und anderer klassischer Philosophen standen. Vor dem Fenster hatte ein riesenhafter Diplomatentisch Aufstellung gefunden, der unter anderen auch die Photographien der verstorbenen Gräfin sowie der Grafen Egon und Heinz enthielt und auf dem Papiere, Zeitungen und Broschüren mit fast pedantischer Ordnungsliebe geschichtet waren. Die Mitte eines Etablissements von Polstern dem Fenster gegenüber nahm ein ovaler, mit feinem Linnen gedeckter Tisch ein, auf dem ein Samowar brodelte und das Frühstück des Grafen serviert stand.

Der alte Herr nahm Platz. Er frühstückte stets allein und pflegte bei dieser Beschäftigung die Rapporte seiner Beamten entgegenzunehmen. Richards füllte die Tasse mit Thee, schob dem Grafen die Toaste, die in Eis gepackten Butterkügelchen und die Eier zur Hand, nahm den Glaspfropfen von dem Rumflacon ab, trat dann einen Schritt zurück und fragte: „Befehlen Erlaucht, daß ich den Herrn Verwalter einlasse?"

Der Graf schüttelte den Kopf. „Nein, mein guter Richards, das befehle ich nicht," entgegnete er. „Ich möchte zunächst einmal wissen, wie Du Dir das Programm des heutigen Tages gedacht hast und möchte dann auch einmal das Menü sehen, mit dem uns Spenzer heute erfreuen will. Wie viel Gäste haben wir zum Diner?"

„Siebenunddreißig, einschließlich der Einquartierung," antwortete der Gefragte. „Es war auf vierzig gerechnet worden, aber wie Erlaucht sich erinnern werden, haben die Herrschaften aus Ober-Burgdorf abgesagt."

„Wegen des Storches, der dem Schloßhauptmann auf seine alten Tage noch ins Haus geflogen ist," sagte der Graf kopfnickend; „ich weiß. Hast Du die Tafelordnung mit der Comtesse besprochen?"

„Jawohl, Erlaucht —" und Richards entnahm der Brusttasche seiner Livree ein Notizbuch, aus dem er zwei Papiere hervorholte, die er dem Grafen vorlegte.

„Bitte, Erlaucht," sagte er, „hier ist die Tafelordnung — und hier das Menü des Kochs. Spenzer that sehr unglücklich, weil der Monat gar keine Delikatessen bietet —"

„Sind auch nicht nötig," fiel der alte Herr lebhaft ein. „Dornach ist kein Dressel und kein Véfour, sondern — sondern ein Edelsitz." Er setzte ein goldumrändertes Binocle auf die Nase und vertiefte sich in das Menü. „Aha," sagte er, „mit seinen Bosesen aus Lachs kehrt der Spenzer immer wieder,

seit er weiß, daß sie zu meinen Leibgerichten gehören. Ich muß den Genuß leider jedesmal mit verstärkten Gichtschmerzen bezahlen. Die Filets von Zander bitte ich mir aber mit Ravigot-Sauce aus, nicht mit der üblichen Spenzerschen Champignontunke! Kein Vanille-Eis — dafür Pistazien-Eis!" Er ließ sich von Richards einen Bleistift vom Schreibtische reichen und änderte damit das Menü um, das er sodann dem Kammerdiener zurückreichte.

„Und die Weine, Erlaucht?" fragte dieser.

„Schaumwein zur Suppe," ordnete der Graf an. „Rüdesheimer Berg — keinen feineren Mosel, das ist nicht nötig — dafür können wir lieber Mouton Rothschild geben — wieder etwas für meine Gicht! — und nachher Moët Chandon, aber sec, nicht das süße Gelabbre! Zum Käse Tokayer Ausbruch in kleinen Gläsern. . . Nun die Tafelordnung!"

Er nahm den zweiten Zettel vor, prüfte ihn sorgfältig und schien zufrieden zu sein.

„Gut," sagte er, „ich bin damit einverstanden. Nur möchte ich es eingerichtet haben, daß der Baron Eisenschmidt etwas mehr in meine Nähe kommt. Ich werde mit der Comtesse selbst noch darüber sprechen. Apropos — ist die Comtesse schon auf?"

„Seit einer Stunde, Erlaucht. Das Gesinde hat bereits gratuliert."

„Und die Herren?"

„Schlafen noch alle. Ich glaube auch kaum, daß sie sich vor dem Dejeuner zeigen werden — wenigstens nicht die jüngeren Herren. Ich hatte mir schon einmal zu bemerken erlaubt, daß es gestern abend — sehr früh geworden ist."

„Was man auch Dir ansieht. Du machst den Eindruck, als ob Du eben erst die Cholera überwunden hättest. Leg Dich noch eine Stunde aufs Ohr, Johny. Mit Deinem grünen Gesicht kannst Du den Gästen den Appetit verderben. Aber vorher schick' mir Herrn Pisander und melde der Comtesse, daß ich in einer halben Stunde zu ihr kommen würde. Adieu!"

Der Kammerdiener verneigte sich leicht und trat ab, während der Graf sich erhob, an seinen Schreibtisch humpelte und sich hier niederließ.

Wenige Minuten später klopfte es bescheiden an die Zimmerthür, und Herr Pisander trat ein, der Verwalter des Gutsbezirks, ein großer stämmiger Mann, der beständig den Duft des Pferdestalls mit sich herumtrug. Er verbeugte sich schwerfällig und begann dann sofort in unbeholfenen Sätzen seinen Tagesrapport.

Der Graf hörte ihm aufmerksam zu und unterbrach ihn nur dann und wann mit einer Zwischenfrage. Er wußte, daß er sich auf den alten Ökonomen verlassen konnte. Nach ihm meldete der Diener — nicht Mister Richards, den die Hunyadi-János-Bowle der Nacht ruhelos umhertrieb, sondern einer der jüngeren Domestiken — den Oberförster Schröder an, der Erlaucht wegen der zu nächster Woche angesagten Jagd zu sprechen wünschte.

Schröder wurde vorgelassen und von dem Grafen mit einem freundlichen Begrüßungsworte bewillkommnet.

„Also, mein lieber Schröder," fuhr er fort, „wegen der Jagd . . . Ja, Du mein Gott, da ist nicht viel mehr zu sagen! Wir sind einige dreißig Leute, und mein ältester Sohn, der Graf Egon, wird den Jagdherrn spielen, da ich selbst — na, ich werde den Deibel thun und mitmachen — ich laß mich mit meinen steifen Knochen höchstens mal bis an die Treiberkette heranfahren und feure einen Schuß ins Blaue ab! Vielleicht treff' ich noch 'ne Eule oder 'ne Krähe. Sorgen Sie nur für tüchtige Treiber! — Gefrühstückt wird wie immer auf dem Wiesengrund hinter den Eichenheistern . . . Das wär' ja wohl alles! Wie geht es sonst, mein alter Schröder?"

Der Graf legte den Bleistift, mit dem er gespielt hatte, auf den Schreibtisch zurück und schaute zu dem drei Schritt vor ihm stehenden Oberförster auf, der in der Haltung eines ehemaligen Militärs, mit zusammengerückten Absätzen und steif herniederhängenden Armen den Anordnungen seines Brotherrn zugehört hatte.

„Ich danke Euer Erlaucht gehorsamst," entgegnete er auf die letzte Frage des Grafen; „man lebt ja noch immer."

Der Graf lachte freundlich. „Gott sei Dank — das sieht man," sagte er, „und ich freue mich, Schröder, daß das Alter an Ihnen so ziemlich spurlos vorüberzugehen scheint. Wir werden so in den gleichen Jahren sein — aber mir macht das Zipperlein gewaltig zu schaffen. Es ist doch ein Unterschied — ach ja — ob man das Beste seines Lebens im grünen Walde verbringt oder an den Höfen — im Hin und Her des Großstadtlebens — in den tausenderlei Aufregungen, die der diplomatische Beruf und die moderne Geselligkeit mit sich bringen." Er griff wieder nach dem Bleistift und begann einige Figuren, Dreiecke und Kreise auf das in die Briefmappe vor ihm eingespannte weiße englische Löschblatt zu zeichnen. „Sagen Sie mal, Schröder," fuhr er wie beiläufig fort, „ich war ganz erstaunt, zu hören, daß der Zufall vergangene Nacht den Grafen Egon zu Ihnen geführt hat."

Er schien auf eine Antwort zu warten — der Förster begnügte sich jedoch mit einem stummen Achselzucken, wobei ein finsteres Wettern über seine gebräunte Stirn flog.

„Er ist mir nicht angenehm gewesen, dieser Zufall," begann der Graf von neuem — nun aber fiel Schröder ihm ohne weiteres ins Wort.

„Mir erst recht nicht, Erlaucht," sagte er mit seiner dröhnenden Stimme.

Der Graf runzelte die Brauen und wiegte den Kopf hin und her.

„Ach ja — ich glaub's," meinte er; „ich glaube auch — — ja, sagen Sie, Schröder, sind — — ist Graf Egon mit Fräulein Hellmer zusammengetroffen?"

Der Oberförster nickte. „Jawohl, Erlaucht," erwiderte er. „Der Herr Graf wünschten irgend ein wärmendes Getränk und da hat ihm meine Enkelin einen Grog gebraut."

Dornach fuhr auf — das hatte er nicht erwartet. War es wirklich nur ein Zufall

gewesen, der die beiden nach vierjähriger Trennung gleich am ersten Abend der Heimkehr Egons zusammengeführt hatte? Oder hatte sein Sohn trotz des strengen väterlichen Verbots und trotz aller Versprechungen in heimlicher fortgesetzter Korrespondenz mit der Geliebten gestanden, und war nun, da er in ihrer Nähe weilte, die Sehnsucht, alle Dämme brechend, in ihm erwacht? Hatte der Alte den Vermittler gespielt — vielleicht aus Trotz, vielleicht aus kluger Berechnung? Oder war in der That alles, alles nichts als ein unliebsames Ineinandergreifen zufälliger Geschehnisse?

Der Graf ließ den Blick ernst und forschend auf dem verwitterten Gesicht des Forstmanns ruhen. Nein, nein — dieser Alte trog nicht! Er mochte ein Grobian und ein Trotzkopf sein, aber auf eine schlaue Komödie verstand er sich ganz sicher nicht.

„Sie wissen so gut wie ich selbst, Schröder," nahm Graf Dornach von neuem das Wort, „daß mir viel daran liegt, meinen Sohn und Ihre Enkelin fern voneinander zu halten. Sie haben die — die ganze Affaire von ehemals ja miterlebt und, wie ich meine, auch mitdurchlitten. Ließ es sich denn nicht vermeiden, daß die beiden zusammentreffen mußten? Es war doch mitten in der Nacht, als Egon bei Ihnen vorsprach!"

„Das war's, Erlaucht —" und der Oberförster nickte. „Christa schlief auch schon, als der Wagen des Herrn Grafen vorfuhr, aber ich habe sie geweckt. Sie vertritt die Stelle der Hausfrau in meinen vier Pfählen und hat sich bereit zu halten, wenn ein Gast bei uns vorspricht . . ." Der Alte fingerte mit den braunen Händen über den Rand seines graugrünen Huts und fuhr hierauf langsamer, dann und wann stockend, und mit weicherer Stimme fort: „Verzeihen Erlaucht, wenn ich mir eine vielleicht etwas vorwitzige Bemerkung erlaube, aber ich spreche gern wie mir der Schnabel gewachsen ist. Erlaucht scheinen zu glauben, als sei die — Geschichte zwischen dem Herrn Grafen Egon und meiner Enkelin noch nicht völlig aus — als bestände zwischen den beiden noch immer so eine Art von Einverständnis — vielleicht in der Hoffnung auf spätere bessere Tage . . . Wenn das der Fall sein sollte, so muß ich sagen, daß Erlaucht meine Enkelin gar nicht kennen. Nein — gar nicht kennen! Sie hat vor vier Jahren viel durchmachen müssen und hat schwer gelitten — mehr, als Erlaucht überhaupt ahnen können. Aber sie hat sich auch wieder gefunden. Sie ist eines Morgens totenblaß und mit völlig verändertem Gesicht zu mir gekommen und hat mir mit fester Stimme gesagt: ‚Großvater, nun sei wieder ruhig. Nun weiß ich, daß alles vorbei ist. Wenn er jetzt neben mir stände, so würde er für mich wie jeder andere sein. Ich habe vergessen was zwischen uns gewesen ist.' — Na — und — gestern nacht, Erlaucht, da habe ich die Probe auf das Exempel machen können. Ich habe die Christa absichtlich geweckt, als der Herr Graf zu uns kam, denn wir sind alle Menschen, Erlaucht, und ins Herz kann ich der Christa nicht schauen und für so gar unmöglich hielt ich es auch nicht, daß doch noch ein Stückerl von der alten Liebe zurückgeblieben sei. Gestern nacht aber habe ich gesehen, daß die Christa die Wahrheit gesprochen und daß sie wirklich *vergessen* hat. Jawohl, Erlaucht — ganz vergessen — alles und alles — und so ist es auch gut. Der Herr Graf und die Christa haben miteinander geredet, wie zwei Menschen, die sich niemals näher gestanden haben — wie zwei Fremde — — na, und, Erlaucht, in dieser letzten Nacht habe ich zum ersten Mal seit vier Jahren wieder ein paar Stunden ruhig geschlafen — so wie früher, als ich noch jünger war . . ." Ein leichtes Lächeln huschte über das rostige Gesicht des alten Grimmbarts und verschönte es.

Auch der Graf lächelte freundlich, als er dem Oberförster die Rechte entgegenstreckte und mit warmer Herzlichkeit sagte: „Geben Sie mir die Hand, Schröder — Sie sind ein braver Mann! Ich wiederhole, was Sie selbst vorhin sagten: es ist gut, daß es so gekommen ist. Wir können alle nicht über uns selbst hinaus, und aus meiner Abneigung gegen Mesalliancen habe ich nie ein Hehl gemacht — ganz abgesehen davon, daß für Egon das Majorat verfallen wäre, wenn er eine Bürgerliche geheiratet hätte. Seine Geliebte — im landläufigen Sinne — aber konnte Ihre Enkelin nicht werden. Sie steht zu hoch dazu."

Der Förster wischte mit dem Rücken der rechten Hand über seine Augen. „Es ist nicht schwer, ein Mädchenherz zu bethören," sagte er langsam, „und ich meine, es ist auch nicht schwer, die Unschuld zu Falle zu bringen. Sie kennen das Leben besser wie ich, Erlaucht, und werden mir recht geben müssen. Auch im Weibe ist die Leidenschaft leicht erregt — und das Weib ist schwächer als wir, wenn es liebt. Aber, Erlaucht —" und die Stimme des Alten schwoll an — „das schwöre ich Ihnen: Christa wär' nicht mehr in meinem Hause, wenn zwischen ihr und dem Herrn Grafen irgend etwas passiert wäre, was das Licht des Tages und die Öffentlichkeit zu scheuen hätte! Sie wär' nicht mehr bei mir! . . . Geredet ist ja genug worden, und Ihr Kammerdiener, Erlaucht, der englische Mister, war der eifrigste Zuträger all dieses tollen Klatsches. Der Christa ist gottlob wenig zu Ohren gekommen, und ich selbst habe darüber gelacht. Was geht mich das Keifen der Leute an, wenn ich meines Mädels sicher bin! . . . Daß die ganze Liebelei eine Erzdummheit war, habe ich der Christa, als ich davon hören mußte, gerade heraus gesagt — und ich habe auch dem Herrn Grafen Egon und Erlaucht und der gnädigen Comtesse nicht verhehlt, wie ich — wie ich — *sonst* über die Sache denke!"

Dornach nickte und fuhr dabei mit der rechten Hand abwehrend durch die Luft. „Weiß es," entgegnete er, „weiß es — — lassen wir unsere Ansichten auf sich beruhen! Wir sind dazumal hart aneinander geraten — Sie und ich — aber auch das hat nichts geschadet. Ich konnte mir denken, wie es in Ihrem Herzen aussah und habe Ihnen Ihre — Aufrichtigkeiten nicht weiter übelgenommen. Aber ich möchte doch nicht mehr gern daran er-

innert werden. Also genug davon. Das, was Sie mir vorhin über Ihre Enkelin gesagt haben, hat mich erfreut und beruhigt. Ich glaube nun auch, daß wir für die beiden nichts mehr zu fürchten haben, selbst wenn sie sich, was ja nicht ausgeschlossen, was sogar wahrscheinlich ist, noch zuweilen an dritten Orten sehen sollten."

„Christa wird vermutlich nicht mehr lange im Lindenbruch bleiben," warf Schröder ein.

„Ah — sieh da!" Die Mitteilung berührte den Grafen sichtlich angenehm. „Will sie verreisen?"

„Doch nicht, Erlaucht — sie will eine Stellung annehmen."

Dornach nickte wiederum zustimmend und lebhaft mit dem Kopfe.

„Bravo, bravo," sagte er, „das ist vernünftig, das ist gescheit! Ich lerne Ihre Enkelin immer mehr schätzen, lieber Schröder. Also eine Stellung will das Fräulein annehmen — als Lehrerin, als Gesellschafterin, Stütze des Hauses oder so etwas? Ich frage nur, weil ich vielleicht imstande bin, ihr durch Empfehlung helfen zu können . . ."

„Unterthänigsten Dank, Erlaucht," gab der Förster zurück, „aber Christa hat sich bereits gebunden. Sie tritt zum Januar als Buchhalterin in ein großes Berliner Geschäft ein — in die Buchhandlung und Leihbibliothek von Carl Grüneisen Söhne."

„So — so — also in Berlin," und eine neue Wolke des Unmuts huschte vorübergehend über die Stirn Dornachs.

Schröder bemerkte diese leichte Verstimmung und wußte sie sich zu deuten. „Ja — in Berlin," wiederholte er, „aber Erlaucht brauchen sich aus der Thatsache, daß Ihr Herr Sohn, der Herr Graf, und meine Enkelin in einer Stadt zusammen leben werden, keinen neuen Befürchtungen hinzugeben. Auch wenn Berlin eine Kleinstadt wäre, in der man sich täglich begegnete — auch dann würde an ein Wiederanknüpfen alter Beziehungen nicht zu denken sein. Erlaucht können in der That ganz und gar beruhigt sein. Ich bürge für meine Enkelin . . ."

Dornach hatte auf der Zunge, zu antworten. „Aber ich nicht für meinen Sohn, denn ich kenne mein Fleisch und Blut." Er begnügte sich indessen mit einem abermaligen Kopfnicken, erhob sich dann mühsam, seine Stöcke ergreifend, und sagte mit einem Blick auf die seinen Schreibtisch zierende altertümliche Standuhr: „Ich muß zu meiner Tochter hinüber, lieber Schröder. Haben Sie noch etwas von Wichtigkeit?"

Der Forstmann schlug wieder die Absätze zusammen. „Nichts weiter, Erlaucht," meldete er.

Dornach winkte ihm ab, und der Alte verließ mit schweren knarrenden Schritten das Zimmer. Auch der Graf humpelte, nachdem er noch einen Blick auf das neben dem Fenster hängende Barometer und einen zweiten durch die Altanthür auf die in flammender Herbstsonne prangende Landschaft geworfen und nachdem er den Kopf mit einem schwarzseidenen Käppchen bedeckt hatte, aus dem Gemach und den langen hallenden Korridor hinab.

Der Flurgang führte in einem weiten Bogen nach dem östlichen Schloßanbau, in dem die Zimmer der Comtesse lagen. Als der Graf um eine Ecke des Korridors bog, prallte er fast mit einem hochgewachsenen älteren Kürassier-Offizier zusammen, dem Kommandeur der Königs-Kürassiere, Obersten Freiherrn von Urach.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Erlaucht," lachte der Oberst ausbiegend und mit leichter Verneigung; „ich bin auf der Hetze nach meinen Offizieren, aber die ganze faule Gesellschaft hat sich den Ruhetag zu nutze gemacht und schlummert sanftselig in die Sonne hinein!"

„Lassen Sie sie, Baron," entgegnete Dornach heiter, „lassen Sie sie! Die jungen Leute sind spät zu Bett gekommen und können ausschlafen. Auch die Faulheit hat ihre Berechtigung, sagt der fleißige Racine."

„Richtig, Erlaucht — ich habe auch nichts dagegen, wenn die klassische Faulheit den Dienst nicht stört," erwiderte der Oberst. „Nun hat mich aber der lange Villarette dadurch in eine üble Patsche gebracht, daß er vergessen hat, beim Stabstrompeter das versprochene Morgenständchen für unser verehrtes gnädiges Geburtstagskind zu bestellen. Seit fünf Uhr früh liege ich wach im Bette und lausche und lausche, ob der Esel von Stabstrompeter nun endlich mit dem obligaten ‚Horch, horch, die Lerch' im Ätherblau' anfängt — sehr viel mehr kann er nämlich nicht — und überhäufe den armen Kerl in Gedanken mit einer ganzen Reihe angenehmer Grobheiten. Schließlich schicke ich meinen Burschen zu ihm und erfahre nun, daß der Villarette das ganze Ständchen verduselt hat. Ist Ihnen so etwas vorgekommen? — Zur Strafe dafür wollte ich ihm ein Glas Wasser über den Kopf gießen und ihn auf diese Weise ein wenig unsanft aus seinem Rauschschlafe erwecken — aber ich kann das Zimmer des Teufelskerls nicht finden . . ."

„Desto besser, mein lieber Oberst, desto besser," entgegnete Dornach. „‚Throw cold water on thy choler', heißt's in den ‚Lustigen Weibern' — gießen Sie Wasser auf Ihren Grimm, aber nicht auf das Haupt eines Schlummernden! Ich werde Agnete aufklären und sie wird gern mit dem guten Willen vorlieb nehmen."

„Aber ich bin unglücklich, Erlaucht," begann Herr von Urach von neuem, doch der Graf fiel ihm fröhlich ins Wort:

„I was, lieber Oberst — denken Sie an Ihre eigene Lieutenantszeit! Jugend hat keine Tugend! Der Stabstrompeter kann uns heute mittag zum Dessert etwas vorblasen, wenn es durchaus sein muß! Vielleicht ‚Nun danket alle Gott', daß wir das Diner überstanden haben — oder ‚Über allen Wipfeln ist Ruh' — das paßt auch zu einem abgegessenen Tische. Auf Wiedersehn, Oberst — auf Wiedersehn!"

Der Graf humpelte lachend weiter, und Herr von Urach lachte aus Liebenswürdigkeit gleichfalls

mit, in den ihm eigenen meckernden Staccatotönen. Er war ein guter Soldat und auch sonst ein Mann von allerhand tüchtigen Eigenschaften, aber er besaß ein ganz unmilitärisches Organ, und wenn er lachte, so klang das, als meckere ein fröhliches Zicklein in einem ganz tiefen Keller. Beim Regiment führte er daher den heimlichen Spitznamen „Das Böckchen“. —

Der alte Graf hatte inzwischen die Zimmer der Comtesse Agnete erreicht, die durch ein besonderes Entree von dem großen Flurgange getrennt waren. Zu den mancherlei Absonderlichkeiten der Comtesse gehörte auch die, daß sie sich in ihrer inmitten des Schlosses belegenen Wohnung förmlich zu verbarrikadieren pflegte. Der eigene Vater mußte erst auf den neben der Entreethür befindlichen Knopf der elektrischen Glocke drücken, ehe er bei der Tochter Einlaß fand.

In dem Entree, das mit Palmen, Orchideen, Baumfarn, Callas und anderen großblättrigen Gewächsen wie ein Treibhaus gefüllt war, herrschte eine eigentümlich feuchtwarme Atmosphäre, die beklemmend auf eine gesunde Lunge wirken konnte. Zwischen den Pflanzen sprudelte aus einem hübschen Arrangement von moosüberwuchertem Gestein, aus dessen Spalten blühendes Vergißmeinnicht hervorwucherte, ein künstlicher Springbrunnen etwa drei Fuß hoch in die laue Luft, dessen Wasser parfumiert sein mußte, denn ein zarter Duft von Heliotrop durchwellte den ganzen Raum.

Graf Dornach konnte dies Lieblingsparfum seiner Tochter absolut nicht vertragen, aber er war zu galant, es ihr zu verbieten. Als er durch das Entree schritt, gab er sich freilich ungenierter als in ihrer Gegenwart; er hatte sein Taschentuch hervorgezogen, drückte es gegen die Nase und murmelte halblaut in sich hinein: „Pfui Deibel, ist das wieder einmal eine Stänkerei!“

Das Taschentuch fiel und wurde in die Tiefen des Hausrocks versenkt, als der Graf in das Wohngemach der Comtesse trat. Es war dies ein wunderlicher Raum, mit allerhand dekorativem Schmuck überhäuft, in einzelnen Teilen behaglich und lauschig, in der Gesamtheit wirr, zerflatternd und theatralisch wirkend. Wollte man von diesem Zimmer auf Charakter und Wesen der Bewohnerin schließen, so hätte man die Comtesse für überspannt, launenhaft und eigensinnig halten müssen. Und das war sie wirklich — aber auch mehr. Sie war eine geistig sehr rege und sehr begabte Natur, mit einer hochfliegenden Phantasie, die sich schwer in Zügeln halten ließ und in der Einsamkeit von Dornach zu oft schrullenhafter Manieriertheit ausartete. Sie hatte den genialen Zug ihrer Mutter und die Klugheit ihres Vaters, und von beiden den gleichen Hochmut geerbt; sie wünschte sich Flügel, um sich über das Gemeine des Erdenschmutzes erheben zu können zu einer reineren und idealeren Höhe und wurzelte doch mit all ihren Empfindungen fest im Anerzogenen und in der Tradition.

Das sogenannte Boudoir der Comtesse war ein oktogonal geformtes, saalartiges Gemach mit vier hohen Fenstern. Rote Vorhänge dämpften den hellen Sonnenschein zu rosig schimmernden Tönen ab, die das ganze Zimmer mit einem eigentümlichen Lichte erfüllten. Mitten im Gemach stand ein großer Schreibtisch, mit einer wirren Flut von Papieren bedeckt, und rechts und links von dem Sessel davor je ein niedriger Hocker aus Ebenholz mit Perlmuttintarsien, auf denen Bücher, Broschüren und Zeitungen aufgehäuft lagen. Zwischen zwei Fenstern hatte der Geburtstagstisch Aufstellung gefunden: reich besetzt mit den Gaben des Vaters, der Brüder, von Verwandten und Freunden des Hauses, mit herabgebrannten und gelöschten Lichtern auf silbernen Armleuchtern und mit einer Flut von Rosen, Georginen, Astern und Reseden überstreut. Hinter dem großen, sehr schönen Flügel, der aus einer abgestumpften Ecke in das Zimmer hineinragte, stand auf einem Piedestal aus dunklem Granit die Marmorbüste Richard Wagners; ein purpurner Baldachin mit schweren Goldquasten überwölbte das Kunstwerk, das sich von seinem aus grünen Palmen gebildeten Hintergrund schimmernd weiß abhob. Vor der Büste des Komponisten lag ein Busch Herbstrosen — das Morgenopfer, das die Comtesse ihrem vergötterten Meister dargebracht hatte.

Die gegenüberliegende Ecke des Zimmers war einer weltentrückteren Stimmung vorbehalten worden. Hier stand, gleichfalls aus Marmor, auf einem Sockel mit altarähnlicher Abstufung das Standbild des segnenden Christus von Thorwaldsen. Eine alte abgegriffene Bibel lag zu den Füßen des Herrn und daneben ein welker Myrtenkranz, der seine Geschichte hatte. Im Alter von achtzehn Jahren war die Comtesse mit einem jungen Husarenoffizier, einem Grafen Alten, verlobt gewesen. Der Hochzeitstag war festgesetzt worden, und die glückliche Braut hatte bereits das weiße Damastkleid, in dem sie vor den Altar treten sollte, den Schleier und den Myrtenkranz im Haar, in Gegenwart der strahlenden Mutter zur Probe angelegt. Aber der bräutliche Schmuck sollte seine Geltung nicht finden. Am Morgen des Hochzeitstages traf an Stelle des ersehnten Verlobten die erschütternde Kunde ein, daß sich Graf Alten am Abend vorher erschossen habe. Zerrüttete Vermögensverhältnisse, nach andern ein geheim gehaltenes, unheilbares Leiden, wurden als Grund des Selstmordes angegeben. Die Comtesse war damals schwer erkrankt, doch hatte ihre frische Jugend sie rasch wieder der Genesung entgegengeführt. Aber den welk gewordenen Myrtenkranz, der ihr schönes Haupt hatte schmücken sollen, bewahrte sie noch heute als ein Memento an die Wandelbarkeit des Geschickes . . .

Als Graf Dornach zu ihr ins Zimmer trat, saß Agnete in ihrem „Poetenwinkel“. Also hatte sie einen aus grünumrankten Bambusstäben, Epheuwänden und japanischen Decken gebildeten pavillonartigen Einbau benannt, der sich vom Mittelfenster aus in einer Länge und Breite von etwa sechs Schritt in das Gemach schob, zu dem eine Stufe hinaufführte und dessen Mobiliar ein mit Büchern bedeckter Tisch, zwei Sessel, eine Chaiselongue und mehrere kleine Etageren bildeten, die ebenfalls mit Büchern gefüllt waren. Aus dem Grün des Epheus

lugten wiederum einige Büsten hervor, die ihrer Lieblingsdichter: Homer, Dante, Goethe und Musset. Eine letzte Büste war durch ein schwarzes Tuch verhüllt. Der Graf lächelte, als er dies sah. Er wußte, daß sich der Marmorkopf Heines unter der Hüllung verbarg, und daß die Comtesse den ungezogenen Liebling der Musen, der auch zu den ihren zählte, je nachdem sie sich bei der Lektüre seiner Werke für ihn begeisterte oder über ihn ärgerte, mit einem Lorbeerkranze zu schmücken oder mit einem Tuche zu verdecken pflegte. Der Lorbeer Agnetes hätte heute eigentlich einem anderen großen Toten gehört, dessen Abbild in der Reihe der Büsten freilich fehlte, dessen Werke die Comtesse indessen gut kannte. Sie lag, mit einem weißen Wolfsfell überdeckt, auf der Chaiselongue und las die „Antigone“ des Sophokles, und zwar im Urtext, denn das merkwürdige Mädchen beherrschte die griechische Sprache wie ein geschulter Philologe.

Beim Eintritt ihres Vaters hatte Agnete das Buch fallen lassen und war aufgesprungen. Dornach schloß sie in seine Arme und sagte ihr einige herzliche Worte der Beglückwünschung, holte dann ein Etui aus der Tasche seines Jacketts und überreichte es ihr. „Ich habe mir den Kopf zerbrochen, womit ich Dir eine Freude machen könnte, mein Kind,“ sagte er, „und da ist mir denn zum guten Glück eingefallen, daß der einzige Schmuck, den Du liebst, wenn Du ihn auch selten genug zu tragen pflegst, schöne Steine sind. Vielleicht gefällt Dir die Einlage. Du weißt, daß die Prinzeß Friedrich Dich gern im kommenden Winter bei Hofe sehen würde — und ich denke, bei dieser Gelegenheit werden meine Reifen eine würdige Weihe erhalten . . .“

Agnete hatte inzwischen das Etui geöffnet und stieß einen leisen Ruf entzückter Überraschung aus. Auf dem weißsammetnen Grunde lagen sieben schmale Reifen aus geschmiedetem Gold, deren Verschlußmechanismus je ein Stein, doch immer verschieden nach Art und Fassung, verbarg. Neben einem blutig roten Rubin glimmte in grünlicher Färbung ein schöner Smaragd; ein blitzender Brillantbouton lag neben einem blauen Saphir, ein Amethyst neben einem Opal von zartem, perlmuttfarbenem Glanze, während der letzte Reif, in Schlangenform getrieben, einen herrlichen, goldgeäderten Lapis lazuli enthielt, den die Schlange im Rachen trug.

„Papa — welche Überraschung!“ sagte die Comtesse gerührt und küßte die Hand des alten Herrn. „Und wie reich hast Du mich diesmal beschenkt — wie kostbar! Ich meinte, mit dem Fächer und dem Kleiderstoff auf meinem Geburtstagstische seien Deine Gaben erschöpft — und da kommst Du mir noch nachträglich mit dieser gleißenden Pracht!“

Bei aller Freude über das Geschenk klang es wie ein leiser Vorwurf aus dem Ton, den Agnete anschlug. Der Graf aber kannte den Sparsamkeitssinn seines widerspruchsvollen Töchterchens und parierte den Vorwurf. „Die Steine stammen noch aus der Hinterlassenschaft Deiner Großmutter,“ sagte er; „sie gehören zum Familienschatz. Aber ich habe sie neu fassen lassen — was soll der Schmuck im Dunkeln bleiben, wenn er so hübsche Arme zieren helfen kann!“

Die Comtesse hatte den linken Ärmel ihres Peignoirs aus malvenfarbener Algérienne aufgestreift und die Reifen angelegt. Sie hatte in Wahrheit außerordentlich schön geformte, zarte und weiße Arme, auf denen sich das Geäder teilweise, zumal im Bug, lichtbläulich abzeichnete. Trotzdem Agnete nicht mehr die tauige Frische der ersten Jugend besaß, war sie noch immer eine schöne Erscheinung, und auch eine Erscheinung von vornehmer Sonderheit. Sie war groß und schlank, ohne mager zu sein und hatte die edel entwickelten Hände und Füße seiner Rasse. Das länglich geschnittene Oval ihres Gesichts zeigte harmonisch gegliederte Züge, die geistreiche Stirn ihres Vaters, eine Nase von leichter Beugung mit nervös zitternden Flügeln und großen Öffnungen und einen nicht zu kleinen, herzförmigen Mund von frischer Blutfarbe, die in eigentümlich pikantem Gegensatz zu dem sehr zarten Teint des Mädchens stand. Die Augen Agnetes erschienen beim ersten Anblick braun, waren aber in der That grünlich und spielten nur zuweilen, wenn sie beispielsweise der Sonne zugekehrt waren, in einen flimmernden Bronzeton hinüber. Es waren jedenfalls ungewöhnliche und höchst interessante Augen, von langen dunklen Wimpern beschattet und von feinen Brauen überwölbt — Augen, in denen eine Seele voll Widersprüchen sich abspiegelte und die in raschem Wechsel träumen, schwärmen und zürnen, eisig blicken und leidenschaftlich auflodern konnten. Das Haar der Comtesse, von dunkler Kastanienfarbe, war kurz gehalten und lockte sich um Stirn, Schläfen und Nacken in anmutiger Fülle.

Der alte Graf war inzwischen an den Geburtstagstisch seiner Tochter getreten und betrachtete den Aufbau der Geschenke mit freundlichen Blicken. Graf Egon hatte sich nobel gezeigt und der Schwester ein Reitkleid geschenkt, das den Stempel der Firma Worth in Paris trug; er wußte, daß Worth von dem letzten Pariser Aufenthalte Agnetes her — sie hatte ihre an einen dortigen Botschaftssekretär verheiratete Cousine Fifi Sterneck besucht — ihr Maß besaß, und die Idee mit dem Reitkleid dünkte ihn eine hübsche Überraschung. Auch die Domestiken hatten sich mit kleinen Aufmerksamkeiten eingefunden. Die Comtesse behandelte ihre Leute, namentlich die beiden Zofen, sehr ungleichmäßig, war leicht heftig und schnell zu einem Scheltwort geneigt, um unmittelbar darauf wieder die gütigste Herrin zu sein. Trotz der Launenhaftigkeit ihrer Stimmungen wurde Agnete daher von der Dienerschaft sehr verehrt; Richards war der einzige, der sie nicht leiden konnte, und das war kein Wunder, denn ihm pflegte die Comtesse bei jeder Gelegenheit die angenehmsten Grobheiten zu sagen, denen auch dadurch nicht die Spitze abgebrochen wurde, daß Agnete sich in Anwesenheit anderer Domestiken Mister Richards gegenüber stets der englischen Sprache zu bedienen pflegte.

Unter den Geschenken befand sich auch eine elegant ausgestattete Metallkassette, die der Graf in die Hand nahm, um halb scherzend, halb vorwurfsvoll

zu sagen: „Sieh da — Cigaretten! Gewiß von Heinz! . . . Und er weiß doch, daß der Arzt Dir das übermäßige Rauchen verboten hat!“

„Ich habe mich sehr eingeschränkt, Pa,“ erwiderte Agnete, während sie die Goldreifen wieder in das Etui zurücklegte. „Ich rauche oft tagelang gar nicht — nur dann und wann einmal, wenn ich schneller eine nervöse Indisposition überwinden will — oder wenn ich in einer interessanten Arbeit stecke. Ich kann mir nicht helfen — ich denke schärfer und auch die Phantasie nimmt einen höheren Flug, wenn ich den Duft des Tabaks einatmen kann und die blauen Wölkchen um mich flattern sehe . . .“

Graf Dornach hatte sich in einem Fauteuil niedergelassen. „Darf ich einmal die Liebesgabe Deines Bruders probieren?“ fragte er, die Kassette mit den Papyros öffnend; „ich muß doch sehen, ob der Junge Geschmack und Verständnis hat!“

Agnete beeilte sich, dem Vater Feuer zu reichen, und der alte Herr küßte ihr dabei die schlanken und kühlen Finger. Dann flog sein Blick zu dem Schreibtisch hinüber.

„Wie bei einem Gelehrten,“ sagte er lächelnd, „und Du bist ja auch wirklich ein halber Gelehrter! Und mehr — auch eine Dichterin!“

„Aber nur eine ganz heimliche,“ gab Agnete heiter zurück. Sie wies auf eine eichene Truhe mit Drachenköpfen, die in der Nähe des Schreibtisches stand. „Ich muß nächstens einmal ausräumen,“ fuhr sie fort; „die Truhe steckt bis oben hin voll Papiere — man könnte zwei Jahrgänge der ‚Gartenlaube‘ damit füllen! Und doch ist es nur Makulatur — alle Gedichte, Novellen, Übersetzungen und philosophische Expektorationen, und meine beiden Dramen sind gerade gut genug — zum Wursteinwickeln!“

„Ah — pfui — Agnete, wie kannst Du so etwas sagen! Du glaubst nicht, welchen Genuß mir Deine schönheitstrunkene ‚Elektra‘ bereitet hat! Du beherrschst die Versform in staunlicher Weise. Es thut mir nur innig leid, daß Du Deine Schöpfungen nicht drucken lassen willst. Warum eigentlich nicht? Wähle doch ein Pseudonym, wenn Du Deinen Namen nicht preisgeben willst! Und — übrigens — Du weißt, wie lebhaft aristokratisch auch ich empfinde, aber ich meine: eine geistige That kann man immerhin mit seinem Namen decken, ohne seinen Prinzipien untreu werden zu brauchen. Unter unsern ersten Poeten findet sich mancher Name von altem Adelsklang.“

Die Comtesse ließ sich ihrem Vater gegenüber in einem Schaukelstuhl nieder und pfiff den Kanarienvogel herbei, der aus dem offenstehenden Bauer geradeswegs auf das Haupt Richard Wagners geflattert war, sich nun aber gehorsam auf die Hand Agnetes setzte und sich von ihr das Köpfchen krauen ließ.

„Gewiß, Papa, Du hast recht,“ erwiderte die Comtesse auf die letzten Worte des Grafen. „Ich weiß wohl, daß auch in der zeitgenössischen Litteratur unser Adel eine gewisse Rolle zu spielen beginnt, und ich freue mich darüber, weil ich es als ein Zeichen geistigen Aufschwungs nach der ziemlich langen Stagnation halte, der unsere Aristokratie allgemach im Schematismus des Hof- und Soldatendienstes und des Beamtentums verfallen ist. Ich weiß auch, daß es selbst Frauen aus unseren Kreisen gelungen ist, sich den Parnaß zu erobern und sich dichterische Anerkennung zu erzwingen, trotzdem — ich scheue mich, in die Öffentlichkeit zu treten. Mein Pseudonym, wollte ich ein solches wählen, würde bald enthüllt werden — und es ist mir ein peinigender Gedanke, meinen Namen möglicherweise von der Kritik zerfleischt oder besudelt zu wissen.“

„Wird sie Dich nicht auch loben können?“ warf der Graf ein.

„Vielleicht,“ entgegnete Agnete, „aber auch das könnte mich nicht reizen, denn ich bin nicht ehrgeizig. Jedenfalls müßte ich mir von dem Augenblick ab, da ich in die Öffentlichkeit träte, jede Kritik gefallen lassen — und das will ich nicht. Es ist das wieder einmal eine von meinen ‚verbohrten Ideen‘. Mein Name dünkt mich zu gut, um ihn zwecklos bloßzustellen.“

Der alte Herr schüttelte den Kopf und zerstreute mit der Hand die Rauchwölkchen seiner Cigarette. „Du übertreibst wirklich, Agnete,“ sagte er. „Freilich ist ein jeder, der in der Öffentlichkeit steht, der allgemeinen Beurteilung ausgesetzt, der Kritik der Welt, dem Lob und dem Tadel und selbst der mit Schmutz werfenden Gehässigkeit. Lieber Gott, wie oft hat man nicht auch mich in den Zeitungen angegriffen, als ich noch Diplomat war! Aber was hat das zu sagen! Bellt doch auch der Hund den Kaiser an — Du kennst das alte Sprichwort!“

Agnete wippte mit ihren schmalen, in roten Pelzpantöffelchen steckenden Füßen hin und her, so daß der Schaukelstuhl in leise Schwankungen geriet. „Ich sprach auch nur von einem ‚zwecklosen‘ Preisgeben seines Namens, lieber Papa,“ antwortete sie. „Wen sein Beruf in die Öffentlichkeit drängt, hat sich jeder Kritik zu fügen. Ich brauche das nicht. Ich sagte Dir schon, daß ich den Ehrgeiz Euch Männern überlasse — ich bin zufrieden mit dem Genuß, den meine schöpferische Thätigkeit mir selbst bereitet. Warum soll ich mir unnötig Stunden der Unruhe, der Aufregung und des Ärgers schaffen! Sie würden nicht ausbleiben, wenn ich die Kritik herausfordern wollte . . .“

Graf Dornach antwortete nicht; er hatte den Kopf auf die Lehne des Sessels zurückgelegt und ließ das Auge sinnend auf seiner schönen Tochter weilen. Ja — sie war immer noch schön — immer noch . . . Der Graf rechnete in Gedanken nach. Sie mußte heute achtundzwanzig Jahr geworden sein — nicht lange mehr, und sie gehörte zu den „älteren Mädchen“, die bei der Brautwahl nicht mehr mitzusprechen haben, wenn sie als Ersatz für die mangelnde Jugend nicht einen vollen Säckel Gold in die Wagschale werfen können. Und Agnete war nicht reich; sie hatte freilich genug zu erwarten, um für sich allein sorgenfrei und auch standesgemäß leben zu können, ohne auf die ihr zukommende Stiftsstelle Anspruch erheben zu brauchen — aber ein Goldvogel, nach dem die Jagd sich lohnte, war sie nicht. Trotz ihrer eigenartigen Schönheit verstand sie es auch nicht, die

Männerwelt, wenigstens den Durchschnitt derselben, zu fesseln. Sie konnte nur kongenialen Naturen gefallen — und es gab deren nicht viel in den Kreisen, aus denen ihr zukünftiger Gatte zu erwarten stand.

Agnete war infolgedessen auch nie von Freiern umschwärmt gewesen. In den ersten Jahren nach dem Tode des Grafen Alten hatte sie sich von jeder Gesellschaft zurückgezogen, und in dieser Zeit, in der sie sich, anfänglich um ihren Gram und Schmerz zu betäuben, dann mit immer stärker werdendem ideellem Interesse, voll Eifer philologischen und philosophischen Studien widmete, auch ihre ersten dichterischen Arbeiten begann, nahm ihr Wesen jene herbe Verschlossenheit an, die auf die meisten Männer mehr abstoßend als anziehend wirkte. Nachdem sie ein paar Körbe an einige frischgrüne Landjunker aus der Umgegend ausgeteilt hatte, die in den Bann ihrer Schönheit gelockt worden waren, ließ man sie in Ruhe. Erst der letztverflossene Winter, den sie mit dem Vater in Berlin verlebt, hatte die Gesellschaft wieder auf sie aufmerksam gemacht — aber sie hatte an Charme verloren, sie war nicht mehr das blühende Mädchen von einst. Sie ging dem Wendepunkt ihrer Jugend entgegen . . .

All das ging dem Grafen durch den Kopf, als er seine Tochter, heute freilich frischer und reizender als sonst, vor sich sah, in leicht degagierter Stellung im Schaukelstuhl und in einem Negligé, das ihre formenschlanke, edle und ebenmäßige Gestalt zu schöner Geltung brachte. Und unwillkürlich formte sich das, was er dachte, zum Wort, als er nach leisem Räuspern wie ganz nebenbei sagte: „Jammerschade, daß Du nicht heiraten willst, Liebling!“

Er sagte mit Absicht „willst“, und Agnete verstand ihn auch schon richtig. Trotzdem erwiderte sie, während sie ihren Kanarienvogel mitten auf den Schreibtisch setzte, mit leichtem, heiterem Lachen: „Ich will schon, Papa — aber nicht jeden! Nur den, der mir gefällt — und in den letzten zehn Jahren ist zufällig keiner dagewesen, von dem ich hätte sagen können: der ist mir recht — den nehm' ich!“

„Ich glaube, Du bist zu anspruchsvoll, Kind,“ und Graf Dornach legte die ausgebrannte Cigarette behutsam der niedlichen Bronze-Amorette zu Füßen, die auf dem Rande der Aschschale kauerte. „Ich glaube, Du verlangst zu viel — Du forderst von Deinem Zukünftigen geistige Ebenbürtigkeit —“

„Nicht nur soziale,“ fiel Agnete ein, und ihre Wangen färbten sich lebhafter. „Soziale ist selbstverständlich — ich denke in diesem Punkte sehr streng und weiß mich einig mit Dir. Aber freilich möchte ich auch nicht einen beliebigen Trottel mit gutem Namen zum Manne haben, es laufen in unserer Gegend deren massenhaft herum . . . Und bin ich denn schließlich gezwungen, zu heiraten? Hast Du nicht zwei Söhne, die Dir Enkel schenken werden?“

Der alte Graf nickte. „Ich hoffe, daß beide eine gute Wahl treffen werden,“ sagte er. „Aber es ist doch verständlich, daß ich auch Dir ein Glück wünsche, das dem Leben des Weibes erst Inhalt und Weihe giebt. Es kann einsam um Dich werden, und Deine Bücher und Deine Arbeit spenden Dir die Liebe nicht, nach der Du Dich sehnen wirst.“

„Aber sie werden mir die Einsamkeit ertragen helfen,“ entgegnete die Comtesse und fuhr nach kurzer Pause, ein Lächeln auf den Lippen, fort: „Ich bin ja doch nicht heiratsscheu, Papa. Kann ich mehr thun als warten?“

„Ja—a, Agnete, ja — da Du doch einmal fragst! Du kannst denen, die sich um Dich bemühen, ein größeres Entgegenkommen zeigen — wenn Du sie eben nicht von vornherein und mit Geflissenheit abschrecken willst. Der kleine Raczyn hat sich schon im letzten Winter —“

Die Comtesse hob bittend die Hände. „Papa, dieser Knabe!“ sagte sie einfallend; „Du glaubst doch nicht im Ernste, daß Prinz Raczyn die Absicht hat, um mich anzuhalten?!“

„Ich glaube es nicht nur,“ erwiderte der alte Herr, „ich weiß es sogar bestimmt. Er hat durch Heinz bei mir sondieren lassen, wie ich mich zu einer Werbung seinerseits stellen würde. Und ich muß sagen, daß ich mit tausend Freuden mein Ja und Amen geben würde, wenn Du Dich“ — der Graf wurde ein wenig unsicher — „wenn Du Dich der — der Idee geneigt zeigen wolltest. Raczyn ist eine glänzende Partie —“

„Er ist vier oder fünf Jahr jünger als ich,“ warf Agnete ein, „und —“

Aber der Graf ließ sie nicht aussprechen. Er begann warm zu werden bei der Erörterung eines Projekts, das ihn schon seit dem letzten Winter beschäftigte und dessen Erfüllung zu seinen Lieblingswünschen zählte. „Gut,“ sagte er, „ich weiß es; Raczyn ist ein paar Jahr jünger als Du — was schadet das? Ich taxiere, daß Du bei der Reife Deines Wesens und Deiner Energie auch im Gegenfalle als die ältere von Euch beiden erscheinen würdest. Die vier Jahre Unterschied sprechen nicht mit. Raczyn ist ein braver und lieber, wenn auch ein wenig leichtsinniger Bursche. Das letztere wird sich legen, wenn Du erst seine Frau bist und die Zügel in Deinen Händen mit Rosen durchflichst. Raczyn ist weiterhin sehr vermögend. Durch den Tod seines Großvaters ist ihm ein ausgedehnter Grundbesitz im Polnischen zugefallen. Da er ein frischer und aufgeweckter und nicht unbegabter Mensch ist, und sein Vater, der Hofmarschall, zu den Günstlingen des Königs gehört, so zweifle ich auch nicht daran, daß er Carriere machen wird, denn bist Du, wie Du sagst, selbst nicht ehrgeizig, so wirst Du es doch für Deinen Mann werden. Und — finalement, Agnete — Raczyn ist der ältere Sohn, und auch der Gedanke, daß Dein hübscher Kopf einmal eine Fürstenkrone tragen wird, ist eine Freude für mich.“

Er griff nach einer neuen Cigarette und warf einen forschenden Seitenblick auf Agnete, die sich, während ihr Vater sprach, erhoben hatte und den Kanarienvogel wieder in sein Bauer lockte. Es war dies eine Beschäftigung, die wohl nur ihre innere Erregung verbergen sollte, denn dem lebhaften Flackern ihrer Augen und der leichten Röte auf ihren Wangen sah man es an, daß die Worte ihres Vaters sie un-

ruhig gemacht hatten. Sie schloß das Gitterthürchen des Vogelbauers und trat hinter den Schaukelstuhl, dessen Lehne sie mit beiden Händen erfaßte.

„Der Reichtum Raczyns," entgegnete sie mit sichtlichem Bemühen, fest zu bleiben, „und auch seine Fürstenkrone locken mich nicht, Papa. Ich habe genug, um leben zu können, und ich würde mich einzuschränken verstehen, sollte ich einmal, meiner Neigung folgend, einen Unbemittelten heiraten; mein Name aber ist mir mehr wert als eine geschlossene Krone. Vor allem: ich würde sehr unglücklich an der Seite des kleinen Prinzen werden. Seine guten Eigenschaften kenne ich nicht; ich halte ihn nur für außerordentlich unbedeutend und weiß durch Heinz, daß er bodenlos leichtsinnig ist. Du bestätigtest das auch. Ich würde ihn nie lieben können."

„Das heißt," fügte der alte Herr mit leisem Kopfschütteln und einem wehmütigen Vorwurf im Tone an, „ich soll Raczyn abwinken, wenn er um Deinetwillen bei mir anfragt?"

„Ja — winke ihm ab und behalte mich noch ein bißchen länger bei Dir," sagte die Comtesse, an ihren Vater herantretend, seine Schultern umschlingend und einen Kuß auf seine Stirn drückend. „Willst Du mich denn so bald und so rasch loswerden? Leben wir hier auf Dornach nicht gemütlich und behaglich zusammen — wie zwei brave Kameraden, die sich gegenseitig nicht stören und doch unendlich viel voneinander haben? Wer wird Dir die Abende kürzen helfen, wenn ich nicht mehr bei Dir bin? Wer wird mit Dir plaudern, Dir die Zeitungen vorlesen und mit Dir die Geschehnisse des Tages besprechen? Und wer wird Dir seine Dramen und Dichtungen recitieren und wird Dich, Du armer Vater, künftighin mit seinen Übersetzungen der Sappho und des Musset und Béranger und des Leopardi und Verga langweilen? Du drohtest mir vorhin mit der Einsamkeit kommender Tage — wirst Du Dich nicht auch einsam fühlen, wenn Du Deine Zeitvertreiberin nicht mehr hast?"

Der alte Herr nahm die Hände seiner Tochter zärtlich in die seinen. „Ein Mann in meinen Jahren hat nicht mehr viel zu erwarten," entgegnete er, „die Einsamkeit ist das Geschick des Alters. Ob ich Dich vermissen würde — frage nicht erst! Aber es würde mich trösten, Dich glücklich zu wissen. Ich will nichts als Dein Glück — und so gern ich Dich auch als Gattin Raczyns in einer glänzenden und gesicherten Stellung sehen würde — es genügt mir, wenn Du mir sagst: ich will ihn nicht! . . . Ich werde warten — wie Du."

Er stand auf und griff nach seinen neben dem Sessel lehnenden Krücken. Im Burggarten, nach dem hinaus die Turmzimmer der Comtesse führten, wurde Musik hörbar: ein helles Fanfaro und sodann, von Trompeten geblasen, das Shakespearesche Ständchen „Horch, horch, die Lerch' im Ätherblau", nach der Melodie von Schubert.

„Ach," sagte der Graf lächelnd, während die Comtesse erstaunt an das Fenster trat, „Urach scheint seine Gesellschaft doch noch zusammenbekommen zu haben! Das Ständchen gilt Dir, Agnete, und der Feier Deines Wiegenfestes. Wenn es Dir etwas verspätet zu Gehör kommt, so ist der gestrige Abend und die erst zu vorgerückter Stunde erfolgte Ankunft Egons daran schuld. Aber es ist gut gemeint, und auch der Wille ist etwas wert."

Er trat hinter Agnete und schaute mit ihr in den Burggarten hinab. Sie hatte nicht geantwortet, er merkte auch nicht, daß ihre Wangen sich plötzlich mit dunklem Purpur gefärbt hatten. Sie stand so, daß ihre Gestalt fast ganz von den roten Vorhängen verdeckt wurde, die sie mit der rechten Hand lüftete. Von unten aus konnte man sie kaum erkennen.

Im kleinen Burggarten stand die Kapelle des Kürassierregiments Usedom zum Halbkreise geschwenkt. Der Kommandeur saß mit dem Grafen Egon, einem höheren Artillerieoffizier und Herrn von Hufeland am Frühstückstische, der unter zwei riesigen Ahornbäumen gedeckt war, und hörte zu; hinter seinem Stuhle hatte der Stabstrompeter, ein martialischer Kerl mit fliegendem, pechschwarzem Schnurrbart, in dienstlicher Haltung Aufstellung genommen, und an seiner Statt stand inmitten der Musiker der Rittmeister von Eisenschmidt-Tengern und dirigierte.

Er dirigierte gut und mit musikalischem Verständnis, und er schien ganz bei der Sache zu sein. Er sah auch nicht einmal zu den Fenstern der Comtesse empor, denen er mit leichter Wendung den Rücken zugedreht hatte, so daß Agnete sein männlich kühnes und ausdrucksvolles Gesicht nur in halb durchschnittenem Profil erkennen konnte. Von Zeit zu Zeit riefen ihm die Herren am Frühstückstische ein scherzhaftes Belobigungswort zu, und er erwiderte jedesmal ebenso heiter, ohne sich jedoch in seiner Thätigkeit stören zu lassen. Erst als das Ständchen beendet war, wandte er seine Gestalt voll den Turmzimmern zu, verbeugte sich und senkte seinen Dirigentenstab salutierend.

„Willst Du nicht danken?" fragte oben der Graf seine Tochter.

„Dank' Du für mich, Papa," entgegnete Agnete bittend, sich weiter in das Zimmer zurückziehend, „ich bin noch nicht in Toilette und möchte mich nicht gern so zeigen."

Der alte Herr nickte und öffnete das Fenster. „Schönsten Dank, Herr von Eisenschmidt," rief er herab, „und auch Ihnen, Herr von Urach! Meine Tochter hat mich gebeten, ihr Interpret zu sein, ist aber in einer Viertelstunde selbst am Frühstückstische und wird dann noch einmal persönlich danken . . . Übrigens mein Kompliment, lieber Rittmeister, Sie dirigieren so gewandt, als ob Sie nicht Schwadronschef, sondern Kapellmeister wären!"

„Man muß sich in allen Sätteln sicher fühlen, Erlaucht," gab Eisenschmidt zurück. „Geht's mal nicht mehr mit dem Pallasch, so probiere ich es mit dem Taktstock . . . Wollen Erlaucht nicht von dem wundervollen Herbstmorgen profitieren? Ich denke, die übrigen Herren werden auch bald ausgeschlafen haben."

„Ich habe dem Stabstrompeter befohlen, vor jeder Thür ein hohes C zu blasen," krähte Herr von Urach. „Wenn das nicht geholfen hat, borge

ich mir vom Gärtner die Wasserspritze und feuchte die Schlafmützen an!"

„Seien Sie doch nicht so erbarmungslos, Oberst," lachte Graf Dornach. „Übrigens weiß ich ein besseres Mittel zur Unterstützung Ihres hohen C. Ich werde einen Diener mit dem großen Gong, der im unteren Entree hängt, an den Fremdenzimmern vorbeimarschieren und ihn gehörig das Blech schlagen lassen. Ich kenne den Ton; er kann Tote auferwecken und die Mauern von Jericho stürzen. Auf Wiedersehen!" Er schloß das Fenster und wandte sich an seine Tochter zurück. „Ein eigentümlicher Mensch, dieser Eisenschmidt," sagte er, „ich werde nicht recht klug aus ihm. Jedenfalls ist er der Klügste und Gescheiteste im ganzen Regiment, und immer gleich interessant und unterhaltend. Du magst ihn nicht leiden?"

Agnete zuckte die Achseln. „Ich halte ihn für arrogant," entgegnete sie, „‚nicht leiden' wäre zu viel gesagt . . . Er ist mir gleichgültig . . . Darf ich mich umkleiden, Papa?"

Sie klingelte ihren Zofen. Der alte Herr küßte noch einmal ihre Hand und humpelte davon.

IV.

Der Morgen war in der That einzig schön. Die Luft war nicht kalt, wie man nach dem Sturm und den Regengüssen der vergangenen Nacht hätte erwarten können, sondern sonnendurchleuchtet und so warm wie in schönen Sommertagen. Die beiden Seen dehnten sich, dunkelblau gleich dem sie überwölbenden Himmel, zu den Füßen des Schloßberges aus — still und fast unbewegt, als freuten sie sich der wonnigen Ruhe nach dem Tosen des Wetters, das ihre Wasser bis in alle Tiefen hinein aufgerührt hatte.

Eine epheuumrankte Steinmauer faßte den kleinen Burggarten ein. Nach der einen Seite zu fiel der Berg ziemlich steil ab; hier traten die roten Adern des Porphyrs zu Tage, der den Höhenrücken in unregelmäßiger Schichtung durchsetzte. Die Umfassungsmauer buchtete sich an einer Stelle, der Formation des Berges folgend, zu einer Halbrotunde aus, die ein Rasenrondel umschloß, auf dem eine sehr alte und mächtig entwickelte Traueresche stand. Ihr Gezweige schleifte fast den Boden und schien von neuem Wurzel fassen zu wollen; nur nach der Gartenseite zu war es thürenartig ausgeschnitten, so daß man bequem unter den Wipfel des Baumes treten konnte. Es war dies der Lieblingsplatz der verstorbenen Gräfin gewesen, und in der Erinnerung daran hatte ihr Witwer hier ihre Büste auf einem Postament aus schwarzem Granit aufstellen lassen.

Der übrige Teil des Burggärtchens bestand aus einigen durch Fliedergebüsch, Spireen und verstreuten Tamarisken gebildete Boskets und schön gepflegten Rasenflächen, auf denen hie und da, das lichte Grün freundlich unterbrechend, Anlagen von Teppichpflanzen angebracht waren. Große alte Bäume, meist Buchen, Silbereschen und Christusdorne, beschatteten die Rasen. In der Nähe der Schloßthüre, die an dieser Stelle mit einer altertümlichen Zinnenkrönung überbaut war, die Waldrebe und Geißblatt umbuschte, trat an die Stelle des Rasens feiner gelber Sand; hier stiegen vier mächtige Platanen auf, zwischen deren Stämme als Schutz gegen die Sonne ein blau und weiß gestreiftes Zeltdach gespannt war. Darunter stand der Frühstückstisch, zierlich und geschmackvoll gedeckt, mit Blumenaufsätzen und einer ganzen Fülle von Genüssen: Schüsseln mit kaltem Fleisch, über die als Abwehr gegen die Fliegen silberne Stürzen gedeckt waren, Rebhuhnpastete und getrüffelte Pute in Aspic, Schnittchen mit Kaviar und Sardellenbutter, Croutons mit Niere und Kalbshirn, allerhand Sandwiches und dergleichen materielle Schönheiten mehr, die indessen, da sie aus der Künstlerhand des Herrn Spenzer hervorgegangen und ganz prächtig angerichtet waren, auch eine gewisse ästhetische Freude bereiten konnten. Auf einem Nebentische brodelte der Samowar, und auf einem zweiten stand eine ganze Kollektion von Flaschen für diejenigen Herren, die gleich am Morgen einen kräftigeren Schluck dem Thee oder Kaffee vorzogen: leichter Rotwein, Sherry, Cognac und verschiedene Liqueure.

Die Comtesse stand neben dem Samowar und bereitete den Thee. Sie hatte ein einfaches weißes Kleid mit eingewirkten kleinen Rosenknospen angelegt, das ihrer schlanken Gestalt vortrefflich stand — und sie sah wie die verkörperte Grazie aus, als sie mit den hübschen Fingern das Ventil des Samowars öffnete, die Theegläser füllte und sie dem aufwartenden Diener reichte.

Inzwischen hatte sich so ziemlich die ganze Einquartierung im Burggarten versammelt. Außer den Herren, deren Bekanntschaft wir schon bei der lustigen Maskerade in der letzten Nacht machen konnten, und außer dem Baron Urach hatte sich noch der Etatsmäßige der Königs-Kürassiere, Major Graf Bellmerstedt, eingefunden, ein langer, sehr hagerer Herr von außerordentlicher Vornehmheit, immer nur lispelnd und beständig die Nase rümpfend, als sei es viel zu schade für ihn, daß er überhaupt auf dieser Welt leben müsse. Im Gegensatz zu ihm sah der Kommandeur des Artillerieregiments, Oberstlieutenant von Protzen, fast rustikal aus; das war ein dicker Mann mit einem roten Burgundergesicht und einer leicht ins Violette hinüberschimmernden Nase von häßlicher Kartoffelform. Er sprach immer verschnupft und nieste sehr viel in ein kolossal großes Sacktuch hinein, gefiel sich zum Entsetzen des Grafen Bellmerstedt gern in ziemlich derben Witzen, konnte aber, was seine geistige Kapazität anbetraf, den besagten Grafen bequem in die Tasche stecken. In unmittelbarer Nähe des Herrn von Protzen scherwenzelte beständig der Lieutenant Buller umher; dies war nämlich der Adjutant des Oberstlieutenants und sein getreuer Scherasmin. Jede Bewegung im Antlitz des Kommandeurs zauberte eine gleiche auf dem Gesicht des Adjutanten hervor, der vor Diensteifer auch dann, wenn es nicht nötig war, stets wie geheizt erschien. Seine Augen hatten nur einen Zielpunkt — die Züge seines

Oberstlieutenants, und nach diesen richtete er den Ausdruck der eigenen Physiognomie. Es ging dies so weit, daß Herr Lieutenant Buller jedesmal ein Gesicht schnitt, wenn Herr von Protzen nieste — gerade so, als ob ihm selbst das Niesen nahe wäre — und daß er unwillkürlich die Lippen zu bewegen begann, wenn sein gebietender Herr sprach. Es war ein sehr drolliges Menschenkind, der kleine dicke Buller mit seinem fanatischen Diensteifer und seiner flammenden Ergebenheit.

Graf Heinz von Dornach war blaß und verstimmt und gar nicht mehr in so fröhlicher Laune wie bei der Maskerade von gestern. Er hatte sich still an eine Ecke des Kaffeetisches gesetzt, aß ein Sardellenbrötchen nach dem andern und befeuchtete sie mit fine Champagne. Auch Graf Villarette schien mit einem bösen Kater zu kämpfen; der lange Mensch hatte ein förmlich grasgrünes Gesicht und sich bereits drei Flaschen Selterwasser vom Diener reichen lassen, die er mit Gier leerte. Elegant, liebenswürdig und chevaleresk wie immer war dagegen Prinz Raczyn; seine schönen melancholischen Augen verfolgten beständig, wenn auch in aller Heimlichkeit, jede Bewegung der Comtesse, die den hübschen Polen freilich ganz unbeachtet ließ und nur einmal errötete, als er ihr eine Tasse aus der Hand nahm und dabei mit seinen Fingern ihre kühle weiche Haut streifte. Sie zog die Hand hastig zurück und schaute auf; der brennende Blick Raczyns trieb ihr das Blut, vielleicht in einer Regung des Unwillens, in das Gesicht, denn von diesem Augenblick an behandelte sie den Prinzen mit fast verletzender Gleichgültigkeit. Er schien für sie nicht mehr da zu sein.

Die Diener brachten Cigarren und Lichte, die gegen den Wind durch breite Cylinder geschützt waren, in denen eine kreisrunde Öffnung das Anzünden des aromatischen Krautes gestattete. Die Unterhaltung begann jetzt lebhafter zu werden. Der alte Graf hatte es sich in einem Lehnstuhl bequem gemacht, der in der vollen Sonne stand. Er liebte die Wärme und behauptete, sie sei das beste Remedium gegen seine gichtischen Schmerzen. Die andern Herren bildeten auf ihren zusammenlegbaren Gartenstühlen eine Art Halbkreis um ihn. Herr von Protzen gab seinem Adjutanten einige Anweisungen für den morgigen Dienst, nieste dabei einige Mal sehr heftig und nötigte den Lieutenant Buller infolgedessen zu den ungeheuerlichsten Grimassen. Die Comtesse unterhandelte abseits vom Frühstückstische, der von den Dienern abgeräumt wurde, mit einem der Domestiken und rief zwischendurch fragend zu ihrem Vater hinüber: „Pardon, Papa — ich höre, daß Richards krank ist und zu Bette liegt. Ist's etwas Ernstliches?"

„Ich ahne nicht, Kind," antwortete der alte Herr; „Richards sah heute früh wie ein Ölgötze aus und klagte über — ich weiß nicht was. Da habe ich ihm gesagt, er solle sich noch ein Stündchen niederlegen — aber ich denke, er wird zum Diner wieder auf dem Posten sein."

Der kleine Prinz pruschte in der Erinnerung an die Hunyadi-János-Bowle laut auf und auch Heinz lächelte. Graf Vellmerstedt sah sich naserümpfend nach den heiteren Herren um, und Egon, der seinen Vater schon vorher auf dessen Zimmer aufgesucht und herzlich begrüßt hatte, bemerkte gleichfalls mit fröhlichem Lächeln: „Richards ist gestern abend sehr unwillig gewesen, Papa, weil wir Dein Heiligtum, den Rittersaal, unsicher gemacht haben. Aber er hatte keinen Grund dazu, ‚damned' zu sagen — wir haben alles wieder in schönste Ordnung gebracht. Dabei fällt mir apropos ein, daß Eisenschmidt an einigen Deiner Kuriositäten ein lebhaftes Interesse gezeigt hat. Was war es gleich, Eisenschmidt? — ah ja, ich weiß schon — ich weiß schon! Entsinnst Du Dich vielleicht, Papa, wo Du die kalifornische Goldgräberhacke, den dazu gehörigen Tabaksbeutel und das geschnitzte Trinkfläschchen mit dem Bacchantenzug herbekommen hast? Die drei Dinger hängen zwischen dem zweiten und dritten Fenster von der Thür ab, unter javanischen Kriegsmasken und dergleichen . . ."

Dornach nickte, während der Rittmeister von Eisenschmidt, der dicht am Stamme eines Ahorns saß und dessen Gesicht von dem Blätterschmuck des Baumes fast völlig beschattet wurde, seine Cigarre aus dem Munde nahm und interessiert aufhorchte.

„Ich würde mutmaßlich keine Ahnung von dem haben, was Du meinst, lieber Egon," entgegnete der Graf, „denn ich habe für den tausenderlei Krimskrams im Rittersaale keinen rechten Kopf mehr — wenn gerade jene Gegenstände, von denen Du sprichst, nicht erst vor kurzem in die Sammlung aufgenommen worden wären. Vor kurzem — na ja, so an Jahresfrist mag es freilich doch schon her sein. Wir hatten einmal ein kleines Jagdfrühstück im Lindenbruch, bei meinem braven alten Oberförster Schröder" — ein ganz leichter, aber doch lauernder Seitenblick streifte bei Erwähnung dieses Namens den Grafen Egon, der völlig harmlos blieb – „und da fand ich zufällig in einem Winkel des Flurgangs, zwischen Flinten, die nicht mehr brauchbar waren und allerhand anderem ausrangiertem Jux das bewußte Hackebeil, das zunächst aus Sammlerinteresse, bei näherer Prüfung aber auch noch aus einem weiteren Grunde meine Aufmerksamkeit erregte. Ich war früher einmal ein leidenschaftlicher Sammler, Ihr Herren, und wo ich irgend etwas Kurioses, Rares, archäologisch, ethnographisch oder auch nur antiquarisch Merkwürdiges aufspüren konnte, da brachte ich es in meinen Besitz. Notabene, es durfte nicht teuer sein, denn für einen Säckel voll Mammon sich eine Sammlung anzulegen, die man wohlmöglich noch im Ramsch zusammenkauft, ist keine Kunst."

„Macht auch keinen Spaß," warf Graf Vellmerstedt ein und zuckte mit den Nasenflügeln; „das kann jeder."

„Ganz richtig," bestätigte Dornach, „das kann jeder. Der Reiz des Sammelns liegt in der Hauptsache im Aufspüren und Ausgraben — nicht im Kauf bei den Händlern. Die habe ich mir auch immer vom Leibe gehalten, so weit es anging . . . Nun also, lieber Herr von Eisenschmidt," er wandte sich jetzt direkt an den Rittmeister, „jene drei Gegenstände fand ich, wie gesagt, bei meinem Oberförster,

der sie aus einer Erbschaft — ja, was weiß ich — ich glaube, vom Bruder seiner Mutter oder dergleichen übernommen hatte. Der Mann war wohl selbst einmal in Kalifornien gewesen oder hatte sie von einem Freunde, der sich als Goldgräber durchs Leben geschlagen, geschenkt erhalten — ich kann mich auf die Einzelheiten nicht mehr besinnen. Es ist auch gleichgültig. Jedenfalls kaufte ich die drei Dinge dem Oberförster ab — das heißt, die Sache war die, daß der brave Mann absolut kein Geld nehmen wollte, und ich die Kaufsumme der Armenkasse von Dornach überweisen lassen mußte. Ich sagte Ihnen schon, daß ich außer meinem Interesse als eifriger Sammler noch meine besonderen Gründe hatte, die Spitzhacke an mich zu bringen — und das führt mich auf eine Geschichte, in der ich selbst eine Rolle zu spielen hatte und die unterhaltend genug ist, um sie Ihnen zu erzählen — notabene, wenn die Herren nichts weiter zu thun haben, als meinem Geplauder zuzuhören . . .“

Man kannte die Vorliebe des alten Grafen für allerhand Historietten aus seiner Vergangenheit; er erzählte gern, und da er ein reich bewegtes Leben hinter sich hatte und gewöhnlich sehr amüsant zu plaudern verstand, so lauschte man ihm mit Vergnügen. Der Kreis um ihn schloß sich enger; man rückte die Stühle näher heran, und auch Herr von Eisenschmidt verließ seinen vorgeschobenen Posten am Ahornstamme, um besser verstehen zu können. Dieser und jener steckte sich noch eine neue Cigarre oder Cigarette an und bei dieser Gelegenheit verbrannte sich Lieutenant Buller gehörig die Finger, weil er in loderndem Diensteifer Herrn von Protzen viel zu lange das Schwefelholz unter die Fernandez Garcia hielt.

„Reiche mir doch noch einmal das Glas herüber, Heinz,“ sagte Graf Dornach, und der Angeredete beeilte sich, seinem Vater den mächtigen Krystallhumpen zu präsentieren, der mit ganz leichtem Mosel gefüllt war, ein Getränk, das der alte Herr in großen Quantitäten vertilgte, weil er behauptete, es verdünne das Blut.

Er nahm einen starken Zug, trocknete die Lippen mit seinem rotseidenen Foulard, streckte sich bequemer im Sessel aus und begann sodann:

„Vorhin wurde von ungefähr der Name Richards erwähnt, der meines Kammerdieners. Ich weiß sehr wohl, daß Richards sich in meinem Hause nicht sonderlicher Beliebtheit erfreut — und er hat in seinem Wesen in der That manches, was abstößt und unangenehm ist — aber er ist treu und zuverlässig und mir persönlich sehr ergeben, und er hat mir einmal vor einer Reihe von Jahren das Leben gerettet. So etwas vergißt sich nicht leicht. Diese Lebensrettung spielt mit in meine Geschichte hinein — daher die Vorbemerkung, die ich zu entschuldigen bitte . . .“ Er trank noch einmal aus seinem Pokal und fuhr fort: „Ich war im Jahre einundsechzig der Botschaft in London als Legationsrat attachiert. Damals ahnte noch niemand das tragische Geschehnis, das mit Ablauf dieses Jahres ganz England in tiefe Trauer stürzen sollte — den plötzlichen Tod des Prinz-Gemahls der Königin Viktoria. Es war eine außerordentlich lustige Zeit, eine Zeit voll rauschendem Vergnügtseins, obwohl die Tage des indischen Aufstandes, bei dem Englands Prestige einen derben Stoß erhalten hatte, noch gar nicht allzuweit zurücklagen. Aber London war weit vom Schuß; an der Themse kümmerte man sich herzlich wenig um das Blut, das drüben in Indien geflossen war, und die Massacres der Sepoys konnten das heitere Dasein der fashionablen Welt Albions nur vorübergehend stören . . . Meine Frau war mit Egon — Heinz war zur Zeit noch nicht geboren — mit in London und wurde von der Königin, die es liebte, eine Corona schöner Erscheinungen um sich zu sehen, sehr bevorzugt. Im Februar einundsechzig, gegen Ende des Monats, fand im alten St. James-Palaste ein sogenannter drawing-room, eine große weibliche Hofgala, statt, zu der auch meine Frau eine Einladung erhalten hatte. Es handelte sich um eine Cour aller hoffähigen Damen vor der Königin, an die sich die Vorstellung verschiedener neuer Mitglieder der Gesellschaft und ein Konzert anschloß, in dem Ole Bull, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, in des Wortes präzisestem Sinne die ‚erste Geige‘ spielte. Die Cour hatte bis in die späte Nacht gewährt; es war Mitternacht durch, als ich meine Frau in St. James abholte, um sie in unsere Wohnung zurückzufahren. Ich sehe die liebe Verstorbene noch so deutlich vor mir, als lägen die Geschehnisse jener Tage nicht über fünfundzwanzig Jahre in der Vergangenheit. Ich hatte ihr zu der Hofgala ein neues Kleid aus Paris kommen lassen, über das sie sich wie ein Kind freute — und ich freute mich mit ihr, denn das Kostüm, blaßrot mit Silber und mit einer Schleppe aus irländischem Bobinet — bewundern Sie mein Gedächtnis, meine Herren! — paßte herrlich zu ihrem zarten Teint und dem tiefen Cendré ihres Haares . . . Ich hatte meine Equipage vor der Thüre; auf dem Bock saß mein alter Kutscher, den ich aus Deutschland mitgenommen, und ein junger Bursche von Diener — Richards — den ich erst vor kurzem in London engagiert hatte. Um zu unserer Wohnung zu gelangen, mußten wir durch den St. James- und Green-Park und einen Teil des Hyde-Parks fahren. Es war eine jener Nebelnächte, an denen London namentlich zur Winterzeit reich ist. Den weißgrauen dicken Dunst, der über der Erde lag, vermochten auch die Gaslaternen nicht zu durchleuchten; sie hingen wie rote Monde in der Luft . . . Meine Frau war in glücklichster Stimmung. Sie erzählte während der Fahrt ununterbrochen von der Liebenswürdigkeit der Königin und ihrer strahlenden Toilette, von der Diamantenpracht der Gräfin von Essex, die ehemals als Miß Stephens eine herzlich schlechte Schauspielerin gewesen, von der Gräfin Blessington, die nach ihrer unter recht pikanten Umständen erfolgten Scheidung zum ersten Male wieder bei Hofe empfangen worden war — von Meister Strauß, der sich mit Ole Bull in die künstlerischen Ehren des Abends geteilt hatte, von der allgemein bespöttelten Coiffure der Lady Fitzalan und anderem liebenswürdigen Klatsch mehr — — kurzum, sie war in Laune und hatte sich ganz prächtig

amüsiert . . . Unser Wagen war in den zu dieser Zeit absolut menschenleeren und im Nebel der Nacht fast undurchdringlich erscheinenden Hyde-Park eingebogen, als meine Frau plötzlich aufschrie. Dicht am Wagenfenster vorüber hatte sie zwei dunkle Gestalten springen sehen. Ihrem Schrei antwortete draußen ein gellender Hilferuf — und mit ruckähnlicher Erschütterung hielt der Wagen . . . Ich riß das Fenster auf, lehnte mich hinaus und sah, wie dort Richards im Nebel mit einem groß gewachsenen Kerl rang, während der Kutscher am Boden lag und ein zweiter Kerl die Pferde an den Zügeln hielt. Es war ein regelrechter Überfall . . . Ich rief meiner fast ohnmächtigen Frau ein beruhigendes Wort zu, sprang aus dem Wagen und drang mit meinem eisenburchzogenen Stock auf den Menschen ein, der Richards gepackt hatte, während ich gleichzeitig laut nach Hilfe schrie. In diesem Augenblick sprang auch der Kerl, der bisher die Pferde gehalten hatte, auf mich zu — — die Gäule wurden scheu und jagten führerlos davon . . . Es war eine schauderhafte Situation. Der Gedanke, daß meiner armen Frau ein Unglück zustoßen konnte, machte mich rasend. Ich hieb wie ein Unsinniger auf die beiden Strolche los, die mir zuriefen, einzuhalten und ihnen Börse und Uhr zu opfern, da sie mich sonst niederschlagen würden — aber ich hörte nicht . . . Plötzlich hob einer der Kerle den Arm — ich sah dicht über mir etwas Blankes und Blitzendes — — im gleichen Moment aber fiel ein Schuß, und mein Angreifer stürzte zu Boden. Ich spürte einen wütenden Schmerz in der rechten Schulter — die Waffe des Banditen mußte mich beim Falle getroffen haben. Dann knallte ein zweiter Schuß, und in der Ferne hörte ich Stimmen, sah auch Lichter durch den Nebel schimmern — verschwommen und tanzend wie Irrlichter. Ich wurde ohnmächtig — Schmerz und Blutverlust hatten mir die Besinnung geraubt . . ."

Der Erzählende machte eine kurze Pause, um an seinem Mosel zu nippen und einen letzten Zug aus seiner Cigarre zu nehmen, bevor er sie fortwarf. Dann begann er von neuem: „Als ich wieder erwachte, lag ich am Boden und Richards hielt mich in seinen Armen. Ein paar Polizisten umgaben mich; neben mir lag der Kutscher, verwundet wie ich, und jener Strolch, der mich mit seiner Waffe hatte niederschlagen wollen. Der Kerl war geknebelt und an Händen und Füßen mit Stricken gefesselt, so daß er sich nicht regen konnte. Er hatte ein merkwürdiges Gesicht — tiefschwarze glühende Augen und einen langen feuerroten Bart; auch sein kurz geschorenes Haupthaar zeigte dieselbe Farbe . . . Meine erste Frage war die nach meiner Frau und dem Wagen. Zwei der Polizisten hatten sich bereits auf den Weg gemacht, und noch während ich sprach, kehrten sie mit dem Wagen zurück. Am Ufer der Serpentine waren die Pferde von selbst stehen geblieben; meine Frau hatte sich tapfer gezeigt — sie war an der Serpentine ausgestiegen und hatte die Pferde gehalten, bis ihr Hilfe kam. Sie geriet erst in Aufregung, als sie mich verwundet vor sich liegen sah, aber ich konnte sie schnell trösten, da es sich bei mir nur um eine Fleischwunde handelte, deren Blutung Richards bereits mit geschickten Händen unterbunden hatte . . . Erst jetzt hörte ich, wie sich die ganze Scene entwickelt hatte. Der Rowdy war mit einer eigentümlich geformten Spitzhacke, die ihm als Waffe gedient, auf mich eingedrungen, und die Hacke würde mir ganz gewiß den Schädel gespalten haben, wenn Richards nicht dem zweiten Strolch den Revolver entrissen und diesen gegen meinen Angreifer abgefeuert hätte. Der eine der Banditen war beim Nahen der Policemen glücklich entkommen, der zweite aber mit einem Schuß in der linken Schulter gefangen worden . . . Ich kümmerte mich nicht weiter um den Burschen, gab den Sicherheitsleuten meine Adresse an, ließ den Kutscher, dem eine Kopfwunde mit einem Schlagring versetzt worden war, in meinen Wagen packen, schwang mich mit Richards auf den Bock und fuhr nach Hause. Das nächtliche Intermezzo hinterließ gottlob keine gefährlichen Folgen. Meine brave Frau, für deren Nerven ich gefürchtet hatte, hielt sich wacker — meine Wunde heilte schnell, und auch der Kutscher war bald wieder hergestellt. Aber in anderer Beziehung sollte mir der Vorfall noch viel zu schaffen machen. Zunächst hatte ich eine ganze Anzahl von Verhören vor der Polizei, und bei einer dieser Gelegenheiten wurde ich auch mit meinem Angreifer konfrontiert. Er war ein geborener Deutscher Namens Jonas Heller . . ."

„Heller —? !" Der junge Graf Heinz hatte, seinen Vater unterbrechend, diesen Namen in fragendem Tone wiederholt. Er wurde ein wenig verlegen, da er naturgemäß die Blicke aller bei dieser Zwischenfrage auf sich gerichtet sah, zupfte an seinem Überrock und ließ die Spitzen seines Schnurrbärtchens durch die Finger gleiten, räusperte sich und fuhr schließlich, über das ganze Gesicht erglühend, fort: „Pardon, Papa, daß ich Dich unterbrach — — ich fragte nur, weil mir der Name Heller in meiner Berliner Bekanntschaft oft genannt worden ist . . ."

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Distichen.

Hätte der Enkel gelernt vom Ahnen im Wandel der Zeiten:
Längst vollkommen ein Gott wäre das Menschengeschlecht.

*

Weiß von der Sünde verborgener Macht der wilde Naturmensch?
Sie auch im Menschen entstand als ein Produkt der Kultur!

*

Leuchtende Sterne der Nacht, wie klare Gedanken des Weltgeists
Les' ich euch andachtsvoll, stille bewegten Gemüts!

*

Möge das heilige Kreuz auf Kirchturmspitzen erschimmern:
Über dem Meere der Welt leuchte die Seele des Lichts!

*

Astronomie, Du Göttin mit Deinen erhabenen Zahlen,
Erst Dein Zauber erweckt himmlisches Ahnen in uns!

*

Blick' in das eigene Herz wie nieder in eine Cisterne:
Schaudernd gewahrst Du auch dort einen unendlichen Raum.

*

Suche nur still aneinander zu reihen das Kleine zum Kleinen!
Aber die Summe, sie giebt immer das Große noch nicht!

*

Wie Du die Jugend Dir wahrst? Laß, ragendem Felsen vergleichbar,
Nie Dir über den Kopf wachsen die holdeste Not!

*

Vieles erlernst Du im Leben, doch hüte Dich eines zu lernen:
Immer bescheiden zu sein, welches Gewand Du auch trägst!

*

Willst Du verbessern die Welt, wie beut sie Dir jubelnd das Kelchglas!
Aber wie wandelt der Wein schnell sich in tötendes Gift!

Oskar Linke.

Die klassische Bildung in ihrem Verhältnis zu unserer Jugend.*)

Von Oberlehrer A. H.

Wenn jetzt die Neuerer die Einrichtungen unseres Gymnasiums bekämpfen, so haben sie stets vor allem das Griechische im Auge, und gerade diesen Unterrichtsgegenstand wollen die Lobredner des Gymnasiums nicht preisgeben. Allerdings gehen jene meist nicht so weit, daß sie das griechische Altertum überhaupt aus der Schule verbannen wollen; es soll nur der antike Stoff gesichtet, in deutscher Übersetzung vorgeführt und das ganze Fach in der Wertschätzung herabgedrückt werden, damit die Schule mehr Zeit habe, den Forderungen des modernen Lebens gerecht zu werden. — Die anderen sehen in der Fülle und Gelenkigkeit, in der Schönheit und dem Wohlklange der griechischen Sprache ein vorzügliches Bildungsmittel und fürchten von der Entwertung des griechischen Unterrichts eine Minderung des idealen Gehaltes unserer Bildung überhaupt. Beide Meinungen haben viel für sich; nur sollen die Parteien ihre Forderungen nicht übertreiben und zu sehr verallgemeinern. Sehen wir zu! Es ist wohl unbestritten, daß die staatlichen, gesellschaftlichen und seelischen Verhältnisse bei den Alten viel einfacher waren als bei den modernen Bildungsvölkern; und wenn unsere Knaben schon auf der Schule Welt und Menschen, das Wesen des Staates und die Pflicht des einzelnen, den Gang des Schicksals und das heroische Ringen großer Charaktere kennen lernen sollen, ja wenn sie die Regungen ihrer eigenen Seele richtig verstehen sollen, so ist die Lektüre der Alten und in hervorragendem Maße die der griechischen Schriftsteller und Dichter eine sehr geeignete Vorübung dazu. Da ist eben alles zugleich menschlich bedeutend und doch dem jugendlichen Auffassungsvermögen angemessen, weil es von der mannigfachen Verfeinerung und Vertiefung frei ist, welche die moderne Bildung im Gefolge hat. Die beiden Pole des modernen Seelenlebens, die Abkehr von der Natur und das Ringen nach Natur, können ja dem Knaben nur halb verständlich sein; bei den Griechen dagegen findet er in allen Beziehungen sich selbst wieder in ihrer Natürlichkeit. Schon die griechischen Götter- und Heldensagen ziehen wohl im allgemeinen unsere Knaben mehr an als die deutschen. In diesen letzteren und ihren Gestalten lebt und webt ein schwerer, würdevoller, oft düsterer Ernst; das Gemüt hat beim Lesen derselben vielfach ein Gefühl mystischer Tiefe. Dem gegenüber liegt über den griechischen Mythen eine heitere Klarheit, die Phantasie der Kinder wird angenehm von denselben angeregt, die Lust, Neues und Wunderbares zu erfahren, auf das erfreulichste befriedigt. Darum passen die griechischen Sagen sehr gut gerade für Knaben der unteren Schulklassen, die deutschen mehr für die reifere Jugend der mittleren und oberen Klassen. — Gehen wir nun zur Lektüre der griechischen Dichter über! Bei Homer findet der Leser die Menschheit in ihrem Kindesalter; alles Handeln und Denken zeigt volle Naivität und die kräftige Frische einer gesunden Sinnlichkeit. Aus den homerischen Gedichten muß stetig ein reiner Luftstrom heiterer Natürlichkeit in die Seelenatmosphäre unserer Jugend geleitet werden, damit derselben Gefühl und Geschmack für Naturwahrheit, d. i. der beste Kompaß im „fernen Ausland fremder Sitten" erhalten bleibt. — Bei Sophokles thut der Schüler außerdem einen bedeutenden Blick in eine ihm bis dahin fremde Welt, er stößt auf die dunklen Mächte des Lebens, er sieht gewaltige Menschen mit dem Geschick kämpfen und untergehen. Alles aber ist ihm hier verständlich und ergreifend; denn die Menschen, welche ihm vorgeführt werden, sind naiv. In den historischen Schriften der

*) Wenn irgend ein sachkundiger Leser in den „Stimmen aus dem Leserkreise" eine abweichende Ansicht begründen will, soll es uns angenehm sein. D. L.

Griechen ferner sind die staatlichen und militärischen Verhältnisse durchweg wenig verwickelt, die politischen Fragen, die zur Erörterung kommen, leicht zu verstehen. Die Schüler finden dort also die beste Einführung in die Staatskunde. Dabei herrscht in dem antiken Staatsleben durchaus der Grundsatz, daß der einzelne verpflichtet sei, seine ganze Kraft, sogar einen großen Teil seines Vermögens dem Allgemeinwohl zur Verfügung zu stellen, und es ist sicherlich zu wünschen, daß unsere Schüler diese Idee recht tief in sich aufnehmen, damit sie als Männer auch danach handeln. Die philosophischen Schriften der Griechen endlich, welche die Schule behandelt, drehen sich alle um Sokrates, und dieses Mannes Lebensweisheit ist als geistige Nahrung für das Jünglingsalter durch ihre Einfachheit, Klarheit und Reinheit sicherlich ausgezeichnet; sie klingt ja in manchen Stücken schon deutlich an die Lehren des Christentums an. Zu diesen Vorzügen der griechischen Lektüre kommt nun noch der hinzu, daß aus den Werken der Griechen uns überall die diesem Volke in hohem Maße eigentümliche Freude am Schönen anweht und wie Sonnenschein das fühlende Herz umschmeichelt, eine Eigentümlichkeit, welche in unserer vorzugsweise dem Realistischen zugewandten Zeitströmung Beachtung verdient, weil sie der Jugend als Gegengewicht dienen kann gegen die Lockungen des Gemeinen im Leben. Doch genug davon. Die Gegner des Griechischen betonen, der deutsche Knabe solle nicht an fremdem Volkstum, sondern am eigenen sich heranbilden. Den Griechen fehle auch in Sitte und Religion der Begriff der heiligen Liebe. Sie hätten die Arbeit mißachtet, den politischen Mord geadelt u. s. w. Dagegen muß man wohl einwenden, daß ja das Griechische auch nicht Endzweck der Jugendbildung, sondern nur ein Teil der Grundlage sein soll. Weil eben die griechische Litteratur einfache Menschlichkeit in dem Grade zum Ausdruck bringt, wie die keines anderen Volkes, so ist sie naturgemäß die geeignete Vorfrucht, nach welcher die national-deutsche, christliche und moderne Bildung zu ihrer schönsten Entwickelung gelangen kann. Sie bietet eben die Elemente, die jede gesunde und wahre Bildung enthalten muß. Daß man den reiferen Schülern klar macht, inwiefern die Staatsform der Griechen und manche ihrer Lebensanschauungen für uns nicht passen wegen der verschiedenen Verhältnisse unseres Landes, unserer Religion und Entwickelung, ist ja selbstverständlich; die Notwendigkeit das zu thun entwertet aber die griechische Bildung nicht, das griechische Gold wird eben deutsch geprägt. — Wenn nun der Schüler durch die klassische Lektüre vorgebildet ist, wird er nachher auch den sittlichen Forderungen des heutigen Geisteslebens ein volles Verständnis entgegenbringen und unsere eigene Litteratur richtig beurteilen, zumal da diese ihr Bestes eben den Griechen verdankt.

Trotz alledem — wenn das Griechische so bildungskräftig ist, warum erweist es sich nicht auch so an unseren Schülern? — Nun, je breiter die Bildung im allgemeinen wird, je mehr sie an Umfang zunimmt, desto mehr verliert das einzelne Moment in ihr an Zugkraft. Weil unsere Knaben und Jünglinge von zu vielen anderen Anforderungen und Interessen festgehalten werden, darum kann die klassische Bildung nicht genug wirken. Da ist allerdings nicht viel zu ändern; solche Anforderungen müssen eben heute gestellt werden. Wohl aber wäre in etwas anderem ein Wandel möglich und nötig. Unsere Jugend sollte von den Eltern mehr vor überreizenden und entnervenden Genüssen und Vergnügungen behütet werden. Eine Seele, die an solche Kost gewöhnt ist, kann natürlich an der einfachen, aber edeln und gediegenen Unterhaltung, die der Klassiker in der Schule bietet, kein Gefallen finden. Die Rauch und Trankopfer, welche unsere Jugend dem Götzen des Vergnügens darbringen, Kartenspiel bis tief in die Nacht hinein, verbotener Umgang u. s. w. zerstören die feineren Kräfte der Seele, so daß die Vorstellungen von gut und böse, von schön und häßlich sich verwischen. Das ist schlimm genug. — Außerdem wie wenige sind für den gymnasialen Bildungsgang beanlagt! Es ist wirklich ein Jammer, wenn man an den alten Sprachen so viele Knaben sich abplagen sieht, welche nie einen Genuß davon haben werden und später nur auf das Gymnasium schimpfen. Wer an klassischen Studien das rechte Gefallen finden soll, der muß eben eine etwas feiner angelegte Natur sein Vollends verfehlt ist die Beschäftigung mit dem Griechischen aber für diejenigen, welche das Gymnasium nicht durchmachen wollen oder können, und das sind so viele! In der Prima kommt der Schüler eigentlich erst zum Verständnis und zum Genuß klassischer Schönheit; vorher hat er weit mehr Plage als Vergnügen von diesen Studien. Wenn er also das Gymnasium nicht durchmacht (sondern nur das Zeugnis zum einjährigen Dienst sich erarbeiten will), dann gleicht er einem Wanderer, der einen hohen Berg mit köstlicher Aussicht hinanklimmt, vor dem Gipfel aber umkehrt, nichts Rechtes gesehen hat und nun — schimpft.

Wenn also die klassischen Studien, besonders das Griechische, den meisten nicht schmecken, vielmehr als ein alter Zopf, als ein vom Staate leider beschütztes notwendiges Übel angesehen werden, so dürften wohl diejenigen recht haben, die da sagen, daß das Gymnasium nicht die geeignete höhere Schule sei, um in dem Umfange, wie es jetzt geschieht, dem Volke feinere Bildung zu geben. Das Gymnasium ist zu populär geworden, und das paßt nicht zum Wesen der klassischen Bildung. Deswegen soll es aber nicht verändert und des Griechischen beraubt werden, weil sonst wiederum ein ansehnlicher Teil des Volkes nicht die Schule hat, die er haben will. Im Gegenteil: den Betrieb der klassischen Studien könnte man noch eindringender gestalten, nur müßte von dem Gymnasium der Zudrang der Menge abgeleitet werden, die Anzahl der Gymnasien müßte zu Gunsten der realistischen Schulen sehr verringert werden, damit Angebot und Nachfrage in das rechte Verhältnis kommen und jeder das lernen kann, was ihm genehm ist. Wenn niemand mehr das Gymnasium bloß deshalb, weil er es in der Nähe hat, sonst aber seinem eigentlichen Zweck und Ziel zuwider besucht, wenn jedem die passende Schule zu Gebote steht und infolgedessen auch jede Schule im großen und ganzen die Schüler hat, auf welche sie rechnet, dann dürfte allmählich ein frischerer und fröhlicherer Zug in unser höheres Schulwesen hineinkommen. —

Wenden wir uns nun zum inneren Betriebe des Unterrichts, so dürften auch hier Änderungen am Platze sein, welche die Sache vereinfachen und dem Hauptzweck besser dienen. Dahin rechne ich allerdings nicht den planmäßigen und ausgedehnten Gebrauch von Übersetzungen anstatt der griechischen Originale, wie er jetzt schon von klassischen Philologen empfohlen wird. Es ist zwar richtig, daß der Inhalt der klassischen Schriften die Hauptsache ist und nicht die Sprache, so daß man also auch aus Übersetzungen Nutzen

haben kann; aber der eigentliche Zweck der klassischen Studien, das Eindringen in den Geist des Altertums, würde dadurch viel weniger gefördert. Schon der voraussichtliche äußere Betrieb eines solchen Unterrichts scheint mir das nahe zu legen. Der griechische Schriftsteller würde sofort in der Wertung seiner Wichtigkeit als Lehrgegenstand bedeutend sinken, wenn die Ursprache fortfiele; alle Vorsichtsmaßregeln würden das nicht verhindern. Diese Lektüre würde zur Beurteilung des Schülers kein besonderes Gewicht mehr haben, sie würde mit dem Deutschen vereinigt werden und nicht selten wohl auch von Lehrern geleitet werden, die selbst für griechische Bildung nur ein untergeordnetes Interesse haben. Das alles würde in der Schule trotz der Schönheit des Stoffes, wie die Menschen nun einmal sind, bald eine große Flüchtigkeit in der Behandlung dieser Lektüre hervorrufen, die Erklärung würde sich vielfach mit dem begnügen, was zum ersten, sachlichen Verständnis des Gelesenen nötig ist, alle die Einzelheiten aber, welche reizvolle Lichter für die Betrachtung darbieten, übergehen, und an das Wesen der Sache, die Einführung in den griechischen Geist, aus welchem der Schüler später das Verständnis des Menschentums schöpfen soll, würde man bald kaum mehr denken. So würde denn diese Lektüre ziemlich belanglos sein für das Ziel gymnasialer Bildung, für die Hinleitung der jungen Seelen zum Adel des Humanismus; es würde ihr wenig mehr als ein litteraturgeschichtlicher Wert bleiben. — Außerdem macht eine Dichtung ja, wie sattsam bekannt ist, in der Sprache des Originals einen volleren Eindruck als in der Übersetzung. Die Sprache eines Volkes und sein Gedankenleben durchdringen sich eben gegenseitig, beleuchten und erläutern eins das andere. Die Lektüre eines Dichters aus einer Übersetzung möchte ich vergleichen mit der Betrachtung einer Landschaft in einem unserer vollkommenen Panoramen gegenüber der Betrachtung an Ort und Stelle. Wer das letztere nicht haben kann, für den ist ja das Panorama viel wert; aber die Natur giebt doch unvergleichlich mehr durch die Himmelsluft, die wir atmen, durch das Packende der Wirklichkeit, durch alle Verhältnisse, in denen wir uns bewegen. So mögen denn auch alle, die es nicht anders haben können oder wollen, mit einer Übersetzung der Meisterwerke griechischer Dichtung sich begnügen; begabtere Naturen aber soll man zu dem vollen Genusse führen. Solchen wird es auch nicht zu mühevoll sein, durch die Schwierigkeiten der griechischen Sprache sich hindurchzuarbeiten; sie erkennen eben andrerseits, wenn sie weit genug vorgedrungen sind, auch die hohen Schönheiten derselben. Man wird von solchen auch nicht sagen können, wie es heute vielfach dem Gymnasium vorgeworfen wird, daß sie nichts Rechtes leisten. Im Gegenteil: wenn die Gymnasien von dem Ballast der Widerwilligen befreit würden, dann würde mit derjenigen Lust gelehrt und gelernt werden, welche man heute so schmerzlich vermißt, und die Leistungen würden bedeutend in die Höhe gehen. Daß unter solchen Umständen die auf dem Gymnasium Gebildeten auch als Männer die Klassiker weiterlesen werden, kann man nicht unbedingt behaupten; es giebt zu viele andere Interessen, welche sich bei ihnen geltend machen. Man kann es andrerseits aber auch nicht als unwahrscheinlich ganz in Abrede stellen. Jedenfalls kommt es hauptsächlich nur darauf an, daß jemand die Klassiker in der Jugend, der Zeit warmer Empfänglichkeit, wirklich gelesen hat und mit Lust gelesen hat; denn dann hat er den Nutzen, welchen sie gewähren, in Saft und Blut aufgenommen; es ist eine gewisse Weihe über ihn gekommen, die ihm nie verloren geht, und er wird sein Leben lang, das behaupte ich, den griechischen Klassikern eine warme dankbare Erinnerung bewahren.

Wenn ich also Änderungen in der Unterrichtsmethode für angezeigt erachte, so will ich die griechische Sprache nicht entfernt, sonder nur anders gelehrt wissen. Zunächst ein kurzes Wort zum grammatischen Unterricht. Nach den neuen Lehrplänen wird derselbe mit Recht in die zweite Reihe verwiesen, er soll nur Mittel zum Zweck, zur Lektüre, sein. Aber das ist eine zweischneidige Maßregel. Die Grenze des Wichtigen und Unwichtigen in der Grammatik wird nun natürlich sehr verschieden gezogen und auch die Gründlichkeit der Einprägung wird durch solche Verordnung leiden. Namentlich die Schüler haben sich gern mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß man die griechische Grammatik vernachlässigen könne, und handeln auch danach. Das wird nun im Publikum wahrscheinlich auch allgemein gebilligt; nichtsdestoweniger ist es doch klar, daß man ohne sichere Kentnis der Grammatik einer Sprache nicht die Litteratur derselben mit Verständnis lesen und genießen kann. Es läuft dann das Lesen eben vielfach auf unwissenschaftliches und pädagogisch schädliches Raten hinaus. Man könnte ebenso gut wichtige mathematische Aufgaben ohne Kenntnis des Einmaleins lösen. Ich sehe dabei ganz von philologischen Feinheiten ab und spreche nur von dem unerläßlichen grammatischen Wissensstoff. Also nur das allgemein als nötig Anerkannte soll gelernt werden, dieses aber auch mit aller Gründlichkeit, damit Zucht und Sicherheit nicht verloren gehen.

Nur grammatische Sicherheit giebt eben dem Schüler auch für die Lektüre die Kraft und das Bewußtsein, etwas zu leisten, und das ist ein erhebendes Gefühl von großer erziehlicher Bedeutung. — Übrigens ist die Grammatik gerade der so reich gegliederten griechischen Sprache vorzüglich geeignet, dem Schüler einen Einblick in die lebensvolle Werkstatt und die gesetzmäßige Entwickelung der Sprache überhaupt zu geben, was für eine gediegene Bildung durchaus nötig ist. —

Ein anderes Erfordernis des griechischen Unterrichts aber welches gegenwärtig noch unnötig viel Zeit beansprucht, könnte meines Erachtens so gut wie ganz fortfallen, nämlich die Übungen im Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. Freilich erhöhen sie die Sicherheit im Gebrauche dieser Sprache, aber in einer Richtung, welche an dem Zwecke des griechischen Unterrichts vorbei und über denselben hinausführt, weil der Schüler eben nur griechisch verstehen, nicht aber, sprechen oder schreiben soll. Das ist ja etwas sehr Verschiedenes, wie man täglich schon daran sieht, daß mancher einen französischen Text ganz gut versteht, ohne doch sich französisch ausdrücken zu können. Das erstere ist eben eine mehr auflösende, also leichtere, das zweite eine mehr aufbauende also schwerere Thätigkeit. Ein vollkommen genügendes Verständnis der griechischen Schulautoren läßt sich auch ohne Übersetzungen ins Griechische erreichen; damit ist der Zweck des griechischen Unterrichts erfüllt, und jene Übungen können fortfallen. Die erübrigte Zeit wird man mit großem Nutzen der Lektüre griechischer Lyrik zuwenden.

Im Unterrichtsbetrieb der Lektüre endlich, wird mit Recht die Abschaffung der häuslichen Vorbereitung, wie sie jetzt im Gebrauch ist, empfohlen. Diese ist für die meisten Schüler zu mühevoll und schwierig, auch uninteressant, weil

dieselben das, was sie für sich übersetzen, nicht gehörig verstehen. Nun soll doch aber die Lektüre ihrem Zweck und Wesen nach dem Menschen eine Quelle edeln Vergnügens sein; also lasse man die Schüler nur unter der kundigen Führung des Lehrers lesen, der jedem die Beihülfe individuell zumißt, das sofortige Verständnis erschließt und so Arbeitskraft und Arbeitslust zugleich fördert. Die Repetitionen soll und wird der Schüler natürlich selbständig machen. —

Soviel genügt als Beitrag zur Beurteilung unserer Gymnasialbildung Wenn nun aber dem Gymnasium die rechten Lebensbedingungen gegeben würden, wie ich sie eben dargelegt zu haben glaube, wenn dann die so umgestalteten Verhältnisse ein Menschenalter lang wirken könnten, dann erst würde die klassische Bildung ihre erziehende Kraft vollauf entfalten können, dann erst könnte man darüber recht urteilen, was sie unserem Volke wert ist.

Eros von Praxiteles.

Im Vatikan.

Ein sanftes Bild, das meine Schritte bannt;
Der junge Eros schlägt die Augen nieder.
Er hat zum ersten Mal sich selbst erkannt
Und fast erschrocken senken sich die Lider.

Der Allmacht Wonne fühlt die junge Brust,
Von seinen Sinnen fällt der leichte Schleier.
Und doch, die Wehmut fesselt noch die Lust,
Noch ist die Liebe eine Andachtfeier.

Allein er sieht den Funken schon entfacht,
Die erste Flamme nach dem Holzstoß lecken,
Sieht eine Glut, die jeder Fessel lacht,
Verzehrend heiß den Horizont bedecken.

O süßes Schauspiel, das mich stets gebannt,
Wenn junges Herz nach jungem Herzen bebet:
Eros, der Jüngling, hat sich selbst erkannt;
Er lächelt, weint — und liebt und lebet!

Agnes Harder.

Antritt der Heimreise.

Von einem deutschen Seeoffizier.

(Schluß)

Um fünf Uhr morgens war Reveille. Zehn Minuten später wurde „Hängematten an Deck" gepfiffen. Schneller und froher als heut wurden sie wohl niemals an Deck gebracht. Es war als ob die Lukensülls[10]) sich heben müßten unter dem Andrang der aus dem Zwischendeck aufsteigenden Menschen; die Hängemattsstauer arbeiteten mit Händen und Füßen, um die Ungeduld der Wartenden zu befriedigen. Wer seine Hängematte abgegeben hatte, warf einen Blick nach dem Schornstein, der seine ersten Atemzüge that und dicke Rauchsäulen in die klare Luft schickte, nach dem Heimatwimpel, welchen die über Nacht aufgekommene Brise straff auswehte. Nach dem Waschen der Mannschaft wurde abweichend von der Routine „Frühstück" gepfiffen; das Deckwaschen sollte nach dem Verlassen des Hafens stattfinden. Um $6^1/_2$ Uhr war „Alle Mann, klar zum Ankerlichten!"

Zunächst wurden beide Kutter und die Gig[11]) geheißt; die Boote sausen in die Höhe, daß der erste Offizier das Kommando „Fest" geben muß, lange bevor der untere Taljenblock von Hause ist. Dann werden die Backspieren beigeklappt[12]) und hierauf unter Trommelwirbel und Pfeifenklang das Spill[13]) in Bewegung gesetzt. Die Ankerkette kann nur mit Mühe so schnell verstaut werden, wie sie eingehievt wird; in kurzer Zeit kommt von der Back die Meldung „Kurz Stag!"[14]) und gleich darauf „Auf und nieder!" Von dem sonst verlangsamten Tempo beim Herausreißen des Ankers aus dem Grund ist heut nichts zu merken; „der Anker ist los!" ertönt es fast unmittelbar nach der letzten Meldung und in demselben Augenblick wird auf Kommando der Klüver aufgelaufen,[15]) die Luvschoot übergeholt und langsam die Flagge geheißt. Kaum weht sie an der Nock der Gaffel[16]) aus, da gehen die Flaggen sämtlicher im Hafen liegender Kriegsschiffe in die Höhe — man weiß jetzt, daß wir „unterwegs" sind. Anmutig fällt das Schiff vor dem backen Klüver ab;[17]) „der Anker ist auf" wird gemeldet und nun endlich gelangt die Maschine, die sich während der letzten zehn Minuten durch ein betäubendes Abblasen des überschüssigen Dampfes bemerkbar gemacht hat, zu ihrem Recht; sie schlägt an — das Schiff nimmt, den Bug seewärts gerichtet, langsam Fahrt an. Wir passieren einen amerikanischen Aviso, eine englische Fregatte, einen russischen Kreuzer; die Back[18]) eines jeden dieser Schiffe ist gedrängt voll; über der Regeling[19]) der uns zugewendeten Seite sieht man Kopf an Kopf; aller Blicke sind auf uns gerichtet. Dann kommen wir in die Nähe unserer Ablösung; ihr auf der Kampagne[20]) aufgestelltes Musikkorps intoniert den Preußenmarsch; unter seinen Klängen beleben sich die Unterwanten,[21]) mächtig schallt die Stimme des Kommandanten über den Hafen:

---

[10]) Luken sind die in den Decks befindlichen Öffnungen, durch welche mittels Treppen ein Verbindungsweg zwischen den einzelnen Decks hergestellt wird. Lukensüll ist die Balkeneinfassung um das Luk.

[11]) Kutter sind die Boote für den täglichen Dienst zum Verkehr mit dem Lande; sie werden von 10 bis 12 Ruderern bemannt und in See als Rettungsboote benutzt. — Die Gig ist das ausschließlich für den Kommandanten bestimmte Boot, in der Regel mit 6 Ruderern.

Diese Boote hängen an eisernen oder hölzernen Krähnen — den Davids — in Flaschenzügen (Taljen), mit welchen sie zu Wasser gelassen bezw. aus dem Wasser in die Höhe gezogen (geheißt) werden.

[12]) Backspieren sind lange, in der Nähe des vordersten (Fock-) Mastes an der Außenseite des Schiffes angebrachte Rundhölzer, welche um ihr vorderes Ende in horizontaler Richtung drehbar sind. Sie werden im Hafen in eine zur Längsrichtung des Schiffes senkrechte Stellung gebracht, um die im Wasser befindlichen Schiffsboote an ihnen festzulegen und sie dadurch vor dem Anstoßen an der Schiffsseite zu bewahren. Beim Verlassen des Hafens werden sie die Schiffsseite entlang „beigeklappt".

[13]) Das Spill ist eine aufrecht stehende Ankerwinde, um welche die Ankerkette behufs Einziehens (Einhievens) derselben zum Lichten des Ankers gelegt wird.

[14]) Die Kette ist „Kurz Stag", wenn der lose auf dem Grunde des Wassers liegende Teil derselben eingeholt ist; sie ist „Auf und nieder", wenn nach weiterem Einholen das Schiff sich senkrecht über der Stelle befindet, wo der Anker liegt.

[15]) Der Klüver ist das größte der vor dem vordersten (Fock-) Maste befindlichen dreieckigen Segel. Das schnelle Aufziehen (Heißen) desselben nennt man „auflaufen". — Schooten sind die unteren Ecken der Segel.

[16]) Gaffeln sind die an der Hinterseite der Masten befindlichen schräg aufsteigenden Rundhölzer zur Befestigung der Gaffelsegel.

[17]) Abfallen des Schiffes nennt man die seitliche Bewegung desselben unter Einwirkung des auf die vorderen Segel ausgeübten Winddrucks.

[18]) Back = der vordere erhöhte Teil des Oberdecks.

[19]) Regeling = die über das Oberdeck ragende Seitenwand des Schiffes.

[20]) Kampagne = hinterer Aufbau des Oberdecks, welcher zu Wohnräumen eingerichtet ist.

„Drei Hurras für Seiner Majestät Korvette . . . . . und die in die Heimat zurückkehrenden Kameraden!“ und mit „Hepp, Hepp, Hepp Hurra! Hurra! Hurra!“ fällt die Mannschaft ein. Weit in Stadt und Land hinein dröhnen diese Hurras aus 400 kräftigen Kehlen — die grünbelaubte Hügelreihe des Strandes giebt sie in leise erklingendem Echo wieder. Auch bei uns ertönt nun das Kommando: „Klar zum Entern an Backbord! Entert auf!“ und gleich darauf wird der uns dargebrachte Abschiedsgruß in gleicher Weise erwidert. Mit der einen Hand halten sich die in den Wanten stehenden Leute an den Webeleinen,[21]) mit der andern schwenken sie die Mütze und bei dem letzten Hurra werden hunderte von Mützen von ihren Eigentümern über Bord geschleudert — ein alter Brauch, durch welchen die Mannschaft des nach der Heimat bestimmten Schiffes dem Dank für den Glückwunsch der Kameraden größeren Nachdruck giebt. Die Japaner kennen diesen Brauch, denn schon während des Ankerlichtens haben sich 15 bis 20 Sampangs[22]) um das Schiff gesammelt und dasselbe bei seiner langsamen Fahrt begleitet; jetzt rudern sie nach den auf der Oberfläche des Wassers treibenden Mützen und fischen sie auf.

Der Maschine wird, nachdem der Anker auf die Back gelegt und gezurrt worden ist, der Befehl „halb Dampf“, gleich darauf „voll Dampf“ gegeben; bei der vermehrten Fahrt wirft der Bug eine tiefere, sich weiter auseinanderziehende Furche auf; das kosende Plätschern des Wassers an dem Schiffskörper wird zu einem gurgelnden Rauschen. Noch einmal treten die zurückgebliebenen Kriegsschiffe mit uns in Verbindung; fast zugleich geht auf jedem von ihnen für uns das Signal „Glückliche Reise“ auf; wir erwidern dasselbe mit „Ich danke“; mit „aller Kraft“ geht es dann hinaus in die offene See. —

Der Wind nahm, je mehr wir uns dem Ausgang der Bucht näherten, an Stärke zu und war der Richtung des von uns einzuschlagenden Kurses entgegen. Da auch das Barometer fiel, wurden ohne Zaudern Stängen und Unterraaen gestrichen und damit das Schiff äußerlich in den Zustand versetzt, welcher es sowohl für das Gefecht als auch für den Kampf gegen schweres Wetter bereit macht. Es war gut, daß diese Vorkehrung getroffen wurde, während wir uns noch unter dem Schutz der Luvküste[23]) in verhältnismäßig ruhigem Wasser befanden, denn als wir frei von Land waren, hätte die Ausführung dieses Manövers bei der unruhigen See viel Zeit und Mühe in Anspruch genommen. Auch jetzt noch, wo durch Wegnahme der hoch in die Luft ragenden Takelage die Bewegungen des Schiffes Erleichterung gefunden hatten, arbeitete es schwer in den unregelmäßig entgegenrollenden Wogen. Mit schwerem Herzen mußte sich der Kommandant entschließen, die Fahrt zu mäßigen, um den Schiffskörper nicht übermäßig anzustrengen; trotzdem fegten die Seen über die Back, ergossen sich von dort aus auf das Deck und rauschten dasselbe entlang bis vor die Kampagne, an deren Wand sie sich stauchten, um, wenn das Schiff vorn einsetzte, wieder dorthin und seitlich durch die Speigatten[24]) abzufließen. Die mit dem Zurren der Anker und Geschütze, mit der Befestigung von Strecktauen und dem Anbringen von Schamfielungsmatten[25]) auf Oberdeck beschäftigten Mannschaften waren bis auf die Haut durchnäßt; aber statt der kernigen Verwünschungen, mit denen sie sonst den ungebetenen Besuch von Spritzern empfingen, bewillkommneten sie dieselben heut, sich gegenseitig aufmerksam machend, um sich zu ducken und ihnen hinter einem illusorischen Schutz zu entgehen, weniger aus ernstlicher Absicht, denn ihre Kleidung hatte keinen trockenen Faden mehr aufzuweisen, als vielmehr um Gelegenheit zu finden, sich in gutmütigem Spott zu verhöhnen und auszulachen.

Wind und dementsprechend Seegang nahmen stetig zu; mittags „wehte es kräftig“, wie man sich kurz, aber inhaltsschwer auszudrücken pflegt. Die Einnahme der Mahlzeit hatte ihre Schwierigkeiten. An dem Tisch in der Messe waren allerdings Schlingerleisten angebracht, durch welche die Fläche desselben in drei lange Streifen geteilt und ein Herabgleiten des Geschirrs verhindert wurde, aber das Abstützen des Stuhls mit den Füßen, das gleichzeitige Balancieren des Tellers mit der einen Hand und Festhalten des Weinglases mit der andern, konnte doch nicht immer in Einklang gebracht werden, so daß Suppe, Sauce und Wein nachhaltige Spuren auf der Kleidung, ein Ausgleiten des Stuhls und die darauf erfolgende unsanfte Berührung mit den Griffen und Kanten der Kammerthüren auch solche auf dem Körper zur Folge hatten.

Von Mittag ab hielt sich der Wind in gleicher Stärke, so daß die Befürchtung, die Geschwindigkeit noch mehr vermindern zu müssen — dem Schiff war unter den bestehenden Verhältnissen das Äußerste zugemutet — schwand. Der routinemäßige Exerzierdienst mußte ausfallen und an seine Stelle Arbeitsdienst treten; Geschütze, Anker, Reservehölzer, Decksboote waren am Vormittag seefest gezurrt, aber der Inhalt der Lasten und Hellegats,[26]) überhaupt alles, was nicht niet- und nagelfest mit dem Schiffskörper verbunden war, mußte bei den wilden Bewegungen festgelegt werden.

Ich war kurz vor 4 Uhr nachmittags zusammen mit Lieutenant Frhr. von S., welcher die Wache übernehmen sollte, an Deck, als ein durch den Posten vor der Kajüte dem wachthabenden Offizier überbrachter Befehl des Kommandanten, noch vor der Geschützmusterung Strecktaue zur Sicherung der Hängemattsstauer anbringen zu lassen, unser Gespräch darauf führte, ob es bei den außerordentlich heftigen Bewegungen des Schiffes möglich sein würde, zur Rettung eines über Bord Gefallenen ein Boot zu Wasser zu bringen und ob dasselbe sich in der schweren See würde halten können. Während wir über diesen unter den obwaltenden Umständen sehr ernsten Fall unsere Meinungen austauschten, schlug es 8 Glas[27]) und Lieutenant von S. begab sich auf die Kommandobrücke, um die Wache zu übernehmen.

In diesem Augenblick drang gellend der Ruf „Mann über Bord“ an unser Ohr. Kaum war seitens des Offiziers, welcher abgelöst werden sollte, durch den Maschinentelegraph der Befehl zum Stoppen der Maschine gegeben, als auch

---

21) Unterwanten = die Masten seitlich stützende Drahttaue, deren Zahl je nach der Größe des Schiffes fünf bis neun für jede Mastseite beträgt. Jeder dieser Taukomplexe einer Mastseite ist durch dünne Leinen — die Webeleinen — verbunden, auf welchen die Mannschaft in die Takelage aufsteigt (entert).

22) Kleine japanische Ruderboote.

23) Das Land in der Richtung, aus welcher der Wind weht.

21) Von dem Deck nach außenbords führende Abzugskanäle für das Wasser.

25) Aus Tauwerk hergestellte Matten, welche zum Schutz der Takelage und Segel dort angebracht werden, wo eine Reibung auf Holz- oder Eisenteilen stattfindet.

26) Die unteren zur Aufbewahrung von Proviant, Inventar und Material bestimmten Räume.

27) Die Uhrzeiten werden von 4 zu 4 Stunden durch Schlagen an die Schiffsglocke derart angegeben, daß der Verlauf der ersten halben Stunde durch einen Schlag (ein Glas), der zweiten halben Stunde durch 2 Schläge (2 Glas) u. s. f. markiert wird.

schon Lieutenant von S., nachdem er seinen Rock von sich geworfen und die auf der Steuerbordseite der Kommandobrücke befindliche Rettungsboje[28]) nach der Stelle geworfen hatte, wo der Mann im Wasser verschwunden war, ohne Zaudern über Bord setzte.

Während nun der wachthabende Offizier das Ruder Steuerbord legen läßt, eilen auf den mit der Schnelligkeit eines Augenblicks in den einzelnen Räumen weiter gegebenen Ruf „Mann über Bord!" Offiziere und Mannschaften auf ihre Manöverstationen und ehe der Befehl „Erster Kutter klar!" verklungen ist, entern die Kuttergäste, mit dem Offizier des Boots an der Spitze, in das bezeichnete Rettungsboot.

Es gilt eine Fahrt auf Leben und Tod! Ein zur Unzeit benutzter Moment, eine nicht richtig beurteilte Bewegung des unter dem Anprall der schweren Seen unregelmäßig arbeitenden Schiffes, der geringste Mißgriff des Einzelnen ist für die ganze Bootsbemannung verderbenbringend! Dies Bewußtsein ist in den Zügen der auf dem Schiff Zurückbleibenden ausgeprägt, ist in den Gesichtern der dasselbe Verlassenden zu lesen.

Aber dort draußen, momentan auf dem schaumumwallten Kamm einer Woge sichtbar, dann wieder im Thal derselben verschwindend, ringen zwei Kameraden in dem Vertrauen auf Hilfe und Rettung! Und dieser Appell an die Treue und das Pflichtgefühl des deutschen Seemanns ist niemals ein vergeblicher. Die Rücksicht für das eigene Leben tritt zurück; Entschlossenheit und waghalsiger Mut blitzt in den Augen der Kuttergäste, belebt die Bewegungen, schärft die Erkenntnis und Voraussicht dessen, was der nächste Augenblick verlangt.

Der Kutter kommt ohne Unfall zu Wasser, setzt frei vom Schiff und steuert, von den Winkflaggen der im Kreuztop befindlichen Signalgäste geleitet, auf die Stelle zu, wo Lieutenant von S. dem auftauchenden, des Schwimmens unkundigen Mann die Rettungsboje zugeführt und um den Körper gelegt hat, so daß der halb Bewußtlose, sich instinktiv mit beiden Armen auf dieselbe stützend, Kopf und Brust über Wasser halten kann, während Lieutenant von S. durch ermunternden Zuruf die erlahmenden Kräfte desselben neu zu beleben sucht.

Aus dem Schutz des quer zur See liegenden Schiffes jagt das Boot vor dem Winde dahin. Fieberhafte, lautlose Erwartung an Bord! Bald scheint der Kutter unter den sich überstürzenden Wassermassen begraben, bald sind die beiden Menschen, denen er Rettung bringen will, verschwunden. Ein verhängnisvoller Moment tritt ein! Nahe bei der rotschimmernden Boje dreht der Kutter auf. Von der quer kommenden See erfaßt, legt er sich über, so daß seine ganze Backbordseite bis zum Kiel sichtbar wird; die sechs Backbord-Riemen[29]) steigen senkrecht in die Höhe — kein Zweifel, das Boot muß kentern![30]) Bei der nächsten donnernd heranrollenden See ist es den Blicken entschwunden. —

In qualvoller Ungewißheit verrinnen die nächsten Sekunden! Dann scheint sich die neue, vom Sturm aufgetürmte Woge zu öffnen; diesmal, den Bug[31]) gegen die See gestemmt, arbeitet sich der Kutter an die Rettungsboje heran.

28) Ein aus Segeltuchbekleidung und Korkfüllung hergestellter Ring, dessen äußerer Durchmesser ca 1 m beträgt. Der innere Durchmesser ist so groß, daß dieser Korkring bequem über den Körper eines Erwachsenen gestreift werden kann.

29) Riemen = Ruder.

30) Kentern = umschlagen. 31) Bug = Vorderteil.

Jetzt werden die Bugriemen[32]) eingelegt; die beiden Bootsgäste stellen sich in dem Bug des Bootes bereit und beugen sich über Bord; während der Kutter sich zur Seite legt, wird ein dunkler Körper hineingehoben oder vielmehr hineingewälzt: Einer — der Matrose — ist gerettet!

Doch noch ein zweites Menschenleben harrt Eurer, brave Kuttergäste! Der bei Euch allen beliebte junge Offizier, welcher durch rücksichtsloses Preisgeben des eigenen Lebens das des Untergebenen erhalten hat, ist unfehlbar verloren, wenn Ihr nicht ungesäumt das Rettungswerk fortsetzt!

In dem Bestreben, den Bewegungen des Bootes bei Aufnahme des Mannes nicht hinderlich zu sein, hat sich Lieutenant von S. treiben lassen und ist dadurch der rettenden Nähe des Kutters wieder entrückt worden. Von neuem ein verzweifelter Kampf gegen die aufgewühlte See. Immer wilder umbrausen die hochgepeitschten Wogen das auf und nieder gehende Boot, welches, von den Spritzern der überfallenden Sturzwellen überschüttet, wie mit einem großen Leichentuche umhüllt erscheint. Unter dem gewaltigen Druck der mit letzter und äußerster Kraftanstrengung eingesetzten Riemen schießt der Kutter nach der Stelle hin, wo sich der weißschimmernde Körper des Schwimmenden vom Wasser abhebt; ein meisterhaft ausgeführtes Manöver führt ihn an denselben heran; noch ein Augenblick atemloser Erwartung und auch der opfermütige Offizier ist geborgen!

In einem brausenden, Wind und Wogen weithin übertönenden Hurra von Schiff und Boot aus machte sich der Druck und die Spannung der letzten Minuten Luft.

Der Kutter ruderte darauf nach dem Heck des Schiffes, fischte die an einer Boje befestigte Wurfleine und wurde an letzterer aufgeholt. Nachdem die Geretteten und einige Kuttergäste über das Heck an Bord genommen waren, wurde der Kutter ohne Unfall geheißt.

Memento mori! Wie Geisterhauch aus einer andern Welt war es über die Gemüter der sturmerprobten Männer hinweggeweht! Länger als sonst zitterte die Erregung der Herzen in den Gesprächen, Glückwünschen und dem sich auf den Unfall beziehenden Meinungsaustausch nach. Allein bei allem jähen Wechsel, welchem die Eindrücke des Einzelnen im Leben auf See unterworfen sind, gewann doch wieder der eine Gedanke, in welchem sich so viel Liebes verkörperte, die Oberhand. „Heimat!" zog es wie Frühlingssehnen durch die Seele; „Heimat!" klang es wie Zephyrsäuseln durch das Brausen des Sturmes; „Heimat!" tönte es als letzter Gedanke von den Lippen des Ruhesuchenden, welchen die Anstrengungen dieses ersten Tages der Rückreise ermüdet in seine Hängematte gezwungen hatten.

Der letzte Freund.

Von allen Freunden, die auf Erden
Geliebt mein Herz,
Ist einer nur mir treu geblieben:
Der stille Schmerz.

Sein ernst Geleite ist von Kindheit
Mir wohl vertraut;
Denn, daß ihr's wißt, er ist in Treuen
Mit mir ergraut.

32) Bugriemen = die beiden vordersten Ruder.

Einst war auch er ein junger Knabe,
Gar heiß und wild, —
Jetzt aber blickt im alten Antlitz
Sein Auge mild.

Ich stand wohl oft mit ihm im Streite,
Wie Feind und Feind; —
Heut wandern wir, versöhnt, als Freunde
Gar treu vereint.

Und land' ich einst im letzten Hafen,
Mein Gott in Dir,
Dann legt auch er sich stille schlafen
Und ruht mit mir.

Helene Panten.

Neue Bücher.

Angezeigt von **H. v. L.**

Reden des Fürsten Bismarck. Herausgegeben von Hans Kraemer. 1 Bd. 1,50 Mk. (Otto Hendel, Halle a. S.)

Wir heißen diese billige Ausgabe der Reden willkommen. Man braucht nicht jeder Meinung Bismarcks zuzustimmen, wenn man behauptet: in diesen Reden liegt eine Fülle politischer Einsicht, und darum können sie als Erziehungsmittel gelten. Sie haben aber auch bedeutenden Wert als Zeugnisse der deutschen Beredsamkeit. Schöne Worte hat B. allerdings nicht gemacht; er hat nie „Schnitzel gekräuselt". Aber seine Eigenart, sein Denken und Fühlen liegt, besonders wo ihn das Temperament hinriß, klar ausgeprägt in den Reden vor uns. So rollen sie vor uns ein Stück der Weltgeschichte auf und spiegeln zugleich einen Mann, der in sich ein gut Teil des besten deutschen Wesens darstellt. Die Anordnung ist berechtigt, da sie das innerlich Zusammengehörige vereint. S. 140 u. 141 müssen aber einige Zeilen ausgefallen sein; die Übergänge von Seite 139 u. 140 zur nächsten stimmen nicht.

Im Verlage von Reinhold Werther in Leipzig sind folgende Flugschriften erschienen:

Deutsches und römisches Recht in ihrem Einfluß auf die Volkswirtschaft. Ein Beitrag zum Verständnis der sozialen Frage von Franz Collet.

Der sozialwissenschaftliche Kursus in Halle a. d. S. v. 16—20 April 1895. Von Hermann Kötzschke. (30 Pf.)

Wie hilft der Sozialdemokrat, wie der Landwirt dem ländlichen Tagelöhner? Von Albert Schulz.

Großindustrie und Sozialreform. Vortrag von Julius Becker.

Wir machen alle Leser, die für die soziale Frage Teilnahme fühlen, auf die bei R. Werther erscheinenden Bücher und Flugschriften aufmerksam. Sie sind durchweg von warmem Wohlwollen und Gerechtigkeitsgefühl erfüllt und zeichnen sich durch Kenntnis der Verhältnisse aus.

Napoleon I. und die Frauen. Von Friedrich Masson. Übertr. von Osk. Marschall von Biberstein. (Schmidt und Günther, Leipzig.) Dritte Aufl.

Das Werk hat in Frankreich großen Erfolg gehabt, der auch die deutsche Ausgabe begleitet Es giebt im Rahmen einer Lebensgeschichte das Liebesleben Napoleons wieder; die Hauptrolle spielt Josephine; das Verhältnis zu ihr eröffnet die tiefsten Einblicke in das Wesen des Mannes. Außer ihr haben überhaupt nur zwei Frauen tiefer auf ihn eingewirkt. Die meisten, die sich sonst an ihn drängten, darf man ruhig zum Gesindel rechnen, ohne ihnen nahe zu treten. Das Buch vermeidet es, „pikante" Schilderungen zu geben; es berichtet einfach. Die Ausstattung ist gut; viel Bildnisse, nicht gerade besonders gut ausgeführt, sind dem Buche beigegeben.

Napoleon in Bild und Wort. Mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildern, Karikaturen und Autographen, darunter verschiedene noch nicht veröffentlichte Bilder. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. Von Armand Dayot, übertr. von O. Marschall von Biberstein

Das Werk ist auf etwa 35 Lief. zu 0,60 Mk. berechnet. Ein Urteil läßt sich nach der ersten nur über die Bilder fällen. Da scheint es, als ob das Werk wirklich viel des Neuen und Wertvollen bieten werde.

Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert von Rudolf Schlösser. (Hamburg 1895, Leopold Voß.) 7 Mk.

Das Werk bildet den X. Bd. der von Prof. Litzmann herausgegebenen „Theatergesch. Forschungen". Fr. W. Gotter (geb. 1746 in Gotha, gest 1797) hat als Dichter wenig Bedeutung, aber er hat vielfältige Anregungen gegeben. Daß seine Persönlichkeit reicher war, als man nach seinen regelrechten Episteln, Liedern, Elegien und den fast durchwegs dem Französischen entlehnten Bühnenarbeiten annehmen muß, zeigt Schlössers mit großer Liebe gearbeitetes Buch, das sehr viel Neues bringt. Die Wissenschaft kann ihm für die ehrliche Arbeit dankbar sein. Der erste Teil des Buchs, der das Leben Gotters behandelt, dürfte auch außerhalb der Fachkreise Leser finden; der zweite hätte kürzer sein können. Mir erscheint es als eine Verschwendung geistiger Kraft, dichterische Arbeiten von so geringem Wert im einzelnen zu untersuchen.

Der gleichen Sammlung gehören an:

Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts von Hans Devrient.

Das Buch ist Ergebnis mühevoller Arbeit, die für den Fleiß des Verf.s, eines Sohnes Otto Devrients, lautes Zeugnis ablegt. Er hat viel neue Nachweise aus noch unbenutzten Quellen gebracht. Der Wert der Arbeit ist unbestreitbar. Aber die erstickende Menge von Hinweisen unter dem Text und im Anhange hätte ohne Schaden eingeschränkt werden können.

Ebenfalls von Wert für Forscher ist das andere Buch:

„Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779". Nach den Quellen von Richard Hodermann. (3,50 Mk).

Das Werk behandelt einen kurzen, aber wichtigen Zeitraum der Geschichte des deutschen Theaters. Der Darsteller hat die Quellen geschickt verarbeitet und nicht nur ein gutes, sondern auch ein lesbares Buch geliefert.

Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Porträts und Autographen. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.)

Das unseren Lesern schon zweimal warm empfohlene Werk ist bis zur 12. Lieferung vorgeschritten, in der die Zeit des Xenienkampfes abgeschlossen und die Schilderung der Zeit der Balladendichtung begonnen wird. Es ist schon hervorgehoben, daß die Art der Darstellung den guten volksgemäßen Ton glücklich trifft. Wychgram wird nicht platt,

um allen verständlich zu sein; er zieht den Gegenstand nicht hinunter, sondern sucht den Leser zu ihm hinaufzuführen. Der Reichtum an Bildnissen, darunter noch ganz unbekannten, an Nachbildungen von Handschriften u. s. w. ist sehr groß. Ich weiß, daß heute derartiges den Lesern sehr gefällt und will darüber weiter nichts sagen. Es hat gewiß seinen Vorteil, wenn die Auswahl so sorgfältig ist, wie hier die der Bildnisse. Daß die übrige Ausstattung tadellos ist, versteht sich bei Velhagen und Klasing von selbst.

Religiöse Studien eines Weltkindes. Von W. H. Riehl. Dritte Aufl. (Stuttgart 1895, J. G. Cottas Nachf.)

Ich möchte dieses Buch allen unsern Lesern, welchem der christlichen Bekenntnisse auch sie angehören, auf das herzlichste empfehlen. Es ist wert, in den Bücherschatz des deutschen Hauses aufgenommen zu werden. W. H. Riehl ist nun ein Greis, aber ein jugendfrischer Geist, der hier die Summe seines innerlich reichen Lebens abschließt. Er hat wie jeder Mensch von tieferem Gemüt um seine religiöse Weltanschauung gekämpft, ist aber dann zu dem Frieden gekommen, aus dem ein freudiges Christentnm, schlicht und deutsch, entsprungen ist und sich in Thaten auslebte.

Auch ich habe in meinem „Andachtsbuche eines Weltmannes“ auf die Gottesfreude hingewiesen und darum hat es mich innerlich so wohlthuend berührt, in dem edlen Werke den gleichen Gedanken anzutreffen. Wohl liegt im Christentum ein pessimistischer Zug, indem es auf die Flüchtigkeit alles Irdischen hinweist. Aber da dieses Irdische, obwohl nur Erscheinung, doch aus dem göttlichen Willen fließt, und uns als Stoff gegeben ist, den der sittlich-religiöse Geist zu gestalten hat, so ist der Pessimismus gemildert. Aus dem Vertrauen zu dem „Vater“ fließt der Friede im Innern, die Kraft, für das Gottesreich zu wirken, die frohe Zuversicht, daß aller Dinge Schluß Versöhnung sei. Und so wird der Frohmut in das religiöse Gefühl hineingepflanzt, ein heiteres Christentum, das gerade dem deutschen Wesen sich als Verwandtes innig verbündet.

Die Abschnitte des Buches hängen innerlich zusammen, so verschieden ihr Inhalt sein mag. Keine Seite des Stoffes wird übersehen; wir wandeln mit Riehl aus dem Beschränkten in das Unendliche, aus ihm zurück wieder in das Leben. Aber überall weist er uns auf das Göttliche hin, ohne zu predigen, mild und fest zugleich, ein treuer Berater und Warner; ein fein gebildeter ästhetischer Mensch, der aber nicht, wie ein David Strauß, in der Kunst ein bloßes Betäubungsmittel und die letzte Stütze einer wankenden Welt sieht. Riehl wurzelt im Deutschtum, in dem weltfroher Wirklichkeitssinn so fest mit gottesfrohem Tiefsinn vereint ist. Nicht verschließt er die Augen vor dem Leid des Menschenlebens, aber er weiß auch, daß es bis auf einen unlösbaren Rest, der notwendig ist, aus dem Innern heraus besiegt werden kann. So ist's ein mutiger Geist, der aus dem Werke in das Herz des Lesers fließt, und dafür muß auch der dem Verf. danken, der mit Einzelheiten nicht ganz übereinstimmt.

Sehr fesselnd geschrieben sind auch die „Persönlichen Erlebnisse“ („Warum ich Theologie studierte“; „Warum ich kein Geistlicher wurde“).

Die schlichte Art von Riehls Vortrag ist bekannt. Auch in ihr zeigt sich die kernfeste Art des Schriftstellers. Um die Leser zum Ankauf des Buches zu bestimmen, wird eines der nächsten Hefte einen kleinen Abschnitt des Werkes bringen.

Sonett.

Gute Lehr' mit klugem Sinn,
That man freundlichst mir erteilen,
Ich soll mit den Wölfen heulen,
Wenn ich unter Wölfen bin.

Bin nun freilich mitten drinn,
Muß nun zwischen Wölfen weilen,
Und sie lehren mich das Heulen,
Und — ich zahl das Lehrgeld hin.

Und sie zeigen mir das Beißen,
Hängen mir, als sei ich echt,
Einen Wolfpelz um die Ohren.

Doch, was soll das alles heißen,
Beiß' und heule doch zu schlecht,
Weil ich nicht zum Wolf geboren.

J. L. Wensel.

Briefkasten.

Frl. M. S. in L. Ich werde die nötigen Verbesserungen selbst besorgen. Besten Gruß. — Frau E. H. in M. (Würt.) „Drosselnestling“ hat einige nette Züge, aber ist doch zu sehr ausgedehnt. Beste Empfehlung. — Frau von G. in W. bei Berlin. „Heidezauber“ verrät feines Naturgefühl, ist aber in Form und Ausdruck noch ungewandt. — C. W. in O. Noch zu jugendlich unfertig. — Frl. F. S. d. Z. Heringsdorf. Leider noch zu anfängerhaft. — Ludwig in A. Angenommen. — Herrn E. K. in B. „Einer jungen Mutter“ werde ich wohl bringen. — Herrn H. Sch. z. Z. H. b. D. Besser. Aber noch immer zu viel herkömmliche Wendungen. — Herrn G. K. in Br. Form nett, Gedanke und Bild zu oft gebraucht. — Herrn G. E. in Br. Sprache leider sehr hart; die Ghaselen zu spielerisch. — Frl. A. Sp. in R. Nein, ich habe „principiell“ nichts dagegen, daß Sie dichten, wohl aber bin ich grundsätzlich nicht dafür, daß Sie gerade mich mit Ihren Einsendungen erfreuen. Ich gönne das Vergnügen auch einem andern. Geteilte Freude ist halber Schmerz — in diesem Falle. — Herrn W. H. in L. Ich habe niemals jemand zu Gefallen ein Urteil unterdrückt, das auszusprechen die Überzeugung mir gebot. — Ohne Unterschrift. Berlin W. Daß Sie und Ihr „Kreis“ sich über die Besprechung von „Abdimukti“ „köstlich amüsiert“ haben, ist mir eine Freude. Denn es beweist mir von neuem, was ich schon längst weiß: Den Beifall Ihres Kreises zu vermeiden, ist das erste Gebot für einen Schriftsteller, der sich achtet. Habent sua fata lectores.

Inhalt der No. 2.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 3.

Die Akten des Vogelsangs.

Von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

„Nun sage mir vor allen Dingen, wie bist Du eigentlich zu der Bekanntschaft mit dem, wie es scheint, wirklich nicht übeln scheuen Jüngling, diesem Schneider mit dem Namen Leon des Beaux gekommen?“ fragte ich später am Abend auf dem Wege zur Kneipe den Freund.

„Wie man öfters zu allem Schönen, Nützlichen, Guten und Angenehmen sowie dem Gegenteil kommt — durch Zufall. Ich zog ihn wie damals Schlappen heraus; aber diesmal nicht unterm Eise weg, sondern aus dem Feuer — nämlich unserer schlechten Redensarten.“

„Unserer schlechten Redensarten?“

„Wenn Dir dumme Witze, anzügliche Bemerkungen, rüde Anrempeleien lieber sind und besser klingen, mir auch recht. Die Fabel oder Wahrheit von der Krähe, die sich zum ersten Mal für Äsops Lob heiter mit Pfauenfedern besteckte, kennst Du wohl noch. Sie kam in diesem Abkömmling des Landes des Weins und Ölbaums, der Sonne und der Gesänge von neuem auf die Bühne der Welt, und ich natürlich ganz zur rechten Zeit, um meinen Spaß und nachher auch ein bißchen meinen Ernst daran zu haben. Das romantische Rindvieh hatte sich an einem der ersten Tage meines hiesigen Aufenthalts aus seiner Akademie für körperliche Bekleidungskunst im roten Schloß in unsere Bude für geistige Maskierung dem alten Fritz gegenüber verirrt, das heißt, sich als Hospitant in ein Kolleg über Ästhetik, in das ich auch die Nase steckte, eingeschlichen. Dummeres gab es gar nicht, ich meine nicht den lesenden Herrn Professor, sondern meinen Freund Leon des Beaux; doch das letztere wurde mir erst klar, als ich ihn zu Hause besucht hatte. Fürs erste war er für mich nur das in dem Dornbusch hängengebliebene scherzhafte Schafvieh. Philister über ihn! Der Hauptflegel, ein langer Bierlümmel mit der erbrechtlichen Anwartschaft auf den Landrat, Regierungspräsidenten oder sonst so was Schönes, der, wie sich nachher mir erklärte, mit dem Papa des Beaux hing, das heißt nach endlich bereinigtem Pump seine Rechnung noch mit ihm abzumachen hatte! Wie ich provinziales Unschuldswurm sofort in die Narrenteiding hineingeriet und mich sonderbarerweise auch der Situation gewachsen fühlen konnte, ist mir bis jetzt noch ein Rätsel. Es muß wohl so in mich gelegt sein, und im Grunde war's doch auch wieder nur der reine Vogelsang, wenn es da hieß: der Bengel muß doch bei jedem Unsinn und Skandal das Maul und die Faust im Spiel haben. Na kurz, Du kannst Dir das Ding jetzt schon ausmalen. Erst Hinhorchen, sodann ulkhaftes Vergnügen an dem Hauptwitz, Nähergehen, Umschlagen des Spaßes in sein Gegenteil, darauf die gewöhnlichen Redensarten bis zu dem: Herr, der dumme Junge sind doch nur Sie! . . . Die Hauptsache war, daß ich meinen idealischen Schneider herausriß. Was sich nachher sachgemäß mit den Herren Kommilitonen an den Vorgang knüpfte, ist erledigt und Rechenschaft nach Goethes sämtlichen Werken Band eins gegeben worden. Selbstverständlich fühlte auch ich mich ein Mansen und

> gedachte meiner Pflicht,
> Und ich hieb dem langen Hansen
> Gleich die Schmarre durchs Gesicht.

Wie sagt doch der andere Kerl aus Weimar? . . . Die Blinden in Genua horchen auf meinen Schritt, oder so ungefähr. Fürs erste glaube ich mich in dieser Hinsicht hier bei Euch im großen Weltleben gut genug geraucht zu haben. — Meinen zitternden Schneidersohn nahm ich unterm Arm: Nu, nur nicht ohnmächtig werden, Sie armes nasses Huhn. Sagen Sie mir um Gottes willen, was wollten Sie hier in dieser gemischten Gesellschaft? und dann, wo wohnen Sie; — mein Name ist übrigens Andres. — Meiner des Beaux — Leon des Beaux, stammelte das Geschöpf. — Aus Paris? — Aus der Dorotheenstraße. Da wir denn so ziemlich unter einem Dache wohnten, wie sich auswies, benutzten wir ein und die-

selbe Droschke nach Hause, denn der Knabe war zum Gehen nicht mehr ganz in der nötigen Beinverfassung. Daß er mir am folgenden Tage bei meiner Frau Fechtmeisterin einen Besuch machte, war schicklich, würde meine Mutter sagen. Daß er mich einlud, nun auch zu ihm zu kommen und die Seinigen kennen zu lernen, unnötig ... Krumhardt, ich kann jetzt auch Dich dort einführen in die Familie! Würde es Dir Vergnügen machen, das Haus des Beaux und Fräulein Leonie des Beaux kennen zu lernen?"

Wenn ich heute an jene Redensart des Freundes denke und das Haus des Beaux, so wird es sehr licht um mich, und der Schein geht von den Leuten aus, zu denen ich damals geführt wurde. Der Junge aus dem Vogelsang, von der Schulbank, aus dem Pandektenkolleg und der Korpskneipe lernte wieder ein Stück Erde oder Welt kennen, von dem er nichts gewußt hatte, von dem er ohne Velten Andres auch wohl nie etwas erfahren hätte. Seine übrigen gleichalterigen Lebensgenossen würden ihm wohl nicht dazu verholfen haben; schon in der Befürchtung, sich vor ihrer Welt durch zu genaue Bekanntschaft mit ihrem Schneider lächerlich zu machen. —

Sie kam uns von ihrem Flügel entgegen, Fräulein Leonie des Beaux. Ein hochgewachsenes, ruhiges Mädchen, ein schönes Mädchen, dessen freundlichem Gesicht es nichts that, wenn sich über den großen, aber etwas kurzsichtigen schwarzen Augen die schwarzen Brauen dann und wann in eins zusammenzogen. Böse wollte sie dann nur selten hinsehen, nur etwas schärfer.

„Hinweise auf das Mittelmeer, Donjons, Falkenjagd, Zelter, Windspiele und König Renés Minnehöfe kannst Du Dir sparen, Krumhardt," sagte Velten. „Ich habe sie alle schon selber gemacht. Auch den auf den Kastellan von Coucy und die Dame von Fayel. Übrigens, Karl, standest Du gestern vor der lieben Kleinen gerade so dumm, wie wenn Du in Obertertia die Uhlandsche Simpelei dem Oberlehrer Knutmann zu deklamieren hattest."

Er sagte dieses natürlich nicht in ihrer Gegenwart, sondern als wir wieder vor der Thür waren und fügte hinzu: „Nun, was meinst Du zu den Leuten?"

Man kann bei dem, was man „von den Leuten meint", auch ein Gefühl haben von ihrer Umgebung, welches vollständig dazu gehört und nicht davon zu trennen ist. Dieses traf hier ganz und gar ein, und ich wußte nichts zu erwidern als: „Ausnehmend anständig."

Heute würde ich sagen: es war ein vornehmes Haus, in welches wir gekommen waren; aber man hat ja so seine besondere Redensart für jede Lebensepoche. — Es war ein sehr wohlhabendes Haus, das auf dem besten Wege war, zu einem reichen zu werden. Mir imponierte es sehr, meinem Freunde Velten nicht im mindesten; der war da sofort da so bei sich, wie früher bei Hartleben im Vogelsang und jetzt bei der Frau Fechtmeisterin Feucht. Und es war dasselbe, wie zwischen den grünen Hecken des Vogelsangs: es kam wieder ein schönes Mädchen für ihn an den Zaun, nur diesmal nicht, um sich mit ihm zu zanken, zu vertragen und wieder zu zanken. Leonie des Beaux zankte sich mit niemand in der Welt und vor allem nicht mit einem, dem sie sich zu Dank verpflichtet glaubte, weil er gegen „unser Kind", ihren Bruder gut gewesen war.

„Aber es sind ja auch beide ein paar Kinder," sagte sie später, als wir zwei vertrauter und ganz bekannt miteinander geworden waren. „Ihr Herr Freund und mein armer Leon passen zu einander wie Hand und Handschuh. Herr Andres ist freilich die Hand. Ich freue mich recht, daß sie zusammengekommen sind, wenn auch durch eine so lächerlich-tragische Thorheit meines närrischen Bruders. O Herr Krumhardt, bitte, machen Sie meinen Bruder nicht lächerlich! Man kann auch in einer Stadt wie Berlin noch immer in einem stillen Märchenwinkel aufwachsen, und das sind wir beide, Leon und ich; und mein Papa hat dazu geholfen (meine Mama ist lange tot), daß wir so geworden sind — Leon besonders, den er hat von uns zweien immer die unruhigste Phantasie und Seele. Übrigens ist er doch auch ein rechter, guter Kaufmann. Er führt die Bücher da unten in unserm Geschäft, und Papa ist recht mit ihm zufrieden. Aber Papa ist eigentlich auch sehr mit daran schuld, daß wir so aufgewachsen sind in Einbildung und Träumen. Das hat sich so von einer Generation zur andern weitergegeben, seit wir unter Ludwig dem Vierzehnten nach Brandenburg zu dem Großen Kurfürsten gekommen sind. Ach, Herr Krumhardt, die Kinder des Schneiders des Beaux haben ihr Hausheiligtum und ihre Ritterbuchbibliothek wie der edle Junker Don Quixote von la Mancha. Hat Leon Sie noch nicht hineingeführt? Das wundert mich! Herr Vel— Herr Andres sitzt sehr häufig dort und hat auch schon manches Merkwürdige da gefunden wie er sagt. Soll ich für Sie da auch sagen: Sesam öffne Dich?"

„Das würde sehr liebenswürdig von Ihnen sein, gnädiges Fräulein."

„O, spotten Sie nur über die Firma des Beaux, Vater und Sohn!" —

Es war hier wirklich kein Grund zum Spotten. Das Haus des Beaux hatte nicht nur seinen Salon, seinen Konzertflügel samt reichen Teppichen, Kronleuchtern, schönen Ölgemälden, Kupferstichen und dergleichen, was sonst zum laufenden Tag gehört; es hatte auch seine Bücherei, und in diesem nüchternen Berlin des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts heraus wie aus dem siebenzehnten Säkulum in den Einzelheiten noch viel weiter zurück in den Zeiten und Historien sein Museum. Wie die Leutchen es zusammengebracht hatten, war schon an und für sich ein historisches Wunder.

„Von unseren angestammten Familienheiligtümern haben wir wenig mitbringen können in die Mark," erklärte Fräulein Leonie. „Vieles ist geerbt oder angeheiratet; aber echt ist alles. Papa kommt durch seinen Beruf nicht selten nach Paris, und dann reist er gewöhnlich auch nach Südfrankreich und sein Vater und Großvater haben das auch so gemacht. Papa kommt nie nach Hause ohne sich und

uns Kindern etwas von dorther mitzubringen. Bitte, nehmen Sie Platz!"

Das sah man, als sie sich an dem schwerfälligen, kugelfüßigen, grünbehangenen Studiertische in der Mitte des Gemachs niederließ, daß nicht nur alles umher echt war, sondern daß auch sie zu diesem Raum gehörte, und – ihr Bruder auch.

„Hier sitzen wir denn und denken uns zurück," sagte Leonie. „Dann liegt auch für unseren Vater, oder gerade für den erst recht, der Tag und unser Geschäft wie auf einem anderen Weltball. Und hier ist an Leon und mich alles gekommen, was wir für unser Bestes halten, und was den Leuten mit vollem Recht sehr komisch erscheinen muß, wenn wir damit unter sie geraten. Ich komme wohl nicht in die Verlegenheit; aber mein armer Bruder von seinem Schreibpult im Comptoir drunten leider doch dann und wann, und so neulich wieder in Ihrer Universität, wo Herr Andres so gütig war, sich seiner anzunehmen. Er, Leon, hat es noch nicht recht gelernt, den Traum und das Leben auseinanderzuhalten, und kommt also nur zu oft wie ein geschlagenes Kind nach Hause, und es kostet Wochen in diesem unseren Phantasiestübchen, ehe er sich wieder zurechtgefunden hat in der Welt. Wir haben eigentlich da draußen in der Zeitlichkeit einen großen Umgang, und darunter sucht er denn wie der alte Grieche nach Menschen, die zu ihm passen. Ach, wenn er dann nur ausgenutzt und gehänselt würde, so wollte ich gar nichts sagen; aber er wird auch gekränkt und bis aufs tiefste verwundet, und wenn ich auch die älteste und die vernünftigste bin — ein noch älterer Bruder von uns ist, als ich noch ein ganz junges Kind war, bei Mars la Tour gefallen — so kann ich doch nur allzu oft ihm gar nicht helfen. O, wenn ein Mensch es wert wäre, einen echten Freund zur Seite zu haben, so ist das mein armer Bruder; und jetzt, Herr Krumhardt, nehmen Sie es mir nicht übel, jetzt hält er wieder einmal Ihren Herrn Freund, Herrn Andres, für einen solchen, und ich, ich — ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen kann und ob ich es Ihnen sagen darf: ich weiß nicht, ob ich Freude oder Angst haben soll. Mein Bruder hat so viele Bekanntschaften gehabt, aber dies ist die erste, in der ich mich ganz und gar nicht zurechtfinden kann. O bitte, sagen Sie es sich selber besser als ich es kann! Aber es wäre nicht edel und gut von Ihrem Freunde, wenn er meinen lieben närrischen Leon noch mehr als ein anderer und bloß etwas feiner, also schlimmer, als ein armes Spielzeug behandeln würde."

Es hatte mein Freund Velten, von unserm ersten Zusammenaufwachen im Leben und Vogelsang an, mir nie so ganz und gar mit allem, was in und an ihm war, vor der Seele gestanden, wie in diesem Augenblick. Ich hätte eine Monographie über ihn schreiben und Doktor darauf werden können; aber zu erwidern wußte ich hier und jetzt nichts als:

„Gnädiges Fräulein, da können Sie ganz ruhig sein. Lustig macht sich der nur über sich selber. Da fragen Sie nur im Vogelsang nach. Ich will gerade nicht sagen, daß er einen guten Ruf dort hatte in dieser Hinsicht; aber das war doch einfach bloß darum, weil ihn eigentlich nur drei Leute da ganz genau kannten. Seine Mutter, ich und — Ell — Fräulein Helene Trotzendorff."

„Wohl eine liebe Tante von Ihrem Herrn Freunde?" fragte Leonie, und ich hatte mich wirklich erst einen Augenblick darauf zu besinnen, auf wen die Frage sich bezog. Aber es war ja auch richtig, damals ist Mistreß Mungos Mädchenname zum ersten Male in dem historischen Traumstübchen der Geschwister des Beaux genannt worden.

* * *

Er ist noch oft dort erklungen. Er wurde ein sehr vertrauter Klang da.

„Siehst Du, Karl, man findet überall die Leute, zu denen man paßt. Wie wir hier zusammenhocken, wir vier jetzt, ist das nicht gerade dasselbe, wie damals, als wir drei aus dem Vogelsang auf dem Osterberge im Wald lagen und das niedliche Residenznest über uns hatten. Haben wir heute abend nicht ebenso dies Berlin unter uns? Nur immer über den Dingen bleiben und möglichst wenig von ihnen haben wollen! Fragen Sie nur den Kandidaten beider Rechte hier, Fräulein Leonie. Der steht vor dem Referendarexamen und beantwortet Ihnen jegliche Frage aus und über Banausien mit Eins A. Leon, Sie sind und bleiben ein Riese, und wenn Sie mich noch so schafsmäßig anstarren. Was sagen Sie übrigens zu dem letzten New Yorker Bericht meiner Kleinen, Fräulein Leonie? Das arme Wurm scheinen sie drüben schon sauber eingeseift zu haben; ich wollte, ich hätte sie heute abend auch hier bei uns, um ihr den Kopf zurechtzusetzen. Und Sie würden mir dabei helfen, nicht wahr, Fräulein Leonie?"

„Sie hat Ihnen einen sehr hübschen Brief geschrieben, Herr Andres," sagte Leonie des Beaux leise. „Sie scheint in einem großen Leben zu leben und giebt sich doch alle Mühe, treue — Freundschaft zu halten mit — mit —"

„Dem Vogelsang, dem Osterberge, kurz, der deutschen Kinderstube," lachte Velten. „Das wollte ich ihr aber auch geraten haben," setzte er ein wenig mit den Zähnen auf der Unterlippe hinzu, und dann kaum hörbar für sich: „Sie weiß es ja aber auch, daß ich sie ihr ganzes Leben lang nicht loslasse."

Leonie hatte das letzte Wort aber doch gehört. „Giebt es solch einen festen Griff auf dieser Erde?"

„Was man will, kann man durchsetzen," meinte unser alter Oberlehrer Doktor Langemann auf unserm Gymnasium zu Hause. Fragen Sie nur Krumhardt, Fräulein, der hat sich in seiner Lebensauffassung auch nach dem Wort gerichtet und geht als Sieger zu den Toten."

„Rede kein Blech, Velten!"

„Ich bin niemals mehr gediegenes Erz gewesen als an diesem Abend und unterm Auge des alten Hugenottenpastors und des jungen Albigenserritters da an der Wand. Die haben sie vielleicht ihrer Zeit

lebendig gebraten, aber haben sie nicht noch heute ihre Faust am Kragen hier meines intimen Freundes Monsieur Leon des Beaux aus Albi? Übrigens haben wir, Lenchen und ich, schon lange vor Ihrer Frage, Fräulein Leonie, eine Wette auf dem Osterberge darauf hin gemacht, wer von uns beiden den festesten Griff habe und den anderen zu sich holen werde. Selbstverständlich und naturgemäß hat sie gegenwärtig die obere Hand, und ich werde es meiner Alten zu Hause nicht ersparen können: ich muß hinüber zu ihr nach Amerika." — — — —

Es ist unaktenmäßig in den Akten: wir haben damals solche Unterhaltungen geführt in Leons und Leonies romantischem Zauberstübchen in der Stadt Berlin. Und es sind auch solche Briefe, von denen Velten Andres redete — Briefe, die Helene Trotzendorff hinter dem Rücken von Vater und Mutter geschrieben hatte, dort von Hand zu Hand gegangen. Wie sehr erwachsene, verständige, vernünftige Leute wir draußen in den Gassen der Reichshauptstadt sein mochten, in Leonie des Beaux' Reiche waren wir noch dergestalt unmündig Volk, daß wir die höchsten Ehrenstellen und Sitze im Kinderhimmel des Evangeliums hätten in Anspruch nehmen dürfen. Und wir wußten es natürlich nicht und hielten uns im Gegenteil für außerordentlich weltklug. Fräulein Leonie vielleicht ausgenommen.

Die achtete mit immer größeren, schärferen und — ängstlicheren Augen auf den neuen Freund ihres Bruders, auf den närrischen Velten Andres. Daß es mir freilich damals aufgefallen wäre, kann ich nicht sagen: ich kann es eben nicht genug wiederholen, daß das meiste aus dieser Vergangenheit mir selber erst klar und deutlich wird und einen logischen Zusammenhang gewinnt, wie ich diese Blätter beschreibe und — paginiere.

Ob er, der Junge aus dem Vogelsang, je in seinem Leben einen Begriff davon bekommen hat, was diese großen, anfangs so freudigen, dann mehr und mehr ernsten, traurigen Augen für ihn bedeuteten, weiß ich nicht. Wie viele treu besorgte Blicke aus lieben Augen gehen einem verloren, während man auf das Zwinkern, das Schielen und Blinzeln der Welt rundum nur zu genau achtet und sich sein Teil Ärger, Kummer, Sorgen, Verdruß und Verzweiflung daraus holt!

Seltsamerweise hatte Leonie des Beaux das größte Vertrauen zu mir, und durch mich wußte sie allgemach ebenso gut als ich, wie es im Vogelsang aussah, oder vielmehr (schon damals) ausgesehen hatte. Sie kannte nicht bloß die Familie Krumhardt, Vater, Mutter und Sohn, sondern sie kannte auch den alten Hartleben und Mistreß Trotzendorff — letztere in ihrer Verdunkelung wie im blendendsten Glanze. Sie hatte an jeder grünen Hecke mitgelehnt, in jeder Gartenlaube mitgesessen; sie kannte den Osterberg und die zierlichen Promenadenwege und Bänke am Rande des Waldes, und die Aussicht auf die kleine zierliche Residenz drunten im Thal. Wovon sie aber am genauesten Bescheid wußte, das war — seine Mutter, die Frau Doktorin Andres und ihr Häuschen — neben uns an, hinter dem nächsten nachbarschaftlichen lebendigen Liguster=, Stachel= und Johannisbeerzaun zwischen Mein und Dein im Hypothekenbuch. Ja, wie ich das jetzt schreibe, erfahre ich es erst, wie gut sie bei seiner Mutter Bescheid wußte — damals — und wie sie vom Keller bis zum Dache sich in dem kleinen Hause unter dem Osterberge zurechtgefunden haben würde, wenn man ihr den Thürgriff in die Hand gegeben hätte. Ach, wie häufig geschieht das, daß wir seufzen: „Ja, wenn das und das gewesen wäre, so hätte sich alles so leicht zum Besseren — zum Besten wenden können! Es war ja so einfach, es lag ja so vor der Hand! Man brauchte in der und der Stunde, in dem und dem Augenblick nur zuzugreifen, um das Richtige für einen ganzen langen, guten, glückseligen Lebensweg zu treffen. Eine Wendung von der Rechten nach der Linken, oder umgekehrt, genügte vollständig, wenn wir nicht so blind, so dumm gewesen wären!" — Was wissen wir aber eigentlich hierüber? — — — — —

Das Verhältnis zwischen Velten und Leon, dem besten klarsten Kopfe des Vogelsangs und dem besten harmlosesten und verworrensten der Stadt Berlin, vertiefte sich ebenfalls immer mehr. Für dieses weiß ich kein edleres und schöneres Gleichnis als das sehr edle und sehr schöne: Die Freundschaft zwischen einem lieben, klugen, bis in den Tod und das Lächerlichwerden getreuen Hunde und seinem Herrn, Eigentümer und — besten Freunde. Damals!

In Velten Andres hatte der arme glücklose, reiche Haussohn aus dem Schneiderladen alles gefunden, was er bis dahin in Berlin und der weiten Welt außerhalb des Familienzaubertums vergeblich gesucht hatte — einen von der allgemeinen Heerstraße gleich ihm verlaufenen Genossen, der in der rechten Weise über ihn lachte und ihm mit jedem Lachen und Lächeln und durch jeden kameradschaftlichen Schlag auf die Schulter, jedes Zupfen am Ohr das Herz mit in die Höhe hinaufnahm. Nein, das Herz nicht; nur den Kopf. —

Kein Hund und keine Liebende konnten um diese Lebensstunde auf den Geliebten, den Herrn und den Freund genauer achtgeben, besorgt=freudiger auf jedes Wort, jeden Wink, jede Bewegung beim stillen Nebeneinander und im menschenvollen Gesellschaftszimmer, kurz, bei jeder Lebenskomödienscene passen, als Leon und Leonie des Beaux auf alles, was Velten Andres sagte und that, oder — nicht sagte und nicht that. Daß er das so deutlich wußte wie ich, glaube ich nicht: sein späterer Lebensweg spricht dagegen. Er war es eben zu sehr gewöhnt, daß die Leute ihm nachsahen, und er nicht über sie hinweg, sondern durch sie durch in seine Welt hinein auf seine Weise, die nur sehr selten mit der — unsrigen übereinstimmte. Mit der unsrigen! denn wie oft habe ich schon zu Hause, im Vogelsang, den Vernünftigen dort Recht geben müssen, wenn sie meinten: „Der Junge ist rein verrückt!" —

Es war ein wunderlich behagliches Leben dort bei der Frau Fechtmeisterin Feucht in Veltens erstem Studentenstübchen und in des alten deutsch=französischen Schneidermeisters und seiner Kinder Zaubererinnerungs=

raum. Von außen sah man es dem Hause in der Dorotheenstraße wahrhaftig nicht an, was es in seinem innersten Innern barg. Daß ich, ein deutscher Studiosus der Jurisprudenz, nach Berlin gekommen sei, um mich in meiner Wissenschaft daselbst noch mehr zu vervollkommnen, ging mir von Tag zu Tage mehr aus dem Begriff verloren. In dieser Beziehung war es ein Glück zu nennen, daß mein Aufenthalt mir nur kurz von meinem Vater bemessen worden war. Die einzige, der ich zu Hause dieses Semester hätte begreiflich machen können, war die Frau Doktorin Andres. Die aber wußte natürlich schon sehr Bescheid, wies auf einen Haufen Briefe aus der Reichshauptstadt und lächelte:

„Ja, ich weiß schon. Daß sich das Kind wieder zu den Seinen finden würde, wußte ich."

Mit einem leisen Seufzer und *seinem* Blick über die nächste Nähe fügte sie hinzu und glaubte fest an ihr eigen Wort:

„Du kennst ihn ja, lieber Karl, und weißt, wie wenig Einfluß ich von jeher auf ihn gehabt habe."

So reden die Weiber, wie sie das Glück und das Elend, das Beste und das Schlimmste auf diesem Erdball weitergeben! —

* * *

Er ist doch mein Freund gewesen und ich der seinige. Ich habe sein Leben mit erlebt, und doch, gerade hier, vor diesen Blättern, überkommt es mich von Seite zu Seite mehr, wie ich der Aufgabe, davon zu reden, so wenig gewachsen bin. Ich habe alles erreicht, was ich erreichen konnte; er nichts — wie die Welt sagt — und — wie ich mich zusammennehmen muß, um den Neid gegen ihn nicht in mir aufkommen zu lassen! Was kann ich heute an seinem Grabhügel anderes sein, als ein nüchterner Protokollführer in seinem siegreich gewonnenen Prozeß gegen meine, gegen *unsere* Welt? Was aber würde erst sein, wenn ich auch nicht mein liebes Weib, meine lieben Kinder gegen diesen „verlorengegangenen", diesen — besitzlosen Menschen mir zu Hilfe rufen könnte? —

Wie gesagt, ich mußte nach Haus ins erste juristische Examen und ließ ihn in Berlin, in einer Gesellschaft, oder besser Genossenschaft, die damals schon nicht mehr aus der Familie des Beaux bestand.

Das Beste aus dem Vogelsang, der Form wie dem Gehalt nach, in der Dorotheenstraße zu Berlin! Wie in dem Stübchen der Frau Fechtmeisterin die Trophäen des alten, seligen Jenensers Lanistra, oder wie Leon ihn in seinen Chroniken fand: Maistre escrimeur, ihr innerlichstes Behagen durch ein leises Schüttern und Klirren ausdrückten! Wie die Frau Fechtmeisterin manchmal ihren „närrischsten und liebsten dummen Jungen" am Ohr nahm und rief: „Jetzt hören Sie aber auf, Sie junger Schulfuchs! Sind wir die sieben Schwaben an einem Spieß, oder sind wir die vier Haymonskinder auf einem Gaul? Ich weiß es wirklich nicht. Und Sie, Fräulein Leoni? Geht es Ihnen auch so wie mir, daß Sie nie recht wissen, was das Menschenkind eigentlich für Ernst nimmt? Ja, ob er jemals in seinem Leben schon irgend was für Ernst genommen hat? Ich für mein Teil habe mir seit lange nicht so oft wie jetzt meinen Seligen hergewünscht, um diesem jungen Leichtsinn und Phantastikus den richtigen Waffensegen zu geben, daß die Philister ihn uns nicht auf seinem Lebenswege zum Krüppel geschlagen im Chausseegraben liegen lassen. Velten, Velten, nehmen Sie das Wort der Fechtmeisterin Feucht drauf an, daß sie ihrer Zeit manche gute Klinge aus mancher festen Faust hat schlagen sehen. Nicht alles, was auf der Mensur in den Lüften blitzt und leuchtet, sitzt nachher auf die richtige Weise und bringt eine saubere Abfuhr zuwege. Da mag man doch aufs Tapet bringen, was man will, Herr Andres: solch ein armer, unschuldiger, pudelnärrischer Draufgänger, mit der Gabe den Spieß zu ärgern, wie Sie, ist mir weder in Jena noch hier in Berlin, noch sonst in meinem lieben, langen Leben vorgekommen. Den Herrn Leon frage ich nicht um seine Meinung; aber was ist Ihre Ansicht, Fräulein des Beaux?"

„Man kann auch unter den Fußtritten der Leute auf der Landstraße und in der Gasse auf Salas y Gomez sterben," sagte Leonie des Beaux leise. Damals ging das Wort an mir vorüber in der lachenden, lustigen Unterhaltung, wie das so gewöhnlich ist, und ich habe mich vielleicht höchstens einen kurzen Augenblick darüber verwundert, wie das Mädchen dazu kam. Heute haftet mein Blick, von meinem Schreibtisch aus, über das benachbarte Hausdach hinweg, auf einer bewaldeten Hügelkuppe. Das ist der Osterberg, auf dem wir, da wir noch Kinder waren, die Sternschnuppen, die Thränen des heiligen Laurentius, fallen sahen, und es versuchten, bei jedem fallenden Funken einen Wunsch zu haben, um ihn in Erfüllung gehen sehen zu können.

Einen Tod auf Salas y Gomez, das heißt einen einsamen Tod, aber — nach dem Wege und Siege des Welteroberers wünschte sich Velten Andres damals.

Sein Wunsch ist ihm erfüllt worden! Er hat die Welt überwunden und ist mit sich allein gestorben. — — — — — — — — — — — — — — —

Also, wie gesagt, ich ließ ihn in Berlin, bestand zu Hause ehrenvoll, und wie es mein Vater auch gar nicht anders erwartet hatte, mein erstes juristisches Examen, wurde der nächsten Behörde, die eine Lücke für mich aufzuweisen hatte, als rechtskundiger Katechumene zugeteilt, entsprach den Anforderungen meiner Vorgesetzten und sah, wie mein Papa, dem zweiten „stärkern Licht", das heißt der nächsten Prüfung, mit nicht ungerechtfertigtem Vertrauen entgegen. Er kam einige Male in den Ferien zu seiner Mutter heim, und stellte dem Vogelsang sowie der Residenz seinen Freund, Herrn Leon des Beaux, vor, indem er ihm sein Bett in seinem Schülerstübchen unterm schrägen Dache der Frau Doktorin abtrat, selber auf dem Sofa kampierte und (auch durch mich) in der Hauptstadt verbreitete: den Titel „Vicomte" habe die Familie

im Laufe der Jahrhunderte einschlafen lassen, aber die französische Republik erkenne ihn heute noch an, und der schüchterne junge Mensch habe für jeden, der ihn zu nehmen wisse, einen unbegrenzten Kredit bei seinem Herrn Vater in der Tasche.

„Das geht ja noch über Schlappe!“ seufzten unsere Zeitgenossen in der Heimat, fügten jedoch beruhigt hinzu: „Na, er wird wohl wieder nichts damit anzufangen wissen und seine guten Karten nicht aus Dummheit, sondern purer Suffisance abermals aus der Hand geben.“

„Was haben Sie den Herrschaften hier eigentlich über mich aufgebunden?“ fragte wohl (und hatte das Recht dazu) der Sohn und Erbe des jetzt wohlhabendsten und berühmtesten Schneidermeisters von Berlin an der Spree, in gewohnter, schüchterner Verlegenheit die Hände aneinander reibend. „Die Leute sind doch ganz gewiß nicht meinetwegen so liebenswürdig gegen mich an diesem entzückenden Orte.“

„Bloß Ihretwegen, Leon! Ich habe nur beiläufig fallen lassen, daß Sie mein guter Freund sind, und daß mir Ihr Herr Vater sein Haus und einen Credit illimité, das heißt Riesenpump, bei sich eröffnet habe. Krumhardt kann das bezeugen, und unsere Alte da auch, Monsieur le vicomte.“

„Ja, ja!“ lachte die Frau Doktorin Andres. „Beruhigen Sie sich aber nur, mein lieber Freund; solchen schlimmen Ruf unter den Leuten können Sie sich schon gefallen lassen. Es ist noch nicht die schlimmste Art, um verlegen zu werden, wenn einem die Leute in den Gassen nachgucken.“

„Monstrari digito,“ entfuhr mir selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich fuhr Velten Andres fort im Citat:

„Et dicier Hic est!“ fügte aber natürlich hinzu und zwar grinsend: „Herrje, er weiß auch hierfür ein Citat! Leon, wünschen Sie heute nachmittag im Kasinokonzert den vornehmen Fremden zur Darstellung zu bringen, oder legen Sie sich lieber mit mir in den Wald am Schluderkopfe und wehren mir die Fliegen ab?“

„Aber Velten?!“ murmelte selbst die Nachbarin Andres; doch ihr Sprößling meinte:

„Ich arbeite ja dabei an seiner Bildung, Mama. Na, wie ist's, Leon? Und wie ist's mit Dir, Auskultatore oder zu deutsch: Aufmerker, auch, nach Heyses Fremdwörterbuch: Sitzungszuhörer?“

Auch ich verzichtete auf das Gartenkonzert der bessern oder besten Gesellschaft des Städtleins, und so durchstreiften wir die Wälder auf den Hügeln auch diesmal wieder wie in unserer Knabenzeit, und unsere Kameradin, Helene Trotzendorff, ging wieder mit uns. Velten hatte wieder einen Brief von ihr in der Tasche, über den er mit seiner Mutter schon manches gesprochen hatte, und von dem er nunmehr auf dem Schluderkopfe auch uns genauere Mitteilung machte. —

Wir hatten heute alle unsere Kindermärchenwinkel in unserm frühern Zauberreich wieder aufgesucht, der Freund und ich, und uns vor dem „hohen Gast aus der Reichshauptstadt“ nicht im mindesten geniert. Vor wem hatte sich übrigens Velten Andres auch je in irgend einer Weise geniert?

Er hatte uns geführt. Von Busch zu Baum, vom Fels zum Weiher durch den ganzen Zauberwald mit einem fortwährenden „Weißt Du noch, Karlchen, hier? Erinnerst Du Dich noch, Krumhardt, da?“ bis auf den Schluderkopf zu einem kurios verästelten hohen Eichbaum, an dem freilich für die drei Nachbarkinder aus dem Vogelsang ein wirkliches Abenteuer hing —

Hier hatte sie sich einmal verklettert, und ihm war es nicht möglich gewesen, sie aus den Lüften und schwankenden Zweigen wieder herunterzuholen und ihr zu festem Boden unter den Füßen zu verhelfen: ich hatte in die Stadt hinunter nach Beistand laufen und den Nachbar Hartleben mit seinen Leuten und mit Stricken und Leitern zu Hilfe rufen müssen.

* * *

Die Sonne war schon im Untergehen; sie leuchtete aber auf dieser Höhe noch durch den Buschwald und die Wipfel glühten in ihrem Scheine. Wir zwei aus dem Vogelsang lagen in dem hohen Grase, Leon des Beaux saß auf einem Baumstumpfe, hatte auf den Knieen die feinen Aristokratenhände zusammengelegt, blickte zum Zenith und träumerisch in die Runde, sah auf den Freund und seufzte:

„O, Herr — wenn ich es doch nur sagen könnte, wie mir zu Mute ist. Welch ein wundervoller Tag das wieder war —“

„Für einen Menschen, der mit Stangen im Land der Goldorangen und Citronen, im Orient und am Nordkap war, aus Albi stammt, den Großen Kurfürsten in Germanien zum Paten hat, den geschmackvollsten und nahrhaftesten Schneider von Berlin zum Papa, sich Leon des Beaux nennt, und als königlich preußischer Kommerzienrat dermaleinst einen wirklichen Künstler mit der Schöpfung seines Grabdenkmals beauftragen wird! Leon, das Wundervollste ist doch noch für Sie zurück und kommt jetzt erst. Der Abend ist freilich schön genug dazu.“

Er, Velten Andres, sprach das so mürrisch, so verbissen giftig, daß ich mich auf dem Ellbogen emporstemmte, um ihn besser betrachten zu können, und Leon ihn fast ängstlich anstarrte.

Er, im Grase liegend, die Hände unterm Kopf, zog die bei der Rettung meines Schwagers „Schlappe“ halbgelähmte drunter hervor, wies in die Höhe:

„Der Ast da oben war es, Carlos! Da hatte sie sich verklettert, hing, klammerte sich an und kreischte. Ich schlafe ziemlich traumlos, aber meine Blamage von dem Tage kommt mir doch dann und wann immer noch nachts im Schlafe. Das war der meinige — mein Ast meine ich! Was durch Nachklettern und naturhistorisch als Wickelaffe zu leisten war, glaube ich möglich gemacht zu haben. Meine erste wirklich verlorene Lebensschlacht, des Beaux! Den Krumhardt, den höre ich noch zetern, ehe ihm der einzig richtige Philistergedanke kam und er zu

Thal stürzte, den Nachbar Hartleben herauf- und uns herunterzuholen. Wißt ihr, Kinder, so ist der Mensch: diesen Baum und was dran hängt, werde ich bei keiner Lebens-, Haupt- und Staatsaktion mehr los: es ist das erste Mal gewesen, daß ich des Menschen Unzulänglichkeit auf dieser Erde auch an mir in Erfahrung gebracht habe. Kein geschlagener Held, kein verblüffter Philosoph hat mich auf seinem Schlachtfelde oder in seinem System seit dem Nachmittag was Neues zu lehren. Es ist nichts mit dem Heroentum in dieser Werkeltagswelt, Leon, und deshalb bin ich seit heute morgen fest entschlossen, Helm und Harnisch an den Nagel zu hängen, jeglichen Federbusch als Staubwedel zu vergeben und vor allem das gelahrte Tintenfaß in den Gossenstein zu gießen, den Plato und den Aristoteles zuzuklappen und Schneider zu werden! Meine Alte billigt meinen Entschluß; an Ihren Papa habe ich bereits geschrieben, des Beaux. Was fällt Euch an? Entzückung oder Schmerzen?"

Wir standen aufrecht auf den Beinen, Leon und ich, und stierten auf ihn herunter.

„Bist Du nicht bei Troste, Velten?"

„Wie gewöhnlich! Sonst aber nur ein neuer Unsinn von dem Schlingel! würde der Vogelsang sagen," lachte der wirkliche Heros des Vogelsangs, sich nur noch etwas behaglicher unter der Eiche, in der sich einst Fräulein Helene Trotzenborff verklettert hatte, zurechtlegend. „Ja, so ist es, meine Herren! So halten wir uns für frei und werden an Ketten geführt. Und die eisernen sind nicht die unzerreißbarsten; jeder im Spinnweb zappelnde Brummer kann darüber nachsagen. Sie und Ihre liebe Schwester, Leon, ebenfalls, aber gottlob mit feuchtseligen, närrischen Traumaugen — ich bitte Sie, des Beaux, sehen Sie nicht so dumm aus: es verhält sich so! Es ist wahrlich keine kleine Vergünstigung der Götter, wie Ihr guten Kinder im blauen Himmel der Provence an Euren Goldfäden über der Mark Brandenburg und der Stadt Berlin schwingen zu dürfen!.. Krumhardt, Dein Protokollführergesicht ist mir niemals so sympathisch gewesen wie in diesem Augenblick! Wenn Du dereinst Deinen Kindern von Deinem Jugendfreunde erzählst, so vergiß nicht, mit melancholischem Kopfschütteln zu seiner Entschuldigung anzuführen: Der arme Tropf konnte nichts dafür; das Mädel hatte ihm eben eines ihrer Goldhaare durch die Nase gezogen und zog ihn daran sich nach; — so wurde er zum Schneider und ging für die Wissenschaft verloren drüben in der Atlantis. Der Baum steht nicht umsonst da, und ich liege nicht ohne Grund hier unter ihm. Drunten im Vogelsang sitzt meine Alte vor ihrer Korrespondenz mit Amerika, und hier in der Tasche trage ich den letzten Brief Miß Ellens aus Saratoga: das Mädchen verklettert sich noch einmal, und ich muß ihr wiederum nach; es ist keine Hilfe und Abwehr dagegen!"

Auch er stand jetzt auf den Füßen. Ich hatte ihn nie so schön, stolz und grimmig gesehen. Er hob wie drohend die gesunde rechte Faust zu dem schicksalvollen Geäst über uns auf, zu der luftigen Höhe, in der sie voreinst gehangen hatten, die zwei Kinder aus dem Vogelsang, in zitternder, wimmernder Todesangst und im ohnmächtigen, vergeblichen Ringen mit der Unmöglichkeit, Hilfe zu schaffen.

„Willst Du uns den Brief nicht lesen lassen, oder vorlesen, Velten?"

Er holte ihn zögernd aus der Tasche, hielt ihn mir hin und zog ihn rasch zurück.

„Nein! Man muß zu viel zwischen den Zeilen lesen. Was könnt Ihr davon wissen? Du gar nichts, Karl; vielleicht noch eher etwas der Träumer Leon da. Es ist aber Unsinn; schade, daß wir nicht Ihr Fräulein Schwester hier mit uns haben, des Beaux. Die würde freilich mit ihren lieben, treuen, klugen Augen am klarsten sehen. Meine Mutter meint, das Kind sei für uns verloren, der Aff' habe sich schon zu hoch für den Vogelsang verstiegen und Mr. Charles Trotzenborff sein Recht an ihn mit Zinsen genommen. Möglich! Aber was hilft ihre Überzeugung mir? Ich höre das arme Ding zwischen seinen lachenden Zeilen kreischen und meinen Namen rufen wie damals dort oben auf dem Ast. Wie damals muß ich ihr nach! Aber diesmal wirst Du nicht zum Nachbar Hartleben um Stricke und Leitern herunterlaufen dürfen, alter Junge. Ich hole sie mir aus ihrer Verkletterung diesmal ohne fremde Hilfe. Niemals habe ich in meinem Leben etwas so sicher gewußt wie das! Jawohl, wenn Ihre Schwester, wenn Leonie hier wäre, die würde mit den rechten, mit meinen Augen zwischen den Zeilen des albernen Geschmiers lesen und mir den rechten Waffensegen geben. A la rescousse, mon preux chevalier! Und somit bleibt es dabei: ich werde dem fernen Westen nicht bloß als deutscher Doktor der Weltweisheit, sondern auch als internationaler Reisender in Herrenkonfektion imponieren. Für ein halbes Jahr müssen Sie mir schon Ihren Comptoirstuhl im Geschäft Ihres Herrn Vaters überlassen, Messire Leon des Beaux. Bei der Frau Fechtmeisterin Feucht reden wir demnächst noch das weitere hierüber. Jetzt aber sage ich Dir, Krumhardt, sieh Du nicht so dumm aus!"

Drunten im Thal sagte seine Mutter zu mir:

„Der arme Junge! Er hat Dir erzählt, was er jetzt vor hat, Karl, und es nutzt nichts, ihm dagegen mit tausend Gründen zu kommen. Und ich lasse mich leider Gottes nur zu gern mit meinem Besserwissen beiseite schieben. Da liegt der Briefwechsel, den ich mit meinem armen Kinde geführt habe, die Jahre durch: es ist die gewöhnliche tragische Posse. Die Welt der Gewöhnlichkeit, der Gemeinheit gewinnt es uns wieder ab, die Firma Trotzenborff behält ihr Recht; aber der Geist Gottes schwebt zu allen Zeiten über den Wassern und bezeugt sein Recht auf jede Weise, auch die wunderlichste. Auch die Illusion gehört eben zu seinen Mitteln, die Erde grün zu machen und schön zu erhalten, und Dein närrischer Schulgenoß läßt nicht von seinen Illusionen, lieber Karl. Er kann das Mädchen noch nicht aufgeben, und er sagt die Wahrheit, wenn er meint, daß auch sie noch immer nur auf ihn wartet und nach ihm um Hilfe aussieht. Möchte ich das ändern, wenn ich's könnte? Nein, nein! Ganz gewiß nicht! Auch ich halte ja, Gott sei Dank, meine Illusionen

noch immer fest, wenn auch nicht mit seinem lachenden Herzen. Sie ist ja auch in Eurer Kinderzeit zu meinem Kinde geworden, und ich weiß, was sie wert ist, und unter allen Umständen — ja allen — wert bleiben wird. Auch wenn sie ihm verloren geht. Wenn er fern sein wird, habe ich Zeit, mir das, nicht bloß in schlaflosen, sorgenvollen Nächten, sondern auch da, an meinem Fensterchen im Sonnenschein, zurechtzulegen. Dein guter, treuer Vater, lieber Krumhardt, sitzt hier jetzt häufiger als sonst bei mir und erzieht noch wie sonst an mir und meinen Kindern; jetzt meint er, mein Junge habe nun den ersten praktischen Einfall in seinem Leben gehabt. Soll da unsereine trotz ihrer Sorgen und Ängste nicht lachen? Euer netter, reicher, junger Freund aus Berlin, mein lieber Freund, Euer Herr Leon, hat uns auch in dieser Hinsicht einen großen Dienst erwiesen. Er hat ihn, ich meine Deinen guten Papa, wenigstens zu einem kleinen Teil mit der Unzurechnungsfähigkeit meines Velten ausgesöhnt. Ach Gott, von welchen Mächten werden wir doch beherrscht und hin- und her gezogen? — ‚Ich hätte den Burschen nie für so praktisch gehalten und es soll mich schon freuen, Frau Nachbarin, wenn ich mich wenigstens zur Hälfte geirrt habe,‘ sagt er, Dein Herr Vater, seit er in Erfahrung gebracht hat, daß auch große, wirkliche Geschäftsmänner etwas von ihm halten und ihn gar auf seinen närrischen Wegen fördern. Sieh, Kind, ich rede ja nur so offen und frei mit Dir, weil Du von uns allen hier im Vogelsang der einzige wirklich Verständige bist und mit Deinem Herzen und Gemüte doch auch zu mir und Helene und Deinem Freunde gehörst — weil Du zu meinen Vogelsangkindern gehörst! Also nimm Dir aus dem Unsinn, den ich schwatze, heraus, was Du dermaleinst vielleicht brauchen kannst, um uns unser hiesiges Recht, wenn nicht vor der weiten Welt, so doch vor Dir selber, angedeihen zu lassen. Denn sieh, eben weil ich nicht an das Glück meines Velten im Sinne der Welt glaube, so möchte ich gerade deshalb, als seine arme, angstvolle Mutter, einen haben, der in der richtigen Weise, wenn keinem anderen, so doch sich selber von uns mit vollem Verständnis erzählte und sich all unser Schicksal zurechtlegte.“

* * *

Es ist kein größeres Wunder, als wenn der Mensch sich über sich selbst verwundert.

Wie habe ich dieses Manuskript begonnen, in der festen Meinung von einer Erinnerung zur andern, wie aus dem Terminkalender heraus, nüchtern, wahr und ehrlich farblos es fortzusetzen und es zu einem mehr oder weniger verständig-logischen Abschluß zu bringen. Und was ist nun daraus geworden, was wird durch Tag und Nacht, wie ich die Feder von neuem wieder aufnehme, weiterhin daraus werden? Wie hat dies alles mich aus mir selber herausgehoben, mich mit sich fortgenommen und mich aus meinem Lebenskreise in die Welt des toten Freundes hineingestellt, nein, geworfen! Ich fühle seine liebe Hand auf meiner Schulter und sein weltüberwindend Lachen klingt mir fortwährend im Ohr. Ach, könnte ich das nur auch zu Papier bringen, wie es sich gehörte; aber das vermag ich eben nicht und so wird mir die selbst auferlegte Last oft zu einer sehr peinlichen, und alles, was ich über den Fall: Velten Andres thatsächlich in den Akten habe und durch Dokumente oder Zeugen beweisen kann, reicht nicht über die Unzulänglichkeit weg, sowohl der Form, wie auch der Farbe nach.

Als ich als Assessor an unserem heimatlichen Stadtgericht ihn wieder in Berlin aufsuchte, hatte er sein Lebensmärchen ferner wieder richtig wahr gemacht und saß über den Geschäftsbüchern des Vaters des Beaux als der „merkwürdigste Volontär, der mir jemals vor Augen und ins Comptoir gekommen ist,“ wie der alte liebenswürdige Herr meinte.

„Sie glauben es aber nicht, Herr Assessor,“ fügte er hinzu, „wie mein Sohn an ihm hängt, aber noch weniger, daß meine Tochter, meine Leonie, es gewesen ist, die für alle meine Bedenklichkeiten das Gegenwort hatte und stets behauptete: was der junge Herr vor habe, sei keine Thorheit, Schnurre und Grille, sondern er wisse wohl, was er wolle, und sie würde an seiner Stelle ganz gewiß ganz dasselbige wollen. Er will es nämlich versuchen, in den Vereinigten Staaten sein Glück zu machen, und da hat er ja auch wohl recht. Mit unserm deutschen Doktor der Philosophie würde es da drüben in dieser Hinsicht wohl etwas langsam gehen. Dergleichen geistigen Überfluß schickt ihnen das alte Vaterland schon etwas sehr reichlich hinüber und so ein alter deutscher Schneidermeister hat vielleicht auch seine Verbindungen in der neuen Welt und kann einem armen, strebsamen Teufel möglicherweise eher zu einem auskömmlichen Unterkommen verhelfen. Als von einem armen Teufel darf ich freilich meinen Kindern nicht von Ihrem Herrn Freunde sprechen, Herr Assessor; also, bitte, erwähnen Sie von diesem meinen Ausdruck nichts gegen sie. Wir sind eben eine wunderliche Gesellschaft in diesem Hause, das Hinterhaus eingeschlossen. Manchmal denke ich, die einzige Vernünftige von uns allen sitzt da hinten hinaus, nämlich diese Frau Fechtmeisterin. Na, schlägt die aber auch die Hände über unsern Doktor zusammen! Sie habe doch in Jena und sonst auf ihren Universitäten manchen kuriosen Gesellen kennen gelernt, aber so einen verrückten wie ihren Freund Andres noch nicht, meint sie. Das einzige Glück ist, daß sie sich doch nicht ausnimmt, wenn sie von der Kolonie — der Narrenkolonie redet, die sich hier in der Dorotheenstraße zusammengefunden habe. Die einzige übrigens, die mir bei der Geschichte wirkliche Sorge macht, Herr Assessor, das ist meine Leonie. Mein Junge findet sich schon noch zurecht im praktischen Leben, denn auch dazu haben wir von der Kolonie, diesmal meine ich unsere französische, die Anlage unserm Kurfürsten seiner Zeit mitgebracht und zur Verfügung gestellt. Wird er nicht Kommerzienrat, so wird er doch Kommissionsrat, oder das Geschäft macht ihn dazu, ob er will oder nicht. Aber das

Mädchen — was von Eu— unserm deutschen Blut in das im Laufe der letzten zwei Jahrhundert hereingekommen ist, das entzieht sich vollständig meiner Berechnung. Meinen armen Leon verstehe ich zur Not noch ziemlich genau aus mir selber; aber meine Leonie — lieber Herr Assessor, ich wollte viel drum geben, wenn ich sagen dürfte, daß ich auch ihren Sprüngen folgen könnte. Hieße sie nicht noch wie wir anderen des Beaux, so merkte es der doch keiner von uns königlich preußischen Staatsbürgern mehr an, daß sie auch einer sogenannten Tanzmeisternation entsprungen sei. Ich habe ja gegen den Verkehr mit dem Hinterhause nicht das Geringste einzuwenden; aber etwas zu viel ist's mir doch, daß sie nur bei der Frau Fechtmeisterin zu finden ist, wenn man nach ihr fragt und sucht. Ich nenne sie oft nur la Belle au bois dormante, wenn ich wieder einen von meinen Jungen oder Leuten habe hinschicken müssen, um sie in das gewöhnliche Leben heimzuholen." — —

Da war wieder der lärmvolle Hof, auf dem die vornehmsten Rosse der großen Hauptstadt dem berühmtesten Husarzt und seinen Gehilfen in die Kur gegeben wurden. Da war wieder der dunkle Eingang und die steile, enge Treppe, die zu der Frau Fechtmeisterin Feucht und ihrer wechselnden studentischen Mieterschar hinaufführte. Die Thürglocke hatte noch denselben schrillen Klang wie früher, und was die Thür öffnete, war noch dasselbige ritterliche Zwergenweiblein wie früher, und wer sich am wenigsten verändert hatte, das war die Frau Fechtmeisterin Feucht; und wie immer mit dem Strickzeug in den Händen und dem dazu gehörigen Garnknäul unterm linken Arm: wohin kommen alle die Strümpfe, die solche liebe, auf dem Altenteil und ihren Erinnerungen sitzende alte Damen stricken? Von denen, die aus den Händen der Frau Fechtmeisterin hervorgingen, hätte es manch ein akademischer Bürger der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin durch manch ein Semester statistisch ganz genau nachweisen können. —

Sie erkannte mich nicht gleich. Es lagen ja zwei Staatsexamen zwischen unserm letzten Zusammensein und dem heutigen Besuch.

„Sie?" rief sie dann. „Also endlich? Wenn ich nach einem Menschen auf Erden ausgesehen habe, so sind Sie das."

Und mir die Thür ihres Stübchens öffnend, schob sie mich hinein.

„Da haben wir den zweiten aus dem Vogelsang, Leonie. Jetzt aber auf die Mensur mit mir, Assessor Krumhardt. Sehen Sie wohl, daß Ihnen die Schmarre über der Nase daheim bei Ihren Leuten am grünen Tisch nichts geschadet hat! Und der andere Tresenhüpfer und Ellenreiter drunten bei des Beaux Sohn und Nachfolger! Sie kennen doch Fräulein Leonie des Beaux noch, Herr Kommilitone?"

O, wohl kannte ich sie noch! Das liebe Mädchen erhob sich wie sonst aus ihrem Sessel, der kuriosen, greisen Freundin gegenüber, sie schien mir noch ruhig-schöner, stattlich-vornehmer geworden zu sein und lächelte:

„So leicht vergißt man doch wohl seine guten Freunde nicht, Mama Feucht! Vorzüglich wenn man aus dem Vogelsang —"

„Nach Berlin kommt und endlich einmal wieder die weißeste Hand aus dem Roman von der Rose küssen möchte."

Sie reichte sie mir lächelnd, aber nicht zum Kuß, und sagte: „Hier, Herr Assessor, wie sonst aus der Schneiderwerkstatt und dem Herzen der Romantik heraus; seien Sie uns willkommen. Da mit der alten Treue unser altes, närrisches Spielzeug doch auch sein Recht bei Ihnen behalten hat, Messire Charles du Pré-aux-clercs."

„Von der Schreiberwiese!" rief ich, die feine Ironie wohl verstehend. „Jawohl, jawohl, gnädiges Fräulein! Und der Chevalier sans peur et sans reproche da unten im Vorderhause hinter den Geschäftsbüchern des Herrn Kastellans, sitzt heute besser zu Roß auf seinem Dreibein, mit der Feder hinterm Ohr, als je ein Rittersmann, der in Stahl und Eisen auszog für das Trecrestien, franc royaume de France; und die Frau Fechtmeisterin Feucht ist schon abgef — geschlagen, noch ehe sie sich recht ausgelegt hat für ihr Rittertum von der Saale."

„Wenn ein junger Mensch zuerst doch nach Jena gehörte und vom Hausberge und dem Fuchsturm in die Welt hätte hineinsehen müssen, so war das doch mein Herr Velten," seufzte, zugleich verdrossen und betrübt, die Frau Fechtmeisterin. „O, dies Berlin! Wie kann ein deutscher Student mit Berlin sein Dasein anfangen und in Berlin hängen bleiben? Und noch dazu ein Kind mit solchen Naturgaben wie dieses, das meinen Seligen zu Rührungsthränen gebracht haben würde; — trotz seiner lahmen Linken der beste Schläger, den sie jetzt hier haben, und — verkriecht sich nun hinter einem Comptoirtisch! Der Kalk fällt mir darüber von den Wänden."

„Da hat die Frau Fechtmeisterin recht," lächelte Leonie. „Die Wände drüben in Ihres Herrn Freundes Stube, erzählen freilich mit Jammer von den Triumphen, die dort die hohe Kunst gefeiert hat! Und versuchen Sie sich nur mit meinem Bruder, Herr Assessor. Die Welt kehrt sich freilich gänzlich um: der Schneider geht auf die Mensur, und Germaniens Heldenjugend, wenn nicht auf den Schneidertisch, so doch in die doppelte Buchführung und —"

Eben hatte sich draußen in der Vorsaalthür ein Schlüssel gedreht und ein Schritt erklang im Gange. Die junge Dame errötend und wie erschreckt brach ab in ihrer Rede.

„Baissez-vous, montagnes,
Haussez-vous, vallons!
M'empêchez de voir
Ma mi' Madelon,"

klang es draußen aus einem französischen Volksliede, das uns vordem Leonie des Beaux in ihrem Salon im Vorderhause dann und wann zum Flügel gesungen hatte.

„Da haben wir ja die Tafelrunde aus den Contes de ma mère l'Oie wieder einmal beinahe vollständig beisammen," rief Velten Andres; und ich sehe ihn wieder vor mir in seiner Pracht, wie man sich in der Jugend den Lord Byron und im

Alter den jungen Goethe vorstellt. Mit dem kecken, lachenden, siegessicheren Auge und dem Schelmenzug um den Mund — den Liebling der Götter und des Vogelsangs, den Weltüberwinder von Leichtsinns Gnaden. Ich habe ihn nie so wieder gesehen wie jetzt unter den Trophäen der Frau Fechtmeisterin Feucht, wo er uns nunmehr wie ein Kind von seinen Plänen für die nächste Zukunft sprach, wie von dem Selbstverständlichsten, was auf dieser Erde von jedermann vorgenommen werden könne.

Er schob es alles aus dem Wege, was ich einzuwenden hatte; — die alte ritterliche Frau und Leonie hatten keine Waffen gegen ihn: das schöne Mädchen übrigens auch keine anderen als ihre melancholisch scheuen, ihre großen, sehnsüchtigen Augen, die ihre liebe Gewalt nur hinter seinem Rücken kundgeben konnten und von deren ihm gehörenden Wunderreichtum er nichts wußte.

Wir waren sehr „heiter" an dem Morgen, vorzüglich als auch Leon, der um diese Lebensstunde zu der elegantesten Tiergartenritterschaft der jungen Weltstadt gehörte, in Stiefeln und Sporen dazukam.

„Als ich vorhin von Ihrem dreibeinigen Roß hinter Ihrem Pult mich herabschwang, lieber Freund, habe ich doch auch eine Genugthuung gehabt," sagte Velten. „Ihr Papa hat mich auf die Schulter geklopft und gemeint: ‚Sehen Sie, cher ami, nicht bloß Ihre Herren Professoren können Vorlesungen halten und Examina anstellen und Diplome verleihen, auf welche hin selbst so 'n Belletriste wie Sie sich durch die Welt schlagen und es in ihr zu etwas bringen kann. Meinem eigenen Jungen sind Sie wahrhaftig schon um mehrere Nasenlängen vor im Weltverständnis. In einem halben Jahre schicke ich Sie dahin, wohin ich ihn befördern wollte, offen gestanden, Herr Andres, um ihn Ihren übeln Einwirkungen zu entziehen. In Tailor made suits drüben überm Ocean Ihr deutsches Gemüt zur Sache hinzugethan, und Sie können dreist dort den Laden aufmachen, wie hier am Ort mein Großpapa, Monsieur Raymond Guy des Beaux, dessen Papa, wie wir in unserm Familienarchiv haben, dem alten Fritz nach Kunersdorf auf den Ruinen von Küstrin im Chorrock, Bäffchen und französisch predigen und ihn trösten durfte".

Wie schade, wie schade war es, daß er auch jetzt von den Augen, die ihn aus dem Verborgenen auf allen Wegen und bei allen Worten begleiteten, nichts wissen sollte, nach dem Willen des Geschicks!

* * *

Wir haben, seit ich angefangen habe, diese Akten des Vogelsangs zu kollationieren, das bekommen, was man einen schönen Winter nennt — erfrischenden, jahreszeitgemäßen Frost, wenig Heulstürme, aber viel Schnee. Auch in der Nacht, in der ich jetzt weiter schreibe, schneit es wieder. Unaufhörlich rieselt seit dem Nachmittag das weiße Gewirbel nieder und macht die Erde still, glatt und rein. Wenn ich ans Fenster und nach der nächsten Gaslaterne hinübersehe, kann ich mich nur schwer von dem schönen Schauspiel losreißen; von allen Naturerscheinungen bringt der Schneefall (vom warmen Zimmer aus gesehen) die behaglichsten Bilder und Traumminuten mit sich. Der Schnee wärmt. Ich kenne Leute, egoistische Zärtlinge, die es sich behaglich vorstellen, von ihm zugedeckt, als haus- und heimatloser, hungriger Wanderer auf der Landstraße müde einzuschlafen und sich aus der ungemütlichen, bitteren Wirklichkeit sanft hinauszuträumen.

Erhebt euch, ihr Thäler,
Sinkt nieder, ihr Höh'n;
Ihr hindert mich ja
Meine Liebste zu sehn; —

Wie kommt es nur, daß mir das alte welsche Lied, schön wie irgend ein deutsches — den ganzen Abend durch nicht aus dem Sinn will? Daß ich es immer von neuem summen muß, während der Schnee fällt, die Thäler ausfüllt und die Berge niederdrückt, indem er sich weiß, farblos auf sie legt?!

Es ist nun schon lange Jahre her, seit uns Leonie des Beaux das Lied in der Dorotheenstraße zu Berlin zum ersten Mal sang. Die hohen Berge, die tiefen Thäler, die weiten Meere der Erde haben es nicht verhindert, daß Velten Andres und Helene Trotzendorff wieder zusammenkamen; sie sind auch nicht schuld daran gewesen, daß sie sich nicht wiederfanden für das Erdenleben.

Der Jugendfreund aus dem Vogelsang hat sein Wort gehalten, daß er von dem Mädchen nicht lassen werde, daß er ihr nachsteigen werde, wohin sie sich auch verklettert haben möge, daß er aber freilich jetzt nicht mehr den Freund aus dem Nachbarhause zu Thal laufen lassen werde, um den Vogelsang zur Hilfe heraufzurufen auf den Schluderkopf.

Er war vor dem Beginn seiner Weltfahrten nur noch einmal zu Hause, um Abschied von seiner Mutter und uns zu nehmen. Ich ging damals auch schon auf Freiersfüßen, und da weiß man ja, wie das dann geht mit dem verliebten jungen Menschen und seinen Gefühlen für seine liebsten und treuesten Schulbankgenossen. Ihre Sorgen und Hoffnungen, Leiden und Freuden sind wahrlich um solche Lebensstunde nicht mehr die unsrigen. Mit einem: „Na, dann mach's gut, Alter!" ist der Abschied, auch unter den besten Freunden, an einer Straßenecke, am Bahnhof oder auf einem Hafenkai rasch abgethan. Es ist eine Seltenheit — (immer unter besagten Umständen!), daß einem von beiden, dem Orest oder dem Pylades, dem Kastor oder dem Pollux, dem David oder dem Jonathan die Cigarre der Rührung wegen ausgeht, und ist es ausnahmsweise mal der Fall, so ist der Bewegteste, und das ist fast immer der Zurückbleibende, imstande, den Scheidenden um Feuer zu bitten. —

Es war diesmal nicht mehr die ganze Nachbarschaft, welche diesem Scheidenden nach dem Bahnhof das Geleit gegeben hatte. Meine alten Eltern fühlten, kopfschüttelnd, nicht die Verpflichtung dazu. „Es ist doch zu sehr eine Narrenfahrt und ich bezweifle, daß ich sowohl dem Jungen wie der Alten das für die

Gelegenheit gewünschte Gesicht ziehen kann," hatte mein Vater gesagt; und meine Mutter hatte gemeint: „Ich glaube auch nicht, daß Amalie dieser Aufmerksamkeit und Anteilnahme von unserer Seite bedarf. Hat sie sich jemals im Guten und im Bösen das Geringste von uns sagen lassen? Sie haben eben beide immer ihren eigenen Kopf." —

Was bedeuteten diese Blätter, wenn ich nicht wahr auf ihnen wäre? Im tiefsten Grunde war ich vollständig der Meinung meiner Eltern — so lange sie das Wort hatten und Vernunft sprachen, und verfiel ebenso gründlich immer von neuem schon der wortlosen Überredungskraft der zwei anderen aus der nächsten Nachbarschaft. Es genügte schon vollständig, daß Velten mich lachend auf die Schulter schlug und seine Mutter dabei mir zunickte. Eindringlicher war's natürlich, wenn die weise alte Frau noch hinzufügte:

„Höre ja nicht auf den Narren, Freund Karl. Bleibe Du ruhig auf Deinem Wege und halte die Welt aufrecht; nicht bloß hier im Vogelsang, sondern auch für den Vogelsang!"

So war es auch bei dem diesmaligen Abschiednehmen auf dem Bahnhofe. Der Lebensmut und die Siegesgewißheit des scheidenden Freundes überwältigten das nüchterne Besserwissen, das ich noch mit dorthin genommen hatte, völlig. Und als mir Velten noch sagte:

„Ich verlasse mich fest darauf, daß Du mir gewißlich meine Stelle bei der Alten vertrittst und Dich ihrer gegebenen Falls nach Kräften annimmst," da konnte ich mich nur fragen:

„Ja, wird das möglich sein und je nötig werden können?"

Ich versprach es aber, wahrhaftig mit feuchten Augen und stockendem Herzen — mit dem besten Willen, seinen Platz am Herde meines Nachbarhauses festzuhalten und die „alte Frau" nicht einsam dort sitzen zu lassen, während er seine Siege in der Welt erfocht. —

Wir sahen ihn abfahren, wie damals Helene Trotzendorff. Es war eben ein anderer Zug, ein Vergnügungszug, angelangt und ein Gewühl aufgeregten und dem Anschein nach sehr vergnügten Volkes, das unserer Stadt und ihrer hübschen landschaftlichen Umgebung seinen Besuch zugedacht hatte, quoll uns daraus entgegen. Der Morgen war schön, die Sonne schien, ein fröhlicher Schenktisch war von einem sorglichen Komitee errichtet worden, die fremden Liedergenossen oder Sangesbrüder kamen nicht nur mit ihrem musikalischen Hoch, sondern auch mit viel Durst bei uns an und eine einheimische Blechmusikbande brach mit schmetterndem Hall zum Willkommen los: die Stadt und Residenz hatte sich sehr vergrößert und verschönert seit dem Tage, an welchem Mr. Charles Trotzendorff sein Weib und sein Kind aus ihr weg und zu sich holte, und der jetzige Bahnhof, von welchem ich nun die Frau Nachbarin, die Mutter des Freundes, nach Hause führte, stand damals auch erst auf dem Papier und lag noch auf den Tischen der fürstlichen Landesbaudirektion. —

Die „Frau Doktorin" hatte ihren Arm in den meinigen gelegt, und sie, die bis in ihr höchstes Alter hinein einen leichten, schwebenden Schritt gehabt hat, bedurfte auf diesem Heimwege doch einer Stütze; ich wiederholte mir im Innersten das Versprechen, welches ich dem Freunde gegeben hatte.

Als wir das Getümmel hinter uns hatten, sah sie sich wie erschreckt um, wie man sich umsieht, wenn man etwas sehr Wichtiges hinter sich vergessen, oder etwas sehr Wertvolles verloren zu haben glaubt. Dann aber faßte sie meinen Arm mit beiden Händen, indem sie stehen blieb, zu mir glanzvoll aufsah und rief:

„Und das mußt Du doch selber sagen, bester Karl, daß Ihr alle bis jetzt ihm gegenüber doch immer unrecht behalten habt! O, bitte, sprich mir nicht dagegen! Ich habe meine Lust an ihm, meinen Glauben an ihn, meine Hoffnung auf ihn, von jetzt an freilich nötiger denn je. O Ihr alle, alle! Wir sind so gute Nachbarn gewesen unser ganzes Leben lang — laßt es uns bleiben — wir sind ja nur noch so wenige beisammen! Sieh, das ist nun mein dummer phantastischer Kopf: jetzt ist es doch wieder ganz anders mit der Welt in Licht und Farbe, als wie es noch vor fünf Minuten war! Da sah ich ihm noch in die Augen und mit seinem Sieg über die Welt auch den meinigen drin. Diese entsetzliche Blechmusik da hinter uns! . . . Wie die Leute doch so vergnügt sein können und so geschäftig-eilig! Bitte, laß uns etwas rascher gehen! — Wozu denn dieser Lärm, diese fürchterliche Eile in der Welt? Wie wird er darin zurechtkommen? Er hat das ja leider von mir, daß er es mit nichts, wie andere Leute, eilig hat und sich Zeit zu allem nimmt, und gern allein für sich sitzt, wie seine thörichte alte Mutter. O bitte, sage es auch Deinen Eltern, bitte sie, daß sie mich fürs erste wenigstens allein für mich lassen, bis ich mich wenigstens etwas wieder in mir zur Ruhe gefunden habe. Mein Gott, sind wir Mütter schuld daran, wenn wir unseren Kindern unser Bestes mit auf den Weg geben und sie elend dadurch machen? Wenn wir uns getäuscht hätten! Es wäre zu trostlos, wenn er seinen Willen durchsetzte und den meinigen mit, und es doch nichts weiter als ein Märchengespinst, ein höhnisch-hübsches Schattenspiel an der Wand wäre! Wenn er mir das Kind heimbrächte und es doch seine Lebensbedingungen drüben hätte! Komm rasch — rasch nach Hause, bester Junge. Der Strauß pflegt seinen Kopf in den Sand zu stecken und die alte Doktern Andres steckt ihren in den Vogelsang. Aber bitte, halte mir für die nächste Zeit Deinen lieben, guten Vater vom Leibe! Ist das nicht der Nachbar Hartleben, der sich dort in seinem Rollstuhl in die warme Sommerluft fahren läßt? . . . Jawohl, Nachbar, er läßt Sie vor allen anderen noch einmal herzlich grüßen, und Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie sich heute abend noch auf ein Stündchen zu mir herüberschieben lassen, daß wir noch ein wenig über ihn zusammen schwatzen können. Wir zwei müssen jetzt mehr denn je treulich und fest zusammenhalten, Herr Nachbar."

„Jawohl, Frau Nachbarin! Zumal da ich heute mein Grundstück meiner kümmerlichen Gesundheitsumstände wegen abgegeben habe, bis auf das Haus

und den Morgen Gartenland dabei, um doch wenigstens noch ein bißchen was Grünes vom Fenster aus im Auge zu haben. Das wird eine großartige Konservenfabrik gerade Ihnen gegenüber, Frau Doktern. Ja, ja, die Welt verändert sich um einen her, ohne daß man es eigentlich merkt, wie das ja auch in der Bibel steht. Hat mir recht leid gethan, Frau Nachbarin, daß ich unseren Herrn Velten nicht mit nach dem Bahnhofe bringen konnte, zumal wie diesmal vielleicht auf Nimmerwiedersehen, denn davon hilft uns niemand, Frau Doktern, die jüngsten sind wir alten hier im Vogelsang nicht mehr, und was einem drüben über dem großen Wasser alles passieren kann, davon liest man ja tagtäglich das Menschenmöglichste von Glück und Unglück in der Zeitung. Na, ist der Lump — nichts für ungut, liebe Frau — dorten ein allmächtiges Tier und unzähliger Millionär geworden, da wird's unser junger Herr ja auch wohl machen; und wenn der mal, und vielleicht gar noch dazu mit einer jungen Frau heimkommt, dann stellt sich das, was vom Vogelsang noch vorhanden ist, sicherlich auf die Zehen und bringt ihm ein musikalisches Hoch, dreimal doller, als wie das, womit sie da eben wieder mal vom Bahnhofe in die Berge ziehen. Aber wie es ausfallen mag, dabei bleibt's, Frau Nachbarin, wie sie uns auch den Vogelsang verbauen mögen: die Aussicht zwischen uns aufeinander sollen sie uns nicht verbauen. Er hat auch mir versprochen, mal an mich zu schreiben, mein ewiger Sappermenter, unser Tausendsasa! Ich habe ihn so manches Mal auf den Trab bringen müssen, und sein Mädchen, ich meine die kleine Himmelskröte aus meiner Erkerwohnung, mit, und zwar nicht immer mit den lieblichsten und höflichsten Worten. Aber winken Sie mir nur mit einem Briefe von ihm, Frau Doktern, ich lasse mich 'ranrollen mit meinen jetzigen verdammten gichtbrüchigen Knochen und heule mit Ihnen oder reibe mir die Hände mit Ihnen, wie's ihm beliebt und er sich sein Leben bei den Antipopoden einrichtet. Daß da wieder eine Kuriosität herauskommt, das steht mir baumfest. Diese Gewißheit ist mir doch natürlich aus meiner Bekanntschaft und Freundschaft mit ihm herausgewachsen, wie je ein Stamm da oben in meinem Waldeigentum, und da kann ich mich wirklich schon jetzt vor dieser neuen Fahrt im Geist mit meinen Gedanken verklettern und mir die Frage stellen: was wird das unsinnige Menschenkind nun jetzt wieder anstellen? Na, na, liebste, beste Frau Nachbarin, jetzt machen Sie mir kein böses Gesichte! Den Trost haben wir doch jedenfalls aus tausendfältiger Erfahrung: Neun Leben hat ihm ja auch die Mutter Natur mitgegeben. Sie mögen ihn alle besser kennen als ich; aber wenn ihn einer ganz genau kennt, so ist das der alte Hartleben, denn wie oft bin ich hinter dem Burschen hergewesen, mit der hellen Wut über ihn, dem ersten besten Knüppel und Holzscheit, oder mit beiden Händen vor dem Bauche, um mir mein Pläsirvergnügen an ihm zusammenzuhalten und es den Spitzbuben nicht zu sehr merken zu lassen. Jawohl ist dem keine Mauer, hinter der es für ihn in allen fünf Weltteilen was zu holen giebt, zu hoch. Und was die Mauern anbetrifft, durch die man auf Erden vor Verdruß mit dem Kopfe rennen möchte, na, die rennt er eben ein oder weiß auch 'nen Weg um sie herumzufinden, wovon ich ebenfalls hier im Vogelsang und auf meinem seligen Grundstücke die allermöglichsten Erfahrungen habe. Also machen Sie sich nur nicht zu viele Sorgen um ihn, Frau Nachbarin. Mit dem hat's keine Not, ob er als ein reicher Mann wie der Halunke Karlchen Trotzendorff uns nach Hause kommt, oder ob er eines Abends anklopft und sagt: ‚Da bin ich wieder, Herr Hartleben; es ist mir diesmal nicht geglückt und es wäre mir ein Gefallen, wenn Sie diese Nacht einen Platz auf dem Stroh und morgen früh einen Tausendmarkschein zum neuen Anfangen für mich hätten.‘ Aber zu dem letzteren noch eines zu Ihrem Trost, Frau Doktern! Wenn einer hier im Vogelsang im stillen auf Ihren Herrn Sohn gepaßt hat, so bin ich das und weiß: er klopft niemalen so an. Ein Kopfkissen auf dem letzten Stroh müßte man dem schon mit vielen Finessen und Höflichkeiten ankomplimentieren. Der junge Satan hatte das weichste Herz hier im ganzen Vogelsang — nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich auch vor Ihnen so rede, Herr Karl, Herr Assessor! — Aber wenn es dem einmal gefriert, so wird ein Eisklumpen draus, mit dem man der ganzen Menschheit den Hirnkasten einschmeißen könnte! Und nun nehmen Sie es nicht übel, Frau Nachbarin und Herr Krumhardt, daß ich Sie so lange aufgehalten habe, aber ich habe ja heute auch von einem Eigentum Abschied genommen, das mir mein ganzes Leben durch ans Herz gewachsen ist, und so bin ich denn bei Ihnen mit auf dem Bahnhofe in Gedanken gewesen, mehr als ein anderer hier im Vogelsang, und weiß Sie zu erkennen, liebste Frau Nachbarin. In früheren Jahren hätten Sie mir ein Wort wie mein jetziges nicht angesehen und geglaubt, Herr Assessor. Da hätten Sie wohl nur gelacht über den Nachbar Hartleben, den alten Grobian. Aber so in einem solchen Jammerrollstuhl, da hat es sich was mit der Menschen Arm- und Beinkräften und gesunder Lunge; da scheniert sich auch unsereiner nicht, mit seinen intimeren Meinungen herauszugehen; und nun, Herr Assessor, sehe ich, daß die Frau Doktern am liebsten mit ihren Gedanken allein sein möchte, also bringen Sie sie still nach Hause und grüßen Sie auch Ihre Eltern. Ich als neugebackener Rentner lasse mich noch ein Stück um die Promenade kutschieren — Herr Gott, wer mir dies Vergnügen noch vor fünf Jahren prophezeit hätte! Recht guten Morgen, liebe Herrschaften…“

So bringe ich es zu den Akten, wie der Vogelsang sprach, indem ich hundert Worte in eines ziehe, während der Schnee der heutigen Winternacht unablässig weiter herabrieselt. Und ich muß dabei die linke Hand übers Auge legen, während ich schreibe; als ob mir die Sonne zu hell und blendend drauf läge. Es ist nicht das und ist es doch. Was trübt das Auge mehr als der Blick in verblichenen Sonnen- und Jugendglanz?

(Fortsetzung folgt.)



Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

„Es giebt wohl viele Träger dieses immerhin nicht gerade ungewöhnlichen Namens," erwiderte der alte Herr ziemlich kühl, vielleicht verärgert über die unnötige Zwischenfrage seines Sohnes. „Doch nun hört weiter! — Bei den erwähnten Verhören zeigte man mir auch das Instrument, mit dem Heller auf mich losgegangen war und das mir zweifellos das Leben gekostet haben würde, hätte die rasche Geistesgegenwart Richards' mich nicht noch gerettet. Es war dies eine Spitzhacke — eine Spitzhacke genau derselben Art, wie sie sich in meiner Sammlung befindet und wie sie Ihr Interesse, lieber Baron Eisenschmidt, erregt hat — das heißt, es war das Mineurinstrument eines kalifornischen Goldgräbers. Merkwürdigerweise fand sich auf dem Handgriff jener Hacke dasselbe Wort und dasselbe Datum eingeschrieben wie auf der jetzt mir gehörigen — nämlich: ‚Frisko, den 19. Februar 1848'. Diese eigenartige Übereinstimmung, wahrscheinlich von einem Zufall herrührend, hatte zuerst mein Interesse geweckt, als ich die Spitzhacke aus meiner Sammlung bei dem Oberförster Schröder fand. Ich verglich die Daten zu Hause in meinem sehr sorgfältig geführten Tagebuche und rief mein Gott sei Dank noch immer ausgezeichnetes Gedächtnis zu Hilfe. Es war in der That seltsam, wie sehr sich jene beiden Instrumente ähnelten; man hätte vermuten können, die Hacke aus dem Besitze Schröders sei das Mordbeil des Jonas Heller gewesen — nur entsinne ich mich nicht mehr, ob auch dieses das Monogramm und das zweite Datum enthielt, das auf dem Handgriff des Instruments in meiner Sammlung steht. Sei's, wie es sei — — jedenfalls veranlaßte mich die Erinnerung an den Überfall in Hyde-Park, abgesehen von meinen sonstigen Interessen, die Spitzhacke mit den dazu gehörigen beiden anderen Gegenständen von Schröder zu kaufen ... Ich komme nun auf die weitere Entwickelung der Affaire in London zurück; sie entbehrt nicht einer gewissen Romantik und beweist wieder einmal, daß das Leben oft bunter und abenteuerlicher zu gestalten weiß, als selbst die himmelstürmendste Phantasie ... Einige Tage nach meinem ersten polizeilichen Verhör ließ sich in meiner Wohnung ein Herr melden, dessen Visitenkarte den Namen ‚S. E. Heller' trug. Ein Mann erschien vor mir, bei dessen Anblick ich im ersten Moment erschrak: ich glaubte, den Banditen aus dem Hyde-Park vor mir zu sehen. Die Ähnlichkeit war in Wahrheit erstaunlich und beschränkte sich nicht nur auf den Namen. Herr S. E. Heller war dem anderen wie aus dem Gesicht geschnitten; er hatte dieselben tiefliegenden schwarzen Augen, denselben langen feuerroten Bart und das gleiche brandfarbige kurzgehaltene Haar. Aber die Ähnlichkeit war erklärlich. Herr S. E. Heller war ein Zwillingsbruder jenes Burschen, der mich überfallen hatte und nun im Polizeigewahrsam seine Strafe erwartete."

Der Graf pausierte einige Zeit. Allzulanges Sprechen hintereinander griff ihn trotz seiner Vorliebe für das Erzählen an. Herr von Urach bot ihm noch einmal den Pokal mit dem Mosel, aber Dornach dankte. Er zog ein Tulabüchschen aus seiner Westentasche und entnahm ihm ein Drop aus Pfeffermünz, das er auf die Zunge legte.

Währenddessen hatte sich Prinz Raczyn an den unmittelbar neben ihm sitzenden Grafen Heinz gewandt. „Zum Deixel Donnerwetter, ist Dir nicht wohl, Heinzerling?" fragte der Prinz mit leiser Stimme; „Du siehst aus, als ob Du einen Hering mit Syrup gegessen hättest."

„Ich bin verkatert — nichts weiter," gab Heinz ebenso leise, aber mit ärgerlich klingendem Organ zurück. „Laß mich gefälligst in Ruhe!"

„Ihre Erzählung klingt wahrhaftig wie ein Romankapitel, Erlaucht," sagte der Oberstlieutenant von Protzen, indes sein Adjutant mit dem Ausdruck einer gewissen Begeisterung aufhorchte, als habe der hohe Vorgesetzte soeben etwas ungemein Weises und tief Durchdachtes gesprochen. „Es fehlt nur noch der Schlußeffekt, und die Geschichte à la Dumas père ist fertig."

„Mit dem Schlußeffekt kann ich leider nicht dienen, Herr von Protzen," entgegnete Graf Dornach heiter, „wenigstens nicht mit dem Bumbum und der bengalischen Beleuchtung, wie der gute alte Dumas es liebte. Mein Roman bricht ziemlich unmotiviert und gerade an der spannendsten Stelle ab, und auch ein ‚Fortsetzung folgt' kann ich Ihnen nicht versprechen, denn ich weiß die Fortsetzung nicht ... Wie ich Ihnen also schon sagte: der Herr, der sich bei mir melden ließ, war ein Zwillingsbruder des Banditen Jonas Heller. Es war eine traurige Geschichte, die mir der Mann erzählte, der selbst zu den reichsten und angesehensten Bankiers der City gehörte. Sein Bruder Jonas war von Hause aus ein mauvais sujet gewesen und hatte sich, nachdem er sich im alten Lande nicht mehr zu halten vermochte, nach Amerika hinübergerettet, wohin zur Zeit das in Kalifornien erwachte Goldfieber die schlechten Elemente aus allen Weltgegenden lockte. Aber auch drüben konnte er nicht auf einen grünen Zweig kommen, und so kehrte er denn nach Europa zurück und verlumpte, obwohl er von seinem Bruder reichlich unterstützt wurde, immer mehr, bis der letztere schließlich

ganz seine Hand von ihm abzog. Am Tage vor dem Überfall im Hyde-Park hatte es zwischen den beiden Brüdern noch eine sehr erregte Scene gegeben; Jonas hatte von Eduard Heller — Eduard hieß, irre ich nicht sehr, der Bankier mit Vornamen — in brutaler Weise von neuem Geld gefordert und war aus dem Hause gewiesen worden. Er hatte daraufhin in der folgenden Nacht im Verein mit einem Spießgesellen dem Wagen des aus seinem Klub heimkehrenden Bankiers auflauern wollen, versehentlich aber den meinen angegriffen und hatte sich als Ersatz nun auch an meiner Börse schadlos zu halten versucht. Daß es ihm nicht geglückt war, erzählte ich bereits . . . Der Bankier war vor Scham und Schmerz über die Schande, die der Verlorene auf seinen ehrlichen Namen gehäuft, außer sich und flehte mich an, auf irgend eine Weise die unselige Geschichte totzumachen, was natürlich eine Unmöglichkeit für mich war, da ich der Polizei nicht ins Handwerk pfuschen konnte. Ich tröstete den Mann so gut ich konnte und erfuhr später, daß er in seiner Verzweiflung einen zum Glück unwirksamen Selbstmordversuch begangen und sich dann gänzlich vom Geschäft zurückgezogen habe, um nach dem Kontinente überzusiedeln, wo man die verbrecherische Laufbahn seines Bruders nicht kannte . . . Das, meine Herren, ist die Historie, die ich Ihnen erzählen wollte und die die Erinnerung bei Erwähnung der im Rittersaale hängenden kalifornischen Spitzhacke von neuem in mir wachgerufen hat. Es steckt noch eine hübsche Anzahl oft recht krauser und farbenbunter Reminiscenzen hier hinter" — und der alte Herr tippte an seine Stirn — „aber sie schlummern, und es ist nicht immer gut, sie aufzurütteln. Die Erinnerung thut auch manchmal weh . . ."

Er schwieg, während rings um ihn die Unterhaltung lebendig zu werden begann. Man besprach in interessierter Weise den Überfall im Hyde-Park und knüpfte an die wunderliche Ähnlichkeit der beiden kalifornischen Spitzhacken allerlei grotesk-romantische Glossen. Und plötzlich rief einer der jüngeren Herren zu dem alten Grafen hinüber:

„Ja aber — Verzeihung, Erlaucht — was ist denn nun eigentlich aus Ihrem Banditen geworden, dem sehr ehrenwerten Master Jonas Heller —?!"

„Richtig!" und Graf Dornach nickte, „das habe ich zu erzählen vergessen! Also Jonas Heller wurde zu soundsoviel Jahren schweren Kerker verurteilt, obwohl ich mir aus Mitleid für seinen Bruder Mühe gegeben hatte, die Strafe zu mildern. Aber schon einige Monate nach seiner Verurteilung las ich gelegentlich in der Zeitung, daß mein alter Freund aus dem Hyde-Park dem Zuchthause entsprungen und nicht wieder eingefangen worden sei. So war er dennoch der irdischen Sühne entgangen."

„Vielleicht hat ihm sein Bruder, der Bankier, auf die Beine geholfen," warf Graf Vellmerstedt ein.

Dornach zuckte mit den Achseln. „Schon möglich," entgegnete er; „ich habe jedenfalls von beiden nichts mehr gehört."

„Ich muß mir die berühmte kalifornische Spitzhacke doch auch einmal ansehen," bemerkte Herr von Protzen, und sein feuriger Adjutant erbot sich sofort, sie aus dem Rittersaale zu holen, wenn der Herr Oberstlieutenant es befehle, was der Herr Oberstlieutenant indessen nicht that.

Graf Heinz hatte sich kurz nach Beendigung der Erzählung seines Vaters zurückgezogen. Der junge Offizier schien sich in Wahrheit recht unwohl zu fühlen, denn er war sehr bleich und um seine Mundwinkel spielte zuweilen ein nervöses Zucken, als quäle ihn eine peinigende innere Unruhe. Er ging an seinem Bruder vorüber und flüsterte diesem zu:

„Hast Du schon mit Agnete gesprochen?"

„Ich konnte noch nicht," antwortete Egon, „aber ich werde sie nachher allein abfangen und die Sache zu erledigen versuchen . . ."

Heinz ging weiter, hinauf auf sein Zimmer, wo er sich auf das Sofa warf und die Augen schloß. Nicht um zu schlafen, denn der Schlummer floh ihn, sondern nur, um seine Gedanken zu sammeln. Aber auch das wurde ihm schwer. Es toste und arbeitete in seinem Hirn, und immer wieder kehrte sein Denken zu der Erzählung seines Vaters zurück, und immer wieder sah er einen rotbärtigen Mann mit schwarzfunkelnden Augen vor sich, der auf ein Haar dem Verbrecher aus dem Hyde-Park ähnelte und auch dessen Namen trug — und daneben ein schlankes Mädchen mit dem gleichen dunklen Blick und demselben brandfarbigen Haar, und neben ihr wiederum eine große, große Tonne, hochgefüllt mit blinkenden, blitzenden Goldstücken, in die er nur hineinzugreifen brauchte, um alle seine bösen Verpflichtungen erfüllen und sich eine glänzende Zukunft schaffen zu können . . . Er stöhnte leise auf. —

Noch ein anderer hatte sich aus dem Kreise am Frühstückstische unten im Burggarten unbemerkt zurückgezogen, als Graf Dornach seine Geschichte beendigt hatte. Der Rittmeister von Eisenschmidt war aufgestanden, zunächst einmal an den kleinen Seitentisch getreten, wo er ein Weinglas voll Cognac füllte und es in langsamen Zügen leerte, ohne daß man die Wirkung des feurigen und schweren Getränks auf seinem Gesicht hätte spüren können. Dann hatte er einen flüchtigen Blick auf die übrige Gesellschaft geworfen, die sich auf das lebhafteste über die abenteuerliche Historie des alten Grafen unterhielt und ihn gar nicht beachtete, und war schließlich der Comtesse Agnete gefolgt, deren helle Gestalt soeben unter dem dunklen Grün der Traueresche verschwand, die ihr Gezweige an der Gartenmauer über der Marmorbüste der verstorbenen Gräfin wölbte.

Baron Eisenschmidt schritt elastisch über den leise knirschenden gelben Kies des Weges und blieb an dem in das buschige Gehänge eingeschnittenen Eingang der Esche stehen. Die Comtesse wandte ihm den Rücken; sie hatte die Arme auf den Mauerrand gestützt und schaute hinab in das blühende Thal. Eisenschmidt hüstelte leise — und da wandte Agnete sich um. Helles Rot schoß in ihre Wangen; einen Augenblick schien es, als sei sie zornig über die Störung, denn eine feine Linie grub sich zwischen den Brauen auf ihrer Stirn ein. Dann siegte wieder die Macht der Erziehung; Agnete lächelte.

„Habe ich Sie gestört, gnädigste Comtesse?" fragte Herr von Eisenschmidt, weiter in die Rotunde tretend. „Das ist allerdings ein so wundersames Buen Retiro zum Ausruhen der Gedanken und zu weltentrückender Träumerei, daß ich es begreiflich finden würde, wenn Sie ob meiner Dazwischenkunft ärgerlich sein wollten . . ."

„Ich bin es aber durchaus nicht, Herr von Eisenschmidt," entgegnete Agnete. „Ich habe zwischen den vier Wänden meines Zimmers übrig Zeit, meinen Gedanken Siesta zu gewähren und lasse sie mir in Gesellschaft anderer gern einmal aufrütteln."

„Aufrütteln? — O nein, Comtesse, das würde ich nicht wagen" . . . der Rittmeister war neben Agnete getreten . . . „Ich bin dazu nicht befugt und fühle mich auch nicht geisteskräftig genug."

„Das Fischen nach Komplimenten steht Ihnen nicht gut, Herr von Eisenschmidt," erwiderte Agnete; „ich habe Sie von der eitlen Seite noch nicht kennen gelernt."

„Haben Sie mich überhaupt schon kennen gelernt, Comtesse?" fragte der Rittmeister zurück.

Sie errötete wieder — unter dem Blick des Fragenden, dessen kluges Auge in diesem Moment mit einem ernsteren Ausdruck, als er sonst der Begleiter einer in flüchtigem Plauderton geführten Unterhaltung zu sein pflegt, über ihr Antlitz glitt.

„Ich denke doch," entgegnete sie, indem sie eine über den Mauerrand herabhängende Epheuranke spielend um ihr Handgelenk wand. „Ich denke, ja — so weit man sich im raschen gesellschaftlichen Verkehr überhaupt kennen lernen kann. Im übrigen — wir haben ja auch miteinander korrespondiert —"

„Leider immer nur litterarisch," fiel Eisenschmidt ein, „pardon, das ‚leider' war eine unnötige Hinzufügung, die mir aus dem Herzen auf die Zunge glitt. Ja — wir haben miteinander korrespondiert, das heißt, Sie sandten mir Ihre Dichtungen ein, und ich schickte sie mit einer mehr oder minder günstigen Kritik postwendend zurück."

„Ihre lobende Kritik machte mich stolz und Ihre tadelnde belehrte mich," sagte die Comtesse; „zuweilen traf aber auch eine boshafte ein — und die kränkte mich."

„Es war ganz gewiß eine unbeabsichtigte Kränkung, Comtesse; negierende Geister, und ich zähle nach meiner Veranlagung und meinen Erfahrungen zu diesen, pflegen leicht bissig zu werden — oft bis zu grausamem Hohne. Aber es ist nicht so schlimm gemeint. Sie wissen ganz genau, welch' Verehrer Ihres Talents ich bin und wie sehr ich bedauere, daß Sie damit nicht Wucher treiben, sondern es unter den Scheffel stellen. Sie sind doch sonst als frommgläubige Seele eine getreue Befolgerin des Bibelworts."

„Ich kenne Sie als Spötter und Leugner, sonst würde ich auf die ironische Färbung Ihrer letzten Bemerkung replizieren," erwiderte Agnete. „Zudem weiß ich, daß es schwer ist, sich mit Ihnen in ein Wortgefecht einzulassen — wenigstens schwer für eine, die Ihnen an Logik der Gedanken und an kaustischer Schärfe des Ausdrucks nicht gleich kommt."

Der Rittmeister lachte leise auf. „Oho, Comtesse, ich glaube wirklich, Sie beurteilen mich ungerecht," sagte er. „Beschäftigen Sie sich gelegentlich nicht auch mit der Graphologie? Ich wäre sehr begierig, welche Charaktereigenschaften Sie aus meiner Handschrift herauslesen würden."

„Zu einer Beurteilung Ihres Charakters bedürfte ich nicht erst Ihrer Handschrift, Herr von Eisenschmidt," gab Agnete zurück. „Sie gehören allerdings zu den sogenannten komplizierten Naturen, aber kaum zu den problematischen. Sie sind nicht schwer zu deuten."

„Also deuten Sie!" — Der Baron hob in scherzendem Flehen die Hände empor. „Bitte deuten Sie! Ich möchte gar zu gern wissen, ob ich ein schlechter Mensch bin oder nur eine Durchschnittsnatur!"

„Das letztere gar nicht und das erstere nur bedingt. Es kommt darauf an, wie man den Begriff des Schlechten auffaßt."

„Ah —!" . . . Der Rittmeister schien ein klein wenig betroffen, doch nur vorübergehend; der Ausdruck heiterer Stimmung kehrte sofort auf sein Gesicht zurück. „Also doch auch schlecht," sagte er; „im Alltagssinn? Ja? — Bitte, Comtesse, charakterisieren Sie mich! Ich möchte — versuchen, besser zu werden . . ."

Agnete antwortete ihm nicht sofort. Sie hatte die Augen auf die Epheuranke gesenkt, mit der ihre Finger immer noch spielten. Dann schaute sie plötzlich auf. Ihr Blick blitzte zu ihm herüber. „Ich will Ihnen mit Shakespeare entgegnen," erwiderte sie. „In ‚Maß für Maß' sagt die Isabella unter anderem einmal: ‚Oh, it is excellent, to have a giant's strength; but it is tyrannous to use it like a giant!' . . . Das paßt auf Sie."

Herr von Eisenschmidt lächelte und verneigte sich. „Das ist immerhin schmeichelhaft," erwiderte er. „Nicht ganz — aber man kann es sich schon gefallen lassen. Indessen — ich muß doch abwehren. Ich bin kein Riese, weder an Geist noch an Körper — ich bin auch kein Nietzschescher Übermensch."

„Aber Sie gefallen sich gern auf der Basis der Herrenmoral, die Nietzsche predigt," entgegnete schlagfertig die Comtesse. „Sie gebrauchen Ihr Übergewicht rücksichtslos. Sie wissen, daß Sie an geistigen Werten Ihre ganze Umgebung überragen — und Sie knechten sie. In Ihrer Weise natürlich. Es gewährt Ihnen eine gewisse diabolische Freude, Ihre Kameraden ganz dem Banne Ihres Einflusses zu unterwerfen — ich möchte sagen, sie zu hypnotisieren — und Sie versuchen auch, diesen Einfluß bei den Damen Ihrer Bekanntschaft zur Geltung zu bringen. Sie versuchen es — — ich glaube freilich, daß es Ihnen nicht immer gelingt. Aber schon den Versuch halte ich für — Ihrer nicht würdig. Es ist gar zu leicht, zu herrschen — wo wenig zu beherrschen ist."

Sie hatte das in dem kühlen und ruhigen Tone gesagt, der ihr eigen war, mit leicht gespitzten Lippen, so daß ihre Worte dadurch einen spöttischen Beiklang erhielten.

Der Rittmeister war ernst geworden. Der Ausdruck seines Gesichts änderte sich häufig. Sorglosem

Lächeln konnte bei ihm tiefe Schwermut folgen. Auch jetzt lag etwas wie eine Mischung von Schwermut und Ironie in seinen Augen, die unsicher über die Comtesse schweiften, als er erwiderte: „Ich habe versprochen, mich zu bessern, wenn Ihre Charakteristik meiner allzu schlecht ausfallen sollte. Ich will mir auch Mühe geben, es zu thun. Aber es ist gar nicht so leicht bei einem Manne, der über die Elasticität, die das Lernen und Umformen erfordert, hinaus ist. Sie haben sicher recht: es ist unschwer, eine gewisse Macht auszuüben, wenn sich kein Widerstand rührt. Wäre das der Fall, so würde ich vielleicht anders sein. Sie sehen dies aus meinem Michgeben Ihnen gegenüber. Ihnen gegenüber erleiden alle meine Herrschergelüste kläglich Schiffbruch. Da bin ich der Beherrschte . . ."

Agnete riß die Epheuranke hastig von ihrem Arm und wandte sich mit rascher Bewegung von dem Sprechenden ab. Sie war sehr rot geworden und wollte dem Rittmeister diese verräterische Glut verbergen. Trotzdem ärgerte es sie, daß ihr Hilfe wurde. Im Ausschnitt des Geästes erschien die elegante Gestalt des Prinzen Raczyn, das Monocle im Auge und die dampfende Cigarette zwischen den kirschroten Lippen. Sein Blick flog über die beiden — lauernd und fast tückisch — dann nahm er die Papyros aus dem Munde und verbeugte sich.

„Der Herr Oberst wünschen den Herrn Rittmeister zu sprechen," sagte er kurz.

Eisenschmidt nickte nur und neigte sich vor der Comtesse, die ihm voranschritt. Der Prinz blieb unter der Esche. Er pfiff durch die Zähne und schleuderte mit wütender Gebärde den Rest seiner Cigarette über den Mauerrand.

V.

Um vier Uhr am Nachmittage sollte das Diner stattfinden, zu dem zu Ehren des Geburtstages der Comtesse eine Anzahl Verwandte und Freunde aus der Nachbarschaft geladen worden waren.

Kurz vorher ließ sich Graf Egon bei seiner Schwester melden, um mit ihr die Angelegenheiten des leichtsinnigen Bruders zu besprechen. Egon wurde von der Zofe in das Wohn- und Arbeitszimmer Agnetes geführt, wo diese ihm bereits in Diner-Toilette entgegentrat, diskret dekolletiert und mit halbentblößten Armen, an denen die Goldreifen klirrten, die ihr Vater ihr in der Frühe als Angebinde gebracht hatte.

Egon schlug beim Eintritt in das Gemach der Comtesse die Hände zusammen. „Barmherziger!" rief er lachend, „was ist das für ein närrischer Raum! De gustibus non est disputandum, Agnete — aber wenn man von Deiner Zimmereinrichtung Deinen Geschmack beurteilen sollte, müßte man ihn immerhin ein klein wenig — bizarr nennen! . . . Gott bewahre mich in Gnaden — das sieht hier ja wie ein Tempel der Göttin Caprice aus! Halb Harem und halb Kapelle, halb Poetenstübchen und halb Wagnersches Mysterium! Wie bist Du nur auf diese drollige Zusammenstellung gekommen? Du hast doch sonst Chic und Geschmack."

„Aber nur meinen eigenen," gab die Comtesse heiter zurück. „Mein Geschmack folgt meinen Launen, ohne sich um Moderichtungen zu kümmern. Ich denke mir, genau so verquer und so kurios wie in diesem Zimmer sieht es hinter meiner Stirn aus. Ich laboriere oft an recht jähen Gedankensprüngen und gebe ihnen gern nach. Ich kann vom Betstuhl aus an den Flügel gehen — meine Seele erhebt sich freilich auch bei Wagner und Beethoven — und kann die Bibel aus der Hand legen, um nach dem Heine zu greifen, den ich heute allerdings verhängt habe, weil er mir bei der Morgenlektüre allzusehr blasphemiert hat. Ich bin kein kosmischer Geist, nicht wohl geordnet und sauber gegliedert auf der Denk- und Empfindungssaite — ich liebe im Gegenteil das Unvermittelte, zuweilen sogar einmal eine recht schrille Dissonanz — und wenn der merkwürdige Ausbau meines Zimmers das zum Ausdrucke bringt, ist es schon recht."

Egon hatte, während seine Schwester sprach, kopfschüttelnd das eigentümliche Gemach gemustert, war hier und da stehengeblieben, hatte verschiedene Einzelheiten näher in Augenschein genommen und ließ sich nun auf einem Sessel in der Nähe des Schreibtisches nieder. „Ich habe ein paar Worte in einer recht ernsten Angelegenheit mit Dir zu sprechen, Schwester," begann er langsam, während Agnete aufhorchend ihre Schleppe zusammenraffte und ihm gegenüber gleichfalls Platz nahm.

„Pardon, wenn ich Dich unterbreche," fiel sie ein. „Papa erzählte mir heute früh apropos, daß der Sturm in der verflossenen Nacht Dich genötigt habe, eine kurze Rast im Lindenbruch zu suchen. Ich weiß nicht, ob Du mir von dem Fräulein im Försterhause sprechen willst — sollte das aber der Fall sein, so bitte ich Dich, keine unnützen Worte zu verschwenden, denn ich stehe in dieser Beziehung noch auf dem gleichen Standpunkte wie vor vier Jahren. Genau auf dem gleichen . . ."

Eine Falte des Unmuts grub sich auf der Stirn Egons ein. „Jene — alte Geschichte ist für mich abgemacht," sagte er rasch, „ich hatte auch nicht die Absicht, sie von neuem auszugraben. Vor allen Dingen würde ich Dich, meine liebe Agnete, zuletzt damit zu belästigen versuchen, da ich durchaus nicht vergessen habe, wie scharf und herbe Du Dich seiner Zeit gegen mich erklärt hast. Basta . . . Also zur Sache. Heinz hat mir gestern gebeichtet, daß er wieder einmal Schulden hat, und zwar in recht anständiger Höhe. Fünfzigtausend Mark!"

Agnete schrak leicht zusammen. „Weiß Papa schon davon?" fragte sie.

„Nein — ich habe Heinz auch abgeraten, dem Papa in Anbetracht seines Gesundheitszustandes vorläufig etwas davon zu sagen. Heinz bat nun, wir — Du und ich — möchten uns seiner annehmen und ihn arrangieren."

„Willst Du mir vielleicht sagen, wie dies zu machen ist?"

„Sehr einfach — wir nehmen ein jeder fünfundzwanzigtausend Mark von unserem Privatkapital und bezahlen damit die Schulden Heinzens."

Die Comtesse erhob sich mit erregter Bewegung. Ihre schönen Augenbrauen schoben sich zusammen und ihre Stirn wurde finster. „Wird Heinz sich bessern?" stieß sie ärgerlich hervor. „Nein — er wird in einem oder anderthalb Jahren wieder bis über die Ohren in Schulden sitzen! Und er wird von neuem versuchen, unsere Gutmütigkeit in Anspruch zu nehmen! Es geht nicht so weiter, Egon. Heinz kostet der Familie schon stattliche Summen. Es ist eine Sünde, wie er wirtschaftet. Er wirft das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus — aus wahnsinniger Verschwendungssucht — ohne sich Genuß dafür zu erkaufen! Er hat nicht einmal etwas von seinen verrückten Passionen. Er ist der Typus des leichtsinnigen jungen Aristokraten, für den das Geld ein Bettel ist, das man mit Füßen tritt — er gehört mit zu denen, die durch ihr schandbares Leben unsern ganzen Stand bloßstellen und die Meute der demokratischen Kläffer uns auf die Fersen hetzen! Er ist ein Mensch von Begabung und Talenten, und er läßt sie untergehen; statt ehrlich vorwärts zu streben, um aus der Schablone des Frontdienstes herauszukommen — statt sich zur Akademie vorzubereiten und sich Mühe zu geben, den Generalstab zu erreichen, treibt er sich an den Spieltischen, in den Klubs und hinter den Coulissen umher! Selbst seine Sportpassion ist ihm nicht Ernst, ist ihm nur Mittel zum Zweck — der waghalsigen Wetten wegen, die vor den Rennen entriert werden — ah, ich will mich nicht weiter erregen — mag er sich selber helfen!"

Sie war dicht vor Egon stehen geblieben, schnell atmend und mit blitzenden Augen. Der Leichtsinn des jüngeren Bruders empörte sie maßlos. Sie war entrüstet über das liederliche Leben, das er führte, aber weniger aus Erbitterung über den Mangel an Selbstzucht, den Heinz dadurch dokumentierte, als aus dem Empfinden heraus, daß der bürgerliche Liberalismus und die Sozialdemokratie in ihrem Kampfe gegen den Adel durch das schlechte Beispiel einzelner nur bestärkt werden könne. Bei ihrem scharf ausgeprägten aristokratischen Bewußtsein berührte sie der Gedanke unsäglich peinlich, daß ihr eigener Bruder mit zu denen gehören sollte, deren zügelloses Leben denen recht gab, die da behaupteten, der moderne Adel gehe durch sich selbst der Auflösung entgegen.

Egon hatte der erregten Schwester gleichmütig zugehört. Er kannte ihr rasches Aufbrausen, dem ebenso schnell die ruhige Besonnenheit zu folgen pflegte. „Du hast vollkommen recht," entgegnete er; „Heinz lebt wüst und gewissenlos in die Zukunft hinein. Ich verteidige ihn nicht — mit keinem Wort, und trüge er nicht unsern Namen, so würde ich Dir ohne weiteres beistimmen: mag er sich selber helfen! Aber wir haben unserm Namen Rücksichten zu bringen. Heinz fabulierte mir gestern abend irgend etwas von einer reichen Heirat vor — das heißt ich vermute, er will sich Hals über Kopf in eine neue Dummheit stürzen, wird wahrscheinlich Fühlung mit einer bürgerlichen Millionärsfamilie gewonnen, sich vielleicht mit reichen Börsenjuden angefreundet haben oder dergleichen — das ist ja so leicht, wenn man es sucht — und wird uns eines Tages durch seine Verlobung mit Fräulein Schulze oder Levy überraschen wollen. Ich danke dafür. Wir müssen dem vorbeugen. Und wir haben die Mittel in den Händen, dem liederlichen Jungen künftighin einen Madrigal anzulegen. Wir werden ihm sagen: ‚gut, wir bezahlen noch einmal Deine Schulden, aber nur unter bestimmten Bedingungen — nur, wenn Du uns Dein Ehrenwort giebst, nie wieder zu hazardieren, gleich ob im Klub oder am Totalisator oder sonst wo, und wenn Du Dich ehrenwortlich verpflichtest, in Zukunft keine Schulden mehr zu machen und mit Deiner Zulage auszukommen.' Das Ehrenwort wird er respektieren — auf ein bloßes Versprechen hin traue ich ihm nicht mehr!"

„Und wenn er sein Ehrenwort bricht?" fragte Agnete kühl; „müssen wir nicht auch dann abermals für ihn eintreten?"

„Nein," erwiderte Egon heftig, „dann mag er zu Grunde gehen! Ein Schuft, der keine Ehre mehr hat, gehört nicht in unsere Familie hinein. Tritt ein solcher Fall wirklich ein, so werde ich ebensowenig Erbarmen kennen wie Du und unser Vater. Dann kann sich Heinz drüben in Amerika eine neue Heimat suchen — ich werde nicht den Finger rühren, ihn zurückzuhalten . . . Aber, Agnete, ich bin optimistischer als Du. Unter anderen Verhältnissen würde ich an eine schnelle Besserung Heinzens nicht glauben — dem Zwang der Ehre wird er sich fügen müssen."

Agnete hatte sich wieder erhoben und durchmaß das Zimmer mit unruhigen Schritten, zuweilen stehen bleibend und mit nervöser Bewegung hier und da an den Möbeln rückend. „Ich weiß doch nicht, ob es nicht besser wäre, Heinz jetzt schon zu zeigen, daß wir gewillt sind, bitteren Ernst zu machen," begann sie von neuem. „Es könnte ihm nur dienlich sein, wenn er in die Provinz versetzt würde, wo sich für seine liederlichen Streiche ein weniger geeignetes Terrain findet als in der Hauptstadt."

„Ah bah, Agnete," warf Egon ein, „ich bitte Dich: in den kleinen Kavallerie-Garnisonen kann man gerade so leichtsinnig sein wie in Berlin! Und was die Hauptsache ist: der Papa soll doch von den neuen Schulden Heinzens nichts erfahren! Er würde nicht wenig erstaunt sein, wenn Heinz sich etwa ‚freiwillig' in die Provinz melden wollte und sehr bald den Grund dieser plötzlich eingetretenen Bescheidenheit erfahren."

Agnete war wieder stehen geblieben, schaute kurze Zeit nachdenklich vor sich nieder und rollte sich sodann einen Sessel neben den Egons. „Fünfundzwanzigtausend Mark sind für meine Vermögensverhältnisse eine immerhin recht stattliche Summe," sagte sie, von neuem Platz nehmend. „Ich habe außer dem mir bereits Zugefallenen nicht mehr zu erwarten und muß mich einzurichten suchen. Trotzdem würde ich bereit sein, Heinz noch einmal zu helfen, wenn ich die Sicherheit hätte, daß er sich wirklich bessert. Du sagst, sein Ehrenwort gewährt sie uns — nun

ja, hält er es nicht, so ist er ein Schuft, der nicht einmal mehr unser Mitleid verdient. Ich möchte es ihm aber gern erleichtern, Herr seines Wortes zu bleiben — ich wünschte, er fände unter seinen Kameraden einen treuen und wohlmeinenden Freund —" Sie stockte plötzlich und fragte dann, den begonnenen Satz abbrechend: „Glaubst Du, daß der Rittmeister von Eisenschmidt einen guten Einfluß auf Heinz ausüben könnte?"

Egon zog die Augenbrauen hoch und neigte den Kopf auf die linke Schulter. „Eisenschmidt ist mir sehr befreundet, Agnete," erwiderte er, „und auch dem Heinz — und er könnte ihm, da er dessen Schwadronschef ist, wohl etwas schärfer auf die Finger sehen, könnte entschieden einen günstigen Einfluß auf ihn ausüben, aber — man müßte erst einmal Rücksprache mit ihm nehmen, müßte ihm die Sachlage ohne jede Scheu auseinandersetzen — müßte ihn ins Vertrauen ziehen. Eisenschmidt ist keine leicht zu beurteilende Natur. Das, was mich ihm nahe geführt hat, ist die originelle Sonderart seines Wesens. Er ist ein Mensch von gediegenem Wissen, ein feiner und geistreicher Kopf, ein scharfer Logiker und doch auch wieder ein Phantast und Träumer, ein guter Rechner und Haushalter und oft ein Verschwender — kurz eine widerspruchsvolle Natur — ich möchte sagen, ein Gegenstück zu Dir, Agnete, die Du ja auch nicht zu den Durchschnittsleuten gehörst und auch nicht ‚transparent' genug bist, um bequem durchschaut zu werden."

Die Comtesse schien die letzten Worte ihres Bruders überhört zu haben. Sie blickte etwas starräugig vor sich hin und ihr Auge hatte dabei einen sinnenden Ausdruck angenommen, als sei sie gar nicht recht bei der Sache, sondern beschäftige sich in Gedanken mit ganz anderen Dingen.

„Nun also," sagte sie plötzlich unvermittelt, zu Egon aufschauend, „Du meinst nicht, daß es angebracht sein würde, Herrn von Eisenschmidt zu bitten, sich Heinzens ein wenig interessierter anzunehmen?"

„Im Gegenteil," erwiderte der Bruder lebhaft, „ich bin sehr dafür. Man darf Eisenschmidt gegenüber in diesem Falle aber kein Blatt vor den Mund nehmen. Er hat keine Ahnung von den Schulden Heinzens und hält ihn wahrscheinlich nur für einen etwas leichtsinnigen, doch durchaus nicht wüst in das Leben hineinjagenden Burschen. Ich glaube zudem, er vermutet, daß wir reicher sind als es in der That der Fall ist, und daß Heinz demzufolge nicht oder doch nur wenig mehr verbraucht, als ihm zukommt. Da Eisenschmidt selbst sehr vermögend, so ist dieser Trugschluß verzeihlich. Aber man muß ihn aufklären. Ich werde mit ihm sprechen —"

„Willst Du mir einen Gefallen thun, Egon?" warf die Comtesse ein.

„Bitte — gern," entgegnete Egon, etwas verwundert über die rasche Unterbrechung.

„So laß mich mit Herrn von Eisenschmidt über Heinz sprechen," fuhr Agnete fort. Sie hatte sich wieder erhoben und dabei dem Bruder halb den Rücken gewendet. „Bei Männern von der Art Eisenschmidts wirkt eine Bitte aus dem Munde einer Frau gewöhnlich stärker und nachhaltiger als wenn sie von einem Freunde kommt. Ich werde nach Tische Gelegenheit finden, mich mit dem Rittmeister ein paar Minuten zurückzuziehen und werde ihm die Angelegenheit auseinandersetzen. Auf seine Diskretion scheint mir Verlaß zu sein."

„Unbedingter," bestätigte Egon.

„Nun gut" — und Agnete nickte — „so laß mich die Sache führen. Wir können dann noch am Abend Heinz ins Gebet nehmen. Jedenfalls dürfen wir ihm die fünfzigtausend Mark nicht bar in die Hand geben, sondern Du mußt die Schulden für ihn bezahlen. Ich traue ihm nicht."

„Auch bei diesem Arrangement kann mir Eisenschmidt behilflich sein," fügte Egon an. „Er hat schon einmal eine ähnliche Affaire geleitet — bei einem Kameraden, der später leider doch in die Brüche gegangen ist — und hat eine famose Art und Weise, die Wucherer einzuschüchtern. Vielleicht knöpft er der Gesellschaft noch ein paar Prozente ab . . ."

Er hielt inne. Die Zofe Agnetes war nach kurzem Anklopfen in das Zimmer getreten und meldete, daß Erlaucht bäte, die Herrschaften möchten in die Salons kommen, da die ersten Gäste bereits eingetroffen seien.

In der That rollten die Wagen bereits in den Schloßhof und wurden vor dem Portale von Richards, der sich einigermaßen erholt zu haben schien, obschon er noch immer ziemlich geisterhaft ausschaute, in Empfang genommen. Richards hatte zur Feier des Tages große Livree angelegt wie die übrigen männlichen Domestiken: Kniehosen, seidene Strümpfe, Lackschuhe mit Schnallen und einen blauen Leibrock mit Wappenknöpfen sowie mit silbernem Besatz, auf dem das Wappentier der Dornachs, ein springender Panther von feuerroter Farbe, in unzähliger Wiederholung prangte.

In den Salons, einer Enfilade großer Zimmer im ersten Stockwerk, im Zopfstil und im Geschmack des Empire ziemlich frostig möbliert, erwartet der alte Graf seine Gäste. Er trug heute nur einen Stock und war im Frack mit dem Johanniterkreuz auf der linken Seite und dem goldenen Kammerherrnknöpfchen am Schoße, sonst aber ohne Ordensdekoration. Auch die Offiziere der Einquartierung erschienen zum Diner sämtlich im Waffenrock, und die Kürassiere sahen in ihren blauen Kollern mit der reichen Silberstickerei am Kragen und an den Ärmelpatten besonders schmuck aus. Graf Vellmerstedt hatte sich zu enge Lackstiefel angezwängt und hob bei jedem Schritte die Füße ängstlich hoch empor, so daß es aussah, als probiere er einen Eiertanz; im übrigen lispelte er mehr denn je und wen er anredete, der mußte sehr scharf aufpassen, um ihn überhaupt verstehen zu können. Herr von Hufeland hatte sich unter die Kürassiere gemischt — das that er gern, um seine halbe Zugehörigkeit zu dieser Prachttruppe auch äußerlich zu betonen — während die Herren von der Artillerie sich etwas abseits gruppiert hatten. Neben dem dicken Protzen hatte Lieutenant Buller Aufstellung genommen, mit Ängstlichkeit jede



Bewegung seines Kommandeurs verfolgend und immer auf der Lauer, um keinen Witz des Herrn Oberstlieutenants zu überhören und nicht das pflichtgemäße Lachen zu verabsäumen, das stets mit explosiver Heftigkeit zu erfolgen pflegte.

Die Gäste erschienen — zuerst ein Vetter des Grafen Dornach, ein alter Herr von Krachenau, Hagestolz und Original von reinstem Wasser, der ein halb verfallenes Schloß eine Meile von Dornach bewohnte und sich viel mit Spiritismus und anderen Geheimwissenschaften beschäftigte. Er war ein herzensguter Mensch, aber überaus verdreht und behielt nie einen Dienstboten länger als wenige Wochen, weil er diese unglücklichen Geschöpfe mit einer von ihm auf düster alchemistischem Wege gewonnenen Essenz ernähren wollte, um sie zu einem erhöhteren Aufschwung ihrer Seelenthätigkeit und zu größerer Vergeistigung anzuregen, was ihm bisher indessen noch nicht gelungen war, da die Leute eine derbere Kost seiner Essenz vorzogen. Äußerlich war Herr von Krachenau, der bei aller Verschrobenheit auch liebenswürdig und geistreich sein konnte, ein kleines, hageres Männchen mit einem spitzen Vogelgesicht und brennenden dunklen Augen. Er war stets sehr gewählt gekleidet und trug immer — so auch heute — einen roten Fez auf dem Kopf.

Graf Dornach bewillkommnete den närrischen Alten, für den er trotz seiner Wunderlichkeiten viel Zuneigung hatte, mit großer Herzlichkeit. Herr von Krachenau begrüßte sodann die Grafen Egon und Heinz, seine Neffen, und wandte sich schließlich mit einigen sehr erlesenen Worten an die Comtesse, der er ein kleines Bouquet aus selbstgepflückten einfachen Feldblumen überreichte. Herr von Krachenau wußte wohl selbst nicht, welch rührenden Eindruck er in diesem Augenblick machte — Agnete aber überströmte bei der ritterlichen Schlichtheit dieser Liebenswürdigkeit ein so warmes Gefühl, daß sie beide Hände des Alten ergriff und ihm mit einem Kuß auf die Wange dankte.

Inzwischen hatten sich bereits die weiteren Gäste eingefunden — Gutsnachbarn aus Gartenau, Boberfelde und Nieder-Rießnick — fast alles Edelleute und zwar Typen des märkischen Landadels: Die Herren groß, stark und breitschultrig, mit wetterbraunen Gesichtern, die Damen schlank und blond, keine Schönheiten, aber meist hübsch und frisch und sehr einfach toilettiert.

Es wurde schnell lebhaft. Anfänglich umkreiste alle Welt die Comtesse, die mit gleichmäßiger Liebenswürdigkeit die Flut der Beglückwünschungen über sich ergehen ließ. Es wurde ungemein viel geküßt. Alles, was untereinander bekannt war, küßte sich mit so stürmischer Herzlichkeit, als ob man sich nicht alle paar Wochen, sondern höchstens jedes Jahr einmal zu sehen bekomme. Auch die Küsse der schnurrbärtigen Onkel ließ Agnete sich ruhig gefallen, nur wenn sie allzufeucht waren, kräuselte sich ihr Näschen ein wenig und sie schob dann den Kopf zur Seite.

Heinz und Egon hatten viel zu thun, die Offiziere der Reihe nach vorzustellen. Hier und da wurde eine alte Bekanntschaft erneuert, und es währte nicht lange, so standen die jungen Mädchen, die alle in hellen Kleidern erschienen waren, mitten im blauen Felde der Lieutenants, wie Margueriten zwischen Kornblumen. Die Unterhaltung wogte leise rauschend hin und her, nur zeitweilig von dem polternden Lachen des dicken Protzen oder dem Staccatomeckern des Baron Urach beherrscht — aber sie verstummte, als draußen im Flurgange der Gong ertönte und zu gleicher Zeit Richards an den alten Grafen herantrat, um ihm zu melden, daß serviert sei.

Im Speisesaale waren, obschon es draußen noch hell, die Jalousien geschlossen worden. Aber die Kronen und die Armleuchter auf dem Tische verbreiteten volles Tageslicht, das in den silbernen Jardinieren und im Krystall der Gläser und Karaffen elektrische Funken zu entzünden schien.

Als bei der Suppe Schaumwein gereicht wurde, erhob sich Herr von Krachenau, um das Geburtstagskind zu feiern. Der Toast auf Agnete, die sein Patenkind war, gehörte gewissermaßen zu seinen Pflichten. Wie immer, so sprach der alte Herr auch heute außerordentlich gewählt und mit einem großen Aufwand von Citaten; selbst der selige Agrippa von Nettersheim mußte herhalten, obwohl ihn die wenigsten an der Tafelrunde dem Namen nach kannten. Nur Graf Vellmerstedt nickte und that so, als sei das ein alter Freund von ihm. Er nickte immer und lächelte überlegen dazu, wenn er nicht wußte, wovon die Rede war. Das machte sich ganz gut.

Das Diner verfloß in angeregter und heiterer Stimmung. Die Offiziere waren voll Laune, und die jungen Mädchen glücklich, sich in der Einsamkeit des Landlebens einmal nach Herzenslust amüsieren zu dürfen. Nur Prinz Raczyn posierte den Melancholischen und trank dabei mehr als ihm gut war. Von Zeit zu Zeit warf er einen traurigen Bettelblick auf die Comtesse und seufzte dazu geräuschvoll auf. Agnete war dies Komödienspiel höchst peinlich; das Minnetum des Polen widerte sie ebenso an, wie der sinnlich sengende Ausdruck, mit dem seine Augen dann und wann auf ihr ruhten, sie entrüstete.

Sie saß zwischen Krachenau und Baron Eisenschmidt, und benutzte eine Pause, die der erstere in der Unterhaltung eintreten ließ, um dem Rittmeister mit halblauter Stimme zu sagen: „Ich habe hernach eine Bitte an Sie zu richten, Herr von Eisenschmidt."

Der Angeredete neigte leicht den Kopf. „Ich bin allezeit zu Ihrer Verfügung, Comtesse," erwiderte er.

In diesem Augenblick rief der alte Graf Dornach, der dem Paar gegenüber saß, dem Rittmeister zu: „Sie sind schwedischen Geschlechts, Herr von Eisenschmidt — nicht wahr? Ich streite mich soeben mit meinem lieben Nachbar und Vetter, dem Grafen Tösen, herum, der absolut behaupten will, die Eisenschmidts seien deutschen Ursprungs und stammten aus Westfalen. Belehren Sie ihn doch, bitte, eines Besseren."

Baron Eisenschmidt nahm von den Zanderfilets, die der Diener ihm reichte, und beeilte sich sodann zu antworten: „Graf Tösen hat recht — Erlaucht

haben aber ebenso recht. Es existiert eine westfälische Familie meines Namens, die zur Zeit meines Wissens nur noch auf zwei Augen steht — sie ist mit meinem Geschlecht indessen gar nicht verwandt und führt auch ein ganz anderes Wappen. Es ist lediglich eine Namensgleichheit — ähnlich wie bei den Kalkreuths schlesischer und polnischer Extraktion, die auch verschiedene Wappen führen und durchaus nicht in Blutsverwandtschaft zu einander stehen."

„Ursprünglich ist Ihr Geschlecht jedenfalls auch ein deutsches," rief der alte Graf Tösen, der halb taub war und deshalb immer mit schallender Kommandostimme sprach, über den Tisch hinüber. „Der Name hat wenigstens keinen schwedischen Klang . . ."

„Das will nichts sagen, Herr Graf," erwiderte der Rittmeister; „es giebt viele nachweisbar ganz schwedische Adelsgeschlechter, die deutsche Namen führen. Sie dürfen nicht die germanische Stammesverwandtschaft und weiterhin die Thatsache vergessen, daß nach dem Ende der Folkungerdynastie im vierzehnten Jahrhundert mit Albrecht von Mecklenburg viele deutsche Geschlechter nach Schweden kamen, die sich dort acclimatisierten und mit der Zeit völlig in der skandinavischen Nationalität aufgingen . . . Über unsere Familie lauten die Nachrichten übrigens gering."

Eisenschmidt brach ab und begann sich mit seinen Zanderfilets zu beschäftigen; den alten Grafen ihm gegenüber aber schienen die genealogischen Verhältnisse des Rittmeisters gewaltig zu interessieren, denn er klappte das linke Ohr um, um besser hören zu können, und schrie von neuem los: „Ist denn Ihr Herr Vater noch in Schweden ansässig gewesen?"

Messer und Gabel des Angeredeten klapperten lauter. Ein Schatten flog über sein Gesicht. „Ja," erwiderte er kurz. „Aber er ist frühzeitig nach Amerika übergesiedelt." Dann wandte sich Eisenschmidt, in unmittelbarem Anschluß an die eben gegebene Antwort, an Agnete und fragte: „Werden die gnädigste Comtesse im nächsten Winter den Hof besuchen?"

Damit war die Unterhaltung in neue Geleise geleitet. Agnete nickte. Prinzeß Friedrich habe sie aufgefordert, ihr Gast zu sein, und auch der Papa habe die Absicht, einige Wintermonate in Berlin zu verleben. Man wolle um die Mitte Januar Dornach verlassen — vielleicht bis gegen Ende März — je nachdem man sich amüsiere und der Gesundheitszustand des Vaters beschaffen sei.

Am anderen Ende der Tafel war inzwischen die Konversation durch ein dienstliches Intermezzo unterbrochen worden. Einer der Diener hatte dem Obersten von Urach gemeldet, daß eine Ordonnanz ihn zu sprechen wünsche. Urach wollte aufstehen, um den Mann im Vorzimmer abzufertigen, aber der alte Graf Dornach hatte die Meldung gehört und rief dem Obersten hinter dem Rücken der übrigen Gäste zu: „Lassen Sie sich, bitte, nicht stören, mein lieber Baron, und Ihre Ordonnanz ruhig eintreten! Sie wird uns nichts thun, und Kriegsgeheimnisse sind im Augenblick ja wohl nicht zu befürchten!"

[illegible]rauf Graf Egon dem Diener die Weisung gab, die Ordonnanz hereinzuführen. Es war dies ein großer, hochgewachsener und sehr stattlicher junger Mann in der Uniform eines Einjährig-Freiwilligen vom Königs-Kürassier-Regiment, ein bildhübscher Mensch mit frischem und offenem Gesicht von brünettem Typus und mit einem kecken schwarzen Schnurrbärtchen auf der Oberlippe. Er blieb mit der Ordonnanzmappe, die er unter dem Arm trug, einen Augenblick dicht neben der Eingangsthür des Saales stehen und trat dann, als der Diener ihm den Platz des Freiherrn von Urach bezeichnet hatte, auf den Obersten zu, ihm stumm, aber in strammer militärischer Haltung, die Mappe überreichend.

Urach nahm sie, ohne sich vom Platze zu erheben, durchblätterte die Einlagen, unterzeichnete einige mit einem goldenen Crayon, der an seiner Uhrkette hing, und gab sie sodann dem Überbringer zurück.

„Tragen Sie die Mappe dem Herrn Grafen Bellmerstedt hinüber," sagte er, mit freundlicher Kopfneigung hinzufügend: „Sind Sie denn nun wieder ganz gesund, mein lieber Grüneisen?"

„Zu befehlen, Herr Oberst," erwiderte der Angeredete mit angenehm klingender Stimme, „ich bin wieder vollkommen hergestellt."

„Also war es nicht Diphtherie, wie Ihr Wachtmeister anfangs gefürchtet hatte?" fragte Herr von Urach weiter.

„Nein, Herr Oberst" — der Freiwillige lächelte leicht — „der Herr Wachtmeister hatte sich getäuscht: es handelte sich nur um einen ganz leichten Katarrh, den ich mir im Biwak zugezogen hatte."

Der Oberst nickte nochmals, und der Freiwillige Grüneisen umschritt die Tafel, um hinter dem Platze des Majors Grafen von Bellmerstedt Halt zu machen.

Die Charakterverschiedenheit zwischen dem gutherzigen und selten unfreundlichen Obersten und seinem etatsmäßigen Stabsoffizier zeigte sich schlagend in der Behandlung der Untergebenen. Graf Bellmerstedt beachtete den Freiwilligen zunächst gar nicht, sondern ließ ihn einige Minuten hinter dem Stuhle stehen, und als seine barmherzigere Tischnachbarin ihm hinter dem Fächer zuflüsterte: „Die Ordonnanz will Sie sprechen, Herr Graf," — erwiderte er mit dem gewohnheitsgemäßen nervösen Zucken seiner feinen Nasenflügel:

„Kann warten, meine Gnädigste. Nach Schweninger soll man sich während des Essens auch die kleinsten Fatalitäten vom Halse halten, weil sie leicht die Magennerven beeinflussen und die reguläre Verbindung der Speisen mit dem Magensaft hindern können. Und die Ordonnanzen sind gewöhnlich die Vermittler unliebsamer dienstlicher Befehle . . ."

Hierauf legte er sein Besteck zur Seite, leerte gemächlich den Römer mit Rheinwein, wischte mit der Serviette zweimal über seinen weißblonden Schnurrbart und drehte sich dann erst um, indem er zugleich sein Binocle auf die Nase setzte und die Ordonnanz mit seinen scharfen grauen Geieraugen von oben bis unten musterte. „So, Freiwilliger," sagte er dabei, „nun geben Sie mal her! Und dann haben Sie die Gewogenheit und nehmen Sie die Ab-

sätze ein wenig zusammen — man kann eine Bombe hindurchfeuern. Wie heißen Sie, mein Lieber?"

„Grüneisen, Herr Graf," rapportierte der Gefragte, dessen hübsches Gesicht sich bei der vor der versammelten Gesellschaft erteilten Rüge mit hellem Rot überzog.

Der Major prüfte die Einlagen der Mappe und reichte die letztere sodann zurück, während sein Blick von neuem forschend und suchend über die Gestalt des vor ihm Stehenden schweifte. Plötzlich zuckte es über sein Gesicht und wieder begannen seine Nasenflügel zu zittern: er hatte zwischen dem zweiten und dritten Knopf an dem weißen Koller der Ordonnanz das Atom eines Strohhälmchens entdeckt, das dem armen Burschen beim Weg über den Hof angeflogen sein mochte, ohne daß er es bemerkt hatte.

Graf Vellmerstedt knippste mit den Fingernägeln das Hälmchen von der Brust Grüneisens und zog dann sein Taschentuch hervor, um sich ostentativ die Hände daran abzuwischen. Dabei sagte er, immer unter dem gleichen Vibriren der Nase und mit maliziösem Lächeln: „Müssen nicht mit ganzen Strohbündeln am Rocke vor Ihren Vorgesetzten erscheinen, Freiwilliger — müssen immer hübsch propre sein! Bei welcher Schwadron stehen Sie denn, Freiwilliger?"

„Bei der vierten, Herr Graf," antwortete Grüneisen, noch dunkler werdend im Antlitz.

Der Major bemerkte dies, ließ den Schnurrbart durch seine mageren Finger spielen und fuhr langsam fort: „So — na — also künftighin ein wenig proprer, wie ich Ihnen schon sagte, Freiwilliger — möchte nicht gern mit Herrn Rittmeister von Eisenschmidt über Sie reden — über Sie re—den . . ." Er zog diese letzten Worte lang aus, nickte kurz und sagte hierauf rasch: „Nun gehen Sie, mein lieber Grün —" er schien den Namen der Ordonnanz vergessen zu haben und hüstelte — „mein lieber Grüneberg . . ."

Der Freiwillige machte kehrt und wollte abtreten, aber einer der Diener rief ihn nochmals zurück. Erlaucht der Herr Graf von Dornach wollte ihn sprechen.

Graf Dornach hatte über den Tisch die kleine Scene beobachtet und sein Gesicht war dabei finster geworden. Er neigte sich zu seiner Nachbarin links, einer Frau von Krusemarck, und raunte ihr zu: „Ein unausstehlicher Kerl, dieser Graf Vellmerstedt! Sehen Sie nur, wie er den armen Teufel da drüben maltraitiert! Wir wollen ihm ein Paroli biegen . ."

Die Ordonnanz war dem Grafen gegenüber stehen geblieben, der sich vom Diener einen der großen auf dem Paneel stehenden Krystallhumpen geben ließ und ihn mit Schaumwein füllte. Dann winkte er den Freiwilligen näher heran und reichte ihm den Pokal.

„Auf das Wohl Ihres allerhöchsten Kriegsherrn," sagte er, dabei das eigene Glas ergreifend und vortrinkend.

Der Freiwillige leerte den Pokal mit starken Zügen. Es flog wie Sonnenschein über sein Gesicht; man merkte ihm an, wie ihm die Liebenswürdigkeit des alten Herrn nach der verletzenden Schroffheit des Majors wohlthat. Mit militärisch kurzem „Ich danke, Erlaucht", gab er den Pokal an einen Diener zurück.

Der Graf betrachtete den jungen Mann wohlgefällig. „Was sind Sie in Ihrem civilen Verhältnis, wenn ich fragen darf?" begann er von neuem.

„Verlagsbuchhändler, Erlaucht," erwiderte die Ordonnanz.

„Ah — sieh da — also ein Vermittler zwischen den schöpferischen Geistern des Volkes und dem Wissensdurste des Publikums. Ein nobler Beruf und ein achtungswerter. Sie heißen?"

„Grüneisen, Erlaucht — in Firma Carl Grüneisen Söhne."

Der Graf stutzte. Er kannte die Firma als eine sehr bedeutende und wohl renommierte, aber sie mußte ihm außerdem in letzter Zeit in irgend einer Verbindung mit ihn interessierenden Vorkommnissen genannt worden sein . . . Richtig, sein gutes Gedächtnis ließ ihn selten im Stich: der Oberförster Schröder hatte ihm erzählt, daß seine Enkelin als Buchhalterin in das Geschäft von Carl Grüneisen Söhne treten werde.

Er wandte sich noch einmal dem jungen Manne zu. „Sind Sie der Inhaber Ihrer Firma, Herr Grüneisen?" fragte er.

„Sehr wohl, Erlaucht," antwortete der Freiwillige, „ich führe das Geschäft selbständig."

„Alle Achtung, bei Ihrer Jugend alle Achtung! Ist Ihnen da Ihr Dienstjahr nicht sehr ungelegen gekommen?"

„Doch nicht, Erlaucht; ich habe einen Vertreter, auf den ich mich verlassen kann, und ich bin mit Freuden Soldat."

„Bravo, das hör' ich gern," entgegnete Dornach kopfnickend. Dann erhob er sich halb von seinem Sessel, stützte sich mit der Linken auf seinen Stock und reichte die Rechte dem Freiwilligen.

„Adieu, mein verehrter Herr Grüneisen," sagte er, „ich habe mich sehr gefreut." Und leise fügte er hinzu, abermals an Frau von Krusemarck gewendet, während Grüneisen, die Mappe unter dem Arm, den Saal verließ: „Jetzt haben wir den Vellmerstedt einmal schmählich geärgert!"

Ja, der Major hatte sich über die provozierende Liebenswürdigkeit seines Gastgebers schmählich geärgert, es war richtig. Er hatte den Kopf dicht über seinen Teller geneigt, kaute abwechselnd an seinem Schnurrbart oder sprach abgerissene Phrasen zu seiner Nachbarin und schielte zuweilen mit bösem Blick über den Tisch hinüber. Oberst von Urach freute sich und die meisten seiner Offiziere freuten sich heimlich mit; es gab wenige im Regimente, die mit dem Etatsmäßigen auf gutem Fuße standen. Der einzige, dem er ein gewisses Wohlwollen entgegentrug, war der Prinz Miecislaw Raczyn, sein erbittertster Gegner, mit dem er auf beständigem Kriegspfade lebte, dagegen der Rittmeister von Eisenschmidt.

Es war demzufolge erklärlich, daß sich gerade Herr von Eisenschmidt über die gelungene Abführung, die Graf Dornach dem Major hatte zu teil werden

lassen, ganz besonders belustigte. Er machte auch kein Hehl aus seiner Schadenfreude und sprach sich der Comtesse gegenüber darüber ganz ungeniert aus, wenn auch nur mit gedämpfter Stimme, so daß die weiter Sitzenden seine Worte nicht zu verstehen vermochten.

„Der Major hat eine schauderhafte Manier, mit seinen Untergebenen umzugehen," sagte er, „und behandelt namentlich die gebildeteren Elemente der Truppe in einer Art und Weise, die mich empören kann. Wenn man bedenkt, daß der Freiwillige, den er vorhin mit Hohn und Malice überschüttete, einer achtenswerten Bürgerfamilie entstammt, ein studierter Mann, sehr vermögend und gesellschaftlich durchaus fair ist, muß man begreifen, daß sein ganzes Menschtum bei den Nadelstichen in Aufwallung gerät, die ihm Vellmerstedt unter dem Schutze der militärischen Disziplin versetzt. Es ist eine Grausamkeit, einen Wehrlosen ohne Grund zu maltraitieren."

Agnete war gleicher Meinung. „Mir ist das Benehmen des Majors um so weniger begreiflich," fügte sie hinzu, „als die Einjährig-Freiwilligen doch gewöhnlich der besseren Gesellschaft anzugehören pflegen und von dem Augenblick ab, da man sie zu Reserve-Offizieren befördert, im Range mit den aktiven Herren gleichstehen."

„Gewiß," entgegnete Eisenschmidt; „es scheint mir aber fraglich, ob Grüneisen überhaupt zum Reserve-Offizier gewählt werden wird. Es war thöricht von ihm, daß er nicht bei einem Provinzial-Regiment eintrat, wo weniger penible gesellschaftliche Ansprüche gestellt werden. Er ist bürgerlicher Geburt und das spricht bei einem aristokratischen Offizierskorps wie dem unsrigen gewaltig gegen ihn."

„Was ich auch begreife," sagte die Comtesse; „die Garde ist immer eine Art Hof- und Elitetruppe gewesen, wenn sie sich im Felde auch genau so tapfer schlägt wie die übrige Armee. Warum soll man die Tradition nicht aufrecht erhalten? Es giebt ja doch genug Regimenter, denen aktive wie Reserve-Offiziere bürgerlicher Geburt in Massen angehören; Ihr Herr Grüneisen hätte sich leicht der Gefahr, bei der Wahl übergangen zu werden, entziehen können."

„Vielleicht haben ihn Familien- oder gesellschaftliche Verhältnisse dazu bestimmt, sich ein Berliner Regiment zu suchen," erwiderte der Rittmeister. „Ich bin sehr begierig, wie seine Angelegenheiten sich entwickeln werden, zumal ich die Absicht habe, ihn jedenfalls für die Beförderung zum Reserve-Offizier vorzuschlagen. Ich bin kein Gegner der Tradition, aber sie muß sich mit der Gerechtigkeit in Einklang bringen lassen, die nicht nur ‚die Tugend großer Seelen', wie Platen sagt, sondern auch die meine ist, ohne daß ich mich ihrer rühme."

„Täuschen Sie sich nur nicht selbst, Herr von Eisenschmidt," gab die Comtesse angeregt zurück. „Ich zweifle zwar nicht an Ihrem Gerechtigkeitsempfinden, halte es aber auch nicht für unmöglich, daß Sie in dem erwähnten Falle lediglich die Lust am Opponieren dazu treibt, für Ihren Freiwilligen einzutreten und sich vielleicht alle Ihre Kameraden, oder den größeren Teil, zu Gegnern zu machen."

„Das heißt" — und der Rittmeister lachte — „Sie halten mich für einen angenehmen Krakeeler?"

„Das nicht, wohl aber für einen, der den Reiz des Widerspruchs zu schätzen weiß und ihn gern sucht. Und damit auch für einen, der mit Vorliebe abseits geht und die Wege, die das Gros wandelt, meidet. Habe ich recht?"

„Ich will es nicht leugnen. Ich kenne indessen jemand, dem es ähnlich ergeht, wenn er es vielleicht auch nicht wahr haben will, und das sind Sie selbst, Comtesse."

Sie gab es zu. „Aber," fügte sie an, „ich pflege nur mit mir allein in Widerspruch zu geraten, das freilich öfters, denn ich gestehe, daß zuweilen mein Pietätsgefühl vor dem Althergebrachten recht arg mit einem gewissen moderneren Empfinden im Hader liegt. Ich kämpfe mich freilich immer durch, und gewöhnlich siegt die Tradition, die Erbschaft des Bluts, über die Rebellen einer freigeistigeren Weltanschauung. Und das ist stets ein Triumph für mich, die ich eine Fanatikerin in der Verteidigung der Überlieferung bin —"

„Nicht sind," warf Herr von Eisenschmidt ein, „sondern es zu sein glauben und vor allem sich quasi verpflichtet fühlen, es sein zu müssen. Welch geistig regsame Natur geriete nicht einmal in Konflikt zwischen dem Anerzogenen, zwischen dem, was wir mit der Muttermilch eingesogen und der Gedankenwelt, die uns die neuen Horizonte auf allen Gebieten des Lebens in unseren Tagen eröffnet haben! Aber, Comtesse, ich kann mir nicht helfen, ich muß es aussprechen: es ist nicht tapfer, sich prüfungslos hinter dem Wall der Tradition zu verstecken. Gerade wir vom Adel, die wir die berufensten Pfleger der Überlieferung sind, sollten mit recht offenen Augen an eine Sichtung gehen und neben der treuen Bewahrung des guten Alten das rostig Gewordene mutig in die Rumpelkammer werfen. Das klingt revolutionär, ist es aber nicht; im Gegenteil, dadurch, daß wir uns dem Odem des Zeitgeistes nicht verschließen, arbeiten wir der Revolution entgegen."

Es war der Comtesse lieb, daß sich in diesem Augenblick Herr von Krachenau an sie wandte, um ihr einen interessanten Artikel im neuesten Heft der spiritistischen Monatsschrift „Sphynx" zu empfehlen und daß damit dem von Eisenschmidt angeschlagenen Thema die Spitze abgebrochen wurde. Sie folgte ihm nicht gern auf ein Gebiet, auf dem sie seinen Anschauungen feindlich gegenüberstand, weil sie sich mit Absicht gewissen „liberalen Anwandlungen" verschloß, die das Studium der modernen Wissenschaften dann und wann in ihr wachrief und die sie, wie der Rittmeister ganz richtig bemerkt hatte, energisch niederzukämpfen für ihre Pflicht — für Standespflicht hielt. Eisenschmidt nahm einen anderen Standpunkt ein, das wußte sie. Sie entsann sich einer Gesellschaft im letzten Winter, in welcher der Rittmeister mit dem Doyen der konservativen Parlamentarier, dem alten Herrn von Straatz-Fiddichow, sehr hart zusammengestoßen war, weil er sich politisch als Mittelparteiler erklärt hatte. Der greise Straatz fand das ungeheuerlich und unbegreiflich bei einem Manne von

altem Adel und in der sozialen Stellung Eisenschmidts — und die Comtesse, die Zeugin der Unterhaltung gewesen war, ohne sich an ihr zu beteiligen, hatte ihm heimlich zustimmen müssen. Das Traditionsgefühl beherrschte sie in hohem Grade. —

Das Diner neigte sich seinem Ende zu. Die Diener reichten die Fruchtkörbe und das Konfekt umher und präsentierten dazu Tokayer Ausbruch, der die gute Stimmung noch mehr erhöhte. Namentlich die jüngeren Offiziere waren von ausgelassener Lustigkeit, und die Backfische hatten dunkelrote Bäckchen bekommen. Nur der ritterliche Polenprinz wurde stiller und stiller, je feuriger seine Augen zu brennen begannen; er gab sich die erdenklichste Mühe, den hoffnungslos Verliebten zu spielen, aber man achtete nicht auf seine Mimik und seine schönen Posen. Heinz war von auffallender nervöser Unruhe, plauderte unausgesetzt allerlei ungereimtes Zeug mit seinen Nachbarinnen, zwei ewig kichernden jungen Mädeln, und suchte aus den Zügen seiner Schwester zu ergründen, wie diese die Mitteilungen Egons wohl aufgenommen haben mochte. Herr von Protzen saß mit glühenden Pausbacken zwischen zwei alten Damen, die vor Verlegenheit kaum von den Tellern zu blicken wagten, weil der dicke Oberstlieutenant in der Auswahl seiner Geschichten den weiblichen Zartsinn wie gewöhnlich nicht genügend berücksichtigte — und Graf Bellmerstedt war nach der indirekten Zurechtweisung, die ihm Graf Dornach hatte zu teil werden lassen, sehr einsilbig geworden. Er ärgerte sich immer noch wütend, und sein schmalwangiges, mit Sommersprossen übersäetes Gesicht hatte dabei eine gelbliche Färbung angenommen.

Die Diener hatten die mit parfümiertem Wasser gefüllten Bols vor die Plätze gesetzt, und dann hob der Hausherr mit leichter Verneigung nach rechts und links die Tafel auf. Man kehrte in die Salons zurück, wo das Tageslicht inzwischen auch dem Glanze der Kerzen gewichen war und wo Kaffee und Liqueur serviert wurde. Die Gesellschaft teilte sich in einzelne Gruppen; die älteren Herren suchten die Whisttische im Spielzimmer auf, während sich ein anderer Teil, vorzüglich die jüngeren Elemente, in den Musiksaal zurückzog.

Agnete hatte Gelegenheit gefunden, sich mit Herrn von Eisenschmidt von den übrigen zu trennen; die beiden standen in einer Fensternische, halb verdeckt von den in schweren Falten herniederrieselnden Portieren aus resedagrüner Seide. Die Comtesse wußte zwar, daß man sie in diesem Augenblick beklatschen und in dem minutenlangen Alleinsein mit einem Herrn eine geflissentliche Bevorzugung des Rittmeisters sehen würde, aber ein so starkes Gewicht sie auch sonst auf das Urteil der Welt zu legen pflegte, die Notwendigkeit, mit Eisenschmidt über Heinz Rücksprache zu nehmen, ließ in diesem Moment die Rücksicht auf die Allgemeinheit zurücktreten.

In raschen Worten klärte sie den Rittmeister über den Leichtsinn ihres Bruders auf, erzählte ihm, daß sie und Egon die Schulden Heinzens ohne Wissen des Vaters allein zu decken wünschten und bat Herrn von Eisenschmidt in eindringlicher Weise, den Lebenswandel des jungen Offiziers künftighin überwachen zu wollen.

Der Rittmeister hatte, während Agnete sprach, eine sehr ernste Miene angenommen. „Zunächst, Comtesse,“ entgegnete er, „meinen Dank für Ihre Bitte. Sie ehrt und erfreut mich, denn sie ist mir ein Beweis, daß Sie in mir mehr sehen, als den flotten Offizier und unterhaltenden Gesellschafter. Selbstverständlich bin ich gern bereit, die Aufgabe zu übernehmen, die Sie mir zugedacht haben. Freilich ist ihre Ausführung keine leichte. Ich bin mit Heinz befreundet, bin nicht sein Vorgesetzter, sondern sein guter Kamerad. Ich war auch sein Kumpan bei manchem lustigen Streiche, habe mit ihm pokuliert, gespielt und die Nächte durchtollt. Seine Frische und sein Wagemut haben ihn mir lieb gemacht — er steht mir so nahe wie Egon, der ihn an Kapazität und an Charakter freilich überragt und mit dem mich mehr geistige Interessen verbinden. Hätte ich gewußt, daß Heinz ein so leichtsinniger Wirtschafter ist, wie sich herausgestellt hat, dann würde ich mir ihm gegenüber eine größere Zurückhaltung auferlegt haben. Das muß von nun ab geschehen, aber doch auch so, daß Heinz nicht stutzig wird. Er darf in mir nie einen Lehrmeister wittern, sondern muß immer nur den Freund und Kameraden sehen, der sein Bestes will . . .“ Die Finger des Sprechenden glitten über seinen starken dunklen Schnurrbart. „Das ist alles ganz schön gesagt,“ fuhr er mit leichtem Lächeln fort, „aber wenn ich erzieherisch wirken soll, muß ich mich auch selbst ein wenig unter die Fuchtel nehmen. Glauben Sie denn überhaupt, gnädigste Comtesse, daß es mir gelingen könnte, Ihren Bruder Heinz in günstigem Sinne zu beeinflussen?“

„Ich würde Sie sonst nicht darum gebeten haben, Herr Rittmeister,“ entgegnete Agnete. „Sie werden sich entsinnen, daß ich heute früh im Laufe der Unterhaltung meine Glossen über den eigentümlichen Einfluß machte, den Sie auf Ihre Kameraden auszuüben pflegen. Warum sollen Sie Ihr geistiges Übergewicht und Ihr Herrschertalent nicht einmal zu Gunsten eines Freundes ausnützen können, der einer straffen Leitung bedarf? Daß Sie sich in diesem Falle in mancherlei Beziehung selber ein wenig schärfer an die Zügel nehmen müssen — würde das etwas schaden?“

„Ganz gewiß nicht, Comtesse,“ sagte Eisenschmidt mit Lebhaftigkeit, „im Gegenteil, es wird mir außerordentlich dienlich sein! Also hier — meine Hand darauf — ich werde mir Mühe geben, Ihren Wunsch zu erfüllen, und ich hoffe, Sie werden mit mir und mit Heinz zufrieden sein.“

Sie nahm die ihr gereichte Rechte, und der warme Druck seiner Hand trieb ihr das Blut rascher zum Herzen. Mit kurzem Dankwort schlug sie die Fensterportiere zurück und trat aus der Nische — gerade in dem Augenblick, als Herr von Oberschütz mit zwei jungen Mädchen ihr entgegenkam, um sie zu bitten, ein wenig musizieren zu wollen; in der Gesellschaft sei nach den Delicen der Tafel das Verlangen nach künstlerischen Genüssen erwacht.

Eisenschmidt stimmte in die Bitte des Trios ein.

„Ach ja, Comtesse," sagte er, „ein paar Scenen Wagner! Geben Sie nach!"

Sie zierte sich nicht. „Siegfried oder Walküre?" fragte sie.

„Die Walküre," bat er, „den Schluß des ersten Akts. Erinnern Sie sich noch der musikalischen Soiree bei der Gräfin Trostburg im vorigen Winter? Da hörte ich Sie zum ersten Male Wagner spielen und war überrascht von Ihrer Auffassung und der Kraft des Vortrags. Es kommt selten vor, daß eine Dame Wagner in charakteristischer Art zu Gehör bringt. Sie sind eine Ausnahme. Darf ich Ihnen die Noten wenden?"

Sie nickte stumm, schritt an den Bechstein und nahm Platz, während Eisenschmidt im Notenschrank die Partitur der Walküre suchte und auf den Flügel stellte. Er hatte die letzte Scene des ersten Akts aufgeschlagen: Siegmund am Heerdfeuer in der Hundingshütte und den Eintritt Sieglindes.

Die Comtesse begann; hinter ihrem Stuhle war der Rittmeister stehen geblieben, die Noten verfolgend und die Blätter wendend, um das Spiel Agnetes nicht aufzuhalten. Sie spielte in Wahrheit wundervoll, mit einer tiefen Innigkeit des Empfindens, aufgehend in den Geist des großen Meisters und doch im Ausdruck der Wiedergabe aus dem Borne der eigenen Seele schöpfend. Bei der Stelle

„Keiner ging —
Doch einer kam:
Siehe der Lenz
Lacht in den Saal —"

und bei dem nun folgenden Liebesliede Siegmunds schien es, als quelle aus der Musik die ganze jauchzende Frühlingsstimmung dieser Scene hervor, als ziehe der Lenz mit brausendem Jubel ein, die Knospen erweckend und mit Duft und Vogelsang weit, weit die Herzen öffnend . . . Leise, anfangs in zagender bräutlicher Zurückhaltung, dann heißer und stürmischer werdend, setzte die Antwort Sieglindes auf das Werben Siegmunds ein:

„Du bist der Lenz,
Nach dem ich verlangte
In frostigen Winters Frist;
Dich grüßte mein Herz
Mit heil'gem Grau'n,
Als Dein Blick zuerst mir erblühte.
Fremdes nur sah ich von je,
Freudlos war mir das Nahe;
Als hätt' ich es nie gekannt,
War, was immer mir kam.
Doch Dich kannt' ich
Deutlich und klar:
Als mein Auge Dich sah,
Warst Du mein eigen:
Was im Busen ich barg,
Was ich bin,
Hell wie der Tag
Taucht es mir auf,
Wie tönender Schall
Schlug's an mein Ohr,
Als in frostig öder Fremde
Zuerst den Freund ich ersah . . ."

Die Spielende hatte der Gesellschaft den Rücken gewendet. So konnte niemand sehen, wie ihr ganzes Antlitz ein anderes geworden, wie der hochmütige Zug um den Mund einer sonnigen Weichheit gewichen und wie in ihre schönen Augen der Ausdruck wonnesehnenden Lebensglücks getreten war. Und in der That wirkte der starke Zauber der Musik so berückend auf sie ein, daß sie ihre Umgebung völlig vergaß. Der große Saal war zur Hundingshütte geworden, vom Mondenlichte durchglänzt, und vor der riesigen Esche stand Siegmund, die Hand am Griffe Nothungs, des Schwerts . . . Gewaltig klang unter ihren zarten Fingern, die den Tasten die Musik mit Vollkraft entlockten, der helle Ruf des Helden hervor.

„Nothung! Nothung!
So nenn' ich Dich, Schwert —
Nothung! Nothung!
Neidlicher Stahl!
Zeig Deiner Schärfe
Schneidenden Zahn:
Heraus aus der Scheide zu mir!"

Es war erstaunlich, welche technische Fertigkeit die Comtesse bei aller Empfindungstiefe entwickelte. Ihre Wangen hatten sich dunkler gefärbt und ein leises nervöses Beben ihrer Lippen zeugte von ihrer inneren Erregung. Auch rein physisch pflegte sie die Wirkung der Wagnerschen Musik zu spüren. Nach Beendigung des Spiels sanken ihre Hände schlaff von den Tasten auf den Schoß, und einen Moment schloß sie, wie in jäher Ermüdung, die Augen.

Von allen Seiten scholl ihr Beifall entgegen, und auch Eisenschmidt neigte sich zu ihr herab und spendete ihr ein Lobwort: „Sie haben im letzten Jahr viel dazu gelernt, Comtesse. Mein Kompliment!"

Sie quittierte mit leichter Kopfneigung — sie gab etwas auf das musikalische Urteil des Rittmeisters. „Aber nun Sie, Herr von Eisenschmidt," sagte sie. „Changement de décors. Ich begleite Sie, wenn Sie es nicht selbst wollen."

Die Kameraden und jungen Mädchen umdrängten den Rittmeister und baten mit der Comtesse. Er war einverstanden. „Und was soll ich singen?" fragte er. „Etwas Seriöses oder ein paar Schnadahüpfl?"

Offiziere und Backfische waren für die letzteren, und Agnete bat um den „Douglas" von Loewe.

Ein etwas eitles Lächeln huschte um den Mund Eisenschmidts; den „Douglas" hatte er auf jener Soiree bei der Gräfin Trostburg singen müssen, auf der er und die Comtesse sich kennen gelernt hatten.

Graf Villarette hatte die Ballade hervorgesucht, und Agnete präludierte. Dann begann Eisenschmidt.

Herr von Traft, der Direktor der Königlichen Oper, hatte ihm einmal gesagt, ein berufsmäßiger Sänger sei an ihm verloren gegangen. Eisenschmidt besaß in der That ein sehr schönes, klangvolles und namentlich in der Mittellage weiches und schmiegsames Organ. Auch an Ausbildung fehlte es ihm nicht, vor allem aber verstand er es, selbst ein mehr als dilettantisches Publikum durch den stimmungsvollen Reiz seiner Vortragsweise zu fesseln. Die Loeweschen Balladen eigneten sich besonders für ihn, und den „Douglas" sang er, wie selbst Gura ihn nicht vollendeter zum Vortrag bringen konnte. Der flehende Ton des verbannten Ritters: „König Jakob, schaue mich gnädig an" — und des Stuarts harte

Antwort: „Ich seh' Dich nicht, Graf Archibald," wirkten tief erschütternd; den Höhepunkt aber bildete die dichterisch wie musikalisch ergreifendste Stelle der Ballade, jene Worte des Douglas:

„König Jakob, ich war Dein Seneschall,
Ich will es nicht fürder sein —
Ich will nur tränken Dein Roß im Stall
Und ihm schütten die Körner ein,
Und will ihm selber machen die Streu
Und es tränken mit eigener Hand —
Nur laß mich atmen wieder aufs neu
Die Luft im Vaterland!" . . .

Es war ganz still im Gemach, als Eisenschmidt dies sang. Das leise Kichern der Backfische, denen die hinter ihnen stehenden Lieutenants allerhand Allotria in die Ohren flüsterten, verstummte jählings, und die lachenden Gesichter wurden ernst — es war unmöglich, sich der Wirkung dieser rührenden Töne zu entziehen.

Auch die Comtesse schaute auf und sah zu dem Sänger empor, der, das Antlitz in den Saal gewendet, hoch aufgerichtet neben ihr stand. Es lag etwas in diesem Antlitz und in dem Ausdruck seiner Stimme, das sie eigentümlich bewegte. Ging Eisenschmidt so völlig in seinem Sange auf, daß er sich gewissermaßen selbst als der Ritter Douglas fühlte, der in heißem Sehnen nach der Heimat zum demütigen Bettler wurde — oder schwellte ein verwandtes Gefühl, aus wunder Seele quellend, seine Brust, gab seinem Liede eine erhöhte Weihe und zauberte ein stilles Leid auf sein schönes Männergesicht? — Agnete hatte schon öfters das Empfinden nicht zu unterdrücken vermocht, der Rittmeister müsse sich mit einem heimlichen Kummer tragen, dessen er bei aller Selbstbeherrschung nicht immer Herr zu werden wisse, und in diesem Augenblick verstärkte sich ihr Ahnungsgefühl fast zur Gewißheit, indes gleichzeitig eine unbeschreibliche Bangigkeit und ein zitterndes Mitleid ihr Herz beschlich.

Eisenschmidt verneigte sich kurz, als er die Ballade beendet hatte, und verließ dann raschen Schritts das Musikzimmer. Der schnelle Abgang fiel auf, aber der Rittmeister sorgte dafür, daß er erklärt wurde. Graf Heinz, der ihm gefolgt war, kehrte mit der Mitteilung zurück, daß Eisenschmidt von einer plötzlichen Nasenblutung befallen worden sei und sich entschuldigen lasse. Er erschien erst in späterer Stunde wieder in den Salons, heiter und angeregt wie sonst. Die älteren Herren saßen noch immer an ihren Spieltischen und rauchten dabei gewaltig. Olympische Wolken umschwebten sie, so daß man sie beim Eintritt in das Gemach nur an den Stimmen erkennen konnte — an seinem meckernden Staccato Herrn von Urach, den Oberstlieutenant von Protzen an seinem polternden Bierbaß und den tauben Grafen Tösen an seinem immer schmetternden Kommandierorgan. Im grünen Salon hatten sich die jüngeren Herrschaften niedergelassen und vergnügten sich an kindlichen Spielen, in denen der kleine Graf Larisch Meister war und in die er immer neue Abwechselung brachte. Sein ganzes Vogelhirn steckte voll drolliger Einfälle, die er aus dem Kadettenkorps in das große Leben hinübergerettet hatte und für die ihm die Backfische mit hellem Gekicher lohnten.

Nur Prinz Raczyn spielte nicht mit. Er langweilte sich in der Gesellschaft der Backfische und zog edleres Wild vor. Schon seit einer Stunde suchte er Agnete und da er sie nicht fand, brachte er in frivolem Grübeln ihr Verschwinden mit der Abwesenheit Eisenschmidts in Zusammenhang. Er war schlechter Laune und hielt sich, um seine Stimmung zu verbessern, an das Bier, das die Lakaien präsentierten. Aber das Bier war schwer und der Prinz hatte bereits beim Diner ziemlich stark pokuliert. Eine plötzliche Müdigkeit überkam ihn; er schlenderte mit schlaffem Schritt durch die leeren Vorzimmer und ließ sich schließlich in einem derselben gelangweilt in einen Sessel fallen. Er wäre am liebsten eingeschlafen.

Die Beine lang von sich gestreckt, die Hände in den Hosentaschen und den Kopf auf die Rückenpolsterung des Fauteuils gelehnt, brütete er mit halb geschlossenen Augen vor sich hin. Das Leben erschien diesem jungen Manne verdammt öde und schal; es bot ihm recht wenig an Daseinsfreude. Er war Soldat ohne Passion und hatte schon als Jüngling die ganze Skala der Genüsse durchkostet, die sich für blankes Gold zur Befriedigung der Brutalität der Sinne erkaufen lassen; feingeistige Regungen aber waren Raczyn fremd, weil sie nie in ihm geweckt worden waren. Seine vernachlässigte Erziehung war schuld daran. Seine früh verstorbene Mutter hatte er kaum gekannt, den Vater, einen vollendeten Hofmann, fesselten andere Interessen als die an seinen Sohn. Er war der verzogene Liebling seines Großvaters gewesen, der seines leidenden Gesundheitszustands wegen fast immer im Süden hatte leben müssen und der den Knaben auf allen seinen Reisen mitgeschleppt hatte — nach Spanien und Süd-Frankreich, Italien, Korsika und Kairo. Ein junger katholischer Geistlicher war der ständige Begleiter der beiden und der Präzeptor Mieczislaws gewesen, ein geistreicher Feuerkopf und als solcher der unentbehrliche Genosse des alten Fürsten, der noch zur Schule Talleyrands zählte, aber kein Erzieher, der das seelische Aufblühen des Knaben hätte überwachen und leiten können. So wuchs der junge Raczyn wie eine wilde Blume heran, sich körperlich zu der vollendeten, rassereinen Schönheit entwickelnd, die seinem alten Geschlecht eine eigentümliche, an den Höfen pikant glossierte Berühmtheit erworben hatte. Sein Vater war froh, als Mieczislaw die notwendigen Examina glücklich hinter sich hatte und in jenes vornehme Regiment eintreten konnte, in dem er selbst dereinst als der erste seiner Familie, der sich nach der Teilung Polens zu Preußen schlug, seine Dienstzeit absolviert hatte. Mieczislaw sollte bis zu seiner Beförderung zum Rittmeister im Regimente verbleiben und dann die väterlichen Güter übernehmen und zugleich irgend eine Charge im höheren Hofdienst erhalten. Für seine Zukunft war glänzend gesorgt. —

Leichte Schritte ließen den Prinzen aufblicken. Agnete, die mit Richards eine kurze Besprechung des

Soupers wegen gehabt hatte, kehrte durch die Vorzimmer in die Salons zurück. Raczyn sprang auf, verneigte sich und trat der Comtesse entgegen. Seine Lippen zuckten. Er schwankte ein wenig — der hastige Genuß der Spirituosen hatte ihn um seine elegante Sicherheit gebracht.

„Gnädigste Comtesse waren so unerwartet plötzlich verschwunden", sagte er, den Mund zu einem Lächeln kräuselnd und mit schwerer Zunge, „daß ich schon fürchtete, es sei Ihnen etwas zugestoßen . . ."

„Durchaus nichts, Prinz Raczyn," entgegnete Agnete gleichmütig; „ich hatte nur einige Hausfrauenpflichten zu erledigen."

Sie wollte weitergehen, aber Raczyn vertrat ihr den Weg. Nicht brüsk — er hatte das seidene Taschentuch fallen lassen, das er zusammengeknäult in der rechten Hand trug, und bückte sich, es wieder aufzuheben. Dadurch hinderte er Agnete am Weitergehen.

Als er sich aufrichtete, war sein Gesicht dunkelrot. „Darf ich Ihnen irgendwie behilflich sein?" fragte er ohne jede Veranlassung.

Sie sah ihn erstaunt an und merkte sofort, daß er zu viel getrunken hatte. „Ich danke sehr," erwiderte sie und schickte sich an, an ihm vorüberzuschreiten.

Zum zweiten Mal trat er ihr in den Weg — diesmal mit brutaler Auffälligkeit. Brennend ruhte sein dunkles Auge auf ihrem Gesicht. „Warum sind Sie mir gegenüber immer so kurz angebunden, Comtesse?" fragte er mit stockender Stimme. „Was habe ich Ihnen gethan? Was haben Sie für einen Grund, mich schlechter zu behandeln als die andern?"

Agnete blieb noch immer ruhig. „Sie irren sich, Durchlaucht," entgegnete sie; „ich habe weder Ursache, Sie zu bevorzugen, noch hatte ich bisher irgend einen zwingenden Grund, zu vergessen, daß ich auch in Ihnen einen Kavalier vor mir habe . . ."

Der Prinz hatte die scharfe Betonung des Wortes „bisher" gänzlich überhört. Er stand dicht vor der Comtesse. Sie trug ein herzförmig ausgeschnittenes Kleid und an diesem, durch eine goldene Nadel befestigt, einen Tuff von dunkelroten Nelken. Die Sinnlichkeit erwachte in Raczyn, und da er stark pokuliert hatte, so brach sie angesichts des schönen Mädchens vor ihm die Tünche der Politur. Eine verrückte Idee schoß ihm durch den Kopf. Sein hübscher Mund verzerrte sich zu einem widerwärtigen Lächeln, und er senkte den Blick auf den weißen, sich leise hebenden und senkenden Hals Agnetes.

„Es beglückt mich tief, daß Sie mir nicht zürnen, Comtesse," sagte er mit plötzlich rauh klingender Stimme. „Wollen Sie mir eine Gunst erweisen, so schenken Sie mir eine der Nelken von Ihrer Brust, damit ich sie als einen blühenden Beweis dafür bewahren kann, daß Sie mir in der That nicht böse sind. Ich werde die Blume unter mein Kopfkissen legen und sie soll mir in der Nacht den schönsten Traum vorzaubern, den ich je geträumt habe. Wollen Sie?" Er erhob die Hand und seine frechen Finger tasteten nach den Blüten.

Über das Gesicht Agnetes loderte die Glut raschen Zorns. Auch ihre Rechte hob sich — und plötzlich taumelte Raczyn zurück, im Nu entnüchtert und kreidebleich. Er hatte eine Ohrfeige erhalten.

Einen Moment lang war es ihm, als müsse er ohnmächtig werden. Er hatte die Hand der Comtesse nur leicht auf seiner Wange gespürt — aber der Schlag brannte wie eine blutende Wunde. Er brannte wie Feuer. Es toste und brauste in seinen Ohren und große glühende Räder wirbelten vor seinen Augen umher . . . Und dann sprang er mit leisem, heiserem Schrei auf Agnete zu und packte sie an den Armgelenken, daß es sie schmerzte.

„Bitten Sie ab!" keuchte er leise und heiser; sein Gesicht war wutverzerrt. „Bitten Sie ab!"

„Los!" sagte sie nur. Sie war weiß wie Kalk, aber sie zitterte nicht, und sie sprach auch ganz ruhig. „Ich habe mich geirrt. Sie sind kein Kavalier, Prinz Raczyn, wie ich glaubte —"

Sie brach ab. Eisenschmidt war in das Vorzimmer getreten und hart an der Thür stehen geblieben. Sein Blick glitt fragend über die Gruppe. „Was giebt es?" sagte er — und nähertretend fügte er hinzu: „Pardon, Comtesse — mir schien, als hätten Sie gerufen?"

Der Prinz hatte sie freigelassen. Sie schüttelte den Kopf und lächelte. „Nein, Herr von Eisenschmidt," entgegnete sie, „ich habe nicht gerufen. Lassen Sie sich von Seiner Durchlaucht das heitere Intermezzo erzählen . . ." Sie nahm ihre Schleppe auf und schritt weiter.

Die beiden Offiziere blieben allein zurück. Es wurde Eisenschmidt nicht schwer, die eigentümliche Situation zu überschauen, zumal er wußte, daß der Pole schon im letzten Winter die Comtesse auffällig umgirrt hatte. „Ich sehe, daß Sie sich leider nicht in dem Zustande befinden, über sich selbst Direktion zu bewahren, Prinz Raczyn," sagte er sehr ernst. „Es würde zweckmäßig sein, wenn Sie sich zurückziehen wollten; ich werde Sie bei dem Hausherrn entschuldigen."

Der Prinz schlug die Absätze zusammen. „Wie der Herr Rittmeister befehlen," antwortete er. „Ich werde mir erlauben, morgen dem Herrn Rittmeister nähere Aufklärung zu geben."

„Ich werde nicht verfehlen, Sie darum zu ersuchen," gab Eisenschmidt scharf zurück. Dann nickte er und verließ das Zimmer.

Im grünen Salon trat ihm die Comtesse mit bittender Gebärde entgegen. „Sie sind Zeuge der unliebsamen Scene von vorhin gewesen, Herr von Eisenschmidt," sagte sie halbleise; „thuen Sie mir den Gefallen und bewahren Sie Schweigen darüber. Raczyn hatte zu viel getrunken und ich — ich habe mich selber verteidigen können . . ."

Er verbeugte sich stumm. Graf Vellmerstedt strich mit suffisantem Lächeln an den beiden vorüber.

VI.

Am nächsten Morgen begann es im Schlosse bedeutend frühzeitiger lebendig zu werden als an dem behaglichen Ruhetage vorher. Schon um fünf

Uhr schmetterte durch das Dorf Dornach der Trompetenstoß der Reveille, in gellen langgezogenen Tönen, die den müden Schläfern wie die Drommeten des jüngsten Gerichts in den Ohren widerklangen und die herrlichsten Träume erbarmungslos zerstörten.

Das Volk der Gemeinen, die Kürassiere und Artilleristen, die unten bei den Bauern zumeist auf ziemlich primitiven Stroh- und Heulagern nächtigten, fuhr bei diesen erschrecklichen Tönen jach in die Höhe, fuhr stöhnend und schimpfend oder unter leisem Gebrumm in die Lederhosen hinein und sockte dann barfüßig, den Oberkörper nur mit dem grobleinenen Diensthemde bekleidet, zum Brunnen im Hofe, um hier mit mehr oder weniger Reinlichkeitsgefühl die erste notwendige Waschung vorzunehmen. Dann kamen die Pferde an die Reihe, die zwischen den Kühen und Ochsen der Quartierwirte im warmdunstigen Stalle schon ungeduldig an den Ketten klirrten, in froher Erwartung ihres Morgenfutters, sich aber noch gedulden mußten, denn erst trat auch bei ihnen die Reinlichkeit des königlichen Dienstes in ihre Rechte und sie mußten es sich gefallen lassen, von ihren Reitern unbarmherzig mit Striegel und Kartätsche bearbeitet zu werden, bis das Fell glänzend blank schimmerte und aus Schweif und Mähne auch der letzte Staubrest entfernt worden war.

Besser als das Volk der Gemeinen hatten es schon die Herren Offiziere, die sich oben im Dornachschlosse nach verklungener Reveille erst noch ein Weilchen in ihren weichen Betten dehnten und dann unter Assistenz ihrer Burschen gleichfalls mit ihrer Toilette begannen. Im übrigen stöhnten, schimpften und brummten sie genau so wie die Kürassiere und Artilleristen unten im Dorfe, wünschten den Trompeter, der sie geweckt hatte, und mit ihm den ganzen königlichen Dienst, vor allem aber den Manövertrubel, sehr despektierlicher Weise zu allen Teufeln und begannen erst ruhiger zu werden, als sie die noch schlafroten Köpfe in die Waschschüsseln gesteckt und die letzten Nachtgespenster hinter der Stirn verjagt hatten.

Es herrschte ein ruheloses Hin und Her zu dieser frühen Stunde im Schlosse. Die langen hallenden Flurgänge hinauf und hinab rannten und stolperten die Burschen, die Kleidungsstücke ihrer Herren über dem einen und die hohen, blank geputzten Reiterstiefel über dem andern Arm; dazwischen sah man die Diener des Hauses, die große Tablettes in das Frühstückszimmer trugen, vereinzelte Ordonnanzen mit den Frührapporten, einen dicken Wachtmeister, der seinem Eskadronchef eine dringende Meldung zu überbringen hatte, den Stabstrompeter, der sich seine Weisungen holen wollte, die hin und her huschenden Zofen der Comtesse, die verlegen kicherten, wenn ihnen einer der Burschen ein derbes Scherzwort zurief, und schließlich auch den Lieutenant Buller, der strotzend vor Diensteifer und mit hochrotem Gesicht vor dem Zimmer des Oberstlieutenants von Protzen auf und ab patrouillierte, um sofort bei der Hand zu sein, wenn der Herr Oberstlieutenant seiner begehre.

Von Zeit zu Zeit öffnete sich eine Stubenthür und einer der Offiziere schrie nach seinem Diener. „Kowalski, zum Donnerwetter, wo bleibst Du denn?! Nimm doch gefälligst die Beine in die Hand!“ . . . „Zu befehlen, Herr Leitnant!“ . . . „Stie—e—efke — der Esel sitzt wieder mal auf seinen Ohren! Lieber Wachtmeister, schicken Sie mir doch bitte den Stiefke herauf!“ . . . „Zu befehlen, Herr Rittmeister!“ . . . „Der Herr Wachtmeister möchten sofort zum Herrn Obersten kommen!“ . . . „Schön, schön — ich komme ja schon!“ . . . „Ist der Herr Lieutenant Buller schon auf?“ . . . „Hier, Herr Oberstlieutenant — Herr Oberstlieutenant befehlen?!“ . . . „Mister Richards, Mister Richards — Erlaucht der Herr Graf haben geklingelt!“ . . . „Damned, ich kann mich doch nicht zerreißen!“ . . . „Stie—e—efke — ist denn der Stiefke noch nicht da?! Ich werde ja heute im Leben nicht fertig!“ . . .

Aber auch dies Schreien und Rufen, das Treppauf und Treppab, das Hin- und Hergehusche, das ganze rastlose Jagen und Treiben fand sein Ende. Es kam allgemach Ordnung in das Chaos. Unten im Frühstückszimmer — nicht im Burggarten, denn der Morgen war ziemlich frisch — versammelten sich die Offiziere. Erlaucht und die Comtesse hatten sich bereits am Abend vorher von den Herren der Einquartierung verabschiedet, aber Graf Egon war auf und machte im Verein mit Heinz die Honneurs.

Heinz sah anders aus als in der mißmutigen Stimmung des vorhergehenden Tages; seine ganze unbändige Lebenslust schien in ihn zurückgekehrt zu sein. Agnete und Egon hatten ihm vor dem Schlafengehen mitgeteilt, daß sie bereit seien, seine Schulden zu ordnen, wenn er sein Ehrenwort geben wolle, künftighin mit seiner sehr anständig bemessenen Zulage auszukommen und nicht mehr zu hazardieren. Ohne weiteres hatte Heinz sich dazu verpflichtet und war dann in der Weichheit seines Herzens dem Bruder und der Schwester unter strömenden Thränen um den Hals gefallen, hatte in einem Atemzuge hundert gute Versprechungen gegeben und sich noch in der Nacht hingesetzt, um die Liste seiner Gläubiger für Egon zu Papiere zu bringen. Er trug sie in der Tasche und gab sie seinem Bruder, als dieser im Frühstückszimmer erschien. Egon war in Reitbeinkleidern und Gamaschen, was Heinz mit Verwunderung bemerkte.

„Willst Du uns begleiten?“ fragte er.

„Ein Stückchen, mein Junge; ich habe mir Agnetes Schimmel satteln lassen. Ich habe doch noch mancherlei mit Dir zu beplaudern und möchte mir gleichzeitig ein bißchen Bewegung machen. Nach welcher Richtung hin marschieren Sie, Herr Graf?“ Die Frage galt Vellmerstedt, der bereits am Frühstückstische saß und sich eine Tasse Thee mischte.

„Nach Grunow zu, mein verehrter Herr Graf,“ entgegnete er, „wo wir mit den beiden anderen Regimentern der Brigade zusammenstoßen und den kommandierenden General abwarten sollen. Es scheint ein heißer Tag werden zu wollen, denn Excellenz der Herr Kommandierende haben es wieder einmal für gut befunden, in hochihren Dispositionen sich einer so delphischen Unklarheit und Dunkelheit zu befleißigen,

daß der Deibel daraus klug werden mag, aber kein Mensch mit gesunden Sinnen . . ."

Der Major klapperte bei diesen Worten geräuschvoll mit dem Theelöffel und schnitt ein sehr grimmiges Gesicht, während der Lieutenant von Hufeland etwas schüchtern, wie gewöhnlich, wenn er mit einem der Herren vom Pallasch sprach, einwarf: „Darf ich mir unterthänigst die Frage gestatten, Herr Graf, ob wir heute gegen den markierten Feind vorgehen oder wieder die dritte Division gegen uns haben?"

„Markierter Feind," knurrte der Major, „das ist ja das Niederträchtige! Ich habe mich mit dem Markieren nie befreunden können. Das ganze Scheingefecht hat keinen Zweck, wenn man nichts Menschliches vor sich hat. Sehen will ich den Gegner, zum Schockschwerenot — sehen will ich ihn . . ."

Er murrte, lispelte und zischte noch eine ganze Weile vor sich hin und boste sich ingrimmig, als Herr von Protzen, vom Thema abschwenkend, ihm auseinanderzusetzen begann, daß in den Kriegen der Zukunft der Kavallerie nur noch eine sehr geringfügige Rolle zur Aufklärung des Terrains zufallen, die Thätigkeit der Artillerie dagegen einen ungeheuren Aufschwung nehmen werde. „Einen ganz ungeheuren," betonte er und schob einen Sandwich in den Mund. Er war ein gewaltiger Esser.

„Einen ungeheuren," wiederholte Lieutenant Buller, gleichfalls kauend, als nie fehlendes Echo seines Gewaltigen.

„Bumbum — warten wir's ab," gab der Major zurück. „Bei den Manövern hat die Artillerie gut dazwischendonnern — sie pifft und pafft und blubbert mit Mordsspektakel drauf los — aber im Kriege ist's anders. Glauben Sie, daß Sie im Kriege so glatt davonkommen würden wie neulich Ihre zweite Batterie, Herr Oberstlieutenant, die ritzratz von unseren Kürassieren über den Haufen geritten wurde und die uns dann noch nachträglich zu beschießen begann? Mausetot wäre Ihre ganze Gesellschaft gewesen — mausetot!„

„Nananana, Herr Major," versetzte der Oberstlieutenant — er nannte Vellmerstedt nie „Herr Graf", sondern immer „Herr Major", weil er wußte, daß der andere sich darüber ärgerte — „thun Sie mir den Gefallen: es ist einfach ein taktischer Fehler gewesen, daß Ihre Kürassiere uns in die Flanke fielen — eine Tollkühnheit und ganz unmöglich im wirklichen Kriege! I, ich bitte Sie, Herr Major, kein Mann wäre von Ihnen am Leben geblieben, wenn wir gewendet und Sie niederkartätscht hätten!"

„Sie haben aber eben nicht gewendet, Herr Oberstlieutenant," krähte der Oberst von Urach vom andern Ende des Tisches herüber; „Ihr Batteriechef, der Hauptmann von — von — von Dingsda, wie hieß er doch gleich, hatte einfach geschlafen, als wir aus dem Walde hervorbrachen! Excellenz haben das ja auch bei der Kritik gerügt, wie Sie sich entsinnen werden!"

Während sich so die verschiedenen Heerführer der Kavallerie und Artillerie heftig bekriegten und dabei immer mehr in Feuer gerieten, nichtsdestoweniger aber mit gesundem Appetit frühstückten, hatte sich der Rittmeister von Eisenschmidt mit dem Prinzen Raczyn in den Burggarten zurückgezogen, wo die beiden im Wehen des Morgenwindes auf und ab spazierten.

„Wie ich dem Herrn Rittmeister wiederholt versichern kann," sagte der Prinz, der sehr bleich aussah und tief umschattete Augen hatte, „hat mir nichts ferner gelegen, als die Comtesse zu brüskieren. Ich gestehe offen, daß ich bei dem Diner des Guten zu viel gethan hatte — eine gewisse nervöse Überreizung mag dazu gekommen sein — kurzum, ich war nicht mehr Herr meiner selbst, und in dieser Verfassung streckte ich, ohne mir etwas Böses dabei zu denken, die Hand nach den Blumen aus, die Comtesse Dornach am Busen trug. Die Comtesse hat diese Bewegung vielleicht falsch verstanden — — denn nur aus dieser Annahme heraus kann ich mir die — die Erregung erklären, in die sie geriet . . ."

Eisenschmidt schritt mit etwas geneigtem Kopfe dicht an der Seite des Prinzen. Sein langer Schnurrbart wurde vom Winde zerzaust und über seine Wangen geweht. „Ich bin — das ist ganz selbstverständlich," entgegnete er, „der festen Überzeugung, daß Sie nicht in frivoler Absicht gehandelt haben und bin gern bereit, der Comtesse auf schriftlichem Wege Ihre Entschuldigungen zu übermitteln. Damit ist die unliebsame Affaire aus der Welt geschafft und kein Wort weiter darüber zu verlieren, denn es ist ebenso selbstverständlich, daß wie für Sie, so auch für die Comtesse und mich die Scene von gestern Geheimnis bleibt . . . Nun aber noch ein Wort des Anhangs, mein lieber Prinz, das Sie mir als den älteren Kameraden nicht verübeln dürfen. Es kann vorkommen, daß man in angeregter Stimmung einmal ein Glas über den Durst trinkt, und es schadet auch nichts, wenn man seine Natur kennt und sich seiner Contenance sicher ist. Im Gegenfalle aber ist es ein Vergehen gegen die fest geregelten Gesetze des gesellschaftlichen Anstands — und daß sich das immer rächt, haben Sie gestern gesehen. Also seien Sie vorsichtig, wenn Sie die Stimmung des Augenblicks wieder einmal verführen sollte, allzu vergnügt zu werden . . . Und schließlich noch ein Letztes. Ich habe seit verflossenem Winter bemerkt, daß Sie der Comtesse Dornach eifrig den Hof machen. Das ist Ihre Sache und geht mich nichts an. Ich möchte Sie nur an das Wort eines geistreichen Kriegers erinnern: ‚Das Herz einer ehrbaren Frau ist wie eine Festung; man gewinnt es niemals im Sturme, sondern höchstens durch eine regelrechte Belagerung'. Sie sind etwas stürmisch, mein lieber Prinz."

Ob Raczyn die letzten Bemerkungen seines Rittmeisters verstanden und richtig aufgefaßt hatte, war zweifelhaft. Er verbeugte sich jedenfalls tief und zustimmend, als Eisenschmidt ihm die Hand reichte, und kehrte dann mit diesem in das Frühstückszimmer zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Herbst.

O frohe Luft, mit staubgewohntem Schuh
Durchs taubenetzte Heideland zu schlendern!
Schon schmückt die Welt sich rings mit bunten Bändern
Und winkt dem grämlich-grauen Winter zu.

Nur hier und da ein Ebereschenbaum
Mit üppigen korallenroten Dolden;
Durchs dünne Laubwerk rinnt es sonnengolden
Wie in der Flut versinkt ein Abendtraum.

Wildenten ziehen keilrecht durch die Luft,
Ein Häschen duckt sich in den nächsten Graben,
Auf öder Scheune hocken ein paar Raben . . .
Von feuchtem Gras ein erdig-frischer Duft . . .

Ich möcht' den Spaten nehmen in die Hand
Und Weizen säen auf die dunkeln Schollen,
So strömt mir durch die Brust ein männlich Wollen,
Wie ich es all mein Leben nicht gekannt.

Martin Boelitz.

Weltfreudiger Glaube.*)

Von **H. W. Riehl.**

Wer wahrhaft fromm, dem ist das Leben nicht Leiden und die Erde kein Jammerthal.

Der religiöse Glaube versöhnt uns mit Gott und der Natur, mit den Menschen und uns selbst, er soll uns wie der Ring in Lessings Nathan nicht bloß vor Gott, sondern auch vor den Menschen „angenehm machen".

Wir glauben an eine Harmonie der göttlichen Weltordnung, die wir nur zum kleinsten Teil begreifen. Wir glauben, daß die Gesetze alles Seienden die einzig notwendigen und also auch die denkbar besten sind und schöpfen aus dieser Überzeugung die tröstende Zuversicht, welche uns über alle Kämpfe und Leiden des Lebens erhebt und weltfreudig macht. Frei von Kopfhängerei und Heuchelei, von Fanatismus und Unduldsamkeit genießt der wahrhaft fromme Mann das Glück des Daseins und gönnt und verschafft es andern, so viel er vermag.

Mit dieser Frömmigkeit, die das Leben liebt und alles Leben ehrt, vermag man heute dem religiösen Glauben mehr Proselyten zu gewinnen, als mit Weltflucht und Selbstpeinigung.

Wir schwelgen in der lachenden Pracht einer Frühlingslandschaft, und die Harmonie der ganzen Welt wird uns zur Frühlingsahnung. Ein kindlich gläubiges Gemüt spricht dann vielleicht ganz stille für sich: ist es schon so schön auf dieser Erde, wie viel schöner wird es noch dereinst im Himmel sein. Lächelt nicht über diesen Glauben! er hebt uns wenigstens höher, als wenn ein anderer beim Anblick der Lenzespracht nur daran denkt, daß alles irdische Glück so kurz dauere wie der Frühling, um alsbald wieder in Tod und Verwesung zu versinken.

Im vorigen Jahrhundert liebte man den Schulkindern und auch großen Kindern in Lehre und Vers „von der Güte Gottes in der Natur" zu predigen. Am Sonntag zog dann wohl der Schulmeister mit den Kindern hinaus in den grünen Wald, und machte ihnen an Bäumen und Blumen und Felsen und Wiesen die Güte Gottes deutlich.

Wer sich Gottes schöner Erde nicht freut, „wert, darauf vergnügt zu sein", wie Hölty sagt, der hat auch den rechten Glauben nicht.

Die Naturpoesie, welche für die liebenswürdige Anmut der Landschaft schwärmte und sich daran erbaute, ist heute etwas außer Kurs; unsere Jugend schwärmt vielmehr für Gletscher und Felswände, an denen man den Hals brechen kann, und findet dann die Natur zwar sehr groß, aber auch etwas unangenehm.

Andererseits bewundern wir die Natur lieber im wissenschaftlichen Forschen, als in der ästhetischen Beschauung. Auch den exakten Naturforscher kann seine strenge Wissenschaft zum weltfreudigen Glauben führen. Er vertieft sich in das kleinste Leben, um die Gesetze der Organismen zu ergründen. Hier tritt ihm überall die innere Notwendigkeit alles Seienden in unendlich wunderbarer Verkettung entgegen mit dem Reize eines Kunstwerkes; aber was er auch ergründen mag, ist doch immer nur das winzige Fragment eines winzigen Fragments, die letzten Ursachen und Ziele bleiben ihm verschlossen, und je heller sein Blick wird, um so mehr wird er an eine nur geahnte Harmonie der göttlichen Weltordnung glauben, die ihm dennoch immer sicherer erscheint, je mehr er die Schranken seines Forschens erkennt.

Ein anderer wendet seinen Geist auf das unendliche Große. Er durchspäht die Himmelsräume; er berechnet die Bahnen der Weltkörper, er entdeckt ihre Substanz durch die Spektralanalyse. Je weiter er aber auf seinem Wege kommt, um so grenzenloser und rätselhafter wird ihm die Sternenwelt, die doch, soweit wir ihre funkelnden Lichter sehen, vielleicht auch nur das winzige Fragment eines unfaßbar größeren Ganzen ist. Oder wäre das geahnte Ganze am Ende gar kein Ganzes? Denn ein Ganzes setzt eine Grenze voraus, hinter welcher zuletzt ein Nichts käme. Das Nichts wäre dann ein noch größeres Rätsel als alles Seiende.

Doch gleichviel. In den stolzen Triumphen seines Forschens, wie in den demütigen Schranken desselben wird auch der Astronom immer die eherne innere Notwendigkeit einer Weltordnung ahnen, an die er um so fester glauben wird, je mehr er sich befleißt, sie zu ergründen, und je weniger er sie vollauf zu ergründen vermag.

Die moderne Naturwissenschaft in aller souveränen Freiheit ihres Forschens führt nicht ab vom Glauben, sie drängt zu demselben hin, und die Betrachtung des gestirnten Himmels weckt zuletzt in dem hochgelehrten Sternseher nicht minder jubelnde Freude über die Schönheit dieser Welt wie in dem einfältigen Bauern, dem das Heer der Gestirne nur freundlich blinkende Himmelslichter sind.

Der wahre Glaube öffnet unser Gemüt dieser schönen Welt, doch nicht bloß in dem Sinne, daß wir dieselbe als

---

*) Aus den „Religiösen Studien eines Weltkindes". Cottas Nachf. Stuttg. Siehe unsere Besprechung des Buchs im vorigen Heft.

unser Vaterhaus in Liebe erfassen, bewundern und uns ihrer Gesetzmäßigkeit und Herrlichkeit erfreuen. Wir werden auch weltoffen untereinander, im Verkehr mit unsern Brüdern, im Gemeinbewußtsein unserer Bruderschaft.

Wer sich dieser Erde freut, erfreut sich auch der Menschheit, die trotz all ihrer Mängel doch nicht bloß eine Schar von armen Sündern darstellt. Er wird geneigter sein, auch bei dem Verworfensten noch nach einem Fünklein des Guten und Edlen zu spüren, als daß er umgekehrt einen jeglichen sofort auf seine Schlechtigkeit ansähe.

Der weltfreudige Glaube wird uns menschenfreundlich machen, er führt zur Humanität, und der Gottesliebe entquillt die Menschenliebe.

Aus der Nähe betrachtet, gefallen uns immer nur wenige Menschen ganz; die große Masse nimmt sich in der Entfernung besser aus gleich den Bergen. Wer darum als vollendeter Realist immer nur die einzelnen unter der Lupe betrachtet, der wird zuletzt Pessimist. Wir sollen aber auch aufs Ganze sehen, und die ganze Menschheit wird uns in verklärtem Lichte erscheinen.

Alle Menschenliebe, welche Werke der Barmherzigkeit übt, ruht zuletzt auf einem religiösen Untergrund, auch wenn sie sich dessen nicht bewußt ist und es vielleicht gar nicht Wort haben will. Indem wir aber den Armen und Elenden helfen und die Unglücklichen trösten, werden wir unter allen Schmerzen des Mitleids doch selber des Lebens erst recht froh; denn Geben ist seliger als Nehmen, und gerade aus den grellen Disharmonien dieser rätselhaften Welt erblüht uns im Innern doch wieder eine beseligende Harmonie.

Der weltfreudig Fromme zehrt nicht an seinem Sündenbewußtsein wie an einem Kapital, und prahlt nicht mit seiner Reue und Buße. Er weiß, daß Christus nur den erlöst, der rastlos sich selber zu erlösen trachtet, was uns aber stets nur sehr unvollkommen gelingt. Dennoch dürfen wir uns dessen freuen.

Der weltfreudig Fromme ist bescheiden und demütig, weil er seine eigene Kleinheit in dieser großen schönen Welt erkennt. Allein er trägt seine Bescheidenheit nicht zur Schau, denn dadurch würde sie ja recht unbescheiden. Er macht nicht Profession aus seiner Demut, weil sie sonst zur prahlerischen Manier würde, oder wie die Schwaben sagen „ein Geschmäckle“ bekäme. Geschmack sollen auch fromme Leute überall zeigen, nur kein „Geschmäckle“.

Um mit Geschmack fromm zu sein, muß man als ein feiner und gebildeter Mensch unter den Kindern der Welt leben, da man ja doch auch ein Kind der Welt ist. Wer den weltfrohen Glauben hat, der ergötzt sich in seiner Jugend an Tanz und Spiel, und in seinem Alter sieht er vergnüglich zu, wie die Jungen sich daran ergötzen. Er genießt das Leben und ist kein Asket. Am wenigsten wird er die höchsten und idealsten Genüsse fliehen, welche uns die Kunst bietet. Nicht jedes Kunstwerk ist ein religiöses, und das Theater ist keine Kirche. Aber jedes Kunstwerk, auch das heiteranmutigste, geht, wenn es überhaupt nur diesen Namen verdient, aus dem Aufschwung zu einem Ideale hervor, welches uns über uns selbst erhebt; und so sagten die Alten schon, daß ein Gott in jedem Dichter lebe, der ihn treibend erwärme und begeistere. Ein echter Künstler kann recht gottvoll sein, auch wenn er uns nur Menschliches darstellt, und ein schlechter Poet recht gottverlassen, auch wenn er die frommsten Verse macht.

Der weltfreudige Glaube zeitigt allmählich eine Lebensphilosophie, selbst beim gemeinen Manne, der niemals ein philosophisches Kolleg gehört hat Die Not, welche uns trifft, wird uns eine Erzieherin sein, eine huldvolle, göttliche Notwendigkeit. Geht es uns gut, so können wir uns nicht rühmen, daß wir unser Glück verdient hätten; und geht es uns schlecht, so sagen wir uns doch, daß auch das schwerste Schicksal nicht ganz unverdient sei. Was uns aber auch treffen mag, so ist nichts so schlimm, als wenn es noch einmal so schlimm wäre. Mut im Entsagen, Trost im Unglück und Demut im Glücke sind die schönsten Früchte des Glaubens, daß wir bei aller Kraft der eigenen That doch immer in Gottes Hand stehen. Der Stoiker kann schweigend entsagen und dulden, aber frohgemut entsagen und dulden wird er doch nur, wenn er sein Leid als einen Quell des Heils für sich und andere erkennt. Mag er zu dieser Erkenntnis philosophierend gelangen: der letzte Gedanke solcher Philosophie ist doch ein religiöser.

Wir sind unseres Lebensganges nicht Herr und beugen uns alle dem ehernen Gesetze des Blühens, Reifens und Verwelkens. Nicht bloß gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, sondern auch nicht gegen das Alter. Jeder möchte gern alt werden, aber alt will keiner sein. Im Alter mehren sich nicht nur die Krankheiten, sondern auch das Alter selbst ist eine Krankheit. So sprach der Römer. Aber Jakob Grimm hat gesagt: „Das Alter ist keine Krankheit, sondern eine Entwickelung.“ Sind wir noch frisch und kräftig in alten Tagen, so schauen wir auf eine reiche, selbsterlebte Vergangenheit zurück, die schöpferische Kraft nimmt ab, die Beschaulichkeit wächst; der Sturm und Drang der Leidenschaften ist vertost, wir gehen vom dramatischen zum epischen Stile des Lebens über, der auch seine Schönheit hat; die geklärte Ruhe, mit der wir uns in uns selbst versenken und unsere Jugend noch einmal nachträumen, wird uns verbleiben. Und sollte uns das Alter selbst die bitterste Form des Sterbens bringen, das langsame, hoffnungslose Hinwelken, so wird doch der gläubige Christ auch darin den notwendigen Übergang zu einem höheren Wiederaufblühen erblicken. Die Religion tröstet ihn. Und wozu bedürften wir der Religion, wenn nicht zu allererst als der großen Trösterin?

Sowie wir über die Religion nachzudenken beginnen, kommen wir immer wieder zum Tode, sofern wir nicht vom Tode ausgegangen sind. Die Religion wird den wahrhaft Gläubigen nicht bloß lebensfreudig, sondern auch todesfreudig machen.

Wir sehen diejenigen, welche wir liebten, vor uns hinsterben. Das ist der bitterste Schmerz. Allein wir bleiben im geistigen Verkehr mit den teuren Verstorbenen, der um so tiefer sein wird, je durchgeistigter wir selber sind, und je durchgeistigter unsere Liebe war, und das viel mißbrauchte Gelöbnis „ewiger Liebe“ ist für den wahrhaft Liebenden keine hohle Phrase, sondern die Aussprache einer trostvollen Zuversicht. Aus der irdischen Liebe erwächst Tausenden der Glaube an die himmlische Liebe, und die schlechtesten Leute sind dies nicht.

Die Weltfreudigkeit, von der ich hier rede, scheint nichts anderes zu sein, als was man gewöhnlich „Optimismus“ nennt. Ganz gewiß. Nur ist Optimismus ein abgenütztes, mißbrauchtes und eben darum vieldeutiges Wort. Es giebt auch leichtfertige Optimisten, die sich scheuen, in die dunkeln Tiefen und Abgründe der Menschheit, wie ihres eigenen Wesens zu blicken, die sich in oberflächlichem Genießen über den Ernst der Dinge hinwegtäuschen, und in den Tag hinein-

lebend ihre Sache auf Nichts gestellt haben. Der weltfreudige Glaube führt nicht zu solchem Optimismus. Das Gottvertrauen und die erlösende sittliche That treibt uns vielmehr, in allen Rätseln und allem Zwiespalt des Daseins den Trost der göttlichen Harmonie zu ahnen. Nach dem Höchsten und Tiefsten ringend, wird uns das Leben frohgemut.

Was ich hier vortrug enthält keinen einzigen neuen Satz, keinen einzigen originalen Gedanken. Wenn dennoch manchem bedeutsam und bedenksam erscheinen sollte, was ich sagte, so wird dies gerade um deswillen sein, weil es so unendlich oft schon ausgesprochen, so unendlich oft gefunden und erprobt worden ist — im Glück und Unglück. Der Bildungsärmste wie der Höchstgebildete hat diese Weltfreudigkeit schon empfunden an sich und andern, und die Menschen haben sich immer wieder darüber gleiche Gedanken gemacht. Besäßen wir eine „Geschichte der Religion", wie wir eine Kirchengeschichte besitzen, so würde jenes noch ungeschriebene Buch auf tausend Blättern zeigen, wie die echte Weltfreudigkeit doch immer die schönste Frucht des religiösen Trostes und der religiösen Versöhnung gewesen ist. Das gilt von den dunkelsten Zeitläuften wie von den hellsten, von den ungläubigsten, wie von den gläubigsten, man muß nur die rechte Spur zu finden wissen, — freilich mag es dann manchmal nur eine Spur sein.

Viele werden sagen, daß sie sich wohl in einzelnen Punkten zu jener Freudigkeit des Trostes hätten erheben können, aber nicht in allen. Und wer wagt zuletzt zu behaupten, daß der Glaube ihn über alle Berge gehoben habe?

Glücklich, wer auch nur einen Teil der Versöhnung in sich erlebt hat, die unsern Sinn weltoffen macht, unser Empfinden weltfreudig, und die uns die Menschen in der ganzen Fülle ihres Strebens und Ringens erkennen und ehren läßt, indem wir sie lieben!

Den weltfreudigsten Glauben haben die kleinen Kinder, noch bevor sie überhaupt glauben. Sie fühlen sich geborgen bei Vater und Mutter und nehmen alles Gute so hin, als ob sich jede Gabe von selbst verstände. Sie denken nicht daran, daß sie den Gebern Dank schulden, weil sie gar nicht wissen, was Dank ist: sie danken, indem sie mit freundlichem Lächeln genießen. Die Eltern wissen, was die Liebe zu ihren Kindern ist, weil sie die Elternsorgen kennen. Das kleine Kind weiß noch nichts von Elternliebe, seine Liebe ist Vertrauen auf Vater und Mutter. Ist unsere Gottesliebe wesentlich anders? Auch Kinder können zu Zeiten sehr betrübt sein, allein weil alsbald die Thränen rinnen, so lächelt auch sehr geschwind wieder die Sonne durch den Regen. Der Grundton bei einem gesunden Kinde ist doch immer der weltfreudige Glaube. Und bei einem kranken, von Schmerzen geplagten? Es wird wenigstens der schlimmsten Seelenqual enthoben sein, weil es die Krankheit nicht kennt, sondern nur deren augenblickliche Wirkungen. Und so wird ihm seine Unwissenheit zum Segen, wie auch gar häufig sehr gesunden großen Leuten. Wer dem heranwachsenden Kinde die Anfänge des religiösen Glaubens lehren will, der soll dabei vom weltfreudigen Kindesglauben ausgehen.

Es giebt glückliche Leute, die denselben für ihr ganzes Leben bewahren und doch sehr tiefe Naturen sein können. Eigentlich sollte dies von jedem religiösen Menschen gelten, gleichviel, welches sein Bekenntnis sei.

Man sagt, die Jugend, und namentlich das Jünglingsalter, ist leichtlebig. Warum auch nicht? Aber bei edleren Naturen wird diese Leichtlebigkeit in einem mehr und mehr sich ausreifenden weltfreudigen Glauben wurzeln. Derselbe wird dann fortschreitend geläuterter und gewichtiger, je mehr er sich in den bitteren Erfahrungen des Lebens erprobt, und unter den Alten, bei Frauen oft mehr als bei Männern, habe ich die liebenswürdigsten Meisterinnen und Meister dieses weltfreudigen Glaubens kennen gelernt.

Es schadet niemals, sich für alle Lebensabschnitte ein Stück Jugend zu bewahren, und es ist immer besser, im Alter jugendfrisch zu sein, als greisenhaft in jungen Tagen.

Ständchen

Es schlafen die Leute im Städtchen;
Kaum bellt noch ein wachsamer Hund.
Nur Du, mein liebliches Mädchen,
O, schlaf' nicht zu dieser Stund.
Erhebe Dein Köpfchen vom Kissen,
Und horche hinaus in die Nacht.
Ich thue Dir kund und zu wissen:
Heut wird Dir ein Ständchen gebracht!

Die Blätter rauschen im Winde
Den Grundbaß mit tiefstem Gebrumm.
Der Sprosser in höchster Linde,
Der bringt sich vor Eifer noch um.
Das jauchzt in den zitternden Zweigen,
Das Vögelein immer zu,
Ich aber als erster im Reigen,
Ich schlag den Takt dazu.

Der rundliche Mond am Himmel
Vergißt vor Behagen den Lauf,
Das flimmernde Sternegewimmel
Hält er im Marsche noch auf.
Hell zischen in dämmriger Ferne
Sternschnuppen den Himmel entlang.
So senden die freundlichen Sterne
Uns Sängern den blitzenden Dank.

Kein Mensch im schlafenden Städtchen
Der hat unser Singen gehört.
Nur Dich, mein liebliches Mädchen,
Dich hat's aus dem Kissen gestört.
Das machte das kleinste der Lieder,
Das jemals ein Dichterlein schrieb,
O kläng' es im Traume Dir wieder:
„Ich hab' Dich von Herzen lieb!"

Ludwig Jacobowski.

Langeweile.

Plauderei von **Arthur von Loy.**

Wer sich langweilt, hat keine Sorgen und wird nicht von Krankheit geplagt. Die Langeweile ist also eigentlich ein Glückszustand.

Doch wenig Menschen üben die Philosophie, sie als solchen anzuerkennen. Im Gegenteil, da die Langeweile bekanntlich die Haupteigenschaft hat, die ganze rosig schöne Welt mit einer möglichst dunkelgrauen Kruste zu überziehen,

dem einzelnen alle Dinge, besonders just die Gegenwart, recht gründlich zu verleiden, so können sich je nach ihren Stärkegraden die Einwirkungen zuweilen derartig steigern, daß das Individuum einen förmlichen Seelenschmerz empfindet, der, noch nebenbei von fatalem Nervenreiz begleitet, unwillkürlich zu der freilich etwas leichtsinnigen Ansicht führt, ob nicht schließlich ein bissel physisches Leid oder ein gemäßigter Zug aus nicht allzu bitterem Sorgenbecher leichter zu ertragen wäre, als eine solche Musterkarte halber und gemischter Empfindungen, von prickelnder Ungeduld, drückendem Mißbehagen, ermüdender Unzufriedenheit u. s. w.?

Es giebt eine rasende Langeweile — eine melancholische Langeweile — eine bittere Langeweile — eine faule Langeweile — und eine behagliche Langeweile!

Dazwischen breitet sich natürlich das weiteste Feld der feinsten Abstufungen aus.

Die behagliche Langeweile ist zweifellos die angenehmste ihrer Gattung. Sie stellt mehr ein geistiges Ausruhen dar und kommt gewöhnlich mit der Stille nach dem Sturm, nach der gethanen Arbeit, wenn die seelische Anspannung aufgehört hat. Sie ist fern von jeder fieberhaften Aufregung und möchte meistenteils die Dinge ringsumher durchaus nicht geändert sehen. Man könnte sie allenfalls als die Grundstimmung alles gesicherten Besitzes bezeichnen, weshalb sie auch vorzugsweis im glücklichen Familienkreise . . . im Ehestande empfunden wird!

Die faule Langeweile ist zwar eine sehr ähnliche Schwester der vorigen, aber doch stark zum Ungünstigen hingewendet. Obwohl selbstverständlich die faule Langeweile alle Lebensalter heimzusuchen vermag, so haftet sie merkwürdigerweise doch ganz besonders der Jugend an, und da der männlichen mehr als der weiblichen. Man pflegt die Wirkungen und Auswüchse der faulen Langenweile bei den heranwachsenden jungen Mädchen gewöhnlich etwas euphemistisch als „Träumerei“ zu kennzeichnen, was übrigens auch nichts schadet, denn fast immer rüttelt der Ernst des Schicksals die jungen Damen später auf und macht aus ihnen trotz der oft schmachvoll verbummelten Periode des Lernens doch noch recht tüchtige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Anders ist es leider mit den Knaben, besonders wenn die faule Langeweile sich ihrer in jenem Stadium bemächtigt, wo sie als sogenannte „junge Leute“ ihre Carriere auszuwählen und für dieselbe sich vorzubereiten haben — wo hochgespanntes Interesse, besser noch Begeisterung die knospende Mannesseele erfüllen soll. Da sind im Schlamm der faulen Langenweile sehr viele scheinbar wohlberechtigte Elternhoffnungen kläglich erstickt — sind ganze Familien versunken und schließlich untergegangen.

Um die bittere — oder vielmehr verbitterte Langeweile ist es auch ein böses Ding, denn sie besteht zum Teil aus versetzter und eingekerkerter Rachsucht. Sie grollt unter der Asche, und hierher gehört in erster Linie das französische s'ennuyer, da sich beim Gallier stets die Langeweile mit dem Ärger paart. Der Romane hat überhaupt wenig Verständnis für die ergebungsvolle, dem beschaulich Tragischen zuneigende, fast poetische Empfindung der melancholischen Langenweile, dies tiefe, grünblaue Meer, in welches selbst die Dichter und größten Geister tauchen, in seinen rätselhaften Fluten etwas wie die erste geheimnisvolle Vorbereitung zur nahen künftigen Produktivität suchend und findend.

Die rasende Langeweile . . . wiewohl variiert in tausend Tönen, in allen nur möglichen schillernden Farben . . . sie ist trotzdem eigentlich die allein echte — die souveräne Langeweile! Sie kann Weise zu Thoren wandeln, sie bohrt, peinigt . . . sie ist nicht nur rasend, sie macht auch rasend! Ihr Wesen ist der elementare Trieb des Umsturzes, die ausgeprägteste Zerstörungssucht . . . sehr selten nur, daß sie schaffend, aufbauend sich beträgt. Gewöhnlich verdirbt sie bloß alle guten Empfindungen und setzt an deren Stelle die Leere, das Nichts! Liebesflammen und Freundschaftsmondlicht löscht sie aus und verdunkelt das edelste Gefühl in einem Maße, daß sie sogar zuweilen selbst die Erinnerung daran totzuschlagen imstande ist. Hämisch leis, aber sicher, lockert sie die festgewähnten Bande . . . sie ist der zwar nur halbentbundene, doch darum nur desto leidenschaftlicher sich gebärdende absolute Egoismus des innersten Menschen!

Aber nicht nur das Individuum, auch ganze Völker leiden unter der verhängnisvollen Geißel der Langenweile. Sie, dies scheinbar untergeordnete, von der unleugbaren Unmoralität des Zufalls hervorragend beeinflußte Element, bestimmt viel mehr als dies der oberflächliche Blick oft zugeben möchte, das Schicksal des einzelnen, das Heil großer stolzer Nationen. Solches wußten schon die weisen alten Römer, welche bei ihrer Gesetzgebung die Pflicht der Volksernährung vollkommen auf eine Stufe setzten mit dem Streben, auch das Volk zu unterhalten und zu amüsieren. Wer kennte nicht das geflügelte Wort: panem et circenses, welches auch später so viele berufene und unberufene Regenten so häufig mit mehr oder weniger gutem Erfolge auf ihre Fahnen geschrieben haben!

Nun existieren freilich mancherlei geistesstolze, auf Klugheit und Bildung pochende Leute, welche die Langeweile allemal als ein testimonium paupertatis darstellen, die behaupten, sich niemals zu langweilen!

Nun, es kann ja sein, daß diese Bevorzugten „sich“ nie langweilen . . . doch sicherlich andere desto mehr!

Eine Art Gegenmittel, wenn auch kein radikales, gewähren ja wohl allerdings hervorragende Geistesgaben, umfassende Gemütsbildung. Die Entwicklung aller Interessen wehrt gewiß wesentlich die Langeweile ab, aber es kommt doch immer auch für die Auserwählten des seelischen Funkens eine Grenze, eine Zeit, wo sie sich nach Anregung sehnen, wo der Stoff des Lebens von außen her verlangt wird, wo gebieterisch Herz und Kopf Neues und Packendes fordern von der inhaltreich vor ihnen stehenden Sphinxgestalt des künftigen Schicksals.

Wunderbar, fast keiner einzigen menschlichen Empfindung ist die Langeweile so feindlich gesinnt als der Liebe . . . der ungemischten Erotik zwischen den beiden Geschlechtern. Was da Haß, Entgegenwirkung, Schlauheit, Verschiedenartigkeit der Verhältnisse, Verbote nicht ausrichten können, das bringt die Langeweile oft im Handumdrehen fertig, nämlich eine Neigung total zu vernichten, die zuerst mit den Drachen kämpfen, mit Himmel und Erde ringen wollte Dabei ist jedoch hervorzuheben, daß man sich bis zum Sterben neben Schwestern und Brüdern, Vätern und selbst guten Müttern — wiewohl das nicht hübsch ist — langweilen kann, ohne daß die Empfindung für dieselben, das zärtliche Urgefühl auch nur die leiseste Einbuße erlitte. Ganz anders aber macht sich die Geschichte im Braut- oder Ehestande; auch bei keimenden und werdenden Liebesaffairen ist die Einwirkung der Langenweile meist von verhängnisvoller Wichtigkeit . . . sie knickt da meisterlich die Blätter und Blüten selbst vom grünen Stamm der Hoffnung!

Welch eine grausame Gefühlszersetzerin die Langeweile ist, davon zwei drastische Beispiele, die sich einst im nächsten Bekanntenkreise des Verfassers dieser Zeilen zutrugen:

Luise Schoultz verlobte sich mit dem Freiherrn von Facher. Allerdings war sie ein hochbegabtes Mädchen, und er hatte nicht gerade das himmlische Feuer vom Olymp geraubt, aber einmal war sie sehr ersichtlich von seiner großen Vornehmheit (seine Mutter stammte aus fürstlichem Hause, und er besaß die schönsten Manieren der Welt) bezaubert, und dann gefiel er ihr auch sonst gar gut mit seinem wohlbedeckten blonden Krauskopf, seinem hübschen, frischen, ehrlichen Gesicht und angenehmen, von ihr ganz durchdrungenen Wesen. Jedenfalls hatte sie sich zu seiner Eroberung erhebliche Mühe gegeben und dazu alle die kleinen erlaubten weiblichen Künste einer feinen Koketterie virtuosenhaft ausgenutzt. Er, wie bereits angedeutet, betete sie an. Das junge Paar macht glückstrahlend Brautvisiten, und die Hochzeit sollte unmittelbar nach Vollendung der Aussteuer gefeiert werden. Zuerst nun nahm deren Ausführung und Anordnung eine viel längere Zeit in Anspruch, als anfangs vorausgesetzt wurde. Als sie aber schließlich endlich dennoch fertig war, starb ein alter Familienonkel, dem leider dann noch in abgemessenen Intervallen mehrere Tanten, Cousinen u. s. w. nachfolgten, so daß das Fest der Vermählung immer von neuem aufgeschoben werden mußte. Die nur konventionelle Trauer, ohne eigentliche Herzenstrauer, hat überhaupt leicht etwas Ödes, besonders für die Jugend. Dazu kam, daß Luises Elternheim allerdings auch schon an und für sich kein Freudentempel war. Ihre Mutter, eine etwas beschränkte, kränkliche und ewig verdrießliche Dame, liebte die Stille über alles. Ihr Vater, der alte Schoultz, durfte freilich bedingungslos als ein hochbedeutsames Geisteslicht aufgeführt werden, doch er war ein sehr ungeschliffener Diamant — rechthaberisch, unumgänglich bis zur Ermüdung. Zufällig trug auch noch ein froh belebter Karneval dazu bei, die Verlobten noch mehr zu vereinsamen, als das wohl sonst geschehen wäre, indem nämlich Luises Freundinnen und Herrn von Fachers nähere Bekannte so eifrig Quadrillen tanzten und Theater spielten, daß sie sich momentan um wenig anderes zu kümmern vermochten. So war also das Brautpaar fast allein auf sich selbst angewiesen, was an den langen Winterabenden am langweilig reizlosen Theetisch entschieden keine Kleinigkeit darstellte. Die Folgen blieben denn auch nicht aus . . . man gähnte zum Erbarmen . . . gähnte so lange, bis Gott Amors Binde endlich zerriß und kläglich zu Boden fiel . . .!

Als nach Ablauf von ungefähr acht Monaten der Termin der Hochzeit nun wirklich unwiderruflich festgesetzt werden konnte, verlangte Luise mit Leidenschaftlichkeit die Auflösung der einst so sehnlichst gewünschten und fröhlich geschürzten Bande. Sie gab vor, eine „unüberwindliche Abneigung“ gegen ihren Bräutigam zu fühlen und sprach sehr flüssig von „trostloser Unebenbürtigkeit der Seelen“. Natürlich wollten die Eltern die Entlobung um keinen Preis zugeben . . . die Tochter mußte ihr Wort halten. Zuerst drohte diese, sich ins Wasser zu stürzen, dann begnügte sie sich — an ihrem Hochzeitsmorgen ungebührlich viel Cognac zu trinken! Nach der geschehenen Vermählung brach ihr dann allerdings die geschilderte Abneigung aus allen Poren, und sie quälte ihren bedauernswerten Ehegatten wahrhaft fürchterlich. Beispielsweise kaufte sie ihm ein edles Reitpferd, (Luise war sehr reich) schenkte es ihm aber nur unter der Bedingung, daß er nie seine Ausflüge aus demselben Thore heraus unternehmen dürfte, wo sie ihre Nachmittagsspaziergänge machte. Kam der arme Facher einmal etwas früher oder unerwartet heim, so konnte Luise in einen förmlichen Paroxismus beinahe scheinbarer Unzurechnungsfähigkeit geraten, sie floh wie ein gehetztes Reh bis in die letzte Ecke der Wohnung, versteckte sich hinter Schränken und Vorhängen und schrie wie außer sich: „Da ist er . . . da ist er! O Gott, da ist er schon wieder!“

Was den Freiherrn betraf, so benahm er sich völlig musterhaft. Seine Liebe war glücklicherweise nicht von den dichten Nebeln der Langenweile am schwiegerelterlichen Theetisch erstickt worden, für ihn blieb Luise stets der weiße Schwan seines Lebens . . . ihren Unarten und Launen — richtiger Grausamkeiten zum Trotz. Unleugbar waren ja wohl freilich bei diesem Ehebunde einigermaßen Poesie und Prosa zusammengeschmiedet worden, darum mußte man es aber gerade dem Freiherrn doppelt anrechnen, daß er, der des Lebens Wonnen hauptsächlich an einer gutbesetzten Tafel, im elegant-gemütlich eingerichteten Daheim suchte und fand, so nachsichtsvoll und verzeihend gegen eine Frau sich benahm, die ihm das alles nicht zu bereiten vermochte, die nur in geistigen Genüssen, die er nicht verstand, zeitweilig aufblühte, und welche sonst, momentan wenigstens, nicht anders als ein wahres Prototyp der wandelnden Unbehaglichkeit und Unliebenswürdigkeit hingestellt zu werden verdiente.

Später mußte Luise demjenigen Manne über das Weltmeer folgen, mit dem sie anfangs nicht einmal zusammen aus einem Thore herausgewollt hatte . . . sie gehend, er reitend. Herr von Facher war nämlich Diplomat und bekam einen wichtigen Posten auf fremdem Kontinent. Dort, unter des Klimas Unbilden leidend, von Unkultur und Barbarei umgeben, zwischen Tigern und Affen, durch Meuterei sogar wiederholt mit dem Tode bedroht, da fanden sich denn schließlich die Herzen wieder in der alten, so lange verschleiert gewesenen Liebe. Wie schon so oft, schuf Unglück das Glück, und nach einer fast siebenjährigen Konfliktszeit gestaltete sich Luisens Ehe mit ihrem einstigen Ideal endlich so befriedigend, wie es von Anfang an schon hätte der Fall sein müssen. Jetzt umgiebt bereits längst das nach Europa zurückgekehrte Paar eine reizende Kinderschar, bei der sich die blondlockige Gutmütigkeit des Vaters mit der brünetten Genialität der Mutter auf das vorteilhafteste vereint darbietet.

Der zweite Fall verlief wesentlich anders. Ein reicher sächsischer Graf, schön, jung, vielbegehrt, verlobte sich plötzlich mit einer zwar sehr hübschen, doch immerhin gleichalterigen und blutarmen Witwe. Die Verwandtschaft des Bräutigams setzte alle Hebel an, um diese Vereinigung wieder auseinanderzubringen. Eine mütterliche Erbtante wollte ihm auf der Stelle hunderttausend Thaler und ein großes Stadthaus schenken, wenn er sich nur schleunigst wieder entloben wollte. Das Haupt der Familie, Majoratsherr und Millionär, zeigte sich nicht abgeneigt, dem eigenwilligen Neffen schon bei Lebzeiten die Hälfte des Besitzes abzutreten, sobald dieser die Erwählte seines Herzens bedingungslos aufgeben würde. Der Braut wurden so viele Abstandsgelder angeboten, daß sie — die Vermögenslose — in dieser Zeit hätte reich werden können. Anonyme Briefe flogen, Privatklatsch mischte sich hinein — aber nichts half, das Paar hielt fest zu einander. Endlich wurden die Absender der stets abprallenden Pfeile müde, man fand sich schließlich in die Sache, und ließ die

Beteiligten gewähren, die nun nur noch an ihre Hochzeit dachten. Wegen einer in Auftrag gegebenen kostbaren geschnitzten Möbelgarnitur, die unerträglich langsam fertig wurde, schoben die Glücklichen, die ja jetzt für ihr Heil und ihre Wonnen nichts mehr zu fürchten zu haben meinten, den Termin der Vermählung vorläufig noch etwas hinaus. Eine Ruhepause von ungefähr fünf Wochen entstand dadurch, welche nach den vielen Kämpfen, Anfeindungen und Aufregungen, die das Paar zuvor erduldete, gewiß jedermann für höchst ersprießlich gehalten hätte . . . wenn nicht leider in dieser Zeit die verhängnisvolle Peripetie erfolgt wäre.

Die Braut hatte eine augenleidende Mutter, auch einen allerliebsten dreijährigen Sohn. Natürlich schlang sich um diese zwei teuren Personen ihr Hauptlebensinteresse. Sie war eine gute Tochter, eine vortreffliche Mama, was ihr übrigens niemand verdachte, doch ist es traurig zu sagen, daß ihr eigentlich nur aus ihren Tugenden der Nachteil erwuchs. Wieder an den stillen langen, einsamen Abenden, im halbdunklen Salon hinter grün verhangenen Lampen mit der zukünftigen Schwiegermutter Liebenswürdigkeiten lispelnd, mit dem reizenden Jungen spielend, mit der schönen Braut tändelnd und kosend . . . da kam sich Graf O. wie ein gefangener Löwe vor! Er langweilte sich — kam zum Überlegen — die Resultate zeigten sich nur zu rasch. Fürchterlich übte die Langeweile ihre alte böse Zerstörungskraft, riß unbarmherzig einen Zauberschleier nach dem anderen von diesem in Sturm und Leidenschaft so romantisch aufgebauten Verhältnis. Viel genauer noch, als zuvor ihm dies die übelstwollenden Verwandten vorgestellt hatten, sah plötzlich der ernüchterte Bräutigam nun selbst ein, daß die Braut fraglos für ihn ja viel zu alt, auch eigentlich zu arm und übrigens nicht ganz vornehm genug war! Er brauchte ja eigentlich überhaupt noch gar nicht zu heiraten! Wozu denn? Entzückend, himmlisch breitete sich die schöne Welt aus . . . wenn man eben nur frei und unbeweibt war!

Was Gewalt und Intrigue, sogar des Geldes für unwiderstehlich geschätzte Macht einst nicht erreichen konnten, das brachte in dreiwöchentlicher Frist die Langeweile zu stande . . . nämlich die Entlobung des geschilderten Paares. Ungestüm, wie er sich gebunden hatte, riß sich Graf O. los, focht auch noch nebenbei ein glücklicherweise unblutiges Duell aus und schenkte schließlich der verlassenen Braut als ein gewiß recht bitteres Schmerzensgeld die ganze prächtig stolze Aussteuer, in der die Grafenkronen bereits überall eingestickt, eingeschliffen, gemalt und geschnitzt waren.

Dieser Roman hatte insofern noch ein trauriges Nachspiel, als die arme Witwe-Braut bald darauf an der Schwindsucht starb, während der gräfliche Bräutigam später einer Tänzerin ins Netz fiel, die er dann schließlich heiratete. — — —

Nur eins ist vollkommen undefinierbar . . . der Grund der Langenweile! Man kann nie sagen, weshalb denn eigentlich ein Mensch, ein Buch, ein Ding oder eine Sache wirklich so äußerst langweilig ist! Zudem ist die Langeweile auch eine sehr individuelle Angelegenheit . . . kurz, man empfindet sie meist nur als die Wirkung gewöhnlich ganz verschiedener Ursachen. Warum beispielsweis ein Drama langweiliger als das andere ist . . . selbst der ausgepichteste Kritiker vermag das oft nicht völlig genügend zu entwickeln. Man kann eine Novelle lesen und legt mit Gähnen das Buch aus der Hand — während man zuweilen kaum einen einzigen ausgesprochenen Fehler an der gesamten Arbeit aufzufinden vermag. Wieder giebt es andere Werke, die man mit brennendem Eifer zu Ende liest, „durchpeitscht“, wie der Kunstausdruck heißt. Trotzdem aber könnte man sehr oft doch, wenn es durchaus sein müßte, eine bogenlange, abfällige Kritik über das mit solcher Wonne Verschlungene zu stande bringen . . . mit vielen wohlbewiesenen Fehlern, Mißgriffen u. s. w. Daß der Naturalismus furchtbar langweilig ist, wagen wenige zu sagen, aber es ist wirklich eine seiner Haupteigenschaften. Übrigens hat die Langeweile, die sich sonst niemand zu beugen scheint, auch eine Herrin, die Mode. Diese Zauberin macht oft mit Blitzesschnelle das Langweiligste amüsant, das bis dahin für interessant Gehaltene aber langweilig. Jeder Standpunkt läßt sich eben verrücken, und wie man sie anschaut, so ist die Welt. Im Grunde ist der Artikel „Langeweile“ noch keineswegs erschöpft, aber bei den meisten Behauptungen muß nun einmal leider stets ein letzter Satz offen bleiben, denn dort, wo man eine Idee zu Ende wähnte, fängt sie gewöhnlich erst recht an.

Neuer Morgen.

Ich habe so lange gestritten
In Dämmer und Nacht,
Nun leuchtet die Morgensonne,
Mein Tag erwacht;
O fröhliches Streiten im Lichte,
Nun muß es gewonnen sein,
Wildtrotzige Seele, nun schlage,
Nun schlage freudig d'rein.

Entronnen der Reue, dem Sehnen,
Wie steiget der Muth!
Ach, in der Morgensonne,
Wie kämpft sich's gut!
Wir werden das Glück uns erringen,
Wir zwingen zur Flucht das Leid;
Nun wollen wir siegen und streiten. —
O, frische, frohe Zeit!

Hans Biermann.

Neue Bücher.

Angezeigt von H. v. L.

Moderne Dichter-Abende. Von Karl Henckell. (Zürich, Th. Schröter.) 2 Frcs.

Das hübsch ausgestattete Büchlein enthält Vorträge, die der Verf. im Kaufmännischen Verein in Zürich gehalten hat. Er behandelt in ihnen hauptsächlich die Jüngsten, mit denen er ungefähr zu gleicher Zeit in die Öffentlichkeit eingetreten ist; er kritisiert nicht, sondern plaudert. Das Büchlein kennzeichnet aber ihn selbst besser als die Genossen. Ich möchte sagen, Henckell marschiert im Glied, und da kann man nicht immer genau den Weg und nicht die Bedeutung jedes Nebenmannes genau abschätzen. So sind auch seine Urteile nicht gerade unumstößlich. Aber auch diese Art des Urteils aus dem eigenen Lager heraus ist für den Beobachter nicht wertlos. Der Vortrag ist frisch, wenn auch zuweilen sprunghaft.

Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege. Von K. W. Diefenbach. (Wien 1895, Selbstverlag des Verf.) I. Bd.

Der Verf. des Buches ist jener Maler Diefenbach, der einige Zeit in der Nähe von München ein seltsames Einsiedlerleben geführt hat und wegen seiner Tracht in der bayerischen Hauptstadt allgemeines Aufsehen erregte. Ich zweifle weder an der Aufrichtigkeit seiner Ansichten und Überzeugungen, die er als Künstler verficht, noch an der Wahrhaftigkeit seiner religiösen und sittlichen Gedanken. Aber ganz schuldlos ist er nicht. Ein Zug zur Absonderung mag in ihm gesteckt haben; durch den Spott und die oft herzlose Verfolgung der Außenwelt wurde er gesteigert und das Besondere spitzte sich wohl zum Bewußtabsonderlichen zu.

Diefenbach war vom Direktor des „Österreichischen Kunstvereins" 1892 eingeladen worden, in Wien eine Ausstellung seiner Entwürfe, Zeichnungen und Gemälde zu veranstalten. Wie er dort behandelt und ausgenützt worden ist erzählt er nun, leider in sehr ermüdender Weitschweifigkeit, auf fast 300 Seiten. Daß ihm übel mitgespielt wurde, ist zweifellos und man wird aus menschlicher Teilnahme sicher herzlich wünschen, daß Diefenbach zu seinem Rechte komme, mehr noch, daß er einen Gönner finde, der ihm Gelegenheit zu ungestörtem Schaffen biete. Aber es wäre besser gewesen, die Darstellung auf einen einzigen mäßigen Band zu beschränken. Der arme Künstler lebt in Hütteldorf bei Wien. Vielleicht bestellt sich irgend ein Leser dort das Buch.

Aus dem Leben für das Leben.

Von H. v. L.

Wenn sich in kurzer Zeit zu viel Leiden bei uns einfinden, hindern sie sich gegenseitig an voller Kraftentfaltung. Und so kannst Du dann erfahren, daß man auf eine Schar von Feinden mit größerer Ruhe blickt, als auf einen einzigen. Aber auch sonst ist die Sache nicht so gefährlich wie sie aussieht: denn in solchen Zeiten werden ungeahnte Kräfte des Widerstandes wach, und zuletzt kannst Du mit Humor auf die Schar blicken, die sich zum geeinten Angriff nicht entschließen kann.

*

Es ist gewiß ein Zeichen von Herzenskälte, wenn man alle Widerwärtigkeit mit billigen Witzen verjagen will. Aber der echte Humor weiß, daß sie vorübergehen müssen, daß des Leides Spitze, je schärfer sie ist, um so leichter abbricht, und daß selbst der Tragik irdischer Geschehnisse ein Bestandteil von Heiterkeit innewohnt. Aber dieser Humor wurzelt in der unerschütterlichen Überzeugung des Geistes, daß der tiefste Kern meines Wesens unzerstörbar sei, wie seine Quelle, Gott. Darum ist echte Weisheit heiter und liebevoll.

*

Wer als Künstler und Dichter stets den äußeren Erfolg anstrebt, wird, falls er ihn erreicht, durch ihn zu Grunde gerichtet werden.

*

An einer deutschen Hochschule hat ein sehr gelehrter Herr einen Lehrstuhl für Ethik inne. Natürlich für „strengwissenschaftliche", die es so viel wie möglich vermeidet, das Leben zu betrachten. Dieser Mann behauptet, das Gewissen sei ein „absterbendes Phantom". Wenn aber überall das Streben nach Gerechtigkeit, nach Ausgleichung der verletzenden Gegensätze von übermütigem Reichtum und tiefstem Elend sich hervorwagt, was ist da der Grund, als das erwachende Gewissen? Menschen, die noch vor 20–30 Jahren gewissenlos wie Nietzsches Übermensch das Leben genossen, fühlen heute einen Druck in der Seele und empfinden ihr Treiben als Unrecht, obwohl sie niemand hindert, zu leben wie sonst. Das erwachende Gewissen regt sich auch hier, wie in hundert anderen Fällen. Jener Gelehrte und Gleichdenkende mit ihm nehmen ein Krankheitszeichen für den Keim einer höheren Entwickelungsform und bauen auf den Irrschluß luftige Gebäude, weil sie nur Büchermenschen, aber nicht Lebensmenschen sind.

*

Wer den Puls der Zeit fühlen will, darf nicht selbst im Fieber sein.

*

Versagte Dir das Schicksal den Platz, den Du für Dich wünschtest, so mach den, wo Du stehst zu dem Deinen. Innerlich Dich nach Menschenmaß zu vollenden, das vermagst Du auf jeder Stelle ehrlicher Arbeit.

*

Der Stärkste ist für sich allein schwach, und er irrt, wenn er seine Erfolge der eigenen Kraft zuschreibt. Denn die günstigen Verhältnisse, die ihm zum Siege verhalfen, sind ja auch schon Ergebnisse der Arbeit von Millionen Menschen. Und zuletzt: in diesen und in ihm waltet die eine Gotteskraft, deren Wirken sich auch der Gottesleugner nicht entziehen kann.

*

Ein Mann, der sich nur von Wallungen des Gefühls leiten läßt, ist ein Zerrbild seines Geschlechts, wie ein Weib, das nur vom Verstande beherrscht wird, eins des ihren ist.

*

Zum Schweigsamen spricht das All — dem Schwätzer gegenüber verstummt es.

*

Nur die halben Genies trotzen auf den Freibrief für ihre Leidenschaften. Die ganzen, auf der Höhe der Kraft, zerreißen ihn und beugen sich vor der Hoheit der göttlichen Gesetze, die der Geist ihnen offenbart.

*

Jedes Recht, das vor der höchsten Vernunft bestehen kann, schließt in sich eine Pflicht. Der Pflichtenlose ist in Wahrheit rechtlos.

*

Die Großen besitzen oft eine Art der Vertraulichkeit, die mehr beleidigt als ihr Hochmut.

*

Der echte Mann ist auch Gott gegenüber nicht ein kriechender Schmeichler und Höfling. Aber Treue hält er ihm bis zum letzten Atemzug.

*

Nach Kindheitsfrieden heim verlangen,
Das heißt vor Manneskampf sich bangen.
Der Starke hält die Palme wert,
Die er erkämpft hat durch das Schwert.

Briefkasten.

Frau Z. in E. Leider läßt die Form auch in der neuen Fassung noch manches zu wünschen übrig. — Herrn J. J. Str. in Frkf. Gut gemeint, aber im Ausdruck unsicher. — Herrn E. Sch. in M. Leider nein. — Grauer Spatz. „Neuer Morgen" kommt unverändert; bei dem zweiten Gedicht werden einige Änderungen nötig sein. — Herrn O. St. in D. Gedanken gut, Ausführung noch unzulänglich. — Frl. Joh. Pf. in Br. Ich bedauere, eine Ausnahme nicht machen zu können. „482, wenn auch meist kurze Gedichte", kann ich nicht prüfen. Wenn Sie aber wollen, kann ich Ihnen einen gebildeten Mann nachweisen, der gegen Bezahlung die Durchsicht übernimmt. — Frl. M. W. Leider formlos. Die Übersetzungen sind besser. — Herrn S. in Pr. Str. Das Gefühl, aus dem Ihr Gedicht entstanden ist, erfreut, aber die Form betrübt den Leser. — Frau E. L. R. in W. Die Gedichte zeichnen sich durch edle Gesinnung aus, aber der Ausdruck ist oft noch unklar und die Form unsicher. — Herrn R. F. in E. Sie irren; die Form „genung" ist früher stets ganz ernst verwendet worden. Klopstock beginnt seine Einleitung zu den „Geistl. Liedern": „Derjenige, der Religion und Geschmack genung hätte, u. s. w." — Ohne Namen. Rotterdam. Wenn jedes unreine, unedle Gefühl sofort in dürren Worten vor uns stände, dann müßten selbst die besseren Menschen hundertmal am Tage vor sich erröten. Darüber brauchen Sie noch nicht unglücklich zu sein. Ihre Pflicht ist nur, zu verhindern, daß diese gleitenden Schatten zu Thaten werden. Wer sie innerlich betrachtet und sich mit ihnen viel beschäftigt, giebt ihnen Blut zu trinken. Er muß sie aber aushungern, d. h. das Seelenauge ihnen nicht zuwenden. Herzlichen Gruß! — Herrn W. Th. in R. Das Buch heißt „Moderne Probleme" (Leipzig 1888); den gewünschten Aufsatz finden Sie auf S. 36. Den Preis kann ich Ihnen nicht angeben. — Frau R. D. in H. Ich kann nur antworten: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." — Herrn Dr. Br. B. in Fr. Ich kann Ihnen den „Kunstwart" von Avenarius für diesen Zweck bestens empfehlen. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen die Zeitschrift. Das zweitgenannte Blatt ist zu einseitig. — Frl. Fr. A. in M. Senden Sie den ganzen Roman; nach einem Bruchstück läßt er sich ebensowenig beurteilen als eine Statue nach der abgeschlagenen großen Zehe. — Frl. W. Br. in W. Sie scheitern an den gewählten Stoffen. Alles soll riesenhaft sein, aber Ihre Kraft reicht dazu nicht aus, und so sind Gedanken und Gestalten zerblasen und nebelhaft. Besonders „Prometheus" wirkt kindisch. — Herrn stud. H. in L. Echt humoristische Gedichte brächte ich mit größtem Vergnügen, wenn nur welche kämen. Den Ihrigen kann ich das Beiwort nicht zuerkennen; sie verraten zu sehr den frischen Anstich. Leider giebt's keine „Nachmitternachts-Zeitung für Herren". Die könnte es damit wagen. — Herrn W. J. in M. „Herbst" kommt. Im zweiten stört mich: „Da lag der schöne warme Schweiß." Besten Gruß! — Frl. E. R. in S. Senden Sie an Otto Jankes Verlag, Berlin SW., Anhaltstr. 11. Aber vor 6—8 Wochen ist eine Entscheidung nicht zu erwarten. Und eine Anzahlung vor der Prüfung kann der Verlag nicht leisten. Können Sie so lange nicht warten, müssen Sie es anderswo versuchen. Aber die Antwort wird die gleiche sein. — Frau H. P. in O. Für ein Schönheitswasser nach „uraltem Familienrezept" kann ich im Briefkasten nicht die Trommel rühren. Sie können es ja bei uns anzeigen. Eine Probe lehne ich dankend ab, denn bei meinen Jahren hilft es doch nicht mehr. — Herrn O. D. in H. Die zweite Postkarte hat die erste gut gemacht. Wer so schnell zur Einsicht gelangt, wird es auch einmal erlernen, „weise" zu sein. Wir alle machen einmal (d. h. hundertmal) Thorheiten. Besten Gruß. — Herrn Dr. W. Th. in T. Das Werk ist mir unbekannt; ich erinnere mich auch nicht, eine Besprechung darüber gelesen zu haben. — Frau Anna R. in Fr. 1. Der Verf. ist von englischen Eltern in Indien geboren. 2. Das genannte Buch ist noch nicht übersetzt. Ich kann Ihnen auch nicht raten, diese Arbeit zu unternehmen, denn es wäre sehr zweifelhaft, ob Sie dafür einen Verleger finden. 3. Fragen Sie bei Herrn Prof. Jos. Kürschner in Eisenach an; vielleicht kann er solche Kleinigkeiten für „Aus fremden Zungen" verwenden. — Sechzehnjährige Schlesierin. Falsche Empfindsamkeit. — Gymnasiast H. K. in W. „Übrigens: auch die Ablehnung kann mich nicht in der Überzeugung hemmen (!), daß ich mich auf dem rechten Wege befinde." Auch gut, junger Herr! — Ohne Namen. München. Ich muß Ihr naives Ansinnen ablehnen. — Nr. 15. Unbrauchbar. Wenn Sie in 14 Tagen nicht Namen und Wohnung mitteilen, nehme ich an, daß die Arbeit in den Papierkorb gesenkt werden kann. — Z. in E. „Was bleibt?" wäre gut, aber die letzten Zeilen mit „alles überbrückt" stören. — Herrn Edg. de G. in Dr. Komik nicht fein genug. — Herrn E. S. in A. Leider ist's nicht möglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. — Moosrose in G. Der Pegasus hat Sie abgeworfen. Ich weiß überhaupt nicht, ob Moosrosen zum Reiten bestimmt sind. — H. P. K. in L. „Thränenkrüglein". Der Stoff ist nur in Verse gebracht; aus Ihrer Seele nichts Eigenartiges hineingeflossen. „Mein Herz verwelkt" zu weich. Besten Gruß. — Frl. D. S. M. bei H. Aufrichtig empfunden, aber der Ausdruck ist doch zu herkömmlich. Für Ihre Worte besten Dank! — Minona. „Herbst" soll kommen. Ich glaube gern, daß Ihr Gefühl echt ist. Auch habe ich gegen Liebesgedichte an sich nichts einzuwenden, aber wenn man seit vielen Jahren so viel lyrische Seufzer, die aus Zeilen anderer Gedichte zusammengestoppelt sind, lesen muß, wird man ungeduldig. Die Prosa-Arbeit können Sie zur Prüfung senden. Besten Gruß. — Herrn E. Sch. in Th. „Träumerei" dürfte wohl gelegentlich kommen. — Frl. Erika. Die Gedichte sind allzu empfindsam.

Inhalt der No. 3.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 4.

Die Akten des Vogelsangs.

Von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Ich habe sie häufig in meinem Berufe zu suchen, die Verschollenen in der Welt; sie zu einem bestimmten Termin zu citieren und sie, wenn sie nicht erscheinen, für tot zu erklären und ihren Nachlaß den Erben oder dem Fiskus zu überantworten. Meistens ist es armes kümmerliches Volk, das so verloren geht und gesucht werden muß, doch von Zeit zu Zeit ist da auch einer oder eine verschollen, auf deren Wege auch den abgehärtesten Beamten die Phantasie und das Bedürfnis des Menschen, Wunder, wenn nicht an sich, so doch an anderen zu erleben, unwiderstehlich nachlockt.

Das ist nun bei meinem Freund Velten Andres nicht im mindesten der Fall gewesen. Von Mysterien und Romantik habe ich nicht das Geringste zu notieren. Er ist stets mit uns in Korrespondenz geblieben, hat alle Verkehrswege via Southampton, Bremen und Hamburg, ja auch den unterseeischen Telegraphen benutzt, um in möglichster Verbindung mit dem Vogelsang zu bleiben. Ich bin eben in seinem Leben über nichts im Dunkeln geblieben, als — über ihn selber. Das war ja aber nicht seine Schuld! Diese lag hier nur an mir, und solches ist öfters der Fall als die Leute glauben.

Schreibe ich übrigens denn auch nicht jetzt nur deshalb diese Blätter voll, weil ich doch mein möglichstes thun möchte, um mir über diesen Menschen, einen der mir bekanntesten meiner Daseinsgenossen, klar zu werden? Aber es ist immer, als ob man Fäden aus einem Gobelinteppich zupfe und sie unter das Vergrößerungsglas bringe, um die hohe Kunst, die der Meister an das ganze Gewebe gewendet hat, daraus kennen zu lernen.

Wenn je ein Mensch für das Leben unter allen Formen und Bedingungen ausgerüstet war, wenn je einer das Seinige dazu gethan hatte, sich seine Schutz- und Angriffswaffen zu schmieden, so war das Velten Andres. Mit allen den Vorzügen und Tugenden begabt, die Ophelia aufzählt und von denen der dänische Prinz so schlechten Gebrauch machte, ging er wahrlich nicht von „Wittenberg" nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und später seines Weges weiter.

Man hat einen guten Ausdruck dafür, wenn einem das mühelos oder anscheinend mühelos zufällt, um was andere sich sehr quälen müssen. „Es fliegt ihm an", sagt man, und beneidet den Glücklichen, zuckt auch wohl bedenklich die Achseln dabei und zieht „im ganzen ein solides Sitzfleisch doch vor". Letzteres hat auch seine Vorzüge und nimmt seinen gebührenden Platz später im Lehnstuhl am warmen Ofen, oder in der Julisonne fröstelnd, aber behaglich mit vollstem Recht ein. Er, mein Freund, ist in seinem kurzen Leben alles gewesen: Gelehrter, Kaufmann, Luftschiffer, Soldat, Schiffsmann, Zeitungsschreiber — aber gebracht hat er es nach bürgerlichen Begriffen zu nichts und ich kann es auch nicht zu diesen Akten beibringen, daß er sich je um etwas anderes die richtige Mühe gegeben habe, als um das kleine Mädchen aus dem Vogelsang, die heutige Witwe Mungo aus Chicago. —

Baissez-vous, montagnes,
Haussez-vous, vallons!
M'empêchez de voir
Ma mi' Madelon. —

Es läuft immer auf, wenn auch melancholische, so doch nüchterne Nachüberlegung hinaus; aber auch an diesem Abend muß ich wieder seufzen: Wie anders hätte doch sein Leben werden können, wenn er ein Ohr gehabt hätte für die süße Stimme aus der Heimat und Augen für die tiefen, treuen, traurigen Blicke, die scheu, angstvoll, verstohlen ihm hier folgten und so gern bis zum Ende, mochte das auch werden wie es wollte, über ihn gewacht hätten.

Mit dem Hause des Beaux, das heißt dem alten Herrn und Freund Leon ist er übrigens im

regen Verkehr geblieben; und wenn er einmal wie des Spaßes wegen, als ein recht wohlhabender Mann, für Deutschland wenigstens, aufgetreten ist, so ist ihm wirklich das zum größten Teil angeflogen aus dem großen Geschäft in der Dorotheenstraße zu Berlin. Daß Religiosität und Geschäftssinn nicht feindliche Geschwister sind, hat nicht allein das Haus Israel bewiesen; auch die frommen Vertriebenen, die auf der Maiflower „drüben“ landeten, haben das ebensowohl bewiesen, wie diese alten Hugenotten des Edikts von Nantes in der Mark Brandenburg. Und sie reichen sich auch heute noch die Hand durch die ganze Welt: Synagoge, Kirche und Börse! Das Haus des Beaux konnte einem Freunde schon Empfehlungsbriefe nach New York oder New Orleans mitgeben, die ihm die Wege ebneten und seinen Aufstieg erleichterten, selbst wenn er nur kam, um zum zweiten Mal den Versuch zu machen, ein armes Mitgeschöpf aus der Verkletterung herabzuholen, sonst aber sich wenig aus den Herrlichkeiten der Zeitlichkeit machte.

Es ist ihm zum zweiten Mal nicht gelungen, und mit der Hilfe aus dem Vogelsang war diesmal gar nichts gethan. Was half es, daß ihm, wie ihm damals der alte Hartleben mit Leitern und Stricken beisprang, jetzt seine Mutter ihre auch in Sorgen, Angst und Kummer immer sonnigen Briefe schrieb und die seinigen, nach seiner Weise, immer scherzhafter, immer lustiger, immer siegesgewisser wurden, je tiefer er „in den Quark hineinwatete“ und in der Puppenkomödie die Fäden mit ziehen half? Sie spielten sich da nur selber eine liebe rührende Komödie vor, die, was die Nachbarschaft anging, niemand zum Lachen oder Lächeln brachte.

„Ich hätte es nie geglaubt,“ sagte mein Vater sehr ernsthaft, „der Mensch scheint sein bisheriges Narrenwesen doch nicht ganz unnützlich getrieben zu haben. Da hält mich eben, auf dem Wege vom Gericht her, der Prokurist von Seligmacher und Söhne mit einem Privatbriefe von drüben, aus der Firma Charles Trotzendorff und Kompagnie, weißt Du, Mutter, unserm Karl Trotzendorff, an und darin ist von ihm, ich meine den Jungen drüben, in einer Weise die Rede, die ich niemals für möglich gehalten haben würde. Der poetische Hanswurst scheint völlig ins Gegenteil umgeschlagen zu sein. Ja, er scheint sich eine Stellung in der dortigen Litteratur gemacht zu haben und an einem Handelsblatt in einer Art sein Maulwerk schriftlich bethätigt zu haben, daß es ihm, wenn auch wohl nur zufällig, die Bekanntschaft und, wie es scheint, Achtung eines ihrer Allergrößesten dorten, nämlich was das Geld anbetrifft, zugezogen hat. Das wäre denn ja recht gut und erfreulich und so wird er sich darein ergeben, daß es mit dem Mädchen, der jungen Dame nichts geworden ist. Bei Seligmacher und Söhne haben sie heute morgen von der Familie drüben, ich meine die Trotzendorffs, die Verlobungsanzeige der Tochter zugeschickt gekriegt. Du mußt doch mal zu der Nachbarin hinübersehen, ob die schon was Genaueres weiß und wie sich der Junge jetzt zu der Sache verhalten wird. Doch dieses nur beiläufig. Ich war auch bei Arnemann; — er ist nicht mehr abgeneigt, auf meine Bedingungen einzugehen. Man trennt sich ja zwar nicht gern von der hiesigen Gemütlichkeit, aber es hat sich doch allmählich zu viel hier im Vogelsang um uns her verändert. Die Fabrik auf Hartlebens Grundstück versperrt mir den letzten Blick auf den Osterberg, und dann halte ich es auch für unsern Assessor besser, daß ihn unter jetzigen veränderten Lebensverhältnissen die Residenz nicht hier unter den kleinen Leuten aufsuchen muß. Ich meine, Mutter, wir machen in nächster Woche den Kontrakt über den Verkauf von Haus und Garten perfekt.“

„Wenn Du meinst, Krumhardt,“ sagte meine Mutter mit zitternder Stimme.

„Ich meine, daß wir diese freilich ernste Sache schon so reiflich überlegt haben, daß wohl wenig mehr dazu zu sagen ist. Was giebt es denn eigentlich noch, was uns hier festhalten könnte? Schon der Schatten allein, den mir da hinten die neue Feuermauer auf meine Rosenplantage wirft, verdirbt mir das ganze Pläsir an der Liebhaberei. Mit dem Kaffeetisch im Garten unter diesen Fabrikgerüchen ist's auch nichts mehr. Unsere Plätze im letzten Grün des Vogelsangs haben wir sicher auf dem Papier bei der Friedhofverwaltung. Also, Junge, Karl, Herr Assessor Krumhardt, es bleibt dabei; der alte Pelikan hackt sich noch mal die Brust seiner Nachkommenschaft wegen auf. Wir ziehen in die Stadt, der veränderten Verhältnisse wegen. Laß es mich erleben, daß ich an Dir einen herzoglichen Regierungsrat herangezogen habe, so soll es mir auch nicht darauf ankommen, auf meine Rosen- und Aurikelnzucht zu verzichten. Man kann auch im Notfall an den Hyazinthen und Geranien seine Befriedigung finden, und dafür, denke ich, mein Sohn, wirst Du eben immer, wie für Deine alten Eltern, ein sonniges Gelaß in Deinen neuen Gesellschafts- und Wohnungsverhältnissen übrig haben. Die Gelegenheit in der Archivstraße, die Mutter und ich uns zum Beispiel neulich angesehen haben, hat nach hinten heraus und doch nach der Sonnenseite ein Altenteil, was für so einen subalternen quieszierten Obergerichtssekretär mit so einem, ihm Freude machenden Sohne — jetzt kann ich Dir das wohl sagen, mein Junge! — paßt, als ob der Bauherr seiner Zeit ihn mit seinen Bedürfnissen eigens dafür ins Auge gefaßt hätte. Nicht wahr, Mutter, wir finden uns schon, unserm Jungen zuliebe, in die veränderten Verhältnisse?“

„Ja, ja, ja! obgleich es mir doch schwer ankommen wird,“ schluchzte die gute alte Frau. „Freilich rückt uns hier das Neue zu arg auf den Leib, und wo man aus dem Fenster guckt, ist es das Alte nicht mehr; aber weißt Du, Mann, es wird mir doch sein als wie damals, wo man den Sargdeckel auf unser kleines Mädchen legen wollte und ich auch nicht glauben konnte, daß es möglich und nötig sei. Kein eigenes Waschhaus mehr und keinen Platz zum Wäschetrocknen im eigenen Garten! Aber es ist ja richtig, das schlechte Tanzlokal, das da dicht an unserer grünen Hecke aufgewachsen ist, paßt nicht einmal mehr zu unseren Verhältnissen, also zu unserm Karl seinen gar nicht. Und Du hast recht, Krumhardt,

die Eltern sind dazu da, daß sie ihre Kinder in die Höhe bringen und in immer bessere Gesellschaft, bis in die beste, wenn's möglich, und das ist freilich hier im Vogelsang niemals möglich gewesen, also — wie Gott will. Ich habe mich in so vieles im Leben finden müssen und werde mich auch hierein finden. Das Kind wird es ja auch, und vielleicht auch mit seinen Kindern einsehen, was Vater und Mutter an ihm gethan haben und es ihnen noch in ihrem Grabe gedenken."

Nun hätte ich noch einmal hiergegen einreden können, um die Sache in die rechte Beleuchtung zu rücken; aber was würde es geholfen haben? Wahrhaftig, ich bin es nicht gewesen, der die zwei treuen, wackeren Seelen mit ihren Wurzeln aus dem Boden hob und sie so in ihren greisen Tagen in ein fremdes Erdreich versetzte! Ihre liebe menschliche Thorheit war's, die da Pflicht, Pflichten, Vorzug, Gewinn, Ehre, Lob, Ruhm und Glück sah, wo die übrigen Millionen unserer Brüder und Schwestern im Erdenleben — ebendasselbe sahen. Sie hatten ihren Kopf darauf gesetzt, daß der Vogelsang nicht mehr zu ihnen „passe", und sie nicht zu dem Vogelsang.

„Aufgesetzt ist der Kontrakt, Frau," sagte mein Vater, „und wenn es Dir recht ist, kann Arnemann heute noch zur Ausfertigung und Unterschrift kommen, zu einem ruhigen Schlaf kommen wir jetzt doch nicht anders mehr."

Meine Mutter ist also an diesem Tage nicht mehr bei der Nachbarin Andres gewesen, um das Genauere über das Privatschreiben aus Amerika an Seligmacher und Söhne und Velten und Helene Trotzenborff zu hören, ihre Teilnahme zu beweisen und, wenn möglich, Trost zuzusprechen. Ich aber habe mich gegen Abend noch einmal durch das Schlupfloch aus unserer Kinderzeit, das wunderreiche, damals freilich längst wieder zugewachsene Schlupfloch in der lebendigen Hecke zwischen den Nachbargärten gezwängt und die alte Thürklinke, deren Griff einem seit Menschengedenken so häufig in der Hand blieb, von neuem aufgedrückt, um hier, bei der Frau Doktorin, wo die Welt sich doch eigentlich am meisten verändert hatte, mich an das sonnig unverwüstlich Bleibende im Wechsel der Witterung des Erdentages zu halten. Ich fand die Frau Doktorin allein im Vogelsang über *ihrem* Brief aus den Vereinigten Staaten.

* * *

Die Abendsonne schien der Nachbarin in das Fenster, als ich mit sorgendem schwerem Herzen zu ihr kam, und sie hatte auch geweint, die Frau Nachbarin Andres. Die elegante Karte, die mein Vater bei Seligmacher und Söhne gefunden hatte, und auf welcher Mr. and Mrs. Mungo sich allen Freunden und Bekannten in den Vereinigten Staaten als miteinander für Glück und Unglück, für Gesundheit und Krankheit, für Leben und Tod Verbundene empfahlen, lag auch auf dem Nähtischchen der Frau Doktorin, und der Begleitbrief Veltens daneben.

Die Mutter des Freundes reichte mir ihre Hand, nachdem sie ihr feuchtes Taschentuch zwischen die Blumentöpfe in ihrer Fensterbank geschoben hatte, und sagte: „Sieh, das ist freundlich von Dir, Karl. Wenn sich die Welt um einen her verändert, hält man sich am besten an die Jungen aus seiner alten Bekanntschaft, an die, welche ihr Recht noch vom nächsten Tag erwarten, lustig in der neuen Flut schwimmen, und aus ihrem jungen Recht an die Zeit den Alten wenigstens den Kopf ein wenig zurechtsetzen können, wenn auch nicht das Herz. Elly hat sich verheiratet, Velten hat geschrieben. Da ist sein Brief und Du kannst ihn lesen. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß sich der Vogelsang so sehr für mich verändern könnte. Aber so geht es eben, wenn der Mensch es nicht glauben kann, daß ihm seine liebsten Hoffnungen aus dem Leben weggewischt werden können."

Sie sah sich hier in ihrem Stübchen, in welchem sie unter all ihren Erinnerungen saß, wie die Frau Fechtmeisterin Feucht in der Dorotheenstraße zu Berlin unter den ihrigen, mit einem kummervollen Blicke um: „Wie doch alles dem Menschen auf einmal so ganz andere Gesichter schneiden kann! Und doch ist es nur das eine Bildchen dort, das kleine Lichtbild da über der Kommode, dessen liebe, lachende Augen mir mein Altfrauenheim verwüstet und alles über- und durcheinander geschoben haben wie bei einem Umzug oder nach einem Brande. Da — lies seinen Brief! Was er dazu thun kann, daß die alte Frau im Vogelsang nicht ganz aus ihrer Fassung kommt, das besorgt er natürlich auf seine alte Weise. Unter kriegt ihn auch das nicht; aber man müßte eben nicht zwischen den Zeilen lesen können, um sich von ihm auf diese seine Weise unterkriegen zu lassen."

Ach, wie diese beiden Leute bis in die feinsten Nervenfädchen, bis in die flüchtigsten Seelenstimmungen hinein sich nachzutasten, sich nachzufühlen wußten! Sie machten einander nichts weis, und das war, ausnahmsweise, für sie ein großes Glück: für andere, und leider die Mehrzahl der auf dieser Erde sich näher und nächst Angehenden, wäre es freilich das Gegenteil gewesen. Es ist nicht immer das Behaglichste, wenn zwei oder mehrere die zusammengehören, sich zu gut verstehen. Die einzige Möglichkeit für ein wenigstens gedeihliches Hüttenbauen und Zusammenwohnen liegt dann einzig und allein in dem Sichaufeinanderverstehen. Ich habe das auch aus meiner Amts- und Geschäftspraxis sehr, sehr in den Akten. —

Velten schrieb:

„Sie haben sie uns genommen, Mutter, und sind völlig in ihrem Recht, da sie das nach ihrer Meinung beste Teil für sie gewählt haben. Ich habe sie verloren; aber diesmal bin ich nicht schuld daran, das Glück der Erde verpaßt zu haben. Du weißt, wie oft man mir das bei Euch zu Hause aufzuriechen gab, und, wenn die beleidigte Nase darob nicht lief, wie die eines geschlagenen Schuljungen, sondern sich nur trocken-tückisch krauste, nicht nur von allen Schlechtigkeiten menschlichen

Charakters, sondern auch von absoluter, bodenloser, randundbandloser Charakterlosigkeit sprach. Ich habe das Meinige gethan, durch Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre, bei Tag und Nacht, bei allem, was ich gethan, überdacht und gedacht habe, den schönen Schmetterling für mich — für uns festzuhalten: nun stehe ich wieder wie ein Schuljunge, und besehe an den Fingern den bunten Farbenstaub von den Flügeln des entflatterten Buttervogels und denke vor allem an die alte Frau zu Hause, die da sitzt und sich fragt: Was für eine Nase wird er diesmal machen? — Mutter, mein — unser liebes armes kleines Mädchen, was würde dem jetzt mit einem zerfließenden Liebhaber gedient sein? Also — trocken überschlucken und ein Kreuz über eine närrische Lebensepoche ziehen, wie über eine Kalenderwoche, die bis Donnerstag im Sonnenschein lag und am Freitag in einen Landregen überging! Unserm lieben Wildfang gebe ich gar keine Schuld; — kann man überhaupt einem Menschenkinde Schuld an seinem Schicksal geben? Was kann die Lerche gegen den Spiegelblitz, der sie aus der blauen Luft in die Versandtschachtel und die Bratpfanne holt? Mit ihrem tückischen Glanz haben sie auch unser liebes Singvögelchen aus dem Vogelsang hernieder in ihr Netz stürzen machen und ihr nicht nur das arme, dumme, kleine Schädelchen und Gehirnchen, sondern auch das schöne weite Herz eingedrückt. Sie wird eine stattliche Mistreß Mungo: die Nadel der Kleopatra, jetzt im hiesigen Centralpark, die doch schon in Ägypten viel gesehen hat, und hier im Lande täglich auch noch manches sieht, sah nimmer ein schöneres, vornehmeres Weib an sich vorbei und durch ihren Schatten gleiten. So wächst das immer aus dem Schlamm empor, einerlei ob am Nil oder am Hudson! Mir fehlen wieder mal die Knöpfe am Hembärmel, alte Mutter zu Hause; aber Elly wird sie mir nicht annähen, worauf wir doch so fest gerechnet und des Lebens Seligkeit vom Vogelsang aus gegründet hatten; und das erinnert mich nun gerade erst recht an Deinen alten Nähtisch, auf dem dieser Brief, wenn der Ocean ihn nicht verschlingt, demnächst liegen wird und erinnert mich an Deinen Sessel dabei und das leere „Schawelche“ daneben und den Blick durch die Epheuranken, über den Garten weg, auf den Nachbar Hartleben und sein Anwesen (Strohwitwe Trotzendorff und Töchterlein eingeschlossen) hinein in den ganzen Vogelsang, und — ich bin wieder allein auf die alte Frau im Korbsessel an dem Fenster angewiesen und ein Vagabund — ein Wanderer im Leben — zerlumpter denn je. In die hiesigen Verhältnisse habe ich mich übrigens eingelebt, daß ich meinen jüngsten Freunden keinen Grund zur Verwunderung mehr gebe. Wünschest Du mich auch als Millionär wiederzusehen wie Mr. Charles Trotzendorff? Oder ziehst Du den deutsch-amerikanischen Staatsmann, Muster: Karl Schurz, vor? Meine Vogelsangstudien im Englischen, unserer Kleinen zuliebe, kommen mir jetzt wundervoll zu statten. Die Phrasen und den Tonfall um eine „Mäh“ jauchzende Menschenansammlung zum „Bäh“jammern zu bringen, und das politische Tier, Mensch genannt, mit einem Strick durch die Nase oder um den Hals, für Klios ewige Tafeln und vergänglichen Griffel als notierungswert zu dressieren, lernt sich bald. Sollte Freund Krumhardt, ich meine unser Karlchen — nicht den Alten, aus seiner Geschäftspraxis demnächst mal einen neuen edlen Kinkel nebst Spulrad und Märtyrerglorie in der lieben Heimat für einen überseeischen Heros-Befreier zur Verfügung haben, so reflektiere ich darauf und bitte, aus guter alter Kameradschaft mir die Vorhand zu lassen. Eine republikanische Bürgerkrone für einen Märtyrer aus dem neuen deutschen Reich! Das Ding wird leider schwer zu finden sein, denn den alten wahren Otto den Schützen von seinem Wergzupfen und Wollespulen im Reichstage zu entführen, würde ihm doch selber auch jetzt noch nicht recht in die gelbweiße Kürassiermütze passen. Aber wie sang Fräulein Leonie des Beaux in der Dorotheenstraße zu Berlin?

Je ne dors ni ne veille;
Cet enfant me réveille.

Da bin ich wieder bei meinem in der Fifth Avenue verzauberten armen Mädchen! Siehe Goethes Epilog zu dem Trauerspiele Essex:

Hier ist der Abschluß! Alles ist gethan
Und nichts kann mehr geschehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie sind verschwunden, alles ist nicht mehr!

Ja, ja, was nimmt man sich alles vor zu Glück und Ruhm und zum Besten der Welt in der Welt, bis der Narrenkönig dem diese Welt gehört — siehe Schillers Jungfrau von Orleans — einem das Bein stellt und alle Weisen, Helden und weggelaufenen Schuljungen auf die Gefühle eines Zahnarztes, der selber Zahnweh hat, hinunterdrückt! Du weißt es, Mutter, und kannst es mir bezeugen, daß die Scheu der Leute, sich vor der Menschheit, das heißt den Nächsten ihresgleichen lächerlich zu machen, mir leider immer nur zu sehr gemangelt hat; aber die Sehnsucht, mir selber endlich einmal wieder lächerlich vorzukommen und somit das richtige Maß für die Dinge dieser Erde wieder zu gewinnen, ist mir bis jetzt auch nicht in solcher Fülle und Üppigkeit zu teil geworden. Zu Hause, im Vogelsang, würde das wohl noch am leichtesten zu erreichen sein, Deinem lieben Korbstuhl gegenüber und mit des seligen Vaters geliebter ersten Originalausgabe des Wandsbecker Boten auf Deinem Nähtische und mit der einzigen Aussicht über Deine Buchsbaum- und Blumenbeete, meine Stachelbeerbüsche und unsere grüne Hecke, auf den Nachbar Hartleben und sein Anwesen. Da ginge es wohl noch am leichtesten an, dem teuren Ahnherrn in dem Buche, dem Vetter Andres und dem braven Vetter Michel im eigenen Busen sein Recht wiederzugeben; aber — †!?† —

Frage Karl um seine Meinung hierüber, doch — laß es lieber auch nur. Daß der Frager bei solchen Gelegenheiten den Gefragten und seine

Antwort im voraus ziemlich genau kennt, würde auch diesmal und hier nichts zur Sache thun; aber aus Deinen Briefen weiß ich ja, daß auch um Euch dort im Vogelsang allgemach die Dekoration sich so sehr verändert, daß er — der Freund — sich da binnen kurzem am allerwenigsten noch zurechtfinden wird. Aus Büschen werden Bäume, aus Bäumen Hausmauern, aus Grün Grau. Aus obstfstehlenden (freilich meistens dazu verführten) Schuljungen werden die besten Verwaltungsbeamten und Regierungsräte, sowie die schärfsten Staatsanwälte, und — aus dem nichtsnutzigsten Schlingel des Vogelsangs wird (wenigstens was ich dazu thun kann) the most glorious tramp, der glorioseste Landstreicher, der je auf den Wegen der Welt den anständigen Passanten einen Schauder und Schrecken eingejagt hat, wenn er an einem Stadtthor nach seinen Papieren gefragt wurde, nimmer dergleichen aufzuweisen hatte und vielleicht auch erst in irgend einem Bedford goal als alter Kesselflicker anfangen wird, sich über the Pilgrims progress, über seines Lebens Pilgerfahrt die letzte Rechnung abzulegen.

Meine liebe, liebe Mutter, Du kannst nichts dafür, und mein Vater auch nicht. Solches war mir an der Wiege gesungen, aber nicht von Dir mit Deinem: „Buko von Halberstadt“, oder: „Schlaf, Kindchen, schlaf, da draußen geht ein Schaf“. Es kauert immer eine andere Sängerin auf der anderen Seite des ersten Schaukelkahns menschlichen Schicksals und summt ihren Sang in ihre Hexenbartstoppeln, und der stammt von den Müttern viel weiter hinabwärts und ist der allein maßgebende.

Also streich Dir die Sorgen- und Unmutsfalten wieder einmal aus dem lieben tapferen Gesichte und halte Dich weiter an der Väter Erfahrung, daß Unkraut so leicht nicht vergeht. Sage mit dem alten Vertrauen auf unsern eigentümlichen, unveräußerlichen eisernen Bestand von Familienadel: „O, dieser dumme Junge!“ — Und halte fest: wir sind doch die zwei gewesen, welche die wenigsten Sorgen im Vogelsang auf unserm Hirn und Herzen geduldet haben, und so soll es bleiben! Veränderte Dekorationen sollen uns nie etwas anhaben; halte Deinen Platz an unserm Herde fest und mir den meinigen: ich komme ebenso sehr als Sieger wieder wie — Mr. Charley Trotzendorff. Es giebt ein verschiedenartiges Achselzucken der Leute in der Welt: ich hoffe mir das meinige, nach meiner Weise, mit ebenso gutem Recht zu verdienen, wie er das seinige, und das Nachgaffen und den Neid der Welt auch. Ziehe meinetwegen hier auch Freund Karl Krumhardt über unsere Hecke als Kommentator bei, wenn Dir ob solchen beglückenden Aussichten in die Zukunft doch etwas nüchtern und unheimlich zu Mute werden sollte. —

In der Heimat und zumal im Vogelsang bin ich fürs erste nichts nutze — und auch Dir nicht, armes, tapferes Mütterchen. Übrigens sind und bleiben wir zwei immer beisammen, ob auch ein paar Tropfen Wasser und einige Krümel Erdboden mehr uns trennen. Zu den Füßen der Treue bleibe ich sitzen, wenn es mir auch nicht vergönnt wurde, zu den Füßen der Liebe Werg zu spinnen. Nach dem Wocken der Omphale freut man sich ordentlich auf den nemeischen Löwen, die lernäische Hydra, den erymanthischen Eber und vor allem andern auf die Stymphaliden und die Ställe des Augias. Daß ich Dir gerade die goldenen Äpfel aus den Gärten der Hesperiden heimbringen werde, ist mir selber etwas zweifelhaft; aber darauf verlaß Dich, und Du kannst auch in der Nachbarschaft davon erzählen und damit renommieren: den Cerberus hole ich mir sicherlich aus der Unterwelt herauf, wenn auch nur um das große Schrecknis der ewigen Nacht mir beim kurzen Lebenstageslicht so genau und gemütlich wie möglich zu besehen. Philosophie studieren nennt man das vor den Kathedern nach geschriebenen Heften — frage nur Freund Krumhardt danach, der sich des bürgerlichen Anstands wegen sein Teil davon hat in die Feder diktieren lassen. Und vom Lehrstuhl des Professors der Weltweisheit bis zum Schneidertisch des Hauses der des Beaux ist auch wieder einmal nur ein Schritt. Hab ich mir meinen Freund Leon auf den Buckel geladen, so soll ich ihn natürlich auch darauf behalten. Vater des Beaux schreibt mir, der Junge werde ihm, ohne meine Beaufsichtigung, von Tag zu Tage unter den Händen mehr zu einem Narren und es bleibe ihm nichts übrig als den Knaben mir nachzuschicken; eine Reise um die Erde unter meiner Führung erscheine ihm als das letzte Mittel, den Phantasten für den künftigen Kommissions- oder Kommerzienrat zu ernüchtern. Ich werde also nicht umhin können, das, wenigstens für die ersten Stationen meiner eigenen Weltwanderung, noch einmal zu meinem Gepäck zu legen; habe also zurückgeschrieben: das Kind möge kommen, ich würde das Zutrauen zu verdienen suchen. Jawohl, das Zutrauen unter den Leuten! Erhalte mir das Deinige, alte Frau!

Dein Sohn und Erbe

Velten Andres.“

* * *

Es ist eine kalte Nacht, in der ich dies zu den Akten hefte; aber ich habe das fröstelnde Zusammenziehen der Schulterblätter doch mehr dem klareisigen Hauch, der von der letzten Seite dieses Briefes ausgeht, zuzuschreiben, als der Winterwitterung draußen vor dem Fenster. Und wenn man — damals — dieses Schreiben in der Stadt unter den Bekannten, den Leuten, herumgezeigt hätte, würden sie alle gesagt haben:

„Der alte ewig überhitzte Wirrkopf! Es bleibt dabei, er kann auf nichts zu seinem Fortkommen rechnen, als auf das Glück der Betrunkenen und die Vorsehung, die über die Unmündigen wacht.“ —

* * *

Ich habe weiter zu berichten, was sich in der nächsten Nähe um mich her zutrug.

Der erste, der nach Velten den Vogelsang verließ, und auch nie wieder, was der Freund doch that, darin vorsprach, war Nachbar Hartleben. Er sagte, als er zum letzten Mal in seinem Rollstuhl vor unserer Gartenthür hielt:

„Weißt Du, Junge, Herr Assessor Krumhardt sollte ich sagen, weißt Du, ein Vergnügen ist es nicht, so als so ein Sack voll Elend, schlechtem Appetit und nächtlicher Wehklage und Schlaflosigkeit sich um sein zerstückelt Anwesen rumrollen zu lassen; aber so ist der Mensch: so lange er Luft schnappen kann, giebt er den Atem nicht gern auf. Also da bin ich noch und mache so lange Gebrauch von dem alten Freundschaftsverkehr über die Straße, als es angeht. Noch pläsirlicher hielte ich den Jammer natürlich aus, wenn mir mein Wald da oben hinterm Osterberge nicht immer im Kopfe herumginge. Das ist der leidige Satan! Und vorzüglich jetzt so im angenehmsten Sommer, wenn das so grün da herunterwinket und einer mit seinem Holzverkehr und Handel, von seinen Sägemühlenabnehmern gar nicht zu reden, nur eine lahme Faust zurück und aufwärts machen kann. Da gucken Sie nur, Herr Obergerichtssekretarius, wie das da oben auf meinem Schluderkopfe im Sonnenschein liegt und einem unter Gottes blauen Himmel den Esel bohrt und sakermentsch einen jetzt nur noch dazu verlockt, eben unserm lieben Herrgott einen bösen Leumund bei den Erbberechtigten zu machen. Es ist ein Elend — ein Elend — ein Elend, Frau Obergerichtssekretärin, und Sie haben ganz recht gehabt, daß Sie die Sache über Ihr Anwesen mit Arnemann in Richtigkeit gebracht haben. Sie ziehen nun demnächst, und ich habe auch Ihnen und der guten alten Zeit nachzusehen. Nun bleibt mir nur für meine noch übrigen paar Jahre die Frau Doktorin. Ja, ja, so wird der Mensch allgemach von allem Guten und Angenehmen entwöhnet! Manchmal kommt's mir wirklich so vor, als sei auch das nur zu unserm Besten von da oben so eingerichtet, um uns den Abschied von hier unten nicht zu schwer zu machen. Und wenn man denn wieder von den Jüngeren und Jüngsten hört! Da hat ja wohl unser Herr Velten — da kann ich wohl eher als hier bei unserem Assessor sagen: unser Junge, von den Japanern hergeschrieben, daß er sich jetzt mit seinem vornehmen Berliner Freunde, den wir seiner Zeit hier auch im Vogelsang hatten, da aufhalte und vergnügt grüßen lasse. Passen Sie auf, Herr Nachbar, der bringt es gerade so gut wie unser Karlchen Trotzendorff, unser Zeitgenosse, zu was Ordentlichem da draußen; — wenn's nur nicht immer auf ein und dasselbe hinausliefe am letzten Ende! Was dieses anbetrifft, so muß man sich erst so wie ich mich jetzt in diesem Einspänner von hinten rum kutschieren lassen müssen, um zu dem richtigen Taxat von allem Pläsirvergnügen im Leben zu kommen. Die Erinnerung an das Gute, was man seiner Zeit genossen hat, ist immer noch das Beste, wenn auch leider Gottes Verdrießlichste. Auch mit dem kleinen Mädchen, das hier bei mir und zwischen uns im Vogelsang aufwuchs, und unserem Velten scheint das nichts geworden zu sein. Schade drum! Die Madame oder Mistreß war zwar die richtige Gans; aber das Wurm, das jetzt da drüben überm großen Wasser sechsspännig fährt, gehört immer auch noch zu meinen angenehmen Erinnerungen. Karlch — Herr Assessor, Kinder, in welche vergnügte Wütenhaftigkeit habt Ihr öfters den Nachbar Hartleben gebracht, und was gäbe er heute drum, wenn er Euch nur noch einmal mit dem Peitschenstiel durch seinen Garten nachsetzen und aufs Nachbargrundstück oder in den Wald hinausjagen könnte. Aber ich sehe, Sie haben Ihre Akten unterm Arm, Herr Assessor, und müssen in Ihr Geschäft. Nehmen Sie es nicht für ungut, wenn ich Sie mit meinem Geschwatz aufgehalten habe. In so einem Marterstuhl ist man ja einzig und allein nur auf sein Maulwerk angewiesen. Wenn ich Ihnen, Herr Sekretär und Frau Sekretärin, mit meinem andern noch übrigen Fuhrwerk beim Auszuge zu Diensten sein kann, soll's gern geschehen. Dem alten Hartleben, dem Grobian, soll man's nicht nachsagen aus der Stadt, daß er nicht doch alles in allem ein guter Vogelsänger Nachbar gewesen sei. Mit dem freundschaftlichen Verkehr später, aus der Stadt heraus und hinein wird's wohl ein bißchen hapern. Na, ich denke immer noch ein paar Jährchen es zu machen, daß Sie mich hier auf den Rädern finden, wenn Sie aus dem neuen Leben heraus das alte hier am Ort mal wieder aufsuchen wollen. Recht schönen guten Abend, liebe Herrschaften! Schieb den Krüppel um ein Haus weiter, Lümmel da hinter mir; die Frau Doktern hat mir versprochen, mir noch ein weniges mehr aus ihrem Velten seinem letzten Brief vorzulesen, und der Satansjunge hat das immer so an sich gehabt, daß er einem mit seinen Schnurren, Abenteuern, Meinungen und Ansichten wie mit einem Schnaps aufwartet. Ich meine immer, einmal mußt Du den auch noch wiedersehen, Hartleben, und wenn er auch noch so lange seine Mutter und den Vogelsang auf sich warten läßt!" —

Vier Wochen später mußten wir ihn begraben, den Nachbar Hartleben, und zu Ostern des folgenden Jahres verließen auch wir, die Familie Krumhardt, Vater, Mutter und Sohn, den Vogelsang. Meine Eltern fügten sich den höheren Ansprüchen, die ihrer Meinung nach meinetwegen das Leben an sie machte, und ich fügte mich meinen treubesorgten Eltern. Wer wehrt sich gegen die Liebe seines Vaters und seiner Mutter und wenn sie auch noch so sehr mit Sorglichkeiten, die man nicht mehr kennt, mit Thorheiten, über die man hinaus ist, und mit mancherlei anderem, was einem im Grunde lächerlich, ja ärgerlich vorkommt, verquickt ist?

Und wenn mir etwas ferne sein muß, so ist das Überhebung über die subalterneren Gefühle und Stimmungen des Menschen in seinem Dasein auf Erden gerade an dieser Stelle! In den Akten habe ich es nicht, aber tief in meinem innersten Bewußtsein, daß ich die teure, altgewohnte Heimatstelle mit allem, was mir heute mit schauernd wehmütigen Heimwehgefühlen in dieser kalten Winternacht nahetritt, damals leichter, viel leichter und freier atmend aufgab, als die zwei armen Alten.

Auf der Bühne des Lebens hört man eben nicht

vor jedem Scenenwechsel die Klingel des Regisseurs. Man findet sich zwischen den gewechselten Coulissen und vor dem veränderten Hintergrund und verwundert sich gar nicht. Ob man sie gut oder schlecht spielt, seine Rolle ist jedem auf den Leib gewachsen und das jedesmalige Kostüm gleichfalls. Nur in seltenen stillen Augenblicken gelangt wohl ein und der andere dazu, sich vor die Stirn zu schlagen: „Ja, wie ist denn das eigentlich? War das sonst nicht anders um Dich her und in Dir? Wie kommst Du zu allem diesen und gehörst Du wirklich hierher, und ist das nun Ernst oder Spaß, was Du jetzt hier treibst oder treiben mußt? Und wem zuliebe und zum Nutzen?"

Das sind dann freilich sehr kuriose Gedankenstimmungen. Wie aus einem unbekannten schauerlichen Draußen haucht das vor den Theaterlichtern einen fremd und kalt an, meistens wenn die Bühne einmal um einen her leer geworden ist; aber dann und wann bei gefüllter Scene im Gewühl der Edlen, Ritter, Bürger, Damen des Hofes, der Mönche, Herren und Frauen, Herolde, Beamten, Soldaten, kurz des ganzen zu dem ewig wechselnden und ewig gleichen Schauspiel gehörigen Volksspiels. Und so rasch als möglich fort damit! Dergleichen Nachdenken stört sehr bei der Durchführung der zugeteilten Rolle, bringt nur Stockungen hervor und ein verehrliches Publikum, von der Hofloge bis zu den höchsten Galerien zu einem ironischen Lächeln, bedauernden Achselzucken, wiehernden Hohnlachen, Pfeifen und Zischen. Und mit vollem Recht! Es ist ein schweres Eintrittsgeld, das man für die Tragikomödie des Daseins zu erlegen hat. „Paß auf Dein Stichwort, Du da, König oder Narr da auf den Brettern, und störe uns das Behagen nicht, von Vergnügen kann ja so schon wenig die Rede sein!" —

Leider recht bald wurde um mich her die Bühne, wenigstens für einen Augenblick, sehr leer und gab ungestörten Raum zu jeglichem Monolog über Sein und Nichtsein, und ob es besser sei und so weiter, und so weiter. Nämlich meinen Eltern bekam die veränderte Umgebung durchaus nicht; und hier beuge ich die Stirn tief über dieses Blatt! Hätte ich nicht doch mehr dazu thun müssen und sollen, daß sie in ihren Greisentagen ihr An- und Einfügungsvermögen in das Ungewohnte mir zuliebe nicht zu sehr überschätzten? Und die Braut, die ich ihnen dann in das Haus, nein, nicht in das Haus, sondern die Mietwohnung inmitten der Stadt, wenn auch der „besten Gegend" der Stadt brachte, die wußte nichts von dem Vogelsang und brachte ihren Sonnenschein nur für mich mit in die Archivstraße. Die Blumenzucht in der Fensterbank konnte meinem Vater seinen Vorstadtgarten nicht ersetzen, und noch viel weniger die vornehme Stadtgegend meiner armen Mutter den Verkehr über die lebendige Hecke und die von einem blühenden Apfelbaum zum andern auf eigenem sicherm Grund und Boden ausgespannte Waschleine und was sich an behaglichem Verdruß und verdrießlichem Wohlbehagen daran knüpfte. Wenn ich mir jetzt, mit dem Kopfe in der Hand, überlege, was ich dagegen thun konnte, daß sie ihren Willen, auf ihrem und — meinem Wege aufwärts als grämliche Sieger zu fallen, nicht bekamen, und mir sagen darf: „Wenig!" so ist das auch ein Trost, aber nur ein geringer, und man hat erst an seine eigenen Nachkommen und deren Tröstungen zu denken, ehe man sich wieder beruhigter, gelassener vor solch einem Aktenbündel, wie dieses hier vorliegende, im Sessel zurechtrückt. —

Jawohl, mein Weg ging aufwärts in der Rangordnung des Staatsaklenders und der bürgerlichen Gesellschaft: meine Eltern starben — die Mutter zuerst und der Vater ihr bald nach; und ich heiratete. Daß ich ihnen „Schlappes" Schwester als liebe Braut und gute Tochter zuführte, war der beiden guten und lieben alten Leute letzte Freude und drückte ihnen das letzte Siegel auf die Gewißheit, daß auch ich ein guter braver Sohn gewesen sei, daß ich allen ihren Erwartungen entsprochen habe und mich auch fernerhin aller hohen und höchsten Ehren und Genugthuungen unserer Welt im kleinsten würdig erweisen werde und also aller durch zwei ganze treusorgliche Elternleben aufgewendete Ängste, Mühen, Kümmernisse und Entsagungen wert.

Wahrlich, ich schreibe nicht, um in diesen Blättern Komödie zu spielen und von Thränen zu fabeln und zu faseln, die auf irgend eine Seite der Handschrift gefallen seien (ich weiß es ja eigentlich selber nicht, wie sich dieses alles plötzlich infolge jenes Briefes aus Berlin, den Helene Trotzenborff, den Mrs. Mungo schrieb, in den tagtäglichen Aktenwechsel auf meinen Schreibtisch schiebt!), aber ich nehme mir wieder die Muße, zu dem Bildnis über diesem Schreibtische, dem alten teuren Herrn, mit dem verkniffenen deutschen Schreibergesicht und dem zu dem Landesorden hinzugestifteten Ehrenkreuz erster Klasse auf der Brust melancholisch-dankbar aufzuschauen.

„Wer hatte es besser mit Dir im Sinne als der?" — — —

Der Weg nach dem Friedhofe jenseits des Vogelsangs führte noch immer durch unsere vordem so grüne Kindheitsgasse. Jetzt vorbei an den Plätzen, wo vordem Hartlebens weitgedehntes Anwesen gewesen war und meiner Eltern Haus, mein Vaterhaus und ihrer Väter Haus gelegen hatte.

Es ist eine Redensart: „Ich komme selten mehr in die Gegend!" Wie schwer sie einem aufs Herz fallen kann, das sollte ich am Begräbnistage meines Vaters im vollsten Maße erfahren.

Ich war nicht so häufig in die Gegend gekommen, wie ich gesollt hatte, und nun war gerade die rechte Gelegenheit, um zu erkennen, wie sehr sie sich verändert hatte, nicht seit unseren Kinderjahren, sondern seit dem Tage, an welchem die Nachbarin Andres, die Frau Doktern, dort von uns allen allein zurückgelassen worden war.

Es giebt auch eine Redensart: „Das ist mir bis jetzt nicht aufgefallen!" und dann kommt plötzlich die Gelegenheit, der Augenblick, die Stunde, der Tag, wo das um so eindringlicher einem ans Herz gelegt wird. Ich hatte wirklich so viel mit meinen persönlichen Lebensangelegenheiten, mit mir selber zu

schaffen gehabt, daß ich mich um das, was hinter mir lag und wenn auch in nächster Nähe, wenig bekümmern konnte, und der Vogelsang war mir davon nicht ausgenommen gewesen. —

Zwischen den neuen Mauern der Fabriken, Mietshäuser, Tanzlokale war's allein die alte Frau, die Mutter Veltens, welche, wie sie es dem Sohne versprochen hatte, nicht von ihrer Heimstätte gewichen war, und trotz des neuen Lebens, das ihr von allen Seiten unbehaglich, spöttisch, ja drohend sich andrängte, ihr Häuschen, ihr Gärtchen, ihre lebendige Hecke festhielt. Wieviel Vernunft hatten meine Eltern deswegen die letzten Jahre hindurch vergeblich auf sie hineingeredet!

„Er hat seinen Willen gewollt und hat ihn nun in aller Herren Länder zu Land und Meer: ich habe den meinigen hier im Vogelsang und wenn es auch nur des Kitzels wegen wäre, der mir zukommt, wenn er heimkommt und ich ihn frage: ‚Na, Velten, wie war's denn draußen?‘“ antwortete in den verschiedenartigsten Variationen (auch je nach der Jahreszeit verschieden) die Frau Doktorin Andres im Vogelsang auf alles, was ihr Häuserspekulanten, sachverständige Freunde und wohlmeinende Freundinnen vortragen mochten, um ihr den Sinn zu brechen und ihr zum Besten zu raten. Es war mit der Frau jetzt immer noch ebensowenig anzufangen wie vor Jahren, wenn mein Vater als „Familienfreund“ von einer Erziehungskontroverse mit ihr nach Hause kam.

Und nun war es kaum acht Tage her, daß er zum letzten Mal in dem kleinen hartnäckigen Häuslein gewesen war, um sich in der altgewohnten, treufreundschaftlich-nachbarlichen Weise zu ärgern und sich wieder zu vertragen mit der Frau „Exnachbarin“. Nun stammte der werteste Kranz auf seinem Sarge aus dem letzten Hausgarten des Vogelsangs, und Veltens Mutter hatte ihn selbst gebracht und mit mir und meiner jungen Frau, die nichts mehr von dem Vogelsang wußte, neben dem schwarzen Schrein gesessen und mir mehrfach die Hand aufs Knie gelegt und geseufzt:

„Ich werde ihn sehr, sehr vermissen, Deinen guten Vater, bester Karl! Nun bin ich die letzte von den Alten unterm Osterberge. Manchmal in dem jetzigen Lärm dort um mich her, wenn ich so von meinem Strickzeug am Fenster aufsehe, kommt es mir doch wirklich vor, als gehöre auch ich nicht mehr dahin; aber ich habe es ihm ja versprochen, daß er mich jederzeit dort in seines Vaters und seinem eigenen alten Wesen noch vorfinden soll, und so muß ich noch etwas bleiben. Wer verdunkelt einem nun noch mit einem: ‚Auf ein Wort, Frau Nachbarin!‘ das Fenster, um einen fester in der Gewißheit, zur Seite und gegenüber die beste liebste Nachbarschaft zu haben, nach dem Vorgucken und Besuch wieder sich selbst zu lassen? Kommt Ihr jungen Leute, so könnte man sich so vorkommen wie ein ein halb Jahrhundert vor der Erlösung für einen Augenblick aufgewachtes Dornröschen, das sich nicht seinem Prinzen in Mantel, Federbarett und Tricot, sondern einem durch die Hecke gedrungenen Liebhaberphotographen gegenüber findet. Ja sieh, lieber armer Junge, so schwatzt die alte Doktern Andres ihren gewohnten Unsinn selbst am Sarge Deines Vaters, ihres guten, treuesten Freundes! Aber glaub mir, wenn Ihr ihn morgen früh durch den Vogelsang geleitet, so sieht ihm über ihren Zaun dort eine Freundin mit nassen Augen und vollem Herzen nach und sagt: Da begraben sie einen Mann, den Dir das Schicksal dort an die Hecke gesetzt hatte, um Dir ein Muster an ihm zu nehmen, Dein ganzes Leben lang, Mutter Andres! Alles für unsere Jungen! Natürlich er auf seine Weise, ich auf die meinige. Und daß seine Art gut war, das bezeugt ihm am besten die kleine Frau hier hinter ihrem feuchten Taschentuch, Karl. Ziehen Sie es mir noch einen Moment hinunter, Kindchen, und geben Sie mir einen Kuß, und nun gute Nacht, und habt ferner Euren Trost aneinander und gönnt uns Alten unsere Ruhe, wenn unsere Schlafenszeit gekommen ist.“

* * *

Es war ein schöner, sonniger Morgen, an welchem wir meinen Vater begruben. Mit einem stattlichen Gefolge, an dem er wohl seine Genugthuung haben mochte, und wie es ihm da, wo man sonst wohl am wenigsten an so etwas denkt, auf seines Lebens Höhe, als etwas sehr Wünschenswertes, sehr Erstrebenswertes erschienen sein mag. Wie oft hat er von dem Fenster unseres Wohnzimmers aus die Kutschen gezählt, die bei solchen Gelegenheiten die Teilnahme der Besten im Volke leer, aber würdig zur Darstellung bringen! ... Und nicht, daß ich nun von einem erhabeneren Standpunkt hierüber weggesehen hätte: o, als der rechte Sohn meines Vaters habe ich sehr genau darauf geachtet, wer ihm und mir die gebührende Ehre gab und wer nicht. —

Aber wo war das Fenster im Vogelsang, an dem die Krumhardts seit Generationen von Vater zu Sohn ihre statistischen Bemerkungen in dieser Hinsicht gemacht hatten, bis — sie selber für einen andern in gleiche hineinfielen? Ein vierstöckiges Haus hatte Arnemann auf das alte Familiengrundstück gesetzt, und vom Erdstock bis zum Dache kamen Dutzende von Gesichtern jeder Art an die neuen Fenster, um das „schöne Begräbnis“ zu sehen. Und was sonst ein lieber, zum Übrigen, Gleichen gehöriger Schmuck der Feld- und Gartengasse gewesen war, das Stück grüne Hecke der Frau Doktor Andres, das war nunmehr ein Etwas, das seine Zeit ganz und gar überlebt hatte und durch sein Nochvorhandensein nur kümmerlich-lächerlich wirkte.

Und wie an dem betrübten Tage, in dem traurigen Zuge mein Auge doch nur diesen grünen Punkt in all dem neuen fremden Mauerwerk suchte und sich der Erbürger des Orts mit einer Art von Heimwehgefühl dort festzuklammern suchte! Und nun — gerade vor dem Anwesen der Familien Krumhardt und Andres redeten die beiden würdigen geistlichen Herren, zwischen denen ich hinter dem Sarge schritt, so treulich und wohlmeinend das Passende auf mich ein, daß es eine rechte Unhöflich-

keit von mir gewesen sein würde, wenn ich ihnen nicht nach rechts und nach links hin das Ohr geliehen hätte! So habe ich damals trotz allem nur flüchtig hingrüßen können nach der greisen Freundin und Nachbarin an dem zerfallenden morschen Gartenthürchen und ganz außer acht gelassen, daß sie nicht allein an der Pforte zu ihrem so tapfer festgehaltenen Reiche stand, um den Familienfreund vorbeiziehen zu sehen. Es hätte auch doch wohl eine Störung im Zuge gegeben, wenn — Velten Andres an dem Morgen aus seinem Garten sofort an meine Seite getreten wäre! — — — — — — — — —

Er hat sich an das Ende des Zuges angeschlossen und mich also auf dem ernsten Wege davor bewahrt, Aufsehen durch eine augenblicklich unschickliche Aufregung über ein plötzliches unvermutetes Wiedersehen zu erwecken. Auf dem Friedhofe selbst aber, wo die frühere Freundschaft auch jetzt noch nach Möglichkeit gute Nachbarschaft hielt und ihren Grundbesitz im Grundbuche, wenn auch nicht Hypothekenbuche, fest zusammen hatte schreiben lassen, konnte er mir die Überraschung nicht ersparen.

Dicht neben seinem Vater war dem meinigen die Grube gegraben (Nachbar Hartleben lag nur ein paar Schritte weiter ab, und der übrige Vogelsang, hier noch immer im Grün, und mit der Aussicht auf den Osterberg und Schluderkopf, rundum) und standen die Schaufeln für die Liebes-, Ehren- und Achtungsgabe des Grabgefolges in die frisch aufgeworfenen Schollen fruchtbaren Gartenbodens gestoßen.

Und wenn man den gleichgültigsten Kanzleiverwandten, den langweiligsten Klub- und Stammtischgenossen so mit einem dieser Spaten die letzte Achtung erweist, liegt nicht nur die nächste Umgebung, sondern die ganze Welt in einer Beleuchtung, die für den Schreibtisch und den L'hombretisch kaum die rechte sein würde: begrabe aber Deinen Vater, Deine Mutter, Dein Kind, und achte dann, in dem Licht, das eben kein Licht ist, darauf, wer Dir zu dem „Erde zu Erde" das Werkzeug in die Hand giebt und an wen Du es weitergiebst! . . .

In die Hand reicht es uns Christenleuten nach geschriebenem und ungeschriebenem Recht die Kirche, wenn es gewünscht worden ist; aus der Hand nahm es mir der Nächste mir zur Seite und sagte:

„Das war ein wohlmeinender, braver und kluger Mann, Krumhardt. Mögen Deine spätesten Enkel noch süße Früchte mit seinen wackeren Knochen vom Baume des Lebens werfen . . ."

Velten! . . . Velten Andres! Nun verletzte ich doch den Anstand, indem ich zurücktretend dem Chef des Entschlafenen, der nach mir nach der Schaufel hatte greifen wollen, auf den Fuß trat. Den Spaten reichte Velten ihm:

„Bitte, Herr Obergerichtspräsident."

Später sind keine Störungen mehr vorgefallen. Es ist nur gethan und gesagt worden, was bei solchen Gelegenheiten gethan und gesagt zu werden pflegt. Ich, der ich mehr als ein anderer (auch als der Freund) von den Vorzügen des alten Herrn Kenntnis hatte und überzeugt war, kann es bezeugen, daß mir nichts über ihn gesprochen wurde, was nicht die volle Wahrheit war. Als wir ihn dann ließen, und ein jeder, der ihm die letzte Ehre gegeben hatte, aus solcher Störung des tagtäglichen Tages- und Geschäftslaufs heimging oder fuhr, hatten wir, der Vater und der Sohn, es freilich uns gleichfalls gefallen lassen müssen, was dann noch mehr oder weniger anekdotenhaft aus dem Lebensverlauf des Obergerichtssekretärs Krumhardt heraufgeholt wurde, bis noch näherliegender Tages- und Daseins-Gesprächstoff den Ruhenden in seiner Ruhe ließ neben seinen nächsten guten Nachbarn: seinem Weibe und dem Doktor der Heilkunde Valentin Andres. — —

* * *

Er fuhr nicht mit mir nach Hause. Er sagte mir auf dem Kirchhofe nur noch: „Später, mein Junge! Wir haben für alles Zeit;" brachte mich aber doch an den Wagen an der Friedhofspforte, ließ den hohen Chef des weiland Obergerichtssekretärs Krumhardt und seinen Sohn einsteigen, drückte mir über den Schlag noch einmal die Hand: „Ich hoffe Dich schon heute noch gemütlicher sprechen zu können. Guten Morgen, Alter."

„Was war denn das für ein eigentümlicher Herr, lieber Assessor?" fragte der hohe, amtlich dem Hause Krumhardt Vorgesetzte; und als ich ihn, so weit das möglich war, darüber in Kenntnis gesetzt hatte, sagte er:

„Hm, hm, ja, ich erinnere mich dunkel. Der Sohn eines Vorstadtarztes und ein toller Christ vor Jahren. Nahm nicht einmal Seine Durchlaucht einiges Interesse an ihm? Jawohl, jawohl, ganz richtig! Andres! Eine Zeitlang hatte der junge Mensch hier wirklich die besten Avancen. Sie und er waren Nachbarn, Herr Assessor, und scheinen noch in freundschaftlichem Verkehr mit ihm zu stehen. Man hielt ihn damals für ein junges Genie; aber er ist uns doch, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, dann bald gänzlich aus den Augen gekommen. Es würde wirklich auch mich ein wenig interessieren, zu erfahren, was jetzt eigentlich aus ihm geworden ist."

Wahrscheinlich hat der würdige Mann es nur auf die Zeit und Umstände, unter welchen er seinen Wunsch äußerte, geschoben, daß ich ihm nur sehr ungenügend Aufklärung gab. —

Zu Hause fand ich, was man zu finden pflegt, wenn man von einem solchen Geschäft heimkehrt: das Haus nach Möglichkeit gereinigt und aufgeräumt — nach der Katastrophe so viel frische, sonnige Alltagsluft als möglich eingelassen — nach Möglichkeit alles in der alten Ordnung — so wenig als möglich Stearin-, Chlor- und Blumengeruch: das alte Geräte in gewohnter Ordnung, nur noch etwas peinlicher, um einen herum und — eine Lücke in sich, eine Leere, eine Öde um sich, die natürlich je den Umständen nach mehr oder weniger empfindlich empfunden werden. Aber ich konnte auch mein gutes kleines Weibchen in der schwarzen ernstgemeinten Trauerkleidung in den Arm nehmen und „Schlappen", dem

jüngsten Regierungsrat des Landes und meinem Schwager, sowie einigen anderen, meiner Frau zum Trost und zur Aufrichtung gegenwärtigen Mitglieder ihrer Familie für ihre Teilnahme danken.

„Es ist doch recht betrübt, daß Du heute gar keine eigenen Verwandten hast,“ sagte, nachdem sie alle ihre Pflicht gethan hatten und gegangen waren, meine Frau, sich an meinem Schreibtische an meine Seite schmiegend und gottlob so dicht als möglich. „Armer Mann! Aber mich hast Du doch und nicht wahr, das ist doch auch ein Trost? Und nun wollen wir von jetzt an noch fester zusammenhalten und uns immer lieber haben — nicht wahr, Du armer lieber Mann? Und daß Du Dich gleich wieder in Dein Arbeitszimmer gesetzt hast, das ist sehr unrecht von Dir und gehört sich gar nicht! Deine Frau gehört heute zu Dir, und wenn Du nicht zu mir herüberkommst, so bleibe ich hier bei Dir und draußen habe ich schon Bescheid gegeben: sie sollen, wenn es nicht ganz und gar nötig ist, keinen Menschen mehr zu uns hereinlassen!“

Bei allem, was der Mensch auf Erden je der Götter Wohlwollen, die Güte Gottes genannt hat, konnte es mir noch deutlicher gemacht werden, was ich an sicherm Eigentum, an dem Reichtum dieser Erde gewonnen hatte, was mir davon gegeben worden war auf meinem Wege bis zu diesem betrüblichen Tage? —

Wir blieben den Tag über für uns allein. Als ich meiner Kleinen aber von der Heimkehr Velten Andres' erzählte, sagte sie:

„Ah, der gehört natürlich zu uns, Dein bester Freund! Ich kenne ihn ja eigentlich kaum; aber wie oft ist bei uns, in meiner Eltern Hause, von ihm und was er an meinem Bruder gethan hat, die Rede gewesen! Ich war zu jener Zeit, als er für uns sein Leben gewagt hat, noch ein zu junges Kind, um seine Heldenthat ganz zu fassen; aber ich sehe heute noch meine Mutter in Ohnmacht und im Weinkrampf und meinen Vater außer sich. Nachher ist leider weniger gut von ihm gesprochen worden und Papa hat ärgerlich gemeint, es sei schade, daß so ganz und gar nichts mit ihm anzufangen sei; und dabei bin ich denn, weißt Du, auch so nach und nach herangewachsen, und habe mir meine eigene Meinung gebildet, und Du bist gekommen und hast mir dabei geholfen, das heißt, Du weißt es wohl selber am besten, wie Du mich nicht nur aus meines Vaters Hause, sondern auch in alle möglichen anderen Ansichten über Gott und die Welt hinein und für Dich zurechtgezogen hast. Nun weiß ich heute fast ebenso gut wie Du in Eurem alten Vogelsang und um Helene Trotzenborff und die Frau Doktorin Andres und Deinen Velten und alles übrige Bescheid — freilich, wenn ich auf einen Menschen gespannt sein muß, so ist das Dein Freund Velten, aus dem keiner von Euch je recht klug geworden zu sein scheint, nimm das mir nicht übel. Und ganz derselbe wie sonst nach Eurer Beschreibung scheint er auch geblieben zu sein. Ich wäre in seiner Stelle jetzt schon längst bei Dir — noch dazu an solch einem bösen, schmerzlichen, traurigen Tage wie heute!“

So plauderte sie und versuchte es immer von neuem mit dem linken Zeigefinger mir die Stirnfalten wegzustreichen und mir über den „traurigen Tag“ leichter hinwegzuhelfen.

Es war ein wunderlicher gespenstischer Tag, ein unruhiger Tag, trotz der Stille, in der die Welt uns zwei ließ, oder der Anweisung an der Vorsaalthür zufolge lassen mußte. Der frische Hügel auf dem Vogelsangkirchhofe war nicht schuld daran:, so etwas drückt den Menschen nur in den Winkel und womöglich einen dunkeln, drückt ihn nieder in einen leer gewordenen Großvaterstuhl, oder auch wohl auf ein niederes Kinderschemelchen, drückt ihm die schwere Hand auf die Augen, auf die Stirn. Unruhe in die Glieder bringt das nicht; ich aber hatte den ganzen Tag über Unruhe in den Gliedern, denn ich begriff noch weniger als meine Frau, wo Velten Andres jetzt eigentlich blieb?

Es konnte doch keine Täuschung gewesen sein! Ich hatte ihn doch plötzlich auf dem Kirchhofe an meiner Seite gesehen! Er hatte zu mir gesprochen; ich fühlte noch immer den Druck seiner Hand auf den meinigen; und — ich hatte im Auf- und Abschreiten durch das Zimmer Momente, in welchen ich nicht mehr an ihn glaubte und einen Eid über seine Rückkehr in die Heimat nicht zu den Akten abgegeben haben würde. Als er dann in der Dämmerung kam, fand er mich über dem Reichsstrafgesetzbuch, dem Kapitel: Fahrlässiger Meineid und in der kopfschüttelnden Gewißheit, daß die meisten Justizverbrechen hierbei begangen werden, und daß Jupiter, der über die Schwüre der Verliebten lacht, über die Urteile der hier zuständigen Richter sehr häufig mit den Zähnen zu knirschen hätte. — Daß ich solches aber jetzt hier niederschreibe, beweist nur auch, in welche Ferne mir heute, in dieser Winternacht, während der Schnee noch immer ununterbrochen niederrieselt, jener so dunkle unruhvolle Sommersonnentag, der Tag, an welchem ich meinen Vater begrub und an welchem Velten Andres ihm vom Hause seiner Mutter aus die letzte Ehre erwies, gerückt ist.

Er aber, mein Freund Velten, steht wieder gerade so gespenstisch wie damals neben meinem Sessel, legt mir die Hand auf die Schulter und fragt:

„Nun, Alter, noch nicht des Spiels überdrüssig?“

Da habe ich denn in dieser heutigen kalten, farblosen Winternacht, mit den ewig von neuem sich aufhäufenden Aktenstößen um mich her, mit all den Enttäuschungen, Sorgen, Ärgernissen, die nicht nur das öffentliche Leben, sondern auch das Privatleben mit sich bringt und im grimmen Kampf mit dem Überdruß, der Enttäuschung, der Langenweile und dem Ekel an der schleichenden Stunde, doch noch einmal ein: „Nein!“ gesagt, dem stolz-ruhigen Schatten gegenüber, der so wesenhaft Velten Andres in meinem Dasein hieß.

Ich habe und halte meiner Kinder Erbteil. Das Spielzeug des Menschen auf Erden, das ja auch einmal meinen Händen entfallen wird, wollen sie aufgreifen, und ich — ich fühle mich ihnen gegenüber dafür noch verantwortlich! —

* * *
*

Doch jener Sommertag, an welchem sich der Freund über das letzte Stückchen lebendiger Hecke im Vogelsang lehnte, um dann seinem, ihm vom Staate gesetzten Vormund oder „Familienfreund“, dem alten Obergerichtssekretär Krumhardt auch die letzte Ehre zu erweisen, ist ja noch nicht vorüber in diesen Blättern. Die Dämmerung zieht sich in jener Jahreszeit weit in die Nacht hinein, und wie gesagt, er kam erst in der Dämmerung, der Freund, und ein neuer Morgen leuchtete über dem Osterberge auf, ehe er wieder ging und beim Abschiednehmen lächelte:

„Nun, hab' ich die Scheherezade oder den Märchenerzähler im Karawanserai zu Bagdad vergnüglich gespielt? Seht nur —

Der Tag im bräunlich roten Mantel
Betritt im Osten dort die tauige Höhe!

Aber, Ihr habt es so gewollt, Kinderchen: und eines ist sicher: in meinem Leben wißt Ihr jetzt fast ebenso gut Bescheid wie ich selber. Was meint die gnädige — die junge Frau? Nicht wahr, sie faßt nachher ihr Stück bestes Eigentum fester und etwas ängstlich in die Arme: ‚O Gott, Karl, und mit diesem entsetzlichen Menschen bist Du aufgewachsen in Eurem Vogelsang und hast mir von ihm so gut gesprochen, wenn einmal wieder in den letzten Jahren die Rede auf ihn gekommen ist? O, wie dankbar müssen wir dem lieben Gott beide sein, daß er noch früh genug ein Einsehen gehabt und ihn auf alle vier Straßen der Welt verwiesen und ihm nur Gras und Welle, Sonne und Wind gelassen, aber Dich Armen, zu Deinem Besten mir hier anbefohlen hat!‘“

„Sie bleiben doch nun auch, wenigstens für einige Zeit, hier bei uns?“ fragte Schlappes Schwester; er aber wendete sich wieder zu mir:

„Die alte Heldin dort hinter der letzten Hecke des Vogelsangs! Der Brief, in dem ich ihr meinen Besuch von Southampton aus anmeldete, ist erst heute morgen hier angelangt. So fand sie mich gestern abend an unserer Gartenthür lehnend, als sie von Dir und Deines Vaters Sarge nach Haus kam. Ich brauche ein Jahr mindestens, um ihr für den diesmaligen Schrecken, den ich ihr einjagte, Genugthuung zu geben. Du lieber Himmel, sie da in den Armen zu halten, und die alten guten Redensarten im alten Ton wieder zu hören! O, wie oft habe ich in der Fremde ihr: Du dummer Junge! im Ohr gehabt, — und nun es sich wieder zwischen Lachen und Weinen sagen lassen zu dürfen! Eine Stunde hatte ich am Zaun zu warten, bis sie mit dem Hausschlüssel kam, den verlaufenen Hund einzulassen. Da habe ich Zeit gehabt, mir die neue Mauerwerksherrlichkeit zu betrachten, in der sie — sie allein das Ihrige — das Unserige festgehalten hatte; — und für wen? für wen? Da stand der Narr, der von der Schmetterlings- und Seifenblasenjagd heimgekommene Narr und suchte nach rechts und nach links und nach gegenüber die alten Freunde und Bäume — fremde Gaffer und fremde Mauern um sich her. Sie haben es ihr zugebaut, das sonnige, grünende, blühende, lachende Familienerbe; sie aber hat Freund und Freundin, Nachbar und Nachbarin, Busch und Baum gehen und fallen sehen, hat dem Schatten über ihren Aurikelbeeten standgehalten und ihren Sessel vor ihrem Nähtischchen an ihrem Fenster nicht weggerückt. Sie hat alle Tatzen weggeschlagen und nicht ihret- sondern meinetwegen. Gnädige Frau, Karl Krumhardt — meinetwegen!... Meinetwegen hat sie, wie weiland die Juden in Jerusalem die Riemen von den Sätteln und das Leder von den Schilden abgenagt und das Heiligtum gehalten unter dem Fabriklärm von Hartlebens Grundstück her und der Tanzmusik aus dem Tivoli und der Centralhalle. Ob ich als Bettler oder als Millionär, wie weiland Mr. Charles Trotzendorff, heimkam, ist ihr wohl recht gleichgültig gewesen; über ihrer Häkelnadel, ihrem Strickstrumpf, hinter ihrer lieben Brille, hat sie nur die Gewißheit festgehalten: ‚Den Schlingel, das arme Kind kenne ich zu gut, um nicht zu wissen, wie das fest darauf rechnet, sich noch einmal hinter meiner Schürze zu verstecken und sich an meinen Rock zu klammern und: Mama! Mama! zu heulen. Wer sollte um den Narren Bescheid wissen, wenn ich nicht? Hätte er mir das Kind, die Helene heimbringen können, so wäre es freilich etwas anderes gewesen; aber das ist wohl nicht seine schlimmste Fehljagd nach dem Glück gewesen, daß Mistreß Mungo nicht in das letzte Grün des Vogelsangs hineinpaßte.‘ — Jetzt laßt mich gehen, Leutchen; jawohl, gnädige Frau, für einige Zeit bleibe ich im Lande, und nun machen Sie kein zu bedenkliches Gesicht hierzu. Ich lasse Ihnen Ihr wohlerworbenes Eigentum. Sehen Sie, da lächelt Freund Krumhardt — selbst nach seinem traurigen Tagesgeschäft. Es geht doch nichts über eine trauliche Abendunterhaltung so bis in den nächsten Morgen hinein!“

Ob ich gelächelt habe, kann ich nicht sagen; aber das weiß ich, daß, als er gegangen war und wir nun wieder allein bei der schon in den Tag hineinglimmenden Lampe waren, meine Frau sich wie angstvoll an mich drängte, mir die Arme um den Hals warf und rief:

„Welch ein Mensch, welch ein lieber und unheimlicher Mensch! Also das ist Dein Freund? Mit dem bist Du aufgewachsen in Eurer Vorstadt, während in meiner Eltern Hause niemand von Euch wußte. O, jetzt begreife ich es, daß der einem Menschen das Leben retten kann, bloß um sich über ihn lustig zu machen wie er über meinen Bruder Ferdy! Daß er um ein thörichtes Mädchen seine Mutter, sein Vaterland, seine Aussichten in der Heimat aufgeben konnte, und — sieh — so recht sagen kann ich es nicht, aber ich fühle es und weiß es sicher, daß, wenn er nachher scherzhafte Briefe an seine Mutter über seine Täuschungen und Enttäuschung geschrieben hat, die ihm aus dem Herzen und einem ruhigen, für mich als ein armes Frauenzimmer etwas zu ruhigen Herzen gekommen sind. Mit welchem Lächeln er von Dir, mein bester Karl, als von meinem Eigentum sprach! Sieh, wir wissen nicht, wie er jetzt heimgekommen ist, ob mit Geld oder ohne; aber ein Eigentum hat der nicht mehr in der Welt und an der Welt, und was für mich und unseresgleichen sehr trostlos ist: will es auch nicht haben. Was kann

denn der von alle dem, was uns anderen Freude macht, noch gebrauchen? Und was kann ihm noch Sorge machen und Schmerz und Verlust fürchten lassen, nach allem, was er uns erzählt und wie er zu uns gesprochen hat in dieser Nacht? Der hat keines Menschen Hilfe und Trost mehr nötig, — auch Deinen nicht, Karl. O, das ist ein sehr gefährlicher Mensch; jetzt begreife ich wohl, daß hier in unserer kleinen Welt niemand etwas mit ihm hat anfangen können, daß nirgends für ihn ein Ruheplatz gewesen ist. Aber ist es ein Glück, so unverwundbar auf seinem Wege durchs Leben zu werden wie dieser, Dein Freund Velten, der an allem, was uns anderen begegnen mag, jetzt nur Anteil nimmt wie wir auf unserem Theaterplatz, einerlei, ob es das Lustigste oder das Traurigste, das Dümmste oder das Klügste, das Häßlichste oder das Schönste ist, was vor ihm und in ihm aufgeführt wird? Und was noch schlimmer ist, auch in ihm! Ich schwatze wohl thörichtes Zeug; aber wie hätte ich in meinen Kreisen je erfahren können, daß es so etwas in der Welt geben kann? Daß Menschen über das Leben und den Tod, über alles, was uns anderen wichtig, süß oder bitter ist, so ruhig werden könnten? Ach, Karl, der ist doch noch ganz anders, als wie Du ihn mir geschildert hast. Und, weißt Du noch eins — Eure arme Leonie in Berlin, von der Du mir erzählt hast, begreife ich wohl; aber die andere — die hier aus dem Vogelsang, ganz und gar nicht. Wenn sie, diese Helene Trotzenborff, nicht doch nur, Euch närrischen dummen Leuten gegenüber zum Trotz, eine ganz gewöhnliche dumme Gans gewesen ist, hat sie eine schwere Verantwortung auf sich genommen. Ich, für mein Teil, ich —"

„Nun, mein Herz?"

„Ich hätte auf diesen greulichen Menschen gewartet und mein Recht an ihn nicht so leicht hingegeben!"

Es war nach dem Begräbnistage meines Vaters. Die Kleine sah nach all den schlimmen, wunderlichen und abenteuerlichen Aufregungen, zwischen der erlöschenden Lampe und dem kommenden Tageslicht übernächtig, abgespannt, ja völlig unglücklich drein, aber lächeln mußte ich doch über das mir scheutrotzig zugerufene Wort. Sie aber sprang auf aus ihrer Sofaecke, blies die Lampe aus und rief:

„Ja, es ist mir ganz einerlei, ob Du lachst oder brummig siehst: Dein Freund Velten Andres gefällt mir ausnehmend, und ich kann das um so ruhiger sagen, als ich hier gar nicht für mich spreche."

„Und für wen?"

„Für uns alle. Jawohl! Und da meine ich etwa nicht bloß, wie Du mir natürlich abzusehen glaubst, uns arme, in die Konvenienz gebannte Frauenzimmer, denen da mal was Neues aufgeht, sondern Euch mit, ja, Euch Männer vor allem! Wir nehmen doch höchstens ein etwas tieferes Interesse an solch einem neuen Phänomen an unserem beschränkten Horizont; aber ich glaube, wäre ich ein Mann, und noch dazu einer aus der hiesigen Stadt und Gesellschaft, so müßte ich dann und wann neidisch auf solch einen übrigens im Grunde gräßlichen Menschen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

Zehn Minuten später hörte man von neuem durch das ganze Dorf das Schmettern der zum Sammeln blasenden Trompeten. Auf dem Schloßhofe standen bereits, von den Burschen gehalten, die Pferde der Offiziere — mit gespitzten Ohren dem Lockruf der Trompeten lauschend und mit lautem Wiehern den erwachenden Morgen grüßend.

Vor dem Portale stand Richards, der Kammerdiener, und komplimentierte unterthänig, als die Herren der Einquartierung ihm nacheinander das fällige Trinkgeld in die Hand drückten. Allerdings waren seine Komplimente nicht alle gleich tief; er spürte am Drucke und der Rundung des Geldstücks, wie hoch man sein Douceur bemessen hatte und richtete seine Verneigungen danach ein. Vor Eisenschmidt, der immer eine sehr offene Hand hatte, erstarb er fast in sich krümmender Devotion, und vor einem armen Teufel wie dem Lieutenant Buller senkte er nur flüchtig den sorgfältig gescheitelten Kopf. Er hatte ein sehr feines Empfinden für den Unterschied zwischen einem Zehnmarkstück und einer einzelnen Mark.

Graf Heinz gab als Sohn des Hauses selbstverständlich gar kein Trinkgeld. Trotzdem hielt es Richards für seine Pflicht, dem jungen Herrn die Zügel zu halten. Aber Heinz wehrte ab. „Lassen Sie lieber los, Richards," rief er lustig, „von Pferden verstehen Sie noch weniger wie von einer Ananasbowle! Aber ich denke, das Rezept von vorgestern wird Ihnen doch gefallen haben!"

Graf Villarette und die Herren von Oberschütz, von Brencken und von Hufeland, die in der Nähe auf ihre Gäule kletterten, lachten laut und herzlich, und Mister Richards zog sich mit purpurrotem Gesicht und zusammengekniffenen Lippen aus dem Kreise der spottlustigen jungen Leute zurück.

Auf dem freien Platze vor der altehrwürdigen Johanniterkirche des Dorfes versammelte sich das Kürassier-Regiment, während die Artillerie mit ihrem schweren Geschütz sich ostwärts von Dornach auf einer Wiesenniederung rangierte. Für die Dorfbewohner hatte die Reiterei in ihren in der Sonne blitzenden Kürassen, mit den blanken Stahlhelmen und den rasselnden Pallaschen selbstverständlich mehr Interesse als die schlichter ausschauende Artillerie. Vor allen Häusern standen die Leute, und vor dem Schulgebäude, das der Kirche gegenüber lag, war die Jugend in zwei Reihen aufmarschiert und der Herr Lehrer stand auf dem rechten Flügel und erklärte seinen Rangen, nun ginge es in die Schlacht und da würde sehr viel geschossen, ohne daß dies den Menschen etwas schadete, und so etwas nenne man ein Manöver. Die Bengels und kleinen Mädel sperrten die Mäulerchen auf und verstanden die Definition des Herrn Lehrers durchaus nicht.

Vor der Front des Kürassier-Regiments hielt der Oberst von Urach auf einem prachtvollen Rappen und rechts neben ihm der Major Graf Vellmerstedt, links daneben, einen Schritt rückwärts, der Adjutant. Die Wachtmeister rangierten ihre Beritte und meldeten dies den Lieutenants, welche die Züge führten; dienstbeflissen meldeten es die Lieutenants den Eskadronschefs weiter, worauf die Eskadronschefs ihren Gäulen die Sporen gaben und in rasender Eile, als sei kein Augenblick Zeit zu versäumen, an den Obersten herangaloppierten und ihm, die Hand am Helme, den Rapport erstatteten, die Schwadronen seien zur Stelle.

„Abrücken!" befahl Urach im höchsten Staccato.

„Zu dreien rechts brecht ab!" brüllten die Rittmeister und rissen die Pallasche aus ihren Scheiden — dann löste die Linie sich auf und zog sich, während die an der Spitze reitende Musik eine fröhliche Weise ertönen ließ, einer schillernden Schlange gleich die Dorfgasse hinab.

Auf der Wiesenniederung, an der man vorübermarschierte, hielt noch immer die Artillerie.

„Adieu, Herr von Protzen!" rief Urach dem dicken Kommandeur zu, der auf einem ebenso dicken Falben seine Geschütze umkreiste, um sich von deren Tadellosigkeit zu überzeugen. „Auf Wiedersehen auf dem Felde der Ehre!"

Und Graf Vellmerstedt fügte hinzu: „Nehmen Sie sich nur in acht, Herr Oberstlieutenant, daß wir Ihre Donnerbüchsen nicht wieder über den Haufen reiten! Diesmal giebt's keinen Pardon!"

„Lieber sterben!" rief Herr von Protzen lachend zurück. Und dann wandte er sich leise an seinen Adjutanten und sagte: „Möchte mal sehen, wie die blanke Gesellschaft auseinanderstiebt, wenn wir einen Zwölfpfünder in sie hineinfeuern!"

Und Graf Vellmerstedt meinte, ebenso leise, zu Urach: „Möchte bloß mal sehen, wie die schwarze Gesellschaft auseinanderfliegt, wenn wir mit Fanfaro in sie hineinreiten!" . . .

Und dann ging es weiter, zuerst langsam und hierauf in fröhlichem Mitteltrab in den tauschimmernden Herbstwald, der in tausend leuchtenden Farben von der Höhe herniedergrüßte.

Während die übrigen Offiziere sich an der Spitze des Regiments um den Obersten und den Etatsmäßigen scharten, hielt Graf Heinz sein Pferd zurück, um sich zwischen der ersten und zweiten Schwadron mit seinem, das Regiment begleitenden Bruder zu vereinigen. Die Herren konnten hier ungestört miteinander plaudern. Der Abstand zwischen den Schwadronen war ein so großer, daß auch die beiden Assistenzärzte, die mit dem Oberroßarzt und dem Zahlmeister die erste Eskadron schlossen, ihrer Unterhaltung nicht zu lauschen vermochten, wenn sie es gewollt hätten.

„Also," sagte Graf Egon, aus der Brusttasche seiner Lodenjoppe ein Zettelchen ziehend und es entfaltend, — „ich habe Dein Glaubensbekenntnis pflichtgemäß durchstudiert und von den Adressen Deiner Gläubiger Notiz genommen, möchte aber noch einige Einzelheiten wissen. Ad eins: wer ist der Herr Heller, Sigismundstraße 14, der an der Spitze Deiner Vergnügungsliste mit fünftausend Mark figuriert?"

„Ein reicher und sehr anständiger Mann, Egon," erwiderte Heinz, „in dessen Hause ich dann und wann verkehrt habe. Er hat mir die fünftausend Mark selbstverständlich ohne Accept und Zinsen, auf mein ehrliches Gesicht hin geliehen — und ich möchte sie ihm gern persönlich zurückerstatten. Es würde sonderbar aussehen, wenn Du ihm das Geld an meiner Statt geben wolltest . . ."

Egon musterte den Bruder scharf von der Seite. „Hat dieser Herr Heller vielleicht ein Töchterchen, das sich für bunte Uniformen und Grafenkronen interessiert?" fragte er.

Heinz errötete und zog mit kurzem Ruck die Zügel an, so daß sein Pferd leicht aufbäumte. „Ich habe keine Lust, mich inquirieren zu lassen," entgegnete er unwillig.

„Will ich auch nicht," fuhr Egon fort. „Aber Heinz, ich rate Dir wohlwollend — schlag Dir die Dummheit einer Mitgiftjagd aus dem Kopfe! Du weißt, wie wir alle darüber denken, Papa sowohl wie Agnete, wie ich selbst. Wir handeln nicht mit Wappen und Namen. Warte ab, bis Dein Herz spricht . . . Was ist dieser Herr Heller?"

„Privatmann — er war Bankier oder dergleichen und hat sich zur Ruhe gesetzt, ist, wie ich Dir schon sagte, sehr reich und macht ein großes Haus — ein Haus, in dem übrigens alles auf vornehmstem Fuße, sehr gentlemanlike und durchaus fair eingerichtet ist."

„Schön" — und Egon nickte, ließ, eine kleine Minute pausierend, seine Reitgerte spielend über die Mähne seines Pferdes gleiten und fuhr sodann fort: „Ob dieser Heller wohl ein Verwandter jenes Menschen ist, von dem Papa gestern beim Frühstück erzählte? Du entsinnst Dich der Geschichte von dem romantischen Überfall im Londoner Hyde-Park?"

„Gewiß entsinne ich mich," entgegnete Heinz rasch, „und auch Du wirst Dich erinnern, daß ich dem Papa bereits gestern von meiner flüchtigen Bekanntschaft mit einer Berliner Familie dieses Namens sprach —"

„Flüchtigen?" — Egon lächelte ironisch. „Ich

meine, wenn man einen Menschen um runde fünftausend Mark anpumpt, muß man doch schon auf ziemlich vertrautem Fuße mit ihm stehen ... Aber lassen wir das und gehen wir auf Deiner Liste weiter! Wer ist Burchhardt? — Du stehst mit siebentausend Mark bei ihm in der Kreide."

„Ein Wucherer schlimmer Art," antwortete Heinz verdrießlich, „wenn auch noch nicht so ganz der schlimmste. Er nimmt nur hundert Prozent pro Jahr und prolongiert bis in die Unendlichkeit — notabene so lange man ihm sicher ist. Im übrigen spielt er sich gern auch den Sportsman auf, hält sich auch selbst ein paar Pferde und arrangiert von Zeit zu Zeit in seiner sehr elegant eingerichteten Garçonwohnung einen Jeuabend, bei dem es hoch herzugehen pflegt."

„Er ist also ein reicher Mann?"

„Ja, das ist er. Schon sein Vater soll sich eine kleine Million zusammengewuchert haben, und der Sohn setzt das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fort. Eine Canaille ersten Ranges!"

„Hm ..." Graf Egon faltete den Papierstreifen wieder zusammen und steckte ihn in die Westentasche. „Also eine Kanaille. Ich konnt' es mir denken. Bist Du einmal auf einem der Jeuabende des Herrn Burchhardt gewesen, von denen Du vorhin sprachst?"

Heinz lachte. „Versteht sich," meinte er. „Eine ganze Menge von uns sind immer dabei!"

Die Stirn Egons wurde finster. „Nun sage mir bloß, wie es möglich ist, daß Ihr bei einem Menschen verkehren könnt, den Du selbst als notorischen Wucherer und als eine Canaille ersten Ranges bezeichnest!" antwortete er. „Das ist doch geradezu eine Schändung Eurer Uniform!"

„Ah bah, Du darfst das nicht so ernst nehmen, Egon," entgegnete der Bruder fröhlich. „Ein solcher Besuch bei Burchhardt ersetzt den meisten eine Reise nach Monaco. Man geht auch natürlich nicht in Uniform zu ihm, sondern zieht sich Civil an — allerdings muß man sich für diese Gelegenheiten einen Frack anschaffen, denn Burchhardt hält ungemein viel auf die äußere Form. Wenn Du einmal einem solchen Abend beiwohnen wolltest, Du würdest glauben, in eine Hofgesellschaft zu kommen, so vornehm und reputierlich geht es zu. Ein Souper leitet den Abend ein —"

„Das Ihr natürlich bezahlen müßt!" fiel Egon dem Sprechenden ins Wort.

„Bewahre — wir sind dabei die Gäste Burchhardts. O nein — der Kerl ist kein Gauner gewöhnlicher Sorte, sondern einer raffinierteren Kalibers. Ich sagte Dir ja schon: er nimmt hundert Prozent und räubert uns im Jeu oft ganz gehörig aus, geriert sich aber mit Vorliebe auf den Gentleman. Seine Soupers sind vorzüglich — gute Weine, echter Sekt und bildhübsche Frauenzimmer —"

„Aha — also auch Lockvögelchen!"

„Natürlich — Theaterprinzessinnen e tutti quanti. Aber sie haben die Verpflichtung, sich anständig aufzuführen. Sie dürfen nur dekorativ wirken. Ich glaube freilich, daß sie dem Burchhardt zum Teil auch als Schlepperinnen dienen. Sie erscheinen stets in großer Toilette und verschwinden, sobald das Spiel in vollem Gange ist."

„Was spielt Ihr gewöhnlich?" fragte Egon; die Mitteilungen seines Bruders interessierten ihn sichtlich.

„Alles mögliche," entgegnete Heinz. „Macao und lustige Sieben, Poker und Baccarat, gewöhnlich aber Roulette."

„Und der Bankier wechselt?"

„Selbstverständlich. Meist hält Burchhardt allerdings selbst die Bank, dann und wann aber auch einer seiner Freunde —"

„Das heißt, nie einer von Euch?"

„Selten."

Das Gespräch verstummte für einige Minuten. Das Regiment war auf einer Waldlichtung angelangt, auf der Oberst von Urach halten und zur Front einschwenken ließ. Die Offiziere galoppierten vor ihre Schwadronen; Graf Egon zog sich diskret hinter die Truppenlinie zurück.

Der Oberst hielt eine kurze Ansprache an das Regiment. Er that so, als stehe man vor Beginn einer Schlacht, die heiß und blutig zu werden verspreche. Der heutige Tag sei der entscheidenste im ganzen Manöver. Die Ehre des Regiments stehe auf dem Spiel. Die Kürassiere sollten ihren alten Schneid bewahren und ihre Standarte hochhalten. Er redete sich in förmliche Begeisterung hinein und schloß endlich mit einem Hoch auf den König. Die Kürassiere schrieen das Hoch mit, daß es weithin tönte durch den schweigenden Wald. Dann wurde von neuem zu dreien abgebrochen und der Marsch ging weiter.

Graf Egon schloß sich wieder an seinen Bruder an. „Ich habe Dich absichtlich über diesen Herrn Burchhardt etwas genauer ausgefragt, Heinz," sagte er. „Mir lag daran, klar zu sehen. Nun höre einmal ein offenes Wort. Daß Ihr zum Wucherer lauft und bei ihm zu hohem Prozentsatz Geld aufnehmt, um Euere verrückten Passionen bestreiten zu können, ist leichtsinnig, aber noch kein Schurkenstreich. Wenn Ihr Euch indessen bei diesem selben Manne zu Gast ansagt, mit ihm an einem Tische eßt und seine Weine trinkt, also freundschaftlich mit ihm verkehrt, so ist das eine Niedrigkeit der Gesinnung, für die kein Tadel zu scharf ist. Bitte, brause nicht auf — ich weiß, was ich sage! Ich bin kein Moralprediger und bin selbst gern in lustiger Gesellschaft, aber den Abschaum und die Hefe meidet ein Offizier und Edelmann, meidet jeder anständige Mensch! Das verfluchte Spiel ist immer das Ende vom Liede. Leichtfertige Passionen lassen sich zügeln, doch beim Spiel hört jede Berechnung auf. Und seid Ihr denn sicher, daß jener Burchhardt mit seinen Genossen Euch nicht betrügt? Daß diese edle Sippe nicht zu den Falschspielern gehört und Euch auf leichte Art das Geld aus der Tasche zieht?"

„Aber Egon, das würden wir doch merken," fiel Heinz verschüchtert ein. „Wir beobachten den Bankhalter scharf —"

„Was will das sagen diesen geriebenen Gaunern gegenüber!" — Die Stirn des Sprechenden wurde

immer finsterer. „Kennt Ihr die hundert Hilfsmittel, deren sich jene Leute bedienen?! — Im übrigen — ob sie nun in ihrer Weise ehrlich sind oder nicht — man verkehrt nicht mit Wucherern und professionellen Spielern! Ich habe Dein Wort, und Du wirst es halten. Ich werde aber auch Gelegenheit finden, mit Eisenschmidt einmal Deiner Kameraden wegen zu sprechen. Ihre Namen will ich nicht wissen, denn ich bin kein Denunziant. Es genügt mir, Eisenschmidt mitzuteilen, daß er die Augen ein wenig offener halten möge. Geht es so weiter, so steht der Ruf Eures ganzen Offizierkorps auf dem Spiel. Ich verstehe nicht, wie Ihr so wenig Rücksicht auf den Rock nehmen könnt, den Ihr tragt!"

Egon war außer sich. Seinem Denken und Empfinden sprach der unerhörte Leichtsinn der jungen Offiziere geradezu Hohn. Heinz ritt schweigend und mit zusammengepreßten Lippen neben ihm. Er war weniger feinfühlig als sein Bruder und begriff nicht recht, wie man eine Bagatelle so aufbauschen konnte. Mein Gott, dieser Kerl, der Burchhardt, mit seinen Spießgesellen war ihm und den gleichgesinnten jungen Kameraden nichts weiter als Mittel zum Zweck; auf der Straße wich man dem Gesindel geflissentlich aus und grüßte es nicht, und seine Champagner-Soupers ließ er sich indirekt über die Gebühr bezahlen! Aber der Egon war doch ein Moralprediger, wenn er es auch bestritt, und war ein sauertöpfischer Philister, der für den einzigen schneidigen Streich in seinem Leben, die noch dazu mißglückte Entführung der Förstertochter, in Sack und Asche Buße that. Er übertrieb immer.

„Also nun Schluß," begann Egon von neuem. „Ich habe Dir nicht verhehlt, wie bitter ernst ich es meine, und Du wirst Dich danach richten. Ich lasse mir einen übermütigen Jugendstreich gefallen, aber auch der Leichtsinn hat seine Grenzen. In vierzehn Tagen bin ich wieder in Berlin und werde mit Dir und mit Hilfe Eisenschmidts Deine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Galopp! Wir wollen zu den übrigen Herren — sie brauchen nicht zu denken, daß wir Geheimnisse miteinander zu verhandeln haben!"

Er gab seinem Pferde einen Schenkeldruck und sprengte an die Spitze der Kolonne. Heinz folgte ihm. Er machte sich weiter keine Sorgen. Seine Schulden sollten bezahlt werden — das war die Hauptsache. Dann hieß es freilich ein wenig vernünftiger werden, hieß es vor allen Dingen den Karten Valet zu sagen; gut so — man kann ohne Karten auch leben. Es blühen genug Rosen am Wege, die weniger Dornen haben.

In abwechselndem Tempo, bald im Schritt, bald im schlanken Trabe, ging es weiter durch den grünen Wald, an der Lindenbruchförsterei vorüber, die sich mit ihren blanken, rebenumsponnenen Fenstern still und schweigend im Morgenlichte sonnte, und dann über staubige Feldwege auf eine schnurgerade Chaussee, die sich weithin durch die Landschaft erstreckte. Hier trafen die Kürassiere mit anderen Truppengattungen zusammen, die gleich ihnen in das Manövergelände rückten. Überall auf den die Stoppelfelder durchquerenden Wegen sah man Helme und Bajonette blitzen, die blanken Panzer der schweren Reiterei und die wehenden Fähnchen an den Lanzen der Ulanen. Man marschierte mit Singsang und Musik in den lustigen Krieg hinein. Die Kürassiere trabten an einem Bataillon Infanterie vorüber und riefen dem marschierenden Fußvolk derbe Scherzworte zu, die in gleicher Weise erwidert wurden. Unter donnerndem Getöse rasselte ein Regiment Artillerie mit leise klingenden Eisenstücken über die Chaussee.

Von Minute zu Minute begann sich die Scenerie bunter zu gestalten. Aus den umliegenden Ortschaften strömten die Bewohner in ganzen Scharen herbei, Bauern und Bäuerinnen, die Bürger aus den Ackerstädtchen in prähistorisch ausschauenden Fuhrwerken, die Insassen der Gutsschlösser in eleganten Equipagen. Die Wege belebten sich mehr und mehr; ein Marketenderkarren, von kläffenden Kötern gezogen, wurde am Waldrand sichtbar, und an ihm vorüber rollte eine prächtige Mail-Coache mit Herren und Damen auf dem Verdeck.

An einer einsamen Windmühle auf einer das ganze Thal beherrschenden Anhöhe hielt eine Kavalkade von Reitern: ein alter Herr in Generalsuniform mit zwei oder drei gleichfalls höheren Offizieren und mehreren Adjutanten. Von der Chaussee aus konnte man sehen, wie plötzlich eine Batterie in rasendem Galopp die Höhe besetzte und vor jener Kavalkade Aufstellung nahm. Gleich darauf schwang sich ein weißes Wölkchen zwischen den Flügeln der Mühle zum Himmel auf, und ein dumpfer Schuß dröhnte über die Ebene, dem ein zweiter und dritter folgte, das Signal zum Beginn des Gefechts.

Graf Egon hatte sich von seinem Bruder und dessen Kameraden verabschiedet und ritt querfeldein nach Hause zurück. Er hatte seinem Gaule die Sporen gegeben, um so rasch als möglich aus dem Gefechtsbereiche zu kommen. Feldjäger und Adjutanten sausten an ihm vorüber. An der Waldlisiere warf die Infanterie Schützengräben auf; das grollende Bumbum der schweren Geschütze übertönte das Knattern des Kleingewehrfeuers. In der Ferne rückte eine Kavalleriebrigade langsam heran. Zwischen glitzernden Kürassen leuchtete das grelle Rot der Husaren hervor. Die Lanzenfahnen der Ulanen flatterten lustig im Wind.

Ein Anruf hielt Egon auf. Hinter einer Böschung wartete Herr von Protzen mit seiner Artillerie gemütlich die Entwicklung der Situation ab. Er war vom Pferde gestiegen, frühstückte ein belegtes Brötchen und bot Egon einen Schluck aus seiner Feldflasche an. Aber das Verhängnis nahte bereits mit Riesenschritten. Ein Adjutant des Divisionärs flitzte en pleine carrière mit dunkelrotem Kopf, die Czapka tief im Nacken, auf schweißbedecktem Gaule heran, parierte kurz vor dem dicken Kommandeur und legte die Hand an den Czapkaschirm. „Melde gehorsamst, daß Excellenz der Herr General den Herrn Oberstlieutenant bitten lassen, auf der Stelle auf dem Dubecker Hügel in Position zu fahren," keuchte er. „Der Herr General Excellenz sind sehr erstaunt, daß der Herr Oberstlieutenant sich noch immer in Deckung halten. Excellenz lassen den

Herrn Oberstlieutenant ersuchen, den Weg durch den Wald zu wählen." Der Adjutant warf sein Pferd auf den Hinterfüßen herum und jagte wieder davon, daß Herrn von Protzen der Staub um die Ohren flog.

„Sie — Herr Lieutenant — Adjutant — he!" schrie Protzen dem Enteilenden nach. „Wo ist denn der Dubecker Hügel zum Schockschwerenot!?"

Er hatte gut schreien. Der Adjutant war längst davon — nichts als ein Wölkchen war von ihm übriggeblieben.

Protzen ließ aufsitzen und kletterte selbst unter wütendem Schimpfen auf seinen dicken Gaul. „Sei'n Sie froh, daß Sie nicht in Aktivität sind, Herr Graf," sagte er zu Egon. „So eine Zucht! Diese Adjutanten können einen totärgern! Plärren ihre Befehle herunter, daß man sie kaum versteht, und dann adieu! Nun kann ich mir den Dubecker Hügel suchen! Daß Du die Motten kriegst! Wenn mir jetzt Urach und Bellmerstedt und ihre Mehlsäcke begegnen, blaff' ich sie in Grund und Boden! Fuchswild bin ich — fuchswild!"

Lachend galoppierte Egon davon. Es war hohe Zeit. Das Gefecht begann sich immer mehr zu entwickeln. Auf allen Seiten rollten die Kolonnen sich auf. Staub und Pulverdampf wogte über die Ebene. Egon war froh, als ihn wieder das Grün und das Rauschen des Waldes umfing. Er parierte sein Pferd und ließ es in Schritt fallen und nahm dann den Hut vom Kopf. Der rasche Ritt hatte ihn erhitzt, und das frische Waldwehen that ihm wohl.

Seine letzte Unterredung mit Heinz beschäftigte noch immer seine Gedanken. Der Junge war maßlos leichtsinnig. Ob es ihm ernst war mit der versprochenen Besserung? Egon hatte leise Zweifel, und das beunruhigte ihn. Hielt Heinz sein Wort nicht, so war er verloren. Und Egon liebte den Bruder aufrichtig, in dem bei allem tollen Übermut doch auch ein guter Fundus steckte.

Der Weg wandte sich — der Lindenbruch lag vor dem Reiter. Auf der Birkenholzbank vor dem Försterhause saß Christa im hellen Sonnenschein und schnitt Bohnen in einen großen irdenen Napf, der vor ihr auf dem Tische stand. Sie errötete leicht, als sie Egon sah und erhob sich grüßend.

Der Graf hielt an. Er wußte nicht recht: war sein thörichter Gaul von selbst stehen geblieben oder hatte er am Zügel gezogen, vielleicht überlegungslos und ohne zu wissen warum. Gleichviel — er hielt vor der Försterei und mußte ein Wort an Christa richten, wenn er nicht ungezogen erscheinen wollte. Er lüftete daher den Hut und sagte freundlich: „Sieh da, Fräulein Hellmer — Sie können also auch hauswirtschaftlich sein? Nach unserer neulichen Unterhaltung dünkten Sie mich ein wenig emanzipationslustig gestimmt, und ich dachte eigentlich, daß so moderne Regungen sich mit den veralteten Begriffen von den Pflichten der Frau nicht vertrügen."

Christa hatte sich wieder gesetzt und schnitzelte an ihren Bohnen weiter. „Man braucht nicht gerade mit Begeisterung ‚Hausfrau' zu sein," erwiderte sie, „und kann dennoch seine Pflichten erfüllen. Es giebt sicherlich Interessanteres und Unterhaltenderes als die Thätigkeit, mit der ich mich augenblicklich beschäftige; ich würde zum Beispiel lieber ein gutes Buch lesen oder mir eine anderweitige Anregung zu verschaffen suchen; da ich indessen den Haushalt meines Großvaters zu führen habe, so bin ich gezwungen, meine persönlichen Neigungen zeitweilig zu unterdrücken. Es hält auch nicht gar so schwer, zumal wenn man in der Sonne sitzen und den Wald vor sich haben und wenn man über den Bohnentopf hinaus seine Gedanken spazieren führen kann."

Egon nickte. „Sie wissen auch einer mechanischen und ziemlich prosaischen Thätigkeit ihre guten Seiten abzugewinnen," entgegnete er. „Übrigens — ist es wahr, daß Sie Ihre Waldeinsamkeit verlassen wollen, um in Berlin eine Stellung anzunehmen?"

„Jawohl, Herr Graf, ich habe das Bedürfnis, mich selbständig zu machen."

„Das begreife ich. Aber wird Ihr Großvater nicht unglücklich darüber sein, die Stütze seiner alten Tage verlieren zu müssen?"

„Er hat versucht, mir meinen Plan auszureden, doch ich bin fest geblieben. Selbstverständlich habe ich dafür gesorgt, daß er an meiner Statt eine andere Haushälterin bekommt, mit deren Pflege er zufrieden sein kann. Daß es ihm schwer wird, mich scheiden zu sehen, ist natürlich. Aber ich habe auch an mich und meine Zukunft zu denken. Das ist nicht egoistisch, sondern einfacher Selbsterhaltungstrieb. Der Großvater kann noch lange leben, und ich könnte alt werden an seiner Seite. Stirbt er, so stände ich mittellos in der Welt und hätte vielleicht nicht mehr die geistige Kraft wie heute, mich auf die eigenen Füße zu stellen. Ist es da nicht besser, ich versuche mich über die Sentimentalität des Trennungsschmerzes so gut es geht hinwegzusetzen und folge meinen eigenen Ideen? Wenn ich mich in die neue Stellung erst genügend hineingearbeitet habe, wird es mir leicht werden, den Großvater auch pekuniär unterstützen und ihm sein Alter behaglich ausgestalten zu können . . ."

Das klang sehr verständig, aber auch sehr herzenskühl. Egon schaute auf das große und schöne Mädchen mit sinnendem Blick herab. Er begriff immer noch nicht, wie es möglich gewesen, daß sich die Christa von einst so rasch habe in die Christa von heute wandeln können. Ehemals steckte ihr dunkles Köpfchen voll krauser romantischer Grillen, und immer ging ihr das rasche Herz mit dem Verstande durch. Das war anders geworden. Ein „Durchgehen" war nicht mehr möglich. Sie wog klar und vernünftig ab und that, was ihr das Hirn riet, ohne Rücksicht auf das mahnende Pochen in ihrer Brust. Ihr ganzes Empfindungsleben hatte einen Umschwung erfahren, und Egon sagte sich, daß sie dadurch an Reiz verloren hatte. Es war, als sei einer Blume, die im vollen Erblühen, plötzlich der Duft genommen worden.

„Ist Schröder im Hause?" fragte er; er mußte irgend etwas sagen, um des unbehaglichen Gefühls Herr zu werden, das ihn plötzlich beschlich.

„Nein, Herr Graf," antwortete Christa; „er ist in den Wald gegangen — ich glaube, in den Schlag

neunzehn, wo er Holzdiebe witterte. Wünschen Sie, daß ich ihm eine Bestellung ausrichte?"

„Ich danke sehr — es eilt mir nicht. Ich wollte nur noch einiges wegen der Jagd mit ihm besprechen, aber ich seh' ihn wohl morgen im Schlosse. Dabei fällt mir ein, daß wir gestern seinen Namen häufiger erwähnt haben. Einer unserer Quartiergäste, der Rittmeister von Eisenschmidt, interessierte sich lebhaft für eine alte Waffe, die mein Vater einmal von Schröder gekauft hat. Nein — es war keine Waffe — es war eine kalifornische Goldgräberhacke und eine Trinkflasche von eigentümlicher Form — "

„Ich erinnere mich," fiel Christa aufschauend ein. „Hacke und Flasche und ein dazu gehöriger Tabaksbeutel stammten aus dem Nachlasse meines Vaters, der unter anderm auch einmal sein Glück in Kalifornien gesucht, es aber nicht gefunden hat."

„Was war Ihr Herr Vater, wenn ich fragen darf?"

„Ingenieur, so viel ich weiß."

„Haben Sie ihn nicht mehr gekannt?"

„Nein — wenigstens entsinne ich mich seiner nicht. Er starb, als ich kaum zwei Jahr alt war — im gleichen Jahre mit meiner Mutter . . ."

Das Pferd Egons wurde unruhig.

„Ich muß weiter," sagte er, „mein Gaul sehnt sich nach der Krippe. Wann reisen Sie ab, Fräulein Hellmer?"

„In einigen Tagen, Herr Graf."

Er drängte den Schimmel durch starken Schenkeldruck näher an das Mädchen heran. „Viel Glück und alles Gute für die Zukunft," sagte er. „Adieu, Fräulein Hellmer."

Sie erhob sich und nahm die Hand, die er ihr reichte. „Adieu, Herr Graf," erwiderte sie ruhig.

Ihre Rechte lag kühl und gefühllos in der seinen, und ihre Augen schauten über die Mähne des Pferdes hinweg in den Wald. Ein plötzlicher Ärger überkam Egon. Er ließ ihre Hand los und sprengte davon.

Christa blieb stehen. Sie blickte ihm nach, bis er hinter den Buchen verschwand. Ihr Gesicht war starr geworden und wie versteint, aber nicht das Auge. Es verdunkelte sich mehr und mehr, und während die Lider sich wie in stummem, großem Schmerze langsam senkten, löste sich eine schwere Thräne und rollte über die Wange herab. Sie galt einer ganzen Welt verlorener Illusionen.

Zweiter Band.

VII.

Es war in der sechsten Nachmittagsstunde an einem der ersten Oktobertage, als ein junges Mädchen an der Pforte eines villenartig gebauten Hauses in der Sigismundstraße schellte. Die Straße lag in dem elegantesten Quartier der Residenz, am Rande des Tiergartens, den der Herbst bereits mit bunten Farben geschmückt hatte. Die meisten Häuser waren hier Eigentum ihrer Bewohner und hoben sich durch ihr geschmackvolles Äußere vorteilhaft von den Mietskasernen der inneren Stadt ab. Eine fortlaufende Reihe sauber gepflegter kleiner Gärten grenzte sie nach der Straße zu ab, in die sich niemals der ohrbetäubende Lärm jenes regen Geschäftsverkehr verirrte, wie er im Centrum zu herrschen pflegte. Schon dem Charakter des Viertels spürte man es an, das hier nur reiche Leute wohnten.

Das junge Mädchen trat in den Flurraum des Hauses, stieg die mit einem dicken, den Schall der Schritte abdämpfenden Teppiche belegte Treppe hinauf und klingelte hier abermals an einer Thür, auf deren Messingschild der Name S. E. Heller eingraviert war. Ein sehr alter Diener mit weißem Haar und durchfurchtem Gesicht, in dunkle Livree gekleidet, öffnete.

„Der Vater schon heimgekehrt, Franz?" fragte das Mädchen, den Alten mit leichtem Kopfnicken begrüßend.

„Vor zehn Minuten, Fräulein Lizzie," erwiderte der Diener; „er ist in seinem Arbeitszimmer."

Die junge Dame war in das Entree getreten und ließ sich von Franz das Cape von den Schultern nehmen. „Klopfe einmal bei ihm an, Franz," sagte sie dabei, „und frage, ob ich ihn stören darf. Ich bin in meiner Stube."

Sie trat in ein rechtsseitlich vom Korridor gelegenes Gemach, das seiner äußeren Einrichtung nach halb Boudoir, halb das Atelier eines Künstlers zu sein schien. Da es schon dämmerte, hatte der Diener, der sein junges Fräulein vergötterte, bereits vorher eine Gasflamme am Wandleuchter angezündet, die Lizzie nur aufzubrehen brauchte, um das Zimmer zu erhellen.

In der Nähe des sehr großen und breiten Fensters auf der Nordseite, vor dem augenblicklich die Stores heruntergelassen waren, stand eine Staffelei und auf ihr ein halb vollendetes Bild, ein Stillleben aus Blumen und Früchten. Das Original des Gemäldes war auf einem Seitentische aufgebaut worden: eine Handvoll Astern und Georginen, die aus einem strohgeflochtenen Korbe quollen, daneben eine aufgeschnittene Melone, Pflaumen und Pfirsiche und goldgelbe Birnen in malerischem Durcheinander und von rötlich angehauchtem Weinlaub umkränzt. Palette, Pinsel und Farbenkasten und andere Malrequisiten lagen auf einem Eichenholztabouret in der Fensternische.

Die übrige Ausstattung des Zimmers war behaglich und traulich und zugleich komfortabel, ohne luxuriös zu sein. Ein Kanarienvogel hatte beim Aufflammen des Gaslichtes in der Ecke, in der sein Käfig stand, zu zwitschern begonnen. Neben ihm schob sich ein Diwan, über dem eine türkische Decke lag, in das Gemach hinein. Ein Bücherschrank füllte die schmale Querwand aus; ihm gegenüber erhob sich ein hoher Trumeau. Verschiedene Sessel und ein Schaukelstuhl bildeten mit einem Tisch, dessen eichengeschnitzte Delphinfüße mittelalterliches Kunstgewerbe zeigten, ein Etablissement in der Nähe des Diwans. Die Wände schmückten einige Bilder und eine ganze Anzahl nicht gerahmter Skizzen in Öl und Wasser=

farben; dazwischen waren orientalische Shawls und andere Stoffe ähnlicher Art so angebracht worden, daß man von der Grundfarbe der Tapete fast gar nichts sah. Teppiche und Felle bedeckten den Boden und erhöhten den warmen und gemütlichen Eindruck des Ganzen.

Fräulein Lizzie war einen Augenblick vor der Staffelei stehen geblieben und betrachtete das Bild, an dem sie den Vormittag hindurch gemalt hatte. Der etwas träumerische Ausdruck, den ihre Züge dabei annahmen, verschönte ihr Gesicht merkwürdig. Sie war nicht hübsch, aber sobald sie lächelte oder in ihr dunkelgrünes Auge ein schwärmender Reflex trat, erschien sie sehr sympathisch. Das Profil war unregelmäßig geformt, die Stirn zu niedrig und die Nase zu fleischig, die Lippen waren nicht voll genug; doch die Zähne waren schön gebildet und blendend weiß und der Teint, trotz einiger Sommersprossen, von blühender Frische. Frappierend wirkte die schwere Fülle brennend roten Haares, die, über der Stirn gelockt und am Hinterhaupte zu dicken Flechten vereinigt, den Schmuck des Kopfes bildete. Die Farbe des Haares war vielleicht zu intensiv rot, um schön genannt zu werden; es leuchtete förmlich und fiel durch seine Üppigkeit auf. Es mußte auch eine wahrhafte Last für das kleine Köpfchen und die zierliche Gestalt der Trägerin sein, denn Fräulein Lizzie löste, einen Moment vor den Spiegel tretend, den Knoten mit raschen Fingern auf und ließ mit erleichtertem Aufatmen die Zöpfe über ihren Rücken gleiten. Sie fielen fast bis auf den Fußboden herab.

Es klopfte leise an die Thür. Franz streckte seinen weißen Kopf in das Zimmer. „Der Herr ist allein, Fräulein Lizziechen," wisperte er mit geheimnisvoller Miene, als handele es sich um etwas sehr Wichtiges. „Er arbeitet auch nicht — Sie können ruhig zu ihm gehen."

Lizzie nickte, schob den Alten zur Seite und eilte flüchtigen Fußes den Korridor hinab. Vor dem Zimmer ihres Vaters lauschte sie einen Augenblick und trat dann ein.

Es war das Studierzimmer eines Gelehrten. Ringsum an den Wänden erhoben sich Bücherregale, deren Inhalt grünseidene Gardinen deckten. Hie und da waren die Gardinen ein Stück zurückgezogen und das Auge traf dann auf schwere Folianten in Schweinsleder und Pergament, die neben modern gebundenen Werken und Broschüren standen. Äußerlich waren alle Formate vertreten: die dickleibigen Wälzer, die die Litteratur des Mittelalters vertraten, die zierlichen Miniaturausgaben des achtzehnten Jahrhunderts und die Oktav- und Lexikongrößen der Gegenwart, aber inhaltlich gehörten alle diese Werke der gleichen mystischen Richtung an. In den Spiritistenkreisen der Hauptstadt war es bekannt, daß der Rentier Heller die umfangreichste und sorgfältigst geordnete Bibliothek aus dem Gebiete des Okkultismus besaß, so ziemlich alle Werke, die sich mit einer übersinnlichen Weltanschauung befaßten, von den alten Herren an, den Paracelsisten, Nettersheim, Cardanus und anderen, bis zu dem hellsichtigen Swedenborg, Jacob Böhme, Jung-Stilling und den zeitgenössischen Vertretern der wissenschaftlichen Mystik, Zöllner, Aksakow, Hellenbach und du Prel.

An einer Stelle war die Flucht der Bücherregale unterbrochen. Hier führte eine Tapetenthür in ein Nebenkabinett, das nur den spezielleren Freunden Hellers geöffnet wurde; ein geheimnisvolles Zimmerchen, an dem der alte Franz stets mit innerem Grauen vorüberging, da in ihm die spiritistischen Versuche stattfanden, die der Rentier von Zeit zu Zeit mit Gleichgesinnten oder professionsmäßigen Medien vornahm. Lizzie wurde bei diesen Sitzungen immer aus dem Hause geschickt; dem Vater war es schon unangenehm, wenn sie einmal Lust bekam, in seiner Bibliothek umherzukramen.

Heller saß an seinem, mitten im Zimmer stehenden Schreibtische. Er war ein schon alter Mann mit kahlem Kopfe, feinem und ausdrucksvollem Gesicht, gebogener Nase und dunklen, sehr lebhaft blitzenden Augen. Ein mächtiger brandroter, aber stark grau durchzogener Vollbart wallte weit auf seine Brust herab. Mit diesem Barte spielten die hageren, weißen Finger des Greises fast unaufhörlich, kämmten und teilten ihn oder flochten ihn auch wohl in Stunden des Sinnens zu kleinen Zöpfen, so daß der Alte dann wie ein Assyrer ausschaute.

Lizzie war mit raschen Schritten an den Schreibtischsessel gesprungen und umarmte den Vater, seinen Hals umschlingend, von hinten. „Good evening, Pa," sagte sie und drückte einen Kuß auf das kahle Haupt; „hast Du Dich wieder mit Deinen Geistern beschäftigt?"

„Die Beschäftigung mit Deiner frischen Lebendigkeit ist mir schon lieber," entgegnete Heller lächelnd, indem er die Hände seiner Tochter an seine Lippen zog. „Aber Du spazierst so viel in der Stadt herum, daß ich Dich stundenlang nicht zu sehen bekomme. Im Ernst: mein Sekretär fehlt mir."

„O, Papa, das thut mir leid!" Lizzie hatte ein Tabouret zu Füßen des Vaters gerückt und kauerte sich hier nieder. „Ich war beim Buchhändler und habe mir dann ein paar neue Farben gekauft, das sind meine ganzen Verbrechen. Hattest Du Briefe zu schreiben?"

„Nur eine Antwort, aber eine wichtige. Ich wollte es selbst thun, doch Du weißt, daß ich die Finger meiner rechten Hand nach dem letzten Anfall noch immer nicht bewegen kann. Es geht nicht, auch wenn ich mich zwingen will. Da hat mir nämlich ein Herr von Krachenau auf Schloß Polzin geschrieben, er wolle den Winter über in Berlin verleben und wünsche meine Bekanntschaft zu machen. Man habe ihm viel von meinen spezielleren Interessen erzählt, von meiner Bibliothek, den Séancen in meinem Hause und anderem mehr, und da er sich selber seit langen Jahren mit den okkulten Wissenschaften beschäftigt habe, so dränge es ihn, sich mir vorzustellen, zumal er eigentümliche Erfahrungen mit Materialisationen auf chemischem Wege gemacht habe, über die er gern mit mir sprechen wolle."

„O weh," fiel Lizzie mit leichtem Lächeln ein, „also doch wieder die Geister!"

„Aber hoffentlich keine bösen," gab der alte Herr

gleichfalls lächelnd zurück. „Nun also — ich muß dem Herrn jedenfalls antworten. Doch es hat Zeit bis morgen. Für heute bedarf ich Deiner als Hausfrau. Grüneisen hat sich zu Tische angesagt und darum gebeten, eine Angestellte seines Geschäfts, seine erste Buchhalterin, mitbringen zu dürfen, um sie bei uns einzuführen. Außerdem hat Graf Dornach anfragen lassen, ob er mich noch heute abend in einer geschäftlichen Angelegenheit sprechen könne. Ich habe ihm telephoniert, er möge einen Teller Suppe mit uns essen. Es ist Dir doch recht?"

Ein scharfer Blick aus den stechenden Augen des Sprechenden traf das junge Mädchen. Lizzie errötete tief und wandte für einen Moment verlegen den Kopf zur Seite. Dann nickte sie hastig, verschränkte die Hände über den Knien und schaute den Vater von unten auf an.

„Gewiß ist es mir recht. Hat der Graf zugesagt?"

„Ja."

Lizzie neigte den Hals wieder ein wenig und versenkte den Blick in die Teppichmuster. „Schön also," sagte sie stockend, „schön — es paßt auch mit dem Mittagessen — ich brauche nur noch ein Entree einzuschieben. Aber, Pa, ist es eigentlich passend, daß wir den Grafen Dornach zusammen mit Carl und mit — mit der Buchhalterin einladen?"

„Warum nicht? Steht Carl nicht auf derselben gesellschaftlichen Stufe wie Graf Dornach?"

„Das schon — ich meinte nur, es sei für beide Teile vielleicht gleich peinlich, weil Carl doch bei dem Regimente des Grafen sein Jahr abgedient hat..."

„Nun — und —? Hat sich Carl während seiner Dienstzeit irgend etwas zu Schulden kommen lassen oder speziell mit dem Grafen Dornach irgend ein Zerwürfnis gehabt? Daß ich nicht wüßte. Irre ich nicht, so hat uns Carl sogar erzählt, daß der Graf wie alle übrigen Offiziere des Regiments, mit Ausnahme des Majors, stets sehr liebenswürdig zu ihm gewesen sei. Und was die Buchhalterin betrifft — es genügt mir durchaus, daß Carl mir mitteilt, sie stamme aus guter Familie und sei ein achtbares und anständiges Mädchen. Ich bin sicher, daß er mir nichts Schlechtes ins Haus bringen wird."

Lizzie sprang auf. „Ah, Papa, das ist selbstverständlich!" rief sie, „darüber ist kein Wort zu verlieren! Aber es liegt doch auf der Hand, daß zwischen einem Grafen Dornach, einem Offizier, der dem vornehmsten oder wenigstens einem der vornehmsten Regimenter der Armee angehört, und einer Buchhalterin, selbst wenn sie absolut anständig ist, ein gesellschaftlicher Unterschied existiert, der respektiert werden muß, wenn man es mit dem einen Teile nicht verderben will!"

„Das sehe ich durchaus nicht ein, liebes Kind," entgegnete der Alte kopfschüttelnd. „Draußen in der Welt mag es derartige gesellschaftliche Unterschiede geben — ich kümmere mich längst nicht mehr darum — aber in meinem Hause nicht. Wer mit mir an meinem Tische speist, ist gleichberechtigt..."

Lizzie war am Schreibtisch stehen geblieben und spielte mechanisch mit einem Petschaft, an dem an Stelle eines Wappens oder Monogramms das Zeichen des Zarathustra eingraviert war.

„Was will der Graf von Dir?" fragte sie plötzlich, das Siegel in die Malachitschale zurückwerfend, aus der sie es genommen hatte.

„Du hörst ja: eine geschäftliche Angelegenheit mit mir besprechen," antwortete Heller; „ich kann mir denken, welche — eine ziemlich gleichgültiger Natur."

„So — also nur etwas Geschäftliches . . ." Lizzie starrte vor sich hin und von neuem stieg ein feines Rot in ihren Wangen auf.

Der Vater beobachtete sie mit forschendem Blick. Eine ängstliche Unruhe prägte sich dabei in seinen Zügen aus. „Lizzie, mein Herz," sagte er sanft.

Sie schaute auf und blickte ihn verwundert an. „Was denn, Pa?"

Er winkte mit dem Kopfe. „Komm einmal her und setz' Dich zu mir. Hier — wieder auf das Tabouret, zu meinen Füßen! Da hab' ich Dich am liebsten. Da kann ich Dein Rothaar streicheln und Dir dicht in die Augen sehen — und da spür' ich Deinen Atem . . ."

Lizzie sprang heran, kauerte sich nieder und legte ihre Hände liebevoll in die des Greises. „Mein Väterchen," sagte sie schmeichelnd, „mein guter, lieber, treuer, alter Pa!" . . .

Seine Hände zitterten leise. „Höre, mein Kind," begann er halblaut und wie immer, wenn er so sprach, leicht monoton, „ich habe Dich etwas zu fragen — es liegt mir schon lange auf der Seele... Mir scheint, als interessiere Graf Dornach Dich mehr, als mich gut dünkt." Er drückte mit den Fingern den aufzuckenden Kopf des Mädchens nieder. „Still," fuhr er fort, „sage mir nichts — laß mich erst aussprechen. Laß mich erst ruhig sprechen . . . Ein schlechter Mensch hat mich mit ihm bekannt gemacht — ein Mann Namens Burchhardt, der sich auf sonderbare Weise in mein Vertrauen einzuschleichen wußte, mit dem ich aber nichts mehr zu thun haben will, seitdem ich erfahren, daß ihm nicht zu trauen ist und daß er und sein Vater sich ihr Geld auf unredliche und häßliche Weise erworben haben. Damals, als Burchhardt mir den Grafen auf dem Rennen in Charlottenburg vorstellte, dem ich Dir zu Gefallen beiwohnte, wußte ich von dem durchlöcherten Renommee jenes Mannes noch nichts — man trug mir das erst später zu. Ich konnte es also auch nicht auffällig finden, daß Graf Dornach mir seinen Besuch machte und den Einladungen zu meinen kleinen Gesellschaften gern folgte. Es verkehren so viele Leute von Distinktion bei mir, zum Teil so interessante Persönlichkeiten, daß ich es begreiflich finden mußte, wenn auch ein verwöhnter Mann wie Graf Dornach sich hier wohl und behaglich fühlen konnte. Erst nachträglich sind allerhand böse Bedenken in mir aufgestiegen. Ich habe mich nach dem Grafen erkundigt und habe hören müssen, daß er zwar einer sehr wohlhabenden Familie entstammt, aber viel Schulden hat —"

„Das haben alle jungen Lieutenants!" Lizzie hatte diesen Einwurf mit rascher Stimme und fast heftig hervorgestoßen. Sie schämte sich dessen und

lenkte ein. „Verzeihe, Papa,“ fuhr sie fort, „aber Du sagtest das, als sei es ein unsühnbares Verbrechen. Die männliche Jugend ist immer leichtsinnig, und die bevorzugten Stände betrachten es gewissermaßen als ihr Prärogativ, Schulden machen zu dürfen. Man bezahlt sie, und damit gut. Erst wenn sie nicht bezahlt werden, klatscht man darüber und schilt die Schuldenmacher leichtfertig. Es ist genau so wie bei Euch Kaufleuten. Den Bankerotteur sieht man verächtlich von der Seite an, statt ihn zu bedauern.“

„Nein, Kind,“ entgegnete der Alte, „das ist eine vollkommen falsche Logik. Du suchst den Grafen zu verteidigen, gehst aber von irrigen Voraussetzungen aus und ziehst demgemäß auch irrige Schlüsse. Selbst Deine Vergleiche hinken. Du brauchst den Grafen vor meinen Augen auch gar nicht weiß zu waschen. Seine paar Schulden stören mich nicht, wohl aber die Absichten, die ich bei ihm vermute. Er ist der jüngere Sohn eines Majoratsbesitzers und als solcher wird aller Voraussicht nach sein Erbe nur unbedeutend sein. Er braucht aber viel ... Nimm dazu die Thatsache, daß der Herr Burchhardt, von dem ich Dir vorhin sprach, sich gern mit der Vermittlung von Heiratspartien befaßt, und Du wirst begreifen, daß ich in Sorgen um — Deinetwegen bin ...“

Lizzie hatte den Vater, während er sprach, nicht mehr angesehen. Bei seinen letzten Worten fühlte er, wie sie leicht zusammenzuckte. „Du meinst,“ sagte sie leise, „daß jener Mensch den Grafen auf — auf mich — als auf eine ‚gute Partie‘ aufmerksam gemacht habe —?“

„Ich vermute es,“ erwiderte Heller.

Lizzie erhob sich. Sie war blaß geworden. „Und worauf gründet sich Deine Vermutung, Vater?“ fragte sie.

Der Alte zuckte mit den Achseln. „Ich kann Dir darauf keine Antwort geben,“ entgegnete er. „Vermutungen sind wie Ahnungsgefühle, sie lassen sich nur empfinden.“

Das junge Mädchen hatte sich mit dem Rücken gegen den Schreibtisch gelehnt und schlug erst jetzt die Augen voll auf. Es schien Lizzie peinlich zu sein, den fragenden Blick des Vaters ertragen zu müssen. „Angenommen, es wäre so, wie Du fürchtest,“ sagte sie, „was sollte ich in diesem Falle thun?“

„Vorsichtig sein, nichts weiter. Dein Herz hüten, mein Kind, nichts weiter. Es ist nicht schwer und keine große That, ein Mädchenherz zu bethören — und einem glänzenden Offizier mit schönem und klangvollem Namen wird das noch leichter gemacht. Ich möchte Dich warnen, Lizzie. Ich will Dein Glück — es soll aber auch ein volles und reines sein. Ich könnte begreifen, daß Graf Dornach Eindruck auf Dich macht; Leute seines Schlages, die einer in Bezug auf das Gesellschaftliche ungemein subtilen Erziehung und einem glücklichen Naturell eine große persönliche Liebenswürdigkeit zu danken haben, pflegen auf unerfahrenere Mädchen stets außerordentlich bestechend einzuwirken. Laß Dich warnen, mein Kind! Die Unebenbürtigkeit würde für mich kein Grund sein, einer Neigung Deinerseits entgegenzutreten; ich sehe in der Verbindung von Reichtum und Namen nur eine natürliche Konzession an den praktischen Zeitgeist. In diesem Falle liegt die Sache aber anders. Eine Ehe zwischen Dir und dem Grafen Dornach ist eine einfache Unmöglichkeit.“

Lizzie erblaßte noch tiefer. Dann warf sie ruckartig den Kopf zurück. „Weshalb?!“

Ein schmerzlicher Zug glitt um den Mund des Greises. Weich und leise erwiderte er: „Weil wir an den Dornachs etwas gut zu machen haben. Wie ich aber den alten Grafen, den Vater des Lieutenants, kenne, würde er in einer Verbindung seines Sohnes mit Dir nur eine — Schmach erblicken!“

Lizzie stieß einen kurzen, leisen Schrei aus, Ein Beben durchflog ihre schlanke Gestalt. „Vater. was sprichst Du?!“ rief sie aus; sie hielt sich rückwärts mit krampfhaft gespreizten Händen am Schreibtische fest. „Was hast Du mit den Dornachs gehabt? Woher kennst Du den alten Grafen?“

Heller haschte nach der Rechten seiner Tochter. „Frage nicht, mein Lieb,“ sagte er, „laß Dir meine Warnung genügen. Den Dornachs ist einstmals von seiten unserer Familie Übles geschehen; keiner von uns Lebenden trägt Schuld daran, und der junge Graf weiß es nicht einmal. Aber sein Vater weiß es und wird es nicht vergessen haben. Es kommt noch ein anderes hinzu. Wir sind jüdischen Blutes — zwar seit Generationen getauft, doch das alte Blut fließt noch immer in unseren Adern, und der Fluch über Sem ruht auch auf uns. Hast Du das bedacht?“

Die Züge des jungen Mädchens waren hart geworden. „Nein,“ antwortete sie, „ich habe das nicht bedacht, denn ich habe mich nie als Jüdin gefühlt — ich bin nie eine Jüdin gewesen.“

„Nicht der Religion nach,“ warf der Alte ein, „aber der Rasse nach.“

Lizzie schürzte die Lippen hochmütig. „Gehören die Ehen zwischen Edelleuten und reichen Jüdinnen in unseren Tagen zu den Seltenheiten?“ fragte sie. „Hast Du vorhin nicht selbst gesagt, daß Du in der Verbindung von Geld und Namen nur eine Konzession an den praktischen Geist der Zeit siehst?“

Heller neigte den Kopf. „Gewiß, mein Kind — aber solche Verbindungen wollen von Fall zu Fall beurteilt werden. Ich weiß, daß der alte Graf Dornach ein Aristokrat pur sang ist; würde er schon einer Heirat seines Sohnes mit einer Bürgerlichen widersprechen, so ganz gewiß mit einem Mädchen, das jüdischem Geschlechte entstammt — und zweifellos mit einer unseres Namens. Denn ich wiederhole Dir: einer, der unseren Namen trug, hat dem Grafen vor Jahren Übles gethan.“

Lizzies Stirn war finster geworden, und etwas Drohendes lag in ihren Augen, die sich seltsam verdunkelt hatten. „Weshalb hast Du den Grafen Heinz zu Dir ins Haus gezogen,“ fragte sie, „wenn Du wußtest, daß seine Familie Ursache hat, sich feindselig zu uns zu stellen?“

„Du hast die Berechtigung, so zu fragen,“ entgegnete Heller ruhig, „und ich will Dir auch antworten. Ich hoffte, dem jungen Manne Freundlichkeiten, vielleicht auch Wohlthaten erweisen und

damit unsere alte Schuld an die Dornachs wenigstens zum kleinen Teile abtragen zu können."

Eine Pause trat ein. Lizzie starrte schweigend vor sich nieder. Sie atmete schnell und ungleichmäßig; der Vater spürte, wie das ganze Gespräch sie erregt hatte.

„Willst Du mir nicht anvertrauen, was wir an der Familie des Grafen verbrochen haben — oder ist es ein Geheimnis?"

Heller nickte. „Es ist ein Geheimnis," wiederholte er, und mit einer raschen Bewegung des Oberkörpers fügte er in unwilligem Tone hinzu: „Es ist zum mindesten eine unerfreuliche Thatsache, die Du nicht zu kennen brauchst — die ich als Geheimnis hüte und auch ferner als solches bewahrt wissen möchte. Es wäre wohl besser gewesen, ich hätte die Bekanntschaft mit dem Grafen Heinz nicht weiter ausgesponnen — es wäre, wie ich heute sehe, in jedem Falle besser gewesen, aber ich ließ mich von meinem Herzen leiten. Ich kann, wie die Verhältnisse liegen, den Grafen nicht fortweisen, wenn er zu uns kommt — aber ich bitte Dich, Lizzie, ich flehe Dich an: sei vernünftig und halte Dein Herz in Schach! Ich kann nicht mehr thun, als Dir sagen: eine Ehe zwischen Dir und ihm ist eine Unmöglichkeit — — richte Dich danach!" Er streckte ihr die Rechte entgegen. „Nun gieb mir die Hand," fuhr er fort, „und zürne mir nicht. Ich will Dein Bestes, weil ich Dich unaussprechlich liebe — weil Du mein Alles und die Sonne meines Alters bist."

Er erhob sich und zog die Tochter an seine Brust. Sie ließ sich seine Liebkosungen schweigend gefallen, doch ohne sie zu erwidern. Auf ihrer Stirn lag noch immer eine schwere Falte; ihre Hände waren eisigkalt. Mit leisem Seufzer ließ der Greis sie los und wandte sich ab. Seine Augen waren feucht geworden.

Lizzie ging. Heller blieb mitten im Zimmer stehen; tiefe Sorge prägte sich auf seinen Zügen aus. Seine Lippen bewegten sich wie in lautlosem Selbstgespräche.

Plötzlich schwirrte ein hell vibrierendes klingelndes Geräusch durch das Gemach. Der Greis zuckte zusammen. Seine alte Mutter rief nach ihm. Sie wohnte in der oberen Etage, genau über seinem Arbeitszimmer und brauchte nur den Knopf einer elektrischen Glocke zu berühren, um den gehorsamen Sohn bei sich zu sehen.

Heller ging durch den Korridor, stieg eine Treppe hinauf, klopfte oben an einer Thür an und betrat dann, ohne auf das Herein zu warten, die Stube seiner Mutter, ein großes, freundliches Gemach mit vorgebautem Erker, der mit Palmengruppen gefüllt war.

Am Fenster saß eine sehr alte Frau, eine fast Hundertjährige, in starre schwarze Seide gekleidet, die bei jeder Bewegung der Greisin leise rauschte. Das Antlitz dieser Frau war eingefallen und vertrocknet wie ein Mumiengesicht, von gelbbrauner Farbe und von zahllosen Falten und Fältchen durchzogen. Ein falscher schwarzer Scheitel mit Hängelöckchen an den Ohren bedeckte den Kopf. Ihre Hände lagen im Schoße gefaltet; an jedem der dürren Finger blitzten Ringe mit wertvollen Edelsteinen. Auch in den Ohrläppchen trug sie Brillanten, und die große altmodische Brosche an ihrer hageren Brust sprühte strahlenden Glanz aus.

Aber ein noch leuchtenderer Glanz brach aus der eisernen Kassette, die auf einem Tischchen unmittelbar vor der Greisin stand. Sie barg eine große Fülle von Schmuckstücken, Armbändern, Broschen, Ohrringen, Sternen, Kreuzen und verschiedenen Diademen, fast alle sehr unmodern facettiert, aber alle von außerordentlicher Schönheit und hohem Wert. Seitdem einmal der alten Frau Heller dieser Familienschmuck durch Diebshände beinahe entwendet worden wäre, war sie in die Manie verfallen, beständig für ihren Schatz zu fürchten; er mußte immer vor ihr stehen, und es war ihr eine kindische Freude, sich damit zu schmücken oder die Hände tief in den glitzernden Inhalt der Kassette zu stecken und in ihm umherzuwühlen. Sie verbrachte Tage und Nächte mit dieser Beschäftigung, denn die Greisin schlief fast gar nicht mehr. Sie bemerkte Heller erst, als dieser dicht vor ihr stand.

„Guten Abend, mein Mutterchen," sagte er sanft; „willst Du etwas von mir?"

Die Alte hob den müden Kopf und schaute den Fragenden mit den fast erloschenen Augen ausdruckslos an. „Hat Jonas etwas von sich hören lassen?" fragte sie. „Hat er geschrieben?"

„Du weißt es ja, Mutter — er hat geschrieben, daß es ihm gut ergehe und er uns bald einmal besuchen werde. Er schickt Dir viele Grüße."

Ein Strahl von Glück flackerte über das Mumiengesicht. „Es geht ihm gut — der Herr, unser Gott, sei gelobt," flüsterte sie. „Es muß ihm ja gut gehen — er war immer ein braver Sohn — er war immer mein Liebling . . ." Und in klagendem Tone fügte sie an: „Warum mußte er nur nach Amerika — so weit — so weit . . ."

Heller stand stumm vor seiner Mutter. Alltäglich fragte sie nach dem Sohne, von dem sie nicht wußte, daß er ein Verlorener geworden — und alltäglich wiederholte sich die fromme Lüge: es gehe ihm gut drüben in Amerika, und er lasse die Mutter grüßen. Sie sollte diese Lüge mit in das Grab nehmen.

Heller schob sich einen Stuhl neben den Lehnsessel der Alten und ließ sich auf ein Viertelstündchen neben ihr nieder. Er erzählte ihr alles mögliche aus der Welt, aber sie hörte ihn nur sprechen, ohne den Sinn seiner Worte zu erfassen. Die Welt war tot für sie — sie hatte nur noch Interesse für den Einen und Einzigen, den sie drüben in Amerika wähnte, für ihren Sohn Jonas. Er war das Sein und der Inhalt ihrer letzten Tage. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie Heller.

„Schreibst Du ihm bald? . . . So grüß ihn wieder, meinen John . . ." Und von neuem versank sie in stumpfe Lethargie.

Heller erhob sich. „Ich muß fort, my dear," sagte er, „ich erwarte unten Besuch. Laß Dich bald zu Bett bringen — ich sende Dir die Wärterin. Soll ich Dir auch Lizzie noch einmal schicken?"

Sie schüttelte leise den Kopf. „Ich bin müde," flüsterte sie, „und er ist so weit . . . Grüße mir John . . ."

Heller streichelte der Mutter Hände, sagte ihr ein letztes liebes Wort und kehrte in den Entresol zurück.

Im Salon wartete der Neffe Hellers, der Verlagsbuchhändler Carl Grüneisen, mit der jungen Dame, die er vorstellen wollte, und Lizzie bereits auf den Herrn des Hauses, der Grüneisen mit offenen Armen entgegenkam.

„Grüß Dich Gott, mein lieber Carl," sagte er herzlich, faßte des anderen Hände und schaute ihm voll in das Gesicht. „Wie siehst Du denn aus? Vortrefflich, sonnenbraun und pausbäckig — die Manövertage scheinen Dir ausgezeichnet bekommen zu sein! Aber es ist nicht recht von Dir, daß Du Dich nicht eher gezeigt hast, Du mußt doch schon seit Wochen wieder im Bürgerrock stecken!"

„Seit Wochen nicht, aber doch seit etwa vierzehn Tagen," antwortete Grüneisen. „Und ich hätte auch längst einmal bei Euch vorgesprochen, Onkel, wenn mich das Geschäft nicht sofort über die Gebühr in Anspruch genommen hätte. Dafür bringe ich Euch heute gleich einen Gast mit in das Haus — ich schrieb es Dir schon — Fräulein Hellmer, meinen neuen Adjutanten —"

„Einen Adjutanten, den ich mir gefallen lasse," scherzte der Rentier und bot der jungen Dame, sich verbeugend, die Hand. „Seien Sie mir willkommen, mein verehrtes Fräulein, und mögen Sie sich in unserem Kreise wohl fühlen."

Christa sagte einige dankend verbindliche Worte und wandte sich dann an Lizzie zurück, das durch den Eintritt Hellers unterbrochene Gespräch mit ihr wieder aufnehmend.

Aber Lizzie lauschte ihr nur mit halbem Ohr. Sie wartete auf rasche, elastische Schritte und das leise Klingen silberner Sporen im Vorzimmer — und tiefe Glut schoß ihr in die Wangen, als sie die ersehnten Geräusche endlich vernahm.

Im Thürrahmen erschien der Graf Heinz Dornach in Interimsuniform, den Pallaschkorb unter dem Arm und die weiße Mütze in der Hand. Mit raschem Blick musterte er die kleine Gruppe, trat dann begrüßend auf Heller zu und reichte auch Lizzie die Rechte. „Wie geht es Ihnen, gnädiges Fräulein?" fragte er verbindlich und wandte sich hierauf sofort, ohne die Antwort abzuwarten, an den Buchhändler. „Guten Tag, mein lieber Herr Grüneisen, — freue mich, Sie einmal wiederzusehen! Als wir das letzte Mal zusammen waren, lagen wir in einem verdammt nassen Biwak. Entsinnen Sie sich noch — bei Langenbielau, wo unser Stabstrompeter die Reveille verschlafen hatte?" Sein Blick flog zu Christa hinüber; er stutzte einen Moment, da ihm das Gesicht des Mädchens bekannt erschien, und verbeugte sich leicht.

„Eine neue Freundin meiner Tochter, Herr Graf," sagte Heller vorstellend, „Fräulein Christa Hellmer — Graf Dornach . . ."

Lizzie kräuselte die Lippen; es war ihr unangenehm, daß der Vater die Wildfremde dem Grafen gegenüber als ihre Freundin bezeichnete. Heinz verneigte sich dagegen abermals, liebenswürdig und zuvorkommend wie vorhin, aber mit leisem, fast unmerklichem ironischem Zucken der Mundwinkel.

„Irre ich mich," sagte er, „oder habe ich die Ehre, in Ihnen, mein Fräulein, eine Bekannte aus der Heimat vor mir zu sehen?"

„Es ist so, Herr Graf," entgegnete Christa; „ich bin die Enkeltochter des Oberförsters Schröder aus dem Lindenbruch."

„Richtig!" — und Heinz nickte mit lebhafter Zustimmung. „Ich habe Sie zwar nur zwei- oder dreimal in meinem Leben gesehen, aber mein gutes Gedächtnis läßt mich selten im Stich. Sind Sie nur vorübergehend in Berlin, wenn ich fragen darf?"

„Ich hoffe nicht, Herr Graf, weil ich es nicht wünsche. Ich bin seit dem ersten Oktober im Geschäft des Herrn Grüneisen als Buchhalterin angestellt."

„Ah so!" — Heinz machte ein etwas verblüfftes Gesicht; er wußte nicht recht, was er darauf erwidern sollte. Lizzie aber errötete neuerdings; es dünkte sie schrecklich peinlich, daß ihr Vater den Grafen mit so minderwertiger Gesellschaft zusammen geladen hatte.

Der Diener hatte inzwischen gemeldet, daß serviert worden sei. Heller gab Christa den Arm, und Heinz führte Lizzie. Man nahm in dem kleinen, mit schönen alten Gobelins geschmückten Eßzimmer am sauber und elegant gedeckten Speisetische Platz, über den eine große kupferne Ampel ihr gelbes, wohlthuendes Licht ergoß.

Das Diner war nur einfach, aber schmackhaft zubereitet und im Stil eines vornehmen Hauses auf englische Art angerichtet. Heinz, der absichtlich sehr scharf beobachtete, bemerkte mit Wohlgefallen den reichen und gediegenen Zuschnitt des Ganzen. Trotzdem vermochte er eine gewisse Unruhe schwer zu bemeistern. Wenn sein Blick auf das ernste, faltige Gesicht des Hausherrn und dessen langen roten, graumelierten Bart fiel, tauchte immer wieder die Gestalt des Verbrechers aus dem Londoner Hyde-Park vor ihm auf, jenes wüsten Straßenräubers, von dem der alte Graf in den Manövertagen am Frühstückstische in Dornach erzählt hatte. Die Erzählung seines Vaters war ihm damals sehr nahe gegangen und hatte einen guten Teil seiner heimlichen Zukunftspläne arg ins Wanken gebracht. Aber sein Leichtsinn und sein rasches Hinwegsetzen über alles, was ihn fatal und peinigend berührte, hatte ihn schnell zu trösten gewußt. War der Rentier und ehemalige Londoner Bankier S. E. Heller in der That der Bruder jenes Banditen, so war er nur zu bedauern — nichts weiter. Er selbst hatte sich im Verfolgen jener Raubaffaire, wie der Vater Heinzens ausdrücklich erwähnt hatte, durchaus gentlemanlike benommen; was konnte er dafür, daß einer seines Namens, und war es auch sein nächster Anverwandter, auf Abwege und schließlich dem Verbrechen in die Arme getrieben worden war! Der Unselige war verschollen oder vielleicht längst schon tot — wer wußte von ihm mit Ausnahme derer, die alle Ursache hatten, des aus der Art Geschlagenen nicht mehr zu erwähnen! Daß der alte Dornach nichtsahnend in gemütlicher Tafel-

runde von seinem Abenteuer im Hyde-Park erzählt hatte, war freilich unangenehm gewesen — aber von denen, die damals, heiterer Weinlaune voll, zugehört hatten, entsann sich heute wohl kaum einer noch des Namens und der Schilderung jenes Verbrechers. Es war eine von jenen tausend Tischunterhaltungen gewesen, die man vergessen hat, wenn das letzte Glas geleert ist und man sich von den Plätzen erhebt . . .

Der Blick des jungen Offiziers flog heimlich musternd zu seiner Nachbarin hinüber. Die kleine Lizzie war ein Goldfisch — er wußte das genau, er hatte gute Quellen. Louis Burchhardt, der Gauner — o, dieser mit allen Hunden gehetzte Spitzbube! — hatte ihm genauesten Aufschluß über die Familien- und Vermögensverhältnisse des Rentners gegeben. An die sechs Millionen Mark — solide angelegt — und Lizzie war das einzige Kind, war Universalerbin. S. E. Heller war eine alte Bankfirma von Weltruf gewesen. Ehedem hatten drei Brüder das Geschäft gehabt, einer in London, der zweite in Paris und der dritte in der preußischen Hauptstadt. Aber schon in den zwanziger Jahren waren die Filialen in Berlin und Paris eingegangen, und der Vater des Rentners, Sigmund Heller, der letzte Überlebende des Trios, hatte sich auf London beschränkt. Er hatte viel Unglück gehabt, und als er starb, war die Firma nahe am Konkurs. Eine reiche Heirat, die sein Sohn machte, rettete das alte Haus vor dem Untergange. Auch war der Sohn eine Finanzkraft ersten Ranges; geschickte Operationen während des Krimkrieges und der Revolution in Indien brachten ihm reiche Einnahmen. Das Geschäft florierte glänzender denn je. Da kam S. E. Heller ganz plötzlich, Anfang der sechziger Jahre, auf die Idee, sich in das Privatleben zurückziehen zu wollen; ein Konsortium englischer Kaufleute übernahm die Firma, und der bisherige Inhaber siebelte nach Berlin über. Das war kurz nach der Geburt Lizzies, die ihrer Mutter das Leben kostete. In Berlin lebte Heller zunächst völlig zurückgezogen. Er hatte sich eine Villa in der Sigismundstraße bauen lassen und schien ganz in der Erziehung seines Töchterchens aufgehen zu wollen. Erst, als Lizzie heranwuchs, wurde es lebhafter im Hause. Heller, der selbst ein geistig ernst strebender und vielseitig gebildeter Mann war, hatte sich einen Kreis von Freunden zu schaffen gewußt, die fast alle dem Gelehrtenstande angehörten. Aber der Kreis erweiterte sich, je älter Lizzie wurde. Die Angehörigen ihrer Schul- und Pensionsfreundschaft kamen hinzu, höhere Staatsbeamte mit ihren Damen, junge Offiziere, Juristen und Künstler — die Geselligkeit wuchs, und in dem ehemals so stillen Hause in der Sigismundstraße ging es oft recht heiter und angeregt zu. Indessen die Bilder wechselten. Zwischen die geräuschvollen Soireen fielen geheimnisvolle Sitzungen, in denen man mit den Seelen Abgeschiedener Zwiesprache hielt und das Unsichtbare sichtbar zu werden zwang. Heller hatte schon in London, wo der Spiritismus von jeher den stärksten Nährboden gefunden, sich viel mit mystischen Wissenschaften und Experimenten befaßt; seine Neigung nahm zu, als er im nüchternen Berlin mit einer kleinen Gruppe Gleichgesinnter zusammentraf, die mit dem Ernst des Forschers in heiligem Eifer und voll unermüdlichen Fleißes, nicht achtend der Mißerfolge und des lustigen Hohnes, mit dem man sie überschüttete, den Schleier zu lüften sich mühten, der eine übersinnliche Welt vor dem Menschenauge birgt. Den „roten Magier“ pflegte man Heller in Spiritistenkreisen zu nennen — im Gegensatz zu dem „schwarzen Magier“, einem dunkelbärtigen Kavalier aus vornehmem Geschlecht, der seine Leidenschaft für Klopfgeister und Materialisationen schon einmal mit einem mehrmonatlichen Aufenthalt in einer Kaltwasserheilanstalt hatte büßen müssen.

Das war die Schilderung, die Herr Louis Burchhardt dem Grafen Heinz über die Verhältnisse des Hellerschen Hauses entworfen hatte. Von dem „Skelett“ in der Familie, dem schwarzen Flecken auf dem Namen S. E. Heller hatte er nichts erzählt — er wußte kaum etwas davon. Und auf die gelegentliche Frage des jungen Dornach: „Sind die Hellers Juden?“ — hatte er ohne weiteres geantwortet: „Gott bewahre, Herr Graf! Vielleicht waren sie es einmal — vor zwei- oder dreihundert Jahren, das kann ich nicht beschwören — jedenfalls sind sie seit undenklichen Zeiten evangelische Christen! In dieser Beziehung können der Herr Graf ganz beruhigt sein . . .“ Und Heinz war „in dieser Beziehung“ beruhigt. Religiöse Skrupel würden ihn nicht gehindert haben, selbst eine Mohamedanerin oder Schiitin zu heiraten, wenn deren Morgengabe sein Herz erfreut hätte, aber — es war so schon besser . . .

Das kleine Diner ging zu Ende. Der Diener kredenzte den Herren noch ein Glas feineren Rotwein, von dem der Rentier zu erzählen wußte, er stamme aus dem Keller Lord Palmerstons und sei auf Gott weiß welchen Umwegen in seine Hände gekommen . . . Heinz war befriedigt. Er hatte sich nicht übel unterhalten. Auch Fräulein Hellmer schien ein ganz amüsantes Frauenzimmerchen zu sein. O, diese kleine Welt! Traf er da mitten im großen Berlin mit der depossedierten Herzliebsten seines Bruders zusammen! Eine hübsche Person war sie schon — der Egon hatte einen guten Geschmack, das mußte man ihm lassen. Es war allerdings bombenmäßig verrückt gewesen, mit dem Förstermädel durchgehen zu wollen — so etwas heiratet man doch nicht — das liebt man nur . . . Freilich, Egon bestritt, und er konnte recht heftig bei solchen Anlässen werden, daß die Hellmer seine Maitresse gewesen sei, aber das war sicher nur eine feinfühlige Diskretion, nicht Wahrheit. Egon war doch kein Dummkopf.

Der gute Wein hatte Heinz in Stimmung versetzt. Anfänglich hatte es ihn ein klein wenig bedrückt, mit der ehemaligen Geliebten seines Bruders an einem Tische sitzen zu müssen, aber das hatte sich bald gegeben. Sollte er Heller oder Lizzie oder Grüneisen über das Verhältnis aufklären? — Nein, das wäre unzart gewesen und hätte das arme Mädel um Ruf und Stellung bringen können. Die Hellmer machte immerhin den Eindruck einer gebildeten Person — ein bißchen kratzbürstig schien sie zu sein und ein

bißchen spinös, aber das lag in der Natur der Sache, denn allzu glimpflich war man schwerlich mit ihr umgesprungen, als Erlaucht Vater und der alte Schröder die Flüchtlinge auf dem Bahnhofe eingeholt hatten. Da war Schweigen schon besser — „darüber hinwegsetzen," sagte sich Heinz — es war das Alpha und Omega seiner Lebensweisheit.

Man erhob sich, um im anstoßenden Rauchzimmer eine Tasse Kaffee und eine Cigarre zu nehmen. Heinz benutzte die Gelegenheit und flüsterte dem Rentner zu: „Kann ich Sie nicht auf fünf Minuten allein sprechen, Herr Heller?"

„O gewiß, Herr Graf," antwortete der Angeredete höflich und öffnete die Thür seiner Bibliothek. „Wir sind hier ganz ungestört . . ."

Heinz trat in das Studierzimmer des alten Herrn, die Thür wieder sorgfältig hinter sich schließend. „Ich wollte mir nur erlauben, meine Schuld an Sie zu begleichen, verehrter Herr Heller," sagte er, seinem Juchtenportefeuille ein offenes, mit Banknoten gefülltes Briefcouvert entnehmend. „Sie haben mir seiner Zeit aus einer großen Verlegenheit geholfen — ich spreche Ihnen dafür noch einmal meinen wärmsten und verbindlichsten Dank aus."

Heller behielt das Couvert zwischen den Fingern. „Es ist mir eine Freude gewesen, Ihnen helfen zu können, Herr Graf," entgegnete er, „und da es mir auch nicht schwer fiel, so möchte ich Ihren Dank am liebsten abwehren. Jedenfalls bitte ich Sie herzlich, es mir ganz offen zu sagen, wenn Ihnen die Rückgabe der kleinen Summe im Augenblick vielleicht Unbequemlichkeiten bereiten sollte. Es drängt mir wahrlich nicht . . ."

Heinz schwankte einen Moment. Es hätte nur einer Andeutung seinerseits bedurft, und die fünf Tausendmarkscheine wären wieder in seine Tasche zurückgewandert. Und wie gut hätte er sie verwerten können — bei Minnie Lazare, der Prima-Ballerina des Kronprinzen-Theaters, seiner neuesten Flamme, oder draußen in Hoppegarten bei den Herbst-Meetings, wo die Buchmacher und der Totalisator gewaltig lockten — pfui, Heinz, denke an Deine Versprechungen und Deine guten Vorsätze und an Dein Ehrenwort! —

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Heller," erwiderte er, „aber ich bedarf des Geldes nicht mehr. Ich bin froh, es Ihnen zurückerstatten zu können. Nochmals: meinen Dank!"

Er verbeugte sich, und der Rentier warf das Couvert in ein Schubfach seines Schreibtisches. Die beiden kehrten in das Rauchzimmer zurück, wo Grüneisen sich mit Christa in ein Gespräch über die Frauenfrage, ein Thema, auf welches das junge Mädchen stets gern einging, vertieft hatte, während Lizzie abseits der beiden in einem Sessel lehnte und in einer Broschüre blätterte.

Heinz setzte sich neben sie und zündete sich eine neue Cigarette an. „Wollen Sie nicht wieder einmal einem Rennen beiwohnen, gnädiges Fräulein?" fragte er.

„Gern," gab sie zurück, „wenn sich mir Gelegenheit bietet. Sind Sie selbst engagiert?"

„Sogar stark, gnädiges Fräulein. Ich habe einen neuen Dreijährigen im Stall, von dem ich mir viel verspreche."

„Ah!" — Lizzie that lebhaft interessiert. „Wie heißt er?"

„‚Flatterhans' — und er ist auch einer. Er ist noch ein wenig flatterhaft. Aber ich habe ihn jetzt in Training nehmen lassen und denke, daß er sich machen wird."

„Wollen Sie ihn selbst reiten?"

„Im Frühjahr bestimmt. Bis dahin hoffe ich ihn soweit zu haben, um ihn fit an die Pfosten bringen zu können. Das ist auch ein Stück Arbeit."

In diesem Augenblick tönte die Stimme Christas klar und scharf zu den beiden hinüber. „Im allgemeinen kann ich den Ansichten Bebels nur zustimmen. Die Frauen würden eine ganz andere Position in der Allgemeinheit einnehmen, wenn man ihre Erwerbsthätigkeit weniger beschränken wollte. Es ist längst nachgewiesen, daß sie den Männern an Intellekt nicht nachstehen, und nicht alle sind in der Lage, ihren sogenannten Naturberuf, den als Gattin und Mutter, ausfüllen zu können . . ."

Die Stimme der Sprechenden wurde wieder leiser und dann antwortete ihr Grüneisen. Heinz aber neigte den Kopf ein wenig vor und flüsterte Lizzie zu: „Donnerwetter, vor der könnte ich mich fürchten! Die Sozialdemokratie scheint auch unter dem zarteren Geschlecht immer mehr Anhänger zu gewinnen . . ." Und etwas lauter fügte er, sich erhebend und an seinem Rocke zupfend, hinzu: „Ich muß mich empfehlen, gnädiges Fräulein. Darf ich auf baldiges Wiedersehen sagen?"

Sie senkte die Augen verwirrt unter dem fragenden Blick, der sie traf.

VIII.

Der Rittmeister von Eisenschmidt hatte heute einen dienstfreien Tag. Er hatte etwas länger als sonst geschlafen und trat soeben, statt der Uniform mit einem eleganten Morning-Dreß bekleidet, in sein behaglich ausgestattetes Wohnzimmer, wo sein Diener bereits den Frühstückstisch gedeckt hatte.

Die Sonne schien hell durch die Fenster und legte breite, goldene Streifen quer durch das trauliche Gemach und entzündete ein ganzes Feuerwerk in dem blank polierten Messingkessel, der über der Spiritusflamme summte. Daneben lag die Morgenausgabe einer freikonservativen Zeitung und auf ihr die mit der Frühpost eingetroffenen Briefschaften. An der Thür zum Entree stand in militärischer Haltung der Bursche des Rittmeisters, die Befehle seines Herrn erwartend.

Aber der Herr Rittmeister hatten nichts zu befehlen. Er winkte dem Burschen ab, warf sich in seinen Sessel, legte die Füße auf ein Tabouret, goß sich eine Tasse Thee ein und griff nach den Briefen. Er sah zunächst die Adressen an; das war so seine Gewohnheit. Das erste Couvert trug die aufge-

druckte Firma: „Samuel Levy, Berlin, Schiffbauerdamm" — der Brief kam von dem Pferdehändler Eisenschmidts. Er wurde beiseite gelegt. Aber schon das zweite Schriftstück, ein ziemlich umfangreiches, war interessanter. „Von der Comtesse," murmelte der Rittmeister; „ein neues Manuskript — hat Zeit . . ." Er griff nach dem dritten Briefe — „endlich," sagte er leise, als er die Handschrift erkannte. Hastig erbrach er das Couvert und begann zu lesen.

Der Brief war kurz.

„Lieber Sohn," lautete er. „Ich bin seit einigen Wochen in Geschäften in Paris und werde vermutlich demnächst auf kurze Zeit auch nach Berlin kommen. Auf kurze Zeit — soweit ich es bis jetzt übersehen kann; vielleicht wird es auch länger. Ich freue mich, Dich wiederzusehen. Die Eile der Abreise aus London, wo ich übrigens ein paar Wochen krank gelegen habe (ich kann das schauderhafte Klima nicht vertragen), ließ mich Deine Bitte um Geld vergessen. Ich lege vorläufig einen Check über viertausend Mark auf Bleichröder ein; bitte, behilf Dich, bis ich selbst komme. Mit tausend Grüßen Dein Vater."

Paris, Grand Hotel,
2. November.

Eisenschmidt warf den Brief mit der Einlage wieder auf den Tisch, trank einen Schluck Thee und lehnte sich dann in den Fauteuil zurück. Er war nachdenklich geworden. Daß sein Vater in Europa umherreiste, beunruhigte ihn wenig; der alte, abenteuerlustige Herr hielt es nie lange Zeit hintereinander auf seiner Scholle aus — er mußte Bewegungsfreiheit haben. Aber etwas anderes beeinflußte die Stimmung Eisenschmidts: der Goldstrom von Amerika herüber war schon seit Jahresfrist spärlicher geflossen — so spärlich, daß der Rittmeister bereits dann und wann mit kleinen Verlegenheiten hatte kämpfen müssen.

Wie war das möglich? Hatte sein Vater Verluste gehabt? Spieen die Quecksilberminen drüben am Fuße der Sierra, im grünen Waldthal des Red River, nicht mehr wie einst ihre unerschöpflich scheinenden Massen aus und wandelten sich im Weltgetriebe von San Francisco zu glänzendem Golde?... Eisenschmidt ließ den Kopf tief herab auf die Brust sinken. Seine Augen schlossen sich halb — allerhand Traumbilder huschten an ihm vorüber. Es war eine tolle und wilde Jugend gewesen, die er durchlebt hatte. Mit allen Erinnerungen an seine Kindertage verbanden sich aufregende Ereignisse, wie sie das Dasein im wilden Westen mit sich bringt. Strikes und Empörungen der Mineure und Heuer, eine regelrechte Belagerung des Herrengehöfts durch die revoltierenden Arbeiter, die schließlich durch requirierte Soldaten zu Hausen niedergeschossen wurden — wilde Ritte durch die Pampas und beschwerliche Expeditionen in die rauhe Gebirgswildnis der Sierra — dann wieder tolle Gelage und Spielscenen im fürstlichen Heim oder im nahen Städtchen San Rosario oder in den Hotels von San Francisco, abwechselnd mit Revisionen des Bergwerks tief unter der Erde, aus deren Eingeweide hunderte fleißiger Hände das wertvolle Metall zu Tage förderten.

Er wußte sich seiner früh verstorbenen Mutter gar nicht mehr zu entsinnen, aber das Bild des hochgewachsenen, schönen und ritterlichen Vaters lebte frisch in seinem Gedächtnis. Er sah auch noch das stattliche Blockhaus vor sich, in dem er seine Jugend verlebt — ein nur aus Holz erbauter Palast, doch mit verschwenderischer Pracht eingerichtet und wunderschön gelegen am Hange des Gebirges, dessen ewig schneeweiße Kuppen bis in die Wolken ragten, und umgeben von einem Garten, in dem die ganze farbenglühende Flora einer gesegneten Zone blühte und duftete. An jenem Tage freilich, an dem die rebellierenden Bergleute, zu Kolonnen vereinigt, das Blockhaus zu stürmen drohten, war dieser herrliche Garten von den rohen Fäusten der Arbeiter zerstört und verwüstet worden — und als sei es gestern gewesen, so deutlich entsann sich der Rittmeister noch, wie er nach Niederwerfung des Aufstands am Arme des Vaters den Park durchschritt, und wie dem Vater, der sonst die Thränen nicht kannte, das Wasser in die Augen stieg, als er sah, mit welchem Vandalismus die Empörer gehaust hatten . . . Der kleine Eric war ohne weibliche Fürsorge, allein unter der Aufsicht des Vaters herangewachsen. In seinen Kindertagen hatten sich Erzieher und Hauslehrer, deutsche, englische und französische, mit ihm plagen müssen — je älter er aber wurde, um so stärker nahm das Verhältnis zwischen Vater und Sohn einen rein kameradschaftlichen Charakter an. Eric wurde der unzertrennliche Begleiter seines Vaters, sein Genosse und Gefährte im Guten und Schlechten, seine rechte Hand im Geschäft und sein Kumpan bei Trinkgelagen und den Orgien, die man bei jedem Verkaufsabschlusse in der Stadt zu feiern pflegte. Daß er bei diesem regellosen Leben nicht geistig verwilderte, verdankte er nur seiner außerordentlichen Begabung, die ihm das Lernen spielleicht machte und sein Interesse an den Wissenschaften rege erhielt. Trotzdem hatte sich sein Vater bis zu dem vollendeten achtzehnten Jahre Erics für einen festen Beruf seines Jungen nicht entschließen können; er schwankte beständig, ob er ihn das Bergwerk übernehmen lassen und ihn damit in eine ebenso ruhelose Zukunft hineindrängen sollte, wie die Gegenwart es war, oder ob er seine Liegenschaften verkaufen und mit Eric nach Europa zurückziehen sollte, um seinem Sohn im alten Heim der Civilisation eine seinem Namen und seiner gesellschaftlichen Stellung entsprechende Carriere zu eröffnen.

Der Beginn der deutsch-französischen Feindseligkeiten brachte die Entscheidung. Obwohl in Schweden naturalisiert und seit langen Jahren in Amerika ansässig, hatte der alte Baron Eisenschmidt sich doch immer als Deutscher gefühlt. Als die Nachricht von der Kriegserklärung Frankreichs in Amerika bekannt wurde, befanden sich Vater und Sohn gerade in San Francisco und waren dort Zeuge der enthusiastischen Kundgebungen für die Sache des Rechts in der deutschen Kolonie der Goldgräberstadt. Noch in der Nacht teilte Eric dem Vater seinen Entschluß mit, den Krieg unter Preußens Fahnen mitmachen zu wollen. Der alte Baron begriff das; er würde selbst noch zu den Waffen gegriffen haben, wenn ihn sein

Bergwerksunternehmen, das gerade zur Zeit seine vollen Interessen in Anspruch nahm, nicht an die Scholle gefesselt hätte.

Eric dampfte ab. Er brachte Empfehlungen an einen Universitätsfreund seines Vaters mit, einen hochstehenden Beamten, der ihm den Eintritt in eines der glänzendsten Kavallerie-Regimenter, die Königs-Kürassiere, ermöglichte. So hatte es der alte Eisenschmidt auch gewollt. Er war reich genug, seinem Sohne eine hohe Zulage bewilligen zu können.

Nach Mars-la-Tour wurde Eric, der als Freiwilliger eingetreten war, als Portepeefähnrich in die aktive Armee einrangiert und vor Paris zum Offizier befördert. Das Leben bei der Waffe gefiel ihm so wohl, daß er seinen Vater bat, ihn in der Armee bleiben zu lassen. Allerdings fürchtete Eric, der Vater würde nein sagen und ihn nach Amerika zurückrufen. Er fürchtete es, weil er wußte, daß der alte Herr sich gewissermaßen eins mit seinem Sohne fühlte, und weil ihm schon der Abschied schwer genug geworden war. Wider sein Erwarten traf eine zusagende Antwort ein. Der Vater schrieb zwar, daß es ihm tief schmerzlich sei, den Sohn vielleicht Jahre hindurch nicht sehen zu können, da seine ständige persönliche Anwesenheit im Bergwerksrevier notwendig sei, daß er sich aber dennoch mit dem Vorsatze Erics einverstanden erkläre. Seit jenen Tagen waren mehr als zwanzig Jahre verflossen, und in dieser ganzen Zeit war Baron Eisenschmidt der Ältere nur dreimal in Europa gewesen, um seinen Sohn zu besuchen. Er war dann gewöhnlich acht oder vierzehn Tage in Berlin geblieben, und Eric hatte sich gefreut, wie so ganz unverändert sich der Papa zu erhalten verstand. Er blieb sich immer der Gleiche mit dem früh ergrauten vollen Haar und dem dunkel gefärbten, spitz aufgedrehten Schnurrbart, mit dem frischen, bräunlich roten Gesicht und der straffen eleganten Gestalt. Er blieb sich auch immer der Gleiche in seiner bestechenden Liebenswürdigkeit, seiner Gentilezza, seinem Hange, das Gold mit lockeren Händen in die Welt zu streuen und all seinen galanten Passionen. Es schien, als lebe er in ewiger Jugend und als schöpfe er aus dem aufreibenden Leben im fernen Westen immer neue Daseinsfreude.

Das letzte Mal hatte er Eric vor sechs Jahren besucht. Er war von Paris gekommen, eine Woche in Berlin geblieben und dann weiter nach Spanien gereist, wo er geschäftliche Abschlüsse zu vollziehen hatte. In dieser einen Woche hatten Vater und Sohn gehörig miteinander gebummelt und gekneipt und sich schließlich in heiterster Stimmung wieder getrennt, nachdem der Alte Eric für das kommende Jahr in generöser Weise beim Hause Bleichröder accreditiert hatte.

Eric konnte seinen Vater nur für einen sehr reichen Mann halten. Der Rittmeister war kein thörichter Verschwender — wirklich vornehme Naturen sind das selten — aber da er wußte, daß ihm große Hilfsquellen zu Gebote standen, so versagte er sich nichts. Sein Stall kostete ihm viel und seine ganze Lebensführung war die eines jener Glücklichen, die nicht zu rechnen brauchen. Es wäre ihm vielleicht nicht schwer geworden, sich einzuschränken, wenn die Notwendigkeit es verlangt hätte; er würde sich gefügt haben, wenn er sich aus materiellen Gründen hätte in die Provinz versetzen lassen müssen — nur die Ungewißheit seiner Zukunft beunruhigte ihn. Er beschloß, jedenfalls einmal genauere Rücksprache über seine finanzielle Lage mit dem Vater zu nehmen, wenn dieser ihn besuchen sollte. —

Eisenschmidt griff nach dem Briefe der Comtesse Dornach und öffnete ihn. Ein umfangreiches Schriftstück fiel ihm entgegen, das Manuskript einer Novelle in Versen. Die Comtesse schrieb dazu eingehender als sonst. Sie bat „ihren litterarischen Beirat", sich einmal nach einem Verleger für die Novelle umzuthun; sie habe sich nach einer letzten reiflichen Überlegung doch entschlossen, den Versuch, vor die Öffentlichkeit zu treten, zu wagen. Allerdings nicht unter ihrem eigenen Namen, sondern unter dem Schutze eines männlichen Pseudonyms; sie hatte als solches den Geburtsnamen ihrer Mutter, die eine Gräfin von Reyth gewesen, gewählt und nannte sich als Autor Hans von Reyth.

Der Rittmeister blätterte in dem Manuskript, das die großen, schönen und charakteristischen Schriftzüge der Comtesse zeigte, und begann sich bald in die klangvollen, von poetischer Kraft und vollster Beherrschung der Form zeugenden Verse zu vertiefen, als draußen die Entreeglocke erklang und der Diener in das Zimmer trat, um den Besuch des Grafen Vellmerstedt anzumelden.

Eisenschmidt befahl, den Major in den Salon zu lassen, vertauschte rasch sein Hausjackett mit dem Überrock, vervollständigte seine Toilette und suchte sodann den Grafen auf, den er bei seinem Eintritt vor einem Ölbilde stehen sah, das Eric nach einer Photographie seines Vaters hatte anfertigen lassen.

„Ah — Herr Rittmeister! Ich habe Sie doch nicht gestört —?" Und Vellmerstedt trat Eisenschmidt mit liebenswürdiger Kopfneigung, zwei Finger seiner rechten Hand zum Gruße erhebend, entgegen.

„Ich bitte ganz gehorsamst, Herr Major," entgegnete Eisenschmidt, dem Gast einen Sessel zuschiebend; „es ist nicht mehr früh genug, und selbst dann würden mir der Herr Major willkommen gewesen sein . . ."

Der Graf zuckte mit den Nasenflügeln, strich seinen Schnurrbart auseinander und räusperte sich vernehmlich, nahm aber nicht Platz. „Ich komme in einer eigentümlichen Angelegenheit, Herr Rittmeister," sagte er und begann, während er sprach, mit dem Taschentuch sein Monocle zu putzen. „Sie wissen, daß ich augenblicklich damit beschäftigt bin, eine Geschichte unseres Regiments zu schreiben —"

„Ich habe mit Interesse davon gehört," fiel Eisenschmidt ein und deutete abermals mit einladender Bewegung auf den nächsten Sessel. Der Major nickte und ließ sich nieder.

„Eh bien," fuhr er fort, „ich habe nun die Absicht, in einem Kapitel meines Buches mich eingehender mit der derzeitigen Zusammensetzung un-

seres Offizierkorps zu beschäftigen und wollte Sie deshalb um einige Angaben über — über den Ursprung Ihrer Familie bitten — ganz kurz natürlich . . .“ Er räusperte sich von neuem und putzte lebhafter an seinem Monocle. „Ich würde Sie übrigens nicht persönlich belästigt haben, da mir für diesen Teil der Regimentsgeschichte ein Freund, der bekannte Heraldiker und Heroldsmeister Herr von Gumppen-Trachenberg, seine liebenswürdige Mitwirkung zugesagt hat — aber speziell über Ihre Familie, Herr Rittmeister, war er gar nicht informiert“ — ein lauernder Blick flog zu Eisenschmidt herüber — „er sagte mir sogar, daß das Königliche Heroldsamt bereits die Absicht hatte, sich einmal direkt an Sie mit der Bitte um Aufklärung über die Entstehung Ihres Adels zu wenden, da von Allerhöchster Seite aus eine genaue Prüfung der Rang- und Quartierliste in Bezug auf die Führung des Adelsprädikats seitens der Offiziere angeordnet worden sei . . .“ Ein kurzes letztes Räuspern, und dann schwieg der Herr Major, schlug, sich weit in den Sessel zurücklehnend, die langen Beine übereinander und betrachtete mit Aufmerksamkeit die Spitzen seiner Stiefel.

Eisenschmidt kannte seinen alten Gegner zu genau, um sich irritieren zu lassen. Er merkte sofort, daß ein Pfeil auf ihn abgeschossen werden sollte, der vergiftet war; seine gesellschaftliche Stellung sollte erschüttert werden. Es war ihm bekannt, daß Bellmerstedt an einer Regimentsgeschichte arbeitete, das heißt der Major hatte die vorgesetzte Behörde um die Erlaubnis der Abfassung einer solchen gebeten und dann, selbstverständlich in aller Heimlichkeit, einen Litteraten von Beruf mit der Verarbeitung des leicht beschafften Materials beauftragt. Der Litterat erhielt von dem reichen Mann ein gutes Honorar — dem Major aber, der als Verfasser des Buchs auf der Titelseite genannt wurde und es als solcher auch dem Landesherrn in persönlicher Audienz zu überreichen vorhatte, blühte der Ruhm der Autorschaft und winkte zudem eine Ordensauszeichnung als Lohn für seine schriftstellerische That. Wie gesagt — das alles wußte Herr von Eisenschmidt. Er war sich aber auch klar darüber, daß Bellmerstedt sich nur auf diese Regimentsgeschichte bezogen hatte, um aus bequemer Deckung den Giftpfeil gegen ihn abschießen zu können. Man zweifelte die Berechtigung seines Adelsprädikats an und wollte ihn damit gesellschaftlich bloßstellen. Das war sehr geschickt eingefädelt und konnte für Eisenschmidt bei den eigentümlichen Vorurteilen, die in seinen Kreisen mit großer Sorgfalt gepflegt wurden, in der That unangenehm werden, wenn er nicht parierte.

Er verbeugte sich lächelnd. „Es wird mir eine Freude sein, Herr Major,“ entgegnete er, „Ihnen alles das, was ich über die Abstammung meiner Familie weiß, mitteilen zu dürfen. Es ist freilich nicht allzu viel und auch auf die Genauigkeit meiner Angaben kann ich nicht den Diensteid ablegen. Ich will, um ein Beispiel anzuführen, nicht beschwören, daß jener meiner Vorfahren, der den Vornamen Sebald und den fatalen Beinamen ‚mit der leeren Tasche‘ führte, schon 1206 oder erst 1207 seine große Bußfahrt nach dem heiligen Lande angetreten hat, bin mir auch nicht völlig klar darüber, ob bei dem berühmten Zweikampfe meiner beiden Ahnen Przibislaw und Jezko Anno 1329 Przibislaw oder Jezko mehr Prügel bekommen hat. Aber ich denke, es wird auf solche Einzelheiten nicht ankommen, wenn ich auch anerkenne, daß sie von eminenter historischer Wichtigkeit sind.“

Der Major starrte den Sprechenden mit großen Augen an. Er war sich im ersten Momente noch nicht recht bewußt, ob der Rittmeister scherzte oder ob er es ernsthaft meinte — als er aber in das heiter lächelnde Gesicht seines Gegenübers sah, merkte er doch, daß der Rittmeister sich einen kleinen Spaß erlaubte — mit ihm, dem Vorgesetzten, mit dem Grafen Bellmerstedt! — Das hagere Gesicht des Majors rötete sich. „Erlauben Sie, Herr Rittmeister,“ sagte er, sein Augenglas an der Schnur spielend hin und her schwenkend, „ich glaube, Sie haben mich — ehe — Sie haben mich mißverstanden. Ich — ich scherzte durchaus nicht. Nein, ich scherzte nicht — im Gegenteil, ich meinte es sehr ernst — und ich wollte Sie mit meiner Anfrage gleichzeitig in verbindlicher Form darauf aufmerksam machen, daß das Heroldsamt in nächster Zeit eingehende Recherchen über — über — über den Ursprung Ihres Adelsdiploms bei Ihnen einziehen dürfte. Herr von Gumppen-Trachenberg hat mich versichert, daß künftighin bei allen Offizieren, deren Adel nicht genealogisch nachweisbar ist, das ‚von‘ in der offiziellen Rangliste ausgedruckt werden soll — zum Unterschiede von den Edelleuten, deren Adel traditionell oder verbrieft anerkannt ist und bei denen das Adelsprädikat durch ein einfaches v — ein v mit einem Punkte dahinter — bezeichnet wird. Das ist doch von allergrößter Wichtigkeit, Herr Rittmeister!“

Der Major hatte, seiner Gewohnheit nach, wenn er heftig zu werden begann, sehr schnell gesprochen und dabei wie eine Schlange gezischt — „ſſ — pſt pſt — ſt ſt“ — riß nun die Augen weit auf und zupfte nervös an seinen Handschuhspitzen. Eisenschmidt dagegen war ganz ruhig geblieben und hatte sein heiteres Lächeln nicht verloren; er schüttelte den Kopf und entgegnete sanft:

„Aber ich bitte Sie, Herr Major — es ist mir wirklich ganz gleichgültig, ob ich in der Rangliste mit einem ausgedruckten ‚von‘ oder mit einem ‚v Punktum‘ figuriere. Das eine schmerzt mich nicht und das andere thut mir nicht weh.“

„Herr Rittmeister“ — die Stimme des Grafen Bellmerstedt begann jetzt einen leicht tremolierenden Klang anzunehmen, ein Zeichen dafür, daß seine Erregung sich steigerte — „Sie scheinen mich noch immer nicht völlig verstanden zu haben — verzeihen Sie, daß ich das sage. Es kann Ihnen doch unmöglich angenehm sein, daß man Ihren Adel bezweifelt, oder aber, daß man ihn an maßgebender Stelle zum mindesten als nicht historisch beglaubigt ansieht . . .“

Eisenschmidt zögerte eine kleine Minute, ehe er, ziemlich langsam sprechend und erst später lebhafter

werdend, antwortete: „Der Zufall hat mich als Edelmann auf die Welt kommen lassen — wie Sie, Herr Major. Ich bin ihm insofern dankbar dafür, als mir dadurch eine ganze Reihe gesellschaftlicher Vorteile eröffnet worden ist, deren Wert ich sehr wohl zu schätzen weiß. Der Zufall meiner Geburt giebt mir aber noch nicht das Recht, stolz auf meine Abstammung zu sein. Ich freue mich ihrer, wie ich mich meines ehrlichen Namens freue. Stolz sein kann ich nicht einmal auf diesen ehrlichen Namen, denn ich persönlich wäre unschuldig daran, wenn einer meiner Ahnen ein Verbrechen begangen hätte, das meinen Namen besudelt. Ich könnte mir in diesem Falle höchstens Mühe geben, ihn wieder zu Ehren zu bringen. Es berührt mich also auch nicht weiter, wenn es einem einfällt, an der ‚historischen Verbriefung' meines Freiherrntitels zu zweifeln. Vor der Annahme, daß ich ihn mir zu Unrecht beigelegt, schützt mich meine Stellung."

„Ganz gewiß, Herr Rittmeister" — Graf Vellmerstedt nickte hastig und lebhaft — „davon kann gar keine Rede sein! Pardon, wenn ich Ihnen auf Ihre — Ihre liberalen Abschweifungen nicht folge — bleiben wir bei der Sache! Also, wie gesagt, von einer unrechtmäßigen Beilegung des Adelsprädikats ist keine Rede. Es handelt sich einfach um folgendes. Es giebt viele Familien, namentlich ausländischen Ursprungs, die heute den Adel führen, ohne daß es ihnen möglich sein würde, ihre Nobilitierung schwarz auf weiß nachzuweisen. Dem sogenannten Uradel wird dies durch Dokumente älteren Datums erleichtert, dem Briefadel durch die verliehenen Diplome. Das Heroldsamt ist nunmehr angewiesen worden, in fraglichen Fällen in Bezug auf die Offiziere der Armee Recherchen anzustellen und diejenigen, deren Adel nur als traditionell, aber nicht nachweisbar beglaubigt anzusehen ist —"

„Künftighin mit einem voll ausgedruckten ‚von' in der Rangliste zu führen," fiel Eisenschmidt ein. „Der Herr Major sagten mir das bereits."

„Sehr wohl — ich sagte das bereits . . ." Vellmerstedt stockte der unerschütterlichen Ruhe Eisenschmidts gegenüber ein wenig . . . „Aber — aber, Herr Rittmeister, würde Ihnen das nicht unangenehm sein?"

„O — ganz und gar nicht, Herr Major — auch über diesen Punkt hatte ich schon vorhin die Ehre, mich auszusprechen! ‚Von' bleibt ja doch ‚von' — ob man es auszuschreiben oder abzukürzen beliebt."

„Ja — — jawohl — es handelt sich eben nur um den Unterschied . . ." Der Major pausierte ein wenig und fügte dann lauernd an: „Und der Freiherrentitel —?"

Eisenschmidt erhob sich. „Wenn das Heroldsamt gewillt oder angewiesen ist, sich nach dem Ursprung meines Adels zu erkundigen," erwiderte er, „so wird es sich zweifellos zunächst an die Quelle wenden, die ihm am ehesten Rede stehen kann — also an mich selbst. Ich gestehe nun ganz offen, Herr Major, daß ich mich in die Geschichte meiner Familie noch nicht tief genug versenkt habe, um Ihnen auf der Stelle sagen zu können, seit wann wir die Krone mit den sieben Perlen über dem Wappen führen — ich denke aber, das wird sich eruieren lassen. Wenn nicht — nun, mein Gott, dann müßte ich künftighin ohne den hübschen Freiherrntitel weiterleben, und es würde ja wohl auch gehen!"

Graf Vellmerstedt stand langsam auf. Er war jetzt ganz eisig geworden. „Es würde auch gehen," antwortete er, „Sie haben ganz recht, Herr Rittmeister! Jedenfalls würde es Ihnen bei Ihrer liberalen Anschauungsweise —"

„Sagen wir nationalliberaler oder freikonservativer, Herr Major," fiel Eisenschmidt ein. „Notabene, wenn meine Art der Anschauung überhaupt politisch beurteilt werden soll. Bei einem ausgesprochenen Mittelparteiler kommt es dabei auf die engere Fraktion nicht so genau an . . ."

Das erneute ironische Lächeln Eisenschmidts machte Vellmerstedt wütend. Aber er verlor seine äußere Ruhe nicht mehr. Er blieb in seiner ganzen Länge unbeweglich vor dem Rittmeister stehen. „Es würde sich in diesem Falle nur darum handeln," fuhr er fort, jedes Wort nadelspitz abschleifend, „ob Sie unter solchen Umständen noch beim Regimente zu verbleiben gedächten, Herr Rittmeister."

Eisenschmidt verneigte sich. Der andere war sein Vorgesetzter und konnte ihn, wenn er seine Gegnerschaft gehässig ausnützte, schwer schädigen. Aber Eric war so empört über das ganze Verhalten des Majors, daß er die Konsequenzen nicht überlegte und seinen fröhlich-ironischen Ton beibehielt, von dem er wußte, daß er Vellmerstedt am meisten ergrimmte.

„Ich glaube, den Herrn Major darüber beruhigen zu können," sagte er. „Ich bleibe — ich werde jedenfalls bleiben. Die Königs-Kürassiere sind ja nicht auf Barone eingeschworen."

Graf Vellmerstedt wurde blaß und wieder begannen seine schmalen Nasenflügel zu zittern wie die Nüstern eines Raubtiers, das Beute wittert. „Das nicht, Herr Rittmeister," entgegnete er, „das allerdings nicht. Aber Sie wissen, daß wir in unserm Offizierkorps der Überlieferung nach nur Edelleute aufnehmen."

„Ich weiß es, Herr Major, und ich möchte mir, da wir uns im Augenblick ja in harmlos privater Unterhaltung befinden, in dieser Beziehung ganz gehorsamst den Einwand erlauben, daß ich die erwähnte Thatsache eigentlich nicht recht in der Ordnung finde. Würden es der Herr Major nicht auch für zweckdienlicher erachten, wenn man mehr auf die Tüchtigkeit der Offiziere als auf deren Stammbaum sehen wollte?"

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Spruchartig.

Von **Betty Paoli.***)

Verschleiert Weh nannt' einst die Lust mein irrend Herz;
Verhüllte Lust nenn' ich nunmehr jedweden Schmerz.

Lust, die, um unser Aug' nicht blendend zu erschrecken,
Mit schwarzem Schleier muß zu hohe Schönheit decken.

O blick dem Schmerz nur fest ins dunkle Angesicht,
Dann bringst du durch den Flor und schauest Gottes Licht!

*

Das tiefe, dunkle Meer, von Menschen „Tod“ genannt,
Es spült die Leichen all' an Gottes heil'gen Strand.

*

Wie hoch auch mancher Berg ragt in der Wolken Reich,
An Höh' ist keiner doch dem Grabeshügel gleich.

Denn stehest sinnend du auf seinen ernsten Höhen,
Wirst du das ganze Sein in dunkler Tiefe sehen.

Und überschau'n wirst du mit einem Blick die Welt
Und alles, was sie faßt und was ihr Kern enthält.

*

Ein himmlisch Saitenspiel dünkt mir das Herz des Frommen,
Von Gott allein berührt, von Engeln nur vernommen.

*

In Gott ist unser Ziel; späh nicht nach andern Wegen;
Denn alle führen dich dem gleichen Ziel entgegen.

Und wandle, wie du willst, auf fernstem Pfad und Steg,
Du kommst stets nur zu Gott auf weiterm, rauherm Weg.

*

Glückselig, wem erblüht ein edler Schmerz im Leben,
Es wird ihm süße Frucht und stillen Schatten geben.

*

Ich bin ein Sonnenstrahl voll Licht und Liebesduft,
Der sehnend heim verlangt aus ird'scher Körpergruft!

*

Du schreitest rüstig fort, um bald am Ziel zu sein;
Doch, was du dafür nimmst, ist nur ein Meilenstein.

*

Dies Wort erwähle dir zum kräftigen Begleiter:
Und käm' das Schlimmste selbst, wohlan! was wär' es weiter?

*

Der Hoffnung Flügelkleid ziemt nur den Jugendtagen;
Im Lebenskampfe laß dein Herz den Panzer tragen.

*

„Ich kann nicht!“ rufst du aus? das heißt bequem verzagt!
Sprich! hast du denn auch schon einmal „ich will!“ gesagt?

*

Hat einer so viel Geist, daß, selbst von Neid zernagt,
Die schlechte Welt ihn doch nicht dumm zu nennen wagt:

An seinem Herzen wird sie ihre Rache nehmen
Und sagen: dies sei schlecht! Wer wird sich darob grämen?!

*

Es werden, wie vor Gott der Götter bunt Geschlecht,
Die Rechte schwinden einst vor dem gottein'gen Recht.

*

Durch fremden Schaden wirst du Klugheit nie erringen;
Durch eignen aber kannst du's bis zur Weisheit bringen.

*

Fühlst du dein Herz durch Haß von Menschen weggetrieben —
Thu ihnen Gutes! schnell wirst du sie wied'r lieben.

*

Es ist der Fackel Tod die Helle, die sie beut:
Der hohe Mensch verglimmt an Strahlen, die er streut.

*

Wie willst du, daß ich soll an Menschenwert verzagen?
Fühl' ich den eignen nicht? — mein Herz nicht edel schlagen?

*

Das Kreuz auf frommer Brust, das Schwert in starker Hand —
Wer so gerüstet zieht, erkämpft das heil'ge Land.

---

*) Aus den Gedichten von B. P. Auswahl und Nachlaß. (Stuttg. 1895, Cottas Nachf.) Wir machen unsere Leser auf die im Norden noch immer nicht nach Gebühr gewürdigte Dichterin aufmerksam, die fast alle Mitschwestern durch Kraft des Gedankens und doch echt weibliches Empfinden überragt.

Ein Brief Tolstois.

I.

Eben ist bei Otto Janke in Berlin ein neues Buch Tolstois erschienen: „Grausame Genüsse“. Ihm angefügt ist ein Brief, der ein merkwürdiges Licht auf den eigenartigen Mann wirft. Er, der sein Evangelium stets mit solcher Bestimmtheit verkündigt hat – am meisten umfassend in „das Reich Gottes ist in Euch“, ist an die neue Wende seines Lebens gelangt: er fühlt den Gegensatz zwischen vielen seiner Lehren und seiner Lage: Wir lassen hier den Brief folgen, vielleicht bietet sich Gelegenheit, auf ihn zurückzukommen.

Mein lieber Freund!

Ich schreibe Ihnen, „mein lieber Freund“ nicht, weil es so Gebrauch ist, sondern weil Sie mir sehr sympathisch geworden sind, seitdem ich Ihren ersten und besonders Ihren zweiten Brief erhalten habe und weil ich Sie aufrichtig liebe. In meinem Gefühl für Sie liegt viel Egoismus. Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr ich isoliert bin, in welchem Grad mein wahres Ich von allen denen, die mich umgeben, verachtet wird. Ich weiß, daß das Himmelreich denjenigen vorbehalten ist, welche leiden, ich weiß, daß es nur in Kleinigkeiten dem Menschen vergönnt ist, die Früchte seiner Arbeit zu genießen oder wenigstens ihr Resultat zu sehen. Aber von den Werken der göttlichen Wahrheit, welche ewig ist, kann der Mensch auch nicht die Folgen wahrnehmen, besonders in der kurzen Periode seines Lebens. Das alles

weiß ich und dennoch verzweifle ich oft, und darum ist unsere Begegnung und meine Überzeugung, in Ihnen den Mann zu finden, der aufrichtig, auf demselben Weg, nach demselben Ziel zuschreitet wie ich, für mich eine große Freude.

Und nun werde ich in geordneter Reihenfolge fortfahren.

Ihre Briefe an M. haben mir sehr gefallen, besonders der letzte. Ihre Argumente sind unwiderleglich, aber leider existieren sie nicht für ihn, denn ich kenne seine Ansichten seit langer Zeit. Alles, was er gesagt hat, sieht man im Leben, in den Büchern, und es ist immer dasselbe.

Sie sagen: „Dies ist die Wahrheit, und dies ist Trug und aus diesem und jenem Grunde. Dies ist das Heil, und dies ist das Übel aus diesem und diesem Grund.“ Und Ihre Mitmenschen wissen wohl, daß Sie in der Wahrheit sind, noch ehe Sie es gesagt haben. Aber sie wollen es nicht eingestehen, sie leben in der Lüge, das heißt im Trug. Jeder Mensch, welcher ein Herz hat, welcher das Gute liebt und das Böse haßt, und dessen Begriffsvermögen nur den Zweck hat, den Trug von der Wahrheit zu unterscheiden, jeder Mensch muß die Augen vor der Wahrheit schließen, wenn er im Trug und im Bösen leben will, und um diesen Abfall zu verbergen, beruft er sich auf die historischen Gesetze, die objektiven Standpunkte und die Sorge um das Glück seiner Mitmenschen.

So handeln alle Theologen, alle Staatsmänner, alle Nationalökonomen, so handeln auch alle diejenigen, welche ein Leben führen, das dem Heil und der Wahrheit widerspricht, und welche sich in ihren eigenen Augen zu rechtfertigen streben.

„Die Ursache der Verdammnis aber ist, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und daß die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht, weil ihre Werke bös waren.“

„Denn wer Böses thut, der hasset das Licht und kommt nicht zum Licht, aus Furcht, daß seine Werke zurückgewiesen werden.“

„Derjenige aber, der nach der Wahrheit handelt, kommt zum Licht, damit seine Werke offenbar werden, weil sie nach Gott gemacht sind.“ (III, 19–21.)

— — — — — — — — — — — — — —

Man kann sich nicht klarer ausdrücken und ich schließe daraus, daß in Bezug auf diese Menschen eine längere Verbreitung darüber nicht besser wäre als Perlen vorzuwerfen denen, die Sie kennen. Es genügt, ganz einfach vor ihnen eine Haltung zu bewahren, welche uns unnütze Mühe erspart. Mit ihnen zu streiten wäre nicht nur müßig, sondern sogar schädlich für den Zweck, den wir erstreben. Man reizt sie, mehr zu sagen als sie wollen, Paradoxen aufzustellen, Ihre Gedanken zu übertreiben, und indem sie wichtige Teile Ihrer Worte weglassen, verbreiten sie sich höhnisch über die Ungenauigkeiten, welche sie so selbst hervorgerufen haben.

Die Haltung, die ich gegenüber diesen Menschen beobachte — und die ich auch anderen anrate — ist diejenige, welche ich gegenüber einem ungezogenen Burschen beobachten würde, der dem Trunk und dem Laster ergeben ist und meinen jungen Sohn in die Liederlichkeit hinabziehen wollte. Ich habe Mitleid mit solchen Bedauernswerten, Ausschweifenden, aber ich werde niemals versuchen, ihnen die Moral vorzuhalten oder sie auf den guten Weg zurückzuführen, da ich im voraus weiß, daß das verlorene Mühe ist. Ein solcher Mensch ist unheilbar, und ich würde nichts anderes erreichen, als daß er mich vor meinem Sohn lächerlich macht, und mein Sohn selbst, auch wenn es mir gelingt, ihn einem solchen Umgang gewaltsam zu entreißen, kann jeden Tag in eine ebenso gefährliche Gesellschaft geraten. Diesen liederlichen Menschen würde ich nicht einmal vor meinem Sohne in seiner ganzen Abscheulichkeit zu entlarven suchen, denn dieser müßte sie selbst entdecken. Meine Aufgabe wäre es, seine junge Seele mit Vorschriften zu erfüllen, welche wirksam genug sind, ihn vor Versuchungen zu bewahren. Wenn ich anders handeln würde, so würde ich unnütz meine Mühe verlieren. Weder Sie, noch mich, noch sonst irgend jemand möchte ich so der Verderbnis aussetzen, da dieses kostbare kleine Licht in der Finsternis, die uns umgiebt, leicht erlöschen könnte.

Diese Abschweifung bringt mich unmerklich mit der zweiten und hauptsächlichsten Frage Ihres Briefes näher: „Wie soll man also die Menschen aufklären und sie vor den Verführungen der Liederlichkeit bewahren, wenn wir durch die Gewalt daran verhindert werden? Wie soll man zur Verwirklichung der evangelischen Lehre gelangen? Wenn die Menschen von mir verlangen, sie zu schützen, muß ich dann nicht ihre Verteidigung auf mich nehmen, auf die Gefahr hin, daß ich genötigt sein könnte, Gewalt zu brauchen? Muß ich in diesem Zustand verharren, selbst wenn man vor mir menschliche Wesen tötet oder quält?“

Nein, man darf nicht Gewalt anwenden, um seinen Nächsten zu schützen und zu verteidigen, weil das Gute nicht durch Gewalt, das heißt durch das Böse gethan werden kann.

Teurer Freund, ich bitte Sie im Namen des Gottes der Wahrheit, den Sie anbeten, werden Sie nicht heftig, suchen Sie mir keine Gründe entgegenzustellen, ehe Sie nachgedacht haben, nicht über das, was ich Ihnen schreiben werde, sondern über das Evangelium. Und nicht über das Evangelium als Wort Gottes und Christi, sondern über das Evangelium als die klarste, einfachste, begreiflichste, praktischste Lehre über die Art, wie die Menschen leben sollen.

Was soll ich thun, wenn vor meinen Augen eine Mutter ihr Kind schlägt? Es handelt sich, wohl gemerkt, nicht darum, meinem ersten Antrieb zu folgen, sondern zu entscheiden, was ich thun soll nach Klugheit und Gerechtigkeit.

Mein erster Antrieb wird derselbe sein, wie wenn ich beleidigt werde, nämlich, mich zu rächen, aber ich muß mich fragen, ob meine Rache vernünftig wäre, und ich muß auch untersuchen, ob es gut ist, Gewalt gegen diese Mutter zu brauchen, die ihr Kind schlägt. Was ist mir widerlich an dieser Scene? Was finde ich daran böse? Die Thatsache, daß das Kind leidet? Oder vielleicht die Thatsache, daß die Mutter inmitten ihrer Mutterfreuden die Qualen des Zorns empfindet? Vielleicht beides.

Der Mensch allein kann nichts Böses thun. Das Böse wirkt auf die Menschen wie ein Auflösungsmittel; darum, wenn ich etwas unternehmen will, so muß es nur zu dem Zweck geschehen, das Auflösungsmittel zu beseitigen und die Übereinstimmung zwischen Mutter und Kind wiederherzustellen. Wie soll ich in diesem Fall verfahren? Mich der Heftigkeit gegen die Mutter überlassen? Dadurch würde nicht verschwinden, was sie von ihrem Kind trennt, ich würde nur eine schlechte Handlung mehr begehen, welche mich von ihr entfernen würde. Was soll ich also thun? Mich an die Stelle des Kindes setzen? Das wäre wenigstens nicht ganz einfältig.

Was Dostojewsky sagt und was Mönche und Erz-

bischöfe gesagt haben, ist mir widerlich. Sie behaupten, es sei ein Recht der gerechten Verteidigung, Krieg zu führen und seine Seele hinzugeben für die Brüder. Ich habe immer geantwortet: „Seine Brust den Streichen anderer zu bieten, ja! Aber seinesgleichen zu erschießen, das ist nicht Verteidigung, das ist Totschlag!“

Teurer Freund, durchdringen Sie sich wohl mit dem Geist des Evangeliums, und Sie werden sehen, daß das so kurze dritte Gebot (Matth. V, 38—39), das so bestimmt und kurz lautet, nicht dem Bösen Widerstand zu leisten, das heißt nicht Böses mit Bösem zu vergelten, wenn nicht der Gipfel, so doch wenigstens ein Hauptpunkt in der Lehre ist. Auch ist es eben dieser, den alle falschen christlichen Lehrer zu beobachten verweigern. Dieser Zustand der Dinge, den diese so verabscheuen, besteht bis jetzt nur, weil man diese Vorschrift mißverstanden hat. Ich spreche nicht vom Konzil von Nicäa, das so viele Übel hervorgerufen hat und das eben auf diese Auslegung der Lehre Christi, die Gewalt in Namen des Guten, gegründet war. Schon zur Zeit der Apostel erscheint diese Gewalt in der That des Paulus, was den Sinn der Lehre verdunkelt hat. Wie oft habe ich ebenso lächerlich die Schlußfolgerungen der Priester und die der Revolutionäre gefunden, mit denen ich sprach und welche die evangelische Lehre als ein Mittel betrachten, um einen rein äußerlichen Zweck zu erreichen. Priester und Revolutionäre haben jedoch ganz entgegengesetzte Ansichten, alle aber verleugnen mit demselben Eifer die Grundlehre Christi. Die ersten können nicht unterlassen, die Häretiker zu foltern und zu vernichten, durch ihre Segenssprüche und Gebete die Mordthaten und Hinrichtungen zu verherrlichen, die anderen können kein anderes Ideal verfolgen, als diese entsetzliche Unordnung, welche man die Ordnung nennt und welche uns regiert, durch die Gewalt zu zerstören.

Augenscheinlich sind die Geistlichkeit und die Aristokratie nicht imstande, das menschliche Leben sich ohne Gewaltthat vorzustellen. Dies gilt auch für die Revolutionäre.

Man erkennt den Baum an seinen Früchten. Kann der Baum des Guten Früchte der Gewaltthat tragen? Ebensowenig kann man ein Blutbad und Bluthaten im Namen der Moral Christi verüben. Darum berauben sich beide, da sie der Lehre nicht gehorchen wollen, zuerst dieser einzigen Kraft, welche der Glaube giebt. Und ich meine den Glauben an die vollständige Wahrheit und nicht an Teile derselben. Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen. Das ist keine Prophezeiung, sondern der Ausspruch einer Thatsache, welche allen bekannt ist.

Man kann nicht Gott und dem Teufel zugleich dienen. Das Evangelium ist nicht das einfältige Buch, wie es die Priester schlauerweise uns vorstellen, und alle Grundsätze, welche sich darin finden, sind nicht leichtsinnigerweise verkündigt worden, sondern in engem logischem Zusammenhang mit der ganzen Lehre. So geht das Gebot, für das Böse nicht Rache zu nehmen, aus dem Evangelium in seiner Gesamtheit hervor. Ohne dieses Gebot würde die christliche Lehre nach meiner Ansicht in einem Augenblick zusammenstürzen. Nicht nur wirkt das Leben und das Werk Christi zusammen, um sie zu befestigen, nicht nur hat Johannes uns Kaiphas gezeigt, der Christus im Namen des Glaubens dem Tode zuführte in seiner Unwissenheit über diese wichtige Wahrheit, sondern es ist auch in der heiligen Schrift klar ausgesprochen, daß der Widerstand gegen das Böse durch Gewalt die schlechteste und gefährlichste aller Versuchungen sei. Die Anhänger Christi sind ihr erlegen, Christus selber wäre ihr beinahe unterlegen.

Ich gehe noch weiter. Diese Wahrheit erscheint mir so einfach und so klar, daß ich überzeugt bin, ich würde sie allein gefunden haben, selbst wenn Christus und seine Lehre nicht existiert hätten! Scheint Ihnen dies nicht wahrscheinlich? In meinen Augen steht das außer Frage, daß, wenn ich mir die geringste Gewaltthat erlauben würde, um ein größeres Übel zu bekämpfen, ein anderer kommen würde, der seinerseits dieselbe Freiheit sich nehmen würde, dann ein zweiter und dritter, und so würden Millionen von einzelnen Gewaltthaten von neuem diese schreckliche Geißel schaffen, welche heutzutage herrscht und uns tyrannisiert.

Also, wenn Sie meine Bitte erhört haben, wenn Sie mit Ruhe gelesen haben, was ich hier geschrieben habe, und sich aller Argumente zu Gunsten Ihrer Ansichten enthalten, so werden Sie hoffentlich zugestehen, daß es auch kräftige Beweise zu Gunsten der Ihrer Meinung widersprechenden Ideen giebt, und Sie werden dies gerne zugestehen, wenn Sie meine kurze Erklärung des Evangeliums gelesen haben werden.

Wenn ich nicht irre, so geht folgendes in Ihnen vor: Ihre Intelligenz giebt mir recht, aber Ihr Herz lehnt sich auf gegen meine Auslegung des Grundsatzes: „Widerstehet nicht dem Übel“. Und Sie sagen: „Es ist hier gewiß eine Dunkelheit oder irgend ein Fehler in der Schlußfolgerung aufzuklären, und ich werde sie finden, denn es ist unmöglich, daß die Lehre Christi, die Lehre der Nächstenliebe mich dazu verurteilt, gleichgültig das Böse anzusehen, das in der Welt vorgeht.“

Sie begreifen, daß ein alter Mann wie ich, der am Ende seiner Laufbahn angekommen ist, die Milde predigt und entschuldigen mich, aber Sie sind überzeugt, daß jeder Schritt Ihres Lebens nur ein Kampf gegen das Böse sein soll und sind entschlossen, es mit allen Mitteln, die Sie schon gefunden haben und die Sie noch finden können, zu bekämpfen. Sie schließen daraus, daß man diese Wahrheit im Volk verbreiten, sich den Führern der evangelischen Sozialisten nähern und auf die Regierung drücken soll und so weiter.

Das Gefühl, das Ihnen diese Worte eingiebt, ist edel, und eben darum liebe ich Sie. Aber das ist dasselbe Gefühl, das den heiligen Petrus angetrieben hat, sein Schwert zu ergreifen, um dem Knecht das Ohr abzuhauen. Stellen Sie sich vor, was daraus entstanden wäre, wenn Christus ihn nicht zurückgehalten hätte! Eine Schlacht! Die Anhänger Christi wären Sieger geblieben und hätten sich der Stadt Jerusalem bemächtigt. Was wäre aus der christlichen Lehre geworden? Sie würde nicht mehr bestehen, wir hätten nichts mehr, auf das wir uns stützen könnten und wären schlimmer daran als die Axakows und die Solowjews.*)

Um meine Gedanken genauer auszudrücken, werde ich Ihnen sagen, wie ich die Lehre Christi auffasse, welche keineswegs nebelhaft oder überspannt ist, sondern klar und in der Praxis anwendbar.

Die Lehre Christi besteht, wie alle Welt weiß, in der Liebe Gottes und des Nächsten. Aber was ist Gott? Was versteht man unter Liebe? Wie kann man Gott lieben, der ein unbegreifliches Wesen ist? Was ist der Nächste? Was bin ich selbst? Gott lieben, bedeutet für mich, die Wahr-

*) Axakow war bekanntlich ein Führer der Panslavisten und Solowjew ein Professor der Philosophie an der Universität Moskau.

heit lieben, den Nächsten wie sich selbst lieben, heißt, die Einheit des eigenen Daseins mit dem der anderen und mit der ewigen Wahrheit, welche Gott ist, anerkennen.

Aber, werden Sie sagen, diesen Gott faßt jeder nach seiner Weise auf und manche Menschen erkennen ihn gar nicht an. Wie kann ich meinen Nächsten wie mich selbst lieben, da doch in mir selbst ein angeborenes egoistisches Gefühl liegt, dessen ich mich nicht entledigen kann?

Das alles sage ich, um noch mehr hervortreten zu lassen, daß die Bedeutung des Christentums wie aller Religionen nicht in den abstrakten Grundsätzen liegt (die abstrakten Grundsätze finden sich in allen Theogonien,*) Buddha, Confucius, Sokrates waren und werden immer sein die Vertreter der religiösen Metaphysik), sondern in ihrer Anwendung, in der lebendigen Vorstellung vom Glück jedes Menschen und der gesamten Menschheit.

In der Genesis ist gesagt, man müsse Gott und seinen Nächsten lieben. Aber die Anwendung dieses Grundsatzes besteht nach der Genesis in der Beschneidung, in der Heiligung des Sabbaths und der Beobachtung des Strafgesetzes, während die christliche Lehre in der Hinweisung besteht, daß das Gesetz möglich und süß zu erfüllen sei. In der Bergpredigt hat Christus sehr genau dargelegt, wie jeder Mensch dieses Gesetz in Ausübung bringen soll zu seinem eigenen Glück und zu dem der anderen. Ohne die Bergpredigt würde die christliche Lehre nicht existieren. Nicht an die Weisen hat sich Christus gewendet, sondern an die Einfältigen und Demütigen.

(Schluß folgt.)

*) Lehre von der Entstehung der Gottheit.

Zuflucht.

Die Dämmerung kommt — nun will ich träumen
Still vor mich hin,
Vergessen, daß ich arm und müde
Und einsam bin —

Will träumen, daß ein Herz auf Erden
Noch für mich schlägt
Und dieses Lebens Bitterkeiten
Einst mit mir trägt,

Von einer Seele, die in Liebe
Sich sorgt um mich — —
Ich leg' mein Haupt in beide Hände
Und denk' an Dich . . .

Leon Vandersee.

Ausländische Sprichwörter.

a) **Der Odschi-Neger.** Ein Fehltritt des Mundes ist schlimmer als einer des Fußes. — Im Ohr ist kein Kreuzweg. — Wenn Dein Verwandter stirbt, stirbst Du darum nicht; aber wenn er Schande auf sich ladet, trifft Dich die Schande mit. — Wenn ein Vogel in der Schlinge ist, tönt sein Geschrei anders als sonst — Des Armen Elfenbein ist ein Eberzahn. — Leg drauf! Leg drauf! macht endlich eine Last. — Niemand läßt ab, einen Elefanten zu verfolgen und setzt einem Sperlinge nach. — Ein Dummkopf, dessen Schaf zweimal ausreißt. — Wenn Du nicht tanzen kannst, sagst Du: Ich mag die Trommel nicht. — Einer allein ist kein Held. — Wenn ein Sklave frei wird, nennt er sich selbst einen Edelmann. — Wenn jemand Dich haßt, schlägt er Dein Vieh. — Des Todes Hippe mäht nicht bloß in einer Gegend.

b) **Russische:** Die Ehre ist wie ein Glasschuh, man muß vorsichtig darin auftreten. — Der Wind weht, aber die Welle meint sich selbst zu erheben. — Der Kiesel nennt den Diamanten seine Mutter. — Wenn man den Flug der Vögel lobt, wackelt die Ente mit dem Kopfe. — Wir beide haben brav gerudert, sagte die Fliege zum Fährmann, als das Boot am andern Ufer war. — Wenn Hühner gackeln, giebt's Eier; wenn die Weiber gackeln, sind keine da. — Die Schule ist unnütz, in der der Hahn krähen lernen soll. — Wenn die Mücke auf der geschwungenen Glocke sitzt, hält sie sich für den Glöckner. — Wenn man dem Schafe die Wolle abschert, geschieht es nicht, um ihm einen Rock daraus zu machen. — Wenn man den Strang zieht, so läuten die Glocken. — Hänge das neue Werg erst an die Kunkel, wenn das alte versponnen ist. — Es geschieht nicht der Borke wegen, daß der Specht an den Bäumen pickt. — Mit der Zeit werden Eicheln zu Eichen. — Die neunte Haut gehört auch noch zur Zwiebel. — Auch dem frommsten Hunde soll man die Hand nicht ins Maul stecken. — Aus einer großen Blume flicht man keinen Kranz. — Der Kater freit allezeit um die Maus, sie will nur nicht seine Braut sein. — Wer den Spieß kauft, bekommt den Krieg als Zugabe. — Es ist mancher so faul, er möchte gleich Butter von der Kuh melken. — Wenn der Hahn ein Messer ausscharrt, soll er es nicht in die Küche tragen. — Lobe den Apfel erst, wenn er zerschnitten ist. — Wenn es Rubel regnet, fehlt es an einem Sacke; wenn der Sack da ist, regnet es keine Rubel. — Weil der Pfeffer den Zahn nicht beißen kann, so beißt er die Zunge. — Willst Du hier schon im Himmel sein, so mache Dich zuvor zum Engel. — Wer zur Maus bestimmt ist, ist für die Katze geboren. — Man kann auch mit kleiner Axt große Späne hauen. — Wenn der Schneider nicht von der Elle redet, so redet er vom Tuch. — Im Sommer lobt jeder die Kälte des Winters. — Eine leere Flasche ist nur ein Scherben. — Der eine zieht die Melonen, der andere ißt sie. — Des Tischlers Familie ißt an einen wackeligen Tisch. — Ein eigner Kaftan wärmt mehr, als ein fremder Bärenpelz. — Der Hase ist sicher, nach dem zehn Jäger schießen. — Vom Liegen rostet das Beil. — Wo gefegt werden soll, findet sich schon ein Besen. — Auch hundert Erbsen geben ein klein Gericht. — Gesunden schmeckt Sumpfwasser besser als Kranken der Wein. — Fest ist der Tod, schwankend das Leben.

c) **Dänische:** Kröten brüten keine Singvögel aus. — Besser mit Faulen arbeiten als mit Dummen. — Die Kuh will nicht wissen, daß sie Kalb gewesen ist. — Morgenmann hat's, Abendmann bekommt's. — Zum bösen Maul gehört ein starker Rücken. — Arge Hunde, zerrissenes Fell. — Das Fett will oben sein - und wäre es von einem alten Hunde. — Kein Gold so rot — 's muß weg für Brot. — Was das Auge nicht sieht, thut dem Herzen nicht weh. — Wenn die Krippe leer ist, beißen die Pferde einander. — Wer Vater und Mutter nicht gehorchen will, soll dem Kalbfell gehorchen. — Eine Schwalbe ausfliegen lassen und eine Gans wieder haben wollen. — Ei ist Ei, sagte der Bauer — griff aber nach dem größten.

d) **Finnische:** Niemand wird mit der Axt in der Hand geboren. — Der Wirt ist immer Wirt, wenn auch eine Erle; der Knecht immer Knecht, wenn auch eine Eiche. — Es giebt wohl Hunde, es giebt aber auch Stöcke. — Nicht auf jeder Eiche sitzt ein Eichhorn. — Laufend reiset man nicht. — Wenn der Baum gefällt ist, fehlt es nicht an Nehmern. — Ein leerer Beutel ist besser als geborgtes Geld. — Brot ist ein guter Gefährte. — Viel Ärzte, große Gefahr. — Wann soll denn der Faule arbeiten? Im Herbst ist viel Schmutz, im Frühling viel Wasser, im Winter ist's kalt, im Sommer ist's heiß. — Ein Schmied taugt nicht zum Schulmeister. — Dem Erzürnten schmeckt sogar die Milch nicht. — Die Katze läßt man nicht die Würste hüten. — Den Wolf tötet man nicht mit einer Stecknadel. — Selig ist das Weib zu Hause, der Mann auf Reisen. — Der ist noch kein kluger Mann, der Geld erwirbt; aber der ist's, der es zu behalten weiß. — Der Reine braucht sich nicht zu waschen. — Verkaufe den Bär nicht eher, bis Du ihn erwürgt hast.

e) **Niederländische:** Wenn der Wolf alt wird, so reiten auf ihm die Krähen. — Aus Liebe zum Talg leckt die Katze den Leuchter. — Es ist schlechtes Wasser — sprach der Reiher, weil er nicht schwimmen konnte. — Ein krummes Stück Holz brennt ebenso gut wie ein gerades. — Wenn eine Hand die andere wäscht, so sind sie beide schön. — Mancher schneidet sich eine Gerte für seinen eigenen Rücken.

f) **Haitischer Neger:** Eier müssen sich nicht in den Tanz der Steine mengen. — Wer brüten will, bebrüte seine eigenen Eier. — Hänge Deinen Korb auf, wo Deine Hand ihn erreichen kann. — Jeder weiß, was in seinem Topfe brodelt. — Bevor Du den Fluß überschritten, lästere den Kaiman nicht. — Nicht alle, die Sporen tragen, sind zum Reiten bestimmt. — Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen.

Und nun zum Schluß noch ein **amerikanisches** Sprichwort: „Er hat zu mir nicht ein einziges Mal Truthahn gesagt!" („He never said turkey to me"), welches etwa so zu verstehen ist, daß jemand dem andern nichts angeboten oder gegeben habe, was er nach seiner Meinung verdient habe. Nach der Erzählung eines alten Jägers wird es geschichtlich also erläutert: In Missouri jagten auch dann und wann Weiße mit den Eingeborenen, und wenn diese sich auch eben nicht viel aus den Bleichgesichtern machten, duldeten sie dieselben doch zwischen sich. Dort jagten einst auch ein Weißer und ein Eingeborner miteinander, und da die letzteren den weißen Eindringlingen schon nichts Gutes zutrauten und die Weißen von den Indianern behaupteten, daß es diebisches, nichtsnutziges Gesindel wäre, so bestimmten sie vorher, daß sie, was sie heute auf der Jagd erlegen würden, redlich und gleichmäßig miteinander teilen wollten. Als sie am Abend wieder zusammenkamen, hatte der Indianer einen Truthahn, der Weiße aber nur ein Rebhuhn geschossen; wie sie nun ihre Beute abgeworfen und dieselbe betrachtend danebenstanden, sagte der Eingeborene endlich kopfschüttelnd: „Hm — böse Sache — schlecht teilen — wie machen?" — „Wie machen?" sagte der Weiße. „Ei, das ist verdammt einfach, mein braver Junge! Die beiden Stücke lassen sich nur auf zweierlei Art teilen, entweder ich bekomme den Truthahn und Du nimmst das Rebhuhn, oder Du nimmst das Rebhuhn und ich nehme den Truthahn." Der Indianer sah den Weißen eine Zeitlang starr an und überlegte, wie jener eigentlich gesagt habe; der aber sah so ernsthaft dabei aus, daß die Rothaut selber irre wurde. „Wie war das?" fragte er endlich nach einer Pause, um es noch einmal zu hören. — „Wie das war?" erwiderte der weiße Jäger, die Stirn kraus ziehend und mit ernsthaftem Gesicht. „Nun, Du bekommst das Rebhuhn und ich den Truthahn, oder ich nehme den Truthahn und Du das Rebhuhn." — „Weh!" rief da der Wilde erstaunt aus, „Du hast ja nicht ein einziges Mal Truthahn zu mir gesagt." Und wie teilten sie nachher? Wie Weiße bisher immer mit den Rothäuten geteilt haben. Da sich die beiden Stücke wirklich nicht gut teilen ließen, nahm sie der Weiße zuletzt beide und versprach dem Indianer, es das nächste Mal mit ihm auszugleichen.

Herbst.

Raschelnd durch verdorrte
Blätter eilt mein Fuß,
Abendsonne lächelt
Goldnen Abschiedsgruß.
Leise ist Erinnerung
In mir aufgewacht
An die ach verwehte,
Sel'ge Lenzespracht.

Weiter, immer weiter
Schweift mein Geist zurück
Zu des eignen Lebens
Kurzem Maienglück.
Himmlisch lächelnd war es
Nur ein flücht'ger Gruß —
Durch verdorrte Blätter
Raschelnd eilt mein Fuß . . .

Helene Voigt.

Neue Bücher.

Angezeigt von **H. v. L.**

W. W. Wereschagin, **Lebenserinnerungen.** Meine Jugendjahre. Autoris. Übersetzung. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. (Berlin 1895, Siegfried Cronbach.)

Viele Leser werden sich des Aufsehens erinnern, das die Gemälde des russischen Malers vor etwa 10 Jahren in Deutschland erregt haben. Es dürfte die Wißbegierde vieler reizen, zu erfahren, in welcher Art sich der Künstler entwickelt habe. Der 1. Band giebt darüber noch keine Auskunft; er berichtet von der Kindheit auf dem Lande — das Bild bietet neue Züge nicht — und dann vom Aufenthalt im Marinekorps in Petersburg. Dieser zweite Abschnitt enthält manchen sittengeschichtlich wertvollen Zug. Das Ganze hätte für die deutsche Ausgabe ohne Bedenken gekürzt werden können, denn es enthält Abschnitte, die durch allzu breite Darstellung ermüden. Der 2. Band ist für uns Westler die Hauptsache. Hoffentlich erfüllt er, was man sich von ihm verspricht.

Le Satanisme et la Magie par Jules Bois. Avec une étude de J. K. Huysmans. Illustrations de Henry de Malvost. (Paris 1895, Léon Challey, 8 rue Saint-Joseph.)

Es ist schwer über das Buch zu berichten, da es ein stark persönliches Gepräge hat. Man weiß, daß wie bei

uns auch in Frankreich eine neue mystische Strömung im Kampfe gegen den Materialismus erstarkt ist. Viele Menschen, und darunter auch reine Gemüter, haben sich aus der „Exaktheit“, die ihnen allen geistigen Besitz zu rauben drohte, in ein Gebiet geflüchtet, wo sie wieder den Schauer des Geheimnisvollen fühlen und den halb verlorenen Gott wieder zu finden hoffen. Andere minder reine Geister suchen nur neue Nervenerregungen, die ihnen besondere Genüsse versprechen, und ganz lasterhafte Menschen putzen mit einem Satanskult, in dem sie die äußeren Gebräuche der katholischen Kirche verspotten, grauenhafte Ausschweifungen auf.

Herr Jules Bois, auch als Verfasser symbolischer Gedichte thätig, giebt nun dem starken Bande eine Art von Darstellung des ganzen Gebietes. Aber nicht so, wie es bei uns der jüngst verstorbene C. Kiesewetter in seinen Schriften gemacht hat. Herr Bois führt uns weniger in die Quellenschriften ein; er spricht mit Geist über den „Satan und seine Schüler, über die Anrufungen des Teufels, über die Kirche des Satans und deren Gebräuche, über Verzauberungen“ u. s. w. Die Absicht ist, vor dem Unheil zu warnen, das aus der Beschäftigung mit diesem Vorstellungskreise erwachsen kann. So kann das Werk in Frankreich nützlich werden. Von Wert ist es auch für jeden, der sich eingehender mit dem heutigen Schrifttume von Paris — man kann kaum sagen Frankreichs, denn die Satanisten, Magier und wie sich sonst die „Jüngsten“ an der Seine nennen, kommen wohl nicht in der Provinz vor — beschäftigt.

Die Einleitung Huysmans', des Verf.s von „La bas“ und „En Route“, berichtet ziemlich ausführlich über häufige Fälle von Diebstählen von Hostien, die, wie er meint, für den Satansdienst verwendet werden. Wie weit das der Wirklichkeit entspricht, läßt sich ohne genaueste Kenntnis der Verhältnisse nicht beurteilen. Die Ausstattung des Bandes ist sehr schön; die Zeichnungen von Malvost kann ich nicht beurteilen; diese Art von Kunst liegt jenseits meines Kunstverständnisses. (Preis 8 Frcs.)

Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschrift. Von W. Preyer. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 8 Diagrammen und 9 Tafeln. (Hamburg 1895, Leopold Voß.)

Es ist bekannt, daß seit etwa 1885 bei uns die „Graphologie“ die Teilnahme weiter Kreise gewonnen hat. Aus einigen Wahrheiten spannen viele einen unendlichen Faden und machten aus ihm Netze, um die ganze Menschenseele damit abzufangen. In den Familienblättern ist man sofort der Mode entgegengekommen; im häuslichen Kreise wurde die Sache zur Spielerei, an der sich alt und jung beteiligte. Es ist darum wahrhaftig des Dankes wert, daß ein ernsthafter Gelehrter sich der Sache angenommen hat, um das Thatsächliche aus dem Wuste der laienhaften Ansichten herauszuheben.

Herr Prof. Preyer hat den Stoff in folgende Abteilungen eingeteilt: I. „Wodurch unterscheiden sich Handschriften voneinander?“ II. Wie kommen die Verschiedenheiten der Handschriften zu stande? III. Analyse und Synthese der Schriftzeichen. IV. Die Bedeutung der individuellen Merkmale der Schrift (Form, Verbindung der Buchstaben, Grund- und Haarstriche; Richtung, Länge der Zeilen u. s. w) V. Zur Pathologie der Schrift.

Von einem solchen Werke läßt sich eine kurze Inhaltsangabe nicht machen. Der Verf. ist Naturforscher und betont das Physiologische; er ist sehr vorsichtig in seinen Schlüssen; bringt eine Menge neuer Beobachtungen, ohne aber sogleich neue Hypothesen aufzubauen. Wo er es thut — wie in der Annahme vom Einfluß der Gebärde auf die Schrift — regt er den Leser nachhaltig an, die Sache weiter zu verfolgen. Von großem Wert sind die zahlreichen Schriftbilder, mit denen er seine Darstellung beglaubigt oder doch unterstützt.

Niemand, der sich mit der Schrift eingehend beschäftigen will, wird das Werk Preyers unbeachtet lassen können. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Herders Leben. Von Eugen Kühnemann. Mit einem Bildnis in Photogravüre. (München 1895, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.)

Herder gehört leider selbst für unsere Gebildeten zu den vielgenannten Unbekannten. Eine alte Gattung, die sich stets von neuem wiederholen wird, so lange es eine Menschheit auf dieser Erde geben wird. Vor die Millionen, die nicht gelehrte Bildung anstreben, tritt übermächtig die Aufgabe, im Gesamtleben des nächststehenden Menschenkreises sich zu erhalten. Der Tag, die sogen. Wirklichkeit fordert sein Recht. Dann aber drängen sich, meist verbunden mit irgend einem Bedürfnis der Natur oder der Kultur, die Fragen der Gegenwart heran. Sie tönen von der Straße und dem Markte hinein in die Werkstatt, den Fabriksaal, die Schreibstube und oft schon in das Schulzimmer. So wird Streben und Leben der unendlichen Überzahl festgehalten in dem, was man Gegenwart nennt. Man vergißt, daß diese mit allen Fasern in der Vergangenheit wurzelt und die Zukunft in sich trägt; man betrachtet hunderte von auftauchenden Fragen, Zweifeln, Aufgaben als etwas Neues, plagt und müht sich sie zu beantworten, zu klären, zu lösen. Aber dessen ist man so selten eingedenk, daß in den Männern und Werken der Vergangenheit gar oft ein nicht einberufener Landsturm kriegsbereit versammelt ist, fähig, die Schlachten der Gegenwart mit uns zu schlagen. Zu diesem Landsturm gehört Herder.

Wie er auf verschiedenen Gebieten als befruchtender Geist gewirkt hat, ist einer im Verhältnisse zum Volke geringen Zahl von Fachleuten bekannt. Es gereicht kaum einem Geiste zum Vorteil, wenn die Gelehrten ihn mit Beschlag belegen. Sie grübeln und forscheln über ihn; sie zergliedern seinen lebendigen Leib, damit die toten Teile sich einfächern lassen; sie erklären ihn, bis er zerklärt ist. Und dann ist die „wissenschaftliche Aufgabe“ glänzend gelöst, das heißt: der Mann ist tot.

Eugen Kühnemann (geb. 1868 in Hannover) ist einer der begabtesten unserer jungen Schrifttumforscher. Er hat seine Seele aus den Klauen der Philologie gerettet; sich Phantasie, ohne die kein edelwissenschaftliches Streben möglich ist, bewahrt, und strebt zugleich den philosophischen Zug seines Wesens klar herauszuarbeiten.

Mit einer in seinen Jahren seltenen Reife hat er Herders Bedeutung erfaßt; mit der Ehrfurcht und Liebe, die wir jedem reinen Ringen zollen müßten, näherte er sich der Gestalt des merkwürdigen Mannes, der an Reichtum der inneren Anlagen zu den größten Deutschen gehört. Aber die Verknüpfung dieser Anlagen mußte sich in einer Natur vollziehen, der eine mächtige Waffe im Lebenskampfe ganz gebrach: das was ich im tiefsten Sinne Humor nenne. So konnte er sich den kleinen, stets neu auftauchenden Zwergfeinden des Alltags, der Ärgerlichkeiten, nicht erwehren. Der schon in der Jugend vorhandene Zug der Hypochondrie verstärkte sich;

Herder arbeitete sich in Bitterkeit hinein und stand zuletzt fast allein da.

Kühnemann legt in seiner Weise dar, wie es kam, daß der große reiche Geist nicht „in siegender Klarheit" herausgetreten sei. Er bleibt nirgendwo an dem Schriftsteller und Gelehrten haften, sondern sucht stets in den Menschen einzudringen, um aus diesem heraus das Schicksal des Mannes, dessen Wahrheiten und Irrtümer zu erklären. Aber auch wo er das zweite darlegt, ist er weit entfernt von dem schulmeisternden Ton, den z. B. manche Schüler Scherers so gern anwenden.

Der Vortrag Kühnemanns ist mir zuweilen noch zu sehr Vortrag. Er strebt nach Knappheit und nach Klarheit. Die Sätze sind meist kurz. Aber dabei geht er doch nicht selten zu weit in der Gedrängtheit und drückt, was er klar weiß, in Worten aus, die zu allgemein, zu abstrakt sind. Etwas mehr Blut wünschte ich der Darstellung.

Jedenfalls ist das Buch ein schönes Versprechen einer Kraft, die noch Bedeutendes leisten kann. Ich wünsche und hoffe es. Den Lesern aber sei es bestens empfohlen; sie werden aus der Darstellung wohl auch erkennen, in welcher Art Herders Gedanken auch noch dem heutigen Geschlechte Kampfgenossen sein können.

Verstaubt.

In dicken Wolken kommt daher
Der graue Staub geflogen,
Hat all' das lichte Grün umher
Mit Schleiern überzogen.

Mag auch der Wind an Gras und Baum
Mit kecken Händen rütteln,
Die schwere Decke hebt sich kaum,
Sie ist nicht abzuschütteln!

Nur eine mächtige Regenflut
Vermag sie fortzuschwemmen
Die Schleier, die so fest geruht,
Die alles Wachstum hemmen.

— — — — — — — — — — —

Oft hab' ich auf des Leides Spur
Das gleiche Bild gesehen:
Verstaubte Seele, warte nur,
Auch Du wirst neu erstehen!

Gertrud Triepel.

Vermischtes.

Notizen und Zahlen. Statistisches Nachschlagebüchlein von H. Beringer. (Deutscher Verlag, Berlin. Preis 25 Pf.) Obiger Titel läßt kaum vermuten, welch' reicher Inhalt in dem Büchlein geboten ist. Zuerst wollten wir nur einen flüchtigen Blick in dasselbe werfen, blätterten dann aber weiter, und schließlich studierten wir es von Anfang bis zu Ende durch. Studiert will das Büchlein sein, dann aber sprechen die anscheinend trockenen Zahlen eine so beredte Sprache und geben ein so lebendiges Bild von den wirtschaftlichen und sozialpolitischen Zuständen der Hauptkulturstaaten der Erde, wie es packender nicht mit Worten geschehen könnte. Oft giebt eine einzige Ziffernreihe das Material zu recht ernsten Betrachtungen. Zu welchen Reflexionen führen den denkenden Leser z. B. die vergleichenden Ziffern über die Bevölkerungszunahme, die Durchschnittslebensdauer und die Kindersterblichkeit bei verschiedenen Nationen und besonders über den Prozentsatz der Einwohner in verschiedenen Lebensaltern. Wenn wir diese letzteren Ziffern, nur so weit sie Bezug haben auf Deutschland und Frankreich, der Betrachtung unterstellen, so haben wir nicht bloß den Stoff zu einem Leitartikel, sondern zu einem Buch. Wir finden hier, daß es Einwohner bis zum 5. Lebensjahre giebt: in Deutschland 13,4 Prozent, in Frankreich 9,2; vom 5.—20. in Deutschland 30,8, in Frankreich 26,1; vom 20.—40. in Deutschland 29,6, in Frankreich 29,5; vom 40.—60. in Deutschland 18,6, in Frankreich 22,6; über 60 Jahre in Deutschland 7,6, in Frankreich 12,6 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Wenn wir in statistischen Werken die Staatsschulden aufgestellt finden, so giebt uns das noch kein Bild von der finanziellen Lage der Staaten. In Beringers „Notizen und Zahlen" haben wir neben den Staatsschulden das rentierende Staatsvermögen. Wir sehen da, daß den 231,5 Mark Staatsschulden im Deutschen Reiche (samt den Einzelstaaten) per Einwohner gegenüberstehen 328 Mk. Staatsvermögen, in Frankreich den 666,3 Mk. Staatsschulden nur 35 Mk. Staatsvermögen u. s. w. Der danebengestellte Zinsfuß der Schulden verschiedener Staaten giebt zugleich ein politisches Situationsbild.

Einen außerordentlich klaren Überblick giebt das Büchlein über Konsum und Konsumsteuern. Es ist uns kein statistisches Werk bekannt, in welchem diese auf den Kopf ausgerechnet nebeneinandergestellt sind wie hier. Nehmen wir den Tabak heraus:

Jährl. Konsum pr. Kopf:	Zoll u. Steuer pr. Kopf:	Zoll u. Steuer pr. Kg.:
Im Deutschen Reiche 1,5 Kg.	1,08 Mk.	0,72 Mk.
In Frankreich . . . 0,8 „	6,41 „	8,01 „
In Großbritannien 0,67 „	5,31 „	7,90 „

In dieser Weise auf den Kopf ausgerechnet sind alle Hauptkonsumartikel. Besonders eingehender Behandlung erfreut sich das Bier, dessen Konsum nicht bloß auf den deutschen Reichsbürger, sondern auch auf den Bayer, Württemberger, Badenser, Elsaß-Lothringer und selbst auf den Münchener ausgerechnet ist, der am meisten Bier in der ganzen Welt trinkt (426 Liter) und dafür 11,50 Mk. Staatssteuer und 3,80 Mk. Gemeindesteuer bezahlt, in Summa per Einwohner und Jahr 15,30 Mk. oder per Familie 76 Mk.! Aus dem Kapitel: Verwendung der Staatseinnahmen für Verwaltung, Justiz, Gesundheits- und Armenpflege, Landesverteidigung, Kultus und Unterricht verdient besondere Beachtung die vergleichende Statistik über das Volksschulwesen in den verschiedenen Kulturstaaten, die uns einigermaßen überraschende Ziffern zeigt. Wie viele Schüler treffen auf einen Lehrer? Was ist der Kostenaufwand für einen Elementarschüler? Welche Ausgabe trifft hierfür auf den Kopf der Bevölkerung? Auf diese und andere, das Kapitel Unterricht berührende Fragen kann man sich aus dem Büchlein Antwort erholen.

Es ist nicht möglich, hier den gesamten Inhalt der Statistik aufzuzählen, weil wir sonst diese selbst zum Abdruck bringen müßten. Wir können unseren Lesern nur raten, das Büchlein in ihr Notizbuch zu legen und es zu befragen, so oft sie Antwort auf sozialpolitische und wirtschaftliche

Fragen brauchen, die sie sonst erst nach stunden- oder tagelangem Suchen in den Budgets und in voluminösen Werken finden können.

Was das Büchlein in knapper, klarer Anordnung an geographischen, physikalischen und wirtschaftlichen Notizen enthält, macht es zu einem wertvollen Hilfsbüchlein für die Schüler mittlerer und höherer Schulen. Auch wird mancher darin sein auf der Schule erworbenes und wieder vergessenes Wissen auffrischen, wenn er z. B. die Reduktionsformel der Thermometerskalen findet oder die spezifischen Gewichte verschiedener fester, flüssiger und gasförmiger Körper oder die Schnelligkeit von Elektricität, Licht, der Geschosse des deutschen Feldgeschützes, des Infanteriegewehres, des Schalles, der Eisenbahnzüge und viel anderes. Dinge, die für jedermann praktisches Interesse haben, sind z. B. die Nährwertverhältnisse der gebräuchlichsten Nahrungsmittel, die Heizkraft verschiedener Kohlenarten, die Vergleichung der Münzen, Maße und Gewichte, die Telegraphen-, Post- und Eisenbahntarife u. s. w. Die Ergebnisse der Reichstagswahlen von 1874 bis 1893 mit Angabe der auf jede Partei entfallenden Stimmen geben Anlaß zu Betrachtungen über den Wechsel der politischen Stimmungen und Meinungen. Eine oft schmerzliche Erinnerung wird die Zusammenstellung der höchsten und niedrigsten Kurse der beliebtesten Spekulationspapiere in den letzten fünf Jahren bei allen denen erwecken, die „hineingefallen“ oder „hineingelegt worden“ sind.

— Eine mir bekannt gewordene Thatsache wirft helles Licht auf die Schreibseligkeit unserer Behörden. In einem Kreise des Elsaß wogen die Schriftstücke, die sich auf Steuersachen bezogen, im Jahre 1867 34 Pfund. In demselben, der aber seitdem etwas an Umfang verloren hat, wogen sie 1893 154 Pfund. Daß die Zufriedenheit im gleichen Maße gestiegen ist, wage ich nicht zu behaupten. L.

— Bei dem Verleger R. Taendler in Berlin erscheint demnächst ein Werk über das Berliner Zeitungswesen, das 700 Bildnisse enthalten wird. Herausgeber ist der Schriftsteller Gustav Dahms.

Kalender des Berliner Tierschutz-Vereins. Ein Notiz- und Nachschlagebüchlein für 5 Pf. Wir machen unsere Leser aufmerksam auf den vom Berliner Tierschutz-Verein herausgegebenen Kalender. Wir haben das Büchlein durchgesehen und können es zur Einführung in Schule und Haus bestens empfehlen. Der reiche Inhalt, die vorzüglichen Illustrationen und der außerordentlich billige Preis von 5 Mk. per 100 Stück bei Frankozusendung machen dasselbe zu einem Unikum auf dem Büchermarkt.

Die Teilnahme und das Erbarmen für alle fühlenden und leidenden Geschöpfe wird sowohl durch gemüt- wie humorvolle Erzählungen und Gedichte geweckt, die gewiß von Erwachsenen mit ebenso viel Interesse gelesen werden wie von Kindern. Für Erwachsene ist überdies ein Notizenanhang gegeben, der den Kalender zu einem sehr nützlichen Nachschlagebüchlein für jedermann macht.

Der Kalender ist zu beziehen vom Berliner Tierschutz-Verein, Berlin SW., Königgrätzerstr. 108.

Ein Klavier-Sarg! In Connorsville in Indianopolis starb kürzlich eine junge Pianistin, Miß Mary Tate. Sie hatte ein umständliches Testament verfaßt, was nach ihrem Tode mit ihrer Leiche zu geschehen habe. Demgemäß wurde sie auf ihrem Steinway-Flügel aufgebahrt und ein Freund mußte ein frommes Lied auf demselben Flügel begleiten, das ihre Freundinnen sangen. Nach der Einsegnung wurde die Leiche herabgehoben, der Flügel geöffnet, alle Saiten durchschnitten, die drei Füße abgeschraubt und nun wurde die Leiche der Miß Tate in den Kasten eingesargt, auf den Friedhof getragen und dort in einem den Dimensionen des Flügels angepaßten Grabe beerdigt. Der Flügel hatte 1200 Dollars gekostet! Ein bissiger Kritiker soll dazu bemerkt haben: „Mögen sie beide doch ja für immer in Frieden ruhen und recht viele Nachfolgerinnen finden, damit nicht unsere arme Erde noch an einer Sündflut von alten Klavieren und nimmerjungen Pianistinnen zu Grunde geht!“

Fragen.

Deine Locken — blonde Seidenhaare,
Die so weich die Kinderstirne kränzen —
Leisen Flugs ziehn über sie die Jahre —
Was wird werden, bis sie silbern glänzen?

Deine Augen — rätselhafte Tiefen,
Drein ein Strahl des ew'gen Lichts ergossen,
Fremden Scheins, als ob drin Sterne schliefen —
Was wird werden, bis sie sich geschlossen?

Deine Seele — fremd in unsern Landen,
Wie im Herbst ein Hauch aus Frühlingstagen —
Und Dein Herz — verträumt und unverstanden —
Was wird werden, bis es ausgeschlagen?

Luz Scheibe.

Briefkasten.

S. 100. „Sommernacht“ zeigt eigenartiges Sehen. Der Ausdruck ist leider nicht stets glücklich. Vielleicht bring ich's doch. — Frl. Lina M in K. Leider zu wenig Eigenart. — Frl. J. D. „Der Sängerin Tod“ ergreift durch den Stoff, ist aber zu formlos. — Frl. Jos. P. in R. Stoff ist gut; es hängt alles von der Behandlung ab. — Herrn Dr. W. Th. in F. Ich empfehle Ihnen die dem Buchhändler-Börsen-Blatte beigegebenen „Mitteilungen“, in denen Sie alle neu erschienenen Bücher verzeichnet finden. Vierteljahr 1,50 Mk. — Frau L. v. P. in H. Ich stimme Ihnen zu: die Bedeutung der Genannten wird überschätzt. Aber freuen wir uns als Menschen, daß die Arme dadurch ihrem Elend entrissen worden ist und für ihre Kinder etwas thun kann. Es thut doch wohl, ein Leid gemindert zu sehen. Beste Empfehlung. — Frl. H. W. in R. Die Fragen beantwortet jedes Konversations-Lexikon. — Herrn Th. Sch. in A. Mir unbekannt geblieben.

Inhalt der No. 4.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 5.

Die Akten des Vogelsangs.

Von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Ach, und er war so gut, und hielt sich so still, und that keinem seiner hiesigen Mitmenschen was — fast ein volles Jahr im Vogelsang. Fast ein volles Jahr hindurch gab es in der fast zur Großstadt herangewachsenen Residenz keinen kleinbürgerlicher von seinen Renten lebenden Rentner (wenn auch nicht in Schlafrock und Pantoffeln) als wie Velten Andres. Das Interesse an ihm erlosch bald vollständig; wie Mr. Charles Trotzendorff war er wahrlich nicht heimgekehrt; übrigens wußte auch seine jetzige Nachbarschaft im Vogelsang kaum noch etwas von Joseph; das heißt in diesem Falle von dem Doktor Andres und seiner Familie.

Gegen alle Schulfreunde und sonstige Jugendgenossen hatte er im Verkehr eigentlich nur das eine Wort:

„Schauderhaft müde.“

Wenn er dann gähnend vielleicht noch hinzugesetzt hatte:

„Ausschlafen!“ und der gute Freund mehr und mehr zu dem Bewußtsein gelangte, daß er seinerseits eigentlich nichts mitzuteilen habe; so war es denn freilich für beide Teile das beste, wenn solche Unterhaltung nicht fortgesetzt wurde, sondern der Verkehr überhaupt unterblieb. Helläugig, lebendig, wach und das Spazierstöckchen schwingend, ging dann der „Besuch“, in der festen Überzeugung:

„Wieder einmal einer, der zu große Rosinen im Sack hatte und nachher das gewöhnliche Pech im Leben gehabt hat. Schade um den alten, lieben Kerl!“

Ich habe selber einigen solcher guten Leute von dem Fensterstuhl der Frau Doktorin mit das Geleit gegeben bis zu dem morschen Thürchen in der letzten grünen Hecke des Vogelsangs, ihnen, an dieser Hecke lehnend, nachgesehen, und, wenn ich es konnte, meine Gedanken haben dürfen über das Wachen und das Schlafen in dieser Welt.

Aber auch mir gegenüber verhielt der Freund sich schweigsamer, als es mir eigentlich recht schien. Ich erfuhr über seine Erlebnisse im Grunde jetzt aus seinem Munde nicht mehr, als was er im Laufe der Jahre darüber an seine Mutter geschrieben hatte. Auf einem Spaziergange gelangten wir auf dem Osterberge auch wieder einmal auf die Stelle, von wo wir drei Kinder: er, Helene Trotzendorff und ich einst um den Laurentiustag die Sternschnuppen fallen sahen und unsere Wünsche für das Leben gehabt hatten.

Ich erinnerte ihn daran und er legte mir die Hand gelassen auf die Schulter und sagte ohne alle Aufregung, ohne Lächeln, aber auch ohne Stirnrunzeln:

„Mir haben sie so ziemlich Wort gehalten, die fallenden Sterne. Einem bescheidenen Gemüt wird schon das Seinige zu teil, und weiß es sich zu bescheiden, wo es nicht anders geht. Was wünschte ich mir damals doch? Wenn ich nicht irre, den Heckepfennig, den Däumling und das Tellertuch der drei Rolandsknappen. Ich habe das alles gehabt und habe es noch, so weit es mir zum täglichen Gebrauch nötig ist. Auf das Vergnügen, Persepolis in Brand zu stecken, verzichtet man, wenn man sein letztes Schulheft in den Ofen gesteckt hat. Auch ein ‚berauschter Triumphtod zu Babylon‘ erscheint mir nicht mehr als das löblichste Exit homo sapiens, ab geht der Narr. Ich wünsche nüchtern zu sterben, oder wenn Du lieber willst — vollkommen ernüchtert. So eigentumslos als möglich. Übrigens habe ich ein gutes Gedächtnis und es war kaum nötig, daß Du mich eben auf diesem Platze an jenen Sommerabend erinnerst. Auch von der Tonne des Diogenes war ja wohl damals bei solch' einem fallenden Stern die Rede? Nun, in der habe ich mich jetzt, der alten Frau da unten zuliebe, in ihrem Ofenwinkel gewälzt, oder wälzen dürfen. Man muß sich alles gefallen lassen, lieber Krumhardt. Und auch die Menschen nicht in ihren Illusionen stören. Die alte Frau da unten im Vogelsang zum Beispiel ist noch immer der Meinung, daß ihr Söhnchen die Welt durch seine Thatkraft überwunden habe und weiter überwinden werde. Die scherzhafte Idee, in mir

einen Helden meinem Vater und dem Vaterland, der Hebamme und der Menschheit überliefert zu haben, hat sie so manches Jahr durch und vorzüglich jetzt während meiner längeren Abwesenheit so fröhlich und heiter aufrecht erhalten, daß es eine Sünde wäre, ihr die Illusion zu nehmen. Hier hört auch für mich das Spiel mit der Welt auf: das wäre ein zu schlechter Spaß, der nun noch als Wolke vor die Abendsonne ziehen zu wollen! Beiläufig, ich habe ihr einen ihr ausreichend imponierenden Haufen Dollars auf den Tisch gelegt, soll ich vor ihr nun auch meine leeren Taschen umwenden und ihr sagen: Mama, Du hast vergeblich das letzte Grün aus dem Vogelsang für das Geschöpf, das auch sehr, sehr Dein Geschöpf ist, für den dummen Jungen, Deinen Velten festgehalten!? — Ich habe oft im Leben Komödie spielen müssen, vorzüglich in den letzten Jahren, und wie der Kaiser Augustus hätte ich mich meiner Begabung dafür wohl rühmen dürfen: jetzt und hier am Platz aber, dieser alten Frau gegenüber, fällt es mir schwer, das Wort vom Schlafen, dem Ausschlafenmüssen wie vor den andern als ein Scherzwort, und um Fliegen — wollte ich sagen Narren abzuwehren, festzuhalten. Nein, nein, die Sonne ist ihr übergenug verbaut worden; das Licht, das ihr in ihrem stilltapfern, lieben, schönen Leben von mir ausgegangen ist, soll ihr nicht ausgehen, so weit das an mir liegt! Sie soll ihre Freude an mir behalten!"

Ich konnte dem Mann, über den also wirklich niemand etwas Genaueres wußte als ich, nur stumm die Hand drücken; eine mündliche Erwiderung gab es hierauf nicht.

Velten lächelte:

„Es war um das Jahr Siebenzehnhundertsiebenundsechzig und der größte Egoist der Litteraturgeschichte also achtzehn Jahre alt, da er seinem Freunde Behrisch den Rat zusang:

> Sei gefühllos!
> Ein leichtbewegtes Herz
> Ist ein elend Gut
> Auf der wankenden Erde;

und er hat selber sein Leben in Poesie und Prosa danach eingerichtet und es ist ihm wohl gelungen. Es war im Salon der Mrs. Trotzenborff als mir beim zufälligen Blättern in allen möglichen Bilderbüchern jenes Wort des frühreifen Lebenshelden in Puder, Kniehose, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen in dem rechten Augenblick wieder vor die Augen kam. Unser Dämonium bedient sich viel öfter als man merkt, solcher Mittelchen, um uns unter die Arme zu greifen, sowie auch um uns davor zu behüten, uns lächerlicher zu machen, als unbedingt zum Fortbestehen der Welt durch den Verkehr von Hans und Grete nötig ist. Man kann auch von einem achtzehnjährigen Jungen was lernen, zumal wenn der Genius dem Bengel die Stirn berührt hat. Es war der Gesellschaftsabend, an welchem mir unsere Kleine aus dem Vogelsang zum ersten Mal ganz deutlich machte, was alles zu einem elenden Gut auf der wankenden Erde werden kann. Verse habe ich nie gemacht; aber die Fähigkeit habe ich doch, im Komischen wie im Tragischen das momentan Gegenständliche, wenn Du willst, das Malerische, das Theatralische jedesmal mit vollem Genuß und in voller Geistesklarheit objektiv aufzufassen: ich habe an jenem, der alte Goethe würde sagen bedeutenden Abend dem Papa Trotzendorff das Blatt aus seinem Renommiertischexemplar gerissen, es fein zusammengefaltet und in die Brusttasche geschoben. Manchen Leck in meinem Lebensschiff habe ich bis zum heutigen Tage damit zugestopft, und — jetzt, meine ich, haben wir die schöne Natur von diesem Aussichtspunkt aus, auf dem wir voreinst unsere Wünsche an die fallenden Sterne knüpften, genug bei hellem Tage besehen und wir können gehen."

Wir gingen — stiegen noch einmal den Zickzackweg am Osterberge hinunter. Jetzt konnte da nicht mehr Elly unter der Armenmannsbuche über eine Wurzel stolpern und sich eine blutende Nase holen. Der Weg war „planiert" worden, und wo der schöne, alte, morsche Baum seine Zweige über ihn gestreckt hatte, stand jetzt eine weiß gestrichene Zinkfigur, eine Nachbildung der Canovaschen Hebe und daneben deutete an einem anderen wohlgepflegten Pfade eine Hand auf einer Tafel nach einem „Asyl für Nervenkranke", dessen Aufblühen in seinem Waldbesitz am Schluderkopf Vater Hartleben glücklicherweise auch nicht mehr erlebt hatte und also auch nicht deshalb keine Ruhe in seinem Grabe zu haben brauchte. Um die späte Nachmittagsstunde war die Gegend hier von Spaziergängern und Spaziergängerinnen recht belebt. Es begegneten uns mehrere, die uns grüßten, oder die ich zu grüßen hatte; und die öfters einen Blick über die Schulter nach meinem Begleiter zurückwarfen. Daß uns jemand begegnet sei, der etwas aus ihm „zu machen gewußt" hätte, oder ihn nur annähernd richtig in seine Lebensordnung und seine Erfahrungen über menschliche Zustände und Schicksale hätte einordnen können, habe ich nicht in den Akten.

Am allerwenigsten konnte das mein Schwager „Schlappe", der uns auch entgegenstieg, seinen Weg sich nach gewissen roten und gelben Zeichen — Kurzeichen — an den Bäumen regelnd, um ein ihm gottlob nur hypochondrisch angeflogenes Herzleiden im Keime zu ersticken.

„Siehe da, die beiden Seelenverwandten! Die zwei Inseparables aus der Voliere da unten, Eurem Vogelsang. Habe bei Deiner Mama über die stadtbekannte, drollige letzte Hecke gesehen, Velten, und mich über die liebe alte Dame wieder einmal recht gefreut. Diese beneidenswerten Nerven! Unter der Konzertmusik aus dem Tivoli das fürstliche Intelligenzblatt zu lesen und sich doch dabei freundlich nach der Gesundheit eines Nebenmenschen erkundigen zu können! Und mit solchem Behagen auf dem Gesicht! Wie befindest aber eigentlich Du Dich, alter Mensch und Rätsel der hiesigen Menschheit? Velten, verantworten kannst Du's beinahe nicht, wie Du die ortsangehörige Alltagswelt, so weit sie noch zu Dir hinreicht, intriguierst. Man sieht Dich nicht, man hört Dich nicht, Du könntest allgemach die Wohlwollendsten dahin bringen, sich bei der Polizeidirektion nach Dir zu erkundigen oder sogar das edle Institut auf Dich

aufmerksam machen. Kommen so die Welteroberer nach Hause, oder ist das nur eine neue Weise von Dir, der Residenz das Problem zu lösen, wie man Weltüberwinder wird?"

„Die älteste, einfachste und behaglichste Weise, sowohl was die Welteroberung als was die Weltüberwindung angeht, lieber Rat bei der Regierung," sagte Velten Andres.

„Man trägt ein Wort von Dir in der Stadt herum über Ausschlafenmüssen," sagte der Schwager. „Der Freiherr von Münchhausen beim seligen Landgerichtsrat Immermann hat ein ähnliches. Nicht wahr, Du machtest mich neulich darauf aufmerksam, Karl? Unsereiner kommt ja zu dergleichen Lektüre leider zu selten, und ich habe wirklich noch nicht Zeit gefunden, in dem Buche nachzulesen, inwieweit Deine Redewendung uns gegenüber eine scherzhafte Reminiscenz daraus ist. Nun, Andres, vielleicht bist Du selber gelegentlich so freundlich, mir nähere Auskunft darüber zu geben. Aber ich habe die Herren wohl schon zu lange aufgehalten; — so geht das eben immer, wenn ältere Zeit- und Altersgenossen, Schulbankgenossen, auf solchen altbetretenen Wegen einander begegnen! Schönsten guten Abend, liebe Leute, und meine Grüße an Deine Gattin, Krumhardt."

Im Vogelsang saß auch ich noch ein Stündchen unter der Konzertmusik aus dem Tivoligarten mit dem Freunde und seiner Mutter. Er wußte jedenfalls sein gefühllos gewordenes Herz wohl zu verbergen und auf der wankenden Erde an diesem festen Punkte, es wie vordem leichtbewegt in all den Lichtern, Farben und Schatten, die Menschen im wahrsten Sinne miteinander verwandt machen, spielen zu lassen. Wie da der Schatten der hohen Brandmauer, der jetzt von meiner Eltern und meinem Heimwesen auf uns fiel, wieder sich lichtete! Wie es wieder wie Abendsonne aus unserer, Veltens und meiner Kinderzeit, und aus der Zeit, da Amalie, Agathe und Adolfine auch noch Kinder, junge Mädchen, Bräute und junge Frauen waren, durch Baumgezweig nur tanzende Schatten auf die kleine Laube warf und den Tisch drin, auf welchem Veltens Vater noch seine Rezepte für die ganze Nachbarschaft unter dem Osterberg schrieb! Da war freilich auch wieder nicht die Rede von großen Abenteuern; aber noch weniger von einem Blatt, das in der fünften Avenue zu New York aus einem Salontischbuch gerissen worden war. Da gewann eine liebe Vergangenheit ihr Recht wieder und behielt es für eine gute Stunde von neuem mit seinem: Weißt Du wohl noch, Mutter? und ihrem: Denkt Ihr wohl noch daran, Ihr bösen Jungen? — Der Nachbar Hartleben kommt in Hausschuhen mit der letzten Anklage gegen den Schlingel, den Velten, über die Gasse, um sich von der Frau Doktern das Versprechen abnehmen zu lassen, seiner „Madame" Trotzendorff die Miete zu stunden und ihr eine neue Tapete in die Wohnstube zu kleben. — „Und nun das Wurm da," brummt der Nachbar, „ja, Frau Nachbarin, da drückt es sich an Sie an und macht fromme Augen, als ob es noch niemalen ein Wässerlein getrübt und heute meinen Pudel frisiert hätte. Ich hätte Ihnen das Vieh mitgebracht, aber es schämt sich seiner Verunstaltung, daß es kein Prügel und keine Bratwurst unterm Sofa hervorkriegen. Mit ihrer Mutter Putzschere ist die Krabbe daran gewesen und hat das Beest verschnitten, daß kein Mensch es mehr herauskriegt, wo es in der Naturgeschichte hingehört. Jawohl, Frau Doktern, Gottes Lohn reicht hier nicht aus, da müssen Sie schon das Ihrige dazu gethan haben, auf daß ich mir solche angenehme Inquilinarschaft von einem Jahre ins andere gefallen lasse und sogar noch dankbar bin."

— Wir sind Kinder — junges Volk — und das schönste Mädchen des Vogelsangs lehnt sich als Jungfrau über Veltens Mutter: „Bei Dir bleibe ich auch in der weitesten Ferne und bitte, bitte, nimm es Mama nicht übel, was sie Dir heute wieder gesagt hat, nach dem Briefe von Papa. Sie kann ja nichts dafür, daß wir nirgends recht hinpassen. Ich auch nicht, liebste, beste Tante Andres! Und ich durch Deine Güte und Liebe und Barmherzigkeit noch weniger als Mama!" . . .

Ja, weißt Du noch, Velten? Erinnerst Du Dich wohl noch daran, Krumhardt? — „Wie steht es denn mit Euren Schularbeiten für morgen, Jungen, wenn ich fragen darf?" Es ist mein eigener braver, sorglicher Vater, mein seliger Vater, der in Schlafrock und Hauskäppchen mit der langen Pfeife an die Hecke gekommen ist, wo jetzt die hohe Brandmauer des Nachbarhauses sich erhebt. Und meine Mutter mit dem Strickzeug in der Hand und dem Garnknäuel unterm Arm kommt auch unserer Laube heran. Es ist mehr und mehr wie eine Wiederbringung im Fleisch für den Vogelsang: in Fleisch und Blut, mit jedem Gestus und Tonfall sind sie wieder da bei der Frau Doktorin Andres, alle sind sie wieder heraufgestiegen und — am lebendigsten für den Mann neben der heiterschönen Greisin, der auf seiner Brust das Blatt trägt mit dem ersten Vers der dritten Ode an Behrisch:

> Sei gefühllos!
> Ein leichtbewegtes Herz
> Ist ein elend Gut
> Auf der wankenden Erde;

und im grimmigsten Ernst sein Leben nunmehr darauf eingerichtet zu haben glaubt.

Wenn ich dann nach Hause komme, finde ich vielleicht meinen Schwager bei meiner Frau sitzen, und er fragt mich:

„Nun sage mir, hast Du noch immer nicht genug von diesem maulfaulen, bodenlos langweiligen, gänzlich verödeten Patron, diesem Mister, Senhor oder Monsieur Andres, Deinem Freund Velten? Sieh mich nur, bitte, nicht in der veralteten, vorwurfsvollen Weise an, lieber Krumhardt; auch das intensivste Dankbarkeitsgefühl muß sich allmählich einem solchen unnahbaren, unfaßbaren, ewig gähnenden und ewig grinsenden Burschen gegenüber abstumpfen. Weiß der Himmel, wir sind ihm seiner Zeit mit den möglichsten Avancen nahe gegangen; aber wie er uns jetzt heimgekommen ist, möchte ich doch manchmal wünschen, es habe mich damals ein anderer aus der kühlen Pfütze heraufgeholt, und ich dürfe ihm, ohne im nächsten Abendblatt auf die Eselswiese getrieben zu werden, sagen: Mensch, laufen Sie mir noch

einmal in den Weg, so mache ich den Verein für öffentliche Gesundheitspflege auf Sie aufmerksam und denunziere Sie als endemisch gefahrbringend."

Er war nicht ohne Witz, mein armer seliger Schwager Schlappe. Durch ein Herzleiden ist er uns nicht entrissen worden vor einem Jahre.

* * *

Ich nehme wieder einmal über diesen Blättern die Stirn zwischen beide Hände und wundere mich von neuem und suche es mir zurecht zu legen, weshalb und warum in dieser Weise ich sie, nun schon durch so manche lange winterliche Nacht, mit solchen Zeichen und Bildern fülle.

Da ist mir aber heute aus Lessings litterarischem Nachlaß eine Seite unter die Augen gekommen, auf welcher der Wolfenbüttler Bibliothekar über seinen „Ungenannten" schreibt:

„Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte."

Ich glaube das ist's! — Oder doch ähnlich so. Mein ganzes Leben lang habe ich mit diesem Velten Andres unter einem Dache wohnen müssen und er war in Herz und Hirn ein Hausgenosse nicht immer von der bequemsten Art, — ein Stubenkamerad, der Ansprüche machte, die mit der Lebensgewohnheit der anderen nicht immer leicht in Einklang zu bringen waren, ein Kumpan mit Zumutungen, die oft den ganzen Seelenhausrat des soliden Erdenbürgers verschoben, daß kein Ding anscheinend mehr an der rechten Stelle stand. Ich hatte es versucht — wer weiß wie oft! — während er draußen sich umtrieb und ich zu Hause geblieben war, ihn auf die Gasse zu setzen. Das war vergeblich, und nun — da er für immer gegangen ist, will er sein Hausrecht fester denn je halten: ich aber kann nicht länger mit ihm allein unter einem Dache wohnen. So schreibe ich weiter. —

Mein erster Junge wurde mir geboren, und ich bat selbstverständlich Velten zu Gevatter; er aber lehnte die Patenschaft ab, der kirchlichen Formeln wegen, die damit verknüpft sind.

„Kann ich dem Geschöpf irgend einmal in seinem Leben nützlich sein, was ich übrigens, der Verschiedenheit der Jahre wegen, bezweifle, so wird das gern geschehen," sagte er. „Ausgeschlossen ist's ja nicht, daß wir einmal einander später im Leben begegnen und eine Strecke miteinander gehen; kann er mich dann gebrauchen, so soll er den Freund seines Vaters an mir finden. Jetzt nenne ihn nur ruhig Ferdinand nach Deinem Schwager Schlappe. Das und Du genügen, um ihm aus den Windeln in die Hosen zu helfen. Deine kleine, gute Frau hast Du auch wohl nicht gefragt, ob sie wirklich und aufrichtig mich für ihr Würmchen als einen wünschenswerten Führer und Begleiter, sowohl im wilden Walde der Welt, von dem sie gottlob nichts weiß, als auch im hiesigen geregelten Lebensverkehr, den sie zu Eurem Glück ausgezeichnet kennt, in die Standesamtsliste und das Kirchenbuch eingetragen sehen möchte? Ich bezweifle beides — Deine Anfrage und ihre Zustimmung."

Was das eine anbetraf, irrte er sich, bei dem andern hatte er nicht unrecht.

„Herz," war ich gegengefragt worden, „hast Du Dir das ganz genau überlegt? Der Name Valentin schon ist jetzt so ungewöhnlich, und — Velten!... Velten! Ach, wenn nur nicht von dem Namen gerade hier in der Stadt und in meiner Familie immer so wunderlich die Rede gewesen wäre! Ich habe ja wahrhaftig nichts gegen Deinen Freund — im Gegenteil, Du weißt es selbst, wie interessant er mir ist, weil alles, wenn er zu Besuch kommt, alles, worauf die Rede kommen mag, in Façon und Farbe so ganz anders ist, als wie ich und wir in unseren Kreisen es bis jetzt gesehen haben. Du bist ja auch und doch ein guter, verständiger Mensch und mein lieber Alter geblieben, trotzdem er Dein bester Freund von Kindesbeinen an ist — nein, nein, nein, in der Hinsicht habe ich gar keine Befürchtungen, aber komm und sieh Dir das Kind an — bitte, komm und sieh es mit den Fäustchen vor seinem Herzensmäulchen im Schlaf in seinem Bettchen, und bitte, bitte, laß es nicht Velten taufen! Er ist ja so gut und klug und edel, Dein Freund; aber hart ist er doch, oder doch hart geworden in seinem Leben, und ich möchte mein Kind, unsern lieben Jungen, doch hier bei uns behalten, in unserm gewöhnlichen gewohnten Leben — ich weiß nicht, wie ich es sagen und ausdrücken soll, aber ich könnte jetzt das arme Würmchen nicht Velten rufen, und es später mal als alte Frau so nach Hause kommen sehen, wie die herzige alte Frau, Eure Frau Doktor aus dem Vogelsang, Deinen Freund Velten!"

Selbstverständlich hat mein Schwager Ferdinand meinen Erstgeborenen über die Taufe gehalten. —

Und nun habe ich es auch mir selber wieder deutlich zu machen, wie es zuging, daß ich eigentlich nichts von Bedeutung über seinen letzten Aufenthalt bei uns in der Heimatstadt zu den Akten bringen kann, als eben sein abermaliges und letztes Weggehen aus ihr. „Das macht sich so!" sagen die Leute, und ich habe auch für mein Teil nichts in der Hand, womit ich mich gegen dieses Wort urältester menschlicher Erfahrung wehren könnte.

Es machte sich auch zwischen Velten Andres und mir so. — Er hatte mir wenig zu sagen; ich ihm eigentlich gar nichts. Meine Amtsgeschäfte vermehrten sich gerade in diesem Sommer sehr, und dazu kam das Kind im Hause, dem gegenüber er sich auf einen Standpunkt stellte, auf den ihm meine Frau noch weniger als auf irgend einen anderen folgen konnte.

„Wenn er sich gar nicht um es bekümmerte, wollte ich gar nichts sagen," meinte sie oft vollständig entrüstet. „Das kann man von Euch Mannsleuten eben nicht verlangen, wenn Ihr nicht zufällig persönlich dazu gehört. Aber die Art und Weise wie er es mir aus den Kissen nimmt und es mir von hinten und vorn besieht und die Nase rümpft und lästerlich lacht und den Kopf schüttelt und seine Reden und Redensarten dabei, die lasse ich — die lassen

wir — wenigstens Ferdy und ich uns lieber nicht gefallen. Und daß Du das oft so ruhig anhörst, Männchen, begreife ich auch nicht. So ein armes, herziges Geschöpfchen und noch dazu vor seiner Mutter Ohren, einen Ausbund von einem Esel, einen Narren zu nennen, der auch besser gethan hätte, zu bleiben, wo er war, das schickt sich nicht, und mein Bruder Ferdinand mit seinen dümmsten Witzen ist mir immer noch lieber, als dieser Dein Freund, dem, leider Gottes für ihn! sein Spaß so bitterer Ernst ist, daß ich ihn bedaure und mir ganz schlecht zu Mute wird und ich ihm meinen Jungen sofort aus den Händen risse, wenn er ihn, Gott sei Dank, nicht von selber gleich wieder hergäbe!"

Eine Frau, die einen Freund ihres Mannes nicht an der Wiege ihres Kindes leiden kann, ist ein gewaltig hindernder Faktor in so einem Verkehr von Haus zu Haus: ich erinnere mich nur eines einzigen freundlichen Sonnabendnachmittags, an welchem unser Kinderwagen auch in die letzte Gartenlaube der Nachbarschaft des Vogelsangs hineingeschoben wurde, um meiner Frau zu dem Ausrufe zu verhelfen:

„O Gott, diese liebe alte Dame! Ist es denn eine Möglichkeit, daß die Deinen Freund Velten so in den Armen gehalten und so abgeküßt hat, wie ich unsern Ferdinand, sowie wir wieder zu Hause sind?" —

Es war so um die Mitte des Septembers geworden. Seit vierzehn Tagen oder drei Wochen hatten wir uns wieder einmal nicht in unseren Wohnungen aufgesucht, waren uns auch auf Spazierwegen nicht begegnet, als mich an einem warmen, stillen Spätnachmittage plötzlich so ein Gefühl überkam, als sei ich schuld hier an einem Versäumnis und als brauche man im Vogelsang keine der mir möglichen Entschuldigungen gelten lassen. Dieses Gefühl wurde so peinlich, daß ich ganz ärgerlich nach dem Hut griff mit einem: „Dieser Mensch hat doch wahrhaftig mehr Zeit als unsereiner!"

Ich ging zu ihm und — schickte nach einer halben Stunde einen Boten zu meiner Frau mit der Benachrichtigung, daß sie mich nicht zum Abendthee zu erwarten habe; vielleicht werde ich auch ein wenig spät in der Nacht erst heimkommen. Was sollte ihr mit ihrem Kindchen an der Brust solch ein spätabendliches Erschrecken für eben diese Nacht? —

In dem alten schmalen Buchsbaumgang kam mir der Freund von dem Häuschen zu der letzten grünen Hecke unserer Jugendzeit entgegen, mit dem Gesicht, das er aller Welt machte, nachdem er sich wieder bei uns „eingewöhnt" hatte. Und solch ein Gesicht läßt sich denn auch einem guten oder besten Freunde gegenüber nicht leicht in andere Falten legen.

„Sieh, das ist freundschaftlich von Dir," sagte er. Ich blickte nach dem offenen Fenster der Frau Doktorin hin und da sie mir nicht wie gewöhnlich freundlich von dorther zunickte, fragte ich, wie man so fragt:

„Was macht die Mutter?"

„Auch die wird sich freuen, Dich zu sehen!" und so schüttelten wir uns die Hände und schritten dem Hause der Nachbarin Andres zu. „Noch einmal zu sehen, wäre wohl das richtigere Wort, lieber Alter!" sagte Velten Andres und dabei faßte er freilich meinen Arm wie mit eisernem Griff — wie um mich bei sich festzuhalten und aufrecht in meinem Erschrecken, und sah nicht dabei drein wie einer, der die Welt für einen guten oder — schlechten Spaß hält, unter allen Umständen aber nur für einen Spaß!...

„Die Mutter — Deine Mutter —"

„Es geht ihr seit acht Tagen nicht zum besten, doch seit gestern —"

„Hat es sich zum besseren gewendet? Aber Mensch, und wir haben von alledem nichts gewußt? Wie unrecht das von Euch gewesen ist. Ihr wißt doch, welche Teilnahme —"

„Die alte Nachbarschaft sich schuldig ist. Selbstverständlich! Es war ihr freundlicher Wille. Weshalb wollen wir die lieben Leutchen in ihrem Behagen beunruhigen? meinte sie und hatte recht, wie immer in ihrem sonnigen Leben. Es ist ein altes Unterleibsleiden, das sich von neuem gerührt hat; aber es hat sich in der That jetzt zum besseren gewendet. Komm also und sieh selber. Ich habe unter meinen besonderen Freunden, den Chinesen in San Francisco eine Zeitlang als Ati Kambang, zu Deutsch der Herr Sanitätsrat, eine Rolle gespielt. Ja, sie ist auf gutem Wege!"

Ich verbiß, was ich von Unbehagen, Selbstvorwürfen und Ärger über den Menschen an meiner Seite in mir hatte, und trat wieder einmal über die ausgetretene liebe Schwelle des „Doktorhauses" des einstigen Vogelsangs.

Was für Schatten von draußen jetzt darauf hinfallen, was für Töne auf es hineinkreischen mochten, im Innern nichts verändert! Alles an seinem Platze wie vor Jahren. Da des Freundes Schülerpult neben dem Schreibtisch des Vaters. Sein Bücherbrett mit den abgegriffenen Schulausgaben der lateinischen und griechischen Klassiker und der Weihnachts- und Geburtstagslitteratur von Robinson über den Steuermann Sigismund Rüstig und die Lederstrumpferzählungen bis zu den billigen Schillerausgaben der deutschen Klassiker. An den Wänden zwischen und neben den Familienphotographien und was sonst sich da zu finden pflegt, die selbstgefertigten Glaskasten mit den Käfer- und Schmetterlingssammlungen des letzten Velten Andres. Lauter Dinge und Sachen, die mir heute noch lebendiger sind, als der Inhalt meines eigenen Hauses und der Stube, in welcher ich in dieser Nacht dieses aus meinen Akten hervorhole, um es revidiert ihnen von neuem beizufügen!

Wie hatte sich in den paar Tagen, da ich sie nicht gehört hatte, die teure, wohlbekannte Stimme verändert, die mir aus dem hinter der Familienstube gelegenen Schlafzimmer entgegenklang!

„Velten! — um Gottes willen —"

„Aber Du bist noch da, Junge? Der Zug geht um sechs Uhr. Steh auf, Velten, um sechs Uhr geht der Zug. Der Zug geht um sechs Uhr und Du mußt noch packen. Steh auf, Junge, der Koffer schließt nicht recht, Du mußt aufstehen, Velten, der Zug geht

um sechs Uhr. Du mußt Deine Reisetasche packen, Velten. Junge, um sechs Uhr geht der Zug!"

„Seit gestern beschränkt sich hierauf ihre ganze Vorstellungsfähigkeit und ihr Ausdrucksvermögen. Sie hat ihr schönes, heiteres Leben durch still gesessen; nun ergreift auch sie die Unruhe. Wir Menschen in ihrem jetzigen Zustande haben das dann und wann so an uns, daß wir für uns oder andere zur Reise zusammenpacken lassen, oder selber zusammenpacken, gerade wenn die Fahrt zu Ende, der Weg zurückgelegt ist. Tritt näher und setze Dich, Du störst sie nicht durch Deinen Besuch."

„Armer Freund."

„Ja, so verflüchtigt sich auch dieses liebe Bild!"

„Aber Junge, Junge, Du versäumst den Zug, wenn Du nicht aufstehst! Steh auf, Velten! Packe Deinen Koffer, um sechs Uhr geht der Zug. Packe Deine Reisetasche," klang es aus den Kissen der Sterbenden, und die Wärterin, eine mir auch wohlbekannte Freundin aus dem Vogelsang, Rieckchen Schellenbaum, meinte:

„Sie ist nur ein bißchen unruhig, die Frau Doktern, aber Schmerzen und Ängsten hat sie gottlob weiter nicht mehr, Herr Velten."

„Jawohl, das sind nun alle ihre Sorgen, Krumhardt, daß sie mich zur rechten Zeit aus dem Bett kriegt, daß ich meine Reisetasche, meinen Koffer packe, nichts vergesse und den Zug zum Glück nicht versäume," sagte der Sohn, sich über die Mutter beugend und leise und zärtlich ihre Hand nehmend.

„Velten, Velten, Du versäumst wahrhaftig den Zug, wenn Du nicht aufstehst und Deinen Koffer packst! Sieh, da kommt die Sonne schon!"

Leise strich der Sohn über die Stirn der Mutter und wendete sich zu mir:

„Das letzte war ein neues Wort. Die anderen wiederholt sie, wie gesagt, seit anderthalb Tagen."

„Das wird ein schöner aber heißer Tag," murmelte die Sterbende mit einem leisen Seufzer und dann blieb sie still und schien in einen ganz vorstellungslosen, traumfreien Schlaf zu sinken, nur daß ihre Atemzüge schwerer und schwerer wurden.

„Einer der Schlimmsten, die ich gesehen habe, war der alte Hartleben, Herr Velten," sagte, wie um ein tröstendes Wort dazu zu geben, Rieckchen Schellenbaum. „Dem kam der ganze Schluderkopf, ich meine sein Waldbesitztum dran, in seinen letzten Tagen und Nächten über den Leib. Lauter gefällte Stämme! und alles wollte über ihn hinrollen. Ja, das war ein schwerer Kampf! Aber, wie Herr Andres ganz richtig sagen, das sind so unsere Phantasien."

„Das Lungenödem wird wohl erst in der Nacht eintreten," sagte Velten. „Ihr Tag ist zu Ende, und es ist ein schöner, ruhiger und vor allem nicht zu heißer Tag gewesen. Alle ihre Sorgen sind von mir gekommen: dies, daß ich auch jetzt die Zeit nicht versäume, war nun ihre letzte. Ob das animalische Herz nun ein wenig schneller oder langsamer erlahmt, ist wohl von keiner Bedeutung. Mutter! meine Mutter! Liebe, alte Mutter, Du mein einziger, wirklicher Freund, was habe ich Dir heimgebracht als meine Kunst, auch vor Dir Komödie spielen zu können und Dir Deinen freundlichen Daseinstraum nicht zu stören? Ja, ja, Freund Carlos, und auch ich kann sagen, daß ich meine Rolle dieses letzte Jahr durch gut durchgeführt habe: sie schläft ein in der Gewißheit, mich mit einem Herzen so reich, so leichtbewegt, so fest, so siegessicher, so unverwundbar wie das ihrige zurückzulassen . . ."

„Velten!"

Er wendete sich zu der greisen, sechzigjährigen Wärterin, dem „Rieckchen Schellenbaum", all unserer Nachbarfamilien mit einem stummen Wink; dann nahm er mich am Arm und führte mich aus der Kammer fort und bot mir eine Cigarre an. Er zündete eine an, und so lehnten wir wieder in dem kleinen Garten an der letzten grünen Hecke unserer Jugendzeit. Ich fröstelnd in dem kalten Mauerschatten von meiner Eltern Anwesen her, und ohne zu wissen, was ich ihm sagen sollte. So sprach denn auch ich, wie unbewußt und nicht zu ihm, sondern für mich den furchtbaren Rat:

„Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde."

„Der schickte seine Vulpius nach Frankfurt am Main, um den Hausrat seiner Mutter zu versteigern; aber der Thor hatte selbst sich schon längst einen neuen gesammelt und sammelte weiter daran, um ihn Erben zu hinterlassen, denen er schwer auflag. Ja, so seid Ihr, Karl Krumhardt! Du hast es ebenfalls recht behaglich in Deinen sicheren vier Wänden und doch aus dem alten, verschwundenen Neste, weiland hier zur Linken, manches mit in das neue Haus hinübergenommen, was Kindern und Kindeskindern dereinst schwer aufliegen wird."

Nun wendete er sich von der lebendigen, staubigen, gemeinen Vorstadtgasse ab und gegen sein Elternhaus, sagte jedoch weiter nichts: ich aber habe oft, oft an seinen Blick und die begleitende Bewegung mit der lahmen Linken damals denken müssen, und jedesmal waren dann meine vier sicheren Wände drohend, beängstigend auf mich eingerückt, es war mir bänglich und asthmatisch zu Mute, ich traute auch dem zierlichen Stuck des Plafonds nicht: ja, ich fühlte mich dann jedesmal recht unbehaglich in meinen vier Pfählen und im Erdenleben überhaupt.

* * *

Er hatte recht gehabt, der Freund. Am späten Abend war das Todesatmen eingetreten und gegen vier Uhr morgens hatte sich auch „dieses liebe Bild verflüchtigt". Wer kann ein Lächeln, den Klang einer Stimme, das Neigen einer Stirn, die Bewegung, den Druck und die Wärme einer Hand in den — Akten festhalten?

Als ich gegen neun Uhr zu Velten kam, fand ich ihn ruhig bereits mit den nötigen Vorbereitungen und Formalitäten zur Beerdigung beschäftigt. Ich wollte ihn, auch im Auftrage meiner Frau, aus

seinem leeren Hause mit in unsere Gastzimmer nehmen, aber er wollte nicht. Lächelnd wies er die dringende, wiederholte Bitte ab.

„Ich bin Euch dankbar, Kinder," sagte er, „und könnte wohl auch kommen, wenn die Kleine jetzt nicht ihren Buben hätte. Soll ich eine karthagische Mutter aus ihr machen, die ihr Wurm dem Moloch opfert? Ich glaube, sie sähe es in meinen Armen ebenso gern, wie in denen des feurigen Götzen. Sie hat mich nach braver Frauenart zu gut kennen gelernt im Laufe der letzten Zeit, und ich müßte doch wohl einmal mich über Eure Wiege beugen und dem Jungen den Finger hinhalten. Weißt Du, Karl, wir wollen der Guten solches Schwanken zwischen Freundschaft und Mißtrauen, zwischen Neigung und Abneigung ersparen. Und übrigens ist auch die da nebenan in ihrem stillen Frieden mir immer auch noch Gesellschaft und zu Rat und Trost da. Wir danken Euch bestens, alter Freund; aber laßt uns nur unsere letzten Zwiegespräche in diesen Tagen allein miteinander halten. Wir haben noch einiges miteinander abzumachen, wobei selbst die freundlichst und freundschaftlichst gesinnten Dritten nur fremd wirken können."

Dagegen war nichts zu sagen; aber ein Achselzucken eigentlich auch nicht recht angebracht. Ich sah also den Freund nur am Begräbnistage wieder.

Wir gaben auch der Frau Doktorin Amalie Andres die letzte Ehre, — diesmal ein kleines Geleit, doch um das Grab eine gar ehrenvolle Corona: die ältesten und älteren Leute (meistens geringen Standes) aus dem Vogelsang, die noch die ganze Nachbarschaft, wie sie da jetzt unter ihren Hügeln schlief, im Leben gekannt hatte. Und manche kamen mehr oder weniger scheu heran und gaben Velten und mir die Hand und sagten: „Das war eine liebe Frau, die Frau Mutter und erst der Herr Vater, der Herr Doktor, Herr Velten! Bei uns Alten behalten sie ihr Andenken, wie sie jetzt da so bei einander liegen nach Gottes Willen, und nun nehmen Sie es sich nur nicht zu viel zu Herzen, Herr Velten, Herr Andres!"

Kinder spielten jetzt nicht mehr an Mondscheinabenden auf dem Friedhofe des Vogelsangs. Es war eine hohe, solide Mauer um ihn gezogen worden, ein schweres, eisernes Gitterthor sperrte ihn ab und eine strenge Kirchhofsordnung regelte den Besuch. Und —

— vor dem Thor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Der Morgen nebelig und grau und regendrohend — der erste Herbsttag des Jahres — werde ich je einen Leser haben, kann ich ihn auf eine Seite zu Anfang dieses Aktenkonvoluts verweisen, wo die Sphinx auch auf dem Kirchhofe des Vogelsangs nur vor dem mondbeglänzten, romantischen Zauberschloß des Daseins lag, nicht vor dem Leben selbst, vor Beth-Chaim, dem „Hause des Lebens".

„Der Jude oder semitische Hellene hat von seinem Recht als Poet Gebrauch gemacht, als er, wie wir anderen Prosaiker auch, die löwentatzige belle aux énigmes vor die falsche Thür als Hüterin und Rätselaufgeberin legte," sagte Velten, als wir auf dem Heimwege vom Kirchhofe auf jene unsere Kinderspiel- und Mondscheinabende kamen.

Als ich ihn dann noch einmal aufforderte und dringender bat, wenigstens jetzt meine Gastfreundschaft anzunehmen, erwiderte er:

„Ich bin da wirklich nichts nutz. Man nimmt zu leicht Leute, ohne es zu wollen, auf Wege mit, wo sie nicht hingehören; und Du hast einen großen und angenehmen Verkehr, den ich nicht gern stören möchte. Aber, lieber Alter, Du selber wirst mich nie stören: weißt Du, komm Du zu mir! Auch ich glaube demnächst für die beste Gesellschaft und angenehmste Unterhaltung sorgen zu können."

Er blieb also in seinem Häuschen, und als ich ihn natürlich schon am folgenden Tage wieder dort aufsuchte und nach seinen Plänen für die weitere Zukunft fragte, meinte er lächelnd:

„Die ist gesichert. Beruhige Dich und alle, die Interesse daran nehmen, in dieser Hinsicht völlig. Gerade nicht hier am Ort, doch habe ich gerade am Ort hier die schönste Gelegenheit, sie noch sicherer zu stellen, ich erwarte nur noch das erste Ofenfeuer dazu."

„Das erste Ofenfeuer?"

„Mir ist niemals ein Winter zu meinem Fortkommen im Leben mehr zu paß gekommen, als wie der diesjährige. Jawohl, demnächst heizen wir, Krumhardt." —

Ja, und er ist so gut wie sein Wort gewesen. Als das Wetterglas seines Vaters nach Reaumur unter zwölf Grad in der Wohnstube seiner Eltern sank, fing er an zu heizen, und zwar mit seinem Erbteil aus und vom Vogelsang. Er heizte mit seinem Hausrat.

Es war Rieckchen Schellenbaum, die am Tage nach dem ersten Ofenfeuer nicht zu mir, sondern zu meiner Frau mit der Nachricht kam:

„Mit der seligen Frau Doktern ihrem Nähtisch hat er angefangen Ich bin fast des Todes geworden als er ihn im Hofe entzweischlug und mich mit den Beinen Feuer anmachen ließ. Mit den Schubladen und allem, was drinnen war, hat er selbst weiter geheizt! Der arme Herr! O, wenn doch der Herr Assessor mal kommen würde und nach ihm sehen! Heute morgen hat er des seligen Herrn Vaters Schreibtisch von der Wand abgerückt, und ich bin auch nur in der Stadt, weil er mich um eine Säge hineingeschickt hat."

„Du weißt, wie ich ihm entgegengekommen bin, Karl!" rief meine Frau. „Ich habe ganz gewiß mein möglichstes gethan, um ihn Deinetwegen gern zu haben; aber hat mich nun mein innerliches Gefühl getäuscht? Jetzt magst Du sagen, was Du willst, ich sage: großer Gott, wie kann nur ein Mensch so sein wie dieser, Dein Freund? Und dem hast Du Dein Kind, meinen armen Jungen am Altar in die Arme geben wollen! O Gott, wie kann ein Mensch, ich meine, Gott sei Dank, nicht Dich, so ohne alles Gefühl sein?"

„Es ist ein unbezahlbarer Mensch," meinte Schlappe, der dazu kam, lachend. „Ob er je zu

irgend einer Zeit seines Lebens recht bei Troste gewesen ist, weiß ich nicht; aber sage mal, Schwager, würde es unter diesen neuen Schnurren nicht doch zu Deiner Freundespflicht werden, ihn unter Kuratel stellen zu lassen? Eure Familie hat ja wohl schon seit Generationen das Onus, das Haus Andres zu bevormündeln?"

Ich war den Tag über wirklich nicht in meiner Schreibstube zu entbehren und hatte mich durch vielfachen und vielfarbigen Menschenverdruß, und viel Menschenangst und Elend durchzuarbeiten, aber ich wurde ihn nicht aus dem Sinne los, ja, um desto weniger aus dem Sinne los, je mehr sich mir des Menschentums Anhängsel aufdrängten. Es waren meistens wieder nur Eigentumsfragen, zu denen auch ich mein lösendes Wort geben sollte, und das Gezerr und Gebelfer, der Grimm und Hohn, mehr oder weniger unter der Maske des dem Menschen eingeborenen Gerechtigkeitssinnes zu Tage blühend. Und dann war es doch wieder ein anderer Übergang aus meinem ruhigen, behaglichen Heim, von dem Kamin, wo mein Weib mit ihrem Kindchen an der Brust auf niedrigem Schemel leise ihr Wiegenlied sang, zu dem Ofen im Vogelsang, vor dem der wunderliche Freund sich frei machte — nicht von den Sachen, sondern von dem, was in der Menschen Seele sich den Sachen anhängt und sie schwer und leicht, kurz zu dem macht, was wir anderen im Leben ein Glück oder ein Unglück zu nennen pflegen.

Ich konnte ihm bei meinem Eintritt weiter nichts sagen, als:

„Es ist unheimlich warm bei Dir, Velten!"

„Gemütlich! . . . Deutsch-gemütlich, was? Ihr habt ja den Ausdruck, macht Anspruch darauf, ihn in der Welt allein zu haben, also bleib auch Du ganz ruhig bei ihm, Krumhardt."

„Laß uns nach Möglichkeit vernünftig sprechen, Andres —"

„Ich habe die Jungfer Schellenbaum heute morgen um eine Säge in die Stadt geschickt; sie wird selbstverständlich bei Euch gewesen sein, mit den Händen über dem Kopfe und sämtlichen Geisteskräften in Unordnung: Bringst Du das Entmündigungsdokument für mich schon mit, mein Carlos?"

„Wir wissen in unserm Alltage schon Bescheid über das, was Du hier begonnen hast und wirklich weiter zu treiben scheinst; aber Du könntest in unserer Alltagswelt doch einen Unterschied zwischen mir und den übrigen machen. Velten, was soll dies sein?"

„Ein äußerliches Aufräumen zu dem innerlichen, liebster Freund! Ein leichtbewegtes Herz und so weiter — wozu nützen uns die weisesten Aussprüche großer Lehrer, wenn man ihnen nichts weiter entnimmt, als eine Stimmung für den Augenblick? Ein Hinweis darauf, daß der Meister selber keinen Gebrauch von seinem Diktum gemacht habe, verschlägt nichts. Hat er sein leichtbewegtes Herz durch seine achtzig Jahre mit sich geschleppt, so ist das seine Sache gewesen und hat auch vielleicht zum Vorteil der Litteraturgeschichte — um sie interessanter zu machen — so sein müssen. Soll deshalb kein anderer die Fäden abschneiden dürfen, die ihn mit dem Erdenballast verknüpfen? Ja, ich heize in diesem Winter mit meinem hiesigen Eigentum an der wohlgegründeten Erde, mit meinen Habseligkeiten aus dem Vogelsang." Er sprach das Wort „Habseligkeiten" in einer Weise aus, die man im Werkeltagsverkehr nicht zu hören bekommt.

Ja, er heizte durch den seltsamen Winter mit alle dem, wovon sich andere Leute nur sehr schwer, und wenn es gar nicht anders geht, und manchmal nur mit Thränen in den Augen trennen. Und er trieb das Ding äußerst systematisch und hatte dabei an mir einen Zuschauer und Teilnehmer, der nur durch seine Ruhe abgehalten wurde, mit einem: „Aber Velten, auch das?" mit beiden Händen dreinzugreifen und dem Autodafé Einhalt zu thun.

Ich wehrte mich vergebens gegen das Interesse, das ich von Tag zu Tage mehr an dem seltsamen Zerstörungswerk nahm. Meinem Weibe gegenüber den abscheulichen, den „unsinnigen Menschen" noch zu rechtfertigen, hatte ich bald aufgegeben, aber bald wär's auch nötig geworden, daß ich mich nur noch verstohlen vom Hause nach dem Vogelsang weggeschlichen hätte.

„Karl, Karl," jammerte meine arme gute Kleine, „o, Karl, bitte, bitte, werde mir nicht so wie der! Bitte, denke immer an uns, an das Herze da in der Wiege und auch ein bißchen an mich, wenn Du Deinen Freund nicht lassen willst, nicht lassen kannst! Er hat ja freilich keine Familie wie Du; aber ich habe doch noch erst die letzte Nacht geträumt, auch Du habest mich mit unserm Jungen — ich meine unsere letzte Photographie — verbrannt wie er die Bilder seiner Eltern und seiner als ganz kleines Kind gestorbenen Schwester! O bitte, da nimm uns, Ferdy und mich, doch lieber jetzt gleich mit und schieb uns in Euren Ofen in Deinem Vogelsang!"

Worin lag nun der Zauber, der mich selbst solche herzzerreißende Klagelaute überhören ließ, mich gegen das einstimmende Winseln meines Erstgeborenen taub machte und mich jeden Tag nach der alten Heimstätte trieb, die jetzt zu einer Stätte der Vernichtung geworden war?

Wahrlich nicht ein unbewegliches, unbewegtes Herz, sondern ganz das Gegenteil!

Wohl selten ist je einem Menschen die Gelegenheit geboten worden, seine „besten Jahre" in die unruhvolle Gegenwart so zurückzurufen, wie mir in Velten Andres' Krematorium. Wie wir im Vogelsang in der Nachbarschaft trotz allem doch wie *eine* Familie gelebt hatten, das erfuhr ich nun noch einmal im reichsten Maße und konnte meine Lebensakten in wünschenswertester Weise dadurch vervollständigen. Der Wanderer auf der wankenden Erde schob aus seinem Hausrat kaum ein Stück in den Ofen oder auch auf den Küchenherd, an dem nicht auch für mich eine Erinnerung hing und mit ihm in Flammen aufging und zu Asche wurde. Vom Keller bis zum Dache war in dem Häuschen kein Nagel eingeschlagen, an welchem nicht auch für mich etwas aus den Tagen hing, wo wir die Rätselaufgeberin vor dem Thore des Lebens eben nur dem Haupt und den Brüsten nach kannten und noch nicht den Tatzen nach.

Es war ein Zurück- und Wiederdurchleben vergangener Tage sondergleichen. Die Woche, in der wir uns mit der Entleerung der Boden-Rumpelkammer des Hauses beschäftigten, vergesse ich in meinem ganzen Leben nicht, und ich schreibe nicht ohne Grund: wir! Was wühlten wir da alles auf aus dem Familienplunder der „Frau Doktern"? Sie hatte sich von nichts trennen können, was je dem Gatten und dem Sohn lieb gewesen und überdrüssig geworden war. Sie hatte es ihnen aus den Augen gerückt und sich selber, sozusagen, ein Hausmuseum daraus gemacht. Wie wog der Sohn des Vaters Ziegenhainer in der Hand, wie holte er aus einem Kasten mit allerhand abgängigen chirurgischen Instrumenten seine Cerevismütze hervor und drehte sie in den Händen! Wie kam mir mit dem Schaukelpferd, das ich unter dem Dachwinkel hervorzog, jener Weihnachtsabend zurück, an welchem wir es zuerst ritten und Velten meinte: „Ich hatte mir ein Tier mit Rädern und wirklichem Fell auf den Wunschzettel geschrieben; aber sage nur nichts davon." Er hat es damals auch bald mir allein überlassen, es war nichts für ihn; ich aber hätte ihn auch nun noch gern gefragt: „Auch das in den Ofen?" und ihn gebeten: „Laß es mir für meinen Jungen!"

Es wäre eine psychologisch-philosophische Abhandlung darüber zu schreiben, weshalb ich weder die Frage noch die Bitte that, sondern selbst es mir auf die Schulter lud und es ihm die Treppe hinunter zum Küchenherd trug. Ja — er hatte mich auch jetzt wieder unter sich, es war aus meiner Besitzfreudigkeit aus keine Abwehr gegen seine Eigentumsmüdigkeit: ich habe ihm geholfen, sein Haus zu leeren und sich frei zu machen von seinem Besitz auf Erden! —

Aber es ließ sich nicht alles verbrennen, woran für diesen grimmigen, ruhebedürftigen, unstät gewordenen Gast im Leben, wie wir Juristen uns ausdrücken, ein pretium affectionis haftete. Metall, Glas und Porzellan brannten nicht, und doch wollte er auf seinen ferneren Wegen sich nicht mit der Vorstellung plagen, wer jetzt die Feder in seines Vaters Tintenfaß tauchte und aus seiner Mutter Mundtasse trinke, und auf welcher Kommode, im Tröbel erhandelt, die Bronzeuhr stehe, auf die man nie rechnen konnte, wenn man einmal im Hause Andres die richtige Tageszeit zu wissen wünschte, und die doch mit ihrem zirpenden Glockenschlag so viele gute Stunden ein- und ausgeläutet hatte. Wir kamen auch hierüber weg. Zerstören ist leichter als aufbauen: ein altes wahres Wort, das mein armer Freund seinerseits ebenfalls so in die Praxis übersetzte, daß, wenn ich zu Weib und Kind heimgekommen war, meine Frau mitten in der Nacht oder gegen Morgen sich auf dem Ellbogen aufrichtete, mir über die Stirn strich und rief:

„Mann, nun schläfst Du ja wieder nicht! Großer Gott, ist er denn nicht bald fertig? Ich halte dies nicht länger aus und Du auch nicht!"

„Beruhige Dich, mein Kind —"

„Wie kann ich mich beruhigen, wenn solch ein Unhold Dich mir unter den Händen austauscht und allmählich zu einem anderen macht? Oder ist das etwa nicht so? Glaubst Du, ich merkte es nicht, wie Dir jetzt von Tag zu Tag mehr so manches überdrüssig, einerlei und zur Last wird, was doch zum Leben gehört? O, mein bester Karl, wenn wir, Ferdy und ich, Dir auf einmal zur Last würden, wie Deinem entsetzlichen Freunde sein Hausrat und sein Haus in Eurem unheimlichen, schrecklichen Vogelsang!"

Nachher wurde es mir in dieser Nacht doch wieder etwas zweifelhaft, ob ein leichtbewegtes Herz ein elend Gut auf der wankenden Erde sei und der Freund im Rechte, sich davon frei zu machen.

* * *

Daß er sich wie Herostrat für das Pantheon der Weltgeschichte vorbereite, behaupteten gegen das Ende des damaligen Winters nur die alten guten geistreichen Bekannten vom Schlage Schwager Schlappe und Genossen, und hatten ihren souveränen Spaß daran. Die Mehrzahl des Teiles der Stadtbevölkerung, der von ihm wußte, blieb dabei, er sei einfach für das Landesirrenhaus reif; und doch schlug die Stimmnng mehr und mehr für ihn um. Und daran war dann wie gewöhnlich eine Minderzahl schuld, die meistens ihre Meinung nur so beiläufig über ihn aussprach, der er aber doch sehr im Kopfe herumgegangen sein mußte und auf deren Worte manche, ja viele etwas gaben. Als mir ein hoher Chef sagte: „Ein drolliger Patron; aber unter Umständen eigentlich zu beneiden und nachahmungswert!" wußte ich, daß nicht nur völlige Billigung, sondern auch der Neid aus ihm redete und, jedenfalls, längere nachdenkliche Beschäftigung mit diesem Menschen, der „die thebaische Wüste in den Vogelsang übertragen zu wollen schien". Letzteres Wort stammt jedoch nicht aus den juristischen Kreisen der Residenz, sondern aus den theologischen. Der augenblickliche Lieblingsprediger der Stadt (unverheiratet) sprach es. —

Zu Anfang März war alles vernichtet, woran für ihn und sehr oft auch für mich eine Erinnerung gehaftet hatte, und was er nicht in anderer Leute Händen oder Besitz, sei es zu Nutzen oder Vergnügen, wissen wollte. An den Wänden deuteten auf abgeblaßten Tapeten dunklere Flecke an, wo Bilder gehangen hatten. Was die Bücherschränke und Regale anbetraf, so konnte es darin und darauf nicht öder aussehen als in eines anderen berühmteren Phantasiemenschen Studierstübchen, nachdem der Pfaffe, der Barbier, die Haushälterin und die Nichte dort Kehraus gemacht hatten. Der späte Enkel sehe sich in seinen eigenen vier Wänden um, denke sich alles fort, was in irgend einer Weise was zu sagen, was vertraute und vertrauliche Form und Farbe für ihn hat und erlasse es mir, von diesem Aufräumen malerisch weiter zu schreiben. Hat ihn sein Eigentum an und auf der Erde auch schon einmal in der rechten Art beängstet, so wird er auch wohl die richtige Art und Weise, den Kopf zu schütteln, heraus-

finden. Überhebung von gesichertem Besitz her und dürftiger Scherz aus momentanem Behagen wird kaum etwas damit zu thun haben. Aber er selber, Velten Andres, ließ dem Omnia exeunt seiner Vogelsang-Tragödie sowohl nach griechischem wie nach englischem Muster noch ein Satyrspiel folgen, das ihn aber diesmal beinahe — nicht mit der Sanitätsbehörde, sondern mit der Polizei in Konflikt gebracht hätte.

Er lud den Vogelsang wie zur Plünderung eines abgerupften Weihnachtsbaumes in sein Haus ein.

Er gab den noch vorhandenen alten guten Bekannten der Nachbarschaft alles das preis, was ohne eine Bedeutung für ihn war und erregte dadurch natürlich einen Zusammenlauf, der für einige Stunden den Verkehr in der Gasse völlig unterbrach.

Eingeladen hatte er mich nicht zu diesem letzten Kehraus; aber ich kam dazu, und zwar mit meiner Frau am Arme, von einem Nachmittagsspaziergang über den Osterberg.

„Was ist denn das da vor Deines Freundes Hause, Mann?“

Sie hatte die ersten Anemonen und Leberblümchen da oben im Walde gefunden und gepflückt und drückte sich mit dem Frühlingsstrauß ängstlich an mich an.

„Siehst Du's, da hat er es! Sie stürmen ihm das Haus! Was hat er nun wieder Neues — Schädliches angefangen — Dein — Freund?“

Es sah in der That bedrohlich aus; und wir hatten Mühe, durch den menschenvollen Garten zu der Hausthür zu gelangen, die er aus den Angeln hatte heben lassen, und mit welcher auf der Schulter ein alter Hausknecht weiland Nachbar Hartlebens durch das Gewühl das Freie zu erreichen suchte. Nun fand es sich aber, daß es doch im ganzen lauter gute alte Bekannte und Freunde waren, die er sich aus den „letzten Gassen“ und von den Zäunen des Vogelsangs mit dem Wort: „Seht zu, Kinder, was Ihr von dem Kram gebrauchen könnt!“ eingeladen hatte, wie der König im Evangelium das Volk zu seinem Festmahl. Sie machten auch gern Platz, so viel es ihnen möglich war und zogen die Mützen, und einigen, denen ich zu hoch gestiegen war, als daß sie mir die Hand hätten reichen können, mußte ich sie hinhalten: „Na, alter Freund, das geht hier lustig zu!“

„Ja, sagen Sie mal, Herr Assessor! So was hat der Vogelsang gewiß noch nicht erlebt. Zu so was gehörte einzig und allein unsere selige Frau Doktern und unser Herr Velten, der Herr Sohn!“ . . .

Es ging freilich nicht bloß gierig, sondern auch lustig zu. Aus dem benachbarten Tivoligarten hatte das Getümmel nicht nur die Kellner und Kellnerinnen, sondern auch fast das gesamte Personal des eben dort vorhandenen „Theatre-Variété“ hergezogen, um sich den Spaß anzusehen. Miß Athleta, die stärkste Dame der Welt und Signor Volcano, der Feuermensch, die „größte Sensationsnummer der Gegenwart“, John Arden, der Weltmeisterschaft-Springer und die drei Schwestern Larsen, die internationalen Excentrique-Sängerinnen, Fräulein Miranda, die Piston-Virtuosin und Herr German Fell, von der Anthropologie genannt „das gefundene Mittelglied“, der unübertrefflichste Affendarsteller beider Hemisphären: sie waren alle wie von Velten Andres zu seinem Kehraus gerufen und traten mit den Geladenen aus dem alten Vogelsang die letzten Buchsbaumeinfassungen der „Rabatten“ der Frau Doktern nieder und schienen von der neuzugezogenen kopfschüttelnden Nachbarschaft und der verblüfften Polizei allein für die Sache das volle Verständnis mitgebracht zu haben.

Und Velten schien das auch zu wissen und behandelte sie als hochwillkommene Ehrengäste. Im Sturm der Plünderung behielt er Zeit für einen Händedruck mit dem von der Wissenschaft so lange und schmerzlich vermißten und endlich gefundenen Anthropomorphen mit nicht hervorstehendem Eckzahn, wie für einen Händedruck mit Miß Athleta, bei dem er aber schmerzzuckend das linke Bein hochzog und die Luft zischend zwischen seinen auf die Unterlippe gesetzten Zähnen durchblies.

(Schluß folgt.)

Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

Vellmerstedt würgte förmlich seine Entrüstung herunter. So war man ihm noch nie begegnet. Es war ungeheuerlich, was sich dieser Rittmeister mit dem zweifelhaften Pedigree einem Vorgesetzten gegenüber erlaubte. Ja — einem Vorgesetzten gegenüber, der er doch immer blieb, wenn er auch nichtdienstlich mit Eisenschmidt verkehrte! — Er legte sein Monocle in die Augenhöhle und zuckte mit den Achseln.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Antwort auf Ihre Frage schuldig bleibe,“ gab er kurz angebunden zurück. „Über Verhältnisse, wie Sie sie anregten, haben Seine Majestät der König und der Kriegsminister zu bestimmen — ich bin nicht befugt, ein Urteil darüber abzugeben. Die erwähnte Thatsache besteht jedenfalls und wird bestehen bleiben. Im übrigen, Herr Rittmeister, Pardon wegen meiner Äußerung von vorhin. Es geht mich im Grunde

genommen gar nichts an, wie Sie sich seiner Zeit mit dem Offizierkorps auseinandersetzen werden, wenn sich das Heroldsamt auch mit der traditionellen Berechtigung Ihres Adels nicht einverstanden erklären sollte."

Eisenschmidt zuckte empor. Es wallte dunkel über sein Gesicht, und sein helles Auge blitzte auf.

„Der Herr Major haben intime Beziehungen zum Heroldsamt," sagte er scharf. „Hat man dort vielleicht die Äußerung fallen lassen, daß ich meinen Adel zu Unrecht führe?"

Vellmerstedt neigte den Kopf bedauernd zur Seite. „Gott bewahre," entgegnete er, „keineswegs. Ich habe nur die Möglichkeit eines solchen Falles ins Auge gefaßt. Er würde nicht vereinzelt dastehen. Es kommt öfters vor, daß —" Er stockte wieder — er begann sich unbehaglich zu fühlen. Das Wort kam ihm nicht mehr recht leicht von der Zunge. Aber Eisenschmidt half ihm aus; er beendete den Satz des Majors.

„Daß man sich adlig glaubt," sagte er, „und doch nicht adlig ist! Ganz recht, Herr Major — das kommt sehr häufig vor . . ." Und tief Atem schöpfend, fügte er hinzu: „Befehlen der Herr Major sonst noch etwas?"

Das war eine Aufforderung zum Gehen. Vellmerstedt war ganz verwirrt geworden — die kecke Unerschrockenheit Eisenschmidts hatte ihn fassungslos gemacht. Er griff nach seiner Mütze. „Ich danke, Herr Rittmeister," antwortete er, „ich danke — ich danke . . . Also — also — — ich darf wohl später auf die erbetenen Mitteilungen zu meiner Regimentsgeschichte rechnen — wenn Sie sich näher informiert haben — "

„Werde nicht verfehlen, Herr Major."

Vellmerstedt nahm seinen Pallasch unter den Arm. „Dann hab' ich die Ehre, Herr Rittmeister."

Die beiden verneigten voreinander. Vellmerstedt ging. Seine schleifenden Schritte und das leise melodische Läuten seiner Sporenräder waren noch im Korridor hörbar. Dann vernahm Eisenschmidt, wie die Entreethür geöffnet wurde und wieder zufiel. Er kehrte in die Wohnstube zurück, warf sich auf das Sofa und klingelte nach seinem Burschen.

„Die Hunde!" rief er dem Eintretenden zu.

Der Bursche trat ab, öffnete aber schon nach wenigen Minuten von neuem die Thür, um ein Paar prächtige Fox-Terrier in das Zimmer zu lassen, die schwanzwedelnd und mit lustigem Gekläff ihrem Herrn entgegenstürmten und zu ihm auf das Sofa sprangen.

Eisenschmidt schäkerte mit den Kötern und fütterte sie mit den Resten des Frühstücks, goß ihnen die Untertasse voll Milch, brockte eine Semmel hinein und sah zu, wie die beiden freundschaftlich aus dem gleichen Napfe fraßen. Er versuchte sich auf andere Gedanken zu bringen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Die bissige Unterredung mit dem Major ging ihm nicht aus dem Kopf. Der Mann haßte ihn glühend und setzte alles daran, ihm das Vorwärtskommen zu erschweren — das wußte er längst. Auch daß dem Major in der Wahl seiner Mittel, den Gegner zu schädigen, nichts häßlich genug sein würde, glaubte er annehmen zu können. Er hatte sich aus der Feindschaft des unangenehmen Menschen bisher herzlich wenig gemacht. Aber der neueste Streich verstimmte ihn doch; er ließ ihn auch nachdenklich werden.

Es lag in der Natur der Verhältnisse, an seiner abenteuerreichen, zerfahrenen Jugend, an dem demokratischen Leben drüben in Amerika und wohl auch zum Teil an seiner eigenen Weltanschauung, daß er sich um den Stammbaum seiner Familie, um seinen Adel und den Ursprung seines Geschlechts so gut wie gar nicht gekümmert hatte. Seine Papiere, der Geburts- und Konfirmationsschein, von einem protestantischen Geistlichen in San Francisco ausgestellt, lauteten auf den Namen des „Hans Eric Freiherrn von Eisenschmidt-Tengern, einzigen Sohn des Freiherrn von Eisenschmidt-Tengern und seiner verstorbenen Gemahlin Elsbeth, geborenen Boysen". Die Mutter hatte einem ursprünglich dänischen, in Schweden eingewanderten Bürgergeschlecht angehört — das hatte der Vater ihm erzählt und zuweilen auch von der eigenen Familie gesprochen, die ehemals in Mecklenburg angesessen gewesen, aber schon seit mehr als einem Jahrhundert im Schwedischen naturalisiert war. Etwas Näheres wußte Eric über seine Familie kaum; eine Chronik des Geschlechts existierte nicht und die bekannten deutschen Adels-Lexika von Kneschke, Zeblitz und Ledebur führten nur die westfälische, nicht freiherrliche Familie derer von Eisenschmidt auf, die ein ganz anderes Wappen besaß und mit dem schwedischen Geschlecht gleichen Namens gar nicht verwandt war. Die Thatsache, daß jene Lexika die Familie Erics nicht erwähnten, sprach wenig mit, da die schwedischen Eisenschmidts nicht mehr zum deutschen Adel gehörten, aber gerade dem brutalen Auftreten des Grafen Vellmerstedt gegenüber hätte es Eric ein Gefühl größerer Sicherheit gegeben, wenn er mit den Verhältnissen seines Geschlechts mehr vertraut gewesen wäre. Das Heroldsamt war in der That angewiesen worden, die Adelsberechtigung der Offiziere einer strengen Prüfung zu unterziehen; Eric hatte davon bereits gehört. Es war auch durchaus nicht unwahrscheinlich, daß man sich an ihn, den Ausländer, mit einer Anfrage über seine Abstammung wenden würde. Er hätte vorderhand nichts anderes thun als seine Familienpapiere vorlegen und dem Heroldsamte die Zusage geben können, daß er bei seinem Vater nähere Erkundigungen einziehen werde. Und aller Voraussicht nach würde sich das Amt bei diesen Angaben beruhigt haben. Graf Vellmerstedt war aber bereits weiter gegangen. Ob er in Wahrheit den Adel Eisenschmidts anzweifelte oder nicht, blieb an sich gleichgültig. Jedenfalls trug er sich mit der Absicht, die Äußerungen des Herrn von Gumppen-Trachenberg mit so geschickter Glossierung zu verbreiten, daß die Stellung des Rittmeisters zu der von aristokratischen Vorurteilen befangenen Gesellschaft seiner Kreise leicht eine schiefe werden konnte.

Eric griff nach einer Cigarette, brannte sie an und hüllte sich in blauen Rauch. Die Feindschaft des Majors fing an unangenehm zu werden. Warum

haßte ihn eigentlich der Mann? Ein positiver Grund lag nicht vor. Vielleicht war ihm das Übergewicht an geistiger Bedeutsamkeit, das Eisenschmidt vor ihm voraus hatte, unangenehm — vielleicht auch die freiere Lebens- und Weltanschauung, aus der Eric nie ein Hehl gemacht hatte. Vellmerstedt, der früher eine Eskadron bei einem rheinischen Ulanen-Regiment kommandiert hatte, war vor drei Jahren zu den Königs-Kürassieren gekommen, und vom ersten Tage seines Eintritts an hatte er Eisenschmidt eine offene Animosität entgegengebracht — er gab sich gar nicht einmal Mühe, sie zu verbergen.

Die Hunde, die sich dicht nebeneinander auf den Teppich gestreckt hatten und den Morgenschlaf fortsetzten, schlugen plötzlich an und fuhren empor. Der Diener trat ein und brachte dem Rittmeister eine Visitenkarte — Herr Louis Burchhardt wünschte dem Herrn Baron seine Aufwartung zu machen.

„Aha!“

Eisenschmidt richtete sich auf dem Sofa empor und ließ den Angemeldeten eintreten. Er erhob sich auch nicht, als dieser sich ihm mit außerordentlich devoter Begrüßung näherte, sondern sagte nur kurz: „Guten Tag, lieber Herr Burchhardt — bitte, nehmen Sie Platz!“

Der andere that es. Es war ein kleiner Mann von ausgesprochen jüdischem, doch nicht unangenehmem Äußern und sehr elegant, mit einem Anflug von Geckenhaftigkeit gekleidet. Bevor er sich setzte, knöpfte er seinen gelbbraunen Paletot auf und schlug die Seiten zurück; der Paletot war mit heller Seide gefüttert und ausgesteppt. Im tadellos gestärkten, schneeweiß glänzenden Chemisette funkelte ein großer Brillant. Herr Burchhardt zog langsam seine Handschuh aus, und nun sah man, daß auch an seinen Fingern mehrere Edelsteine blitzten.

„Der Herr Baron hatten mich zu sprechen gewünscht —?“

„Ja, lieber Herr Burchhardt — aber es hätte keine Eile gehabt. Ich wollte Sie gelegentlich ein wenig warnen.“

Burchhardt schlug seine schwarzen, wie Sammet schimmernden Spitzbubenaugen mit gut geheucheltem Erstaunen auf. „Warnen?“ wiederholte er. „O — Herr Baron — Sie scherzen!“

„Sie haben mir das schon einmal gesagt, Herr Burchhardt — damals, als ich durch Ihre Vermittlung den ‚Hasdrubal‘ kaufte, der bereits die Lungenschwindsucht in den Gliedern hatte und mir eines Tages vor der Front zusammenbrach. Ich suchte Sie nach dem Mißgeschick auf und bemerkte Ihnen, daß Sie ein großer Gauner seien, worauf Sie mir wie heute antworteten: ‚der Herr Baron scherzen wohl‘ ... Ich habe aber damals ebensowenig gescherzt wie heute ...“

Herr Burchhardt war nicht indigniert, sondern behielt sein freundliches Gesicht bei und erwiderte nur: „Wir sind ja unter uns, Herr Baron.“

„Das heißt?“ fragte Eisenschmidt.

„Das heißt, daß ich die geringe Liebenswürdigkeit, die der Herr Baron mir entgegenzubringen pflegen, bereits kenne. Aber es schadet nichts, sobald kein dritter dabei ist.“

„Ich pflege jeden so zu behandeln, wie er es verdient, Herr Burchhardt, und lasse mich auch durch die Gegenwart dritter nicht beeinflussen. Also — wie gesagt, ich möchte Sie warnen — nicht in Ihrem Interesse, sondern in dem meiner Kameraden. Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Sie in letzter Zeit wieder häufiger einen Kreis von Offizieren zu Ihren berühmten und berüchtigten Soupers geladen haben.“

„Die Herren Offiziere sind nicht gezwungen, meinen Einladungen zu folgen — sie verkehren freiwillig bei mir.“

„Was soll diese Ausrede, Herr Burchhardt? Es ist selbstverständlich, daß Sie die Herren nicht durch Gewaltmittel in Ihr Haus ziehen — Sie haben Lockungen, die stärker sind als jede Gewalt. Streiten wir nicht darüber. Es ist eine Thatsache, daß bei Ihnen gespielt und hoch gespielt wird — eine fernere Thatsache, daß Sie und Ihre speziellen Freunde beim Jeu gewöhnlich mehr vom Glücke begünstigt sind als die geladenen Gäste.“

„Zuweilen,“ warf Herr Burchhardt ein und spielte mit den Breloques seiner Uhrkette, „aber durchaus nicht immer und auch durchaus nicht ‚gewöhnlich‘, wie der Herr Baron zu sagen beliebten.“

„Lassen wir das dahingestellt sein,“ entgegnete Eisenschmidt mit ein wenig hart klingender Stimme; eine Falte schob sich auf seiner Stirn zusammen. „Das Hazard ist den Offizieren überhaupt verboten —“

Ein lautes und mokantes Räuspern unterbrach den Sprechenden, dann pruschte Herr Burchhardt vergnügt in sein nach Ylang-Ylang duftendes Taschentuch. „Verzeihen Sie, Herr Baron,“ sagte er, „aber Ihre Äußerung hat unwillkürlich meine Heiterkeit erregt. Natürlich ist das Hazardspiel den Offizieren verboten — ich weiß es recht gut; ich weiß aber ebenso gut, daß keine Kabinettsordre der Welt veranlassen könnte, dieses Verbot nicht zu übertreten. Es ist nun mal so — und es wird sich auch schwerlich ändern. Der Totalisator ist auch ein Glücksspiel — ich habe den Herrn Baron aber trotzdem zu öfterem in der Nähe dieses temple de la fortune gesehen ...“

Eisenschmidt wurde ärgerlich. Er zog die Augenbrauen zusammen und strich sich den Schnurrbart. „Ich habe weder Zeit noch Lust, mich mit Ihnen in eine längere Diskussion einzulassen, Herr Burchhardt,“ entgegnete er scharf. „Ich gebe Ihnen indessen zu bedenken, daß ich gewillt bin, dem Obersten von Urach Anzeige von dem Treiben in Ihrem Hause zu machen, falls Sie nicht freiwillig auf den weiteren Besuch meiner Kameraden verzichten sollten. Ein offizielles Verbot Ihrer famosen Soupers dürfte Ihnen doch vielleicht unangenehm sein. Ich scherze auch diesmal nicht, Herr Burchhardt — ich meine es sehr ernst. Hüten Sie sich, daß Ihnen nicht einmal die Polizei in die Karten guckt!“

Burchhardt wurde sehr blaß. Er erhob sich rasch und ruckartig und griff nach seinem spiegelblanken Cylinderhut. „Ich habe weder die Polizei, noch ein Verbot des Obersten von Urach, noch Sie selbst zu

fürchten, Herr Baron," entgegnete er. „Thuen Sie, was Ihnen beliebt — ich werde thun, was ich für gut halte. Ich habe die Ehre."

Er verneigte sich kurz und ging. Eisenschmidt hatte einen neuen Feind gewonnen. Er verlachte und verachtete ihn, und doch war auch dieser Gegner nicht zu unterschätzen.

Der Rittmeister klingelte abermals nach seinem Burschen, machte Toilette und befahl, das Coupé anspannen zu lassen. Er hatte noch einige geschäftliche Gänge zu erledigen und wollte dann den Grafen Egon Dornach aus dem Ministerium abholen, um mit ihm gemeinsam im Bristol-Hotel zu frühstücken.

IX.

Herr Burchhardt wandte sich, als er das Haus, in dem Herr von Eisenschmidt wohnte, verlassen hatte, der inneren Stadt zu, dem Centrumsviertel, in dem der Geschäftsverkehr regere und stärkere Wogen warf, als in dem vornehmen Westen. Er benutzte weder Droschke noch Pferdebahn — er ging zu Fuß. Er liebte das an so schönen Tagen wie heute; er war ein wenig vollblütig, und der Arzt hatte ihm viel Bewegung verordnet, auch arbeiteten seine Gedanken schneller und kräftiger, wenn er einen Spaziergang machte. Sie hielten gewissermaßen Schritt mit ihm. Von der Friedrichstraße aus bog Burchhardt in die Via triumphalis des neuen Berlin, die Lindenpromenade, ein, auf der um diese Stunde ein glänzendes und regsames Leben und Treiben herrschte. Herr Burchhardt schlenderte langsam, beide Hände in die Paletottaschen versenkt, das Trottoir hinab. Er schien eine bekannte Persönlichkeit zu sein, denn er wurde viel gegrüßt — teils vertraulich und freundschaftlich, teils kalt und gemessen, oft auch nur von oben herab oder durch ein leichtes Kopfnicken. Er selbst grüßte jedesmal gleich formell und höflich zurück und immer mit demselben verbindlichen Lächeln, das er durch ein, seine weißen, sehr schönen Zähne zeigendes Emporziehen der Oberlippe markierte.

Als er die Uhr des Rathausturms zu Gesicht bekam, beschleunigte sich sein Schritt. Er hatte sich zu beeilen, wenn er zu dem verabredeten Rendezvous noch rechtzeitig zur Stelle sein wollte. Er bog in eine Nebenzeile der Königsstraße ein und betrat ein dort gelegenes kleines Weinrestaurant, nickte dem hinter dem Büffett halb eingeschlafenen einzigen Kellner mit kurzem „'n Morgen" zu und fragte: „Sind die Herren schon hinten, Fritz?"

Der schläfrige Bursche erhob sich nicht einmal bei der Antwort. „Sie warten schon, Herr Burchhardt," entgegnete er kurz.

Burchhardt schritt durch den langen und schmalen Vorderraum, durch ein zweites dunkles, nur durch ein Hoffenster erleuchtetes und schlecht gelüftetes Zimmer, in dem sich kein Mensch befand, und trat sodann in ein drittes, freundlicher ausschauendes Gemach, in dem einige Gasflammen brannten, da die Holzmarkisen vor dem Fenster herabgelassen worden waren.

Um den runden Tisch unter dem Kronleuchter saßen vier Herren und tranken Porter mit Sekt. Alle vier waren elegant adjustiert und schienen ihrem Äußern nach den besseren Gesellschaftskreisen anzugehören. Die markanteste Erscheinung unter ihnen war ein älterer, in einen langen, braunen Gehrock eng eingeknöpfter Mann mit interessanter Physiognomie. Sein volles Haupthaar und der spitz gedrehte Knebelbart waren pechschwarz, anscheinend gefärbt, denn dem zerwühlten, von Falten durchzogenen und arg verwitterten Gesicht nach zu schließen, war die Grundfarbe seines Haars jedenfalls grau oder weiß. Der Herr schien ein Engländer zu sein — er wurde von den übrigen jedenfalls Mister Durnford angeredet, sprach zwar ein tadellos accentfreies Deutsch, liebte es aber, englische Brocken in die Unterhaltung zu mischen.

Ihm gegenüber saß ein zweiter nicht mehr jugendlicher Herr mit leicht angegrautem Kopf und langen, über die Brust fließenden Favoris. Sein in jeder Linie sehr vornehm geschnittenes Profil, die aristokratisch geformten Hände und Füße, sein ganzes Sichgeben und seine Ausdrucksweise ließen auf gute Abstammung schließen. Man titulierte ihn „Herr Graf" — und besonders die beiden letzten Herren des kleinen Kreises gaben sich ihm gegenüber mit großer Unterwürfigkeit.

Auch diese beiden Leute waren sorgfältig, fast dandyhaft gekleidet, doch konnte ein schärferer Menschenkenner ihnen ohne weiteres ansehen, daß sie in gesellschaftlicher Beziehung nicht auf der gleichen Stufe standen wie ihre Begleiter. Die beiden schienen gleichfalls Engländer zu sein; der eine, ein Mann mit großer Hakennase und verkniffenen Augen, wurde Mister Akton und der zweite, ein kleines, dürres Kerlchen mit runzligem Pergamentgesicht, Mister Pearson genannt.

Burchhardt wurde bei seinem Eintritt in das kleine Zimmer sehr lebhaft begrüßt.

„Endlich — endlich," sagte der Herr mit den grauen Favoris; „wir waren schon in Sorge, Sie hätten wieder einmal über ein galantes Rendezvous unsere Verabredung vergessen, mein lieber Burchhardt. Pünktlichkeit hat freilich nie zu Ihren Kardinaltugenden gehört."

„Es hat nicht jeder so viel freie Zeit wie Sie, Graf Andor," antwortete der Angeredete, dem Grafen die Hand reichend; „wissen Sie, von wem ich komme?"

„Vermutlich aus den Armen einer schönen Frau — vielleicht auch von einem kleinen Jeu, das sich bis in die Morgenstunden ausgedehnt hat; Spiel und Liebe pflegen ja das Alpha und Omega Ihres Daseins zu sein . . ."

Burchhardt hatte sich seines Paletots entledigt, bestellte sich beim Kellner gleichfalls eine Porter und nahm am Tische Platz. „Ich war bei Herrn von Eisenschmidt," sagte er. „Geben Sie mir einen Schluck Sekt, Mister Durnford — so — danke! Ja — bei Herrn von Eisenschmidt! Er hatte mich zu sich gebeten und war so liebenswürdig, mir mit der

Polizei zu drohen, wenn ich noch einmal seine Kameraden zu einem meiner Abende einladen würde."

„Recht so," nickte Mister Durnford; „jeder Mensch hat die Erlaubnis, sich zu wehren, wenn man ihm zu Leibe rücken will."

„Was ich indessen gar nicht wollte," gab Burchhardt zurück. „Eisenschmidt wirft sich zum Retter für andere auf und das wird ihm schlecht bekommen."

„Fürchte ich auch," sagte Graf Andor, „zumal ich den Vorzug habe, Ihr ausgeprägtes Racheempfinden zu kennen. Aber Herr von Eisenschmidt ist intakt und nicht leicht verletzlich."

Mister Durnford streckte seine lange, mit dunklem Haar bewachsene, sehnige Hand nach dem Porterglase aus. „Auch ein Siegfried hat seine wunde Stelle," sagte er, dann nahm er einen tiefen Zug und tupfte mit seinem rotseidenen Foulard den bräunlichen Schaum des Biers vorsichtig vom Schnurrbart ab. „Ich glaube, den Vater des Herrn von Eisenschmidt zu kennen."

„Wen kennen Sie nicht, Mister Durnford!" entgegnete Burchhardt lachend. „Nennt man Ihnen einen Namen, so sind Sie mit seinem Träger sicher schon einmal irgendwo auf dem Erdball zusammengetroffen!"

„Dafür ist unser Freund Durnford auch eine vielgereiste Persönlichkeit," bemerkte Graf Andor. „Giebt es einen Weltteil, in dem Sie sich noch nicht aufgehalten hätten?"

„Nein — keinen," erwiderte der Gefragte, indem er mit dem Daumen seiner linken Hand den buschigen Bart auseinanderstrich. „Ich kenne Europa so gut wie Amerika, kenne Nordafrika und das Kapland, Japan und Australien — ich war überall und war alles — Millionär und auch Bettler. Es fügte sich so — es giebt Leute, die zum Abenteurer geboren sind. Nicht wahr, Graf Andor?"

Der Mann mit dem aristokratischen Namen nickte, ohne zu antworten, und Mister Durnford fragte, an Herrn Burchhardt gewendet: „Lebt der alte Baron Eisenschmidt, der Vater Ihres Freundes, zur Zeit in Berlin?"

„O nein, Mister Durnford," entgegnete Burchhardt, „er lebt meines Wissens in Kalifornien, wo ihm Quecksilberminen von enormer Ausdehnung gehören — er soll ein immens reicher Mann und der Rittmeister sein einziger Erbe sein . . ."

Der Engländer nickte. „So so," sagte er, „also immens reich und — hm . . ." Er pausierte einen Augenblick und fuhr dann fort: „Möglich — wohl möglich — seine Bergwerke galten für unerschöpflich, aber man sprach schon vor zwanzig Jahren in San Francisco davon, daß der Red River sie eines schönen Tages ganz plötzlich unter Wasser setzen und alle die unterirdischen Millionen davonschwemmen könne. Jawohl — ich habe ein sehr gutes Gedächtnis — man erzählte sich, daß das Flußbett nur durch dünne Erdschichten von den Minen getrennt sei, und daß es kolossaler Mauerungen bedürfe, um das Wasser abzuhalten — aber der Baron mag ja Herr des tückischen Elements geworden sein . . . Er war immer ein findiger Kopf. Ich habe ihn erst vor kurzem wiedergesehen — in Paris — in eigentümlicher Gesellschaft, Seite an Seite mit den Führern der Patrioten-Liga . . . Ein schöner alter Mann, noch immer kerzengerade marschierend und mit lebhaften Feueraugen — ein schöner, alter Mann . . ."

Mister Durnford hatte die Angewohnheit, stets halb für sich zu sprechen; das konnte jeden nicht sonderlich nervenstarken Zuhörer leicht unruhig machen. Herr Burchhardt schnitt dem Sprechenden denn auch ziemlich rücksichtslos das Wort ab.

„Ein schöner alter Mann," wiederholte er, „gut — wir glauben es Ihnen, Mister Durnford, aber sapristi, es interessiert uns wenig. Kommen wir zur Sache. Wie steht's mit dem ‚Phaeton'?"

„St!" — und der Engländer legte den Zeigefinger auf die Lippen. „Vorsichtig, Mister Burchhardt, wenn ich bitten darf! Der ‚Phaeton' ist tot, der ‚Phaeton' existiert nicht mehr — das arme Beest ist infolge eines eingetretenen Kieselsteins elendiglich an der Maulsperre zu Grunde gegangen. Ich führe den Totenschein immer bei mir — in aller Form Rechtens ausgestellt und von dem sehr ehrenwerten Doktor Allis Kashmir, Oberroßarzt in York, eigenhändig unterzeichnet. Der ‚Phaeton' ist tot, nachdem er sich vorjährig auf dem Cäsarewitsch zu Newmarket die letzten schönen Lorbeeren geholt hat — aber aus seiner Asche ist wie ein Phönix der ‚Palmerston' erstanden. Und nicht wahr, lieber Mister Burchhardt, vom ‚Palmerston' sprachen auch Sie?"

„Gut denn — von ‚Palmerston'," erwiderte Burchhardt, „was kommt es auf den Namen an!"

„Sehr viel, ganz außerordentlich viel," beharrte Durnford. „‚Palmerston' ist ein unbekanntes Tier mit einem Pedigree, das kein Sportsman beachten wird. Wenigstens nicht, so lange unser blondes Beest nicht die Pfosten passiert hat — dann freilich —" Und er lachte und griff nach seinem Glase.

Die beiden anderen Engländer, schweigsame Leute, die sich bis dahin mit keinem Wort an der Unterhaltung beteiligt hatten, lachten mit.

„Wird ein Hauptspaß werden," meinte der mit der Hakennase, und sein Kumpan fügte an:

„Goddam, wird's sein, wenn man uns nicht schon vorher das Finish versalzen hat!"

„Meine Sache, Mister Pearson," fiel Durnford ein. „Sie haben nichts anderes zu thun, als zu schweigen, was Ihnen nicht schwer fallen dürfte, da Sie ja nicht zu den Redseligsten gehören, sich in den Sattel zu schwingen und Ihre violette Jacke durchs Ziel zu führen."

„Wann trifft der Gaul ein?" fragte Graf Andor schläfrig. Er hatte während der ganzen Unterhaltung mit halbgeschlossenen Augen, den Kopf in die rechte Hand gestützt, am Tische gesessen.

„Mister Acton wird ihn nach Weihnachten holen," erwiderte Durnford. „Bis dahin ist er drüben in guter Hand. Wie liegen die Chancen für das Frühjahr?"

„Matt," entgegnete Burchhardt. „Die alten Herrenreiter passen uns scharf auf die Finger, und die jungen Bürschlein riskieren nicht viel Es ist wie mit dem Jeu. Prinz Kassiva Mura, der Japaner,

der vorjährig so schleunigst in seine ferne Heimat verduftete, war der letzte große Verlierer. Leute, die auf ein Brett eine viertel Million setzen, existieren nicht mehr. Berlin ist ein Nest voller Spießbürger."

„London ist lustiger," sagte einer der beiden Jockeys, und Graf Andor fügte fragend an:

„Ist es wahr, daß der kleine Graf Dornach von den Königs-Kürassieren wieder einmal rangiert worden ist?"

Burchhardt nickte. „Auf Heller und Pfennig. Er will solide werden und erzählte mir, daß er sich ehrenwortlich verpflichtet habe, nicht mehr zu hazardieren. Dafür will er sich auf den Rennplätzen etwas stärker ins Zeug legen."

Mister Durnford schaute auf. „Dornach — hm," sagte er, die buschigen schwarzen Brauen zusammenziehend, „mich dünkt, als hätte ich den Namen schon einmal gehört."

„Natürlich," warf Herr Burchhard lachend ein, „ich sagte es ja: es giebt nicht viel lebendige Wesen zwischen Himmel und Tartarus, mit denen Mister Durnford nicht bereits irgendwo zusammengetroffen ist!"

Der Engländer strich sich über die Stirn. „Es war in London," fuhr er fort, „aber es ist sehr lange her . . . War Graf Dornach überhaupt einmal in England?"

„Der Vater ja," erwiderte Herr Burchardt, „ich kenne die Verhältnisse der Dornachs ziemlich genau. Der alte Graf war Anfang der sechziger Jahre der Botschaft in London attachiert."

„Anfang der sechziger Jahre," wiederholte Mister Durnford, „all right — es mag stimmen — ja, es stimmt" . . . Und er fügte hinzu, sich auf dem Stuhle streckend und die Hände in die Hosentaschen verbergend: „Was verrinnt doch die Zeit! Ein Vierteljahrhundert — Donnerwetter, man merkt, daß man anfängt, alt zu werden!"

„Nur nicht an Ihrem Haar, Mister Durnford," fügte Graf Andor mit spöttischem Lächeln ein, „das behält ewig sein leuchtendes Schwarz. War es einmal blond oder rot, ehe es grau — Pardon, ehe es schwarz wurde?"

„Es war braun," erwiderte Mister Durnford ruhig, „hellbraun — ich mußte es aber infolge einer Wette färben lassen. Einer meiner Freunde in — wo war es gleich — ich glaube, in Adelaide, war Chemiker und hatte ein neues Haarfärbemittel erfunden, von dem er behauptete, daß es nie ausbleiche. Wir wetteten um ein paar Pfund — ich salbte mich ein — und verlor die Wette. Es schadete nichts — ich habe mich auf diese Weise nie grau gekannt . . ."

Mister Akton und Mister Pearson, die beiden Jockeys, die sich während der Unterhaltung der andern damit beschäftigt hatten, stattliche Quantitäten von Porter und Sekt zu vertilgen, eine Mischung, die sie aus großen Weißbiergläsern tranken, erhoben sich jetzt, behnten sich und gähnten in ungenierter Weise.

„Ich sein müde," sagte Mister Pearson, den großen Mund weit öffnend.

„Und ich sein auch müde," setzte Mister Akton hinzu.

„So geht nach Hause und legt Euch aufs Ohr," entgegnete Graf Andor. „Morgen vormittag elf Uhr in meiner Wohnung! Good bye, Pearson — morning, Akton!"

Die beiden reichten jedem der Herren die Hand, schlüpften in ihre karrierten Ulster und entfernten sich, ohne an die Bezahlung des Genossenen zu denken.

„Halunken!" räsonnierte Herr Burchhardt hinter ihnen her. „Aber brauchbare Burschen! Namentlich der Akton. Hat im letzten Frühjahr in Iffezheim ein gut Stück Geld verdient. Entsinnen Sie sich noch, Herr Graf? Es handelte sich um den ‚Schmetterling' des Prinzen Raczyn, den er ritt und der allgemein als erster Favorit galt. Aber ich hatte durch Mister Durnford in Doncaster einen Gegner erwerben lassen, der dem ‚Schmetterling' nicht nur stand, sondern ihn an Leistungsfähigkeit hoch überragte — unsern famosen ‚Robinson', der Himmel sei ihm selig. Pearson hatte dafür gesorgt, daß ‚Robinsons' Renommee ein denkbar ungünstiges war — er galt für einen Bocker, für hartmäulig und was weiß ich nicht noch alles —"

„Lieber Herr Burchhardt" — und Graf Andor winkte gelangweilt mit der Hand, „was erzählen Sie mir für alte Geschichten! Die Erinnerungen an den Frühling in Iffezheim sind zudem nicht einmal sonderlich erfreulicher Art für mich. Ich bin damals böse geprellt worden und habe gehörig bluten müssen."

„Durch Ihre eigene Schuld, Herr Graf," sagte Mister Durnford. „Ich habe Sie einweihen lassen, denn ich wollte Sie an unsern Gewinnsten beteiligt wissen, aber Sie trauten uns nicht — oder vielmehr, Sie glaubten nicht an die vier Beine des ‚Robinson' — der ‚Schmetterling' war Ihnen sicherer —"

„Ich hielt Akton für einen weniger großen Schuft als er ist," erwiderte der Angeredete einfallend. „Bis zur letzten Hürde war der ‚Schmetterling' allen anderen um drei Pferdelängen voran —"

„An der letzten Hürde aber sprang er zu kurz und stürzte." Herr Burchhardt lachte herzlich. „Das kann jedem passieren! Auch der beste Reiter hat den Gaul beim Sprunge nicht immer völlig in seiner Gewalt."

„Namentlich nicht, wenn er während des Sprunges künstlich stoppt," sagte der Graf. „Akton ist ein großer Gauner"

Herr Burchhardt lachte noch immer. „Ich bestreite es ja gar nicht, lieber Herr Graf," sagte er. „Die Hauptsache ist jedenfalls, daß man ihn selbst in Sportkreisen noch immer für einen unserer ersten Jockeys hält."

Der Graf erhob warnend den Zeigefinger. „Nicht mehr wie früher, verehrter Freund — nicht mehr wie früher! Im Union-Klub munkelt man allerlei — ich habe es auf Umwegen gehört. Akton sitzt doch nicht mehr ganz so fest im Sattel, wie Sie glauben. Prinz Raczyn hat ihm den Beinbruch des ‚Schmetterling' nicht verzeihen können. Und gerade deshalb warn'

ich Euch doppelt: seid vorsichtig bei Eurem Coup mit dem „Phaeton“! Die Sache gleicht der Affaire von Iffezheim zu sehr, als daß sie nicht auffallen müßte.“

„Ah bah — Sie sind ein Hasenfuß, Graf Andor,“ sagte Mister Durnford. „Ein herbes Wort — aber es ist nicht böse gemeint. Akton ist ein geriebener Schlaufuchs — die Jurisdiktion des Union-Klubs wird ihm nie etwas anhaben können. Er hat zudem seine Beschützer.“

„Sehr einflußreiche,“ bestätigte Burchhardt. „Graf Vellmerstedt hat ihm erst kürzlich seinen Vierjährigen in Training gegeben, und der junge Dornach läßt seinen neuen Blaßfuchs, einen Sohn des ‚Schmetterling‘ aus der ‚Cassiopeja‘, von ihm zureiten. Beweis genug, daß man Akton noch immer schätzt.“

„Apropos Dornach“ — Graf Andor ließ vorsichtig eine neue Flasche Porter in sein Glas rinnen — „hat er Sie voll bezahlt?“

„Auf Heller und Pfennig — ich sagte es schon. Er muß Generalbeichte abgelegt haben. Übrigens hat sein Bruder, der Legationsrat, die Verhandlungen geführt, nicht er selbst. Ein großer Philister, dieser Herr Legationsrat, und ein Knauser dazu. Er versuchte auch mich zu drücken, aber es ist ihm nicht gelungen. Übrigens scheint der kleine Dornach in der That Anstrengungen zu machen, in solideres Fahrwasser einzulenken. Er ist auf der Jagd nach einer Frau.“

„Haben Sie eine auf Lager für ihn?“ fragte Graf Andor.

„Wenn er klug ist — ja! Kennen Sie den alten Rentier Heller in der Sigismundstraße?“

„Dem Namen nach. Er soll schwer wiegen.“

„Er ist ein vielfacher Millionär, aber ein Narr, der für Spiritismus schwärmt und mit allen Klopfgeistern auf Du und Du steht. Nun also — dieser würdige Greis ist der Besitzer eines Töchterchens, Namens Lizzie —“

„Der zukünftigen Gräfin Dornach. Und da haben Sie auch wieder die Hand im Spiel, Sie Allerweltsmensch?!“

Burchhardt lächelte und schob den Brillanten an seinem kleinen Finger auf und nieder.

„Wie soll man denn heute noch Geschäfte machen,“ sagte er, „wenn man nicht die Augen offen hält und nach allen Seiten hin gleichmäßig operiert! Die Zeiten sind schlecht, lieber Freund — man muß Universalität besitzen, um sich durchzuschlagen . . .“

Ein Stuhl wurde gerückt. Mister Durnford stand auf — man sah jetzt erst, wie groß und stämmig der Mann gewachsen war.

„Ich muß fort,“ sagte er, „man erwartet mich im Hotel . . .“ Er warf seinen Havelock über die Schulter und griff nach dem dunkelgrauen Castor, der am Nagel hing. Währenddessen wandte er sich an Burchhardt zurück, beiläufig bemerkend: „Also der alte Heller lebt noch — hm . . . Muß hoch bei Jahren sein . . .“

„Schon wieder ein Bekannter,“ lachte Burchhardt heiter, doch der alte Engländer fiel ein, den Hut tief in die Stirn rückend und seinen knorrigen Stock nehmend:

„Nein, Mister Burchhardt, kein Bekannter, ich habe wenigstens nie im Leben ein Wort mit Mister Heller gewechselt, und ich glaube auch nicht, daß er sich meiner Person entsinnt. Aber gesehen hab' ich ihn oft — wir wohnten in London Haus an Haus — es ist auch schon lange, sehr lange her . . . Wie gesagt — muß hoch bei Jahren sein, der alte Mann . . .“

„Ist nicht so schlimm, Mister Durnford,“ entgegnete Burchhardt, „Heller ist vielleicht in den Sechzigern — irre ich nicht, so lebt sogar noch seine Mutter bei ihm, die allerdings an die Hundert sein kann . . .“

„Seine Mutter —?!“

Mister Durnford sprach diese beiden Worte in einem Tone, der Burchhardt und den Grafen erstaunt aufblicken ließ — einem undefinierbaren Tone, der wie ein Zusammenfließen von Rührung und Weichheit mit krassem Entsetzen klang. Freilich fügte er sofort gleichmütig hinzu: „Also seine Mutter lebt auch noch — sieh' da! Erinnere mich ihrer sehr gut — hm — saß immer am Fenster und stickte Perlen auf Seidenstoff und zeigte ihr schönes weißes Haar — hm . . .“ Er griff fester um seinen Stock: „Good bye, meine Herren, und auf Wiedersehn!“

Er stapfte mächtig davon. Die Sitzengebliebenen hörten, wie er draußen nach dem Kellner rief.

Burchhardt rückte an den Grafen näher heran. „Der Mensch kommt mir manchmal unheimlich vor,“ sagte er halblaut. „Ist er wenigstens verläßlich?“

„So verläßlich wie Sie und ich,“ entgegnete der Angeredete, und da ein leichtes Zucken um die Mundwinkel des anderen ihm zeigte, daß dieser gewillt war, die Bestätigung humoristisch aufzufassen, fügte er hinzu: „Er ist absolut sicher. Woher er stammt, was er ist und war, weiß ich freilich nicht — wer fragt danach! Ich habe ihn vor drei Jahren in Pest kennen gelernt. Damals hielt der einäugige Farkas im Verein mit dem rumänischen Prinzen Maurocordato noch seine Spielhölle in dem ehemaligen Szénehélyschen Palast und plünderte die Blüte Ungarns aus. Bei ihnen tauchte Durnford zum ersten Mal auf — Kapitän Asherson, der Sportsman, der nachher aus dem Magnaten-Klub geworfen wurde, hatte ihn eingeführt. Er mußte die Schliche der beiden Kommerzianten kennen, denn er parierte sie und gewann an zwei Abenden über hunderttausend Gulden, die er freilich schleunigst in Monte Carlo wieder verloren haben soll. Ein Jahr später, als ich mich in Pest nicht mehr halten konnte, traf ich ihn wieder in London und associierte mich mit ihm für die Renncoups. Er hatte zur Zeit gerade Akton und Pearson in Scene gesetzt und gute Geschäfte mit ihnen gemacht — und ich muß sagen, daß ich ihn immer als ehrlichen Genossen kennen gelernt habe. Die beiden Jockeys nicht — den Kerlen muß man auf die Finger sehen — aber Durnford ist brav, sehr brav!“

Nach diesem abschließenden Urteil über den Kumpan griff der Herr Graf von neuem nach seinem Glase und leerte es in bedächtigen Zügen, während

Burchhardt leise schmunzelnd über das Gehörte eine Tuladose hervorzog und sich eine Cigarette drehte. —

Währenddessen hatte der, dem das Zwiegespräch der beiden Ehrenmänner galt, den Weg nach seinem Gasthause eingeschlagen. Er schritt kräftig aus, wie ein Landmann, der daran gewöhnt ist, große Schritte zu nehmen, und hatte den Hut ziemlich tief in die Stirn gezogen, so daß der breitkrempige Rand seine Augen beschattete. Unter dem Hutrand hervor aber blitzten die dunklen Augen lebhaft und unruhig nach allen Seiten und spähten rastlos umher — auch eine alte, in einem langen, wenig ruhesamen Leben erworbene Angewohnheit.

Mister Durnford begegnete keinem Bekannten — Herr Burchhardt würde sich darüber gewundert haben — blieb aber hie und da vor einem Schaufenster stehen, um sich die Etalage anzusehen. Nur ein einziges Mal stutzte er und wie gebannt schien sich in diesem Augenblick sein Fuß an den Boden zu heften. Ein offener Wagen fuhr an ihm vorüber, ein Landauer, den ein Paar schöne und mit Eleganz aufgeschirrte Braune zogen und dessen Kutscher dunkelblaue Livree trug. Im Fonds der Equipage saß ein älterer Herr, fröstelnd in einen Pelz gehüllt, über dessen Brust ein langer roter Vollbart floß, und neben ihm hatte ein junges Mädchen Platz genommen, einfach, aber mit gediegener Vornehmheit toilettiert und eine Art Konfederatka auf dem Kopf, unter der sich vereinzelte Löckchen von der gleichen brennend roten Farbe hervorstahlen, wie sie der Bart des alten Herren zeigte. Offenbar waren die beiden Vater und Tochter.

Mister Durnford blieb diesmal lange stehen, unbekümmert darum, daß man in dem hastigen Getriebe der Straße ihn mehrfach anrempelte und stieß, und mit großen Augen der Equipage nachstarrend, die in schnellem Tempo davonrollte. Dann wandte er sich und schritt weiter, aber langsamer als vorher, und es schien auch, als sei jetzt seine ganze Gestalt geneigter und als beuge er den Oberkörper mehr vornüber. So erst machte er den Eindruck eines Mannes, den die Last der Jahre drückt.

Das kleine Hotel, in dem er logierte, lag mitten in der City der Stadt. Es hieß „Zum König von Ungarn" und war kaum mehr als eine Ausspannung. Mister Durnford begrüßte den Portier mit flüchtigem Kopfnicken, schritt dann durch den Thorbogen und durch eine Unzahl sich kreuzender schmaler Korridore, bis er seine Zimmerthür erreicht hatte. Es war merkwürdig, wie winkelig und eckig das alte Haus erbaut war, aber es schien trotz des geringen Komforts, den es bot, doch viel besucht zu werden, denn in dem beständigen Dämmer, der die Flurgänge füllte, huschte eine ganze Menge Gestalten an Mister Durnford vorüber, auch hörte man hinter den Thüren hier und da lebhaft geführte Gespräche, lustiges Lachen und Gläserklirren.

Als der Engländer sein Zimmer erreicht hatte, ein dürftiges kleines Gemach, dessen beide schmale Fenster nach einem dunklen Hof hinausführten, legte er Hut und Mantel ab und streckte sich der Länge nach, die Füße auf einen Stuhl legend, auf dem engbrüstigen Sofa aus, das unter einer Öldrucklandschaft mit giftgrünen Bäumen und himmelblauen Schweizerbergen stand.

Mister Durnford war müde. Das kam bei seiner erstaunlich zähen, ausdauernden und elastischen Natur nicht oft vor. Es war auch weniger eine körperliche als eine geistige Müdigkeit, die ihn bedrückte, eine gewisse Erschlaffung des Denkvermögens, die seine Logik beeinträchtigte und mit der Kraft einer fixen Idee sein ganzes Empfinden auf einen einzigen Gedanken konzentrierte. Er sah immerfort seine Mutter vor sich und zwar genau so, wie er sie vor langen, langen Jahren verlassen hatte — als alte, aber noch immer rüstige Frau mit einem blühenden Gesicht und schneeweißen Ringellöckchen vor den Ohren. Er hörte auch ihre Stimme, stark und metallen klingend — und wenn er die Augen schloß, war es ihm, als rufe sie seinen Namen: „My John . . ."

Sie lebte noch immer, die alte Frau; man hatte es ihm heute gesagt, ohne daß man wußte, daß er ihr Sohn sei — sie lebte noch immer und vielleicht lebte auch noch die Mutterliebe kräftig in ihr, wie einst. Er war ihr Liebling gewesen, als Kind und als Jüngling, und war es auch geblieben, als er fern von der Heimat in fremden Landen nach Glück und nach Gold jagte. Er hatte oft Briefe von ihrer Hand erhalten — bis sie ihn nicht mehr erreichen konnten, weil ihn sein Geschick weiter und weiter durch die Welt trieb, durch ferne Zonen und von Abenteuer zu Abenteuer . . .

Nun aber hatte es ihn abermals in ihre Nähe geführt. In derselben Stadt wie er, nur durch ein Häusermeer von ihm getrennt, lebte und atmete auch sie. Ob sie noch seiner zuweilen gedachte? Er wußte nicht, daß die alte Frau blöde und kindisch geworden war, daß ein falscher Scheitel die Reste ihres weißen Haares deckte und daß sie sich in zeitverkürzender Spielerei mit Tand und Schmuck behing — sie stand in seinem Gedächtnisse so frisch und blühend wie ehemals. Er wußte auch nicht, daß das „my John", das ihre Lippen flüsterten, dasselbe geblieben war, der alte Ton zärtlicher Liebe, der nie im Mutterherzen verklingt. Er hatte sie in einem wilden Leben vergessen können — aber die Stunde war da, in der die Sehnsucht in ihm erwachte nach der Hand, die in glücklichen Kindertagen segnend sein Haupt berührt und seine Wangen gestreichelt hatte . . .

Die Stunde war da. Er hatte seine Mutter längst tot gewähnt und begraben — doch nun, da man ihm gesagt hatte, sie sei noch am Leben, strömte die Erinnerung an sie wie eine Sturmflut durch seine Seele . . . Er war alt geworden und ein böses Leben lag hinter ihm. Er war ein Verbrecher und spürte keine Reue ob seiner Sünden. Nie hatte sein Gewissen gesprochen; er war ein harter Mann. In dieser Stunde tönte zum ersten Male der Klang der Mahnung tief in sein pochendes Herz hinein: er glaubte die Stimme seiner Mutter zu vernehmen — mit ihr aber sprach das Gewissen zu ihm.

X.

Die Verlags- und Sortiments-Buchhandlung von Carl Grüneisen Söhne lag in dem lebhaftesten Teile der Stadt. Die blanken Goldbuchstaben der Firma leuchteten weithin, und vor den glänzenden Spiegelscheiben der Schaufenster pflegte sich gerade um diese Zeit, kurz vor dem Weihnachtsfeste, stets eine kleine Ansammlung von Passanten zu bilden, die von der geschmackvoll arrangierten Ausstellung hinter den Fenstern angezogen wurden. Da lagen die neusten Erscheinungen der Litteratur in hübschem und sauberem Aufbau: Prachtwerke in goldstrotzender Gewandung, die letzten Romane der Mode-Autoren, die immer zum Christfest fällig wurden, ein paar politische Broschüren, ein verboten gewesenes Buch, das freigegeben worden war und diese Ankündigung auf einem blutroten Querbande als Reklame zur Schau trug — halb aufgeschlagene Kunstwerke, französische, englische und italienische Neuheiten, Bilderbücher mit lustigem Titel und dazwischen Stahlstiche und Radierungen aller Art, sowie mannigfache bunt kolorierte und reizend ausgeführte Christmas-cards, wie sie von England herüber als anmutige Gratulations-Souvenirs auch bei uns eingeführt worden sind.

Es war in der ersten Abendstunde, und die Etalage der Buchhandlung hell erleuchtet. Dahinter dehnten sich die Geschäftsräume aus: zunächst ein großer, elektrisch erhellter Saal für das Sortiment, mit moderner Eleganz ausgestattet und beständig von Besuchern belebt, dann die Zimmer für die Leihbibliothek, deren Wände von oben bis unten mit Büchern tapeziert waren, mit vielen, vielen Tausenden von Bänden, allesamt uniform gebunden und wie in Schlachtreihen aufmarschiert. Das Kabinett des Besitzers lag zur rechten Seite der Sortiments-Abteilung; es war der wichtigste Raum des Geschäfts, sozusagen dessen Seele, denn hier wurden die Verträge mit den Autoren abgeschlossen, die ihre Werke der Firma Grüneisen für den Verlag anvertrauten.

Die Firma bestand seit fast hundert Jahren, aber erst der Vater des jetzigen Besitzers hatte das Verlagsgeschäft begründet und es in verhältnismäßig kurzer Frist zu bedeutendem Rufe zu bringen verstanden. Anfänglich verlegte er nur gelehrte Werke, meist historischen und ethnographischen Inhalts; je mehr sich aber das Geschäft hob und je blühender es sich ausgestaltete, um so umfangreicher wurde auch das Genre des Verlags. Der verstorbene Grüneisen, der kein Freund der sogenannten schönen Wissenschaft gewesen war, hatte der leichten Ware der Belletristik nur insoweit Interesse entgegengebracht, als die Leihbibliothek, die ursprüngliche Grundlage der Firma, dies erforderte. Aber er hatte sich schließlich doch der Überredungskunst seines Sohnes fügen müssen, der den weiteren Geschäftsblick vor ihm voraus hatte und ihm durch Zahlen bewies, daß es notwendig sei, auch die moderne Belletristik, allerdings nur in Auswahl, in den Verlag aufzunehmen. Völlig freies Feld erhielt Carl Grüneisen freilich erst nach dem Tode seines Vaters; der junge Mann besaß eine vielseitige Bildung und einen geläuterten Geschmack, verstand es zudem, auch den litterarischen Neigungen des größeren Publikums nachzuspüren. Er zog die jüngere Schule der Realisten an sich heran, ohne die alten Lieblinge der Lesewelt zu vernachlässigen, und brachte es schließlich so weit, daß es kaum einen Namen von gutem litterarischem Klang gab, der nicht in seinem Verlags-Verzeichnisse Aufnahme gefunden hätte. Auch das Glück, der unentbehrliche Helfershelfer redlichen Strebens, war mit ihm; die Firma schlug jede Konkurrenz aus dem Felde.

In dem großen Saale des Sortimentlagers flutete ein Menschenstrom auf und nieder. Im Lichte der elektrischen Ballons sah man ein wogendes Meer von eleganten Toiletten, Pelzen und Paletots. Die Angestellten des Geschäfts hatten alle Hände voll zu thun, um die Nachfrage zu befriedigen. Eine junge Mutter verlangte unzerreißbare Bilderbücher; man legte ihr zwanzig Stück gleichzeitig vor, aber die kleinen Rangen der Glücklichen schienen sich eines hervorragenden Zerstörungssinns zu erfreuen, denn die „Unzerreißbarkeit" wollte der Dame absolut nicht genügen. Mit lächelndem Gesicht stand ein schnauzbärtiger Artillerieoffizier neben ihr.

„Vielleicht wäre es am besten, man versuchte einmal Bilderbücher aus Hartguß oder aus doppelten Panzerplatten zu konstruieren," meinte er schmunzelnd.

„Habe die Ehre, Herr Oberstlieutenant," und der Chef der Firma nahte sich mit einer Verbeugung dem Offizier. „Sind Sie schon bedient worden, wenn ich fragen darf?"

„Es eilt nicht, Herr Grüneisen. Aber da Sie gerade mal hier sind — ich möchte für meinen Jungen, einen Kadetten, ein hübsches Weihnachtsbuch haben."

„Sehr schön, Herr von Protzen. Eine Indianergeschichte?"

„Nein — die Jugend von heute ist nicht mehr für die Romantik der Urwälder. Herrgott, was habe ich den Lederstrumpf verschlungen! Also etwas Militärisches, Herr Grüneisen — so im Genre des ‚Großen König und sein Rekrut'!"

„Wir haben eine Menge Neuigkeiten auf Lager, Herr Oberstlieutenant. Briesemann, legen Sie dem Herrn Oberstlieutenant von Protzen einmal die neuen Höcker, Wörishoffer und Tanera vor! Habe die Ehre, Frau Gräfin — womit darf ich dienen? Der Ebers erscheint erst in einigen Tagen. Aber vielleicht wählen Sie dafür die Novität von Julius Wolff. Wie meinen Frau Gräfin? Ob das Buch anständig sei? Höchst anständig, Frau Gräfin, eine sehr empfehlenswerte Lektüre. Kopalski, den ‚Raugrafen' von Julius Wolff für die Frau Gräfin — gebunden!... Habe die Ehre, gnädiges Fräulein! Eine Anthologie — schön! Schnerzle, den ‚Pharus', die ‚Goldenen Worte' und das ‚Buch der Bücher' für die Dame!" ...

Der viel beschäftigte Chef des Hauses, der die Augen überall hatte, wandte sich nunmehr einem hübschen jungen Mädchen zu, das soeben die Ladenthür hinter sich geschlossen hatte und Grüneisen mit freundlicher Kopfneigung und ausgestreckter Hand entgegentrat.

„Tag, Carl!"

„Ah — sieh da, Cousine Lizzie" — Grüneisen drückte die Rechte des Mädchens herzlich — „läßt Du Dich auch einmal wieder sehen!?"

Fräulein Heller lächelte. „Auch einmal wieder?" gab sie mit gekräuselter Lippe zurück. „Meines Wissens habe ich Dich erst vor acht Tagen mit einem Auftrag beehrt, Vetter und Buchhändler."

„Das ist aber zu wenig, viel zu wenig!" entgegnete Grüneisen heiter. „Ich komme dabei nicht auf die Kosten. Da ich Euch alle Bücher zum Ordinärpreise lasse und meine eigenen Verlagswerke noch dazu zu schenken pflege, so kann ich verlangen, Dich allwöchentlich wenigstens zweimal von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

„Was hast Du davon?"

„Sehr viel, Cousine. Es ist mir immer eine Erfrischung, wenn ich zwischen all den langweiligen Gesichtern ringsum einmal Deine hübschen Nixenaugen —"

Sie unterbrach ihn. „Bitte, bitte, Herr Grüneisen, keine Schmeicheleien! Ich komme wie immer in rein geschäftlicher Mission. Pa hat mir ein paar Bücher aufgeschrieben, die Du ihm besorgen möchtest. Voilà!" Sie zog aus ihrer Muffe ein Zettelchen und reichte es Grüneisen, der es rasch überflog.

„Thomasius, Baxter, Görres, Edward Cox — heiliger Spiritismus!" sagte er lachend. „Der Papa ist unverbesserlich."

Lizzie nickte. „Das unterschreibe ich," erwiderte sie. „Seit er die Bekanntschaft des Herrn von Krachenau gemacht hat, scheint er nur noch mit ‚spirits' verkehren zu wollen. Jetzt haben die beiden ein neues Medium aufgetrieben, einen Engländer, ein gräßliches Individuum, einen Mister Soundso, der auf fünf Schritt Entfernung nach Brandy duftet, aber trotzdem das Wunderbarste im Hellsehen leisten soll. Wenn er nur naht, flüchte ich. Apropos, Carl — ist Dir ein Graf Andor bekannt?"

„Andor — nein — ich entsinne mich nicht. Warum?"

„Ach — der spielt sich auch auf den Spiritisten heraus! Papa ist mit ihm öfters im Verein Psyche oder so einer ähnlichen Gesellschaft zusammengetroffen und hat ihn ins Haus geschleppt. Ich glaube, er ist der Entdecker des neuesten Mediums. Ich bin froh, daß ich den Sitzungen nicht beiwohnen darf. Du ahnst nicht, was für eine unheimliche Gesellschaft da zusammenzukommen pflegt!"

In diesem Augenblick trat ein hochgewachsener Kürassieroffizier in den Laden, sah sich mit raschem Blick nach allen Seiten um und trat dann grüßend an den Buchhändler heran. „Guten Abend, mein verehrter Herr Grüneisen," sagte er mit leichter Verneigung vor Lizzie; „kann ich Sie auf ein paar Minuten sprechen?"

„Bitte gehorsamst, Herr Rittmeister," entgegnete der Angeredete; „treten Sie freundlichst in mein Privatcomptoir — Sie kennen ja die Räumlichkeiten — ich stehe Ihnen im Augenblick zur Verfügung . . ."

Der Offizier nickte und schritt weiter, während sich Lizzie neugierig an ihren Vetter wandte. „Wer war das, Carl?"

„Ein ehemaliger Vorgesetzter, liebenswürdigste Cousine, der Rittmeister von Eisenschmidt-Tengern."

„Also von dem gleichen Regiment, bei dem Graf Dornach steht?"

„Ganz recht — sogar von derselben Schwadron. Läßt sich Euer gräflicher Hausfreund noch so häufig wie im Herbst bei Euch sehen?" Es lag etwas im Ton dieser Frage, das Lizzie erröten ließ. Grüneisen bemerkte es, und er wurde ernst. „Pardon," fügte er an, „ich war wohl unbewußt indiskret?"

„O nein —" Lizzie zuckte mit den runden Schultern — „ich bitte Dich — warum indiskret!? . . . Graf Dornach kommt noch zuweilen — Pa hat ihn ja sehr gern, aber — Carl, guck mich, bitte, nicht so forschend an! Ich weiß schon, was Du denkst! Du irrst Dich gewaltig! Ich verschenke mich nicht — und ich verkaufe mich erst recht nicht!" . . . Sie bot ihm die Hand. „Adieu, Vetter! Vergiß nicht die Spukbücher für den Papa!"

„Wird besorgt. Grüße den alten Herrn und komm bald wieder!"

Noch ein Händedruck und die beiden schieden. Grüneisen wollte nach dem Privatcomptoir, wurde aber von neuem von einem seiner Angestellten, der ihn in wichtiger Sache zu sprechen hatte, zurückgehalten. So kam es, daß Herr von Eisenschmidt sich noch etwas gedulden mußte — aber er that es gern, denn er hatte drinnen im Comptoir interessante Unterhaltung gefunden.

Das Comptoir war ein großes, getäfeltes Zimmer; ein Konferenztisch mit Eichenholzstühlen nahm die Mitte ein, an einer Wand stand der Schreibtisch des Chefs, darüber hingen die Bilder des Vaters und Großvaters und eines alten würdigen Herrn, dessen Kopf tief in dem hohen Rockkragen steckte: des Gründers der Firma und Urahns des gegenwärtigen Besitzers. Eine kurze, halbhohe spanische Wand teilte im Hintergrunde des Gemachs einen kleinen Raum ab.

Als der Rittmeister eintrat, glaubte er, das Zimmer sei leer. Er legte seine Mütze ab, knöpfte den Paletot auf, ließ sich am Mitteltische nieder und begann die dort liegenden illustrierten Journale zu durchblättern. Plötzlich schien es ihm, als höre er ein schüchternes Räuspern. Er schaute auf, und da er annahm, daß hinter der spanischen Wand wahrscheinlich ein Schreiber sitzen werde, so wollte er sich soeben wieder in den Anblick der Karikaturen des Journals versenken, als ihm neuerdings etwas auffiel — diesmal etwas Interessanteres. Er vernahm ein leises Rauschen, wie das Froufrou eines Frauenkleides, und sah im gleichen Moment an der hinteren Zimmerwand die Silhouette eines Schattens — den Kopf einer Dame mit schön geschnittenem Profil und den Ansatz einer Büste. Der Schatten verschwand sofort wieder — vielleicht hatte die hinter der Holzwand befindliche Dame sich nur für einen Augenblick erhoben und war dabei in den Lichtkreis getreten, der die Schattenbildung hervorrief — jedenfalls genügte das anmutige Profil dem Rittmeister, der Ursache des hübschen Reflexes nachzuspüren. Er erhob sich, trat klirrenden Schritts an die spanische Wand heran und klopfte mit gekrümmtem Zeigefinger höflich

an diese an. Alles blieb still; Eisenschmidt klopfte noch einmal.

„Ja —?“ rief eine fragende, etwas ängstlich klingende Stimme hinter der Wand.

„Guten Abend,“ sagte der Rittmeister; „ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, verehrtes Fräulein — oder muß ich ‚verehrte Frau‘ sagen?“

Wieder eine halbe Minute Schweigen, dann antwortete die Stimme von vorhin: „Sie können es vorläufig noch bei dem Fräulein belassen, mein Herr, ich bin unverheiratet.“

„Eine ebenso bedauerliche wie unbegreifliche Thatsache,“ entgegnete Eisenschmidt, noch immer hinter der Wand stehend. „Mit so reizenden Gesichtszügen und einer so schönen Figur ist man zur Ehe prädestiniert. Darf ich eintreten?“

„Darf dann ich zunächst fragen, was Sie wünschen?“

„Vorläufig nichts, als die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft.“

„Darf ich weiter fragen, wer Sie sind? Wahrscheinlich der Stallbursche des Herrn Grüneisen. Er ist vorn im Laden, wenn Sie ihn sprechen wollen.“

Eisenschmidt stutzte. „Sackerlot, sind Sie grob, mein Fräulein!“ rief er lachend. „Wie kommen Sie denn darauf, mich für einen — einen Stallknecht zu halten?“

„Weil Sie Sporen an den Stiefeln tragen.“

„Erlauben Sie, liebes Fräulein, das ist denn doch eine etwas üppige Kombination und kein recht logischer Schluß!“

„Die Herren der Schöpfung streiten dem Weiberhirn die Logik ja so wie so ab!“

„Ei, ei — also auch spinös! Da kann ich mir nicht helfen —“

Und der Rittmeister trat hinter die spanische Wand. Die junge Dame, die bisher an dem hier stehenden Pult geschrieben hatte, legte die Feder aus der Hand und erhob sich. Ein leichtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, und ein spöttischer Zug senkte die Mundwinkel ein wenig.

Eisenschmidt stutzte zum zweiten Male. Er hatte erwartet, eine niedliche kleine Kopistin vor sich zu sehen und mußte sich vor einer Dame verneigen. „Pardon, meine Gnä — mein Fräulein,“ sagte er, sich rasch verbessernd, „ich bin etwas konsterniert — mir scheint, wir kennen uns bereits ... Wenigstens kommt mir Ihr Gesicht und Ihre Erscheinung bekannt vor ...“

„Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis, Herr Rittmeister,“ entgegnete die Angeredete, „ich aber gleichfalls, und vielleicht ein noch besseres. Wir haben uns nur ein einziges Mal im Leben gesehen —“

„Und wann?“ fiel Eisenschmidt ein.

„Vor drei Jahren — im Lindenbruch bei Dornach.“

Der Rittmeister tupfte mit der rechten Hand auf seine Stirn. „Fräulein Hellmer,“ rief er, „richtig — jawohl — Himmel, wie konnte ich das vergessen! Ich ritt mit dem Grafen Egon spazieren — zur Manöverzeit, wie diesjährig — an einem glühend heißen Tage, und bat Sie vor der Oberförsterei um ein Glas Wasser. Sie kredenzten es mir mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit. Wo ist mein Gedächtnis geblieben!“ ...

Er beklagte mit Unrecht sein Erinnerungsvermögen. Die ganze Scene stand ihm deutlich vor Augen: der in der Sommerglut flimmernde Wald, das grünumrankte Försterhaus und die liebreizende Hebe unter den Lindenbäumen. Er hatte ja mit zu den ersten gehört, die von Egon in das romantische Geheimnis seiner Liebe eingeweiht worden waren — und er war auch der erste gewesen, der ihn ernst und eindringlich vor „solchen Dummheiten“ gewarnt hatte. Er hatte von vornherein gewußt, daß Egon zu schwach sein würde, dem Widerstande der Seinigen zu trotzen, und die Thatsachen hatten ihm recht gegeben.

„Wissen Sie, daß ich Ihnen bei meinem diesjährigen kurzen Aufenthalte in Dornach beinahe meine Aufwartung gemacht hätte, Fräulein Hellmer?“ sagte er, sich mit dem Rücken gegen die Wand lehnend und die Hände über dem Pallaschkorbe verschränkend.

„Ich kann mir denken, welcher Grund Sie zu diesem Besuche bewogen haben würde,“ entgegnete Christa. „Graf Dornach sprach mir gelegentlich davon. Sie wünschten etwas Näheres über die kalifornische Spitzhacke zu hören, die sich im Besitze meines Großvaters befand —?“

„Ganz richtig,“ und Eisenschmidt nickte lebhaft. „Ich sah sie im Rittersaale des Dornachschlosses und sie hat mein Interesse erregt. Wo stammt sie her, wenn ich fragen darf?“

„Von meinem Vater, der lange in Kalifornien gelebt hat.“

„Wissen Sie, in welchen Jahren?“

„Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre — er muß damals noch ein Jüngling gewesen sein.“

„Das würde stimmen,“ entgegnete der Rittmeister nachdenklich. „Ich habe meine Jugend gleichfalls in Kalifornien verlebt, wo mein Vater noch heute Quecksilberbergwerke besitzt. Monogramm und Jahreszahl auf der Spitzhacke lassen mich nun vermuten, daß mein Vater und der Ihre Freunde oder vielleicht Associés bei Erschließung der ersten Minen im Red River-Gebiete gewesen sein werden. Als mein Vater nach Amerika kam, nannte er sich nach unserem zweiten Familiennamen Tengern; er nahm erst in späteren Jahren den Freiherrntitel wieder an. Das Monogramm auf der Hacke bilden aber die Buchstaben R. und T. — Richard Tengern — während die Bezeichnung ‚Walkers Camp‘ auf die erste Mine hinweist, die er von der Regierung käuflich erworben hatte. Wahrscheinlich waren alle dort benutzten Werkzeuge gleichmäßig gezeichnet.“

Christa nickte. „Es ist das jedenfalls die zutreffendste Erklärung für den eigentümlichen Zufall,“ erwiderte sie.

Eisenschmidt hatte den nachdenklichen Zug im Gesicht behalten; die Erinnerung wurde lebendiger in ihm.

„Ja — ein eigentümlicher Zufall,“ erwiderte er, „man kann es wohl so nennen — um so

eigentümlicher, als mir auch der alte Graf Dornach von einem ähnlich geformten und ganz gleich gezeichneten Instrument erzählte, das ihm einmal — wo war es doch — ich glaube in London, ja richtig, in London unter die Finger gekommen war. Man hatte ihn überfallen, und die Spitzhacke mit dem Monogramm R. T. lag als corpus delicti auf dem Gerichtstische, als man gegen den Räuber verhandelte . . . Vielleicht gehörte auch jener Bandit einstmals zu den Angestellten von Walkers Camp!" . . . Er schwieg einen Moment, ließ seine Monocleschnur hin- und herpendeln, wobei sein Auge scheinbar mit großer Aufmerksamkeit den Schwingungen der Schnur folgte, und fragte dann, ziemlich plötzlich den Kopf hebend und Christa mit erhöhterem Interesse musternd: „Steht Ihnen Ihr Herr Vater noch frisch im Gedächtnis, Fräulein Hellmer? Er lebt doch nicht mehr?"

Christa schüttelte den Kopf. „Er ist längst tot," erwiderte sie. „Ich habe ihn, wie auch meine Mutter kaum gekannt. Beide starben im gleichen Jahre — er in der Fremde, sie in den Armen meines Großvaters."

„Aber Schröder ist doch nur dem Namen nach Ihr Großvater, gewissermaßen ein Wahlverwandter," warf Eisenschmidt unüberlegt ein — und er erschrak, als er sah, daß das Gesicht der vor ihm Stehenden sich im Nu dunkelrot färbte und ihre Augen ihn erschreckt und verwundert anstarrten.

„Was heißt das, Herr Rittmeister?" entgegnete sie fragend. „Mein Großvater soll nicht — — — ich verstehe Sie nicht" — Sie brach ab; ein ängstlicher Ausdruck trat auf ihre Züge.

Eisenschmidt war peinlich berührt. „Ich muß um Vergebung bitten, Fräulein Hellmer," erwiderte er verlegen. „Mir ist so, als habe mir Graf Egon einmal gelegentlich erzählt, daß der Oberförster thatsächlich in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu Ihnen stehe und Sie nur sein Pflegekind seien. Aber — ich kann mich auch irren — — ja gewiß, ich werde eine Verwechselung begangen haben — — o, ich bitte Sie, verehrtestes Fräulein, fassen Sie meine harmlose Äußerung nicht falsch auf" — — Er sah, daß die Augen Christas feucht schimmerten und ihre Mundwinkel zuckten. Mit rascher Bewegung trat er näher an Christa heran und ergriff ihre Hand. „Seien Sie mir nicht böse," bat er, „ich habe Sie doch nicht kränken wollen!"

Christa lächelte mühsam. „Nicht doch, Herr Rittmeister," sagte sie, „wie konnten Sie mich kränken! Sie dachten sich nichts dabei, aber — aber Ihre Bemerkung klang so seltsam und war so überraschend für mich, daß sie mich unwillkürlich erschreckte. Stammt sie wirklich aus dem Munde des Grafen Dornach?"

„Fräulein Hellmer, ich sagte Ihnen schon, daß ich mich jedenfalls geirrt habe —"

„Aber wie kann man sich in Bezug auf eine so bestimmt formulierte Äußerung irren, Herr Rittmeister!" fiel Christa ein. „Von seiten des Herrn Grafen hat allerdings ein Mißverständnis vorgelegen — zum mindesten ein solches — — mein Großvater steht lange genug in Diensten Seiner Erlaucht des alten Herrn, und auch der Herr Legationsrat kennt unsere Familienverhältnisse zweifellos recht genau — aber vielleicht lag ihm daran, daß irrtümliche Ansichten über diese verbreitet würden! Für einen heimatlosen Findling hat man gewöhnlich nur Mitleid übrig!" . . .

Der Klang ihrer Stimme war bitter geworden. Es war Eisenschmidt nicht unlieb, daß sich in diesem Augenblick die Thür öffnete und Grüneisen in das Comptoir trat. Das überhob ihn der Antwort.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich Sie warten ließ, Herr von Eisenschmidt," sagte der junge Buchhändler, das Zimmer durchschreitend. „In den Tagen vor Weihnachten weiß ich oft nicht, wo mir der Kopf steht . . . Ah — — ich sehe, Sie haben sich mit Fräulein Hellmer bekannt gemacht —"

„Nur eine alte, wenn auch sehr flüchtige Bekanntschaft neu aufgefrischt, mein lieber Herr Grüneisen," entgegnete der Rittmeister. „Das Dornachschloß und der Lindenbruch sind mir keine fremden Scenerien . . . Aber ich will kurz sein, damit ich Sie in Ihrem Weihnachtsgeschäft nicht störe. Ich weiß, was es heißt, mit seiner Zeit zu Rate gehen zu müssen. Also zur Sache —"

„Ein Wort zuvor — Pardon, Herr Rittmeister," fiel Grüneisen ein. „Wollen Sie mich unter vier Augen sprechen oder stört Sie die Anwesenheit von Fräulein Hellmer nicht?"

„Nicht im geringsten. Es ist eine litterarische Sache, die ich mit Ihnen zu verhandeln habe, und Fräulein Hellmer gehört ja mit zum Bau . . ."

Die beiden Herren hatten am Mitteltische Platz genommen. Eisenschmidt holte das Manuskript der Comtesse Agnete Dornach aus der Paletottasche hervor und übergab es Grüneisen mit der Bitte um Prüfung. Er fügte hinzu, daß er die poetische Novelle bereits selbst gelesen habe und überzeugt sei, daß sie beim Publikum Anklang finden werde. Jedenfalls werde sich der Versuch lohnen, wenn Grüneisen das kleine Werk in Verlag nehmen wolle — zumal die gräfliche Verfasserin kein Honorar, sondern nur eine gewisse Anzahl von Freiexemplaren beanspruche. Auch das sei zu erwähnen notwendig, da ein Verleger bei litterarischen Erstlingswerken doch nur in Ausnahmefällen auf Gewinnst rechnen könne.

Grüneisen zeigte sich sehr liebenswürdig und versprach, schon am folgenden Tage an die Lektüre des Manuskripts zu gehen; wenn es sich irgendwie ermöglichen lasse, werde er den Verlag des Werkchens übernehmen — und sei es auch nur, um Herrn von Eisenschmidt, dem er sich zu Dank verpflichtet fühle, eine Gefälligkeit zu erweisen.

Der Rittmeister wehrte ab. „Sie sind mir durchaus nicht verpflichtet, lieber Herr Grüneisen," entgegnete er. „Wir haben uns während Ihrer Dienstzeit kennen gelernt — und da waren Sie ein so tüchtiger Soldat, daß ich Ihnen nur ein guter Vorgesetzter sein konnte. Im übrigen, da wir gerade bei diesem Thema sind: wollen Sie sich denn nicht dazu entschließen, noch eine freiwillige Übung bei einem Provinzial-Regiment zu absolvieren? Sie würden bei der Linientruppe ganz zweifellos zum

Reserveoffizier gewählt werden, während ich befürchte, daß es bei unserem feudalen Regiment — wenn ich auch noch so energisch für Sie eintreten wollte — doch Schwierigkeiten machen könnte. Urach ist ein kreuzbraver Mensch, aber Vellmerstedt — — na, ich will mich nicht auf weitere Erörterungen einlassen, Sie kennen die Verhältnisse ja selbst!" . . .

Grüneisen schob die auf dem Tische liegenden Journale in hastigem, seine innere Erregung bekundendem Fingerspiele, durcheinander. „Ich will ganz offen sein, Herr Rittmeister," erwiderte er; „ich habe es mir in der That lange überlegt, ob ich nicht um meine Versetzung einkommen sollte. Jeder Mensch hat seine wunde Stelle, die man Ehrgeiz nennt — und es gehört schließlich nicht nur zum sogenannten guten Ton, Reserve-Offizier zu werden — man verlangt es in unseren Tagen von einem Manne aus anständiger Familie, der seiner Dienstpflicht genügt hat. Es ist ein Avancement wie jedes andere. Ich habe mich gut geführt, habe tadellose Zeugnisse, man kann mir und meiner Familie auch privatim nichts vorwerfen, ich habe also, um im Militär-Dienststil zu bleiben, meine ‚Qualifikation' zum Reserve-Offizier. Leider bin ich nicht adlig — das ist der Stein des Anstoßes —"

„Er ist es," fiel Eisenschmidt ein, „es ist das einzige Hindernis und ich fürchte, ich werde es nicht aus dem Wege räumen können, lieber Grüneisen. Die Tradition ist ein Stück der chinesischen Mauer, das sich nicht so ohne weiteres niederlegen läßt."

„Ich bin kein Gegner der Tradition, Herr Rittmeister," antwortete Grüneisen ernst; „ich ehre und achte sie — ich bin im allgemeinen eine ziemlich konservative Natur. Ich würde mich auch durchaus nicht gegen die Institution gewisser Elite-Regimenter erklären, die nur Edelleute in den Reihen ihres Offizierkorps dulden. Aber ich meine, man hätte mir dies bereits zu verstehen geben sollen, als ich seiner Zeit beim Regimente eintrat, nicht erst jetzt. Man hätte mich schon, als ich mich meldete, darauf aufmerksam machen müssen, daß ich keine Aussicht haben würde, bei der Offizierswahl durchzukommen. Ich würde mich damals wahrscheinlich entschlossen haben, bei einem Provinzial-Regiment mein Jahr abzudienen — heut ist es zu spät dazu. Abgesehen davon, daß mich tausend geschäftliche Interessen an Berlin fesseln, widerstrebt es mir auch, gewissermaßen als eine Gnade zu erbitten, was ich mir verdient habe."

Eisenschmidt nickte; er konnte seinem jungen Freunde nur recht geben. „Ich würde im gleichen Falle ebenso vorgehen, lieber Herr Grüneisen," sagte er, „aber — wir sind noch nicht am Ende. Es handelt sich um eine Prinzipienfrage, und ich bin gesonnen, sie bei der Wahl aufzunehmen und mit aller Energie meinen Standpunkt zu verfechten. Ob es mir glücken wird, Sie durchzubringen, erscheint mir freilich zweifelhaft."

„Ich verzichte freiwillig, Herr Rittmeister, und ich bitte Sie herzlich: lassen Sie die Sache fallen! Es würde mir sehr schmerzlich sein, wenn Sie sich um meinetwillen Ungelegenheiten bereiten wollten. Ich leugne nicht, daß mir die Ernennung zum Reserveoffizier Freude gemacht haben würde — aber meine Seligkeit hängt nicht davon ab. Ich bin, was ich bin — auch ohne die Epauletten . . ."

Einer der Gehilfen trat ein — im Sortiment wurde die Anwesenheit des Chefs verlangt.

Eisenschmidt empfahl sich und verabschiedete sich dann auch von Fräulein Hellmer, die hinter der spanischen Wand bereits wieder bei ihrer Arbeit saß, mit einigen herzlichen Worten.

Er bummelte langsam die von frohem Weihnachtsgetümmel belebte Straße hinab, blieb an einer Anschlagssäule stehen, um die Vergnügungsanzeigen flüchtig durchzustudieren und setzte sich schließlich, da er auf den Programmen nichts gefunden hatte, was ihn hätte reizen können, in eine Droschke, um zu dem Grafen Egon Dornach zu fahren. Es war ein „angebrochener Abend" für ihn — vielleicht ließ er sich mit dem Freunde verplaudern.

Der Legationsrat — Egon hatte beim letzten Avancement diesen Titel erhalten — war zu Hause, aber er hatte Besuch. In dem behaglich eingerichteten kleinen Salon schritt ein älterer, sehr beweglicher Herr auf und ab, dessen Stimme — sie klang wie die eines Vortrag haltenden Professors — Eisenschmidt schon im Korridor gehört, während Egon sich in halb liegender Stellung auf dem Sofa ausgestreckt hatte und eine Zigarre rauchte.

„Servus, Eric," rief der Legationsrat dem Eintretenden entgegen, der einen Moment auf der Schwelle zögerte, da er bei dem durch einen riesigen Lampenschirm stark gedämpften Lichte die Anwesenden nicht sogleich erkannte; „Sie kommen gerade zu rechter Zeit — — mein Onkel Krachenau hält mir soeben eine längere Vorlesung über seine letzten spiritistischen Versuche. Ich bin aber ein Spötter und Skeptiker in diesen Dingen. Hoffentlich glauben Sie an Geister!"

„An große Geister gern," entgegnete der Rittmeister lachend und begrüßte die Herren. „Ich habe schon längst gehört, daß Sie zu den bedeutendsten Vorkämpfern auf dem dunklen Gebiete des Übersinnlichen gehören, Herr von Krachenau, bin aber selbst leider allzusehr Laie in Sachen der weißen und schwarzen Magie, um Ihr Wissen genügend schätzen zu können. Das Geheimnisvolle der Materie reizt mich indessen, und ich würde Sie bitten, mich einmal an einer spiritistischen Sitzung teilnehmen zu lassen —"

Der kleine Herr hob beide Hände empor. „Nein, Herr von Eisenschmidt," rief er, dem Sprechenden ins Wort fallend, „bitten Sie nicht — bitten Sie nicht! Ich gehe über alle derartige Anliegen am liebsten zur Tagesordnung über. Der Spiritismus ist nichts für die Neugier und nichts für glaubenslose Skeptiker. Er ist eine ernsthafte Wissenschaft und will als solche behandelt werden. Sprechen wir von etwas anderem!" Er warf seine Cigarette in den Aschbecher und stürmte weiter im Zimmer auf und ab, ohne indessen „von etwas anderem zu sprechen" — er blieb vielmehr bei seinem Lieblingsthema. „Mit Euch jungen Leuten ist ebensowenig anzufangen wie mit den Herrn Gelehrten,"

fuhr er fort. „Ihr glaubt nicht einmal das, was Ihr seht und hört, wenn es Euch nicht erklärbar erscheint — Ihr habt für alles Unerklärliche immer nur das Wort Schwindel zur Hand! Schwindel — nun ja — damit läßt sich leicht alles charakterisieren, was ein Menschenhirn nicht zu deuten vermag! Den armen Mesmer hat man auch für einen Schwindler gehalten und — — aber ich werde den Teufel thun und Euch noch lange predigen! Ich habe schon so wie so genug geschwatzt. Ich gehe nach Hause."

„Warum denn so eilig, Onkel?" warf Graf Egon ein.

„Weil Du mich vorhin ausgelacht hast, als ich Dir von unserm neuen Medium erzählte," antwortete der alte Herr in komischem Trotz.

„O nein — ich muß bitten — es kam mir nur höchst kurios vor, daß dieses Medium in seinem bürgerlichen Berufe Jockey ist. So etwas kommt doch sicher nur selten vor."

„Warum selten? Der bürgerliche Beruf hat mit der mediumistischen Begabung gar nichts zu thun — gar nichts!"

„Na, nimm's nur nicht übel, Onkel," lenkte Egon lächelnd ein, „ich wußte das ja nicht!"

„Auch gut — ich nehm' es an und verzeihe Dir. Aber ich muß trotzdem fort. Ruf Deinen Diener, damit er mir in den Pelz hilft. Man merkt, daß man alt wird."

Egon schellte dem Diener. „Wie lange bleibst Du noch in Berlin?" fragte er.

„Weiß nicht. Bis in den Februar vielleicht. Ich habe noch mancherlei Wichtiges zu erledigen ..." Er stöhnte, während er in den Pelz schlüpfte, nahm dann den roten Fez ab, den er jedesmal auf den Kopf stülpte, wenn er das Zimmer betrat, steckte ihn in die Tasche und griff dafür nach Cylinderhut und Stock. Dann reichte er den Herren die Hand.

Eisenschmidt erhob sich. „Sehr angenehm gewesen, Herr Kammerherr," sagte er. „Und wenn Sie mir doch vielleicht einmal erlauben wollten —"

„Pscht!" . . . Der Alte legte den Zeigefinger auf die Lippen. „Ich erlaube nichts. Es sollte sich niemand an einer spiritistischen Séance beteiligen, der sich nicht durch eifriges Studium genügend vorbereitet hat. Ihr königlicher Dienst gestattet das nicht. 'N Abend beiderseits!"

Er drückte Egon die Hand und ging. Als der Legationsrat hörte, daß sich draußen in der Entree die Thür schloß, sprang er mit fröhlichem Lachen vom Sofa auf und reckte seine Gestalt. „Es ist ein wahrhaftes Glück gewesen, daß Sie dem guten alten Ohm in seine Belehrungen hineingehagelt sind, Eisenschmidt!" rief er aus. „Sapperlot, was hat er mir mit seinem Gespensterglauben zugesetzt! Nun sagen Sie mir, Eric, sollte man es für möglich halten, daß ein Mensch von so gediegener und universeller Bildung, wie Krachenau, vollkommen wie verrannt ist, wenn das Gespräch einmal auf sein Steckenpferd Spiritismus kommt?!"

„Eigentlich nicht," erwiderte der Rittmeister heiter; „Sie dürfen indessen nicht vergessen, lieber Dornach, daß der alte Mystiker sich Zeit seines Lebens mit dem Unsichtbaren, Unfaßlichen und Wunderbaren beschäftigt hat. Wie es standhafte Lügner giebt, die schließlich an ihre eigenen, hundertfach wiederholten Schnurren selbst zu glauben beginnen, so glaubt auch Krachenau an den Unsinn, mit dem er seit einem Menschenalter einen förmlichen Kultus getrieben hat. Vielleicht glaubt er ihn nur aus Gewohnheit, vielleicht auch aus Eitelkeit, um nicht zugeben zu brauchen, daß er sein Leben nutzlos vertrödelt hat, vielleicht wirklich aus Überzeugung. Es muß auch solche Käuze geben."

„Gut — ja — meinetwegen," und Dornach nickte. „Mir ist nur nicht recht begreiflich, daß ein wirklich kluger Kopf und ein logisch arbeitendes Hirn Gefallen an Phantasien und Hypothesen finden kann, die schon in der Zeit der Aufklärungsepoche für überwunden galten und die in unseren Tagen der erweiterten Naturwissenschaft jedem vernünftigen Menschen nur ein Lächeln abnötigen können. Denken Sie doch, daß sich Krachenau alle Jahre einmal eine Audienz beim Kultusminister erbittet, um ihn zu veranlassen, die Regierung möge sich des Spiritismus annehmen und seine gewöhnlich als Humbug sich entpuppende Phänomene durch staatliche Angestellte untersuchen lassen. Natürlich weist ihn der Minister jedesmal mit der gleichen Beharrlichkeit ab, mit der Krachenau seinen Antrag zu erneuern pflegt."

„Was ich dem Minister keinen Augenblick verdenken kann," warf Eisenschmidt ein. „Andererseits muß ich doch gestehen, daß ich den absolut negierenden Standpunkt der wissenschaftlichen Welt dem Spiritismus gegenüber auch nicht recht verstehe. Irre ich nicht, so war es Hartmann, der Philosoph, der in einer Broschüre über den Spiritismus bemerkte: ‚das Publikum hat ein Recht darauf, zu wissen, woran es mit diesen Dingen ist'. Zweifellos! Dadurch aber, daß die Männer der Wissenschaft von vornherein und prüfungslos erklären, die sogenannten okkulten Erscheinungen des Seelenlebens, aus denen die Spiritisten ihre übersinnliche Weltanschauung herleiten wollen, seien einfach eitel Schwindel, verwirren sie das Publikum immer mehr und geben ihren Gegnern Stoff zu neuen Angriffen. Ich würde es nur für verdienstlich halten, wenn sich eine Kommission von Gelehrten — aus freiem Antriebe, nicht staatlichem Zwange folgend — bilden wollte, um einmal vorurteilsfrei den als Thatsachen aufgestellten Phänomenen des Spiritismus zu Leibe zu rücken. Auf verwandten Gebieten, denen des animalischen Magnetismus und der hypnotischen Suggestionen, ist doch ähnliches bereits geschehen! Man hat sie auf ihren Wert und Unwert zurückgeführt — — warum macht man es mit dem Spiritismus nicht ebenso?"

„Weil es mir scheint," entgegnete der Graf, „daß es nicht immer leicht ist, hinter die Betrügereien der sogenannten Medien zu kommen. Kapazitäten wie Zöllner und Schindler sind durch diese Leute düpiert worden. Sie haben ja gehört, wie sehr Krachenau von seinem allerneuesten Medium schwärmt. Ich wette, daß auch dieses Subjekt eines schönen Tages in der ganzen Glorie seiner Gaunereien entlarvt werden wird!"

„Sicher, aber das wird die Anhänger des Spiritismus nicht vermindern und auch den Kammerherrn nicht von der Unhaltbarkeit seiner Theorien überzeugen. Schade, daß Krachenau mich für so ungläubig hält und mir die Aufnahme in einen seiner Zirkel verweigert hat! Ich hätte mich gern einmal mit eigenen Augen von den geheimnisvollen Vorgängen bei einer spiritistischen Sitzung überzeugt."

„Bitten Sie meinen Bruder Heinz, er möge Sie bei dem Rentier Heller einführen," antwortete Dornach. „Das Hellersche Haus bildet zur Zeit den Mittelpunkt der spiritistischen Gemeinde Berlins. Man verkehrt da überhaupt nur mit Geistern — ob es aber immer geistreiche sind, kann ich Ihnen nicht verraten."

Herr von Eisenschmidt lachte. „Also Heinz ist auch unter die Spiritisten gegangen?" fragte er.

„Nein — das glaub' ich kaum," erwiderte der Legationsrat heiter. „Ich mutmaße, daß ihn ein anderer und stärkerer Strom als der des mediumistischen Fluidums nach der Sigismundstraße zieht. Der alte Heller soll ein sehr reizendes Töchterchen haben."

„A — ah!" Der Rittmeister schaute interessiert auf. „Herr Heinz wandelt auf Freiersfüßen — sieh' da! Unter uns, lieber Egon — ich würde es nur für vernünftig halten, wenn Heinz sich einfangen lassen wollte. So tolle Jungen wie er pflegen zumeist ganz solide Ehemänner zu werden."

„Es wär' mir schon recht, wenn er heiraten wollte," entgegnete Egon, „aber — nun, ich habe in diesem Falle meine Bedenken. Bedenken recht ernsthafter Art —"

„Ad eins: Fräulein Heller ist bürgerlich — nicht wahr, das steht doch ad eins?"

Der Legationsrat sah, daß ein leichtes mokantes Lächeln auf dem Gesicht Eisenschmidts erschien. Das ärgerte ihn. Er erhob sich und steckte sich eine neue Cigarette über der Lampe an. „Ich weiß recht gut, daß Sie in diesem Punkte anders denken als ich, Eisenschmidt," sagte er. „Freier meinetwegen — amerikanischer. Gut so. Ich respektiere Ihre Ansichten — lassen Sie mir die meinen. Da drüben, im ersten Fache meiner kleinen Bibliothek steht unsere Familiengeschichte. Von 1107 ab, von dem ersten dokumentarisch nachweisbaren Sprossen unseres Geschlechts bis heute hat kein Dornach eine Bürgerliche gefreit."

Eisenschmidt wurde wieder ernst. „Das ist alles mögliche," erwiderte er, „aber es schließt doch nicht aus, daß Heinz diesen feudalen Bann brechen könne. Ich nehme an, daß die gesamten Dornachs von 1107 ab — oder war es 1207? — immer nur aus Liebe geheiratet haben; zufällig waren auch immer nur liebreizende Edeldamen die Objekte ihrer Neigung. Ebenso zufällig ist es bei Heinz aber anders. Wäre es nicht eine Feigheit, wenn er aus Angst vor seinen vermoderten Ahnen — alle sonstige Achtung vor ihnen! — die Stimme seines Herzens unterdrücken wollte? Ich meine ja. Entsinnen Sie sich, lieber Egon, daß Sie in einem gleichen Falle durchaus mutvoll zu Werke gegangen sind — wenigstens so lange —"

Er machte eine Pause und biß sich auf die Lippen. Er fühlte, daß er im Begriffe stand, sich zu „vergaloppieren." Der Graf sah nachdenklich in den blauen Rauch seiner Cigarette hinein. „Sprechen Sie nur aus, Eric," sagte er; „oder auch nicht — ich kann mir den begonnenen Satz schon selber ergänzen. Ich bin kein Musterknabe. Ich habe damals eine Dummheit gemacht, und es war sehr gescheit von meinem Vater und der Agnete, daß sie mir noch rechtzeitig ein paar Hindernisse in den Weg geworfen haben. Das sind verjährte Geschichten ..." Er lehnte sich tiefer in den Sessel zurück und blies den Papyrosdampf auseinander. „Ich bin auch kein Vorbild für Heinz. Begeh' ich einmal eine Thorheit, so braucht er sie mir noch lange nicht nachzumachen. Unsinn! Wir haben es nicht nötig, unser Wappen frisch aufgolden zu lassen!"

Er knippste mit den Fingernägeln. Eisenschmidt beobachtete ihn aufmerksam. „Sie meinen, Heinz will nur eine gute Partie machen?" fragte er.

„Ich vermute es — ich habe freilich keine Gewißheit. Ins Herz kann ich dem Jungen nicht schauen!"

„Haben Sie schon einmal mit ihm über seine affaire d'amour gesprochen?"

„Ja — gemeinsam mit Agnete. Wir haben ihm schlankweg erklärt, daß wir für Börsenverwandtschaften ganz ergebenst danken."

„Hm!" — Eisenschmidt erhob sich, trat vor den Spiegel, strich seinen Schnurrbart auseinander und wandte sich dann an Egon zurück. „Ich finde das — wenn Sie einem Freunde ein Urteil darüber erlauben wollen — weder gerecht noch korrekt, lieber Dornach," sagte er. „Heinz hat mir gelegentlich von dem Hellerschen Hause gesprochen. Meines Wissens hat sich Heller längst von den Geschäften zurückgezogen — er lebt als Rentier. Hat er sein Vermögen auf unrechtmäßige Weise oder in gewagter Spekulation erworben?"

„Das kann ich nicht behaupten. Im Gegenteil — ich will aufrichtig sein — ich habe mich nach der Familie erkundigt und nur Tadelloses über sie gehört. Aber — Heinz kann standesgemäßere Partien machen — er braucht nicht herabzusteigen!"

„Erlauben Sie, Dornach — was heißt das? Ich habe auch meine Vorurteile, über die ich schwer hinauskomme, aber man darf doch nicht übertreiben. Leben wir in China oder im neuen deutschen Reiche? In den Ritterzeiten oder im neunzehnten Jahrhundert? Ich acceptiere Ihren Ausdruck ‚standesgemäß', fasse ihn aber vermutlich anders auf als Sie. Ich möchte ihn der Gegenwart angepaßt wissen. Uns fällt keine Perle aus der Krone, wenn wir ein ehrsames Bürgermädel, dem unser Herz gehört, an den Altar führen — wir steigen nur dann unter unsern Stand herab, wenn wir Namen und Adel für einen Sack voll Gold verschachern. Es kommt vor, und man rümpft kaum die Nase darüber — man erkennt den Schacher an und heißt ihn stillschweigend gut. Ich könnte Ihnen ein Dutzend Beispiele als Beleg dafür anführen. ‚Standesgemäß' — schön! Aber man brauche das Wort nicht nur als hohle Phrase und modle an dem Begriff je nach Gefallen herum — — wer

ehrliches Standesbewußtsein besitzt, der hat auch Noblesse des Geistes! Neulich hat Graf — nein, keine Namen nennen, Sie werden auch so wissen, wen ich meine — neulich hat ein Graf aus altem Geschlechte eine reiche Hofdame geheiratet, von der männiglich wußte, daß sie jahrelang die Geliebte eines hohen Herrn gewesen ist. Ein anderer Graf, auch einer unserer Bekannten, heiratete fast um die gleiche Zeit zum Entsetzen des gesamten Adels deutscher Nation die schöne und herzensedle Tochter seines Gutsverwalters, die er liebte. Wer von den beiden hat nun standesgemäßer gehandelt — Graf Eins oder Graf Zwei? Graf Eins, der seinem leeren Portefeuille und seinem prinzlichen Gebieter zu Gefallen eine adlige Dirne zu seinem Weibe machte — oder Graf Zwei, der ohne Rücksicht auf das, was Faust ‚Schall und Rauch' nennt, seinem liebenden Herzen folgte? . . . Nein, Egon — kommen Sie mir nicht mit Panzer und Rüstzeug, das alt, stumpf und rostig geworden ist! Wir brauchen in unsern Tagen andere Waffen, wenn wir uns zur Wehr setzen wollen — und wir haben auch andere Feinde als die, die Sie sich aus der Überlieferung heraus künstlich konstruieren! Standesbewußtsein heißt ritterlich denken und handeln — aber nicht nach antiquierter Schablone . . . Dixi, mein alter Junge, nun hab' ich genug gesprochen! Die Zunge geht mir manchmal durch." Er reichte Egon die Hand, der sie nahm und herzhaft drückte.

„Ihre Ansichten in Ehren, Eisenschmidt," erwiderte er; „es ist manches in ihnen, das auch in mir auf verwandte Saiten trifft. Aber es besteht ein Unterschied zwischen uns. Sie sind frei und unabhängig und können machen, was Sie wollen. Sie können, unbekümmert um die Welt ringsumher, Ihr Glaubensbekenntnis in die That umsetzen. Sie haben keine Rücksichten zu nehmen wie ich. Gar keine — nicht einmal auf Ihren im Auslande lebenden Vater, der zu allem vielleicht auch gerade so denkt wie Sie selbst. Ich schleppe hundert Fesseln mit mir herum. Ich könnte nicht einmal eine Bürgerliche heiraten, und wenn auch mein Herz darüber zu verdorren drohte — der Majoratscodex verbietet mir eine Mesalliance. Es ist viel Wahres an dem, was Sie vom rostig gewordenen Eisen sagten. Aber die Ahnen haben das Eisen geschmiedet und ich muß es nachschleppen — auch wenn ich es zuweilen — ja, zuweilen als Last empfinde . . ."

Er sprach diese letzten Worte, sich rasch erhebend, halblaut und überhörte wohl absichtlich die Replik Eisenschmidts, der nur kurz und im Umwenden erwiderte: „Eine Last wirft man ab . . ."

Graf Egon hatte die Uhr gezogen. „Es geht auf acht — alle Wetter, und ich habe noch Dienst! Einen kuriosen Dienst, den Sie mir erleichtern helfen könnten, Eric!" . . .

Er klingelte seinem Kammerdiener.

„Gern, wenn es ein hohes Ministerium erlaubt," entgegnete Eisenschmidt. „Um was handelt es sich?"

„Um eine Schrulle des Ministers. Er interessiert sich plötzlich für die Frauenfrage und hat mich gebeten, gelegentlich ein paar Versammlungen zu besuchen, in denen über dies anregende Thema gesprochen wird, und ihm darüber Bericht zu erstatten. Ein barer Unfug!"

„Findet heute eine solche Versammlung statt?" fragte der Rittmeister.

„Ja — in den Concordia-Sälen. Fräulein Elise Trabert, die bekannte sozialdemokratische Agitatorin, hält einen Vortrag über die Stellung des Weibes in der Gegenwart. Kommen Sie mit! Wir bleiben ein halbes Stündchen und soupieren dann gemeinsam."

Eisenschmidt wies auf seine Uniform. „Ich müßte mich erst in Civil werfen —"

„Das können Sie bei mir auch," fiel Dornach ein. „Meine Sachen werden Ihnen passen und Heinrich hilft Ihnen bei der Toilette. Keine Ausreden, Eisenschmidt — helfen Sie mir den Abend verkürzen, ich sterbe sonst vor Langeweile! Bedenken Sie zudem, daß es auch für Sie sehr vorteilhaft sein dürfte, sich einmal ein wenig näher mit der Frauenfrage zu beschäftigen — wer weiß, wie lange Sie noch unbeweibt durch das Leben wandeln werden!"

Eisenschmidt lachte und erklärte sich einverstanden. Der Diener schaffte ein paar Anzüge seines Herrn in das Ankleidezimmer, und Eisenschmidt suchte sich den passendsten aus. Er hatte ungefähr die gleiche Figur wie Dornach; es war auch kaum anzunehmen, es könnte in der Gesellschaft des Abends auffallen, daß sein Anzug nicht genau nach Maß gearbeitet worden sei. Heinrich schlug dem Rittmeister die Sporen ab, hing ihm einen weiten grauen Reitermantel um die Schultern, gab ihm Cylinderhut und Handschuhe, und dann machten die Herren sich in guter Laune auf den Weg.

XI.

Die Säle der Concordia-Brauerei lagen weit draußen in der Rosenthaler Vorstadt, in einer fast nur von Arbeitern und kleinen Gewerbtreibenden bewohnten Gegend. Der Unterschied zwischen den im Glanze blendend hell erleuchteter Schaufenster strahlenden und von einer eleganten Gesellschaft belebten Straßen der inneren Stadt und diesem Armenquartier war ins Auge fallend. Es war erst abends acht Uhr, aber nur selten rollte ein Fuhrwerk, ein schwerfälliger Lastwagen oder eine Droschke zweiter Klasse, über den Macadam. Um so besuchter war der Bürgersteig. Aus den Fabriken, die überall ihre Schornsteine erhoben, quoll der Strom der Arbeiter, und auch aus den größeren Geschäften der City eilten die Angestellten nach Hause, die kleineren Commis, Konfektionneusen, Näherinnen und Probierfräulein, die fast alle in den himmelhohen Mietshäusern dieses Stadtteils wohnten.

Vor dem Eingang zu den Concordia-Sälen leuchteten zwei elektrische Ballons, deren weißer Schein weithin über das Trottoir und das Pflaster fiel. Ein paar Schutzleute hatten sich hier postiert,

aber auch dieses kleine polizeiliche Aufgebot wäre kaum nötig gewesen, denn die Eintritt suchende Menge verhielt sich durchaus gesittet. Es waren übrigens nicht nur Frauen und Mädchen, die sich zu dem Vortrage der in den letzten Jahren viel genannten Agitatorin drängten, sondern auch eine große Anzahl Männer, zumeist dem Arbeiterstande angehörig, vereinzelte Studenten und hie und da eine Erscheinung, deren Äußeres auf eine bessere Lebensstellung schließen ließ.

Eisenschmidt und Dornach schritten durch einen verödeten Garten und traten am Ende eines durch Tannenbäume abgegrenzten schmalen Weges in einen großen, bereits weit über die Hälfte gefüllten Saal. Am Eingange saß ein vierschrötiges Weib hinter einem Tische, auf dem zwei mit Pfennigen und Nickelstücken gefüllte Suppenteller standen, und bat die Eintretenden um eine Gabe „zur Deckung der Unkosten“. Die dicke Kassiererin mußte nicht verwöhnt sein, denn sie war sichtlich erstaunt, als Dornach ein Markstück in den Teller warf, fixierte ihn und Eisenschmidt mit einem scharfen Blick ihrer tiefliegenden, dunkel umschatteten Augen und wandte sich sodann an eine hinter ihr stehende große Frau, die das Entree kontrollierte, und raunte ihr leise zu: „Det sind 'n paar Jeheime, Klingerten!“ . . . Sie schien die beiden Freunde für Detektivs zu halten.

Dornach und der Rittmeister hatten Mühe, sich durch die Menschenfülle hindurchzudrängen. Endlich entdeckte der Graf in der Nähe des Rednerkatheders einen ihm bekannten Polizeioffizier, der den Herren noch ein paar Plätze in einer Ecke verschaffte, von denen aus sie den Saal bequem übersehen konnten, ohne selbst allzusehr der Beobachtung ausgesetzt zu sein.

Die beiden nahmen Platz und bestellten sich Bier. Inzwischen hatte sich der Saal gänzlich gefüllt. Da überall große Plakate mit der Bitte, nicht zu rauchen, angeschlagen waren, so blieb die Luft erträglich. Man unterhielt sich fast nur im Flüsterton; es war erstaunlich, welche Ordnung und Ruhe herrschte. Einzelne Frauen hatten ihre Kinder mitgebracht, hie und da saßen ganze Familien bei einander. Die aufwartenden Kellner hatten nicht viel zu thun. Nur an einigen Tischen wurde Bier oder Selterwasser getrunken. Der Wirt machte ein schlechtes Geschäft.

Die Rednerin bestieg die Tribüne. Es war ein großes, hageres Frauenzimmer von unsympathischem Äußeren. Die Louise Michel mochte ähnlich aussehen. Das viereckige Gesicht mit den glatten, in Form eines Giebeldaches über der zurückfliegenden Stirn arrangierten dunkeln Haaren war nicht geistlos, aber gemein von Ausdruck. In den schwarzen, brennenden Augen lauerte sinnliche Gier und hysterische Lasterhaftigkeit. Die Backenknochen markierten sich scharf auf den von hektischer Röte überflogenen Wangen; der große Mund zeigte schmale, messerscharfe Lippen. Fräulein Trabert trug ein dunkles Wollenkleid und einen feuerroten Shlips mit einer Jettbrosche. Sie nippte an dem Glase mit Wasser, das vor ihr stand, griff dann nach der Glocke, gab ein kurzes Klingelzeichen und begann zu sprechen. Sie hatte eine ziemlich rauhe, wenig angenehm klingende, aber kräftige Stimme. Eine sehr lebhafte Gestikulation und ein stark bewegtes Mienenspiel unterstützten sie bei ihrer Rede. Bei gewissen Kernworten schrie sie förmlich auf, zuweilen schlug sie auch mit der flachen Hand auf den Katheder oder hob die geballten Fäuste, als wolle sie dem Himmel drohen, daß er das Los des Weibes auf Erden so menschenunwürdig gestaltet habe. Ihre Augen blitzten dabei und strömten verzehrende Glut aus und in ihren Mundwinkeln sammelte sich der Speichel. Sie schäumte förmlich.

Alles, was sie sagte, war alte und zum Teil recht wohlfeile Weisheit. Ihr ganzer Vortrag war ein Gemisch aus Bebel, Stirner, Macaulay, Stuart Mill und anderen — zusammenhanglos herausgerissene Sätze, als Phrasen aufgeputzt und mit zündenden Schlagworten garniert. Sie sprach über alles: über die rechtliche und soziale Stellung der Frau, über das Verhältnis des Weibes zur Politik, zum Proletariat und zur Unsittlichkeit — aber in ihren Augen war nicht etwa der Mann des Weibes Feind — der moderne Staat war es, der die Frau auf ihr bejammernswert tiefes Niveau herabdrückte! Der Staat mißhandelt die Seele des Weibes, weil sie die Seele des Volkes ist, das geduckt werden muß. Der Staat hemmt des Weibes Entwickelungsfähigkeit, weil die wachsende Intelligenz ihm gefährlich zu werden droht. Der Staat treibt die Tochter des Arbeiters der Schande in die Arme und läßt die Mutter auf fauligem Stroh verhungern — es gab nichts Ungeheuerliches, was die sozialdemokratische Rednerin mit geiferndem Munde nicht diesem scheußlichen Moloch Staat auf die Schultern zu lasten bemüht war. Jedem ruhig Denkenden konnten die leidenschaftlichen Ausführungen der Sprechenden nur ein Lächeln ablocken — auf die Versammlung unten aber wirkten sie mit flammender Gewalt — waren sie doch eine Paraphrase auf das neue Evangelium, das die Beglücker des Volkes den Armen und Elenden seit einem halben Menschenalter verheißen. Anfänglich wurden nur vereinzelte zustimmende Zurufe laut, halb beklommen und schüchtern, wie aus verängstigter Seele stammend; mit atemloser Begier lauschte man der Rednerin, und glänzender wurden die Augen, als Fräulein Trabert vom Glück des Zukunftsstaates zu sprechen begann, in dem auch der Frau neue Bahnen eröffnet werden sollten und in dem sie eine würdige, dem Manne gleichwertige Stellung finden würde. Von Zeit zu Zeit ging eine, dem Rauschen einer sich am Strande brechenden Woge vergleichbare Bewegung durch die Versammlung; die Zurufe wurden zu freudigem Gemurmel, das dann und wann auch einmal zu stärkerer Erregung aufschwoll, wie ein mühsam verhaltenes Grollen.

Der überwachende Polizeilieutenant saß ernst und stumm in seiner Ecke, strich sich zuweilen, wenn das geifernde Weib auf der Tribüne einmal allzu heftig wurde, besänftigend den kokett aufgewirbelten Schnurrbart, ließ Fräulein Trabert im übrigen aber ruhig ihren blühenden Unsinn weiterschwatzen. Er schien ihm gefahrlos zu dünken.

Die Rednerin endete mit einem Appell an die

Frauen, den Männern im Kampfe gegen die bestehende Gesellschaftsordnung beizustehen und eröffnete sodann die Diskussion. Mehrere Minuten hindurch blieb alles still, dann erhob sich ganz hinten im Saal ein blutjunges blondes Mädchen, anscheinend eine Lehrerin, und begann mit zarter Stimme einen Vortrag über die Frau als Arzt zu halten. Die Kleine sprach so ermüdend, daß es unruhig im Saal wurde; vereinzelte Rufe: „lauter! lauter!" wurden hörbar — dazwischen ein dröhnender Bierbaß: „Machen Se doch man Schluß, Fräuleinchen!" dem ein allgemeines Gelächter folgte. Das Mädchen errötete tief, brach ab und setzte sich wieder.

Nun drängte sich die dicke Frau, die an der Kasse gesessen hatte, durch die Menge, wuchtete auf das Podium und brachte ein Hoch auf Fräulein Trabert aus, das schallenden Widerhall fand.

„Gehen wir," sagte in diesem Augenblick Graf Dornach zu Eisenschmidt, „ich habe genug. Was soll ich dem Minister nun über diesen Unfug berichten? Ist das hysterische Frauenzimmer überhaupt ernst zu nehmen?"

„Sie sehen ja, daß eine vielhundertköpfige Menge es ernst nimmt," antwortete der Rittmeister. „Auch die Urteilslosigkeit des Volkes kann gefährlich werden. Die blöden Phrasen dieser halb verrückten Person finden mehr Zündstoff, als es bei einer klaren und objektiven Beleuchtung des Themas der Fall gewesen sein würde ... Warten Sie einen Augenblick, Dornach, ich sehe da — Herrgott, welche Thorheit!"

Egon, der bereits aufgestanden war und seinen über die Stuhllehne geworfenen Überzieher ergriffen hatte, folgte dem Blicke des Freundes und erbleichte.

Die Trabert hatte gefragt, ob noch jemand unter den Anwesenden das Wort zu nehmen wünsche. Daraufhin hatte sich in der Menge eine junge Dame erhoben, ihrem Äußeren und ihren sicheren Bewegungen nach der besseren Gesellschaft angehörig, und hatte das Rednerpult bestiegen. Die Trabert flüsterte ihr eine Frage zu, klingelte dann und kündete an: „Fräulein Hellmer hat das Wort."

Eisenschmidt drückte den Arm Dornachs. „Still, Egon," sagte er leise. „Bleiben wir noch — es wäre unangenehm, wenn sie uns bemerkte."

Dornach setzte sich wieder. Er war noch immer blaß und rückte tiefer in die Ecke hinein.

Inzwischen hatte Fräulein Hellmer begonnen.

„Ich will mich kurz fassen," sagte sie, „und bitte Sie nur, mich auch dann aussprechen zu lassen, wenn ich mich gegen die Überzeugungen meiner Vorrednerin wende. Fräulein Trabert erhofft allein vom Zukunftsstaate eine minder demütigende Stellung, als sie das Weib in der Gesellschaft der Gegenwart einnimmt. Mir scheint dies nur in bedingter Weise richtig zu sein. Wenn uns Frauen durch eine neue Ordnung der Dinge auch neue Erwerbsquellen geschaffen werden, so ist das zweifellos ein großer Fortschritt, denn wir kommen dadurch mehr, als es heute möglich ist, in die Lage, uns von der Herrschaft des Mannes frei zu machen. Das aber muß der Brennpunkt unseres Strebens sein. Nicht der Staat erniedrigt das Weib, sondern der Mann. Der Staat ist eine Vielheit, die sich aus Einzelnen zusammensetzt. Der Einzelne gegen die Einzelnen — das ist der Kampf, zu dem wir uns rüsten müssen! Falsche Zärtlichkeit unserer Mütter entzieht uns der Verbindung mit der Außenwelt; mißverstandene Vaterpflichten wehren uns, den Wert des Geldes zu erkennen; eine ungesunde Prüderie verwirrt unsere Ansichten über das Verhältnis zwischen Mann und Weib. In Bild und Dichtung wird uns die Liebe als das höchste Ideal im Leben des Weibes gepriesen, und die Ehe als unseres Lebens Inhalt. Jedes Mädchen, auch das ärmste und häßlichste, erträumt als den Glanzpunkt all ihrer Hoffnungen die Ehe; wir sind kaum der Schule entwachsen, so beginnt bereits die Jagd nach dem Mann. Unsere Väter und Mütter wehren dem nicht; im Gegenteil, sie unterstützen und nähren in uns Naturinstinkte, die uns vor der Männerwelt demütigen müssen. Ich bin keine Feindin der Ehe, denn auch ich bin ein Weib; was ich bekämpfe, ist die Scheu vor der Einsamkeit, die Angst vor dem ‚Sitzenbleiben', die thörichte Furcht, als ‚alte Jungfer' sterben zu müssen. Seht Euch einmal um in der Welt! Forscht einmal nach, wie viele wirklich glückliche Ehen es giebt! Aber laßt Euch nicht blenden durch glänzende Außenseiten, die das innere Elend verhüllen! Meist ist für das Weib sowohl wie für den Mann die Ehe nichts anderes als eine Versorgungsanstalt. Auch der Ehrgeiz spielt oft eine entscheidende Rolle bei der Heirat, häufig auch die Sinnlichkeit, bei älter gewordenen Mädchen aber fast immer die verzehrende Angst vor dem Sitzenbleiben; es pflegt wahllos zuzugreifen, wenn die Zeit des Thorschlusses heranrückt. Selbst Ehen, die aus beiderseitiger Neigung, aus voller und reiner Liebe geschlossen sind, schlagen nicht immer glücklich aus. Die Liebe ist die größte Täuscherin; sie hebt uns in einen Himmel voller Illusionen und stürzt uns in eine Hölle der Qualen. Immer aber sind wir es, sind es wir Weiber, die durch Enttäuschungen mehr zu leiden haben als die Männer. Wir fühlen doppelt so tief als sie; wir sind die seelisch feiner organisierten und sind in höherem Maße auf uns selbst angewiesen als jene, denen das Leben und die Arbeit Ersatz für manchen Ausfall des Herzens bietet. Darum, Ihr Mädchen, seid tapfer gegen den Ansturm der Liebe und prüft sorgsam, ehe Ihr Euch bindet! Ihr Mütter, die Ihr Eure Tochter einem fremden Manne anvertrauen wollt, prüft auch Ihr erst und ordnet nicht die kaltblütig abwägende Vernunft Eurer Eitelkeit unter! Vor allem aber: fürchtet Euch nicht vor dem Schreckgespenst der ‚alten Jungfer'! Besser einsam bleiben, als in unglücklicher Ehe langsam zu verkümmern! Die Einsamkeit kann uns nur schrecken, wenn wir unser Dasein nicht auszufüllen verstehen. Aber auch wir können arbeiten, wie die Männer. Wir sind ihnen nicht an Intellekt unterlegen, und was sie an physischer Kraft voraus haben, ersetzen wir durch erhöhtere Gewandtheit. Lehrt Euern Mädchen die Brotarbeit! Nicht allein um des Verdienstes willen, sondern auch als Schutz gegen die Schmach der Prostitution, gegen die Angst vor der Einsamkeit und vor allem: gegen die Demütigung, sich von dem

Manne versorgen lassen zu müssen. Es ist wahr: der Frauenarbeit könnten weitere Ziele gesteckt werden. Gewiß. Ich verspreche mir in dieser Beziehung von dem neuen Staate aber nicht mehr Hilfe als von der gegenwärtigen Regierung. Wo Männer allein an der Spitze stehen, wird die Thätigkeit der Frau immer eine beschränkte bleiben. Sie fürchten in uns die ebenbürtige Konkurrenz — auch nach dieser Richtung hin ist nicht der Staat, sondern der Mann unser Feind. Nehmen wir, was man uns giebt! Ist auch unser Arbeitsfeld noch immer ein verhältnismäßig kleines — es ist groß genug, den Männern zu zeigen, was wir zu leisten imstande sind. Versprecht Euern Mädchen keine goldenen Berge von der Ehe, sondern erzieht sie zur Arbeit! Sorgt dafür, daß sie sich selbständig machen, damit sie in Unabhängigkeit vom Manne leben können! In der Freiheit des Weibes liegt die alleinige Lösung der Frauenfrage. Und nun noch ein Schlußwort an Euch Mütter, die Ihr Söhne habt! Lehrt Eure Söhne das Weib achten! In der Beurteiluug der Frauen sind alle Männer gleich. Immer noch ruht, wie in den Urzeiten der Kultur, der Druck des Sklaventums auf uns. In gewisser Weise sind wir noch heute die Sklavinnen des Mannes. Der Arbeiter prügelt sein Weib, wenn er trunken ist; der gesellschaftlich höher Stehende vernachlässigt es, wenn er seiner müde geworden. Für Hunderttausende sind wir nicht mehr als ein müßiger Zeitvertreib. Aber wir wollen mehr sein! Wir wollen die Gefährtin des Mannes sein, dem wir angehören. Wir wollen die Achtung genießen, die wir verdienen. Baut nicht auf den Staat, sei es der alte, sei's der der Zukunft — baut auf Euch selbst und seid klug: hütet Euch vor dem Mann!"

Sie hatte ruhig und klar, ohne Erregung und Pathos gesprochen. Nur am Schluß klang ihre Stimme bewegter, doch auch hier ohne jedwedes leidenschaftliches Timbre. Sobald sie geendet hatte, stieg sie vom Podium herab und begab sich auf ihren Platz. Ihre Worte waren auf die Versammlung ohne stärkeren Eindruck geblieben. Ein kurzes Händeklatschen erfolgte und eine helle Stimme rief laut durch den Saal „Bravo! bravo!" Sie kam von dem blonden jungen Mädchen, das vorhin zu Gunsten des ärztliches Berufs gesprochen hatte.

Fräulein Trabert nahm nunmehr noch einmal den Platz der letzten Rednerin ein und begann unter Rücksichtnahme auf die Ausführungen des Fräulein Hellmer von neuem für ihre unklaren, sozialistischen Ideen Propaganda zu machen. Während sie sprach, erhoben sich auf einen Wink des letzteren Dornach und Eisenschmidt, bezahlten ihr Bier und verließen den Saal. Mit ihnen strömte eine größere Menge dem Ausgange zu; die beiden hofften infolgedessen, von Fräulein Hellmer nicht bemerkt zu werden. Da plötzlich stand sie dicht an der Thür unmittelbar neben ihnen. Auch sie wollte den Saal verlassen. Sie schreckte nervös zusammen, als sie Dornach sah, und wurde kreidebleich. Die Freunde grüßten sie schweigend, und sie neigte den Kopf.

Draußen, auf dem schmalen, schneebefreiten Wege, der durch den Garten führte, sahen sie das Mädchen eiligen Schrittes an ihnen vorüberhuschen. In diesem Moment hatte Egon das Empfinden, er müsse an ihre Seite treten und sie anreden. Der unwiderstehliche Drang, wenigstens ein Wort mit ihr zu wechseln, quoll, alles beherrschend, in ihm auf.

„Kommen Sie!" raunte er Eisenschmidt zu — dann war er neben ihr und lüftete den Hut.

„Dürfen wir Sie nach Hause geleiten, Fräulein Christa?" fragte er. „In dieser Gegend und zu dieser Stunde bedarf ein junges Mädchen männlichen Schutzes."

Sie schreckte wiederum leicht zusammen und schüttelte den Kopf. „Ich danke sehr, Herr Graf," erwiderte sie; „ich werde mir eine Droschke nehmen."

„So erlauben Sie wenigstens, daß wir Sie bis zum Wagen bringen," fuhr Dornach fort, und Eisenschmidt fügte hinzu:

„Es ist wirklich nicht ratsam, Fräulein Hellmer, daß Sie sich allein auf die Straße trauen — Sie können leicht belästigt werden."

In diesem Augenblicke strichen zwei junge Leute und ein Frauenzimmer an den dreien vorüber. „Seh' 'mal," sagte der eine der Burschen, Christa frech in das Gesicht glotzend, zu seiner Begleiterin; „det is die, die vorhin so uff uns Männer losjejeigt hat, und nu hat se sich jleich zwee anjekratzt."

Und das Frauenzimmer antwortete: „Kennen wir! Scheene Worte und nischt dahinter!"

Unwillkürlich trat Christa, mehr aus Scheu vor der Roheit als aus Furcht, näher zu Dornach hinüber.

„Geben Sie mir Ihren Arm, Fräulein Hellmer," sagte der Graf; „die Versammlung scheint aus zu sein — ich wünsche aber nicht, daß Sie belästigt werden, und sei es auch nur durch Redensarten."

Christa zögerte noch immer. Man war bereits auf der Straße. Eine Flut von Menschen strömte an den dreien vorüber. Im hellen Schein des elektrischen Lichts erkannten die meisten in Christa die Rednerin von vorhin wieder. Neugierige Blicke folgten ihr und spöttische Bemerkungen wurden laut.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Herbst.

Wie nah die Weiten!
Das Licht verblaßt;
Herbstfäden gleiten
In goldnem Glast.

Der Fink im Walde
Schlägt müd', verträumt.
Die weite Halde
Von Frucht geräumt. —

Mein Herz verblühet,
Doch herbstgeklärt.
Erinnerung ziehet,
Wehmutbeschwert.

Verstummt die Lieder;
Kein Ernten mehr;
Füllt Lenz Dir wieder,
Was jetzt so leer?

W. Jeppe.

Der italienische Gassenbube.

Studie von Heinrich Theen.

Eine höchst eigentümliche und in jeder Beziehung durchtriebene Figur unter dem sonnigen italienischen Himmel ist der sogenannte „Gassenbube", der in jedem Orte und auf jeder belebten Straße anzutreffen ist. Ich weiß nicht, ob der freundliche Leser schon von ihm gehört hat, aber wenn er glaubt, daß er identisch sei mit „Birichino", „Lazzaroni" und „Sbarazzino", so irrt er sich gewaltig und würde in eine höchst unangenehme Lage kommen, wenn er diesen gegenüber erklären wollte, sie seien nichts anderes als Gassenbuben. Diese Sorten Menschen haben mit dem Gassenbuben durchaus nichts gemein. Der Gassenbube ist von viel kräftigerer Färbung, im Typus mehr Canaille, ein Schüler, der einzig und allein nur die königliche Schule des Schwurgerichts besucht, dieselbe aber niemals absolviert.

Fragst Du, lieber Leser, nach seinem Namen, so muß ich Dir die Antwort schuldig bleiben. Ja, was Wunder, der Gassenbube weiß es selbst nicht, welches sein Name ist; entweder hat er ihn nie gekannt, oder er hat ihn wieder vergessen. Seine Freunde und Genossen rufen ihn mit einem Spitznamen, und auf ihn hört und antwortet er.

„Welches ist Dein Name?" fragt wohl der gestrenge Richter.

„Fruchtkorb!" lautet die Antwort des Gassenbuben.

„Unsinn, das ist Dein Spitzname."

„Nein, mein Herr! Das ist mein Name, aber mein Vater, wenn er etwas albern und ausgelassen war, rief mich bei einem Spitznamen: Karlchen."

Der echte Gassenbube, um ihn auf den ersten Blick zu erkennen und ihn nicht mit dem falschen zu verwechseln, (denn jede künstlerische Genossenschaft und Verbindung hat ihre Pfuscher) hat folgendes Signalement:

Gesicht: schmutzig.
Hände: schmutzig.
Besondere Merkmale: alles übrige schmutzig.

Der Schmutz ist das erste Hemd der Armen. Ein Armer mit gewaschenem Gesicht wäre ein halber Herr und würde die ausgewählte Sammlung unbedingt verunzieren, wenn nicht vernichten. Bei seiner Schmutzigkeit ist er aber durchaus kein Feind von der Kälte des Wassers, denn zur Zeit der schönen Sommermonate sieht man den Gassenjungen oftmals in den Fluß, der mitten durch die Stadt fließt, springen. Er thut dies aber nicht, um sich zu waschen, sondern einzig und allein aus dem Grunde, weil man ihm gesagt hat, daß das öffentliche Baden im Angesicht aller ohne das vorschriftsmäßige Feigenblatt aus Baumwolle auf das strengste durch Polizeireglement verboten ist. Kann er dieses Reglement übertreten, so freut er sich königlich, und eine solche Übertretung scheint für ihn immer gesunder und erfrischender zu sein als das fließende Wasser.

Seine Haare, die sich keiner Biegung unterwerfen, leiden keine andere Frisur, als die mit dem Fünffingerkamm verübte, und auch in Anwendung dieses wird nur dem Nützlichkeits-, nie dem Schönheitsprinzip gehuldigt. Seine Hose, durchlöchert von langen Luken und breiten Schießscharten, läßt das Licht auch da eindringen, wo der Schatten jedenfalls mehr am Platze wäre; doch das macht ihm keinen Verdruß und kein Herzeleid. Als ursprünglicher Sohn der Natur, beweist er in seinem cynischen Leichtsinn, niemals verstanden zu haben, zu welchem Zwecke man die Hosen erfunden. Hätte er etwas mehr Geschichte gelernt, so wäre darauf zu wetten, daß er hätte wollen unter den Unterthanen der Königin Pomare geboren zu sein, ehe Pritchard in jenem glücklichen Reiche die doppelte Unbequemlichkeit der Bibel und der europäischen Hosen einführte.

Der Gassenbube geht fast immer barfuß, oder, macht er einmal eine Ausnahme von der Regel, so führt er seine Füße in einem Paar Schuhe oder Stiefel spazieren, die die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden erregen. Er haßt die menschliche Beschuhung und sieht sie an für eine Art Dreschmaschine, die der menschliche Geist eigens erfunden, um seinesgleichen auf die Füße zu treten und dann zu verspotten mit der albernen Frage: „Entschuldigen Sie, habe ich Ihnen weh gethan?" Die nackten Füße setzen ihn in den Stand, bei regnerischer Witterung die Tiefe der Pfützen zu messen und gewissenhaft den Schlamm der Straßen zu erforschen. Die Betttücher, auf die er seine negerartigen Füße legt, erwarten ihn unerschrocken und wechseln ihre Farbe nicht.

Sonderbar ist es, daß sich alle Gassenbuben untereinander kennen, auch wenn sie sich nie gesehen oder gekannt haben. Die erste Begegnung beginnt mit Schimpfereien, Balgereien und endigt mit Freundschaft. Auf ihren Streifereien wandeln sie bedürftig einher, die Augen hierhin und dorthin gewendet, wie Fremde, welche nach irgend einem Denkmal spähen. Diese Denkmale, welche im allgemeinen ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sind die Läden der Viktualienhändler und die Schaufenster der Luxustratterien. Vor diesen herausfordernden Ausstellungen bleibt unser Bube lange und nachdenklich stehen, und nach diesem Nachdenken spuckt er aus,

weit auf die Straße, unbekümmert der vorüberziehenden Passanten. Das ist der Protest des nicht befriedigten Appetits. Der Gassenbube betrachtet mit großem Verlangen des Magens den Schinken, das Huhn, das Roastbeef, aber am innigsten ruhen seine Augen auf dem Korbe mit frühzeitigen Früchten. Eier sind eine poetische und fast verzeihungswürdige Näscherei. Wenn der gute Vater Adam, anstatt der Versuchung des reizenden Äpfelpaares nachzugeben, sich durch die gemeine Begierde nach einem Beefsteak oder dergleichen Leckerbissen hätte überwinden lassen, die Legende vom Paradies würde eine Seite von widerwärtiger Prosa geworden sein, und vielleicht hätte dann selbst Milton darauf verzichtet, sein „Verlorenes Paradies" zu schreiben.

Wenn der Gassenbube des Morgens erwacht, hat er nur einen Gedanken: den Abend zu finden. Auf welche Weise ihm dies Kunststück aber gelingen wird, das ist eine Frage, die ihn weder kalt noch warm macht. Das Unvorhergesehene ist sein Element: er ißt, wann er zu essen findet, er schläft, wo ihm gerade der Schlaf ankommt.

Da er ein Philosoph nach Geburt und Erziehung ist, sucht er nur zwei Dingen aus dem Wege zu gehen, nämlich den Wagen und der Arbeit. Von diesen zwei machen ihm die Wagen am wenigsten angst — das versteht sich: das Rad eines Wagens kann einen Menschen höchstens verstümmeln, die Arbeit aber vertiert ihn. Der Mensch, welcher arbeitet, kann unmöglich nach dem Bilde Gottes geschaffen sein: denn Gott arbeitete nur sechs Tage, und jetzt sind es schon reichlich sechstausend Jahre, daß er ruht und feiert. Er darf ihm nichts nachgeben.

Zwei kleine Wörtlein hat ein dummer Mensch erfunden, welche von jeher die Menschheit tyrannisiert haben: das Mein und das Dein. Die Menschheit mag sich ja immerhin tyrannisieren lassen, aber der Gassenbube schaut diesen zwei Pronomina possessiva ins Gesicht und lächelt mitleidig, als ob es zwei Vorurteile wären. Auf der anderen Seite, so lange er auf der Welt ist, hat er seine Güter niemals kennen gelernt, und von den Gütern der anderen hat er immer sagen hören, daß man sie nur in einem einzigen Fall respektieren muß, wenn es nämlich nicht möglich ist, sich dieselben ohne Ungezwungenheit und ohne der Polizei ein Ärgernis zu geben, anzueignen. Unerschütterlich in diesen Prinzipien des Freihandels, streckt er die Hand aus, sobald sich ihm eine passende Gelegenheit bietet. Doch glaube der geneigte Leser ja nicht, daß unser Bube ein gemeiner Spitzbube ist; nein, er ist vielmehr ein viel versprechender Dilettant. Ganz gewiß, denn wenn er von seinen ersten Heldenthaten erzählt, so geschieht es mit einer Natürlichkeit und Offenheit, die zum Küssen ist.

„Weißt Du, Blättermagen, wohin ich vorgestern gegangen?"

„Wie soll ich's wissen, Dickwurst?"

„Nach Livorno."

„Ei, wer hat Dir das Geld zur Reise gegeben?"

„Das war ein Zufall. Ich schlenderte über den Domplatz, ein Streichhölzchen zu finden, um meine Pfeife anzuzünden, statt dessen fand ich ein Portemonnaie mit fünfzig Lire."

„Und wo fandest Du dies?"

„Ja, denke Dir, in der Tasche eines Priesters, der die Zeitung las. Ja, beim Herausziehen des Portemonnaies kam auch ein seidenes Taschentuch mit, doch das war eine Unbeholfenheit. Sieh, welch schönes Tuch!"

„Warum versetzt Du's nicht?"

„Versetzen? Ich würde mich schämen. Ich will's aufbewahren, so lange als möglich, wär's auch nur, um ein Andenken an jenen würdigen Priester zu haben. Glaube mir, Blättermagen, wenn alle Priester so wären wie der, die Dinge in Italien würden besser gehen."

In politischen Sachen ist der Gassenbube nun nicht sehr unterrichtet. Für ihn sind alle öffentlichen Demonstrationen gesetzmäßig, wenn man nur „Hoch" oder „Nieder" oder irgend einen Namen oder eine Sache von leichter Deklination schreit. Läßt man ihm die Wahl frei, so zieht er die Demonstration vor, in der man „Nieder!" ruft.

Viel Talent besitzt unser Gassenbube im Malen; anstatt aber einen Esel zu zeichnen, macht er den Anfang damit, daß er auf die weißen Mauern der Häuser das Bild eines phantastischen Soldaten zeichnet, der das Gesicht en face zeigt und zwei Füße hat, von denen jeder auf eigene Rechnung läuft. Von den Militärporträts geht er nach einigen Tagen zum Zeichnen der malerischen Anatomie oder der hauptsächlichsten Teile des menschlichen Leibes über, doch passiert's ihm, daß er diese Teile im Verhältnis zur Wahrheit immer viel größer sieht. Der Gassenbube schweift zur Nachtzeit mit angezündeter Laterne durch die Gassen, um Cigarrenstummel und andere weggeworfene Sachen aufzusuchen. Und aus der geringeren oder größeren Länge dieser Stummel schließt er auf Armut oder Wohlstand der Ortschaft. „Ein Volk," sagt er in seinen geistreichen Aphorismen, „das seine Cigarren bis zum äußersten Reste raucht, bis es sich den Schnurrbart oder die Zunge verbrennt, ist ein Bettelvolk."

Aber niemand ist glücklich in dieser Welt, auch der Gassenbube nicht. Auch er hat seine Enttäuschungen, seine Widerwärtigkeiten; auch er ist ein Opfer von tausend Verfolgungen und tausend Ungerechtigkeiten. Unter den Ungerechtigkeiten dieser bösen Welt ist eine, die er nie hat still niederschlucken können: sich jeden Monat wenigstens zweimal eingesteckt zu sehen, während der Präsident des Tribunals immer auf freiem Fuße lebt. Und dann sagt man noch, daß vor dem Gesetze alle gleich seien!

Es ist ihm nicht zu verdenken, wenn ihm unter solchen Mißbräuchen die Heimat oftmals zur Last wird, und er zu seinen Kollegen im Tone tiefster Trostlosigkeit sagt:

„Ich will eine Luftveränderung machen!"

„Warum denn das?"

„Wisse, Bratwurst, in diesem Lande bringt's ein Ehrenmann zu nichts. Wenn Du durch die Straßen schlenderst, so sagt man, Du bist ein Vagabund, und sie kriegen Dich beim Kragen und arretieren Dich; bleibst Du stehen, um zu sehen, wer vorüberkommt, so heißt es gleich, Du bist ein Tagedieb, und Du wirst arretiert; gehst Du einher, die Mütze in die Augen gezogen, so nennen sie Dich eine verdächtige Person, und Du wirst verhaftet; gehst Du in die Kirche, Dein Vaterunser zu beten, so meinen sie, Du wärst ein Beutelschneider, und Du wirst festgenommen; lebst Du von Deinem Eigenen, ohne jemand um irgend etwas anzugehen, so behauptet man, Du könntest Deine Subsistenzmittel nicht nachweisen und arretiert Dich ohne weiteres . . . Kurzum, für einen ehrlichen Mann ist in diesem Lande nichts zu machen."

„Wohin steht denn jetzt Dein Ziel?"

„Wenn mir nichts in die Quere kommt, so gehe ich nach Ägypten."

„Ist das weit von hier?"

„Eine Reise von ungefähr fünf Tagen. Ich bin zwar

nie dort gewesen, aber ich kann mir die Straße und auch die Gegend vorstellen. Am Bahnhof nimmt man das Billet; kommt man ans Meer, so wendest Du Dich links und dann gehst Du immer der Nase nach. Wo Du dann das erste Krokodil gewahr wirst, da ist Ägypten."

Ist der Gassenbube recht bei Sprache, so kann man auch wohl unter vier Augen seine Lebensgeschichte zu hören bekommen, die nicht minder interessant ist, als die eines Fürsten oder großen Diplomaten. „Mein Vater und ich," beginnt er z. B., „gehören einer Märtyrerfamilie an, jenen Unglücklichen, welche, so lange sie auf dieser elenden Welt sind, dazu ausersehen sind, von einem niederträchtigen Geschick und den königlichen Gendarmen verfolgt zu werden.

„Sie können sich keinen unschuldigeren Mann vorstellen, als mein Vater es war, aber er besaß einen schlimmen Fehler, das war seine Zerstreutheit, die oftmals bis ins Unglaubliche ging. So glaubte er eines Abends, als er nach Hause ging, den Schlüssel in die Thür seines Hauses zu stecken, es war aber zufällig das Haus eines anderen. Der Schlüssel schloß natürlich nicht, und das war der Grund, weshalb mein Vater, da er zu frieren anfing, in seinen Taschen nachsuchte und zum Glück einen Dietrich fand . . . das natürlichste Ding von der Welt, wie Sie selbst eingestehen müssen. Wo wäre der Biedermann und jene kluge Person, die des Morgens beim Ausgehen nicht vorsichtigerweise einen Dietrich und ein Fläschchen Arnika auf alle Fälle in die Tasche steckte? Der Dietrich that nun selbstverständlich seine Pflicht, und mein Vater, immer zerstreut, in der Meinung, er sei in seinem eigenen Hause, zündet ein Streichhölzchen an und beginnt durch die Zimmer zu wandern, bis er zum Glück auf ein Kästchen mit silbernen Bestecken stößt. Zum Glück! sage ich, denn jetzt merkte er seinen Irrtum, weshalb er auch in aller Eile seine Streichhölzchenschachtel aufraffte, die er auf den Tisch gestellt hatte, sie unter seinen Mantel nahm und sich leise und vorsichtig fortschlich. Aber kaum setzt er seinen Fuß auf die Straße, so trifft er auch die gewöhnlichen Polizeidiener, die ihn fragen: ‚Wohin gehst Du?' — ‚Ich gehe nach Hause.' — ‚Was hast Du da unter Deinem Mantel?' — ‚Eine Schachtel Streichhölzchen.' — ‚Laß sehen!'

„Aber nun stellen Sie sich den Schreck meines armen Vaters vor, als er gewahr wird, daß er in der Zerstreuung das Kästchen mit den silbernen Bestecken anstatt der Streichhölzchenschachtel genommen! Sie sehen, ein Irrtum kann leicht geschehen. Aber die gestrengen Richter wollten keine Vernunft annehmen und verurteilten meinen unschuldigen Vater zu drei Jahren Zuchthaus. Ach, und nun war der Gram und die Verzweiflung meines Vaters so groß, daß er so viel Schande nicht überleben konnte und eines schönen Augenblicks aus dem Gefängnis kroch und sich niemals mehr sehen ließ."

„Und mir," fährt er fort, „ging es nicht viel anders. Eines Tages — es wurde gerade eine große Festlichkeit gefeiert — lief ich, was ich laufen konnte, durch die volksbelebten Gassen, und da wollte das verdammte Geschick, daß ein Knopf meines Rockes sich verfing in der goldenen Kette eines Herrn, der seines Weges ging; ich merkte das natürlich nicht und lief weiter, und hinter mir drein kam die goldene Kette und hinter der goldenen Kette auch die goldene Uhr. Sie wissen ja, wie es mit den Uhren geht: wenn sie einmal im Laufen sind, stehen sie auch so leicht nicht mehr still. Ich unschuldiges Kind aber wurde vor den Richter gestellt, dem ich die Geschichte von dem Knopfe ganz offenherzig erzählte; aber die Richter wollten mir nicht glauben und verurteilten mich, sechs Wochen im Schatten zu sitzen. Nach dieser Gewaltthätigkeit habe ich in wenig Jahren noch zwölf andere herunterschlucken müssen. Wenn die Richter dergleichen Rückfälligkeiten nennen, so glaube ich ihnen nicht; ich nenne es pure Gewaltthätigkeiten, denn sie berauben den freien Bürger seines kostbarsten Rechts, nämlich jenes, nicht ins Gefängnis zu gehen. Im übrigen habe ich, der ich jeden Tag aufs Schwurgericht gehe, um mich zu belehren und zu lernen und nebenbei mich auch zu verteidigen, immer gesagt, daß es Unsinn ist, von Freiheit zu reden, so lange es auf dieser Welt Gendarmen und Polizisten giebt. Die muß man abschaffen, wenn von Freiheit die Rede sein soll. Hat man einmal dieses Ärgernis beiseite geschafft, so wird sicher auch jener Parteihaß und Bruderkrieg zwischen Spitzbuben und Biedermännern aufhören, der eine Schmach unseres hochkultivierten Jahrhunderts und der Ruin Italiens ist. Glauben Sie's nicht auch?"

Nun kennst Du, lieber Leser, den Gassenbuben, und falls Du einmal nach dem sonnigen Italien kommen solltest, bitte ich Dich dringend, ihm so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen, denn in seiner Nähe ist's nicht geheuer.

Sprüche nach dem A-B-C.

Von H. v. L.

A.

All Dinges Anfang liegt in Gottes Händen.
Setz treu es fort, dann wird in Gott es enden.

B.

Bescheidenheit gepaart mit Kraft,
Das ist des Stolzes Meisterschaft.

C.

Charakter ist des Wesens Regung,
Verborgner Anstoß zur Bewegung.

D.

Wer Dank begehrt, zu jeder Frist
Sein eigner Narr gewesen ist.

E.

Wenn Ehre fehlt im tiefsten Sein,
Stellt sich der Durst nach Ehren ein.

F.

Freiheit keiner schenken kann,
Selber schafft sie sich der Mann.

G.

Wer stets das Glück will fangen ein,
Wird niemals wahrhaft glücklich sein.

H.

Will Hochmutsteufel in ein Haus,
Wirft er die Klugheit erst hinaus.

I.

Wenn Du den Irrtum schlägst entzwei,
Zeigt sich im Kern ein Wahrheitsei —
Und wenn die Wahrheit geworden groß,
Sich ringt aus ihr ein Irrtum los.

K.

Klugheit, die das Ich vergißt,
Auf bestem Weg zur Weisheit ist.

L.

Es ist die Lieb' der Keim der Welt,
Der Blüt' und Frucht in sich enthält.

M.

Wer Menschen schaut mit Mitleid an,
Geheimstes oft enträtseln kann.

N.

Nimm nicht ins Herz als Gast den Neid:
Er bringt dem Wirt das schwerste Leid.

O.

Ist Deines Geistes Spiegel klar,
Macht Gott aus ihm sich offenbar.

P.

Was je der Pöbel Freiheit nannte,
War stets in Wahnsinns Form gebannt,
Um Bettelsuppen sich zu kochen,
Steckt toll er eine Welt in Brand.

Q.

Es gäbe keine größ're Qual,
Als täglich Freuden sonder Zahl.
Es glänzt der Freude lichte Stunde
Nur auf der Schmerzen Hintergrunde.

R.

Der Menschengeist die Ruhe nicht erringt,
Bevor er nicht zu Gott, dem Centrum, bringt.
Sonst muß mit allen irdischen Dingen
Er ruhlos sich im Kreise schwingen.

S.

Der Sonne Bild in Dir verborgen ist,
Ob Du das Meer, ob nur ein Tropfen bist.

T.

Die Tugend ist des Kampfes Kind,
Der Feige nie den Preis gewinnt.

U.

Das Unrecht flieh in That und Wort,
Sonst frißt's in Deiner Seele fort.
Was Übles andern Du gestiftet,
Dein eignes Herz im Grund vergiftet.

V.

Verstand betastet nur die Welt;
Vernunft ihr Inn'res sich gesellt.
Verstand sei Knecht, doch die Vernunft
Der Herrscher der Gedankenzunft.

W.

Der ärmste Mann ist würdevoll,
Wenn treu er thut das, was er soll.

X.

Der Mensch ist eine Gleichung des Geschicks:
Er schließt in sich ein unbekanntes X.
Die Lösungen mißlingen meistens schändlich,
Denn jenes kleine X ist = unendlich.

Y.

Und wenn Ihr drohtet auch mich zu erschlagen,
Vom Ypsilon kann ich Euch gar nichts sagen.

Z.

Ach, alle Mühe kann uns wenig frommen.
Wir können nicht zum Ziel der Weisheit kommen.
Man sagt sich halb mit Lächeln, halb mit Weh:
Es kommt Dein Geist nicht übers A-B-C.

Ein Brief Tolstois.

(Schluß.)

Am Anfang der Bergpredigt sagt er, daß derjenige, der das geringste dieser Gebote verletzt, den kleinsten Raum im Himmelreich einnehmen wird (Matthäi V, 17—20), und am Schluß erinnert er daran, daß man nicht sprechen, sondern handeln soll (Matthäi VII, 21—27). Diese Predigt enthält alles. Fünf Gebote werden aufgestellt als engerer Inhalt der Lehre, die einfachsten, leichtverständlichsten Vorschriften zur Erfüllung der Gebote gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst sind hier dargelegt. So seltsam das auch scheinen mag, ich habe nach achtzehn Jahrhunderten diese Vorschriften als eine Neuheit entdecken müssen, und erst nachdem ich sie begriffen habe, habe ich damit zugleich auch die christliche Lehre begriffen.

Diese Vorschriften umfassen so vollständig das Leben jedes einzelnen, daß das Reich der Wahrheit auf Erden herrschen würde, wenn der Mensch sich nur an ihre Anwendung halten würde. Wenn man sie dann einzeln untersucht, bemerkt man, daß dieses ungeheure und so glückliche Resultat aus der Erfüllung der einfachsten, natürlichsten, leicht und angenehm zu befolgenden Vorschriften entspringt, und wenn man überlegt, was man hinzufügen müßte, um diesen Zweck zu erreichen, findet man nichts. Es ist auch unmöglich, die eine derselben zu verneinen, ohne daß das Reich der Wahrheit dadurch bedroht würde.

Selbst wenn ich von der Lehre Christi nur diese fünf Gebote kennen würde, so wäre ich doch derselbe Christ wie heute. Sie enthalten für mich die ganze Lehre. Erstens, du sollst nicht zürnen, zweitens, du sollst nicht ehebrechen, drittens, du sollst nicht Gott lästern, viertens, du sollst keinen Rechtsstreit führen, fünftens, du sollst gegen deinen Nächsten kämpfen.

Und eben diese doch so klare Offenbarung war den Menschen verborgen. Die Menschheit entfernte sich von derselben beständig in entgegengesetzter Richtung. Die einen, welche darin das Heil der Seele, eine rohe Vorstellung des ewigen Lebens sahen, trennten sich von der übrigen Welt und dachten nur an das, was sie für sich selbst thun sollen und wie sie sich in ihrer Einsamkeit vervollkommnen können. Das wäre lächerlich, wenn es nicht so traurig wäre. Bedeutende Kräfte sind durch diese Menschen verschwendet worden, deren Zahl nicht gering war und zu welchem Zweck? Für das Unmögliche, Unsinnige, um nach dem Guten zu streben, indem sie fern von ihren Mitmenschen lebten.

Andere dagegen, welche nicht an das zukünftige Leben glaubten, lebten nur für die anderen — ich spreche von den besten unter ihnen — aber sie wußten nicht und wollten nicht wissen, was für sie selbst nötig war, im Namen welches Grundsatzes sie das Wohl der anderen wollten, und worin dieses Wohl bestand.

Ich glaube, man kann nicht bestehen ohne den anderen. Der Mensch kann sein Glück nicht machen, wenn er für sich

allein handelt, abgetrennt von seinesgleichen wie die christlichen Asketen. Er kann auch nichts für das Wohl seiner Mitmenschen thun, wenn er nicht weiß, was ihm selbst nötig ist, welchem Grundsatz er folgt, wenn er so handelt — wie das die Staatsmänner ohne Überzeugung gethan haben und noch thun.

Ich liebe mit gleicher Liebe die Menschen der beiden Arten, aber für ihre Lehren habe ich nur denselben Haß. Die einzige wahre Lehre ist diejenige, welche eine beständige Thätigkeit befiehlt, ein Dasein, das den Bestrebungen der Seele entspricht und das Wohl der anderen zu verwirklichen sucht. Und so ist die Lehre Christi. Sie ist gleich weit entfernt von dem religiösen Quietismus und den hochmütigen Ansprüchen der Revolutionäre, welche ihre Mitmenschen beschützen wollen, ohne zu wissen, worin das wahre Glück besteht. Sie ist von solcher Art, daß, wenn man ihr folgt, man das Wohl anderer nicht verwirklichen kann, ohne sich selbst glücklich zu machen, und daß man sich nur glücklich machen kann, indem man seinen Mitmenschen Gutes thut.

Nach der Ansicht der jungen Leute und derjenigen, welche sich zu unserer Meinung bekennen, ist es sehr leicht, keine Gewaltthat anzuwenden, um dem Bösen zu widerstreben. Aber man muß begreifen, daß der Christ sich nur deshalb weigert, Gewalt anzuwenden, weil er weiß, daß diese Gewalt ihn von seinem Zweck entfernt, daß sie nicht vernünftig ist. Also, wenn er sie zurückweist, so geschieht das nicht ohne inneren Kampf, im Gegenteil, sein Vorhaben wird nur dadurch erleichtert, daß er sicher weiß, daß er thut, was er kann, und den Willen des Vaters, nach den Worten Christi, erfüllt, wenn er dem Bösen nicht durch Gewalt widersteht, sondern es nur durch das Gute und die Wahrheit bekämpft. Man kann nicht das Feuer löschen durch das Feuer, noch das Wasser eintrocknen durch das Wasser, noch das Böse bekämpfen durch das Böse. Man hat es immer gethan. Man hat es gethan, seit die Welt besteht und man hat es fortgesetzt, bis wir in die Lage geraten sind, in der wir uns jetzt befinden.

Es ist Zeit, diese alte Methode aufzugeben und die neue anzunehmen, welche außerdem weiser ist. Wenn bis jetzt einige Fortschritte erreicht worden sind, so sind dieselben nur denjenigen zu verdanken, welche Böses mit Gutem vergalten. Und wenn nur ein Millionstel der Anstrengungen, welche der Mensch anwendet, um das Böse durch die Gewalt zu besiegen, darauf verwendet worden wäre, das Böse zu ertragen, ohne daran sich zu beteiligen und ohne die Welt aufzuklären!

Wenn man doch hier die Methode des Versuchs anwenden wollte! Man hat mit dem ersten System nichts erreicht, warum also versucht man nicht das neue, das wenigstens den Vorzug hat, augenscheinlich klar und so wohlthätig zu sein?

Nehmen wir ein Beispiel. Betrachten wir Rußland in diesen letzten zwanzig Jahren.

Unsere gebildete Jugend hat ihre Zeit mit dem Wunsch zugebracht, das Gute zu thun, sich selbst aufzuopfern, um das Reich der Wahrheit herbeizuführen. Was war das Resultat? Nichts! Man hat große moralische Kräfte unnütz verschwendet.

Wenn diese Leute anstatt der schrecklichen Opfer, welche diese Jugend gebracht hat, anstatt der Revolverschüsse, der Explosionen, der geheimen Buchdruckereien, die Lehre Christi ausüben wollten, das heißt, wenn sie einsehen würden, daß das christliche Leben das einzig vernünftige ist, wenn anstatt dieser Anspannung von unzähligen Kräften nur zwei oder drei Dutzend oder auch vielleicht hundert Menschen auf die Einberufung zum Militär ganz einfach antworten würden: „Wir können nicht als Mörder dienen, denn wir glauben an die Lehre Christi, die auch Ihr bekennt und die Ihr verteidigt.“ Wenn sie nur ebenso antworten würden, auf das Verlangen den Eid zu leisten, und ebenso dem Gericht und ebenso der Gewalt, welche das Eigentum heiligt! Was daraus folgen würde, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß uns das dem Zweck entgegenführen würde und daß es die einzige Art von fruchtbarer Thätigkeit wäre: Nichts zu thun, was der Lehre Christi widerspricht und frei und offen es zu erklären, und nicht, um nur ein oberflächliches Resultat zu erreichen, sondern, weil man denen nichts Böses zufügen soll, so lange man noch die Kraft hat, ihnen Gutes zu erweisen.

Das ist meine Antwort auf Ihre Fragen, was man thun soll. Übrigens ist das alles noch besser erklärt im Evangelium (Matth. V, 13–16).

Ich sehe noch eine Einwendung voraus. Sie werden mir sagen, daß Sie nicht einsehen können, wie man diese Grundsätze anwenden soll und wohin sie uns führen werden, wie man nach diesen Vorschriften die Armut, die Gewalt, die internationalen Beziehungen ansehen soll.

Glauben Sie nicht, daß man irgend etwas Dunkles im Christentum finden könne, alles ist darin klar wie der Tag.

Die Haltung, die man gegenüber der Macht beobachten soll, ist darin angedeutet, in dem Gleichnis vom Heller. Das als Eigentum zurückgehaltene Geld kann von den Christen nicht anerkannt werden, die Staatsgewalt hat es geschaffen und der Staatsgewalt muß man es zurückgeben. Aber Deine Seele ist frei, sie hängt nur vom Gott der Wahrheit ab und darum hängen Deine Handlungen, Deine weise Freiheit nur von Gott ab. Man kann Dich töten, aber man kann Dich nicht zwingen zu töten und eine unchristliche Handlung zu begehen.

Nach dem Evangelium kann es kein Eigentum geben und unglücklich sind die Besitzenden! Wehe ihnen! Denn in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, so können doch die Christen in Bezug auf das Eigentum nichts anderes thun, als an den in Christi Namen begangenen Gewaltthaten sich nicht zu beteiligen, sondern zu predigen, daß das Eigentum ein Mythus ist, daß es nicht existiert, daß es aber nur eine Gewalt giebt, durch welche man sich die Gegenstände aneignet und welche die Menschen das Eigentum nennen.

Der Mensch, der seinen Rock hingiebt, wenn man ihm den Mantel nimmt, kann das Dasein des Eigentums nicht zugestehen, es kann auch für ihn keine internationalen Beziehungen geben, weil alle Menschen gleiche Brüder sind. Und wenn Zulus zu mir kämen, um meine Kinder zu morden, so könnte ich nichts anderes thun, als ihnen begreiflich zu machen, daß das böse ist und ihnen in keiner Weise Vorteil bringt. Ich würde es ihnen verständlich machen, indem ich mich zugleich unterwerfen würde, um so mehr, als ich kein Interesse habe, gegen die Zulus zu kämpfen. Entweder würden sie mich besiegen, und dann wären sie noch grausamer gegen meine Kinder, oder ich würde sie besiegen, aber meine Kinder könnten dann doch schon am nächsten Tage unter schrecklichen Qualen sterben. Ich habe kein Interesse, zu kämpfen, weil ich sicherlich eine gute Handlung thue, indem ich mich unterwerfe, während das Resultat zweifelhaft ist, wenn ich Widerstand leiste.

Das ist also meine Antwort. Das beste, was wir thun können, ist, die Ermahnungen Christi zu befolgen, und um seine Gebote zu befolgen, müssen wir sicher sein, daß sie die Wahrheit sind, ebensowohl für die ganze Menschheit als für jeden von uns. Haben Sie diesen Glauben?

Ich sehe noch zwei Einwendungen voraus. Die erste ist folgende: Wenn man sich, wie ich gesagt habe, den Zulus, den Vertretern der Autorität, unterwirft, wenn man den Bösen alles giebt, was sie nehmen wollen, wenn man sich weigert, an den öffentlichen Festen sich zu beteiligen und das Eigentum anzuerkennen, wird man dann nicht auf die letzte Stufe der sozialen Leiter hinabgleiten, wird man nicht zurückgewiesen, verachtet, verschrieen und als Landstreicher behandelt werden, und wird dann nicht das geistige Licht, das man besitzt, untergehen, ohne daß das alles irgend jemand Nutzen bringt? und so weiter. Wäre es unter diesen Umständen nicht besser, sich mit einer gewissen Unabhängigkeit zu bewaffnen, welche erlaubt, unseresgleichen zu unterrichten und sich mit der größten möglichen Anzahl von ihnen in Verbindung zu setzen?

Das ist alles nur Illusion. Uns erscheint das weit vorzuziehen, weil uns zu sehr gelegen ist an den Bequemlichkeiten unseres Lebens, an unserer Aufklärung und an den vorgeblichen Freuden, die sie uns verschafft. Aber wie tief auch die soziale Stufe sei, die der Mensch einnimmt, immer ist er von Mitmenschen umgeben und daher imstande, ihnen Gutes zu erweisen.

Die Frage, ob die Professoren der Universitäten oder die Bewohner der Nachtasyle dem christlichen Werk mehr Dienste leisten, könnte ich genau beantworten. Mein eigenes Gefühl und das Beispiel Christi sprechen zu Gunsten der Demütigen und der Armen. Nur die Armen können die gute Neuigkeit verkündigen. Wenn ich noch so gelehrt und aufrichtig predige, wird mir doch niemand glauben, so lange ich in einem Schloß wohne und mit meiner Familie an einem Tage mehr ausgebe, als für eine arme Familie auf ein ganzes Jahr genügt.

Was die Bildung betrifft, so wäre es Zeit, daß man nicht länger davon als von einem Glück spricht. Ihre ganze Wirkung besteht darin, daß sie neunzig Menschen von hundert schlecht macht; sie gut zu machen, dazu ist sie vollständig unfähig.

Sie haben wahrscheinlich von Sutajew gehört. Das ist ein ganz ungebildeter Bauer, aber sein Einfluß auf das Volk und selbst auf unsere gebildeten jungen Leute ist größer und mächtiger als der aller russischen Schriftsteller und Gelehrten.

Wenden wir uns nun zu der zweiten Einwendung, welche ganz natürlich aus der vorstehenden hervorgeht.

„Und Sie, Leo Nikolajewitsch," werden Sie mich fragen, „leben Sie auch selbst nach den Grundsätzen, die Sie predigen?"

Diese Frage ist sehr natürlich und immer setzt sie mich in Verlegenheit und besiegt mich gänzlich.

„Sie predigen, und wie leben Sie?"

Ich predige nicht. Ich kann nicht predigen, obgleich ich es heiß wünschte. Ich kann nur durch mein Beispiel predigen, und meine Handlungen sind schlecht.

Was ich aber schreibe, ist nicht eine Predigt, das ist nur ein Widerspruch gegen diejenigen, welche die christliche Lehre falsch auslegen, und eine Erklärung ihrer wahren Bedeutung. Sie sucht nicht die Gesellschaft durch die Gewalt zu erneuern, ihr Zweck ist es, den Sinn des Lebens auf dieser Erde anzugeben. Dieser Sinn liegt in der Erfüllung der fünf Gebote. Wenn Sie Christ sein wollen, so müssen Sie diese Gebote erfüllen, wenn nicht, so sprechen Sie auch nicht wahr vom Christentum.

„Aber," wird man mir einwenden, „wenn Sie finden, daß es außer der Erfüllung der christlichen Lehre kein vernünftiges Leben giebt, und da Ihnen an diesem vernünftigen Leben gelegen ist, warum erfüllen Sie dann nicht die fünf Gebote?" Darauf kann ich nur erwidern: „Ich bin strafbar und verdiene Verachtung." Aber ich füge hinzu, weniger, um mich zu rechtfertigen, als um meine Inkonsequenz zu erklären: „Vergleicht mein ehemaliges Leben mit meinem heutigen, und Ihr werdet sehen, daß ich danach strebe, nach dem Gesetz Gottes zu leben. Ich habe noch nicht den tausendsten Teil von dem gethan, was ich thun muß, und ich bedauere das tief, aber der Grund davon ist nicht, daß ich es nicht wollte, sondern, daß ich es nicht konnte. Lehrt mich, wie ich mich den Versuchungen, die mich umgeben, entziehen kann, lehrt mich das, und ich werde die Gebote erfüllen. Beschuldigt mich, wenn Ihr wollt, ich klage mich auch schon selbst an, aber beschuldigt nicht den Weg, auf dem ich wandle und den ich denjenigen zeige, die mich nach dem rechten Wege fragen."

Daß ich die Straße kenne, die zu meinem Hause führt, und daß ich sie wie ein Betrunkener schwankend verfolge, daraus folgt noch nicht, daß der Weg schlecht ist. Zeigt mir entweder einen anderen, oder stützt mich auf dem wahren Weg, wie ich Euch zu stützen bereit bin. Aber stoßt mich nicht zurück, freut Euch nicht über meine üble Lage und ruft nicht mit Entzücken aus: „Seht, er sagt, er gehe nach dem Hause, und er wird in den Sumpf fallen!" Nein, freut Euch nicht darüber, sondern helft mir und unterstützt mich!

Helft mir! Mein Herz ist verzweifelt darüber, daß wir alle verirrt sind, und während ich alle meine Kräfte anstrenge, um aus dieser Lage herauszukommen, zeigt Ihr, anstatt Mitleid zu haben, bei jeder meiner Verirrung mit dem Finger auf mich und ruft: „Er wird mit uns in den Sumpf fallen!"

Auf diese Weise also sehe ich die christliche Lehre an und den Weg, sie zu befolgen. Ich thue, was ich kann, um dahin zu gelangen, und bei jedem Fehltritt bereue ich nicht nur, sondern bitte um Hilfe, um ihn wieder gut zu machen. Mit Freuden finde ich, daß noch andere denselben Weg verfolgen wie ich, und dankbar höre ich ihre Ratschläge an.

Neue Dramen.

Angezeigt durch **E. von Saken**.

„Ein kleiner Wahrheitskoller", so nennt Gustav Wenng sein „Familiendrama" **„Aus Mitleid"** (Verlag von Karl Behrens Buch- und Kunsthandlung, Bremen) in einer rechtfertigenden Einleitung. Solche Rechtfertigungen zu schreiben ist ja wohl nichts Neues, ist doch z. B. schon Schiller mit solchem Beispiel vorangegangen. Aber daß sie den betreffenden Dramen vorangesetzt, und so gleichsam zu einer captatio benevolentiae des Lesers werden, ist eine immer mehr um sich greifende Unsitte unserer reklamebedürftigen Zeit. Man erfährt den vielleicht wohlbegründeten Angriff nicht, nur die schlagende Widerlegung des Dichters. „Zur Charakteristik

des vorliegenden Werkes sei hier ein mir zu Händen gekommener Brief des Autors an einen rühmlichst bekannten Kritiker beigedruckt. — Der Herausgeber und Verleger." Dann folgt die Rechtfertigung, in welcher der Dichter sagt, was er mit seinem Werke will. Eigentümlich ist hier, daß dieser dabei selbst an das Goethesche: „Bilde Künstler, rede nicht", erinnert. Aber bei unsern modernen Dramen ist ein solches Verfahren vielfach vielleicht sehr angebracht, weil man auf diese Weise wenigstens den guten Willen des Dichters erfährt. Ein quälender Gedanke durchzieht seine Seele, nagendes Schaffenssehnen schwellt seine Brust, er greift zur Feder, aber sie ist stumpf, eigensinnig, die schöpferische Kraft entspricht nicht der Schaffenssehnsucht. Da hilft eine kleine Einleitung prächtig nach. Schade nur dann um die Kunst!

Im vorliegenden Einleitungsbriefe erfahren wir vom Dichter, daß „die vorgefaßte aktuelle Tendenz des Werkes es zu einer Streitschrift in einer litterarisch schon viel umstrittenen Frage gestalten sollte." Nun wissen wir, was „die Tendenz" des Stückes ist, wir sind zum Lesen gut vorbereitet. Kann es eine schlechtere Einleitung geben? Ich glaube kaum, zumal wenn es weiter heißt: „Für mich handelt es sich mit dem Werke um nichts, als den Versuch, einen mich selbst quälenden Stoff in (wenn Sie wollen!) ebenso quälender Weise dramatisch wiederzugeben —" und der Verfasser selbst gestehen muß, „daß das Werk bei der Lektüre keine Freude machen könne." Mit richtigem Verständnis fügt er hinzu: „Den Künstler in mir sollen Sie ein andermal . . . wieder kennen lernen." Also dieses Drama ist ein Tendenzstück, eine Streitschrift, aus quälendem Gedanken geboren, in quälender Weise verkörpert, es macht einem keine Freude und — der Künstler im Verfasser wird sich ein andermal bethätigen. Und das soll man nun lesen! Warum, mein bester Poet, warum verleumden Sie denn Ihr eigen Kind? „Bilde Künstler, rede nicht." Hätten Sie doch fein geschwiegen, Ihr Kind ist ja gar nicht so schlimm, wie Sie es darstellen.

Ein Jüngling von bald 20 Jahren, ein gesellschaftlich unter ihm stehendes, etwas stark gereiftes Mädchen, das aber noch immer ein hübsches Lärvchen hat, eine für ihre Tochter liebebedürftige Mutter — kurz das Netz ist schnell zugezogen. Aber es kommt ein zweites Unglück hinzu. Das Mädchen liebt den Jüngling wirklich, wenn auch in ihrer Art, und er besitzt ein Gewissen, ein weiches Gemüt — seine größten Feinde. Trotz Zuredens seines überall als Deus ex machina auftretenden Freundes läßt er das Mädchen nicht in der Schande sitzen, sondern heiratet sie. Nachher ist er natürlich unglücklich, bringt sich mit seiner Familie in Not und Elend und endlich nach zehnjähriger Ehe zieht sogar die Liebe für eine andere in sein Herz ein. Mit deren Gelde will er sich von seiner Frau loskaufen und so dem schrecklichen Elende ein Ende machen. Aber die weiblichen Instinkte in ihr sind stärker als ihre Sehnsucht nach Reichtum. Die andern beschließen gemeinsam zu fliehen zu ewigem Glücke. Schon sind die Koffer gepackt. Die Geliebte will sich nur noch umkleiden, da überkommt sie beide das Gefühl bevorstehenden seligen Glückes, die Leidenschaften schlagen über ihnen zusammen. Unterdessen erscheint aber die von Eifersucht rasende Frau. Was sie sieht, macht sie zur Mörderin, wozu ihr ein bereitliegender Revolver verhilft. Der Gatte und dessen Geliebte sind tot. Sie hat sich gerächt und die Gerichte werden sie freisprechen.

Ich muß gestehen, ohne die vielbesprochene Einleitung hätte ich das Drama keineswegs für ein Tendenzstück, eine Streitschrift gehalten, und auch jetzt möchte ich daran zweifeln, daß es so etwas ist. Der Dichter Wenng ist mit dem Sozialpolitiker durchgegangen. Die Handlung und Charakterdarstellung drängt jedenfalls die Tendenz in den Hintergrund. Der Held des Stückes ist fein und deutlich herausgearbeitet, ebenso die unglückliche Gattin desselben. Auch die episodenhaften Figuren, wie der Vater und die Mutter, sind ganz hübsch und flott gezeichnet. Etwas sehr phantastisch und unklar ist die Geliebte dargestellt. Und der Freund bleibt nichts anderes als ein Deus ex machina, wo die übrigen Mittel versagen. Auch die Handlung des Stückes ist naturgemäß und einfach aufgebaut. Freude kann die Lektüre des Stückes allerdings wenig bereiten, weil es an sich quälerisch wirkt, ansehen zu müssen, wie unter zu schweren tragischen Konflikten sich ein so schwacher Charakter windet und krümmt. Das Ende namentlich, die plötzlich erwachte Leidenschaftlichkeit des Helden zu sehr unrechter Zeit, scheint etwas künstlich herbeigezogen.

Wenn nun schon dieses Wenngsche Stück quälerisch ist, was soll man da erst von einem Stück sagen, das weiter keinen andern Zweck hat, als den Leser durch eine krankhafte Selbstquälerei eines armen, unreifen Krüppels bis zu dessen unmotivierten Selbstmord hindurchzuquälen? Das aber unternimmt Robert Jaffé (nicht zu verwechseln mit Richard Jaffé) in seinem „Trauerspiel" **„Der arme Walter"** (Verlag von Richard Taendler, Berlin 1895). Möge es irgend einem Dichter Vergnügen bereiten, einen solchen Stoff zu bearbeiten, dagegen läßt sich ja nichts einwenden. Aber drucken sollte er sein Werk nicht lassen, schon aus Rücksicht für seine Mitmenschen, die gar keine Lust verspüren, ihm in den verworrenen, unklaren Ideenirrgarten zu folgen. Auch aus Rücksicht auf die übrigen Bühnendichter sollte der Druck solcher Stücke polizeilich verboten werden, denn wer wird sich entschließen, sein Geld für eine dramatische Novität auszugeben, wenn er mit solch einem „Trauerspiel" hereingefallen ist. Vielleicht hat der Dichter mehr hineinlegen wollen, als ich herausgelesen habe, dann bitte ich ihn um Entschuldigung — ich kann aber beim besten Willen nicht mehr drin finden, als ich oben gesagt. Meine Diagnose ist: der gute arme Walter leidet an Hypertrophie der Sinne. Ein verständiger Arzt könnte ihn vielleicht schnell heilen. —

Ein unglücklicher Krüppel, geistig noch ganz unreif, wird von seiner Sucht nach Schönheit, vor allem aber von seinem heißen, liebebedürftigen Blute gequält. Weil er so häßlich ist, fürchtet er kein Liebesglück finden zu können. Durch Wohlthaten, die er einer Familie erwiesen, hat er sich die schwesterliche Liebe des schönen Fränzchens erworben. Er nutzt es aus, um sie zu seiner Braut zu machen, ohne sie indessen wirklich zu lieben. „Da sie Dir ihre Liebe entgegenbringt, so greifst Du in Deiner Beängstigung danach." Dann kommt der schöne Ernst, das junge Fränzchen fängt Feuer. Der „arme Walter" merkt es, verzichtet großmütig und schießt sich tot, obgleich er ja nicht einmal in sie verliebt ist. Dieser Stoff wird in fünf langen Akten ohne Handlung breitgetreten. Das ganze Drama spielt sich eigentlich nur im verworrenen Seelenleben des armen Walter ab. Was er aber eigentlich will, erfährt man nicht, denn man sieht nur ein verschwommenes, stets ungestilltes und nie stillbares Sehnen. Der arme Walter weiß nämlich selbst nicht, was er eigentlich will, der Dichter wohl bestimmt

auch nicht. „Ach! Ich weiß selbst nicht, was in mir drängt, was ich will“ (S. 44). Das hört man vom tragischen Anfang an, bis zum ebenso tragischen Ende heraus, wenn man nicht unterdessen schon fest eingeschlafen ist. Der arme Walter kann einem ja herzlich leid thun, mit seinem unklaren Sehnen, deshalb braucht man aber doch seine Mitmenschen nicht mit so unreifem, unklarem Zeug zu quälen. Es ist ein naturalistisches — „Trauer“-Spiel!

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Bosnische Sprichwörter. „Religion und Sitte sind Nachbarn“, sagt ein Sprichwort; doch ist die Religion der bedeutendere Nachbar; das bekundet die große Zahl von Sprüchen und Redensarten über Gottes Wesen. „Unser ist die Müh und Arbeit, doch der Segen kommt von Gott. — Eher vergißt die Mutter ihres Kindes, als Gott seines Geschöpfes. — Gott läßt dem Sünder Zeit zur Reue. — Gott und die Gerechtigkeit gehen zusammen.“ Eine ironische Spitze enthält der Satz: „Wem Gott hilft, dem helfen auch alle Heiligen.“ Nicht minder spitzig ist das Wort: „Ohne Geld geh nicht einmal in die Moschee“ und das christliche Seitenstück: „Umsonst wird nicht einmal Christi Grab bewacht.“

Die Notwendigkeit von Gesetzen wird anerkannt durch „Ohne Zügel kann man das Pferd nicht reiten;“ weiter sagt der Volksmund: „Wenn man auch verbietet zu singen — das Weinen kann nicht verboten werden. Mag die Gerechtigkeit vergehen, die Ungerechtigkeit wird immer bestehen.“

Von den unzähligen Sprichwörtern über Gut und Böse, Stolz, Ehre u. a. seien erwähnt: „Besser ein leeres Haus, denn der Teufel drin. — Lieber Böses dulden, als Böses thun. — Was die Ehre nicht kennt, rühmt sich der Schande. — Womit der Bock prahlt, des schämt sich das Schaf. — Besser ein guter Ruf als ein goldener Gürtel. — Besser ist der Segen aller, als der Fluch des Papstes. — Besser wenig in Gottesfurcht, als viel mit Fluch. — Wenn ich auch bettle, den Sack trage ich doch nicht. — Ist er auch schwarz, so ist er doch kein Zigeuner. — Auch die schwarze Kuh giebt weiße Milch. — Auch die schwarzen Hennen legen weiße Eier. — Wenn Du nicht vornehm und reich sein kannst — ehrlich und gut kannst Du sein. — Lieber ein kleiner Herr, als ein großer Diener. — Ein Mensch ohne Freiheit ist ein Fisch ohne Wasser. — Wehe dem, der im eigenen Hause Fremden dient.“

Praktische Volksweisheit redet aus folgenden Sprichwörtern: „Besser ein abgenutzter Sack zu eigen, als ein fremder, der neu ist. — Besser heute ein Ei, als morgen eine Henne. — Besser ist die heimische Hirse, als ägyptischer Reis. — Besser auf Eigenem (d. i. Grunde) gehen, als auf Fremdem reiten. — Besser ein eigenes Kalb, als ein Ochs in Gemeinschaft. — Ein Mensch ohne Geld ist ein Stamm ohne Wurzeln. — Wessen die Kuh, dessen das Kalb. — Wer sein Haus mit Fremden baut, sammelt Steine für sein Grab. — Besser ohne Nase, als ohne Glück. — Besser einmal weinen, als immer seufzen. — Besser in der Hütte singen, als im Palast weinen. — Ehe es einem dunkel wird, kann es einem andern nicht hell werden. — So lange man Glück hat, kann man auch stromaufwärts schwimmen. — Reich ist, der zufrieden ist. — Reich ist, der nichts schuldet, jung, der nicht alt ist. — Einen Reichen beschenken ist schwer. — Leicht ist's, das Abendbrot bereiten, wenn das Haus voll ist. — Wenn Du Dich ärgern willst, zahle im voraus. — Wenn wir auch Brüder sind, unsere Taschen sind nicht Schwestern. — Besser hungrig zu Bette gehen, als mit Schulden aufstehen. — Schuld und Kränkung sind Geschwister. — Eine Schuld ist ein böser Kamerad. — Spare weißes Geld für schwarze Tage. — Wenn Du nicht sparst, was Du hast, so wirst Du das nicht haben, was Du noch nicht hast (d. i. was Du noch erlangen könntest.) — Wer in den Morgen hinein schläft, verliert das Mittagbrot. — Wer den Kern essen will, muß die Nuß knacken. — Ist der Tag auch kurz, so ist das Jahr lang.“

Über Wert des Wissens und der Klugheit läßt sich der Volksmund folgendermaßen vernehmen: „Besser ein Quentchen Verstand, als einen Centner Kraft. — Besser ein Bedachtes, als hundert Gethanes. — Reichtum vergeht, Verstand besteht. — Besser im Kopfe (besitzen), als im Schranke. — Besser einen klugen Kopf (haben), als ein Thal voll Gold. — Besser ist Können, als Haben. — Mehr wissen der Papst und der Bauer, als der Papst allein.“ — Daß aber auch zuviel kluges Bedenken mitunter von Übel ist, will das Wort besagen: „Ehe der Kluge die Brücke findet, geht der Dumme durchs Wasser.“

Die Frauen kommen im allgemeinen schlecht weg im Volksmunde: „Besser einen Tag Hahn sein, als ein Jahr Henne. — Besser ohne Weib, als Böses leiden. — Ein dickes Weib, ein armes Haus. — Altes Weib und der Teufel stecken immer zusammen.“ — Bezüglich der Eheschließung gilt für arme Mädchen folgender Rat: „Besser einem Alten die Jahre zählen, als bei einem Jungen hungern.“

„Besser ein kluger Freund,“ heißt es ferner im Volksmund, „als ein dummer Freund. — Besser allein, als in schlechter Gesellschaft. — Besser ein Freund in der Nachbarschaft, als ein Bruder in der Ferne. — Ohne Genossen giebt es kein Heldentum. — Ohne Flügel fliegt kein Falke. — Es ist gut, auch an dem Hund einen Freund zu besitzen. — Eine Hacke ohne Stiel hackt kein Holz. — Sei Dein Feind auch klein wie die Ameise, hüte Dich vor ihm, als wäre er ein Löwe.“

Gegen das Trinken sprechen sich folgende Sprichwörter aus: „Wer im Wirtshause Wein trinkt und Braten ißt, der nährt fremde Kinder. — Der Trunkenbold und der Wirt denken zweierlei. — Der Schnaps ist die Peitsche des Brotes. — Wer auf die Gesundheit eines jeden trinkt, vertrinkt seine eigene. — Ein Gastmahl, ein Namenstag und eine Beerdigung sind (zusammen) eine Feuersbrunst. — Der Wein ist im Gefäß ruhig, im Menschen närrisch.“

Zum Schluß sei noch eine diätetische Regel mitgegeben: „Vom Kuchen weint, vom Brote lacht der Magen.“

Inhalt der No. 5.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

// Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 6.

Die Akten des Vogelsangs.

Von

Wilhelm Raabe.

(Schluß.)

Nimmer war mein Honoratiorentöchterlein, mein Weib, Schlappes Schwester, in so ausbündig zweifelhafte Gesellschaft geraten, wie jetzt und hier. Immer ängstlicher drängte sich die liebe, kleine Hand mit dem Schneeglöckchenstrauß vom Osterberg mir an, je weiter wir gegen die jetzt thürlose Hauspforte vordrangen.

„O Gott, Mann!“ flüsterte sie, als aus der Mitte der ihn lachend vertraulich umdrängenden Sisters Larsen, der drei internationalen „Excentrique“-Sängerinnen, der Freund auch ihr lächelnd die Hand entgegenstreckte:

„Aber, gnädige Frau, wie freundlich von Ihnen! Doch weshalb so spät?“

„Der greulige Mensch! Dachte er etwa auch, ich sollte ihm bei seinem letzten menschenfeindlichen Aufräumen helfen?“ sagte meine arme Kleine auf dem Heimwege und nachher, trotz allem, noch öfter, wenn die Rede auf ihn kam. Augenblicklich stammelte sie nur:

„Wir kamen zufällig über den Osterberg, Herr Andres; und hier durch den Vogelsang.“

„O und wie Sie mir recht kommen, Frau Assessor, gnädige Frau,“ ächzte hinter uns eine halb durch Thränen, halb durch Lachen erstickte Weiberstimme. Eine harte, abgearbeitete Weiberfaust beförderte die größte Sensationsnummer der Gegenwart, den Feuermenschen Volcano, aus dem Wege, packte dann mich am Oberarm, schob uns, mein Weib und mich, gegen die Hausthür der Frau Doktor Velten vor, und dann — auf den Sohn der besten Frau des Vogelsangs mit zitterndem Zeigefinger deutend, kreischte Riekchen Schellenbaum:

„Ja, Karl — Herr Assessor, wollte ich sagen; die ganze Stadt sollte man hierzu zusammenrufen! Ja, die Herrschaften kommen zur richtigen Stunde, um ihm, dem Herrn da, zu sagen, daß dies eine Sünde und Schande ist! Hier der Frau Assessorin, Herr Velten, habe ich mein Elend ja wohl schon seit Monaten des Abends klagen dürfen; aber heute reicht das nicht mehr aus. Hier vor allen Leuten muß ich es ausrufen und ausschreien, was ich ausstehe und ausgestanden habe. Bin ich schon im Irrenhause oder soll ich erst herein? O Gott, Herr Velten, wenn mich doch die selige Frau Mutter mit hinunter in ihr ruhiges Grab genommen hätte — zehntausendmal wäre mir das lieber gewesen, als wie daß ich diesen Winter durch das liebe Ihrige selber mit in meiner Schürze habe in den Ofen und auf den Küchenherd tragen müssen! Lieber Herr Assessor, Herzenskarlchen, ich habe ja auch zu Ihnen gehört, und Sie auf den Armen getragen, und auch bei Ihren lieben Eltern bin ich ein- und ausgegangen in guten Tagen und habe zugegriffen in bösen — Sie können es mir bezeugen, daß ich mich habe zusammennehmen können und ihm nicht die guten, lieben Sachen vor die Füße geschmissen habe und nicht die Schürze über den Kopf geschlagen habe und ihm nicht wie eine Verrückte aus dem Hause gelaufen bin! Nun gucke einer, wie mich das schwarze Mohrengesicht hier aus dem Tivoli angrinst! Nicht wahr, Herr Assessor, da von Spukmeyers seligem Grasgarten her, und hier, wo ich auf Ihres Herrn Vaters Grundstück als junges Kindsmädchen auch ihm das Laufen gelehrt habe, ihm, der sich jetzt diese Gesellschaft hergebeten hat, um sich mit anzusehen, wie er sein Vater- und Mutterhaus zu einer Brandstatt und Räuberhöhle macht. Da holt sich die lahme Brandten ihr ungesegnet Teil am Eigentum mit dem Waschfaß, in dem ich ihm seiner seligen Mutter Hemden gewaschen habe! Vor meinen Augen, als ob ich allein zu gar nichts gehörte, und ich kein Herz im Leib hätte, was sich vor Wehmut und Gift umwenden könnte! Als ob ich allein in diesem Juchhe an meinen Thränen versticken müßte! Gehen Sie mal weg, Mamsell Luftspringersche — da schleppt sich, wahrhaftigen Gottes, die Bande aus dem Hunger-

winkel mit meinem — mit der seligen Frau Doktern Küchenschrank, als wenn ich nicht jetzt noch den Schlüssel dazu in der Tasche hätte! Nach dem soll mir aber wer kommen! Die guten Sachen! Und als ob man selber gar nicht vierzig Jahre lang damit hantiert hätte und sie kannte! — Alles wie vor die Hunde. Wer die besten Zähne hat zuerst damit dran! — Oh, die Ruppsäcke! Wie beim jüngsten Gericht. Jawohl, am jüngsten Gerichtstage, Herr Andres, da wird auch noch die Frau Mutter gegen Sie auferstehen und Ihnen sagen, daß dieses hier wirklich nicht in der Ordnung ist und nach Menschenordnung zugeht, nicht wahr, Herr Assessor, nicht wahr, Frau Assessorn?"

Sie stand ihm jetzt dicht, Nase gegen Nase, gegenüber, dem Liebling des Vogelsangs, den sie voreinst auf den Armen getragen, dessen Mutter sie zu Tode gewartet hatte und der ihr nun solches anthat. Giftig bohrten ihre Augen in seine ruhigen, freundlichen. Die Fäuste zitterten und zuckten ihr, wie vor dem Zuschlagen. —

„Das ist nun leider so, Riekchen," lächelte der Unmensch. „Den Küchenschrank hat die Familie Steinbeiß aus dem Hungerwinkel, aber den Schlüssel hast Du. Die Hausthür hat auch schon einen Liebhaber gefunden; aber den Schlüssel dazu habe ich noch — es ist mein Letztes von meinem Besitztum im Vogelsang. Willst Du ihn?"

Er hob ihn in die Höhe, wie wenn man einem Kinde oder einem Hunde etwas Begehrenswertes zeigt; meine Frau klammerte sich immer fester an mich an und flüsterte: „Es ist scheußlich!" Aber die alte, treue Dienerin des Hauses Andres, erst mit beiden Armen weit um sich greifend, wie nach etwas im Leeren Vergangenen, reckte die dürre Faust auf und kreischte:

„Jawohl, zum Zeugnis von der Welt Dank und Lohn! Und zum Andenken an den Herrn Vater und die Frau Mutter, und mögen sie sich nicht in ihren Gräbern umwenden wegen Ihnen, Herr Velten, und das ist mein letzter Wunsch und Abschied, Herr Andres."

Er legte den Schlüssel zu seinem leeren oder ausgeleerten Vaterhaus nun dem vor Gift und Galle zitternden alten Mädchen in die Hand, die ihn bei seinen ersten Schritten auf der Erde mitgehalten und ihm geholfen hatte, seine Mutter auf dem Totenbett für den Sarg zurecht zu legen. Die Schellenbaumen aber griff ihn und fuhr mit ihm ab und zwar mit einem Laut wie ein verwundetes Tier, und der Vogelsang lachte ihr nach und das Theatre-Variété aus dem Tivoli gleichfalls, als ob dieser „spaßhafte und kuriose Herr" jetzt seinen besten Witz zu seiner „Generosität" als Zugabe gegeben habe.

„Herrschaften, ein Schuft, wer mehr giebt, als er hat!" rief jetzt aber er, sich auf seiner Hausthürtreppe hoch aufrichtend und seinen Festgästen freundlich aber fest die Thür in der Gartenhecke weisend. Und es ward leer um ihn, wie es in seinem Hause geworden war. Aus dem war freilich nicht das Geringste mehr zu holen. Die letzten Nachzügler aus der alten Freundschaft des Vogelsangs waren schon belastet mit Sparren, Bohlen und Brettern, die auf den völligen Abbruch hindeuteten, an uns vorbeigeschlüpft; aber auch von ihnen hatten einige doch scheu, verlegen und wie verdutzt ob der Sache noch eine freie Hand hingehalten und gesagt: „Wir bedanken uns auch recht schön, Herr Andres."

Auch das Theatre-Variété hatte genug von dem Spaß und sich empfohlen. Alle sehr heiter bis auf den Affenmenschen. Der schien mit einem Male auf allen ihm von der Wissenschaft und dem Herrn Darwin, Häckel, Virchow, Waldeyer und so weiter auferlegten Wert verzichten zu wollen. Dieser Künstler zögerte noch einen Augenblick, verlegen, schüchtern, als ob er noch etwas zu sagen habe, aber nicht recht damit aus sich heraus könne. Plötzlich jedoch fiel der „Tierheit dumpfe Schranke" unter Gesten und Mimik, die den homo sapiens als Publikum zu hellem Jauchzen hätten bringen können; er stieg, sozusagen, aus dem Pavian oder Gorilla heraus, die geschmeidigen Muskeln steiften sich und — Menschheit trat auf die entwölkte Stirn: Herr German Fell aber trat auf Velten Andres mit einer Hölzernheit zu, die ihn in der Meinung verschiedener älterer Herren aus meiner Kanzleiverwandtschaft sehr gehoben haben würde, bot ihm die Hand und sagte:

„Mein Herr, Sie haben mir während der letzten Monate dann und wann nebenan die Ehre gegeben; Sie verzeihen also, wenn ich mir heute hier bei Ihnen das Vergnügen gemacht habe. Bei so kurzer und vager Bekanntschaft würde es — suchen Sie das bessere Wort — würde es unangebracht sein, wenn ich um Ihre Freundschaft bitten wollte; Sie werden mich jedoch auch nicht verachten, weil ich dann und wann etwas mehr als andere Affe bin. In gedrückten Mußestunden pflege ich mich jedenfalls immer noch wie andere von uns Primaten mit transcendentaler Menschenkunde zu beschäftigen; ich habe ebenfalls einige Semester in Wittenberg studiert, ehe ich zu den Anthropoiden ging. Mein Herr, Ihr Ruf ist während der letzten Wochen auch zu uns, und also auch zu mir gedrungen; ich habe dann und wann mit Interesse ein Stündchen mit vor Ihrem Ofen gesessen. Siehe da, habe ich mir gesagt, auch einmal wieder einer, der aus seiner Haut steigt, während die übrigen nur daraus fahren möchten! Mein Herr, ich wünsche einen recht guten Abend und nicht bloß für den heutigen Tag."

„Mein Herr," rief aber jetzt Velten Andres, der seinen unheimlichen Wandnachbar aus dem Theatre-Variété mit immer steigendem Erstaunen hatte reden lassen, „mein Herr, nun bitte ich doch, mir genauer zu sagen, mit wem ich eigentlich die Ehre habe —"

„Mit einem vom nächsten Ast, mein Herr. Vom nächsten Ast im Baum Yggdrasil. Man kann sich auf mehr als eine Art und Weise dran und drin verklettern, mein Herr. Mit unseren Personalbezüglichkeiten dürfen wir uns nicht gegenseitig verschonen. Auf bürgerlich festen Boden hilft wohl keiner dem andern wieder hinunter; aber reichen wir uns wenigstens die Hände von Zweig zu Zweig. Mein Herr, ich danke Ihnen."

Wofür er dankte, sagte er weiter nicht. Meine

Frau hat es nie begriffen, ich aber habe mir auch nicht die vergebliche Mühe gegeben, es ihr begreiflich zu machen. Sonderbarerweise reichte auch unser Freund Velten seine Hand nur wie mechanisch und ohne eigentlich genaues Verständnis der Sache her. Herr German Fell drückte sie ihm, ließ sie fallen, sah den verkletterten Nachbar in der Weltesche mit dem ganzen melancholischen Chimpanseeernst in das verdutzte Gesicht, schurrte, sozusagen, ganz und gar wieder in seine Kunst, das Leben zu überwinden, hinab und folgte, runden Rückens, so sehr als möglich Vierhänder, den Theatre-Variété-Genossen, die den halben Winter durch im Tivoli hinter meines Vaters Grundstück auf Spukmeyers „seligem Grasgarten" meinem Jugendfreunde die verständnisvollsten Nachbarn in Stadt und Vorstadt gewesen waren.

Nun hatten wir sie für uns allein, die verwüstete Kindheitsidylle. Leise zog meine Frau an mir, doch wagte sie nicht einmal flüsternd ihren Wunsch, die Leere und Öde auch so schnell als möglich hinter sich zu lassen und mich mitzunehmen, auszusprechen. Ich aber konnte so noch nicht scheiden, ich konnte den armen Freund, dem eben so grimmig recht und unrecht gegeben worden war, nicht in seiner thürlosen Hauspforte allein stehen lassen. Ich mußte noch nach Herrn German Fell ein Wort für unsern letzten Abschied vom Vogelsang finden, und ob der Ton mehr oder weniger gezwungen herauskam, ich schlug den Freund lachend auf die Schulter:

„Sieh auf, alter närrischer Mensch! Ein leicht bewegtes Herz ist ein elend Gut auf der wankenden Erde und die vollgültigste Gegenzeichnung des Wortes hast Du eben in wunderlichster Weise erhalten. Sie würden es rundum selbst nicht der Zeitung glauben, wenn man es ihnen durch die erzählte, daß es euresgleichen heute noch giebt und auch nicht bloß vor Zeiten mal in der thebaischen Wüste oder auf der Straße nach Olympia gegeben hat. Du hast Deinen Willen gehabt und durchgeführt, nun thu aber auch uns den Gefallen und komm wenigstens für die letzten Tage und Nächte in der Heimat mit uns nach Hause."

Wir standen jetzt in dem Wohnzimmer seiner Eltern, in dem er so gründlich mit seinem besten Eigentum aufgeräumt hatte, der eigentumsmüde Mann, der freie Weltwanderer. Und er sah auf und um sich her, wie einer, der einen Schlag vor die Stirn erhalten hat und sein Selbstbewußtsein nur mühsam wieder zusammenfindet. Er that mir in tiefster Seele leid und zu helfen war ihm nicht: er hatte aus seinem verödeten Vaterhause den Nachbar im Gezweig des Baumes Yggdrasil mit sich auf allen seinen ferneren Wegen durch das Dasein zu schleppen. Mich und mein zitterndes, ihre Angst und ihre Thränen hinunterschluckendes Weibchen mochte er schon los werden aus der Erinnerung an seinen letzten Abend zu Hause; aber Herrn German Fell nicht. Der blieb ihm darin! —

„Ich möchte doch heute abend noch einmal der Vorstellung da neben mir an beiwohnen. Wie man doch seinesgleichen, so was zu einem gehört, nur dadurch und dann kennen lernt, wenn es einem so im Gedränge den Ellbogen in die Seite setzt; nicht wahr, Karl? Den Affenmenschen aus dem Tivoli dürfte ich Ihnen doch wohl nicht als Freund, Gast und Gastfreund mitbringen, gnädige Frau? Also bitte, Kinder, laßt es dabei, daß wir einander so wenig als möglich durch unser Vorhandensein in dieser wimmelnden Welt genieren. In einer geschäftlichen Angelegenheit muß ich freilich auch vom Deutschen Hofe aus Dich belästigen, lieber Carlos."

Ich fühlte den Arm meiner Frau immer mehr an meiner Brust erzittern. Sie hielt in der heißen Hand noch immer ihr armes Sträußchen erster Frühlingsblumen; jetzt aber entfiel es ihr und verstreute sich auf dem schmutzigen, zerstampften Fußboden unter Scherben von zerschlagenem Geschirr, Tapetenfetzen und wertlosesten Trümmern von Hausgerät.

„Komm Du mit nach Hause!" flüsterte sie. „Ich halte dieses nicht länger aus! O, mein armes kleines, liebes Kind zu Hause! Bitte, komm, ich muß zu meinem Kinde — Das laß ich mir nicht nehmen, wenn er auch Dich verwirrt. Ich halte mein Eigentum an der Welt fest! Bleib, wenn Du willst — ich will nach Hause und zu meinem Kinde! Ja, bleib, bleib und steige mit ihm und seinem anderen Freunde, dem gräßlichen Affenmann, so hoch Du willst aus unserm armen lieben Leben in die Höhe: ich will zu meinem Kinde und meinem Eigentum an der Welt!"

Sie ist uns fortgelaufen, mit dem Arm und Ellenbogen vor den Augen, selber wie ein Kind, das sich vor einem Schlage fürchtet.

„Gute Nacht, Velten."

„Gute Nacht, Krumhardt." . . .

Ich holte meine Anna erst an der zweitnächsten Straßenecke ein. Als ich mein Eigentum wieder an mich nehmen wollte, weigerte es sich dessen durch mehrere Gassen. Mit fast bösem Blick wies die Kleine, statt meinen Arm zu nehmen, nach dem Vogelsang zurück:

„Ich habe dem Herrn Generalsuperintendenten, versprochen, Dir für gut und böse zu gehören, und ich habe mir selber versprochen, nur da zu sein und zu bleiben, wo Du bist und gehst und stehst, Karl; aber — dahin bringst Du mich nicht mit zehn Pferden wieder! Dahin setze ich in meinem Leben meinen Fuß nicht wieder. O lieber Gott, was machen Deine Menschen aus Deiner schönen Welt!" — — —

Ich habe den Freund im Leben nicht wiedergesehen. Als er am nächsten Tage nicht zu mir kam und ich am Abend im „Deutschen Hofe" nach ihm fragte, wußte man nur, daß er seine Rechnung berichtigt habe, aber nicht, ob er sich noch in der Stadt aufhalte.

Von London aus machte er es schriftlich mit mir ab, es unserem Riekchen Schellenbaum amtlich und gerichtlich glaubhaft zu machen, daß zu dem Hausschlüssel, mit dem es als mit seinem „einzigen Andenken" abgefahren war, auch der „neue Bauplatz", einer der besten im neuen Vogelsang, gehöre.

* * *

Ich habe eine längere Pause in der Abfassung oder Niederschrift dieser Annalen und Historien des alten Vogelsangs machen müssen. Als ich das letzte Blatt zu den Akten brachte, schneite es noch; nun läuft wieder ein grüner Schimmer über den Osterberg und meine Kinder tragen Hände voll von den nämlichen Frühlingsblumen, die ihre Mutter vor zwölf Jahren in Velten Andres' verwüstetem, ausgeleertem Heimwesen aus der Hand gleiten ließ, ins Haus.

Wir hatten viel Sorge im Hause. Wir fürchteten, unsern ältesten Sohn, den seiner Zeit Velten nicht aus der Taufe hatte heben wollen, am Typhus zu verlieren; aber der Junge ist uns erhalten geblieben und munter wieder auf den Beinen, und ich habe die Feder zum Besten seines Hausarchivs von neuem aufgenommen. Wir sind im März eines neuen Lebensjahres, und ich halte wieder den Brief in der Hand, den mir Mrs. Mungo im November des vorigen Jahres aus Berlin schrieb.

„Velten läßt Dich noch einmal grüßen. Er ist nun tot. Wir haben unsern Willen bekommen. Er ist allein geblieben bis zuletzt, mit sich selber allein, ohne Eigentum an der Welt.“ . . .

Könnte ich ihr doch — könnte ich von hier an Helenen Trotzendorff die Feder in die Hand geben und sagen:

„Nun schreibe Du weiter. Schließe das Aktenstück ab!“ . . .

Ich habe in den langen Jahren kaum etwas von dem Freunde gehört. Nach Hause, wenn man bei ihm nach seinem vernichteten Hause diesen Ausdruck gebrauchen könnte, ist er nicht wieder gekommen, und geschrieben hat er an mich auch nicht. Aber da mich meine Stellung in unserem kleinen Staatswesen dann und wann nach Berlin führte, so bin ich mit dem Hause des Beaux in einiger Verbindung geblieben. Kommerzienrat des Beaux — Leon des Beaux hält, trotzdem er längst zu den bedeutenderen Bankiers und Kapitalisten der Reichshauptstadt gehört, das alte gute Verhältnis aus „unserer Universitätszeit“ noch aufrecht. Das väterliche Geschäft in der Dorotheenstraße besteht aber nicht mehr (aus einem Schneiderladen gelangt man ja wohl nicht zu dem Titel Kommerzienrat?) und Leon selber bringt die Rede nie darauf, und sie gern auf etwas anderes, wenn sie darauf kommt. Da ich auch jetzt in seinen Geschäftsstuben nichts zu thun habe, kenne ich ihn nur in seinem Familien- und Gesellschaftskreise in seiner Villa einer vornehmen Vorstadt. Er ist auch verheiratet und hat eine gute, für ihn passende Frau bekommen. Er ist Vater von zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter. Der Junge wird Friedrich gerufen, das Mädchen Viktoria: die traditionellen altfranzösischen Familientaufnamen der des Beaux aus dem Languedoc figurieren nur noch in den Taufscheinen der Kinder. Die jetzige Madame des Beaux weiß nichts mehr von dem Familien-Wunderwinkel in der Dorotheenstraße, wo Leonie und Leon des Beaux ihr, ihres Vaters und ihrer Väter Eigentum in Angestammtem und Zuerworbenem festhielten und ihren Lebensstolz drauf gründeten. Sie, Frau Wera des Beaux, vordem zweite Liebhaberin am ***theater, hat sich in den guten Leon trefflich hineinzufinden verstanden; sie ist eine tüchtige Berliner Hausfrau und zugleich eine vornehme Frau, die die Stellung ihres Gatten wohl zu wahren weiß; aber von Albi, Simon von Montfort, Raimund von Toulouse, Peter von Castelnau weiß sie nichts, die Bartholomäusnacht kennt sie nur aus den Meyerbeerschen Hugenotten und das Edikt von Nantes —

„Für das muß ich eigentlich dem Himmel unbeschreiblich dankbar sein,“ sagte sie mir einmal lachend an ihrem Theetisch. „Wie sollten ohne es Leon und ich uns wohl in der Welt zusammengefunden haben, Herr Oberregierungsrat?“

Fritz und Viky, die beiden Kinder des lieben harmlosen, freundlichen Paares, wissen nur von Sedan, Gravelotte, der dritten Einnahme von Paris und von Kaiser Wilhelm und seinen „Paladinen“, von den Paladinen der „Tante Leonie“ aber wenig mehr. Sie sind eben eine geraume Zeit nach Sedan, Metz und der dritten Einnahme von Paris in die deutsche Welt hineingekommen, und das Eigentum ihrer Vorfahren väterlicher Seite hat kaum noch viel Bedeutung für sie. Was in der Dorotheenstraße noch pietätvoll zusammengetragen worden war, das dient in der jetzigen Villa des Beaux in den Gemächern nur noch hie und da zur Zier, und im Salon der Frau Kommerzienrätin schaut der erste brandenburgische Ahnherr, der Sieur Antoine des Beaux, dem der Große Kurfürst seiner Zeit die Hand geschüttelt hat, von der Wand aus seinem Clair-obscur ernst, aber auch ruhig in das Plein-air des laufenden Tages hinein. Das Bild hat Kunstwert: von wieviel Wänden wird es wohl noch auf fremde Leute hinuntersehen?

Und Leonie? Leonie des Beaux?

Von der wissen die Kinder ihres Bruders nur zu sagen, daß sie sehr gut, aber nur einmal auf längere Zeit zu ihnen und Papa und Mama vom Rheine her gekommen sei, ohne daß einer im Hause oder sonst jemand sehr krank gelegen habe.

Leonie des Beaux hatte sich wie Velten Andres ihres Eigentums an der Welt entledigt, sie war Diakonissin zu Kaiserswerth geworden und diente dem Herrn jetzt auf einer „Arbeitsstation“ in Deutsch-Lothringen. Da ich die Feder auch nicht in ihre Hand legen kann, hatte ich dieses zu den Akten zn bringen, ehe ich weiter schreibe in Sachen Velten Andres und — Helene Trotzendorff. — — —

Ich bin wieder auf dem ersten Blatt der Chronik des Vogelsangs.

„Du mußt und willst doch auch wohl als erster guter alter Freund von allen nach Berlin?“ hatte meine Frau an jenem Novemberabend gefragt, und: „Morgen, wenn es mir irgend möglich ist,“ hatte ich ihr geantwortet. Dann waren wir beide, Anna und ich, zu unserem jungen Volk gegangen, um uns zu vergewissern, daß wenigstens da noch alles in Ordnung auf Erden sei. Am anderen Mittag war ich in Berlin. Meine Stellung in unserem Staatswesen erlaubte mir, den nötigen Urlaub, wenigstens für einige Tage, mir selber zu geben.

„Erkälte Dich nicht, Alter,“ hatte meine Frau

gesagt. „Bedenke Deinen Rheumatismus und denke auch ein wenig an Deine Jahre und daß wir im November sind.“

Ich bedachte freilich manches in meinem Blitzzuge; auch nicht zum mindesten meine wohlgezählten achtundvierzig Lebensjahre. Würde ich aber noch einmal von meinen Thüren, die ein Bedienter öffnete, von meiner behaglichen Luftheizung, meinen amtlichen Aussichten auf die Zukunft und darin den Titel Excellenz, ja, würde ich auch nur noch einmal von Weib und Kindern reden, so liefe das nur auf eine Wiederholung von schon Gesagtem hinaus. Während einer unbehaglichen Wirtstafel hatte ich mir zu überlegen, ob ich am besten erst den Kommerzienrat des Beaux in seiner Villa oder Mistreß Mungo im Kaiserhof von meiner Ankunft benachrichtige und ihnen die weitere Führung überlasse. Zwischen drei und vier Uhr nachmittags aber stand ich allein in der Dorotheenstraße vor dem Hause, in welchem die alte Hugenottenfamilie zum letzten Mal ihre Lebensandenken zusammengehäuft und Velten Andres eigentumslos seinen Weg über die Erde beendet hatte. Seit meinen Studentenjahren war ich nicht wieder in diese Gegend der Stadt gekommen und von dem Hause war nur die Nummer geblieben, was die Gassenseite anbetraf. Vater des Beaux nahm nicht mehr das Maß der oberen Zehntausend der Stadt, und der Hoffschmied beschlug nicht mehr die Hufe ihrer Rosse in der Dorotheenstraße: nach der Gassenseite hin hatte sich die Dekoration vollständig verändert, soweit ich meiner Erinnerung trauen konnte. An der Architektur der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des Jahrhunderts emporblickend, konnte ich, mit dem Briefe Helene Trotzendorffs daheim auf meinem Schreibtische, in meinen und des Vogelsangs Aktenkonvolut, mich nur fragen:

„Frau Fechtmeisterin Feucht? Ein Irrtum ist doch wohl ausgeschlossen?“

Ich habe auf meinem Wege durch meinen Beruf und vorzüglich während der zwei Jahre, in welchen ich zu Hause der Oberstaatsanwaltschaft als Mitarbeiter zugeteilt war, in mancherlei Örtlichkeiten mich zurechtzufinden gelernt. Hier hatte ich nur den Neubau zu durchschreiten, um merkwürdigerweise in dem neuesten Berlin das wenn nicht älteste, so doch ältere noch vollständig an Ort und Stelle zu finden. Das weite lärmvolle Gehöft des Hofhufschmieds war überbaut worden und bis auf einen brunnenartigen, lichtlosen Lichthof verschwunden. Doch der Frau Fechtmeisterin Feucht und ihrem Reich hatte die Zeit nichts anhaben können. Ich fand sie beide noch, wie sie vor Jahren gewesen waren; das Hintergebäude der großen Firma des Beaux und die Frau Fechtmeisterin. Sie hatten sich beide gar nicht, oder nur ganz unmerklich verändert, das eine, rauchgeschwärzt, mit jetzt seinen hundertundzwanzig, die andere, weiß, zierlich, das richtige Märchenweiblein mit fast ihren neunzig Jahren auf dem Nacken! —

Baissez-vous, montagnes,
Haussez-vous, vallons!
M’empêchez de voir
Ma mi’ Madelon —

Wie kam es, daß auf den dunkeln, steilen Treppen, die zu der alten Frau hinaufführten, dieser Vers, daß die süße Stimme, die das Lied uns in dem vornehmen Salon des Vorderhauses so oft gesungen hatte, mir plötzlich wieder in den Sinn kam? Es waren doch eigentlich nur wenige Jahre her, daß wir dort in dem Zauberwalde Brozeliand zusammensaßen und über der Berliner Schneiderwerkstatt aller romantischen Wunder voll, provençalische Minnesänger, altfranzösische Chroniken und hugenottische Streitschriften und Liederbücher durchblätterten, und nun schien mir nichts davon übrig zu sein als dieser Ton, dieser Vers! Und schauerlich merkwürdig kam mir dazu eine spätere Winternacht in das Gedächtnis zurück und ein anderer Vers, aber nicht aus einem französischen Volksliede, sondern aus einem deutschen Klassiker. Im stillen, von seinem Eigentum an der Erde sich leerenden Vaterhause im Vogelsang murmelte ihn Velten Andres bei seinem Vernichtungs- und Befreiungswerk vor sich hin:

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Dorntheenstraße Numero — Hintergebäude — Frau Fechtmeisterin Feucht — Studiosus Valentin Andres! Ich zog im dritten Stockwerk wie im Traum die Glocke und erkannte auch ihren Klang wieder.

„So etwas mußte es wohl sein, was uns zwei noch einmal im Leben zusammenbringen konnte, Herr Krumhardt,“ sagte dann ganz dieselbe Stimme, die vor Jahren mich so oft freundlich begrüßt und auch dann und wann gar mütterlich gewarnt und gescholten hatte. „Sie treten wohl erst einen Augenblick bei mir ein, ehe Sie in sein Zimmer hinübergehen, Herr Oberregierungsrat. Sie hat Sie wohl nicht so früh hier in Berlin erwartet; aber mir konnten Sie nicht früh genug kommen. In meinem Alter kann man ja wohl alles leicht nehmen, aber dieses wird mir doch zu schwer allein zu tragen. Seit dem Morgen sitzt sie wieder auf seinem Bett, mit den Ellbogen auf den Knieen und den Kopf zwischen den Händen.“

„Sie? Allein mit ihm? Helene? Helene Trotzendorff?“

„Die große amerikanische Dame. Haben Sie nicht auch von ihr und ihren Reichtümern in der Zeitung gelesen?“

Die alte Frau faßte mit ihrer dürren, altersharten, kühlen Hand meine heiße.

„Kommen Sie, Herr. Es hat Zeit, daß Sie zu ihr gehen. Sie scheint nichts mehr von Zeit und Stunde zu wissen; aber seit sie mir gesagt hat, daß Sie kommen würden, sind mir in der Erwartung die Minuten zu Jahren geworden, denn gegen wen könnte ich so meiner Seele Luft machen, wem könnte ich hiervon so erzählen als wie Ihnen? Wem kann man denn so was begreiflich machen als wie einem, der auch mit dazu gehört hat von Anfang an?“

Die Sonne geht um diese Jahreszeit gegen halb fünf Uhr unter. Die breiten Straßen, die

großen Plätze der Stadt lagen noch in ihrem Lichte; in dem Stübchen der Frau Fechtmeisterin Feucht war es merkwürdigerweise noch hell, das Stückchen Himmelszelt vor dem Fenster, für den Novembernachmittag lichtblau und wolkenfrei wie am schönsten Sommermorgen. Wohl ein Vierteljahrhundert war hingegangen, seit ich zum ersten Mal zwischen diesen vier Wänden gestanden und verwundert umher und von der Bewohnerin auf die Wände gestarrt hatte. Nun stand ich wieder so; — während in den langen Jahren um mich her nichts an seinem Platze geblieben war, hatte sich hier nichts verändert. Die Zeit, die mit so leiser, sanfter Hand über die Stirn der kleinen greisen Elfin gestrichen hatte, hatte auch in ihrer Umgebung nichts von der Stelle gerückt, nichts in den Winkel geworfen, nichts unter den Auktionshammer gebracht, nichts — in den Ofen geschoben. Die Frau Fechtmeisterin Feucht allein von uns allen hatte ihr Eigentum noch vollständig beisammen, und da stand sie nun wie damals mit dem Strickzeug in den Händen und dem Garnknäul unter der Achsel und deutete plötzlich um sich herum auf die Waffentrophäen und die ungezählten Schattenbilder vergangener Burschenherrlichkeit und seufzte:

„Weshalb mußte der, an den ich von Euch allen als den letzten mein ganzes Herz gehängt hatte, mir so was zuleibe thun? Setzen Sie sich, Herr Oberregierungsrat.“

Da saß sie mir wieder gegenüber, am Fenster wie die Frau Doktern im Vogelsang, in ihrem Korbstuhl und mit ihrem Strickzeug, aber diesmal Gespinst und Knäul im Schoße und sagte:

„Er hat drüben — jetzt bei der Frau Mungo, einen Vers über sich an die Wand geschrieben, den können Sie nachher lesen, jetzt aber muß ich es erst von der Seele los sein, was ich mit ihm erlebt habe — ich, das alte, alte Weib, mit dem Kinde, ja mit diesem Kinde, dem jungen Menschen!“

Sie hatte bei ihren Jahren wohl recht, so von Velten Andres und auch von uns andern als Kinder zu reden, und sie sprach auch wie eine märchenerzählende Großmutter in der Dämmerstunde; ich konnte nur sitzen und hören.

„Was meinen Sie wohl, wie Ihnen zu Mute wird, Herr Oberregierungsrat, wenn plötzlich so ein unbekannter alter Mensch vor Ihnen steht und fragt: ‚Frau Fechtmeisterin, nehmen Sie immer noch dumme Jungen in Kost und Logis?‘ Und dann Ihnen sagt: ‚Ich bin der und der!‘ und sie nachher nur sagen können: ‚Ja, Kind, dann komm herein!?‘“

Sie erwartete natürlich keine Antwort auf die Frage, sondern fuhr mit der Hand auf meinem Knie fort:

„Ich vergesse den Tag in meinem Leben nicht. Es ist am letzten fünfzehnten Juni gewesen, am Nachmittage, so um diese Tageszeit, wo es bei mir klingelt, und ich frage, mit wem ich die Ehre habe, und der Besuch sagt: ‚Ich bin der Studiosus der Weltweisheit Velten Andres. Wissen Sie, Frau Fechtmeisterin, und da Ihr Zettel noch immer aushängt und meine alte Bude zufällig frei ist, möchte ich sie noch einmal wiederhaben.‘ — Herr Oberregierungsrat, wenn ein Gespenst Sie am hellen lichten Tage auf die Schulter klopft und Ihnen einen Namen wie vom Kirchhof her nennt, können Sie nicht heller als wie ich schreien: ‚Was wollen Sie? Wer wollen Sie sein?‘ Eine gute halbe Stunde hat's gedauert, ehe ich mich in ihn, meinen Schlimmsten und meinen Besten gefunden und mich noch mal über den lieben Gott gewundert habe, daß er mich auch dieses noch bei Lebenskräften und gesunden Verstandessinnen erleben lassen will. Seine Zeit wollte es freilich haben, bis ich mir aus dem gegenwärtigen Spuk meinen alten lieben Sohn von damals herausgeholt hatte und an ihn glauben konnte. Nicht daß er, mein Velten, etwa wie ein Spuk ausgesehen hätte; nein, ganz respektabel grau, nur mit ein bißchen zu viel Haut und zu wenig Fleisch auf den Knochen und müde, Herr Oberregierungsrat! Müde, müde! wie einer, der seit einem Menschenalter nicht von den Füßen gekommen ist! Todmüde von seinem Wege durch sein junges Leben! Natürlich nötige ich ihn denn aufs Sofa und da sitzt er und sagt nichts, aber lacht; und das, Herr, das Lachen hat meinem letzten Zweifel ein Ende machen müssen. ‚Menschenmöglich ist es ja nicht; aber Ihre Stube ist frei, Velten,‘ habe ich gesagt. ‚Soll ich nach Ihrem Gepäck schicken, oder wollen Sie es selber holen — ich weiß nicht woher?, — ‚Ja, das weiß ich auch nicht!‘ lacht er mich wieder an und reicht mir über den Tisch da seine Brieftasche. ‚Meine Papiere für die Polizei und die Miete wie schicklich pränumerando, behalten Sie gleich den ganzen Bettel, ich gehe heute früh zu Bette.‘ — ‚Und keine Wäsche? Und keine Bücher?‘ — ‚Nichts!‘ — ‚O du lieber, lieber Gott, so kommen Sie zu der Fechtmeisterin Feucht zurück?‘ — ‚So!‘ sagt er nur und reicht mir über den Tisch die Hand, und ich fühle wohl, daß die ein bißchen fieberisch ist; aber meine ist ja desto kälter und so fasse ich fest zu und rufe: ‚Ja, wenn das so ist, bleibst Du natürlich bei mir. Es ist zwar spät am Tage für mich; aber für einen langt's wohl noch. Dich füttere und flicke ich mit unseres Herrgotts Hilfe noch heraus!‘ Ja, ja, Herr Oberregierungsrat, in dem Augenblicke habe ich den Mann Du genannt, als hätte ich ihn wie ein Kind auf dem Arme! Daß das nicht so war, konnte ich damals ja noch nicht wissen. Aber drüben sitzt die Frau auf seinem leeren Bett; ich darf Sie wirklich nicht so lange aufhalten hier bei mir, Herr Krumhardt, Sie sind nebenan wohl nötiger. Also kurz: er hat sein letztes halbes Jahr bei mir zugebracht und ist bei mir gestorben. Mühe hat er mir nicht gemacht und Unkosten auch nicht; aber (und hier leuchteten die Augen der fast Neunzigjährigen wie die eines greisen Feldherrn über ein Schlachtfeld) Freude hat er mir auch jetzt wieder gemacht: er war doch der Närrischste, aber auch der Tapferste von Euch allen. Schade, daß er zu feine Nerven mitbekommen hatte und so, so, so sein Leben führen und so, so zum Ende kommen mußte, wenn er nicht als Euer aller Narr oder im Irrenhause zu Grunde gehen wollte.“

„Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.“

murmelte ich bis ins Tiefste durch das ruhige Wort der verstandesklaren Greisin erschüttert.

„Das ist es, was er drüben mit Kohle an die Wand geschrieben hat. Nun sitzt die Frau Mungo davor und hält den Kopf mit beiden Händen darüber, das arme Ding. Als ob sie die Schuld davon trüge, daß Euer Velten eigentumlos über und von der Erde gegangen ist! Was hilft es mir, daß ich der lieben Seele zurede: ‚Du konntest nichts daran ändern, Herz;‘ es mußte eben auch einmal einen solchen Egoisten zu Euch anderen, wenn auch nur der Rarität wegen, in der Welt geben. In ein Kloster, wie meine liebe Leonie, konnte der nicht gehen. Mitleiden hat er wohl gehabt, aber ein barmherziger Bruder steckte nicht in ihm. Oh, wie die zwei sich zum ersten Mal wiedersahen bei der Fechtmeisterin Feucht, die barmherzige Schwester aus dem Diakonissenhause am Rhein und dieser von allen Straßen der Welt, beide ohne Eigentum auf und an der Erde!“

„Leonie des Beaux und Velten Andres?“ stammelte ich.

„Ja, die beiden auch. Sie erinnern sich der Zeit wohl, wo das Vorderhaus noch stand, und wir alle, selbst ich, noch jung waren. Nun war es im September, und er hatte sich vollkommen bei mir eingerichtet, das heißt eigentlich ich ihm alles. Nicht aus meinem Geldbeutel; in seiner Brieftasche hat er genug Scheine aus aller möglichen Herren Länder gehabt, daß ich ihm davon nicht bloß noch ein halb Dutzend Hemden, sondern auch alles übrige besorgen konnte — nach seinem jetzigen kuriosen Leben wohl noch auf Jahre hinaus. Auch in der Leihbibliothek hatte ich ihn abonnieren müssen; denn ausgegangen ist er kaum mehr; da entschuldigte er sich immer mit seinen kranken Füßen. Auf seinem alten Studentensofa und seinem Bett hat er gelegen und den lieben langen Tag und auch manchmal die Nacht durch gelesen, alles, was ihm einmal gefallen hat in seiner Kindheit und Jugend, und immer aus den alten, schmierigen, ekligen, zerrissenen Bänden von Olims Zeiten. Brachte ich ihm ein neues Exemplar, ließ er's liegen und meinte: ‚Mutter Feucht, das ist das rechte nicht.‘ — Ja, ja, man konnte sich bei allem irgend etwas denken, aber man mußte sich wirklich sehr in seine Grillen und Schrullen hineinfinden. Und sehen Sie mal, Herr Oberregierungsrat, das ist jetzt denn auch wirklich mein Stolz und meine Freude, daß er mit denselbigen, ich meine die Schrullen und Grillen, nur bei mir eine Unterkunft gesucht hat. Ja, er ist freilich nicht der einzige von meinen alten Herren, dem gegenüber ich die jüngere geblieben bin mit Gottes gnädigem Beistand. Aber da brauchen Sie nur auf die Straße hinauszugucken: wenn so eine von uns über ihre Jugendschwäche herausgekommen ist, da weiß sie schon ihren ihr vom Herrgott anbefohlenen Wackelkopf und Knickebein auch an der Linden- und Friedrichstraßenecke durchs Gewühl zu dirigieren. Überheben Sie sich ja nicht über Ihre liebe Frau unbekannterweise, Herr Krumhardt. Wenn Sie die jetzt gut behandeln und handhaben, thut die Ihnen vielleicht auch noch mal das Gleiche.“

Der letzte Schein der Herbstsonne war längst von dem Stückchen Himmelszelt vor unserm Fenster gewichen; die Dämmerung kam rasch, und ich hätte gern hier das Protokoll abgekürzt; aber wenn wer jetzt was zu den Akten zu geben hatte, so war das doch die Frau Fechtmeisterin Feucht, und ich unterbrach sie nicht durch überflüssige Bemerkungen meinerseits, zumal sie selber sagte:

„Ich komme sofort auf die Hauptsache, Herr Oberregierungsrat, aber ihr Herz hat unsereine auch voll bei solcher Sache!“

Ich konnte, nachdem sie sich die Augen getrocknet hatte, nur die beiden lieben tapferen Knochenhände fassen, in die sich Velten Andres zu seiner letzten Pflege gegeben hatte.

„Herrgott, wie habe ich dann seine und meine Stube voll gehabt von der vergangenen Zeit. Wie er es erfahren hat, daß sein Freund wieder da sei und im alten Quartier, weiß ich nicht; aber er war auch sofort da, der Herr Kommerzienrat, und was es dann für Scenen zwischen ihnen gegeben hat, davon weiß auch niemand zu erzählen als ich. Wie haben sie in Güte und in Gewalt an ihm gezerrt und gezogen, daß er mit ihnen kommen sollte! Als wenn es bei dem jemals der Welt Pracht und Herrlichkeit gethan hätte! Sein Behagen hat er wie alle anderen Leute durch sein Leben haben wollen, aber nur auf seine eigene kuriose Art, und so hat er es zuletzt nur bei der Fechtmeisterin Feucht finden können. Und der Herrgott hat ihm Gnade dazu geschenkt; eigentlich so recht krank ist er gar nicht gewesen; sein Herz hat nicht mehr gewollt, haben dem Herrn Kommerzienrat seine Doktoren gesagt. Er ist auch gar nicht weiter vom Fleisch gefallen, sondern im Gegenteil. Er schob es auf seine Füße, daß er lieber lag als ging; aber die hätten wohl auch ausgehalten, wenn das dumme Herz gewollt hätte. Das hatte aber alles, alles aufgegeben und so auch seine Füße. Sehen Sie, Herr Oberregierungsrat, an meinem armen Velten habe ich erst als Neunzigjährige gelernt, daß es eine Dummheit ist, wenn man sagt: der Mensch braucht nur zu wollen. Dieser wilde Mensch konnte nicht mehr wollen, und so hätte ihn auch Schwester Leonie mit dem besten Willen nicht wieder auf die Füße stellen und in den Tumult draußen in unserer Dorotheenstraße stoßen können, selbst wenn sie gewollt hätte! Aber wenn eine auch schon aus dem Menschenlärm heraus ist, so ist das meine Leonie, meine Leonie des Beaux! Sie ist zuerst mit ihrem Bruder gekommen; aber dann auch allein. — Oh, wenn ich an die alte Zeit in dem alten Vorderhause denke, wie schön sie war, ich meine meine Leonie, und wie schön sie spielte und ihre alten französischen Lieder sang und alles mitten in diesem Berlin wie ein fremdländisches Märchen war — oh! . . . Aber nun war dies jetzt noch tausendmal mehr wie aus einer andern Welt heraus, als wie das frühere. Stellen Sie sie sich nur vor, die beiden, gerade die beiden, die so wieder aus ihren jungen Tagen und Phantasien sich so wieder bei der Fechtmeisterin Feucht zusammenfinden mußten und nichts mehr um sich und in sich von der Erde Herrlichkeit und was sonst der Mensch zu seinem Wohlbehagen und seiner Freude

als sein Eigentum um sich festhält und für es nicht bloß mit dem Schläger, sondern auch mit Mund, Hand und Herzen auf die Mensur tritt! Sehen Sie, Herr Oberregierungsrat, nacherzählen kann ich es nicht, aber verstanden und mitgefühlt habe ich, was da im letzten Monat zwischen diesen zwei Menschenkindern vorgegangen ist. Zusammen hätten die nie kommen können, aber sich darüber aussprechen, wie sie durchs Leben gekommen sind, das konnten sie und das haben sie gethan und sind friedlich und ruhig voneinander geschieden — ganz ruhig, viel, viel ruhiger als damals im Vorderhause, wo sie das Leben noch vor sich hatten. Aber — großer Gott, das ist ja vollständig Nacht, und die arme Frau da drüben hat noch immer kein Licht!“

* * *

Völlig Nacht war es wohl noch nicht; aber volle Abenddämmerung freilich.

„Bitte, gehen Sie jetzt hinüber; ich komme mit der Lampe nach,“ sagte die Frau Fechtmeisterin, und zögernd, bangend erhob ich mich, betäubt, mühsam nach Atem ringend stand ich und suchte vergeblich nach irgend etwas in mir, was mir den wunderlich schweren, schreckensvollen Weg zu der Thür da drüben leichter und lichter machen konnte. Es giebt so Augenblicke, Zeiten, Umstände im Menschenleben, wo man es vollkommen vergessen hat, daß sich in der Welt im Grunde nachher „alles von selber macht“.

Wie ist eben jetzt, da ich dieses bei offenem Fenster und Frühlingssonnenschein an einem geschäftslosen Feiertagsmorgen zu den Akten des Vogelsangs bringe, dem alten Gemeinplatz wieder sein volles Recht geworden! —

Der Frühlingsanfang fällt immer in den Monat März, aber in diesem Jahr sind auch die hohen Ostern hineingefallen. Ich schreibe am Morgen des ersten Ostertages, und über das Nachbardach sieht mir noch immer, unverbaut, die höchste Kuppe des Osterbergs auf den Schreibtisch. In der Frühlingssonne liegt der liebe Hügel schon, auf dem wir unsere glücklichsten und ahnungsvollsten Jugendträume träumten und die Sterne fallen sahen, noch einige Wochen und das junge Buchengrün wird von dem Osterberge herüberleuchten: wie sich auch das immer wieder von selber macht!

Aber was hilft es dem Menschen in seinem einzelnen Bedrängnis, daß Himmel und Erde jung bleiben und sein Geschlecht auch? Gegenwärtig blendet mich über meinem Protokoll der Glanz von Himmel und Erde und ich muß dagegen mit der Linken die Augen verdecken, wenn die Rechte die Feder weiter führen soll. „Kind, erst nach der Kirche!“ hat meine Frau glücklicherweise vorwurfsvoll zu meiner musikalischen Ältesten gesagt: ich würde sonst mich auch wohl selber gegen den Flügel und die junge Frühlingsluft in Tönen im zu nahe gelegenen Nebengemach haben wehren müssen. —

Von selber hatte es sich trotz meines innerlichsten schaudernden Widerstrebens gemacht, daß ich in dem Gemache stand, wo Velten Andres gestorben war und Helene Trotzendorff auf seiner leeren Bettstatt saß.

Helene Trotzendorff! Unsere Elly aus dem Vogelsang — verwitwete Mistreß Mungo — unsere Helene. Mit den Ellenbogen auf den Knieen und dem Kopf in den Händen, im letzten grauen Tageslicht des Monats November — die Öde um sich her — eigentumlos, besitzesmüde in der Welt, sie, die in New York zu den reichsten Bürgerinnen der Vereinigten Staaten gerechnet wurde!

„Ellen!“

„Bist Du das, Karl?“ fragte sie, das Gesicht langsam aus den Händen erhebend.

Wie viele Jahre waren es her, daß wir unsere Stimmen nicht mehr gehört hatten? Und wie sie nun aus dem langen Zeitraum sich so fremd und doch so bekannt entgegenklangen!

Sie richtete sich auf zu stattlicher Höhe. In der Erinnerung hatte ich sie, wenn nicht klein, doch von nur mittlerem Wuchs und zierlich gelenkig. Alle Hügel, Büsche, Mauern, ja auch Bäume um den Osterberg herum konnten ja davon berichten, wie sie sich durchzuwinden, zu springen und zu klettern wußte. Nun stand sie in dem letzten grauen Licht des Novembertages so ganz anders als die, auf welche ich mich die letzten Tage vorbereitet hatte, um ihr hilfreiche Hand in einem großen Schmerz zu leisten. Später bei Tageslicht habe ich gesehen, daß sie noch immer eine schöne Frau war, trotz dem Silber, in das sich ihr goldenes Haar verwandelt hatte, doch das geht zu den Akten wie so manches andere von geringer Bedeutung. Als die Frau Fechtmeisterin jetzt mit der Lampe kam, sah ich auch auf ihrer weißen, klugen, vom Alter nur leicht gefurchten Stirn das Wort geschrieben:

„Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.“ —

Sie reichte mir jetzt erst die eine Hand her, dann auch die andere, und über die Schulter nach dem leeren Bett zurückblickend sagte sie:

„Wie gut von Dir, daß Du auf meinen Brief so rasch durch Dein Kommen geantwortet hast. Ich hätte Dich gern früher hier gehabt, aber — er wollte es nicht. Eure gute Leonie und mich hat er sich um sich gefallen lassen müssen, wohl oder übel. Da habe ich, da haben wir auch unsern Willen gehabt! Sie, Eure Leonie, ist nun wohl schon wieder in ihren Frieden heimgekehrt; aber ich — ich habe noch nicht wieder gehen können. Ja, Karl, ich habe hier gesessen und auf Dich gewartet, um Dir von uns zu sprechen — von ihm und mir, und wenn es auch nur wäre, um einen bessern Platz in Deinem Gedächtnis zu bekommen, als ich ihn bis jetzt gehabt habe, seit er Dir zuletzt bei Euch — im Vogelsang von mir gesprochen hat.“

Nun hätte ich ihr sagen müssen, wie wenig von ihr zwischen uns die Rede gewesen war in der Zeit, da Velten Andres mit seinem Eigentum in der

Heimat aufräumte; aber die Frau Fechtmeisterin ließ mir glücklicherweise nicht die Zeit.

„Ja, sprechen Sie sich nur aus, armes, liebes Frauchen; der Herr Oberregierungsrat ist immer ein guter Zuhörer gewesen," sagte sie und fügte kopfschüttelnd bei: „Wo die Leute aus so verschiedenen Welten kommen wie jetzt bei mir, da muß man ja wohl für jeden ein anderes Wort haben. Fräulein Leonie —"

Mistreß Mungo fuhr mit einem so wilden Schulterzucken auf, daß die Alte nur noch einmal den Kopf schüttelte, die Lampe ein wenig weiter in die Mitte des Tisches rückte und — Helene Trotzendorff und Karl Krumhardt mit Velten Andres allein ließ. —

„Er wollte nichts mehr um sich haben, der verrückte Mensch," hatte mir vorhin die Frau Fechtmeisterin noch mitgeteilt. „Nichts weiter brauche er, als einen Tisch, einen Stuhl und ein Bett. Du lieber Gott, als ob hier jemals bei meinem jungen Volk vom Überflüssigen hätte die Rede sein können! Er aber schob alles und jedes von sich ab und mir vor die Thür. Ja, sehen Sie sich nur drüben um. Um ein festes Herz zu kriegen, hat er sich zu einem Tier, zu einem Hund gemacht; — sehen Sie sich nur bei ihm um, Herr Oberregierungsrat."

Das that ich nun bei dem trüben Licht der kleinen Lampe und empfand nichts von einer Befreiung von der Schwere des Erdendaseins in dieser Leere, sondern im Gegenteil, den Druck der Materie schwerer denn je auf der Seele. Ich hätte freier geatmet im Staube, der aus hundert Fächern die Wände uns verenget, unter dem Tröbel, der mit tausendfachem Tand in dieser Mottenwelt uns dränget. Die Luft entging mir, und es war mir eine Erlösung aus traumhaft wüstem Bann, als mich doch noch eine Menschenstimme ansprach und die Freundin, unsere Freundin, sagte:

„Laß uns niedersitzen, lieber Karl;" und mit hartem Lächeln hinzufügte: „erzählend trübe Mär vom Tod der Könige."

Sie sprach das Dichterwort englisch: „Let us sit upon the ground, and tell sad stories of the death of kings," und als ich nach dem Stuhl griff, ließ sie sich wieder auf der eisernen Bettstatt nieder, von der sie sich bei meinem Eintritt erhoben hatte, und deutete auf den Platz ihr zur Seite:

„Dahin, mein Freund! Erinnerst Du Dich wohl noch der Bank auf dem Osterberge, von welcher aus wir vor hundert Jahren einmal die Sterne fallen sahen und die Götter versuchten, indem wir unsere Wünsche und Hoffnungen damit verknüpften?"

Sie wartete meine Antwort nicht ab, sondern fuhr hastig fort, als fürchte sie sogar, durch eine Zwischenrede in ihrem wilden Drange, ihrer Seele Luft zu machen, aufgehalten zu werden:

„Seht," (sie sprach, als ob Velten noch wie damals zwischen uns sitze), „ich hätte mir lieber die Zunge abgebissen, als ganz wahr davon gesprochen, wie ich mir mein Lebensglück dachte. Und Ihr kanntet das ja auch zur Genüge; meine arme Mutter hat gut dazu geholfen, und ich kannte Euer Grinsen und Lachen. Das war Euer albernes Jungensrecht, und er vor allem hat Gebrauch davon gemacht — nicht bloß im Vogelsang und auf dem Osterberge, sondern auch im großen Leben, drüben in Amerika, in London, in Paris und Rom, wo wir nachher einander getroffen haben! Und wir haben einander wieder getroffen, Karl. Wie wir uns sträuben mochten, wir mußten einander suchen — bis in den Tod, bis auf dieses harte Bett, in allem Sturm und Sonnenschein des Daseins bis hinein in diesen Novemberabend. Das war noch stärker als er und er hielt sich für sehr stark; ich aber kenne ihn in seiner Schwäche. Da er sich nicht anders gegen mich wehren konnte und mich überall in seinem Leben, in seinen Gedanken und Träumen und in seinem Thun fand, da er mich nicht aus seinem Eigenthum an der Welt los wurde, mußte er ja allem Besitz entsagen, alles Eigentum von sich stoßen und hat — doch vergeblich — den Vers dort an die Wand geschrieben! Es war ja auch nur ein thörichter Knabe, der mit seinem leichtbewegten Herzen zuerst in jenen nichtigen Worten Schutz vor sich selber suchte!"

Sie wies auf die ärmlich weißgetünchte Wand, auf die letzte Spur von Velten Andres' Erdenwanderschaft; dann nahm sie das Gesicht in beide Hände und senkte das Haupt tiefer, und ein Frostschauer schien ihr über den Nacken zu laufen. Nun griff sie nach meiner Hand und drückte sie zusammen, daß sie schmerzte:

„Sprich nicht zu mir, Karl! Was könntest Du sagen? Laß mich sprechen! Wen habe ich denn auf der ganzen weiten Erde, zu dem ich von mir reden könnte? Ich, die ich die ganze weite Erde zum Eigentum habe und nur die mit Gold gefüllte Hand hinzuhalten brauche, um meinen Willen zu haben, wie ich ihn auf dem Osterberg in mein Herz desto zorniger verschloß, weil Ihr schon zuviel davon wußtet! Wäre ich doch wie andere, die sich damit trösten können und es auch thun, daß sie verkauft worden seien, daß es von Vater und Mutter her sei, wenn sie gleich wie andere auf dem Markte der Welt eine Ware gewesen sind! Aber das wäre eine Lüge, und gelogen habe ich nie, und feige bin ich auch nicht, und wenn er was von mir wußte, war es das. Was ich geworden bin, ist aus mir selber, nicht von meiner armen Mutter her und noch weniger von meinem Vater. In unserm Vogelsang unter unserm Osterberge war ich dieselbe, die ich jetzt war, wo ich hier lag vor diesem Bett und ihn mit meinen Armen umschlossen hielt und auf seine letzten Worte lauschte. Da strich er mir mit seiner Hand noch einmal über die Stirn und lächelte: ‚Du bist doch mein gutes Mädchen!' Das war auch wie in unseren Wäldern zu Hause, wo er mich mit dem Worte tausendmal zum Küssen und Kratzen, zu Thränen und zum Fußaufstampfen brachte. Was wußte Eure weiche, fromme Leonie von ihm und mir? Deine liebe Frau zu Hause, in Deinem lieben Hause, Karl, könnte da vielleicht noch mehr von uns wissen, denn die lebt nicht allein im Traum, sondern hat Dich und ihre Kinder und nicht bloß die Geschichte ihrer Väter von vor Jahrhunderten und ihr Reich Gottes

von heute. Was hatte diese Fromme, Milde, Sanfte sich zwischen mich und ihn zu drängen? Was wollte sie hier? Ich, ich, ich, die Witwe Mungo hatte allein das Recht, in diesem leeren Raum mit ihm den Kampf bis zum Ende zu ringen. Auch ihn zu begraben hatte ich keinen von Euch nötig, auch Euren Herrn Leon nicht, obgleich ich mir dessen Freundlichkeit gefallen lassen habe. Was hättet Ihr ihm in seinen letzten Tagen und Stunden hinsprechen können, was ihm den alten Glanz in seinen Augen festgehalten hätte? Lache nicht über meine greisen Haare, über das verrückte alte Frauenzimmer. Vor zwei Jahren war ich, ich, die Witwe Mungo, mit meiner Jacht von Brindisi nach Alexandrien gekommen und er als Dolmetscher auf einem Pilgerschiff durch den Suezkanal von Dschebbah; da haben wir uns auch getroffen im Hotel an der Table d'hote. Was wißt Ihr hier im Land von uns beiden? Damals hat auch er mich seine alte Nilschlange genannt — oh, ich habe seinetwegen mir ja die ganze Gelehrsamkeit von Poughkeepsie zusammentragen müssen in mein armes Hirn: sie waren auch in unserm Alter, der Mark Anton und seine ägyptische Königin. Sie waren auch alte Leute, er über die Fünfzig hinaus, sie vierzig Jahre alt, und haben doch ihren Kampf um sich kämpfen müssen bis zum Tode, bis sie beide tot waren. Sie zuletzt! Ja, auch ich lebe noch und habe noch meine ganze Herrlichkeit um mich her und sie nicht verloren wie die Ägypterin die ihrige bei Aktium. Ja, merkst Du, ich habe seinetwegen Geschichte und auch Litteraturgeschichte getrieben. Da ist noch ein ander Paar aus meinen Büchern. Am achtzehnten Oktober Achtzehnhundertdreizehn hat Euer alter Goethe — nicht mehr der junge, der uns den giftigen Vers gab, den Vers, der unser Leben vergiftet hat! — ja, was wollte ich sagen? ja, hat Euer alter Goethe sein letztes schönes Gedicht gemacht — auf die Elisabeth von England, die ihrem Liebsten den Kopf abschlagen lassen mußte. Das konnte die Witwe Mungo — nein, das konnte Helene Trotzendorff nicht, wie gern sie ihm auch oft den Fuß auf das Herz, das gefühllose Herz gesetzt haben würde! Sie hat ihm nur die Hand darunter legen dürfen — hier auf seinem Sterbebett, in seiner Todesstunde, darunter legen müssen! Wie konnte sie anders, die Witwe Mungo, da er sie nicht erwürgt und sie auch nicht angespieen hatte — da der arme Komödiant das elendeste Gut auf dieser Erde, das leichtbewegte Herz trotz aller Reime Eurer Poeten und aller Sprüche Eurer Weisen in seiner Brust hatte behalten müssen, so süß und so bitter wie ich, die arme Komödiantin, das meinige, trotzdem daß ich mit dem Vogelsang und dem Osterberg auch unser liebes fürstliches Residenzschloß im Thal und die ganze Stadt und das halbe Herzogtum aus meinen amerikanischen Eisenbahnen und Silberbergwerken kaufen könnte?! Sein weises, thörichtes Haupt in meiner leeren Hand — meiner leeren, leeren besitzlosen Hand: oh wie schade, daß Du kein Versemacher bist, Du guter Freund Karl, sonst solltest Du über Velten Andres' und Helene Trotzendorffs Sterne, Wege und Schicksale ein Lied machen. Ob Du ein Philosoph bist, weiß ich nicht; aber daß Du ein kluger, guter, verständiger Mann bist, das weiß ich; und so wenn wir jetzt wohl auf Nimmerwiedersehen von einander scheiden, dann gehe heim zu Deiner lieben Frau und Deinen lieben Kindern und erzähle den letzteren zu ihrer Warnung von Helene Trotzendorff und Velten Andres und wie sie frei von allem Erdeneigentum ein trübselig Ende nahmen. Schreib in recht nüchterner Prosa, wenn Du es ihnen, der bessern Dauer wegen, zu Papier bringen willst, und laß sie es in Deinem Nachlaß finden, in blauen Pappendeckeln, wie ich sie immer noch unter Deines guten Vaters Arme sehe; und da er darauf schreiben würde: ‚Zu den Akten des Vogelsangs‘, so kannst Du das ihm zu Ehren auch thun, ehe Du sie in Dein Hausarchiv schiebst — ein wenig abseits von Deinen eigensten Familienpapieren.“ — — —

* * *

Diese Blätter beweisen es, daß ich — diesmal ein wenn auch treuer, doch wunderlicher Protokollführer — nach ihrem Willen gethan habe, doch abseits von meinen und der Meinigen Lebensdokumenten werden sie nicht zu liegen kommen. Die Akten des Vogelsangs bilden ein Ganzes, von dem ich und mein Haus ebensowenig zu trennen sind, als die eiserne Bettstelle bei der Frau Fechtmeisterin Feucht, und die Reichtümer der armen Mistreß Mungo. Der Menschheit Dasein auf der Erde baut sich immer von neuem auf, doch nicht von dem äußersten Umkreis her, sondern stets aus der Mitte. In unserem deutschen Volke weiß man das auch eigentlich im Grunde gar nicht anders.

So habe ich wenig mehr zu der Sache beizubringen. —

„Du solltest mit mir nach Hause kommen, Helene,“ sagte ich, nachdem wir von unserem traurigen Sitz aufgestanden waren. „Wenigstens für einige Zeit. In meiner Frau würdest Du eine liebe Freundin finden, und auch die Kinder würden Dir nicht mißfallen. Laß uns nicht so, laß uns nicht hier scheiden. Komm zu uns, komm mit mir in die alte Heimat und erwarte dort den Frühling! Die Bank auf dem Osterberge steht noch und wir sollten da noch einmal zusammen sitzen in der Abendsonne und die Wälder, die Hügel, das Thal, die Welt und den Vogelsang auch noch einmal zu uns reden und uns raten lassen auf der wankenden Erde. Glaubst Du nicht, daß sie auch Dir eine andere Sprache sprechen werden, als diese dunklen Wände und der nichtige Spruch dort, dem kein Mensch weniger Folge gegeben hat, als sein Verfasser?“

Sie hat den Kopf geschüttelt, die arme reiche Frau, die Witwe Mungo, wie seiner Zeit Velten in seinem thür- und fensterlosen Hause im Vogelsang.

„Laß mich, bester Freund,“ sagte sie. „Was sollte die Witwe Mungo bei Deinen lieben Kindern und Deiner guten Anna? Ich wollte Dich ja auch nicht bei seinem Begräbnis haben, Karl. Frage die alte Frau da draußen, wie glücklich ich hier — jetzt

— in meinem Besitz, meinem Eigentum, meinem Reichtum in der Welt gewesen bin. Was hätte die Heilige, die Französin, Eure — seine Leonie ihm noch in sein totes, taubes Ohr flüstern können? Aber ich, ich habe das gekonnt, nachdem ich ihm die Augen zugedrückt hatte und ihn im Arm hielt, die Nacht durch. Ich habe ihm viel zu erzählen gehabt, wie es mir ergangen ist im Leben seit dem Abend, an welchem er in meines Vaters Hause das Blatt aus dem Buche riß, und da hat er mir vergeben; denn weißt Du, wie er jetzt gelächelt hat in seinem befriedigten Willen, das hat aus meinem wilden, albernen, kranken Hirn das Lächeln verscheucht, mit dem er mir in New York das Blatt hinhielt: Sei gefühllos! Siehst Du, das — sein Gesicht, sein gutes Lachen eine Stunde nach seinem Tode, das gehört nun mir für alle Zeit, mein einziges Eigentum für alle Zeit. So mein Eigentum, daß auch niemand mit mir nur darüber reden soll, und deshalb kann ich auch mit Dir nicht nach Hause gehen; die Heimat würde mir und ihm nur zu verwirrend dreinreden und mir an meinem einzigen Besitz auf Erden zerren und zupfen. Auch die Berge und Thäler der Heimat würden sich nur zwischen uns, zwischen Velten Andres und Helene Trotzendorff drängen. Ich kann sie nicht wiedersehen, und sie sollen mir sein Gesicht so lassen, wie ich vorgestern das Tuch darüber gedeckt habe." —

Da habe ich es auch ihr, wie seiner Zeit Velten gegenüber, aufgeben müssen, die im Alltage Fremdgewordene in mein Haus einzuladen als lieben und kranken Gast; sie aber hat die Frau Fechtmeisterin Feucht geküßt und ihr weinend den Kopf auf die Schulter gelegt und geschluchzt:

„Mutter, daß Du nicht mit mir kommen wirst, das weiß ich; also sieh, damit man uns, Dich und mich, nie von hier austreiben könne, habe ich dieses Haus gekauft, Deines lieben Stübchens und dieser vier Wände wegen. Euer Freund, Herr Leon, ist mir auch dabei behilflich gewesen, lieber Krumhardt. Sie mögen wohnen bleiben und ihr Leben und ihre Geschäfte treiben da draußen, der Gasse zu; was kümmert uns das?! Aber hier soll niemand weiter ein Recht haben, als die Frau Fechtmeisterin Feucht und Helene Trotzendorff. Ich werde wohl noch oft und weit in die Welt hinaus müssen, Ihr Guten; aber wo ich auch sein mag, will ich die Sicherheit dieses meines Eigentums haben; denn nicht wahr, Mutter, Du läßt mir diesen Raum und duldest nicht, daß sie die Worte da an der Wand übertünchen! Und wenn ich zu Dir komme, nimmst Du mich auf wie — ihn?"

„Aber Kind, ich bin neunzig Jahre alt —"

„Wenn ich nicht zu Dir komme wie Velten Andres, und Du hast mich nötig wie er Dich, so merke ich das und erfahre es, wo ich auch sein mag. Fürs erste gehe ich ja auch nicht weit von hier weg. Laß es so sein, wie ich sage!" — — — — — — —

Nun schritten wir durch die menschenvollen Gassen der Stadt, die Witwe Mungo und ich. Um uns her schienen sie wirklich noch ein anderes heftiges, leidenschaftliches Interesse an dem Besitz und Eigentum der Erde zu nehmen. Ich weiß es in der That nicht, um was für ein staatliches, politisches, soziales Problem es sich unter den Leuten handelte, welche Menschenversammlung einberufen oder auseinandergetrieben worden war, und über welche Frage man wieder mal nicht einig hatte werden können. Namen von Führern im Gezerr klangen um uns her — sehr berühmt für den Tag, sehr zeitungsgerecht — mit Wut, Hohn, Spott oder jubelndem Beifall ausgesprochen oder herausgeschrieen. Es handelte sich sicherlich um hohe Dinge; aber wie viele Leute gab es da in dem Gedränge, die der Witwe Mungo höflich Platz gemacht haben würden, wenn sie gewußt hätten, wer die Frau in Trauerkleidung an meinem Arm war, und über welche Mittel sie verfügte, den Neid der Menschheit zu erregen und Menschen glücklich zu machen!

Sie wohnte natürlich im berühmtesten Gasthause der Stadt und ich brachte sie bis zu dessen Thür:

„Was thun wir weiter mit der Nacht?" fragte sie in dem Lichterglanz, inmitten der herbeieilenden Dienerschaft. „Willst Du noch ein Stündchen mit heraufkommen, und sollen wir noch ein wenig von anderen Sachen plaudern? Unsere Gesandtin hat mir heute morgen geschrieben und mich dringend gebeten, den heutigen Abend bei ihr nicht zu versäumen. Willst Du mich dahin begleiten? Wir werden sehr willkommen sein, und Mr. Irving, der berühmte Komödiant, ist aus London inkognito hier. Willst Du den Monolog: To be or not to be von ihm hören? Der Herr wird mir einer Tournee drüben bei uns zuliebe gewiß gern den Gefallen thun."

„Lebe wohl, Helene. Laß uns beide dazu thun, daß wir einander noch einmal wiedersehen, gefesteter in uns auf der wankenden Erde."

„Können wir das? Ja, so lebe wohl für heute, mein Freund, mein Freund, und habe Dank dafür, daß Du zu mir gekommen bist. Ich wußte keinen anderen, den ich rufen konnte!"

So haben wir wieder Abschied von einander genommen. Ob für immer, wer kann's sagen? Ich hätte nun noch auch diesmal Freund Leon aufsuchen können in Berlin, aber ich wußte es ja, daß ich die Schwester Leonie nicht mehr bei ihm finden würde. Es war mir wirklich unmöglich, seinem Lebensbehagen jetzt die rechte Teilnahme entgegenzubringen, seine Wera singen, seine Viktoria Klavier spielen zu hören und mit ihm den Erben der Troubadourharfe, der Albigenserlanze und des Hugenottenschwerts der Ahnen, seinen braven Friedrich vom Kadettenhause zu Lichterfelde durch alle möglichen neuen kriegerischen Ehren der Familie bis zu dem Prädikat Excellenz zu begleiten.

Eine schlaflose Nacht in meinem Gasthause; dann der Morgen und die Heimfahrt: — Trüber Tag. Feld! — Die Wälder, Felder, Dörfer, Städte und die Bahnhöfe mit ihrem Getreibe im triefenden Novemberregen und Nebel. Am Spätnachmittag vom Regen und Nebel gleichfalls verhangen, der Osterberg und — ein erstes Aufatmen!

Das Haus, die Frau und die Kinder! ... Und

so gegen Mitternacht am warmen Ofen in allem Behagen Leon des Beaux', Annas Seufzer:

„Mein Gott, und sie weiß gar nichts mit ihren ungezählten Millionen anzufangen?"

„O doch! Sie hat Land und Meer um den Erdball zur Verfügung. Sie baut Paläste, Krankenhäuser, kauft Bücher, Bilder, Bildsäulen, unterstützt —"

„Aber das ist doch gar nichts! Das ändert an ihr und an der Welt nichts. Ach, ich sollte an ihrer Stelle sein!"

„Du?" fragte ich gespannt. „Was wolltest Du denn mit ihrem vielen Gelde beginnen?"

„Nun — ich habe doch meine Kinder?!" —

— — — — — — — — — — — — —

Es ist ein lichtgrüner, schöner Frühlingstag, an welchem ich dieses zu Papier bringe. Ich könnte auf dem Blatte den spätesten Nachkommen noch einmal mit hinaufnehmen auf die Bank im Sonnenschein von heute auf dem Osterberge; aber ich schließe:

Die Akten des Vogelsangs.

Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

Dornach nahm ohne weiteres den Arm seiner Nachbarin und legte ihn in den seinen. „So," sagte er, „nun kommen Sie!"

Sie schritten kräftig aus. Auf der linken Seite Christas ging Eisenschmidt. Vorerst wurde kein Wort gewechselt. Dornach hatte den Regenschirm aufgespannt — es hatte zu schneien begonnen. Christa sah es kaum; unter dem dunklen Schleier spähte ihr Auge nach einer Droschke umher, aber in dieser entlegenen Gegend war zur Nachtzeit schwer ein Fuhrwerk zu finden. Sie mußte sich geduldig fügen.

Erst als man sich außerhalb des Stromes der Menschheit befand, nahm Dornach wieder das Wort.

„Ich kann Ihnen einen schweren Vorwurf nicht ersparen, Fräulein Christa," sagte er ernst, aber doch weichen Tones. „Sie hätten die Concordia-Säle nicht besuchen sollen —"

Sie zuckte an seiner Seite empor. „Und warum nicht?" gab sie zurück. „Bin ich nicht Herrin über mich selbst?"

„Ganz gewiß," antwortete er, „das sind Sie. Kein Mensch hat Ihr Thun zu beeinflussen. Sie besitzen die volle Freiheit, die Sie vorhin in so beredten Worten gepriesen haben. Trotzdem — — es hat mir weh gethan, Sie inmitten einer ziemlich zweifelhaften Gesellschaft, Seite an Seite mit einem Weibe, das als der Typus einer Petroleuse gelten könnte, revoltierende Reden ausstoßen zu hören. Sie gehören nicht in jene Kreise hinein — und die Worte, die Sie in der Versammlung sprachen, gehören nicht in Ihren Mund."

„Darf ich fragen, weshalb Sie mir nachgespürt haben?"

Egon verstand nicht sogleich. „Nachgespürt —?" wiederholte er. „Ah so — Sie vermuten, wir hätten von Ihrer Teilnehmerschaft an jener Versammlung gewußt. Nein, das ist nicht der Fall, Fräulein Hellmer. Wir hatten keine Ahnung davon, daß auch Sie sich berufen fühlen, in dem ungeheuren Wirrsal der sogenannten Frauenbewegung eine Rolle zu spielen. Was trieb Sie dazu? Ein innerer Drang, der stark genug war, die Scheu vor der Öffentlichkeit zu überwinden, die doch wohl jedes wohlerzogene Mädchen beherrscht?"

Eine kleine Pause trat ein, dann erwiderte Christa ruhig und fest: „Ich halte es nicht für recht von Ihnen, Herr Graf, einen Kavaliersdienst zu einem Inquisitorium auszunutzen, auf das ich Ihnen im Augenblick nicht einmal die Antworten erteilen kann, die ich geben möchte. Wollen wir nicht das Gespräch abbrechen?"

„Wenn Sie es wünschen, gewiß," antwortete Egon. „Verzeihen Sie, daß ich meinem Bedauern über das Vorgefallene so unverhohlen Ausdruck gegeben habe. Es drängte mich dazu."

Wieder entstand Stillschweigen. In dicken Flocken rieselte der Schnee vom Himmel; eine weiße, schillernde Schicht lag auf der Straße.

Egon fühlte auf seinem Arm die Wärme des anderen Armes, der in dem seinen lag. Ein seltsames Heimatsempfinden überschlich ihn und ein leises Weh, über dessen Ursache er sich nicht klar wurde. Es war wie eine heimliche Bangigkeit und eine Sehnsucht nach Ungewissem.

Eine Droschke schlich müde und mit weißschimmerndem Verdeck den dreien entgegen; der Kutscher auf dem Bocksitz hatte den Mantelkragen hoch über die Ohren gezogen, so daß von seinem Gesicht nur die frostrote Nasenspitze zu sehen war.

„Bitte, Herr Graf," sagte Christa leise und deutete auf das Gefährt.

Egon rief den Kutscher an und half Christa in den Wagen. „Ihre Wohnung, Fräulein Hellmer?" fragte er.

Christa nannte sie und der Graf gab die Adresse an den Kutscher weiter; er wiederholte sie sich zugleich im Gedächtnis — er wollte sie nicht vergessen. Dann reichte er Christa die Hand, die sie ohne Zögern nahm.

„Adieu, gnädiges Fräulein — und ich hoffe auf Wiedersehen!“

Sie erwiderte nichts. Der Schlag fiel zu, und die Herren traten zurück.

„En avant, Dornach,“ sagte der Rittmeister, seinen Arm in den des Grafen schiebend; „ich habe keine Lust, anzufrieren. Ich würde gern noch ein Glas Grog oder einen Schlummerpunsch trinken, um meine frostige Äußerlichkeit durch wohlthätige innere Heizung ein klein wenig aufzutauen — aber in dieser verdammten Gegend ist ja kein anständiges Lokal zu finden, das einem Unterschlupf gewähren könnte!“

„Doch — warten Sie mal“ — und der Graf blieb einen Augenblick stehen. „Wo sind wir denn gleich — aha, ich bin schon orientiert! Hier in der Nähe ist eine kleine Weinstube, in die mich der Heinz einmal hineingeschleppt hat — es kann nicht weit sein. Allons, Eisenschmidt!“

Die beiden stürmten weiter durch den heftiger wehenden Schnee.

„Eine tolle Idee von der Hellmer, den sozialdemokratischen Weibern Weisheit predigen zu wollen,“ begann Egon nach kurzer Pause von neuem, halb fragend und wie begierig zu hören, was der Freund zu dem Intermezzo des Abends sagen werde.

„Immerhin nicht gerade verwunderlich,“ erwiderte Eisenschmidt. „Frauen sind leicht geneigt, der Logik und der ruhigen Überlegung ein Schnippchen zu schlagen, wenn sie sich verletzt glauben. Die arme Person hat viel durchmachen müssen — das Schicksal hat sie auf falsche Wege gedrängt.“

Dornach schaute den Rittmeister von der Seite an. „Versteh' ich Sie recht?“ fragte er. „Sie meinen, daß jene unglückselige Geschichte —“

„Ja,“ fiel Eisenschmidt ein, „ich bin der Ansicht, daß die unglückselige Geschichte mit Ihnen ihr ganzes Empfindungsleben in unrichtige Bahnen geleitet hat.“

„Das heißt: ich bin die Ursache, daß sie plötzlich Emanzipationsgelüste in sich entdeckt hat und sich zur Gefährtin spleeniger Frauenzimmer macht,“ entgegnete Dornach mit leicht bitterem Klang der Stimme. „Ich kenne Ihre hochgradige Offenheit zur Genüge, um Ihnen nichts übelzunehmen, lieber Eisenschmidt, aber — sagen Sie mir, bitte, wohin würde es führen, wenn alle sitzengebliebenen Mädchen plötzlich Männerfeindinnen werden wollten und wenn die ganze holde Weiblichkeit, die einmal einen Liebeskummer zu überwinden hat, zu rebellieren anfinge?“

„Wenn Sie geneigt sind, alle Weiber vom gleichen Standpunkte aus zu beurteilen, lieber Freund, dann ist eine Erörterung dieses Themas überhaupt kaum möglich. Ich kenne Fräulein Hellmer nur ziemlich flüchtig, aber sie scheint mir das, was Sie als die gesamte ‚holde Weiblichkeit‘ bezeichnen, himmelhoch zu überragen. Sie ist tiefgründiger veranlagt als die meisten — — ich meine überdies auch, daß das Verhältnis, in dem Sie zu ihr gestanden haben, mehr gewesen ist, als eine bloße Flirtation.“

„Hab' ich das je bestritten, Eisenschmidt?“ erwiderte Dornach mit Lebhaftigkeit. „Im Gegenteil — Sie haben damals zu meinen Vertrauten gehört und wissen so gut wie ich selbst, wie ernst ich die Sache aufgefaßt habe und — und wie schwer ich kämpfen mußte! Sie gehörten aber auch mit zu denen, die mir von vornherein rieten, der thörichten Liebschaft ein Ende zu machen!“

„Pardon, Dornach, das ist ein Irrtum! Ich habe mich sogar dagegen gewehrt, in einer so ernsthaften Angelegenheit Ihr Berater zu sein; ich habe Sie nur gewarnt. Und das mit Recht; ich habe vorausgesehen, wie Ihre Liaison sich entwickeln würde. Als Sie sich mir anvertrauten, war Ihre Liebe erst im Entstehen. Ich wußte, daß es sich in diesem Falle nicht um einen flüchtigen Zeitvertreib handeln würde. Sie sind eine au fond zu ernste Natur, um an lockeren Tändeleien Gefallen zu finden. Ich spürte auch aus der Leidenschaftlichkeit Ihrer Worte die Bewegung Ihres Innern heraus. Und da habe ich Sie gewarnt. Ich wußte, daß alles so kommen würde, wie es thatsächlich gekommen ist, wußte, daß Sie Ihrer Familie gegenüber schwach sein würden, und ich wollte Ihnen und dem armen Mädchen unnötigen Schmerz ersparen ... Sie waren damals sehr böse auf mich und schalten mich unzuverlässig; Sie zogen sich von mir zurück und wollten Ihre Sache allein ausfechten. Um meinen Rat haben Sie mich auch ein zweites Mal nicht gefragt, lieber Dornach; Sie würden ihn zudem wahrscheinlich ebensowenig beachtet haben als meine Warnung!“

Eine kurze Minute verrann, dann erwiderte Egon kleinlaut und zögernd: „Ich konnte nicht anders handeln — ich konnte nicht! Heinz ist nicht fähig, das Majorat zu verwalten und —“ Er schüttelte sich und schwieg.

Aber Eisenschmidt schien nicht geneigt zu sein, die Unterhaltung fallen zu lassen. Er hatte noch mancherlei auf dem Herzen. „Ähnliches sagte ich Ihnen bereits, als Sie das erste Mal mit mir über Ihre Angelegenheit sprachen,“ fuhr er fort. „Damals wäre es auch noch an der Zeit gewesen, das Verhältnis abzubrechen. Sie kannten ja den Inhalt des Majoratscodex' und die Überzeugungsschärfe Ihrer Familie! Sie wußten, daß Sie auf allen Seiten auf Widerstand stoßen würden! Statt aber vorher alle Konsequenzen reiflich zu überlegen, kompromittierten Sie Fräulein Hellmer durch eine vereitelte Flucht und gaben dem Gerücht Nahrung, daß das arme Ding Ihre Maitresse sei!“

„Ich habe diesem Gerücht jederzeit und mit Energie widersprochen!“ fiel Egon heftig ein. „Kann ich dafür, daß die Welt in ihrer alles vergiftenden Klatschsucht anders geurteilt hat?!“

„Ja, Egon — ich kann Ihnen nicht helfen, Sie waren schuld daran! Sie durften es nicht dazu kommen lassen, daß man mit schmutziger Hand den Ruf eines Mädchens antastete, das Ihnen nahe stand. Ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie — sehr leichtsinnig gehandelt haben.“

Egon schüttelte die Schneeflocken von seinen Ärmeln. „Vom Katheder herab läßt sich gut predigen,“ antwortete er. „Es wäre Ihnen im gleichen Falle genau so ergangen wie mir!“

„Doch nicht, Dornach!“ ... Eisenschmidt hing

sich fester an den Arm des Grafen. „Ich habe mein Herz in der Disciplin und würde keine aussichtslose Leidenschaft haben aufkommen lassen. Wäre ich aber wirklich so weit gegangen wie Sie, dann hätte ich die auch geheiratet, die ich liebte — und wenn die ganze Welt dagegen gewesen wäre!“

Dornach antwortete nicht mehr. Es mochte ihm angenehm sein, daß er der Entgegnung überhoben war. Er öffnete die Thür einer kleinen Weinstube, hinter deren Fenster noch ein Lichtschein schimmerte. Es war dasselbe Lokal, in dem Herr Louis Burchhardt mit seinen Spießgesellen zu verkehren pflegte. Der einzige Kellner war wie gewöhnlich hinter dem Büffett eingeschlafen; er schreckte empor, als die Thürklingel mit heiserem Tone anschlug und fragte nach den Wünschen der Herren.

Eisenschmidt und Dornach bestellten zwei Glas Grog, legten die Mäntel ab und ließen sich nieder. Das Lokal schien leer zu sein, nur hinter dem Vorhang, der eine Ecke des Zimmers abgrenzte, waren halblaute Stimmen und leises Gläserklirren vernehmbar.

„Wohl noch ein verspätetes Pärchen?“ fragte Eisenschmidt lächelnd, mit der Rechten nach dem Vorhang deutend.

Der müde Kellner lächelte verschmitzt zurück. „Bitte nein,“ sagte er, „zwei Herren . . .“

Der Grog kam und erwärmte die Ausgefrorenen. Dornach begann von der Heimat zu erzählen. Der Vater kränkle in letzter Zeit mehr und ernsthafter als früher; es sei fraglich, ob Agnete zu den Hoffestlichkeiten nach Berlin kommen werde. Er wünsche allerdings lebhaft, daß die Schwester sich nicht gänzlich der Geselligkeit entfremde; ihre Sonderlingsnatur neige schon jetzt zu allerhand Excentricitäten. Für den Weihnachtsabend habe sie ein Volks-Festspiel gedichtet, das im Dornachschlosse zur Aufführung kommen werde und an dem sich das halbe Dorf und die gesamten Kinder beteiligen sollten. Auch die Melodien habe Agnete selbst komponiert — — der Vater habe in scherzender Weise geschrieben, Mr. Richards sei außer sich und singe die Klagelieder Jeremiä, seitdem das Schloß von den Bauern überflutet werde. Über Richards, den bisher unentbehrlichen Adjutanten, habe der alte Herr im übrigen recht bitter geklagt. Er werde täglich anmaßender und unverschämter — aber es sei doch schwer, eine „so treue Seele“ zu entbehren . . .

Eisenschmidt, dem es begreiflich war, daß Egon das Thema von vorhin nicht wieder aufnahm, hatte anfänglich mit Interesse zugehört und dann und wann eine Bemerkung oder eine Frage in die Schilderungen des Grafen geworfen. Aber plötzlich verstummte er — ganz plötzlich — und wandte den Kopf ruckartig dem Eckvorhang zu, hinter dem die Stimmen der unsichtbaren Herren lauter geworden waren. Man hörte die beiden jetzt ziemlich deutlich; es schienen Engländer zu sein — wenigstens sprachen sie englisch miteinander, doch war ihre Unterhaltung eine wenig konzentrierte. Sie sprang unvermittelt von der Politik auf die Sport-Ereignisse des Tages über; der eine der Herren erzählte von einer Soiree bei Sadi Carnot, dem Präsidenten Frankreichs, und der andere von den Herbst-Meetings in Yorkshire. Zeitweilig wurden die Stimmen leiser, dann wieder vernehmlicher — oft sanken sie zu zischendem Flüstern herab.

Eisenschmidt hatte den Kopf noch immer mit lauschendem Gesichtsausdruck dem Vorhange zugewandt. Er sah blaß aus, und seine Augen hatten sich vergrößert. Die Nasenflügel zitterten leise wie in nervöser Spannung.

Dornach schaute erstaunt zu dem Freunde auf. „Was ist Ihnen, Eric —?“

„Still!“ — Eisenschmidt erhob sich von seinem Stuhle. Er blieb stehen und lauschte von neuem. Ein fröhliches Lachen wurde hinter dem Vorhang hörbar, dann schien eine Hand auf den Tisch zu schlagen und ein sonores Organ sagte in heiterem Tonfall:

„Wahrhaftig, ich freue mich, daß ich Sie getroffen habe, mein braves altes Huhn! Bei allen guten Geistern — das hat mir am allerwenigsten geschwant! Ich hätte Sie am Yantsekiang oder in den Dschungeln Indiens eher vermutet als hier! Aber — by Jove — ich freue mich darüber — ich freue mich . . .“

Ein glückliches Lächeln flog über das Gesicht Eisenschmidts. „Aufgepaßt, Dornach!“ flüsterte er. Und dann begann er mit seiner wundervollen Stimme zu singen:

„My heart's in the Highlands —
My heart is not here . . .“

Hinter dem Vorhang zersplitterte klirrend ein Glas oder eine Flasche am Boden — ein Stuhl fiel dröhnend um. Der bunte Fetzen, der die Ecke abgrenzte, wurde von kräftiger Hand zurückgerissen und eine stattliche Greisengestalt ward sichtbar: ein großer, breitgeschulterter Mann, mit vornehmer, etwas jugendlicher Eleganz gekleidet und mit schönem, unvergeßlich charakteristischem Gesicht, dessen dunkel gebräunte Hautfarbe seltsam abstach von dem scheeweißen langen Schnurrbart und dem gleichfarbigen, noch vollen Haupthaar.

Der alte Herr starrte Eisenschmidt an und stürzte ihm dann mit geöffneten Armen entgegen. „My boy! Mein Junge — mein Junge! . . .“

Vater und Sohn lagen sich an der Brust. Dornach war aufgestanden und hatte sich in die Nähe der Thür zurückgezogen — aus dem Winkel des Zimmers lugte neugierig ein verwittertes Geiergesicht zu den beiden hinüber.

Der Rittmeister hatte die Hände auf die Schultern seines Vaters gelegt und schaute ihm ins Gesicht. „Potztausend, wie prächtig Du aussiehst, Alter!“ sagte er und seine Augen leuchteten dabei. „Der ewig Junge — rast ich, so rost ich! Schnee auf dem Kopf und Frühlingsaugen! Noch einen Kuß, Vater — so — und nun erzählen! Ich habe gedacht, der Schlag solle mich rühren, als ich da drüben Deine Stimme hörte. Glaubte zuerst, ich täuschte mich, und als ich meiner Sache sicher war, gab ich Dir als Erkennungszeichen die erste Strophe des Hochlandsliedes, das wir drüben mehr als einmal zusammen gesungen haben —“

„Und gepfiffen," fiel der Alte lachend ein. „Du warst immer ein Hauptpfeifer! Weißt Du noch, wie wir einmal drüben in Frisko im deutschen Gesangverein ein förmliches Pfeifkonzert gaben? ... Ja — also — Junge — Herrgott, mir ist noch ganz wirblig im Kopf von dem unvermuteten Wiedersehen — also ich war vor etwa zwei Stunden in Deiner Wohnung, fand Dich aber leider nicht mehr vor. Dein Troßknecht sagte, Du seiest schon am Nachmittag ausgegangen. Was sollte ich machen? Ich pinscherte traurig zurück nach meinem Hotel, traf unterwegs aber zu meinem Glücke noch einen uralten kalifornischen Bekannten, den ich seit tausend Jahren nicht gesehen, und der mich in diese entlegene Schenke schleppte, wo wir nun schon seit geraumer Zeit in Porter und Erinnerungen schwelgen."

„Aber warum hast Du Dich bei mir nicht angesagt, Vater?" fragte Eric in halbem Vorwurf.

„Ging nicht, my boy. Ich bin kurzerhand abgereist -- ich hatte ganz plötzlich Sehnsucht nach Dir bekommen. Und ich wollte Dich überraschen. Hab' es ja auch erreicht! ... Pardon — ich sehe, Du bist in Begleitung — darf ich bitten —"

„Wir kennen uns bereits, Herr Baron," sagte Dornach verbindlich, näher tretend und dem alten Herrn die Hand reichend; „ich hatte schon vor einigen Jahren, als Sie das letzte Mal in Berlin waren, die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden —"

„Graf Egon Dornach, Papa," half Eric seinen im Gedächtnisse nachsuchenden Vater aus der Verlegenheit.

„Richtig — Graf Dornach," fiel Baron Eisenschmidt ein und drückte Egon herzhaft die Rechte. „Ich bin sonst nicht allzu vergeßlich, aber — bei Gott, man wird alt! ..." Er sah sich mit zwinkerndem Blick nach der Vorhangecke um, und ein huschendes Rot färbte seine Wangen für einen Augenblick noch dunkler. „Ja — hm — kommen Sie doch näher, John — ich möchte Sie doch gern meinem Sohne vorstellen. Bitte, John — so — Mister John —"

Ein scharfer Blick aus den stahlblauen Augen des Alten flog zu dem anderen hinüber, der die Vorstellung mit einer Verbeugung selbst beendete:

„John Durnford."

Er verneigte sich sehr tief — es sah fast grotesk aus bei der ungewöhnlichen Länge des Mannes. „Ich will nicht aufhalten," sagte er in scharf accentuiertem Deutsch — „es ist zudem Zeit für mich, nach Hause zu gehen. Meine Rechnung, Kellner!"

Er trat an das Büffett, zahlte und empfahl sich sodann. Baron Eisenschmidt Vater reichte ihm die Hand. „Gute Nacht, Mister John — hat mich gefreut — denke, wir werden uns mal wiedersehen ... So, Junker — wir gehen noch lange nicht!" Er nahm behaglich Platz, indessen Mister Durnford das Lokal verließ. „Setzen Sie sich doch, lieber Graf — Eric, hierher an meine Seite! Eine Pommery, Kellner — ein bißchen quickly, wenn ich bitten darf — wir müssen die Stunde feiern! Himmel und Erde, was freue ich mich, boy!" Er schlug Eric auf die Schulter; sein ganzes Gesicht glänzte vor Vaterfreude.

Eric ließ sich nieder. In seinen Herzensjubel, den Vater und lieben Kameraden wiederzusehen, mischte sich plötzlich ein leises Kälteempfinden ... Der Vater war doch nicht mehr der alte; die äußere Erscheinung täuschte. Er war ein anderer geworden. Der markante Zug chevaleresker Vornehmheit, der sich in seinem ganzen Sichgeben nie hatte verwischen lassen, fehlte. Etwas Stürmisches und poltrig Zerfahrenes charakterisierte ihn heute. Die Ruhelosigkeit seines Lebens rächte sich an dem Alten.

XII.

Das Weihnachtsfest war vorüber, der Glanz der Christbäume erloschen, und nach der stillen, lauschigen Feier, dem einzigen Ruhepunkt in den rasenden Gesellschaftswirbeln der Saison, hatte für die auf den Höhen des Daseins Wandelnden der Wellenschlag des Lebens mit erhöhter Kraft begonnen.

Am Neujahrstage fand im Königlichen Schlosse eine feierliche Gratulationscour statt. Die Hofansage beehrte diesmal auch weitere Kreise mit Einladungen; am Abend sollte ein großes Diner folgen und damit die Wintersaison gewissermaßen offiziell eröffnet werden, die in diesem Jahre, nach beendeter Trauer um den verstorbenen Herrscher, besonders glänzend zu werden versprach.

Es war ein eisig kalter, aber sonnengoldiger Wintertag. Der Himmel schimmerte stahlblau über der Residenz, und glitzernder Reif schmückte an Stelle der verlorenen Blätterpracht die Boskets des Lustgartens. Vor dem Schlosse herrschte um die elfte Vormittagsstunde ein glänzendes Leben und Treiben, ein schillerndes, buntfarbiges Hin und Her. Massen von Volk hatten sich, von den Schutzleuten in geziemender Entfernung gehalten, auf dem Platze zusammengefunden, um die Auffahrt bewundern zu können. In ununterbrochener Reihe näherten sich die Equipagen und fuhren in den Schloßhof ein. Hin und wieder, wenn ein Prinz des regierenden Hauses oder eine populäre Persönlichkeit, irgend einer der noch lebenden Paladine des alten Kaisers, hinter den Wagenfenstern erkennbar wurde, entblößten sich die Köpfe und vereinzelte Hochrufe wurden laut. Im allgemeinen aber verhielt sich das Publikum ziemlich still. Man wartete auf das Herrscherpaar, das sich indessen bereits im Schlosse befand, da es schon am Abend vorher von Potsdam herübergekommen war, um in den Frühstunden dem Gottesdienst in der Hauskapelle beiwohnen zu können.

Die breite Schloßtreppe hinauf flutete der Strom der Gratulanten — ein Strom voll Glanz und Licht. Die Damen, die in hohen langen Kleidern mit Hut befohlen waren, befanden sich noch in Mänteln und Pelzen — die Herren erschienen fast durchweg in Uniform. Die Leibwache der Kaiserin und die Schloßgarde-Kompagnie hatten an den Treppen und vor allen Thüren Posten aufgestellt; ein Schwarm galonierter Diener huschte durch die Korridore.

Im Vestibül teilte sich der Strom der Besucher, da sich der Hofansage zufolge die verschiedenen

Chargen, die Generalität und Diplomatie, die Minister, Botschafter und Geschäftsträger, die Stabsoffiziere der Leibregimenter und was sonst alles zur Cour befohlen war, auch in verschiedenen Gemächern zu versammeln hatten. Hier im Vestibül, dessen mächtige Glaskuppel den hellen Sonnenschein des Wintertages ungehindert auf die festliche Menge fallen ließ, nahm das Auf- und Niederwogen der Massen den Charakter einer förmlichen Sturmflut an, die sich an felsigem Gestade bricht. Bekannte begrüßten sich, tauschten einen Händedruck und ein paar flüchtige Worte miteinander aus, schritten weiter, grüßten abermals nach rechts und links, drängten sich von neuem ein paar Fußbreit vorwärts, um von neuem durch ein fröhliches „Prosit Neujahr" angehalten zu werden. Kein Mensch sprach laut — die Unterhaltung wurde nur leise geführt, aber all dies Stimmengeschwirr vereinigte sich zu einem gewaltigen Brausen, das wie das Rauschen des Meeres klang.

Unten am Fuße der Treppe hatte der Zufall ein paar Offiziere des gleichen Regiments zusammengeführt. Oberst von Urach, der zugleich als Flügel-Adjutant Seiner Majestät figurierte und der in seinen silbernen Fangschnüren außerordentlich stattlich aussah, war soeben aus seinem Wagen gestiegen, als Graf Vellmerstedt, gleichfalls im Gala-Koller, sich von der anderen Seite, die Hand am Stahlhelm, nahte.

„Habe die Ehre, Herr Oberst!"

„'Tag, bester Graf! Sapristi, ist das eine Fülle! Der Ceremonienmeister scheint ganz Berlin zu Gaste geladen zu haben!"

„Ich habe so etwas noch nicht erlebt," näselte der Major mit verärgerter Miene. „Die Zuvorkommenheit geht ein bißchen zu weit. Wir leben doch nicht in 'ner Republik, wo sich männiglich an das Staatsoberhaupt 'randrängen kann. Donnerwetter, wer tritt mir denn da zum dritten Mal auf die Füße! Hören Sie, Herr Oberst, ich fürchte, wir marschieren in eine liberale Ära hinein. Wen hat denn der Eisenschmidt da am Arm? Ist das nicht sein Vater, der alte Goldgräber? Was will der denn im Schlosse? . . ."

In der That betraten soeben die Herren von Eisenschmidt, Vater und Sohn, die Treppe, auf der sich die Menge einen Augenblick staute, um für den Prinzen und die Prinzessin Carl Ferdinand eine Bahn frei zu machen. Oberst von Urach, der mit dem alten Baron Eisenschmidt manche vergnügte Kneipstunde verlebt und ihn sehr gern hatte, begrüßte ihn und den Rittmeister herzlich, während Graf Vellmerstedt sich mit einer steifen Verneigung begnügte.

„Wollen Sie sich auch an der Cour beteiligen, mein lieber Baron?" fragte Urach, sich mit den anderen Herren langsam die Treppe hinaufschieben lassend.

„Nicht freiwillig, mein verehrter Herr Oberst," antwortete der alte Herr; „ich habe dem Kaiser eine Huldigungsadresse der Deutschen in San Francisco zu überbringen, und da heute so wie so einige neue Vorstellungen erfolgen sollen, hat es der Ceremonienmeister für gut befunden, mich im Ramsch mit abfertigen zu lassen. Aber sei's wie es sei — es ist mir eine große Freude, einmal Auge in Auge mit dem Kaiser stehen zu können. Denken Sie doch, daß es mir noch nicht vergönnt worden ist, einen der Herrscher Deutschlands seit Wiederaufrichtung des Reichs sehen zu dürfen! Ich bin seit Siebzig ein paarmal in der alten Heimat gewesen, aber der Zufall hat es gefügt, daß ich weder den alten Imperator noch Kaiser Friedrich zu Gesicht bekam." . . .

Der Rittmeister hatte in dem Gewühl inzwischen eine Entdeckung gemacht, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er sah oben auf der Treppe eine junge Dame in eifrigem Gespräch mit einem Herrn in Kammerherrnuniform. Die Dame, die ein dunkelblaues pelzbesetztes Cape und einen kleinen, ebenfalls dunkelblauen Hut trug, drehte Eisenschmidt den Rücken zu — ihre ganze Erscheinung erschien ihm aber trotzdem so bekannt, daß er sich an Urach mit der Frage wandte: „Pardon, Herr Oberst — ist das da oben nicht die Comtesse Agnete Dornach?"

Der Oberst wendete den Blick der bezeichneten Richtung zu; da sich aber eine neue Menschenwelle zwischen ihn und die Dame schob, so war er nicht imstande, sie zu entdecken. „Wo denn, mein lieber Rittmeister? I der Teufel, ist das ein Gedränge! Ich glaube, Sie täuschen sich, Eisenschmidt. Meines Wissens liegt Graf Dornach krank zu Hause, und die Comtesse wird ihn unter diesen Umständen schwerlich verlassen."

Die Herren hatten das Vestibül erreicht. Der Rittmeister äugte scharf nach allen Seiten, fand in der Flut der Pelze und Mäntel das dunkelblaue Cape aber nicht mehr heraus, das er suchte. Er ärgerte sich; er hätte darauf schwören mögen, Agnete vor sich zu sehen. Andererseits mochte Oberst von Urach recht haben. Auch Graf Egon hatte ihm vor einiger Zeit erzählt, daß sein Vater leidend sei und die Comtesse schwerlich diesjährig zu Hofe kommen werde, wie sie beabsichtigt hatte.

Eisenschmidt drängte sich, da und dort einen Bekannten flüchtig begrüßend, durch das Gewühl und schlug, seinen Vater am Arm, den Weg nach der sogenannten Roten Sammetkammer ein, wo sich die Herrschaften, die nach beendeter Cour den Majestäten vorgestellt werden sollten, zu versammeln hatten. Er hatte Glück. In dem langen Korridore stürmten ihm eiligen Fußes zwei Herren entgegen: Die Brüder Dornach — beide in voller Uniform, Graf Egon in der eines Rittmeisters von der Armee. Sie stutzten, als sie die beiden Eisenschmidts sahen.

„Sapperlot, Egon, so eilig?" rief Eric.

„Teufel ja," gab der Graf zurück, „ich suche meine Schwester — sie ist mir abhanden gekommen!"

Eisenschmidt frohlockte. „Also doch! Geradeaus, Dornach — ich habe sie vor fünf Minuten im Vestibül gesehen! Ist Ihr Herr Vater auch hier?"

„Ja, natürlich — es geht ihm besser und da hat er es sich nicht nehmen lassen wollen, bei der ersten großen Cour unter dem neuen Regiment zugegen zu sein . . . Also im Vestibül? En avant, Heinz — wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Die Brüder grüßten und eilten weiter, während sich die beiden Herren von Eisenschmidt nach der Roten Sammetkammer begaben, um dort zu warten, bis die Reihe an sie kommen würde.

Die Zeit schritt vor, und es kam allgemach Ordnung in das Chaos der Gratulanten. Das Vestibül leerte sich und dafür begannen sich die Garderoben zu füllen. Die Lakaien hasteten mit roten Köpfen hin und her; die diensthuenden Kammerherren drängten zur Eile, denn schon hatten die Höfe der Majestäten und der Kaiserin-Witwe sich in der Schwarzen Adlerkammer zusammengefunden und das Erscheinen der Allerhöchsten Herrschaften stand nahe bevor.

Die Cour nahm pünktlich ihren Anfang und verlief wie jede derartige offizielle Feier; die Liebenswürdigkeit des Herrschers nahm ihr jedoch die steifleinene Langweiligkeit, die diesen eigentümlichen Hofparaden sonst anzuhaften pflegt. Der Kaiser hatte besonders für die zum ersten Male Erschienenen und die neu Vorgestellten freundliche Worte. Mit dem alten Grafen Dornach, der seit einer Reihe von Jahren den Hof nicht mehr besucht hatte, unterhielt er sich längere Zeit und begrüßte dann auch in gnädiger Weise die Comtesse Agnete, die von ihrer hohen Protektorin, der Prinzeß Friedrich, zur Hofdame ernannt worden war und ihren Dank für diesen Huldbeweis abstatten wollte. Graf Dornach, der in der Kommendatoruniform des Johanniterordens erschienen war, dem er angehörte, glänzte über das ganze Gesicht und schien förmlich verjüngt durch das ihm erwiesene Allerhöchste Wohlwollen. Die Comtesse war anders geartet als ihr Vater, auf den die Hofluft noch immer einen eigenen zauberhaften Reiz ausübte, obwohl er in langem diplomatischem Dienst auch die vergiftenden Miasmen dieser Atmosphäre hatte kennen lernen müssen; die ihr zu teil gewordene Auszeichnung ließ sie im Grunde genommen kühl bis ans Herz hinan — das Verpflichtende der Ehre, Hofdame zu sein, behagte ihr nicht — sie ließ sich ungern fesseln. Um so mehr erfreute sie dagegen das warmherzige und liebevolle Entgegenkommen der Prinzessin Friedrich, die sie als alte Freundin der verstorbenen Gräfin mit der Zärtlichkeit einer Mutter behandelte.

Eric Eisenschmidt, der seit langem bei Hofe eingeführt war, hatte um die Vergünstigung gebeten, seinen Vater persönlich vorstellen zu dürfen. Auch mit dem alten Baron unterhielt sich der Kaiser in sehr interessierter Weise, beauftragte ihn, den Deutschen San Franciscos seinen Dank für ihre Huldigungs-Adresse zu erstatten, befragte ihn sodann ausführlich nach den Verhältnissen in Kalifornien und lud ihn wie Eric schließlich zu dem Galadiner am Abend ein — zum bitteren Entsetzen des danebenstehenden Ceremonienmeisters, dem diese beiden neuen Gäste die ganze, sorgfältig vorbereitete Tischordnung umwarfen. Allerdings verbarg der Ceremonienmeister seine Bekümmernis hinter der Maske eines unendlich glücklichen Gesichts.

Eric suchte nach beendeter Cour nach der Comtesse Agnete. Er hörte durch einen Bekannten, daß Graf Dornach mit seinen beiden Söhnen und seiner Tochter bereits nach dem Hotel d'Angleterre zurückgefahren sei, wo der alte Herr stets zu wohnen pflegte, wenn er in Berlin weilte. Da die Stunde der Visitenzeit nahe war, so schlug Eric seinem Vater vor, den Herrschaften im Hotel den schuldigen Besuch zu machen, und der alte Baron war damit einverstanden.

Der erste Eindruck, den Eric nach langjähriger Abwesenheit seines Vaters von diesem empfangen hatte, war haften geblieben. Der Vater war nicht mehr der Frühere. Durch sein ganzes Wesen schimmerte ein undefinierbares Etwas von Abenteurertum, das ehemals durch die glänzende Außenseite des vollkommenen Weltmanns verdeckt worden war. Es zeigte sich in mancherlei charakteristischen Äußerungen, in dem lauten und renommierenden Auftreten, das der Alte angenommen hatte, und nicht am wenigsten in seinem Benehmen den Damen gegenüber. Seinem chevaleresken Wesen hatte man es in früheren Tagen nicht angemerkt, daß er längst verlernt, sich in Achtung vor dem Weibe zu beugen; nun aber, da das beginnende Alter und vielleicht auch der Druck eigentümlicher Verhältnisse, die Eric noch nicht zu durchschauen vermochte, ihm die Elasticität der Form und des ritterlichen Sichgebens zu nehmen begann, brach durch die Politur des Gentlemans ein gewisser „Schwerenöter-Zug“, wie man ihn häufig bei angejahrten Lebemännern finden kann, die viel in den Kreisen der Halbwelt verkehrt haben.

Eric hatte mit Betrübnis die Veränderung im äußeren Wesen seines Vaters wahrgenommen und hatte versucht, sie sich aus dem Leben, das der Alte nun schon seit langen Jahrzehnten führte, zu erklären. Das Glück einer frohen Häuslichkeit war ihm nur für eine kurze Dauer zu teil geworden; seit dem Tode seiner Frau und vollends, seit auch Eric, sein „letzter Kamerad“, ihn verlassen, hatten ihn keinerlei Familienrücksichten mehr gebunden. In Wahrheit paßte der Vater auch nicht für eine neue Ehe. Die Ruhelosigkeit war ihm Bedürfnis geworden, und in seinem, durch keine äußere Fessel in Schranken gehaltenen Konquistadoren-Dasein hatte sich, unmerklich für ihn selbst, die elegante Noblesse verloren, durch die gute Erziehung und der Umgang mit vornehmer Gesellschaft dem Mann von Welt ihren Stempel aufdrücken.

Aber nicht das allein war es, was Eric beunruhigte. Auch der ewig frische, sich in allen, selbst den schwierigsten Lebenslagen gleich bleibende gute Humor des Vaters schien ihm abhanden gekommen zu sein. Baron Eisenschmidt wohnte im Monopol-Hotel, war aber naturgemäß viel und häufig mit Eric zusammen, dem es auffiel, daß bei dem alten Herrn oft eine überlaute Lustigkeit mit tiefer Verstimmung wechselte, die zuweilen den Charakter einer trüben Melancholie annahm. Befragte Eric ihn dann, was den Vater bedrücke, so pflegte dieser mit einem Scherze zu antworten und energisch in Abrede zu stellen, daß er nicht bei Laune sei; im Gegenteil, er habe sich nie wohler befunden als jetzt — bei ihm käme noch immer kein Arzt auf seine Rechnung, und auch die Geschäfte gingen „all right“. An letzterer Versicherung glaubte Eric nicht zweifeln zu dürfen;

nach der Erzählung des Vaters waren die kleinen Ungelegenheiten in der Grubenverwaltung, die eine vorübergehende Stockung hatten eintreten lassen, vollständig gehoben — es war alles in bester Ordnung. Ja, noch mehr; das Minenterrain hatte durch den Ankauf neuer großer Territorien erheblich an Umfang gewonnen, französische Unternehmer wollten sich an der Ausbeutung beteiligen, und der Baron stand mit deutschen Ingenieuren in Unterhandlung, um geeignete technische Kräfte zu gewinnen. Eric hatte sich nie sonderlich für die Geschäfte seines Vaters interessiert; daß sie zur Zeit aber in der That gut gehen mußten, bewies ihm der Umstand, daß der Vater sich ihm gegenüber fürstlich freigebig zeigte. Infolge des geringen Zuschusses, den er im letzten Jahr von Amerika aus erhalten, war Eric in seinen sonst stets tadellos geordneten Verhältnissen etwas zurückgekommen; Baron Eisenschmidt beeilte sich, sofort die laufenden Schulden seines Sohnes zu begleichen und ihn von neuem mit einer hohen Summe beim Hause Bleichröder zu accreditieren. Schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft hatte er Eric, dessen eines Chargenpferd an der Maulsperre zu Grunde gegangen war, mit einem prächtigen Trakehner Blaßfuchs überrascht, und da ihm das Coupé seines Sohnes nicht gefiel, so war er eines Tages in einer neuen Equipage bei ihm vorgefahren und hatte ihm diese als Geschenk verehrt. Er war unermüdlich in seinen reichen Aufmerksamkeiten für Eric und kam selten mit leeren Händen; er machte auch andern gegenüber aus seiner Vergötterung Erics kein Hehl.

Materielle Sorgen konnten ihn also nicht drücken. Was war es, das seine Stirn zeitweilig so tief furchte, sein Auge verglaste und seinen Hünenkörper nervös erzittern ließ, das wie ein Alp auf ihm lastete und ihm mitten in heiterer Gesellschaft die Stimmung raubte — gleich einer schrecklichen Erinnerung, gegen deren blitzähnlichen Einschlag man sich nicht zu wehren vermag? — Eric grübelte vergeblich darüber nach. Er ängstigte sich um den Vater. Der Gedanke quälte ihn, daß eine psychische Störung den Alten beeinflussen könne. Nur die furchtbarere Wahrheit vermochte er nicht zu durchschauen. —

Im Hotel d'Angleterre erfuhr Eric durch den Portier, daß die gräflichen Herrschaften allerdings im Hause weilten, jedoch keine Besuche anzunehmen imstande seien, da der Herr Graf Erlaucht und die gnädige Comtesse am Abend an der Hoftafel im Schlosse teilnehmen würden und bis dahin zu ruhen wünschten. Eric und sein Vater ließen infolgedessen ihre Karten im Hotel zurück, bestellten Empfehlungen und fuhren nach Hause.

Das Hofdiner des Neujahrstages vereinigte eine glänzende Gesellschaft. Von den im Gegensatz zu den tageshell erleuchteten Sälen in halbem Dunkel gelassenen Estraden aus, auf denen einige wenige Auserwählte sich an dem Schimmer dieser großen Festlichkeit ergötzen konnten, sah man eine Fülle prachtvoller Damentoiletten und prunkender Uniformen, weiße, tief entblößte Schultern, ein Meer von Brillanten und einen ganzen Himmel funkelnder Ordensdekorationen. Besonders im großen Saale war der Anblick der tafelnden Gesellschaft ein überaus prächtiger. Hier saßen die Majestäten, die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses mit ihren Hofstaaten und den militärischen Suiten — und hier finden wir auch, freilich nicht in unmittelbarer Nähe der Doppelsonne dieses Strahlenkreises, sondern weiter nach den Enden der Tische zu, eine kleine Anzahl unserer Bekannten wieder, wie die beiden Stabsoffiziere der Königs-Kürassiere, den Obersten von Urach und den Major Grafen Vellmerstedt, ferner den dicken Oberstlieutenant von Protzen, der wie immer eine gewaltige Klinge schlug, so daß das neben ihm sitzende magenleidende Hoffräulein ganz entsetzte Augen machte — den kleinen Prinzen Raczyn mit seinem verliebten Romeoblick und auch Herrn von Krachenau, den berühmten Spiritisten, in nicht mehr ganz neuer Kammerherrnuniform, dafür aber ohne den roten Fez, den er sonst gern zu tragen pflegte, und mit einem außerordentlich mokanten Zug um den schmalen und scharfen Mund.

Die Tafelordnung hatte auf verwandtschaftliche Interessen keinerlei Rücksichten genommen. Der alte Graf Dornach saß am Mitteltische neben einer sehr dicken, freundlichen Palastdame, die dem Grafen voll unermüdlichen Lobes von den ihrer Äußerlichkeit freilich wenig anzumerkenden Erfolgen einer soeben beendeten Schweningerkur sprach. Comtesse Agnete war dagegen wider ihren Willen an die Seite des jungen Prinzen Raczyn gekommen. Das hatte Raczyn selber veranlaßt; er hatte sich hinter seinen Onkel, den Oberceremonienmeister, gesteckt, und der Onkel hatte dem Neffen gern den Gefallen gethan. Raczyn hatte an der Comtesse noch etwas gut zu machen, und seiner vollendeten Liebenswürdigkeit gelang es auch in der That, Agnete versöhnlicher zu stimmen. Der Prinz wußte in so charmanter Weise allerhand harmlos lustige Schnurren zu erzählen, daß die Comtesse sich eines fröhlichen Lächelns nicht erwehren konnte.

Dies Lächeln aber schnitt einem, der zwar entfernt von ihr saß, doch so placiert war, daß er sie bequem beobachten konnte, tief ins Herz. Eric Eisenschmidt machte sich über die neue entente cordial zwischen Raczyn und Agnete seine Gedanken. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß sowohl die Verwandten des Prinzen, wie auch der alte Dornach eine Verbindung Raczyns und der Comtesse begünstigten; gesellschaftliche und materielle Interessen sprachen dabei mit. Nun wußte Eisenschmidt freilich auch, daß Agnete recht wenig für den Prinzen übrig hatte — aber die animierte und heitere Unterhaltung, die sie heute mit ihm führte, machte ihn doch stutzig. Wer konnte wissen, ob die Verhältnisse, die eine Verheiratung der Comtesse mit Raczyn wünschenswert erscheinen ließen, nicht drängendere geworden waren?

Eisenschmidt hatte stets zu den wärmsten Verehrern Agnetes gehört. Gerade das Widerspruchsvolle ihres Wesens zog ihn an, ihr beständiger innerer Kampf zwischen dem Spruch der klaren Vernunft und den anerzogenen Vorurteilen, ihr Ringen nach Wahrheit. Aber er hatte nie daran gedacht, sich um ihre Hand zu bewerben. Erst in letzter Zeit war ihr Bild häufiger in seinem Empfinden und Denken auf-

getaucht. Er wußte selbst nicht, wie das so kam. Er träumte von ihr und überraschte sich häufiger, daß er in stillen Stunden, wenn er sich mit dem Ausbau seiner Zukunft beschäftigte, ihrer gedachte. Heute zum ersten Mal, mitten im Glanze der Hofgesellschaft, war ihm klar, daß er das eigen geartete Mädchen liebte. Als er Agnete in traulicher Unterredung mit dem Prinzen Raczyn vor sich sah, spürte er plötzlich etwas, das wie ein schmerzender Stich durch sein Herz ging. War es ein Nagen der Eifersucht? Vielleicht. Es klopfte stark und kräftig in seiner Brust — ein neues Gefühl forderte gebieterisch Einlaß . . .

Agnete ahnte nichts von dem Hangen und Bangen ihres Freundes und litterarischen Beraters. Sie hatte ihn vor Beginn der Hoftafel nicht sprechen können und sah ihn erst, als sie schon Platz genommen hatte. Sie nickte ihm freundlich und mit einem liebenswürdigen Lächeln zu und ein feines Rot huschte dabei über ihr Gesicht. Dann und wann flog wohl ihr Auge im Verlaufe der Tafel nochmals zu ihm hinüber — er bemerkte es jedesmal — aber Prinz Raczyn schien sie so in Anspruch zu nehmen, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit dem Nachbar schenken mußte.

Eisenschmidt war heute kein allzu unterhaltender Kavalier, und die kleine Baronesse, die neben ihm saß, hätte allen Grund gehabt, sich über die Langweiligkeit des stattlichen Offiziers zu beklagen, der ihrem anmutigen Geplauder immer nur mit halbem Ohre lauschte und ziemlich einsilbige Antworten gab. Bei weitem besser schien sich die Nachbarin seines Vaters zu amüsieren, der an der Marschallstafel mitten unter Generalen und Admiralen Platz gefunden hatte. Baron Richard nahm sich in seinem einfachen schwarzen Frack und in seiner amerikanischen Ordenslosigkeit wie ein dunkler Rabe unter schimmernden Schwänen aus. Aber der alte Herr schien heute seinen guten Tag zu haben. Er plauderte unausgesetzt, und über sein frisches, vornehmes Gesicht flog häufig ein Lächeln glücklicher Zufriedenheit, wie Eric es an ihm in letzter Zeit nicht oft hatte bemerken können.

Das Angenehmste bei großen Hofdiners ist ihre kurze Dauer, die durch die Schnelligkeit des Servierens bedingt wird, obwohl das Menü meist eine respektable Länge aufweist. Unmittelbar nach dem Dessert begann der Oberceremonienmeister unruhig zu werden. Die Prinzen des Königshauses häuften Konfekt und Bonbonnieren auf ihre Teller und reichten diese — auch eine Tradition — den hinter ihren Stühlen stehenden, glücklich lächelnden Pagen, die sich die vorsorglich mit Leder gefütterten Taschen ihrer scharlachroten Schoßröcke mit den Süßigkeiten füllten. Die Musik intonierte das Schlußstück des Programms — dann eine Sekunde Stille und der kurze dumpfe Ton des auf den Boden gestoßenen Ceremonienstabes — und die Gesellschaft erhob sich. Stuhlrücken, Rauschen der Kleider, tiefe Verneigungen — die Majestäten schritten aus dem Saal, um in den Vorgemächern noch kleinen Cercle abzuhalten, zu dem nur ein Kreis Intimerer befohlen war . . .

Rittmeister von Eisenschmidt lieferte seine hübsche Baronesse pflichtschuldigst deren Vater aus, einem der Hofmarschälle, verabschiedete sich von beiden und suchte dann neuerdings nach Agnete Dornach. Prinz Raczyn schien sie auch jetzt nicht freigeben zu wollen. Er stand mit der Comtesse an einem der Fenster der Gelben Damastkammer, in die sich ein Teil der Gesellschaft zurückgezogen hatte, und sprach mit halb vorgebeugten Kopfe, wie es schien, ziemlich eindringlich in sie hinein. Eric schwankte einen Augenblick, ob er die Unterhaltung unterbrechen solle — dann schritt er rasch auf die beiden zu und begrüßte Agnete mit ausgestreckter Hand. „Meine gnädigste Comtesse!"

Agnete nahm die ihr gereichte Rechte mit freundlichem Lächeln. „Grüß Gott, Herr von Eisenschmidt," sagte sie. „Ich habe bedauert, daß ich Ihnen nicht schon im Hotel guten Tag sagen konnte, aber mein Vater bedurfte dringend der Ruhe. Sie wissen ja, wie ungern er sich schont — da muß ich denn die treue Hüterin spielen!"

„Ich habe Ihren Herrn Vater allerdings nur aus der Entfernung gesehen, mich aber gefreut, daß er sich wieder so vollkommen erholt hat. Egon erzählte mir vor etwa vierzehn Tagen wenig Gutes über sein Befinden . . ."

Der Rittmeister warf einen raschen Seitenblick auf Raczyn, aber der Prinz schien gar nicht daran zu denken, sich entfernen zu wollen. Im Gegenteil, die unvermutete Dazwischenkunft Eisenschmidts war ihm ersichtlich unangenehm. Sein Gesicht war gerötet und seine Stirn finster; seine Finger zupften an dem zierlich gewirbelten Schnurrbärtchen, das seine Oberlippe schmückte.

„Papa erholt sich stets ungemein schnell," führte die Comtesse das Gespräch weiter. „Er ist ja im Grunde genommen eine sehr rüstige Natur, vor allem außerordentlich elastisch und voll geistiger Schwungkraft, die ihn auch das Langwierige seines Leidens erträglich werden läßt. Aber freilich — vor vierzehn Tagen konnten wir noch nicht daran denken, daß wir heute hier sein würden. Der letzte Anfall war unangenehmer als die früheren . . ." Sie wandte sich mit rascher Bewegung dem Prinzen zu. „Thun Sie mir einen Gefallen, Durchlaucht," fuhr sie fort. „Ich habe neben meinem Platze meinen Fächer liegen lassen —"

Raczyn schlug, den Schluß des Satzes nicht abwartend, die Sporen zusammen und stürmte davon — innerlich wütend, äußerlich freudig lächelnd.

„Auch die Vergeßlichkeit kann ihr Gutes haben," sagte der Rittmeister. „Gott sei Dank, daß ich Sie endlich einmal allein sprechen kann, Comtesse! Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich der Zufall oder vielleicht auch die Absicht, die Sie bei der Tafel neben Raczyn placierte, ergrimmt hat! Ich weiß, daß Sie den Prinzen nicht ausstehen können —"

„Nicht doch, Herr von Eisenschmidt," warf die Comtesse ein, „es ist nicht so schlimm. Raczyn hat seine Dummheit von damals bitter bereut — und ich habe sie ihm längst vergeben. Er ist nicht bösartig."

„Bösartig — nein! Das glaube ich auch nicht — dazu fehlt es ihm an Charakter. Aber — indessen, ich will doch lieber vorsichtig in meinem Urteil über

den Prinzen sein — Comtesse könnten mich falsch verstehen . . ."

Sie schaute ihn erstaunt an. „Ich meine, daß ich Sie bisher immer recht verstanden habe, Herr von Eisenschmidt."

Er fühlte, daß er verlegen wurde. „Ich bin der gleichen Meinung gewesen, Comtesse," erwiderte er rasch und hastig, „ich habe auch immer geglaubt, Sie richtig zu verstehen, aber — ja, bei Gott, ich muß es Ihnen sagen — der heutige Tag hat mich eines anderen belehrt! Ich begreife und verstehe nicht, daß Sie dem Prinzen Raczyn nach dem, was vorgefallen ist, noch in so liebenswürdiger, so auffallend liebenswürdiger Weise entgegenkommen können! Ist es Ihnen denn nicht klar geworden, daß Raczyn sich hinter irgend eine der Hofschranzen gesteckt hat, um den Platz neben Ihnen zu erhalten? Haben Sie vergessen, wie sehr man sich in gewissen Kreisen dafür interessiert, aus Ihnen und dem Prinzen ein glückliches Paar zu machen? Es ist selbstverständlich, daß Sie Raczyn nicht brüskieren konnten, da er nun doch einmal Ihr Tischnachbar war — wer aber gesehen hat, in wie charmanter und heiterer Weise Sie mit ihm die Unterhaltung geführt haben, wie warm Sie sein Plaudern entgegennahmen, der mußte unwillkürlich auf den Gedanken kommen, daß auch Sie das heiße Werben des Prinzen mit — zum mindesten wohlwollendem Auge betrachten. Und das, Comtesse, das hat mich choкiert, nach dem, was passiert ist . . ."

Agnete war dunkelrot geworden nach den ersten Worten des Rittmeisters. Aber diese Röte wich allmählich wieder, als Eisenschmidt weitersprach, und eine kleine feine Falte begann sich auf ihrer Stirn, genau über der Nasenwurzel, zu markieren. „Ich glaube, Sie fassen eine Gleichgültigkeit als tragisches Faktum auf, Herr von Eisenschmidt," entgegnete sie ruhigen Tons. „Ich sagte Ihnen schon, daß ich dem Prinzen Raczyn die kleine Studentenbummheit, die er im Sommer begangen hat, längst verziehen habe. Ich habe ihn — ja eigenhändig dafür bestraft, ich darf also auch verzeihen. Was Sie mir im übrigen von der Meinung und den Interessen anderer Leute erzählen, berührt mich nicht. Ich bin Herrin über mich selbst."

„Gewiß sind Sie das, Comtesse" — die Stimme Eisenschmidts wurde weich und ein leises Beben mischte sich in den Ton — „Sie haben allein über sich zu bestimmen, und ich will es mir auch nicht anmaßen, Ihr Thun und Handeln zu kritisieren. Daß mir Ihre auffallende Liebenswürdigkeit gegen Raczyn aber nahe, sehr nahe gegangen ist, das habe ich ein Recht, Ihnen zu sagen!"

Das Auge der Comtesse ruhte eine kurze Weile wie prüfend auf dem Gesicht des erregten Mannes. Sie fühlte, daß die Eifersucht aus ihm sprach, und in diesem Moment beleidigte sie das. Wie konnte der, der da vorgab, sie bis in die Tiefen ihrer Seele zu kennen, auf einen harmlosen Schwätzer eifersüchtig sein! Und wie kam er dazu, von „Rechten" zu sprechen, die sie ihm niemals gewährt hatte? —

„Es scheint in der That, als werde uns das gegenseitige Verständnis schwer, Herr Rittmeister," sagte sie. „Ich muß den heimlichen Vorwurf, der aus Ihren Worten klingt, zurückweisen. Ich verdiene ihn nicht. Wir leben in einer Welt, in der die Gesetze der äußeren Form den Ton regeln. Auch wenn ich Raczyn innerlich wirklich noch zürnte, was nicht mehr der Fall ist — auch dann würde ich seine Liebenswürdigkeiten nicht durch Schroffheit erwidern. Vor allen Dingen aber eins, Herr von Eisenschmidt, und das in Freundschaft: Sie haben keine ‚Rechte' mir gegenüber, die Sie veranlassen könnten, mich in meinem Benehmen gegen andere zu überwachen!"

Agnete hatte auch diese letzten Worte ohne jede Spur von Erregung gesprochen und nur einen schärferen Nachdruck auf sie gelegt. Eisenschmidt war bleich geworden. Er warf einen unruhig flackernden Blick durch das Zimmer, in dem sich vereinzelte Gruppen gebildet hatten, und trat sodann einen Schritt näher an die Comtesse heran. Sie sah, wie seine Augen brennend wurden, und spürte das Wehen seines heißen Atems. Seine Finger krampften sich unter der Spannung seiner Nerven nach innen zusammen.

„Doch, Comtesse," sagte er leise, die Worte in sprudelnder Hast hervorstoßend, „doch, doch — ich habe Rechte auf Sie! Keine gewährten — ich nehme sie mir! Wir sind uns nie gleichgültig gewesen — wir haben vom ersten Tage unserer Bekanntschaft ab gewußt, was wir für einander fühlten und was wir uns wert waren. Wir sind verwandte Geister — und auch eine geistige Verwandtschaft giebt Rechte. Ich will nicht, daß Sie die Welt in den Glauben versetzen, Sie nähmen Interesse an dem jungen Fant, mit dem man Sie gern verheiraten möchte. Ich will auch nicht, daß Sie in Raczyn selbst Hoffnungen nähren — das sollen und dürfen Sie nicht, Agnete, denn — denn Sie gehören mir! . . ."

Aus ihren Wangen schien jeder Blutstropfen gewichen zu sein. Ihre Zähne preßten sich aufeinander — ihre Augen schlossen sich vorübergehend, als kämpfe sie mit einer Ohnmachtsanwandlung. Aber diese plötzliche Schwäche währte nicht lange; sie sah Raczyn mit dem gefundenen Fächer im Rahmen der Thüre — ihr Blick machte Eisenschmidt auf die Gefahr des Moments aufmerksam. Dann entgegnete sie rasch: „Ich werde ein andermal Gelegenheit finden, Ihnen Antwort zu geben . . ." Und zu dem sich nähernden Prinzen gewandt, fuhr sie fort: „Besten Dank, Prinz, und wenn Sie mir nun noch eine weitere Gefälligkeit erweisen wollen, so führen Sie mich zu meinem Vater zurück . . . Auf Wiedersehen, Herr von Eisenschmidt!" Sie reichte ihm die Hand.

Etikette und guter Ton sind undurchdringliche Masken. Auch der spähende Blick Raczyns, der scharf leuchtend zu Eisenschmidt hinüberflog, vermochte in dem lächelnden Gesicht des Rittmeisters nichts mehr von der Erregung der Minuten vorher zu entdecken.

„Auf Wiedersehen, gnädigste Comtesse," gab er zurück. „Ich bringe Ihnen also morgen der Verabredung gemäß die ersten Korrekturbogen Ihrer Novelle. Ich denke, Sie werden mit der äußeren Ausstattung zufrieden sein; Grüneisen setzt viel Hoffnungen auf das Werk . . ."

Er verbeugte sich, nickte dem Prinzen zu und ging. Er fand seinen Vater inmitten einer Gruppe älterer Offiziere, die soeben zum Fortgehen rüsteten. Der alte Herr schien bei der Tafel kräftig pokuliert zu haben; sein Gesicht war braunrot getönt und seine Stimme klang laut und schallend. Er erzählte von dem letzten Strike der Grubenarbeiter in San Rosario und schnitt dabei gewaltig auf. Sein Benehmen hatte in letzter Zeit etwas Bramarbasierendes angenommen.

Es gelang Eric, seinen Vater frei zu machen. In der Garderobe sahen die beiden den Grafen Bellmerstedt mit einem schlankgebauten, großen Herrn von aristokratischem Äußeren angelegentlich sprechen. Man grüßte höflich herüber, ohne ein Wort zu wechseln; erst als Eric mit dem Alten die Treppe hinabschritt, sagte er: „Sahst Du den Herrn neben Bellmerstädt, Papa? Das war der Baron Gumppen, der Heroldsmeister, mit dem ich neulich eine längere Rücksprache wegen unseres Freiherrntitels hatte. Unser lieber Major wühlt beständig, aber ich denke, er wird dabei nicht auf die Kosten kommen!“

„Ärgere Dich nicht über Mißgunst und Neid, Eric,“ erwiderte der Alte. „Man hat auch mir damit das Leben vergiften wollen, aber ich habe die Leute verlacht.“

„Schon recht, Papa,“ und Eric nickte. „Ich lache auch gern über die Kläglichkeit belfernder Wadenkneifer und helfe mir mit lustigem Spott über einen Augenblicksärger fort. Aber ein fortgesetzter, heimtückischer Kampf aus dem Hinterhalt, wie ihn Bellmerstedt nun schon seit Jahren gegen mich führt, kann schließlich auch den Nervenstärksten mürbe machen. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, meine gesellschaftliche Stellung zu untergraben. Es kann ihm nicht gelingen, denn ich bin meiner sicher, aber es erbittert mich. Und schließlich: der Klatsch der Welt mag noch so unsinnig sein — es bleibt immer etwas hängen . . .“

Die beiden Herren waren in den elektrisch erleuchteten Schloßhof getreten und hatten ihren Wagen vorfahren lassen.

„Ich begleite Dich in Dein Hotel, wenn Du gestattest,“ sagte Eric. „Ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen. Oder bist Du zu müde? Ich kann auch morgen zu Dir herankommen.“

„Bitte! Ich bin nie müde, wenn es sich um Dich handelt. Hoffentlich hast Du Erfreuliches für mich.“

Der alte Herr ließ sich in die Coupéecke fallen. Eric stieg hinter ihm ein. In raschem Laufe rollte der Wagen durch das Portal über den Lustgarten, die Linden herab.

Unterwegs sprachen Vater und Sohn kein Wort miteinander. Baron Richard hatte sich tief in seinen Pelz gewickelt und den Kragen halb in die Höhe geschlagen. Es schien, als friere er, der sonst gegen Hitze und Frost gewappnet war. Vielleicht auch, daß wieder einer jener plötzlichen Anfälle schwarzer Melancholie über ihn gekommen war, die Eric in letzter Zeit zu öfterem an ihm beobachtet hatte. Er hatte den Chapeau claque vom Haupte genommen und hielt ihn zusammengedrückt auf den Knieen. Das weiße Haar war sorgfältig über der Stirn geordnet, aber das Gesicht, das so lebensfreudig in die Welt schauen konnte, war erschreckend verdüstert.

Eric merkte es nicht — er war mit den eigenen Gedanken beschäftigt, die immer und immer nur das Bild der Geliebten umkreisten.

Der Wagen hielt vor dem Hotel. Die Herren stiegen aus. Eric schickte den Kutscher nach Hause. Die Pferde sollten geschont werden — er wollte sich später eine Droschke nehmen, vielleicht auch zu Fuß gehen.

Oben im Salon war es behaglich warm. Der Kellner hatte die Krone angezündet und sich auf leisen Sohlen wieder entfernt. Baron Richard bot seinem Sohn eine Cigarre an, dann nahmen die beiden Platz.

„Also los,“ sagte der alte Herr, und ein scheu fragender Blick traf Eric. „Was giebt's für Geheimnisse?“

Eric atmete tief auf. „Nur eins,“ antwortete er, „ein Herzensgeheimnis. Ich will mich verheiraten.“

Der Baron schaute empor; ein Strahl glücklichen Triumphs brach aus seinen hellen Augen.

„Ich will erst ein weiteres hören, eh' ich Dir um den Hals falle,“ sagte er; „daß Du eine gute Wahl getroffen haben wirst, setze ich freilich voraus. Wer ist es?“

„Comtesse Agnete Dornach.“

„A — h?! . . .“ Der alte Herr stand auf und umarmte Eric. Etwas Theaterpose lag auch in dieser Umarmung, aber seine Freude war echt. „Ich hätte jede, die Du gewählt, von Herzen als Tochter begrüßt,“ sagte er, „aber welcher Vater säh' es nicht gern, daß sein Sohn ihm die Schönste und Beste zuführt! Und nach Deinen Beschreibungen muß das Agnete sein. Die Dornachs sind ein altes und edles Geschlecht und, soweit mir bekannt, auch sehr begütert. Ich muß Dir noch einmal sagen, Eric, daß ich glücklich über Deine Wahl bin — und mehr: ich bin auch stolz . . . Hast Du Dich mit Agnete bereits geeinigt?“ —

Eric hatte sich wieder im Sessel niedergelassen. Ein leichter Schatten lag auf seiner Stirn. Vielleicht hatte er zu dieser Stunde mehr Herzlichkeit und weniger Worte von dem alten Kameraden, der sein Vater war, erwartet. „Nein,“ entgegnete er, „ich bin noch nicht völlig einig mit ihr. Einer kurzen Aussprache, die ich heute nach dem Hofdiner mit ihr hatte, fehlte der Abschluß. Ein anderer kam dazwischen. Aber ich will morgen um die Mittagszeit zu ihr und zugleich auch bei dem alten Dornach meine Werbung anbringen. Ich bitte Dich, daß Du mich begleitest, Vater; ich halte es für gut, wenn sich auch die Väter gleich aussprechen. Und deshalb noch einige Fragen vorher. Deine Vermutung, daß die Dornachs ein begütertes Geschlecht, ist richtig. Aber der Reichtum der Familie liegt meines Wissens in dem Fideikommiß. Egon sprach mir gelegentlich einmal davon, daß Heinz auf eine Leibrente angewiesen sei und daß Agnete nur ein verhältnismäßig kleines Vermögen

besitze. Ich habe mit Dir nie über unsere Finanzverhältnisse gesprochen. Du hast mir stets eine glänzende Zulage gewährt — ich weiß auch, daß Deine Minen reiche Erträgnisse liefern. Was ich aber nicht weiß, ist der Stand unseres festen Vermögens. Verzeihe mir, wenn ich Dich bitte, mir darüber in wenigen Worten Aufklärung zu geben. Auch Graf Dornach wird das fordern . . .“

Baron Richard hatte sich schon, während Eric noch sprach, erhoben und schritt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, im Zimmer auf und nieder. Sein Kopf war dabei geneigt, so daß sein Gesicht im Schatten lag. „Es ist schwer, Deine Frage kurzweg zu beantworten,“ erwiderte er. „Ja — es ist einfach unmöglich. Es geht uns ähnlich wie den Dornachs. Wir sind Millionäre, aber unsere Millionen liegen fest im Schoße der Erde. Und gerade zur Zeit, wo ich eine erhebliche Ausdehnung unserer Bergwerke plane, ließe sich, auch wenn ich es wollte, ein Verkauf gar nicht realisieren. Aber, Eric —“ Er brach plötzlich ab und schwankte. Sein Gesicht war grau geworden — ein gurgelndes Röcheln quoll über seine Lippen.

Mit einem Aufschrei sprang Eric ihm zu Hilfe und fing ihn auf. Aber der Alte wehrte sich. „Laß,“ keuchte er, „laß! Gieb mir Wasser!“

Eric führte den Vater zum nächsten Sessel. Sein Herz klopfte angstvoll. „Soll ich den Arzt holen lassen, Vater?“ fragte er leise. „Ich sorge mich so —“

„Nein! Gott bewahre! Unsinn! . . .“ Mit hastenden Fingern riß sich der Baron die Krawatte ab und den Kragen auf. Dann dehnte und streckte er sich; seine Brust hob und senkte sich stark. „So,“ sagte er, während Eric in das Schlafzimmer eilte und mit einem Glase Wasser zurückkehrte, „so! . . .“ Er leerte das Glas bis auf den Grund und nickte seinem Sohn lächelnd zu. „Hast Angst bekommen, Junge? Aber es ist keine Ursache dazu. Gar keine. Ich habe einfach zu viel getrunken — potztausend, was bin ich für ein schlapper Geselle geworden! Himmel und Hölle, noch vor drei Jahren hätte mir das nicht passieren können! Aber man wird alt — bei Gott, man wird alt! Eric, komm her! Gieb mir einen Kuß, my boy, und sorge Dich nicht. Seit vorigem Lenz überfällt mich dann und wann so eine Art Asthma. Es hat nichts weiter zu bedeuten. Diät, sagt der Arzt, nichts als Diät — und ich pariere nicht immer. Ich denke immer noch, ich bin der Gigant von früher. Na — also — es soll mir eine Lehre sein. Ich will vernünftiger werden . . .“

Eric stand noch immer neben dem Stuhl seines Vaters, mit besorgter Miene und voll trüber Befürchtungen. Da aber wurde der Alte böse.

„Eric — zum Donnerwetter, setz' Dich wieder!“ rief er. „Da drüben hin — so! Ich bin keine Nachtlampe und keine Kamillentheetante! Es kann jedem Menschen passieren, daß er mal zu tief ins Glas guckt! Du siehst ja, daß ich wieder ganz munter bin! Nun weiter im Text! Ich kann Dir also nicht sagen, wieviel unser Vermögen auf Heller und Pfennig beträgt — das weiß ich allein nicht. Aber soviel wie die Dornachs haben wir auch. Ich werde dem Grafen schon Rede stehen. Hätt' ich gewußt, daß Du Dich mir nichts, dir nichts verheiraten willst, dann würde ich etwas schärfer gerechnet haben, ehe ich Amerika verließ. Vorderhand handelt es sich um Deine Kaution — die kann ich jeden Tag auf den Tisch niederlegen. Na, und dann werde ich Deine Zulage verdoppeln — und dann wollen wir mal sehen, ob wir uns langsam aus unseren Minen herauswinden können. Zur Aktiengesellschaft hat man das Bergwerk schon lange umkrempeln wollen, aber — das alles hat Zeit! Um die materielle Seite Deiner Zukunft kannst Du jedenfalls ohne Sorge sein, mein Junge!“

„Ich bin es auch, Papa,“ antwortete der Rittmeister, „aber — mein Gott, Du wirst doch begreifen, daß man sich in dem Augenblick, da man im Begriff steht, sich ein eigenes Heim zu gründen, gern klar über die eigenen Verhältnisse ist! Nicht lediglich in materieller Hinsicht, auch —“ Er rauchte rasch ein paar Züge. „Hör' mal zu, Vater,“ begann er von neuem, „ich habe noch etwas auf dem Herzen. Du hast selten mit mir über meine Mutter gesprochen und mir nur ein einziges Mal zu verstehen gegeben, daß Du Dich frühzeitig, schon nach wenigen Jahren der Ehe, von ihr hast trennen müssen. Mir ahnte, daß Du mir etwas verbargst — ich habe aber nicht wissen wollen, was. Ich fürchtete mich davor. Ich wollte meiner Mutter lieber gar nicht gedenken, als mit Bitterkeit im Herzen. Heute ist es anders geworden. Ich möchte Klarheit haben Habt Ihr Euch — Du und die Mutter — nur getrennt, oder waret Ihr geschieden?“

Der alte Herr schaute düster vor sich hin. Mit der geöffneten Weste, dem aufgerissenen Hemd und dem wirr in die Stirn fallenden Haar, mit seinen glasigen Augen und den schlaff gewordenen Zügen hatte er etwas Verwahrlostes an sich. „Du hast ein Recht, danach zu fragen,“ sagte er. „Aber ich bitte Dich, erspare mir nähere Auseinandersetzungen. Ich habe — damals — sehr leiden müssen . . . Ich trennte mich kurz nach Deiner Geburt von Deiner Mutter. Eine neue Liebe, eine tolle und wahnsinnige Leidenschaft zu einem ungarischen Abenteurer war über sie gekommen. Sie verließ Mann und Kind, um ihm zu folgen. Sie war eine sehr schöne Frau, aber haltlos und leichtsinnig. Ich glaube, sie hat schwer büßen müssen. Nach einjähriger Trennung wurde unsere Ehe auch gerichtlich geschieden. Ich habe nie wieder etwas von der Ärmsten gehört . . .“

Der weiche Ton, in dem sein Vater von der schuldigen Mutter sprach, rührte Eric. Es war ein Klang unverlöschter Liebe. Er stand auf und küßte den Vater. „Laß es gut sein,“ sagte er sanft; „sie ist tot für Dich und mich, und auch für die anderen soll sie es sein. Es wird sich Gelegenheit finden, Agnete einmal die Wahrheit zu sagen; vorläufig braucht weder sie noch ihr Vater von dem Geschehenen etwas zu erfahren.“

Baron Richard nickte. „Gewiß, es ist besser so . . .“ Sein Auge glitt an der Gestalt seines Sohnes empor; er nahm dessen Hand. „Auf Deine

Ehre, Eric: Du willst Agnete heiraten, weil Du sie liebst? Nur, weil Du sie liebst?"

Die Frage klang Eric wunderlich. „Habe ich Grund, eine Ehe ohne Liebe zu schließen?" erwiderte er. „Nein — und hätte ich ihn, ich würde es dennoch nicht thun ... Deine Erziehung, Vater, die nach europäischen Begriffen durchaus nicht philologisch musterhaft gewesen ist, hat ihr Gutes gehabt. Du hast mich austoben lassen. Ich war als Jüngling ein Mann — meine wilde Jugend hat mir nichts geschadet, hat mir, glaub' ich, eher genützt. Ich bin in mancher Beziehung unmodern geblieben wie ein Hinterwäldler. Ich komme über gewisse elementare Regungen nicht hinaus. Wenn ich heirate, will ich mein Glück suchen, aber in einer Ehe ohne Liebe, würde ich es nicht finden. Und dann: lerne Agnete kennen, und Du wirst begreifen, daß man sie lieben muß! Ein Salongänschen mit schneeweißem Gefieder wär' nichts für mich. Ich habe wenig übrig für das Glatte, Alltägliche und blitzblank Gescheuerte, für unsere Pensionspuppen. Nein — nichts! Lerne Agnete kennen! Alles in ihr ist Kampf; es steckt etwas Brunhildenhaftes in ihrem Empfinden und Fühlen. Aber es wird hell und klar und ruhig in ihr werden, wenn sie den geistigen Anschluß gefunden hat, der ihr bisher fehlte, und vor allem eins: das läuternde Medium der Liebe! ..."

Der Alte hatte schweigend zugehört, die Arme auf den Tisch gestemmt, die Hände mit gespreizten Fingern im Haar Nun hob er den Blick. „Ich bin glücklich über das, was Du sagst, Eric. Du bist immer mein Alles gewesen. In Aufregungen und Gefahren bin ich ewig einsam geblieben. Nur an Dir hing mein Herz. Ich habe Dich zu meinem Kameraden gemacht, so lange Du bei mir warst, und als ich Dich nicht mehr um mich haben konnte, war der Gedanke an Dich das, was mich zur Arbeit trieb. Ich wollte Dich unabhängig wissen. Ich wollte, daß Dich einmal keinerlei Rücksichten auf den verfluchten Mammon bei der Wahl Deiner Lebensgefährtin bestimmen sollten ... Ich bin sehr glücklich, daß Du Deinem Herzen gefolgt bist ..."

So hatte Eric den Vater noch nie sprechen hören. Er sah in seine feucht schimmernden Augen und begriff, daß die vergötternde Liebe des Alten zu ihm das Leitseil seines Lebens gewesen war. Für ihn allein hatte er die Erde durchwühlt und unter tausend Schwierigkeiten das blanke Metall an das Licht gefördert. Der Sohn sollte reich werden, um unabhängig sein zu können.

„Warum müssen wir ewig getrennt leben, Vater?" sagte Eric zärtlich, die Hände des Greises in den seinen haltend. „Du bist alt geworden und bedarfst der Ruhe. Schließe ab und komm' zu uns, zu mir und Agnete, zu Deinen Kindern! Du hast erreicht, was Du wolltest — ich bin ‚unabhängig' geworden — und ich wäre es auch ohne Deine Schätze. Was mir allein noch fehlt, bist Du, der Kamerad von drüben. Brich Deine Unterhandlungen ab, so lange es noch Zeit ist, verkaufe die Minen und bleibe bei uns. Sei lieb, Vater!"

Der Alte schüttelte den Kopf und strich langsam mit der linken Hand über Augen und Stirn. „Nein, Eric," antwortete er leise, „es geht noch nicht. Später — vielleicht schon in Jahresfrist. Ich — ich bin noch nicht am Ziele. Aber es wird nicht mehr lange währen, und dann folge ich Deinem Rufe. Ja, gewiß — ich bedarf der Ruhe und sehne mich nach ihr. Nur ist die rechte Zeit noch nicht da — ich habe noch viel zu ordnen und zu erledigen ... Also morgen, Eric. Holst Du mich ab?"

Der Vater schien müde zu werden; er zwinkerte mit den Augen und seine Mundwinkel senkten sich schlaff.

Eric warf den Paletot über und griff nach seinem Helm. „Ich hole Dich ab, zwischen zwölf und eins. Schlaf wohl, Vater — ich hoffe Dich morgen wieder wohl zu sehen. Bitte, schone Dich — ich flehe Dich an ..."

Der Baron lachte auf. „Mach' Dich nicht lächerlich, Junge! Schonen?! Ah bah — nun geh' und behüt' Dich Gott!"

Er küßte ihn nochmals und drängte ihn zur Thür. Nun war der Alte allein. Er blieb einen Augenblick hochaufatmend mitten im Zimmer stehen. Dann schob er den Riegel vor die Thür und löschte die Flammen des Kronleuchters bis auf eine. Von seinem Gesicht war der lachende Zug, den er noch beim Abschiede von seinem Sohn beibehalten, geschwunden. Seine Lippen bewegten sich, als spräche er mit sich selbst. Er schritt an den Schreibtisch, zog das mittelste Schubfach auf und nahm einen Revolver heraus. Er spannte die Hähne und löste die Sicherung. Seine Hände zitterten dabei und ein irres Lächeln flackerte um seinen Mund ...

Dritter Band.

XIII.

Erlaucht Graf Dornach saß in seinem Hotelzimmer vor dem Schreibtisch und erledigte die mit der Morgenpost eingetroffene Korrespondenz. Die letzten Gichtanfälle hatten den Grafen stark mitgenommen. Half sich seine elastische Natur auch immer verhältnismäßig leicht über die Tage der Krankheit fort — die Spuren der überstandenen Schmerzen blieben doch in den tiefer gewordenen Falten auf Stirn und Wangen haften. Der Graf war sorgfältig in einen weichen und warmen Schlafrock eingehüllt; über seine Beine war eine Decke aus Kamelhaar gebreitet, und die Füße steckten zudem noch in einem pelzgefütterten Fußsack. Neben ihm auf dem Schreibtische stand ein Glas Sherry, von dem er von Zeit zu Zeit nippte.

Graf Dornach hatte geklingelt, und Richards war in das Zimmer getreten. „Erlaucht befehlen?"

Der Graf legte einen Briefbeschwerer auf die Papiere vor sich und lehnte sich im Sessel zurück. „Komm näher," sagte er.

Richards that, wie ihm geheißen worden — mit genau demselben mürrischen und unfreundlichen Gesicht, wie er es immer zu zeigen pflegte.

„Hast Du die Erkundigungen eingezogen, mit denen ich Dich beauftragt habe?“

„Sehr wohl, Erlaucht.“

„Nun, und —? Warum hast Du mir noch nicht Bericht erstattet?“

„Weil Erlaucht noch nicht danach gefragt haben.“

Der Graf fuhr auf. „Du bist ein unverbesserlicher Esel, Richards! Ich werde wirklich einmal kurzen Prozeß mit Dir machen. Was soll diese alberne Redensart!“

Richards zog die Schultern hoch. „Ich weiß ja nicht mehr, wie ich es Erlaucht dem Herrn Grafen recht machen soll,“ entgegnete er unwirsch. „Wenn ich Erlaucht etwas erzähle, wonach mich Erlaucht nicht gefragt haben, dann werden Erlaucht grob und sagen, das ginge mich gar nichts an, ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. So war's erst letzthin, als ich ganz unter der Hand gehört hatte, daß die Christa Hellmer gar nicht die Enkelin des alten Schröder, sondern so eine Art Findelkind sein soll.“

Der Graf furchte die Stirn. „Zunächst bitte ich mir aus, daß Du von einer anständigen jungen Dame in respektvollerem Tone sprichst,“ sagte er. „Fräulein Hellmer ist auch für Dich Fräulein Hellmer — wie für mich. Dann weißt Du, daß ich Klatschereien nicht leiden kann — es ist mir zudem auch höchst gleichgültig, ob Fräulein Hellmer die Enkelin Schröders ist oder nicht. Mit den Erkundigungen bezüglich jenes Herrn Heller aber habe ich Dich ausdrücklich beauftragt und Du hast mir Rede zu stehen. Nun vorwärts! Was hast Du in Erfahrung gebracht?“

„Daß sich die Sache genau so verhält, wie Euer Erlaucht sich gleich gedacht haben. Der Bankier Heller in der Sigismundstraße ist derselbe, der sich damals in London für seinen Bruder wegen des Raubanfalls im Hyde-Park verwandt hat.“

Graf Dornach senkte den Kopf. „Hm — also doch derselbe,“ sagte er halblaut. „Wie hast Du das erfahren?“

„Durch Zufall, Erlaucht. Ich bin vor einigen Tagen einem Jugendfreunde begegnet, der hier als Bereiter in Stellung ist und der mich in eine Weinstube unter ein paar lustige Leute führte, die den Bankier kannten. Da hörte ich denn, daß er früher in England gewesen ist; der äußeren Beschreibung nach kann es gar kein anderer sein als unser alter Bekannter.“ Richards machte eine kleine Pause und fuhr dann lauernd, mit einem schielenden Seitenblick auf seinen Herrn fort: „Wenn Erlaucht es mir erlauben wollen, möchte ich mir noch eine Bemerkung gestatten, obschon Erlaucht mich nicht weiter gefragt haben. Darf ich?“

„Schieß los, was giebt es noch?“

„Erlaucht, einer von den Herren, mit denen ich damals zusammen war, ließ, als wir von Herrn Heller sprachen, so ganz nebenbei die Äußerung fallen, daß es in dem Hellerschen Hause wohl bald Hochzeit geben werde. Der Herr Graf Heinz sei heimlich mit der einzigen Tochter des Bankiers verlobt — und die solle an zwei Millionen oder darüber als Mitgift mitkriegen. Ich habe natürlich gethan, als wüßte ich von nichts —“

„Was auch sehr in der Ordnung war, mein guter Richards,“ fiel der Graf raschen Worts ein. Dann nippte er an seinem Sherry, betrachtete einen Augenblick mit Aufmerksamkeit seine Fingernägel und fuhr fort: „Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, daß das Unsinn ist. Mein Sohn, der Graf Heinz, verlobt sich nicht hinter meinem Rücken. Die Leute reden viel thörichtes Zeug! Übrigens noch eins. Ich wünsche nicht, daß die alte Geschichte von dem Überfall im Hyde-Park gelegentlich wieder aufgewärmt wird. Das ist unnötig. Der Bankier Heller soll ein durchaus ehrenwerter Mann sein — er kann nichts für seinen Strolch von Bruder . . . Ist Schröder eingetroffen?“

„Sehr wohl, Erlaucht. Er wartet unten und bittet, vorgelassen zu werden.“

Dornach nickte. „Es ist gut, Richards, er soll kommen.“

Der Kammerdiener ging, und Graf Dornach streckte sich wieder im Sessel. Seine innere Verstimmung prägte sich deutlich auf seinen Zügen aus. Dieser leichtsinnige Strick, der Heinz! Nichts als Ungelegenheiten bereitete er dem Vater. Wie intim mußte er im Hellerschen Hause verkehren, daß man schon das Gerücht von seiner heimlichen Verlobung mit der Bankierstochter kolportierte! Zwei Millionen Mitgift oder darüber — — kann alles Gold der Welt einen anrüchigen Namen reinigen?! — Nein, die Flecken bleiben — auch ungezählte Schätze waschen sie nicht ab! —

Es klopfte. Oberförster Schröder trat ein und blieb, die Hacken zusammenschlagend, dicht neben der Thür stehen.

„Tag, mein alter Schröder,“ sagte der Graf, freundlich mit dem Kopfe nickend; „treten Sie näher — gesund und munter?“ Er bot dem Graubart die Hand.

„Danke unterthänigst, Erlaucht, es macht sich ja.“

„Alles in Ordnung daheim?“

„In bester Ordnung, Erlaucht.“

„Freut mich zu hören, Schröder — wußt' es aber auch so schon. Auf Sie kann man sich immer verlassen. Hören Sie mal, Schröder — nehmen Sie sich bitte 'nen Stuhl und setzen Sie sich; unsere Unterredung kann länger währen — ich habe Sie kommen lassen, weil ich in einer — in einer etwas heiklen Angelegenheit mit Ihnen sprechen möchte. Sie entsinnen sich doch der amerikanischen Spitzhacke, die ich einmal von Ihnen kaufte?“

Schröder hatte sich auf den äußersten Rand eines Stuhles gesetzt und die großen braunen, haarigen Hände auf die Oberschenkel gelegt. „Jawohl, Erlaucht,“ erwiderte er, „ich erinnere mich genau. Es war eine Goldgräberhacke, ein Tabaksbeutel und eine Trinkflasche.“

„Richtig!“ Sie sagten mir damals, die drei Gegenstände stammten aus dem Nachlasse Ihres verstorbenen Schwiegersohns. Nicht wahr?“

Der Oberförster wurde unruhig. Er fuhr mit der Hand über seinen struppigen Bart und schaute auf die Erde. „Jawohl, Erlaucht,“ entgegnete er

zögernd, „das sagte ich damals. Ich — ich habe gedacht, es würde Ihnen am Ende wohl gleichgültig sein, wo die Dinger herkämen. Und ich wollte keine langen Redereien. Aber da Sie nun ernsthaft fragen, muß ich wahr sein. Ich habe nie einen Schwiegersohn gehabt — ich bin überhaupt niemals verheiratet gewesen."

„Das hörte ich," warf Graf Dornach kopfnickend ein.

„Und darf ich Erlaucht fragen, von wem?"

„Ich brauche kein Hehl daraus zu machen — von Richards."

Der Oberförster runzelte die Brauen, daß sie wie eine buschige Linie über der Nasenwurzel lagen. Seine Hände zuckten. „Dacht' mir's beinahe," sagte er grollend. „Es ist doch gut, daß man sich auch mit Bedienten auf 'nen Freundschaftsfuß stellt. Seit Jahr und Tag schnüffelt der Richards um mich herum, und seit der Unglücksgeschichte mit der Christel will die Spionenriecherei überhaupt kein Ende mehr nehmen; 's könnt mir ja gleichgültig sein — wenn's nicht um die Christa wäre! Aber die Christa denkt doch nun mal, ich sei ihr leibhaftiger Großvater, und ich hab' sie auch selber immer wie mein eigenes Fleisch und Blut gehalten, und da thut's mir denn weh, ihr 'ne Entdeckung machen zu müssen, die sie schmerzen kann."

„Das ist auch nicht nötig, Schröder. Richards werde ich den großen Mund stopfen, und meiner Diskretion können Sie sicher sein. Christa soll Ihre Enkelin bleiben. Wenn ich selbst Sie bitte, mir etwas Näheres über den ehemaligen Besitzer der Spitzhacke zu erzählen, so geschieht dies aus persönlichen Gründen, die Sie kaum interessieren dürften. Natürlich will ich Sie in keiner Weise zwingen, mir ein Geheimnis zu opfern. Handelt es sich um ein solches, so sagen Sie es offen."

Schröder schüttelte den Kopf. „Vor Erlaucht habe ich keine Geheimnisse," antwortete er. „Ich möchte nur nicht, daß diese alten häßlichen Geschichten unnötig unter die Leute kommen. Die klatschen so wie so schon genug zusammen."

„Da haben Sie recht, Schröder. Ich verspreche Ihnen also, das, was Sie mir erzählen werden, für mich zu behalten, so lange Sie mich nicht selbst von der Diskretion entbinden. Einverstanden?"

Schröder lächelte verlegen und rieb seine Handflächen gegen das Beinkleid. „Erlaucht hätten mir nicht erst Ihr Wort zu geben brauchen," entgegnete er. „Was Erlaucht wünschen und befehlen, das thu' ich. Dafür bin ich in Ihren Diensten. Und daß Erlaucht mir niemals etwas befehlen würden, was mir gegen die Ehre geht, weiß ich." Der Förster holte ein großes, rotes, baumwollenes Sacktuch aus der hinteren Tasche seiner Uniform hervor, schnäuzte sich geräuschvoll, wischte Mund und Nase sorgfältig ab, räusperte sich und begann dann, sich häufig unterbrechend und kurze Pausen machend, von neuem: „Also, Erlaucht — bei Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Hohenalst, bei dem ich vor dem Herrn Grafen in Stellung war, da wohnte ich mitten im Gebirge in einem ganz kleinen Häuschen und ganz allein mit meiner alten Wirtschafterin, der Suse — Erlaucht haben sie ja auch noch gekannt. Das sind nun an die zwanzig Jahre her, und ich denke eigentlich nicht gern an jene Zeit zurück, denn es war ein rackermäßig schwerer Posten, den ich damals inne hatte, weil wir ganz verdammt unter den Wilderern und Schmugglern zu leiden hatten, die da unten an der bayrischen Grenze ihr Wesen trieben. Hier unter der rechten Schulter, da sitzt noch eine Kugel, die ich bei jedem Wetterumschlag spüre, weil sie mir auf die Nerven drückt — die hat mir so ein Schlingel von Wilderer zwischen die Knochen gejagt, und ich habe den Kerl nicht einmal erwischen können . . . Eines Nachts, im Sommer war's, so gegen Ende Juli und eine Bruthitze in meiner Kammer, daß ich nicht schlafen konnte — da höre ich auf einmal Wagenrollen, Pferdewiehern, Menschenstimmen und allerlei Spektakel vor der Thür. Ich zieh' mich an und mache, daß ich 'rauskomme. Da seh' ich im Mondenschein eine Extrapost, mit vier Schimmeln bespannt — es sah ganz gespenstisch aus, und die Suse hat auch noch lange von überirdischen Geschichten geschwatzt — und einen jungen feinen Herrn, der sich mit dem Postillon zankt und immer mit seinem Stock in der Luft herumfuchtelt. Ich frage nach was und wie, und da stellt sich denn heraus, daß der Postillon nicht weiterfahren konnte, weil das Hochwasser eine Brücke abgerissen hatte, und daß drinnen im Wagen eine schwer kranke Dame, die Gemahlin des Herrn, mit ihrem kleinen Töchterchen saß und nicht mehr ein und aus wußte. Nun hatte ich ja in meinem Häuschen recht wenig Platz, aber den Jammer der Dame konnte ich auch nicht anhören, und so bot ich dem Herrn denn an, bei mir zu übernachten, was er nach langem Hin- und Hergerede auch annahm. Der Postillon fuhr nach Robeck zurück — das ist ein kleines Stahlbad bei Hohenalst — die kranke Dame mit ihrem Kinde wurde in Suses Zimmer untergebracht, und der Herr kam in meine Kammer — es mußte eben gehen so gut es sich machen ließ. Ich hatte mir's in der Wohnstube in meinem Lehnsessel bequem gemacht, aber der Schlaf wollte doch nicht kommen — weniger der Hitze wegen, als weil ich in der Kammer der Suse immerfort das leise Ächzen und Stöhnen der Kranken hörte, und dann zuweilen auch ein herzbrechendes Wimmern und unverständliche Laute — es war ganz schrecklich und brachte mich um so mehr aus dem Häuschen, als der Herr ruhig in seinem Zimmer verblieben war und sich gar nicht weiter um Weib und Kind kümmerte. Einmal, als ich es nicht weiter aushalten konnte, stand ich leise auf, schlich mich an die Kammerthür und fragte, ob ich der Dame nicht mit irgend etwas dienen könne oder ob ich nach Robeck gehen und den Arzt holen solle — und da wurde es plötzlich mucksstille. Nun kriegte ich es mit der Angst; ich rief die Suse — die klopfte auch an und versuchte dann vorsichtig die Kammerthür zu öffnen, aber sie war von innen verschlossen, und die Kranke machte nicht auf. Wir überlegten noch, ob wir den Herrn, der ganz ruhig zu schlafen schien, nicht wecken sollten, aber die Suse meinte, der könnte auch nicht helfen,

und da ließen wir's denn. Wir haben es aber bitter bereut, denn auch am anderen Morgen wurde die Kammerthür nicht geöffnet, nur das kleine Kind hörten wir jämmerlich schreien. Der Herr, der frühzeitig aufgestanden war, wurde unruhig; schließlich mußte ich vom Garten aus das Fenster einschlagen — und nun sahen wir, daß die fremde Dame völlig angekleidet, aber regungslos und blaß wie Kalk, auf ihrem Bette lag. Sie war tot . . ."

Der Förster zupfte an den Spitzen seiner wildledernen Handschuh. Die Erinnerung an die Geschehnisse jener Sommernacht schien immer lebendiger in ihm zu werden. Rührung und Weichheit lagen in seinen stark überbuschten dunklen Augen.

„Ja, Erlaucht — sie war tot. Lungenschlag hatte der Robecker Arzt festgestellt, und das mochte das Wahrscheinliche sein, denn die Kranke war wohl schon in halber Auflösung zu uns gekommen — aber, ich kann mir nicht helfen, ich bin das Gefühl nie losgeworden, daß sie — daß die arme Frau den Tod selber herbeigerufen hat. Gott verzeih' mir die Sünde, wenn es eine ist, so etwas zu sagen und es ist vielleicht nicht wahr — jehindennoch, Erlaucht, ich bin auf diesen Gedanken gekommen, weil ich neben dem Bette der Toten ein kleines Papierchen gefunden habe, wie man es braucht, um Medizinpulver darin einzuschlagen, und es hafteten auch noch ein paar winzige weiße Kügelchen an dem Papier . . . Ich habe das Papier verbrannt und keinem Menschen etwas davon gesagt: dem Herrn nicht, denn er brauchte nicht an die Möglichkeit eines Selbstmords seiner Frau zu glauben — und dem Arzt erst recht nicht, denn dann hätt' es vielleicht so eine abscheuliche Sektion gegeben, und wer weiß, ob nicht auch die Geistlichkeit gegen eine ehrliche Beerdigung der Toten gewesen wäre. Es dünkte mich besser, ich schwieg — es konnte keinem schaden . . . Der Herr that anfangs sehr verzweifelt über das schreckliche Ereignis und schloß sich ein paar Stunden bei der Toten ein. Als er dann wieder zu uns kam, war er ganz ruhig, sagte uns, er wolle zu Fuß nach Robeck gehen, um dort das Begräbnis zu bestellen, küßte das Kind und ging auch. Er wollte am Nachmittag wieder zurück sein. Aber er kam nicht — auch nicht in der Nacht, auch nicht am nächsten Morgen — er kam überhaupt nicht wieder. Er kam *nie* wieder — er blieb verschollen für uns . . ."

Der Zuhörende machte eine Bewegung des Erstaunens, und Schröder nickte lebhaft mit dem grauen Kopfe.

„Ja, Erlaucht, es war so," bestätigte er, „der Mann ging von seiner toten Frau und seinem Töchterchen fort, ohne je zurückzukehren. Man hörte nichts wieder von ihm, obschon die Gerichte sich regelrechte Mühe gaben, seiner habhaft zu werden. Denn natürlich mußte ich dem Gerichte Anzeige machen. Der Fremde hatte drei große Koffer zurückgelassen. Sie wurden erbrochen und da fand man denn in dem einen, gleich obenauf liegend, ein an mich adressiertes Couvert. Es enthielt drei Hundertguldenscheine — nichts weiter. In den Koffern waren nur Toilettestücke, die weiblichen E. B. oder gar nicht gezeichnet, die des Herrn mit einem Monogramm S. A. und einer Grafenkrone darüber; in die Wäsche des Kindes, die sehr fein und zart war, war überall mit Seide der Name Christa eingestickt und zwar äußerst kunstvoll und sauber ausgeführt. Auf dem Grunde des größten Koffers fanden wir noch die Spitzhacke, die Trinkflasche und den Tabaksbeutel, die drei Gegenstände, die Euer Erlaucht späterhin gekauft und im Rittersaale von Dornachschloß aufgehängt haben, die aber über die Persönlichkeit des Verschwundenen auch keine Auskunft zu geben vermochten."

„Hat sich der Fremde denn nicht Ihnen gegenüber mit Namen genannt?" warf der Graf ein, der mit lebhaftem Interesse der Erzählung seines Oberförsters zugehört hatte.

„Eben nicht, Erlaucht, eben nicht," antwortete Schröder kopfschüttelnd. „Und ich habe auch gar nicht danach gefragt — Herrgott, ich glaubte ja, die Herrschaften würden am frühen Morgen wieder weiter reisen! Ich bin auch kein neugieriger Mensch — daß der Herr und die Dame vornehme Leute waren, das sah ich ihnen ohne weiteres an — na, und im übrigen —" der Oberförster zuckte mit den Achseln — „ob sie nun Schulze oder Müller hießen, konnte mir gleich sein. Sie waren meine Gäste und damit sela."

„Und in den Koffern wurde effektiv nichts gefunden, was die Behörden hätte auf die Spur des Flüchtigen bringen können?"

„Rein nichts, Erlaucht — zweifellos hatte der Herr Papiere und alles sonstige, was ihn vielleicht hätte kompromittieren können, an sich genommen. Selbst die kleine Taschenuhr seiner Frau und die Brosche, die sie am Kleide getragen, hatte er zu sich gesteckt."

Graf Dornach trank einen Schluck Sherry und knippste mit seinen Nägeln; die Geschichte klang ihm doch sehr romanhaft. „Sie sprechen immer von ‚seiner Frau', mein lieber Schröder," sagte er bedächtig, „aber Ihrer Erzählung nach scheint es mir durch nichts bewiesen zu sein, daß jene Dame überhaupt die Gattin des Herrn gewesen ist. Die ganze Geschichte ist ja an sich schon sehr romantisch — na ja, das ist sie — und wenn man für Romantik empfänglich ist, dann könnte man auch noch ein bißchen weitergehen und die Vermutung aufstellen, daß es sich vielleicht um eine Entführung gehandelt hat. Warum nicht? Vielleicht war die Dame die Gattin eines andern und das arme verlassene Kind der Sproß einer verbrecherischen Leidenschaft . . ."

Der leicht mokante Ton, in dem der alte Herr dies sagte, schien dem Förster wenig zu behagen. Er rückte auf seinem Stuhl hin und her, krauete sich den Graubart und machte ein finsteres Gesicht. „Halten zu Gnaden, Erlaucht," erwiderte er, „aber — ich halte das nicht recht für möglich, was Euer Erlaucht da mutmaßen und sagen. Ich habe mir mit der Suse natürlich ja auch den Kopf ganz gehörig zerbrochen, um der Sache auf die Fährte zu kommen, jehindennoch — eine Frau, die sich im letzten Stadium der Schwindsucht befindet — ich glaube, die entführt man nicht mehr!"

„Warum nicht — wenn der eigene Gatte sie

roh und brutal behandelt? Wer kann das alles wissen!“

„Ja, Du lieber Gott — Erlaucht haben ja recht; wer kann alles wissen! Aber gesetzt den Fall, es verhielte sich so — die Dame wäre wirklich entführt worden, dann hätten doch ganz sicher ihre Angehörigen auf die Nachforschungen der Gerichte irgend ein Lebenszeichen gegeben!“

„Gewiß,“ und der Graf nickte, „das ist wohl anzunehmen!“

„Ganz ohne Zweifel, Erlaucht, zumal die Behörde alles gethan hat, was in solchem Falle nur möglich ist, um hinter das Geheimnis zu kommen. Die Spuren des Paares sind rückwärtig bis nach München verfolgt worden — über Robeck, Hohenalst und Nürnberg. Überall paßte die äußere Beschreibung, aber überall hatte der Herr sich in den Fremdenbüchern der Hotels auf einen anderen, übrigens immer bürgerlichen Namen eingetragen. In allen Zeitungen erschienen Aufrufe mit genauen Signalements, die Polizeibehörden aller größeren Städte wurden benachrichtigt — kurzum, die Gerichte ließen es an nichts fehlen, Licht in das Dunkel zu bringen, aber es blieb beim alten. Es blieb alles beim alten ...“

„Sonderbar,“ meinte der Graf, „in der That sonderbar. Wer weiß, welch' schwere Schuld der Flüchtige auf sich geladen hatte, die ihn dazu zwang, sich verborgen zu halten! Was läßt sich bei einiger Phantasie da nicht alles zusammen fabulieren! Aber wir sind noch immer nicht zu Ende, Schröder. Die Tote wurde also beerdigt —“

„Jawohl, Erlaucht, die Namenlose wurde auf dem Friedhof zu Robeck zur Ruhe gesetzt, und der Geistliche hat wunderschön an ihrem Grabe gesprochen. Das Kind sollte ins Waisenhaus. Da hat sich aber zuerst die Suse ins Mittel gelegt. Der hatte es die Kleine angethan. Sie steckte sich hinter mich: wir sollten das Mädchen behalten und es zu erziehen versuchen. Der liebe Gott hätte es uns sozusagen ins Haus geschickt und was sie nicht sonst noch alles zu erzählen wußte. Na, Erlaucht, ich muß gestehen, daß ich anfänglich ganz gewaltig geflucht und gewettert und mich sehr dagegen gewehrt habe, die kleine Krabbe bei mir aufzunehmen. Ich habe mich immer ganz gut auf alles Weidmännische, aber nie auf das Erzieherische verstanden. So 'n Dingchen, so 'n zartes und hinfälliges, draußen in unserm Waldhäuschen, wo uns im Winter der Schnee vergrub und im Lenz uns der Sturm beinah' in die Wolken zu jagen pflegte — kurz gesagt, Herr Graf, ich war dagegen. Aber es half mir nichts. Die Suse war ein gutes altes Weibchen, aber — Schwerenot, sie konnte auch manchmal 'ne niederträchtige Xantippe sein! Sie hat mich mordsmäßig unterm Pantoffel gehabt. Also es half nichts. Zuerst gab es endlose Schereien. Ich mußte zum Kreisrat und zum Bürgermeister von Robeck und zum Kuratorium des Waisenhauses und zum Pfarrer und dann einige Dutzend Mal auf das Gericht und dann fünfzig Eingaben machen — man hat mich für meinen guten Willen gepiesackt und geschuhriegelt, daß mir angst und bange wurde und ich oft mitten im Walde, wenn ich so allein mit mir war — denn zu Hause, vor der Suse, da durft' ich nicht Muck sagen — aus Herzenslust auf die ganze Beamtenwirtschaft geflucht habe. Schließlich behielt ich die Kleine aber doch; ich wurde zu ihrem Vormund ernannt und der geistliche Herr — ach, das war ein Prachtkerl, Erlaucht! — zum Gegenvormund. Nun hatt' ich die Christa also auf dem Halse. Die Suse jubelte und war reinweg wie närrisch — na, und so wurde ich mit der Zeit denn auch. Der Mensch gewöhnt sich. Ich konnte ohne die Christel gar nicht mehr sein! Und wie das Dingelchen gedieh da draußen im Walde! Wir hatten manchmal unsere Sorge, daß von der Krankheit der Mutter vielleicht doch auch ein Keim in dem Kinde steckte — aber bewahr' mich Gott, keine Spur! Wie so 'ne Heckenrose blühte sie auf, drall und stramm und rotbäckig, und mit Erlaubnis zu sagen, Erlaucht, an der Erziehung hatte ich auch mein Teil. Ich hab' sie oft genug mit 'raus in die Schläge genommen und mit ihr exerziert und geturnt und Freiübungen gemacht — Sie sollten nur mal sehen, was sie für Muskeln hat und wie sie mit der Büchse umzugehen versteht! Aber das nicht allein. Sie hat auch etwas Tüchtiges gelernt. Sie hat immer ein anschlägiges Köpfchen gehabt, sie hat zu viel gelernt, mein' ich — 's wär' vielleicht besser gewesen, sie hätte sich nicht so mit aller Kraft auf die Bildungsseite geworfen. Ich hätt's gern verhindert, jedennoch da war sie mir schon entwachsen.“ Der Oberförster wischte mit dem Zeigefinger über seinen Schnauzbart. „Nu' wär' ich wohl fertig, Erlaucht,“ schloß er.

„Ja, Schröder,“ entgegnete der Graf, „ich habe kaum noch etwas hinzuzufügen. Nur eins: wie kommt Christa zu dem Namen Hellmer?“

„Aha — jawohl — das kam so,“ und der alte Grünrock schnäuzte sich erst noch einmal dröhnend, ehe er weitersprach. „Wie so drei, vier Jahre vergangen waren, da überlegten wir eines Tages, daß unser Kindchen doch nicht allzeit und ewig ohne Namen in der Welt herumlaufen könne. Und da wollte ich es denn adoptieren, aber das ging nicht. Ich war noch nicht alt genug oder weiß der Geier, was die Gerichte dagegen hatten! Nun trat die Suse wieder auf die Bildfläche. Gegen die hatten die Gerichte nichts, zumal sie der Kleinen auch noch ihre Ersparnisse, ein paar tausend Mark so etwas, verschrieb. Und so erhielt Christa denn den Namen Hellmer, von dem sie glaubt, daß er ihrem seligen Vater gehört habe.“

„Sie weiß also gar nichts über das Dunkel ihrer Geburt?“

„Nichts, Erlaucht. Wir haben es nicht übers Herz gebracht, ihr davon zu sprechen. Wir haben uns mit 'nen paar frommen Notlügen geholfen. Was hätte ihr denn eine Aufklärung genützt? — Zwischen Hohenalst und Dornach liegen an hundert Meilen — eine Klatscherei war also auch nicht zu befürchten. Wie Richards die Sache 'rausgekriegt hat, ist mir heut noch ein Rätsel — — ich bin ihm auch gehörig übers Maul gefahren — entschuldigen Erlaucht — und habe alles bestritten und mir seine Herumtragerei bestens verbeten. Und dabei habe ich

ihm meine beiden Fäuste gezeigt — ich glaube nicht, daß er noch mal in meinem Revier pürschen wird! Alles, was recht ist — aber den Kammerdiener gehen meine Familienverhältnisse gar nichts an!"

Graf Dornach lächelte. „Gewiß nicht, Schröder," sagte er; „ich kann es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie unwirsch geworden sind — auch nicht verargen, daß Sie einfach leugnen, was er ausspioniert hat. Bleiben Sie nur ruhig dabei, daß Fräulein Christa Ihre Enkelin sei! Wie geht es ihr denn? Fühlt sie sich wohl in ihrer neuen Stellung?"

„Ich habe sie noch nicht sprechen können, Erlaucht," erwiderte der Förster, „aber ihren Briefen nach scheint sie sich ja zu gefallen."

„Das würde mich freuen, mein lieber Schröder, ich gönne dem klugen und tapfern Mädchen alles Gute. Und ich will Sie auch nicht länger aufhalten, ich kann mir denken, daß Sie Sehnsucht nach ihr haben, nicht wahr? Bevor Sie nach Dornach zurückreisen, möchte ich allerdings noch Verschiedenerlei mit Ihnen besprechen; es ist möglich, daß ich im Februar zahlreichen Jagdbesuch erhalte, und da sind denn doch noch allerlei Arrangements zu treffen. Wo wohnen Sie denn?"

„Richards hat mir im Gasthof zum König von Ungarn ein Zimmer bestellt, Erlaucht; er sagt, das hätte ihm ein Freund empfohlen; es ist ein kleines, aber ganz sauberes und freundliches Hotel."

„Na schön, Schröder. Sprechen Sie also am Abend noch einmal bei mir vor und grüßen Sie Ihre Enkelin. Adieu, mein Alter!"

Der Oberförster hatte sich erhoben. Er schlug wieder die Hacken zusammen, sagte im Ordonnanzton: „Wünsche gehorsamst Adieu, Erlaucht," und verließ schweren Schrittes das Zimmer.

Graf Dornach klingelte seinem Kammerdiener. „Ich will Toilette machen," befahl er. „Übrigens, Richards — was ich Dir noch sagen wollte: Schröder hat sich bei mir über Dich beschwert, wegen der thörichten Klatschereien, die Du da über seine Enkelin verbreitet hast. Laß diese Dummheiten künftighin! Schröder ist ein Ehrenmann und Fräulein Hellmer ein braves und anständiges Mädchen. Ich möchte nicht, daß die beiden unnötig ins Gerede kommen."

Richards setzte seine gewöhnliche indignierte Miene auf und zog die Unterlippe schief. Dann half er dem Grafen aus dem Sessel empor und sagte dabei: „Der Herr Baron von Eisenschmidt-Tengern haben sich anmelden lassen und möchten Erlaucht gern sprechen."

„Welcher Eisenschmidt? Der Rittmeister?"

„Der Herr Rittmeister sind bei der gnädigsten Comtesse," erwiderte Richards mit anscheinender Gleichgültigkeit, die indessen im schärfsten Gegensatz zu dem lauernden Aufblitzen seiner Augen stand. „Aber der Herr Baron von Eisenschmidt Vater wünschte expreß, bei Erlaucht vorgelassen zu werden."

Graf Dornach lehnte sich fest auf den Arm seines Dieners und humpelte mit ihm durch das Gemach.

„Na, dann vorwärts," brummte er. „So kann ich mich doch nicht sehen lassen! Also der Rittmeister ist bei Agnete, und der Alte will mich sprechen — hol's der Geier, wenn da wieder eine neue Dummheit im Spiele ist!"

„Was ich allerdings fürchte," setzte Richards mit kaltblütiger Frechheit hinzu.

Diesmal kam er aber schlecht an. Der Graf blieb stehen und maß ihn zornig von oben bis unten. „Halte Dein Schandmaul, mein Junge, oder ich stopfe es Dir gehörig," sagte er drohend. „Laß mir genug von Dir gefallen — immer noch auf Rechnung der berühmten Lebensrettung von damals — aber ich habe keine Lust, mir unverschämt kommen zu lassen! Verstanden?"

Richards hielt den Blick des Grafen ruhig aus. „Erlaucht können mich ja entlassen, wenn Erlaucht nicht mehr zufrieden mit mir sind," antwortete er kurz.

Die Adern schwollen auf der Stirn des alten Herrn. „Eh bien," sagte er, „Du sollst Deinen Willen haben. Am Ersten kannst Du Dich trollen. Bis dahin aber — weh' Dir, Canaille, wenn Du mich noch einmal ärgerst! Hab's satt! Nun vorwärts!"

Er stampfte wütend weiter, neben ihm Richards mit der finsteren Miene eines, der sich zu rächen wünscht. —

Zur selben Zeit war Eric Eisenschmidt bei der Comtesse Agnete vorgelassen worden. Ihr Herz zuckte, als ihr der Rittmeister angemeldet wurde — sie hatte sich in schlafloser Nacht vorbereitet auf das, was kommen würde. Aber sie war äußerlich ruhig geblieben; mit freundlichem Lächeln trat sie Eric entgegen und reichte ihm die Hand. „So feierlich," sagte sie, denn er trug den gestickten blauen Koller und in der Hand den Stahlhelm.

„Die äußere Betonung meiner inneren Stimmung, Comtesse," entgegnete er; „ahnen Sie nicht, was mich zu Ihnen führt?"

Sie schwankte einen Augenblick, ob sie die Wahrheit sagen sollte. Es wäre vielleicht das Richtige gewesen, denn sie hatte keinen Grund, ihr Herz zu verschanzen. Aber die Mädchenscham siegte. „Ich denke mir, unsere gemeinsame Verbindung mit der Firma Grüneisen Söhne," erwiderte sie. Dann aber errötete sie ob dieser Lüge und wandte ihr Auge vor seinem sie tief durchdringenden Blick zur Seite.

Er trat näher an sie heran und küßte ihre Hand. „Ich bin nicht in der seelischen Verfassung zu einer langen und schön ausgeführten Erklärung, Agnete," sagte er. „Ich bedarf einer solchen auch nicht vor Ihnen. Wußten Sie es nicht längst, so müssen Sie es seit gestern abend wissen, wo in einer Stunde der Erregung mein Mund aussprach, was seit einem Jahre in meinem Herzen lebt. Ich habe Sie sehr lieb — und ich bitte Sie: werden Sie mein Weib!"

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Träumerei.

Auf die Blumen senkt sich
Traumschwere Nacht;
Hat es nicht irgendwo
Ganz leis gelacht?
An jenem Rosenstock
Scheint es zu lauschen,
Jetzt will es wieder
Seinen Platz vertauschen.
Es schwingt sich auf den Fliederbusch,
Daß sich die Zweige biegen:
„Fange mich, husch, husch,
Du sollst mich lieben!
Käm' mit Dir ins Kämmerlein
Säng' Dir so schöne Lieder —!"
„Sag', bist Du ein Vögelein?"
Ein Kichern: „Frag' den Flieder."

Erich Schwartz.

Der Landsturm Gottes.*)

Von Otto von Leixner.

Jede Besserung bestehender Mißverhältnisse bedarf als Werkzeug den überlegenden Verstand. Es ist nicht immer so gewesen. In vielen Zeiten hat man die dunklen Seiten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens als eine Schickung hingenommen; auch eine Art des „Laissez aller", wenn auch nicht von der Ichsucht in „wissenschaftliche Form" gebracht und zur bewußten Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen benutzt. Ein nicht geringer Teil der orientalischen Völker lebt noch heute unter dem Bann dieser Anschauung, die ihm den Kampf gegen diese Schickung als Sünde erscheinen läßt.

Je mehr die Erkenntnis des Zusammenhanges wirtschaftlicher Erscheinungen gewachsen ist, desto mehr regte sich das Bedürfnis, die schädigende Unordnung mit dem Verstande auf ihre thatsächlichen Gründe zu untersuchen und zu beseitigen, oder die Schäden doch wenigstens zu mildern. Eine Sozialreform bloß aus dem „Gemüt" heraus schaffen zu wollen, ist ein Traum der Schwärmer. Sehr nüchterne Untersuchungen über Bedürfnisse und die Möglichkeit sie zu befriedigen; Ausgleiche zwischen dem bestehenden Recht und dem sich neubildenden; Beobachtungen über die Stellung des Einzelnen zu den Erwerbsgruppen, dieser zur Gesamtheit, kurz eine umfassende und mühevolle Arbeit des Verstandes muß begleiten alle Versuche, die Schäden der Zeit zu bessern, wenn möglich zu überwinden. „In großen Dingen genügt es, gewollt zu haben". Dieses alte Wort kann hier keine Anwendung finden. Der bloße Wille, und wäre es der beste, kann wohl anregen oder die Massen aufregen und unbestimmte Hoffnungen wachrufen, die meistens das Wirrsal der Meinungen noch vermehren. Aber er vermag irgendwie dauernde Einrichtungen nicht zu schaffen, wenn ihm jene Arbeit des untersuchenden, abwägenden Verstandes nicht zur Seite steht. Dieser stellt Thatsachen fest, untersucht deren Gründe, zieht aus beiden Schlüsse; auf diese gestützt macht der Wille Versuche, deren ungünstige und günstige Folgen wieder der Verstand beurteilt und nach ihnen seine ersten Schlüsse verbessert. Das Günstige sucht er nun durch Gesetze dauernd zu stützen, aber er beobachtet wieder die Wirkung der Gesetze, die ja selbst in der besten Form niemals alle möglichen Fälle des Lebens umschließen können und darum stets Verbesserungen, Erweiterungen bedingen.

Mit diesen Zugeständnissen glaube ich sowohl der Wissenschaft wie der Praxis ihre Rechte zugestanden zu haben.

Aber dennoch können beide eine echte Sozialreform von innen heraus nicht vollständig bewirken. Der Verstand, hier in der Wissenschaft verkörpert, hat an sich keine Herzensbedürfnisse; außerdem führt er nicht selten zur kalten Abstraktion, die auf das Leben wenig Rücksicht nimmt und es durch Hypothesen vergewaltigen möchte. Die Praxis aber geht zumeist von einzelnen Gruppen aus, die nur ihr Bestes im Auge haben und ihre Rechte ohne Rücksicht auf andere wirtschaftliche Gruppen durchsetzen wollen.

Um nun einen Ausgleich der Sonderbegehrungen herbeizuführen, bedarf es anderer Mächte als nur des Verstandes und der zum Teil sicher berechtigten Selbstsucht der Gruppen. Die Sozialreform muß als eine allgemeine Angelegenheit gefühlt und begriffen werden. Das ist aber nur möglich, wenn eine gemeinsame Überzeugung alle Stände verbindet — so weit das innerhalb eines Volkes möglich ist. Denn jenes „ernste Wollen", von dem M. von Egidy spricht, das „absolut alle" erfassen soll, ist eine psychologische Unmöglichkeit, so lange das Ganze aus Einzelnen besteht. Wohl aber kann eine übermächtige Mehrheit von jener allgemeinen Überzeugung erfaßt werden und von ihr aus zu Thaten schreiten.

Diese „allgemeine Überzeugung" begann sich schon in der historischen Schule der Volkswirtschaftslehre vorzubereiten — eigentlich schon in List, der aber leider! damals fast unbeachtet blieb. — Und sie entstand im Kampfe mit dem deutschen Manchestertum. Durch sie wurde man wieder bewußt, welche Bedeutung dem Volksgeiste, der Geschichte, dem Staat, dem sittlichen und religiösen Geiste auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete innewohne. So regte sich hier der Widerspruch gegen den Kosmopolitismus und das „freie Spiel der Kräfte" aus dem deutschen Bewußtsein und dem sittlichen Gefühl heraus, das die Überherrschaft des Geldes, die Ausbeutung des Einzelnen und des Staates zu Gunsten des Kapitals als ein Unrecht empfand.

Man erkannte, daß auch in das Wirtschaftsleben sittliche Anschauungen hineingetragen werden müssen, sollte es nicht zu einem Kampfe aller gegen alle entarten, in dem der Stärkere, d. h. der Kapitalskräftigere die Gesetze des Staates zu seinen Gunsten schuf und auslegte. Aber ehe solche Erkenntnisse der Wissenschaft in das Volksleben hinuntersickern, kann dieses längst unheilbar vergiftet sein. Es waren noch Erfahrungen anderer Art nötig, um breitere Schichten zum Bewußtsein zu bringen, daß eine Wandlung der herrschenden Grundsätze nötig sei. Wenn auch den Massen, zu welchem politischen Bekenntnis immer sie stehen mochten, hauptsächlich

*) Aus der Wochenschrift „Sozialreform", herausgegeben von Dr. K. Beerwald (Berlin, K. G. Wiegandt). Vierteljahr 3 Mk.

rein materielle Vorteile als erstrebenswert vorschwebten, so machten sich doch schon vor 1870 hier und dort reinere Beweggründe bemerkbar. Der große Krieg ließ das Deutschbewußtsein in einem mächtigen Brande auflohen, änderte aber zunächst nichts an der vor ihm eingeleiteten Entwickelung. Im Gegenteil: die verstärkten Kräfte schienen sich vereinen zu wollen, um den Sieg der materialistischen Gedanken auch im Erwerbsleben zum endgültigen zu machen. Die Zeit des Gründungsschwindels brach herein und er wütete gleich einer Pest. Sie hätte sich niemals so verbreitet, wären nicht schon seit Jahrzehnten Krankheitsstoffe im Volkskörper vorhanden gewesen, die nun alle zugleich zum Vorschein kamen.

Aber gerade diese Zeit des wahnsinnigen Taumels rüttelte durch ihre Folgen tausende von schlummernden Gewissen wach. Zeigte sie auch den ethischen Materialismus auf allen Gebieten in der Blüte, so entband sie doch langsam eine Gegenströmung, die ungefähr 1875 einsetzt und am Beginn des 9. Jahrzehnts sich stärker bemerkbar machte.

Man pflegt nicht selten zu behaupten, daß dieser Stimmungsumschlag aus der Furcht vor der Sozialdemokratie hervorgegangen sei. Die Behauptung verallgemeinert einzelne Beobachtungen. Denn wäre das richtig, so müßten die Schriften, die um diese Zeit aufzutauchen begannen, aus jenen Kreisen hervorgegangen sein, die durch einen Sieg der Sozialdemokratie alles verlieren müßten. Das stimmt aber nicht mit den Thatsachen überein. Die Furcht ist überhaupt nicht geeignet, inneren Überzeugungswandel zu schaffen, sie kann nur zu unruhigen, richtunglosen Versuchen Anlaß geben; sie schwankt, weil sie die Einsicht vermindert, zwischen feiger Schwäche und unbedachten Gewaltmaßregeln, die beide den Gegner nur stärken können.

Nein, es ist nicht Furcht gewesen, was hier als Beweggrund wirkte. Tiefere Menschen litten im Innern unter den herrschenden Stimmungen und Verhältnissen. Der Materialismus, der vom Beginn an Pate der sozialdemokratischen Partei gewesen war, und das öffentliche Leben sich unterjocht hatte, beleidigte ihren Intellekt ebenso, wie er ihr Herz empörte. Sie sahen die Genußsucht sich steigern, die Frivolität wachsen auf allen Gebieten; sie bemerkten die Unrast der Geister, die zwischen Größenwahn und jenem Pessimismus schwankten, der alle Freuden leugnet, nachdem er sie bis zur Hefe ausgekostet hat. Kindischer Spott und ätzender Hohn richtete sich gegen die Begriffe Vaterland und Heimatliebe und beleidigte das innerlich wieder wachsende Deutschbewußtsein. Scheulose Verneinungssucht bewarf mit Schmutz jedes religiöse Gefühl, und der läppische Atheismus der Bierbank lärmte auf den Gassen. Das Theater ward zum Vorhof des Freudenhauses und zur hohen Schule des fröhlich-gemeinen Ehebruchs; Dichtung und Kunst verflachten.

Sollte das alles nicht genügen, in klareren Menschen, in deren Herzen die Gottessehnsucht lebte, Zorn zu entzünden und das Verlangen nach Besserung zu wecken? Mußten sie nicht zur Einsicht kommen, daß an alledem nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse schuld seien, sondern daß die tiefste Ursache auch dieser in dem Mangel an ernstem sittlich-religiösem Geiste und an kräftigem Deutschbewußtsein zu suchen sei? Das herzlose: Laissez faire, laissez aller, der Götzendienst des Goldes, hätten niemals solche unerhörte Macht gewinnen können in dem Jahrhundert, von 1830 an, wären jene Kräfte nicht so gefesselt gewesen. Der dunkle Drang nach einer sittlich-religiösen Reinigung taucht seit mehr als dreißig Jahren bald hier, bald dort in allen möglichen Formen auf, selbst in Verirrungen des Verstandes und des Herzens. Gewisse Gruppen der Spiritisten; weiche Schwärmer unter den Sozialdemokraten — von den Parteihäuptern belächelt oder auch abgestoßen — Ideal-Anarchisten, an der Spitze Tolstoi, „ethische Bewegung", Egidy, die Theosophen u. s. w. — welch ein Hexentanzplatz von Gedanken und Gefühlen, wie viel Irrtümer und Unklarheiten, und scheinbar, welche Verschiedenheit der einzelnen Gruppen. Von der verstandsmäßigen Nüchternheit der „Ethiker" bis zu der Mystik der Theosophen ist nicht nur ein Sprung. Aber geht man auf die Wurzel dieser Anschauungen zurück, so findet man überall die Unzufriedenheit mit den sittlichen Zuständen der Zeit. Wie unmöglich der autoritätslose Nichtstaat von Bauern nach Tolstoi, wie phantastisch die Gesellschaft der Millionen Freiherren und das in Liebe einige Weltreich mancher Theosophen auch sein mögen: alle sehen in diesen Gebilden ihrer Phantasie die Menschen besser, edler und glücklicher, als sie es heute gemeinhin sind. Und dasselbe träumen auch die Menschen, die Obst- und Brotnahrung als den Erlöser aus allen Wirren betrachten, und sogar jener „Auch einer", der uns das Essen ganz abgewöhnen will und die Kleidung auch. Man kann sie alle zumal Schwarmgeister nennen, aber im Hinblick auf das Grundgefühl, das sie leitet, darf man sie noch nicht einfach verdammen.

Aber alle diese Gruppen zusammen bilden nur ein kleines Häuflein den Tausenden von einzelnen gegenüber, die mit keinem von ihnen gehen können. Nicht weil sie minder warm die Not der Zeit fühlen, sondern nur weil sie sich für die abstrakten Gerichte jener Gedankenköche nicht begeistern können oder sich von gemalten Paradiesen wenig Besserung versprechen. Sie alle fühlen in sich, trotz der Verschiedenheit in einzelnen Meinungen, auf das tiefste die Notwendigkeit der Sozialreform, und wissen, daß diese mit Hilfe des Verstandes aus sittlich-religiösen Ursachen herauswachsen muß, um feste Gebilde zu schaffen. Aber sie wollen auch den nationalen Gedanken festhalten.

Ihre Zahl ist viel größer, als die Nörgeler und Zweifler glauben. Aber auch ihre Opferfähigkeit. Sehr viele von ihnen sind durch günstige Verhältnisse des Lebenskampfes entbunden und könnten genießen, ohne sich Sorgen zu machen. Aber ihre tiefsten Überzeugungen lassen es sie als Unrecht im sittlich-religiösen Sinn erkennen, im ichsüchtigen Glückstreben blind durch die Zeit zu schreiten. Mancher Mann, von reinstem Wohlwollen erfüllt, hat es mir in tiefer Ergriffenheit, manche edle Frau mit Thränen in den Augen gestanden, daß ihr „Glück" sie bedrücke. Unter diesen Tausenden hat sich in den letzten Jahrzehnten das Gerechtigkeitsgefühl so verfeinert, daß sie ihre Lage schmerzlich empfinden und ihr Gewissen, ihr sittlich-religiöses Bewußtsein sie antreibt, in ihrer Umgebung nach Kräften wohlzuthun. Diese Tausende nun bezeichne ich als den noch nicht einberufenen Landsturm Gottes. Ihn für einheitliche Ziele der Sozialreform zu gewinnen, seine zerstreuten, oft mißbrauchten oder falsch angewendeten Kräfte zu vereinigen, ist eine Aufgabe, die noch zu lösen bleibt.

Aber zu diesem Landsturm gehören alle Menschen „guten Willens", die mit offenen Augen und warmen Herzen in das heutige Leben blicken. Sie möchten mithelfen eine neue, bessere Zeit herbeizuführen, aber sind des Weges unsicher, den sie gehen müssen. Indem sie nun von etwas Großem träumen, vergessen sie, wie auch das Handeln im kleinen, in der All-

täglichkeit einen Teil der anzustrebenden Sozialreform bildet und zwar einen sehr wichtigen.

Wer seine Dienstboten gerecht behandelt und nicht ausbeutet; wer dem Handwerker die gelieferten Arbeiten, dem Kaufmann die Ware pünktlich bezahlt; wer den Mitgliedern der unteren Schichten freundlich und ohne Hochmut, denen der höheren und höchsten mit freier Würde entgegentritt; wer in seinem Berufe ehrlich strebt, und nicht strebert; wer die Reinheit des Familienlebens hochhält, seine Kinder zu bescheidener Lebenshaltung und ernstem Pflichtgefühl erzieht: sie alle sind Mitarbeiter an der sittlichen Reformation. Und ebenso jeder, an welcher Stelle er stehen mag, der den Prunk, die Verschwendung für das äußere Leben vermeidet; wer im Kämpfenden, Notleidenden nicht nur einen Versuchsgegenstand für die „satte Humanität", dieses Zerrbild echter Menschlichkeit, erblickt, sondern in ihm den Mitdeutschen, Mitchristen achtet; wer die schlichte, deutsche Denkungsart kräftigt, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit in Handel und Wandel bethätigt. Jeder Priester, welchem der christlichen Bekenntnisse er angehören mag, der nach den Lehren Jesu lebt, in lebendiger Liebe ihren Sinn in Thaten umsetzend und nicht starrgläubig am Worte hängend; jeder Schriftsteller und Künstler, der aus reinen Leitbildern seine Werke schafft und nicht niedrigen Trieben schmeichelt; jeder Denker, der die Geister vom Aberglauben an den alleinigen Stoff loszulösen ringt: sie alle arbeiten an der großen Erneuerung mit, in deren Anfängen wir stehen.

Ja, einer tief gehenden Erneuerung, die altes Verlorene deutscher Art aus dem Schutte graben und zugleich Neues gestalten wird. Die Erregung der Gemüter ist im Steigen begriffen; das innere Unseligkeitsgefühl wächst, aber in und mit ihm die Sehnsucht nach Frieden im äußeren und inneren Leben nach reineren Leitbildern der Sittlichkeit, nach innerer Verbindung mit dem göttlichen Allgeiste. Und gerade darum ist unsere Gegenwart so gewaltig, weil sie gebundene, sittlich-religiöse Kräfte im Schoße trägt, bereit, nach erschütternden Wehen eine neue Zeit zu gebären. Und darum sollen wir unsere Geister und Herzen mit Mut und froher Hoffnung erfüllen und hinwerfen das schwächliche Verzagen und die feige Angst vor dem Kommenden.

Vor allem aber die Furcht vor der Sozialdemokratie. Es irren, die in ihr ein Neues erblicken. Nicht ist sie der Beginn des künftigen Jahrhunderts, sondern der Schluß der vorangegangenen. Aus den Sünden der Besitzenden und Gebildeten hervorgegangen, aus dem Kampfe gegen vielfaches Unrecht geboren, hätte sie, ein Riese, alle Widerstände im Sturm niedergeworfen. Aber sie verband sich mit denselben Dämonen, die das Leben der höheren Kreise vergiftet hatten: mit der Vaterlandslosigkeit, dem Materialismus und der Verachtung der sittlich-religiösen Grundmächte der Geschichte. Und diese, sich in ihr stetig vergrößernd, haben schon heute die inneren Lebenskräfte vergiftet.

Nur eins kann sie wieder stärken: der unbedachte Kampf gegen sie. Schafft ihr Märtyrer, setzt den Gewaltworten, den Schmähungen, *Gewaltthaten* gegenüber, und der heute Fieberkranke wird für einige Zeit wieder gesund. Hier giebt es *nur eine kluge Politik: treibt dem Gegner kein Wasser auf die Mühlen.* Sein Toben sucht die Regierungen zu reizen; er bedarf neuer Reizmittel. Wohlan: seid Ihr blind, so laßt Euch reizen. Die Folgen auf Euer Haupt!

Aber ich glaube, man wird ihm nicht den Gefallen thun, sondern durch Verbesserung und Fortführung des sozialen Neubaues ihm den Wasserzufluß absperren. Dann aber werden wir es noch erleben, daß die Sozialdemokratie an jenen Gewalten zerscheitert, die sie so verächtlich behandelt hat: am Fels des Deutschtums, am Wellenbrecher der volkstümlichen Monarchie und am rocher de bronce des sittlich-religiösen Gedankens.

Indessen aber gilt es, fest zu bleiben.

Canzone.

Von **August von Arnswalde** (1798–1855).*)

Still gingest Du,
Den Lilienarm vom Mutterarm gewieget,
Wie sich das Täubchen an die Taube schmieget,
Dem Häuschen durch die dunkeln Straßen zu.
Schon lag die müde Stadt in dumpfen Träumen,
Schon sah der Wächter hoch herab vom Turme;
Kein Sternchen flimmerte in fernen Räumen,
Und Wolken jagten vor dem Mond im Sturme;
Doch wo Du gingst, ein heller Stern zu schauen,
Da wehte Frieden und zerrann das Grauen.

Das Herz so schwer,
Das Auge trübe wie des Himmels Bogen,
Den Mantel dicht um Wang' und Brust gezogen,
Schritt ungesehn von Dir ich bei Dir her.
Mich führten keine treuen Mutterarme,
Ich durfte mich an keinen Busen schmiegen,
Geführt, getrieben nur von meinem Harme,
Irrt' ich unstät, der Last nicht zu erliegen: —
Da warst Du mir mit stillem Friedensprangen,
Ein heitres Sternbild, tröstend aufgegangen.

Ich dachte Dich,
Wie Du so sanft, so ruhig, sonder Klagen,
Die Liebe und das Leben weißt zu tragen,
Viel schwächer und viel stärker doch als ich;
Wie sich um Dich die dunkeln Räume lichten,
Wie Du noch segnen kannst in tiefem Leiden,
Wie mich es treibt zum Grollen und Vernichten,
An eigner Qual und fremder mich zu weiden —
Wie Du Dich kannst im Kämmerlein verschließen,
Wenn ich mich möcht' in Well' und Wind ergießen.

Da ward mir klar,
Was ich mir stets verhehlt mit falschem Munde,
Daß ich, mit dunkeln Geistern noch im Bunde,
So fern von Dir und so geschieden war:
Kann auch der Falk sich mit der Taube einen?
Das Veilchen mit der Rebe Blüten tauschen?
Der trübe Blitzstrahl mit dem Frührot scheinen?
Die Frühlingswelle mit dem Waldstrom rauschen? —
Du walltest fort auf Deine lichte Weise,
Ich starrte wie gebannt in Zauberkreise.

Ein ernster Schmerz,
Wie ich ihn vorher niemals noch empfunden,
Hielt mächtig meines Fußes Schritt gebunden,
Und goß sich in das eng bedrängte Herz;

*) Aus dem ungedruckten Nachlaß mitgeteilt von Carl von Arnswalde.

Doch war er mild, ich konnte ihn nicht hassen,
Wie Herzeleid, wenn Lieb von Lieb muß scheiden —
Ich wußte nun, daß ich Dich nimmer lassen,
Daß ich nun nimmermehr Dich konnte meiden:
Da stürzt' ich fort, Dir alles zu gestehen —
Das Thürchen klang — ich sollte Dich nicht sehen!

So geh, mein Sang,
Auf leisen Schwingen zu ihr hin und sage,
Daß auch die dunkle Nacht zum Morgen tage,
Und endlich siegt, was treu und gläubig rang.

Stimmen aus dem Leserkreise.

Zum Aufsatze über die klassische Bildung.

Von **Ulrich Grafen Schack.**

Das Gymnasium in seiner heutigen Gestalt nützt das Griechische als Lehrstoff nicht aus, verliert daran Kraft und Zeit — so viel räumt Herr Oberlehrer A. G. in seiner Abhandlung über klassische Bildung und moderne Jugenderziehung ein. Wir wissen ihm dafür Dank, denn eine unangenehme Wahrheit zuzugestehen, ist nicht jedermanns Art, doch der Beginn mit dem Richtigen. Indessen hofft Herr Oberlehrer A. G. auf eine „griechisch-lateinisch-deutsch-christliche" Zukunftsschule und möchte bis zu jenen goldnen Tagen der Erfüllung das Griechische auf dem Gymnasium erhalten wissen. Diese Schule, so lautet sein Versprechen, werde alsdann leisten, was das jetzige Gymnasium nicht leisten kann. Es ist keine Aussicht da, daß die nächste Zeit dergleichen hervorbringen wird, vielleicht ist es überhaupt unmöglich. Mir scheint es, daß unsere Jugend doch ein zu edler Stoff ist, um mit ihr zu experimentieren in Hoffnungen auf Hoffnungen, vielmehr hat man schleunigst auf eine Mittelschule mit weiten Staatsberechtigungen und frei vom mühselig mitgeschleppten Ballast zu dringen. Der ausgezeichnetste Lehrstoff, der nicht ausreichende Frucht trägt, ist ein überflüssiger Baum im Garten der Schule, deren Boden jährlich mit Millionen gedüngt wird. Die vielen Schüler, die auf dem Gymnasium nicht fanden, was sie suchten und nun „schimpfen", haben nicht nur ihre Zeit und ihr Geld verloren, oder eingetauscht für eine Halberziehung, sie sind vielmehr mißerzogen.

Zöge auch der fünfte Schüler aus der Beschäftigung mit der griechischen Sprache einigen Nutzen, eins ist doch nur der fünfte Teil von fünf. Ich möchte wohl wissen, wie viele gymnasialgebildete Herren in den griechischen Autoren mit einigem Eifer lesen: es dürfte nicht der zwanzigste Teil sein. Laßt uns unverzüglich eine Schule schaffen, eingerichtet für *unsere* Zeit, und kommende Zukunftstage für sich selbst sorgen.

Die öffentliche Schule, bezahlt vom Volke, hat dem Geist der Zeit zu dienen; und es hat jede Kulturperiode ihre starken Seiten, ihre Ideale, die freilich gewisse Schwächen mit sich führen. Die Antike hat mächtig auf unsere Kultur gewirkt, aber ihre Wirkung, von der Zeit gefordert, war bereits vollzogen, als man das Griechische auf allen Gymnasien einführte. So mächtig ist der Zeitgeist, so schwach die Schule. Nachdem man lebendig antik gewesen in einer Periode, die ästhetisch gestimmt war, ist man nun altphilologisch antik geworden. Das griechische Volk war ein Heldenvolk, und als die deutsche Jugend Heldenthaten vollbracht hatte, führte man die griechische Sprache auf ihren Schulen ein, um gleichzeitig die Helden zu verfolgen und den Gerichten zu überantworten. Es war den guten Leuten wenig am echten Griechentum gelegen und noch weniger am Deutschtum.

Kann die Massenschule auch nicht Hohes in der Erziehung leisten, indem sie eigentlich nur eine Rennbahn nach Staatsämtern und Vorteilen ist, kann sie die Bedürfnisse der Zeit doch berücksichtigen. Wir können uns nur an Verwandtem bilden, das übrige bleibt unverstanden. Nicht anders verhält es sich mit ganzen Völkern, und hat ein Volk seinen Geschmack geändert, so hat die Massenschule ebenfalls ihren Geschmack zu ändern, um nicht aus dem Zuge des Lebens herauszufallen. Wie die Griechen, sogar ohne Hochschule, griechisch erzogen wurden, sollten die Deutschen deutsch erzogen werden oder, was dem gleich ist, zeitgemäß. Der heutige Geist wird sich wandeln, ein neuer Geist wird hervorgehen, nicht aus der Schule, sondern aus tiefern Quellen — und wieder hat die Schule ihm zu folgen. Soweit ein Lehrstoff nicht rein praktische Ziele verfolgt, ist er unnütz, er wirkte denn *begeisternd*. Denn keine Bildung ohne Begeisterung, eine gesunde, schlichte Begeisterung vielleicht, aber immerhin ein Aufschwung der Seele. Herr Oberlehrer O. G. will das griechische Gold deutsch umprägen: in diesem Verstande ist's denkbar, in einem andern nicht. Unser Gymnasium prägt wohl, aber mit Begeisterung kaum. Damit die Begeisterung Frucht trage, ist es nicht einmal nötig, den Gegenstand der Begeisterung voll zu verstehen. Wie groß war die Begeisterung für Homer, und nun wissen wir, daß es niemals einen Dichter Homer gab. Schaffet eine schöne Kultur und Gold und Prägung fallen Euch von selbst zu. Aber Ihr werdet sie nicht schaffen ohne Begeisterung.

Wer begeistert ist, bewundert, doch Du kannst bewundern, ohne begeistert zu sein, darum halte Begeisterung und Bewunderung auseinander. Ich bewundere z. B. die Putzmacherkunst, die tausend Hüte gleichartig und dabei verschieden dekoriert, ohne mich seelisch für sie zu erwärmen. Bewunderung ist mehr eine Kopf-, Begeisterung eine Herzensarbeit. Wenn sich die deutsche Jugend, zu den Griechen zurückzukehren, an einer Homerübersetzung mehr begeistern könnte als am Original selbst, so wäre erzieherisch die Übersetzung jenem vorzuziehen, obwohl es natürlich bewunderungswürdiger bleibt. Bei der *bildenden* Erziehung entscheidet die Lebhaftigkeit, mit der das Gemüt erfaßt, nicht die Vortrefflichkeit einer Sache an sich. Das Große an Schliemann war, daß er schon als Knabe durch Homer begeistert wurde, und zwar durch eine Übersetzung, wie Goethe und Schiller sich ja auch meist mit Übersetzungen beholfen hatten. Wollte sich doch unsere Jugend nur, wäre es durch eine Übersetzung indischer Dichter, seelisch erheben lassen! Zwar muß jede Schule drillen und auf das Nützliche sehen, doch eine Schule, die Bildung verbreiten will, muß zugleich begeistern. Weil die Zeit sich für Poesie wenig zu begeistern weiß, genügte der Schule ein Bruchstück guter deutscher Poesie — freilich vortrefflich vorgetragen, also anders wie es, nur zu oft, üblich ist. Lautete doch die Erklärung eines Gymnasiallehrers über den Goetheschen „Fischer": „Dem Fischer war kühl bis ans Herz, weil er bis an die Brust im Wasser saß". Vielleicht erinnert man sich noch der Verbesserungen, die ein preußischer Schulrat an dem Rückertschen Gedichte „Vom Bäumchen, das goldene Blätter haben wollte" anbrachte, und die die Zeitungen

lachend mitteilten. Brachten diese Herren, durch die griechische Litteratur „vorgebildet", der deutschen ein „volles" Verständnis entgegen? Und steht es in der Politik besser?

Die Berliner Universität fing an, die soziale Frage wissenschaftlich zu betrachten; sogleich schlug man Lärm: für Studenten sei das nichts, sie ständen der Wirklichkeit zu fern, um dergleichen zu bedenken. Ich fürchte, die griechische Vorschule war keine Schule. Es ist richtig, daß unsere moderne Kultur der Gelehrsamkeit, der Kritik entsprang, doch hob Begeisterung sie bald über diese Kreise hinaus. Lessing, der große Gelehrte, hat das immer gefühlt, und bereits Winckelmann, wenn er über die herrschende Buchgelehrsamkeit klagt, die dem griechischen Wesen so völlig entgegengesetzt sei. Die moderne Bildung, ob schön oder schlecht, ist in Deutschland jedenfalls nicht an den Zwirnsfaden gymnasialer Weisheit gebunden, und ob das Zukunftsgymnasium ein stärkerer Faden sein wird, bleibt zu bezweifeln. Gebunden an das Gymnasium durch das Gesetz, nicht durch die Natur, sind allein die Staatsämter. Die national-deutsche und die christliche Bildung sollen durch das griechische Gymnasium zu ihrer „schönsten Entwicklung" gelangen. Ist etwa der Stand der Offiziere, der die griechische Sprache nicht genossen hat, weniger national, weniger christlich gesonnen als der Stand der Gymnasiallehrer? In Donauwörth erschien im Jahre 1892 zum fünfzehnten Mal der „Taschenkalender für die studierende Jugend" und darin stand zu lesen: „Es ist ein purer Schwindel, von einer innigen Freundschaft zwischen Goethe und Schiller zu reden; man darf es sogar ungescheut aussprechen: Goethe hat den frühen Tod Schillers geradezu auf dem Gewissen" u. s. w. Ist das national, ist das christlich? Und schon 1849 sprach Grimm das Wort: „Man steigert alles, was sich zu Gunsten des klassischen Studiums sagen läßt, noch höher; ein Zug von Unnatur liegt darin, daß ein vaterlandliebendes, ich will hoffen, einmal stolzeres Volk seine erste Anschauung und späteste Weisheit aus dem Gefäß einer fremden Sprache, und sei sie die herrlichste, schöpfen soll."

Rezept.

Will's mit Schlägen nicht gelingen,
Nicht mit Schelten und mit Schrei'n
Einen zur Raison zu bringen,
Braucht Dir drum nicht bange sein.
Denn es giebt noch eine Lehre,
Die voll Klugheit und voll List:
Nimm ihn so, als wenn er wäre
Besser, als er wirklich ist!

M. Kantorowitz.

Vermischte Anzeigen.

Von **H. v. L.**

Von Kürschners Deutscher Nationallitteratur (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) sind folgende neue Bände erschienen:

Bd. 210/11. **Höfische Epik.** 3. Teil. Nachahmer Wolframs und Gotfrieds. Kleinere Epen und Chroniken, bearbeitet von Professor Paul Piper.

Der Band ist wieder ein Beweis von der großen Sorgfalt, mit der der Herausgeber seine Aufgabe erfaßt. Ich möchte sogar behaupten, daß für die Zwecke dieses Werkes eine größere Beschränkung von Vorteil gewesen wäre. Außerordentlich dankenswert sind die mit größtem Fleiß gearbeiteten Verzeichnisse der Wörter, Namen, Sachen und Orte, die thatsächlich für sich selbst Wert beanspruchen und auch dem Fachmann vortreffliche Dienste leisten können. Ebenso nützlich ist die dem Bande beigegebene Karte zur deutschen Litteraturgeschichte des Mittelalters, entworfen von Professor Piper selbst, gezeichnet von E. Piper.

Bd. 212. **Der Minnesang des 12. bis 14. Jahrhunderts.** Bearbeitet von Dr. Friedrich Pfaff.

Der Band enthält die echten Gedichte Walthers, zumeist in Anschluß an die von Paul befürwortete Anordnung. Beigegeben sind die Liederanfänge zur ersten Abteilung und ein Wörterbuch für beide.

Bd. 213. **Das Drama der Reformationszeit.** Von Dr. R. Froning.

Der Herausgeber hat sich beschränken müssen, aus der Fülle des vorhandenen Stoffs die bedeutendsten Werke auszuwählen: „Die Totenfresser" des Gengenbach, den „Ablaßkrämer" des Manuel, Burkhards Waldis „Verlorenen Sohn", Rebhuns „Susanna", den „Pammachius" des Naogeorg und des Julius von Braunschweig „Vincentius Ladislaus". Eine Einleitung enthält das Notwendigste zum Verständnis. Wir bedauern, daß dem Herausgeber nicht Raum für eine eingehendere Einleitung gegeben worden ist. Bei manchen Bänden ist man fast zu verschwenderisch gewesen, bei diesem zu karg.

Bd. 215. **Johann Fischarts Werke.** Eine Auswahl. Herausgegeben von Dr. Adolf Hauffen.

Der erste Teil dieser Auswahl enthält neben kleineren Arbeiten die „Flöh Hatz", das „Glückhafte Schiff von Zürich", das „Jesuiterhütlein" und einiges andere. Sehr lebendig und frisch im Stil ist die Einleitung, die alles Notwendige kurz aber nicht nüchtern zusammenfaßt.

Bd. 216. **Anakreontiker und preußisch-patriotische Lyriker.** 2 Teile in einem Bande.

Der erste Band dieser von Franz Muncker herausgegebenen Auswahl enthält Proben von Hagedorn, Gleim; der zweite Teil von Uz, Kleist, Rammler und der Karschin. Jedem einzelnen der Schriftsteller ist eine kurze Charakteristik gewidmet; bei der Karschin hätte sie viel kürzer sein können; die preußische Sappho ist im Grunde genommen nicht wert, daß man sie noch durch die Litteraturgeschichten weiterschleppt. Eine kurze Erwähnung genügte vollkommen.

Bd. 209 und 214. **Goethes Werke.** 19. und 20. Teil. Herausgegeben von Professor H. Düntzer.

Die beiden Bände enthalten den 3. und 4. Teil von „Wahrheit und Dichtung". Daß der Herausgeber auch Dinge erklärt, die nicht zu wissen einem Tertianer schwer fiele, ist nun einmal nicht zu ändern. Der Ausgabe sind sehr viele Bildnisse beigegeben, die manchem Leser sicher willkommen sein werden.

Bd. 217. **Goethes Werke.** 30. Teil. Aufsätze über bildende Kunst und Theater. Herausgegeben von Dr. A. G. Meyer und Dr. G. Witkowski.

Die beiden jungen Gelehrten, die sich zur Herausgabe dieses Bandes vereinigt haben, sind Menschen von großem Wissen und feinem Urteil. Das beweist die Einleitung, die danach strebt, aus der Menge kleiner Arbeiten das Zusammen-

fassende, den Geist Goethes Spiegelnde herauszuziehen und dem Leser zum Bewußtsein zu bringen. Wird man ihnen auch für die Anmerkungen, in denen sich zuweilen recht viel Arbeit versteckt, dankbar sein, so kann man doch nicht die Frage unterdrücken: Mußten denn alle diese Zettel noch einmal abgedruckt werden?

Diesseits von Weimar. Auch ein Buch über Goethe. Von Carl Weitbrecht, Professor der Ästhetik und deutschen Litteratur an der technischen Hochschule Stuttgart. Stuttgart 1895, Fr. Frommanns Verlag. (E. Hauff.) 3,60 Mk.

Im Vorwort heißt es: „Wer neue Forschungen nach der Methode der modernen Goethephilologie erwartet, möge das Buch ungelesen lassen. Der Verfasser ist ein altmodischer Mensch und meint, was man heute über Goethe wisse, sei schon beträchtlich mehr als man brauche, um ihn zu verstehen; es sei sogar nützlich, ein gutes Quantum dieses Wissens wieder zu vergessen. Er meint ferner, die heute übliche Art der Goetheverehrung sei andächtiger und geistlicher, als daß sie menschlich durchaus echt sein könne; es werde nichts schaden, wenn man sich wieder eines etwas weltlicheren Tones befleißige. Er ist weiter der Meinung, daß dieser weltlichere Ton ganz im Sinne Goethes selbst sei, zum mindesten des jungen Goethe und daß man wohl daran thue, sich in Frankfurt etwas länger aufzuhalten, ehe man die Reise nach Weimar und Rom antrete." Diese Worte kennzeichnen die Auffassung des Stoffes. Es ist ja ganz gewiß, daß die Goethepfaffen Zeter schreien werden über den Mann, der es wagt, mit einem halbversteckten Lächeln der Ironie auf ihre Arbeit zu schielen. Wir sind jedoch überzeugt, daß der Verfasser diese Verachtung der Männer der „Akribie" mit jener Ruhe ertragen werde, mit der man sich gegen Unvermeidliches rüstet. Er wird es um so leichter thun können, als heute seine Auffassung in Deutschland schon von Tausenden geteilt wird, die sich ihren Goethe nicht mehr durch die Erklärer unter gelehrten Staub begraben lassen wollen. Professor Weitbrecht bekennt sich zum jungen Goethe, das heißt zu jener Richtung, zu jener Schaffenskraft, die sich aus dem lebendigen deutschen Gefühl und der ursprünglichen Anlage des Dichters entwickelt hatte. Mit feinem Gefühl, das uns in dem Hochschullehrer den Dichter verrät, legt er die Persönlichkeit auseinander, wie sie im werdenden Genie zu Tage getreten ist. Nirgends schnüffelt er nach Kleinigkeiten, sondern sucht das Innerste, das Treibende des Dichters nicht zu erklären — denn das ist unmöglich — sondern dem Verständnis des Lesers nahe zu bringen. Aber auch hier wird er nicht zum kritiklosen Bewunderer, sondern wahrt sich das Recht, das Verfehlte verfehlt zu nennen. Der Verfasser ist der Überzeugung, daß mit der Hinwendung zur Antike in Goethe etwas wie ein Bruch der Entwickelung eingetreten sei. Aber auch hier bewahrt er die Ruhe des Urteils und verwirft nicht in Bausch und Bogen. Im alten Goethe sieht er mit Recht den Mann, dem aus reichem Leben eine Fülle von Weisheit Besitz geworden war Aber er verblendet sich nicht gegen die offenbaren Zeichen des Alterns. Er kann nicht aus bloßer Bewunderung jede Zeile des alten Goethe als den Ausfluß ungebrochener Schöpfungskraft betrachten und spricht auch hier unumwunden sein Urteil aus. Besonderen Wert besitzen die drei Kapitel, die den Faust behandeln. Stets behält der Verfasser die lebendige Persönlichkeit im Auge, die auf jeder Stufe ihrer Entwickelung bedeutend gewesen ist, aber sich dennoch dem Einfluß der allmächtigen Zeit nicht entziehen konnte. Die Darstellung ist lebhaft, ohne gesuchten Geist, reich an solchen Bemerkungen, die niemals der nur Gelehrte machen kann, weil ihm das Auge für das eigentlich Dichterische abgeht. Ich empfehle das Buch unseren Lesern auf das allerwärmste; sie können aus ihm viel mehr lernen, als aus gar manchem Buche der Erklärer, Verklärer und Zerklärer.

Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Porträts und Autographen. Bielefeld und Leipzig 1895, Velhagen und Klasing.

Es sind uns die Lieferungen 13—16 zugegangen, mit denen das Werk abgeschlossen ist. Über die bildlichen Beigaben genügt es zu sagen, daß die Menge und Vorzüglichkeit des Gebotenen ungewöhnlich ist und den Wert des Buches erhöht. Wichtiger jedoch ist der Inhalt desselben. Dr. Wychgram hat es vermieden, vor den Augen der Leser das Räderwerk der Forschung schnurren zu lassen. Man merkt, daß er umfassende Studien gemacht hat, aber, zu seinem eignen Heil, nicht in ihnen untergegangen ist. Es war ihm darum zu thun, ein Werk zu schaffen, das den deutschen Mittelständen ein Bild jenes Dichters giebt, der auch als Mensch nach Ausgestaltung seines inneren Besitzes gerungen hat und trotz aller Angriffe, trotz aller Nörgler, noch immer dem Deutschbewußten näher steht, als viele andere Genossen der klassischen Zeit. Wychgram verehrt den Dichter und den Menschen Schiller. Das hat seiner Darstellung die Wärme gegeben, die ein solches Werk besitzen muß. Die ästhetischen Betrachtungen beschränken sich auf das Nötige; sehr reich ist die Darstellung an Anführungen aus Briefen, in denen der Dichter und sein Kreis zu Worte kommen. Es ist ein Hausbuch, das auch als Geschenk für die reife Jugend beider Geschlechter warme Empfehlung verdient.

Inmitten der Bewegung. Sozialer Roman von M. von Eschen. 2 Bde. Leipzig 1895, Carl Reißner.

Die Verfasserin gehört nicht zu jenen Schriftstellerinnen, die es sich genügen lassen, oberflächliches Leben oberflächlich darzustellen. An Wissen und ernstem Geist übertrifft M. von Eschen gar manchen männlichen Berufsgenossen. Ihre Romane nötigen dem denkenden Leser Achtung ab, denn er fühlt, daß hinter ihnen nicht eine honorargierige Scheherezade steht, sondern eine starke sittliche Persönlichkeit, deren Herz die Leiden und Kämpfe der Zeitgenossen, die leiblichen wie die geistigen, schmerzlich empfindet. Aus diesem Gefühl entsteht stets der Drang, in weit ausgedehnten Lebensbildern nicht nur die Irrungen, sondern auch die Heilung darzustellen. Auch dieser Roman versucht eine Lösung der sozialen Wirren und stellt als solche die Gewinnbeteiligung hin. Der Schriftsteller hat das Recht, innerhalb seines Romans einem derartigen Mittel tiefere Wirkung zuzuschreiben, als es nüchterne Erfahrungen des Alltags gestatten. Die verschiedenen Kreisen angehörigen Gestalten sind mit Liebe durchgeführt. An einzelnen Stellen hätten aber Kürzungen nichts geschadet und auch dem Stil wäre zuweilen mehr Leichtigkeit nützlich. Der Roman sei ernsteren Lesern bestens empfohlen.

Graf Esterhazy. Roman von H. von Schreibershofen. Jena, Hermann Costenoble.

Die Verfasserin hat Besseres geschrieben als dieses Buch. Sie verlegt zwar den Hauptstoff in die Zeit vor 1866 und an einen kleinen Hof, aber es ist dennoch schwer denkbar, daß ein Schwindler wie der falsche Graf damals in irgend

einer Residenz im Fluge das Vertrauen aller Bewohner bis zum Herzog hinauf hätte erringen können. So wirkt das Ganze etwas veraltet und einzelne gelungene Teile kommen nicht zu rechter Geltung.

Heinrich Emanuel, die Geschichte einer Jugend von Mathieu Schwann. Berlin 1895, S. Fischer.

Es ist der Erstlingsroman eines Mannes, der sonst auf wissenschaftlichem Gebiete thätig ist. Man könnte manchen begründeten Tadel aussprechen. Der Hauptfehler liegt wohl darin, daß der Träger der Ereignisse von dem Verfasser zu nahe gesehen worden ist. Er bemühte sich, die Entwickelung von Kindheitstagen bis ungefähr zum zwanzigsten Jahre darzustellen, den Einfluß der Eltern, Geschwister, Erzieher und Lehrer bis ins kleinste klar zu machen und zugleich den Widerspruch des angeborenen Wesens hervorzuheben. Das bot Gelegenheit zur Ausmalung sehr lebendiger Auftritte. Aber zugleich verführte es nicht selten zur Weitschweifigkeit. Der Verfasser scheint sich in Emanuel verliebt zu haben und hat nun Vorgängen und Charaktereigentümlichkeiten des Helden mehr Interesse zugeschrieben, als es besitzt. Er hat auch die Irrtümer und Schwächen dabei in ein Zwielicht gestellt, das unentschieden läßt, ob er beistimme oder nicht. Dennoch erhebt sich der Roman über den Durchschnitt bedeutend. Es liegt Kraft in der Kennzeichnung der Menschen — der Blick des Darstellers bleibt nicht am Einzelschicksal haften, sondern sieht oft hinaus in die Weite des Zeitgeistes; die Sprache ist gebildet, ohne akademisch zu sein. Es wird uns freuen, wenn ein zweites Buch des Verfassers die Vorzüge des ersten Versuchs geklärt zeigt und von dessen Fehlern frei ist.

Neu eingesendete Bücher.

Erzählendes.

Mohr, Marie, L. F., Die öffentliche Meinung. Roman. Chemnitz 1894, B. Richter. — Pröll, Karl, Deutsches Leben und Weben. Nationale Erzählungen. Villach 1895, Verlag von Gitschthaler. Preis 2 Kronen. — Bethusy-Huc, Valesca Gräfin (Moritz von Reichenbach), Alte und Junge. Roman. Dresden 1895, Carl Reißner. — Pastor, Willy, Stimmen der Wüste. Leipzig 1895, Max Spohr. — Janitschek, Maria, Lilienzauber. Leipzig 1895, Max Spohr. — Enking, Ottomar, Vereinsamt. Erzählung. Berlin 1895, Albert Ahn. — Obrontcheff, Anna, Märchen. Reval 1894, Kommissionsverlag von Kluge & Ströhm. — Thiele, L., Gebrochene Ketten. Eine Erzählung zum sechsten Gebot. Leipzig 1895, Reinhold Werther. Preis 0,50 Mk. — Thiele, L., Was war die Uhr? Eine Erzählung zum zweiten Gebot. Ebd. 1895. Preis 0,50 Mk. — Zarnack, R., Ein Kindesopfer. Eine Erzählung zum vierten Gebot. Leipzig 1895, Reinh. Werther. Preis 0,50 Mk. — Zarnack, R., Der ältere Bruder. Eine Erzählung zum neunten und zehnten Gebot. Ebd. 1895. Preis 0,50 Mk. — Zarnack, R, Die Buße. Eine Erzählung zum achten Gebot. Ebd. 1895. Preis 0,50 Mk. — Thiele, L., Der Fischer von Borkum. Eine Erzählung zum siebenten Gebot. Leipzig 1895, Reinhold Werther. Preis 0,50 Mk. — Thiele, L., Ohne Rast und ohne Ruh — immerzu! Eine Erzählung zum dritten Gebot. Ebd. 1895. Preis 0,50 Mk. — Thiele, L., Der Kinder willen. Eine Erzählung zum ersten Gebot. Ebd. 1895. Preis 0,50 Mk. — Thiele, L., Überwunden. Eine Erzählung zum Schluß der Gebote. Ebd. 1895. Preis 0,50 Mk. — Thiele, L., Die Sägemüllerin. Eine Erzählung zum fünften Gebot. Ebd. 1895. Preis 0,50 Mk. — Eschen, M. von, Inmitten der Bewegung. Sozialer Roman. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner. — Jensen, Wilhelm, Jenseits der Alpen. Novellen. Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner. — Schulze-Smidt, B., L'Omicida. Il Brieconcello. Zwei Novellen. Ebd. 1895. — Schreibershofen, H. von, Graf Eszterhazy. Roman. Jena, Herm. Costenoble. — Vagt, Lina, Ein Geheimnis und andere Novellen. Erfurt, Zürich, Leipzig 1895, Eduard Moos. — Busse, Carl, Träume. Leipzig 1895, Liebeskind. Preis 2,60 Mk. — Brachvogel, Carry, Alltagsmenschen. Roman. Berlin 1895, S. Fischers Verlag. — Schwann, Mathieu, Heinrich Emanuel. Die Geschichte einer Jugend. Ebd. 1895. — Strahl, A. C., „Auge um Auge!" Roman. Berlin 1895, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. — Telmann, Konrad, Dunkle Tiefen. Geschichten. München 1895, Carl Rupprecht. — Couperus, Louis, Majestät. Roman. Einzige autorisierte Übersetzung. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. Preis 3 Mk. — Meinardus, Ludwig, Eigene Wege. Eine Geschichte nach Überlieferungen erzählt. (Neue Romane für das deutsche Haus.) Bremen 1895, M. Heinsius Nachfolger. — Dincklage, F. Frhr. von (Hans Nagel von Brawe), Baroneß Dr. Roman. Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner. — Klinkowstroem, A. von, Diebe. Roman. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner. — Wichert, Ernst, Die verlorene Tochter. Humoreske. Ebd. 1895. — Wittenberg, Hans, Als Stütze der Hausfrau. Eine soziale Erzählung. Leipzig 1895, Reinhold Werther. — Mann, Heinrich, In einer Familie. Roman. 2. Auflage. München, Carl Rupprechts Verlag. — Schalk, Gustav, Dr. Biedermann und sein Zögling. Roman in vier Büchern. Stolp i. Pom. 1895, Verlag der W. Delmanzoschen Buchdruckerei. 2. Auflage. — Baumbach, Rudolf, Aus der Jugendzeit. 5. Tausend. Leipzig 1895, Liebeskind. — Torrund, Jassy, Was das Leben bringt. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge (Kollektion Victoria regia). — Jugendgartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Nürnberg, Verlag der Jugendgartenlaube. Bd. VII. — Stifter, Adalbert, Studien. Illustrierte Ausgabe in 3 Bden. Leipzig, Amelangs Verlag. 1. Lieferung. — Clifford, W. K., Tante Anna. 2 Bde. Engelhorns Romanbibliothek. — Berkeley, Charles de, Die alte Geschichte. 2 Bände. Ebd. — Heigel, Karl von, Der Sänger. Ebd. — Sims, George R., Möblierte Wohnungen. Ebd. — Wolzogen, Ernst von, Die Erbschleicherinnen. 2 Bde. Ebd. — Ottolengui, Rodrigues, Der Kameenknopf. Ebd. — Claretie, Jules, Die Cigarette. Ebd. — Klitscher, Gustav, Von Weibes Herzen. Zwei Novellen. Berlin 1896, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. — Berger, Joseph, Unter den modernen Landsknechten. Bilder und Skizzen aus dem Soldatenleben der französischen Fremdenlegion. Braunschweig 1895, Verlag von Limbach. — Achleitner, Arthur, „Fröhlich Gejaid". Berlin, Verlag der Bücherfreunde, Schall und Grund.

Vermischtes.

Englische Artikel über Deutsch-Südwestafrika. Die zu Kapstadt erscheinende und wahrlich nicht eben wegen allzu großer Deutschfreundlichkeit verdächtige Zeitung „Diamond



Fields Advertiser" bringt den ausführlichen Bericht eines Engländers über unseren Kolonialbesitz, der gerade durch die seitherige Haltung des ihn veröffentlichenden Blattes von besonderem Werte für uns ist.

Es heißt darin u. a. von dem Major Leutwein:

„Er ist ein Organisator, von dem die Engländer und Holländer mit größter Achtung sprechen, und den die Eingeborenen „einen sehr guten Mann" nennen. Obgleich er nicht den Frieden um jeden Preis anstrebt, neigt er doch immer einer versöhnlichen Politik zu, und nach dem, was ich von ihm sah, muß ich sagen, daß er tapfer in der Schlacht und weise im Rate ist." Englische Landwirte aus der Kapkolonie, die sich in unserem Schutzgebiete niedergelassen haben, erzählten dem Berichterstatter, daß Leutwein sich bei Ausbruch einer Hungersnot in überaus menschlicher Weise benommen und die dem Verhungern nahen Eingeborenen aus den Vorräten der deutschen Regierung in weitgehender Weise unterstützt und ihnen auch Gelegenheit zu lohnenden Arbeiten geboten habe. Diese menschliche Handlungsweise sei ebenso edel wie klug, und das Ergebnis der Thätigkeit des Major Leutwein bestehe darin, daß die ganze Landschaft jetzt in tiefstem Frieden lebe. Die Eingeborenen seien in früheren Jahren auffässig gewesen und hätten stets die Neigung gehabt, die Europäer zu belästigen. Davon finde man jetzt nichts mehr, ganz im Gegenteil betrügen sie sich höflich und dienstwillig. Eine praktische Civilisation habe begonnen, und das Verbot der Einführung schädlicher Spirituosen sei ein großer civilisatorischer Fortschritt, zu dem sich die Menschenfreunde und Missionare beglückwünschten. Ein englischer Landwirt sagte dem Berichterstatter, er ziehe bei weitem vor, in der deutschen Kolonie unter deutscher Regierung zu leben, als am Kap. So oft man an den Major oder an eine Behörde schreibe, erhalte man umgehend Antwort, und als er sich über Belästigungen durch landstreicherisches Gesindel zu beklagen gehabt habe, habe ihm der Major sofort Soldaten geschickt, die alles im Handumdrehen in Ordnung gebracht hätten. Im Kapland wäre das nicht ohne den unangenehmsten Zeitverlust und die größten Förmlichkeiten und Scherereien zu machen gewesen, während man hier alles aufs schnellste, einfachste und außerdem kostenfrei erledigte. „Ich bleibe hier als Farmer bis ans Ende meiner Tage," mit diesen Worten schloß der Engländer die Unterhaltung mit dem Berichterstatter. Über die Beschaffung des Landes und seine Eignung zu Siedelungszwecken wird in sehr eingehender Weise und unter steter Berufung auf die Ansicht ansässiger Farmer geurteilt, und der Berichterstatter kommt zu dem Schlusse, daß das Land ein äußerst wertvoller kolonialer Besitz sei. Die einzelnen Landschaften desselben seien allerdings sehr verschieden, und man könne sie nicht über einen Kamm scheren. Der Viehzucht im größeren Stile eröffneten sich an vielen Orten die besten Aussichten, einzelne Stellen seien aber auch durchaus anbaufähig und „in kurzer Zeit werde ein tüchtiger Farmer seinen eigenen Wein trinken und seinen eigenen Tabak rauchen können im Schatten seiner eigenen Bäume."

Ganz das gleiche anerkennende Urteil über Major Leutwein fällt ein Berichterstatter des ebenfalls in Kapstadt erscheinenden „South African Telegraph", und auch er hebt im Gegensatz zu den jüngsten amtlichen Auslassungen im Kapparlamente den Wert unseres südwestafrikanischen Kolonialbesitzes hervor, indem er es gleichzeitig bedauert, daß weder die deutsche Südwestafrikanische Gesellschaft, noch die englische Karaskhomagesellschaft bisher etwas Rechtes zur Entwickelung des Landes gethan hätten.

An diese letztere Bemerkung des „South African Telegraph" knüpft dann die deutsche „Südafrikanische Zeitung" an und fragt, weshalb denn eigentlich die deutsche Regierung sich immer mit den unthätigen Gesellschaften einlasse und die Kolonisation nicht lieber selber in die Hand nehme. Die Regierung solle an mäßig bemittelte deutsche Bauern einen Aufruf erlassen, ihnen besondere Vergünstigungen für die Überfahrt und Überlassung von Ländereien an solchen Orten zusichern, die nach der Erfahrung von Landesangesessenen die meisten Aussichten für ein gedeihliches Fortkommen der Ansiedler böten.

Wir können der „Südafrikanischen Zeitung" nur zustimmen, möchten aber außerdem noch eine planmäßige Ansiedelung von Buren durch die Regierung empfehlen, eine Ansiedelung, die dahin zu erfolgen hätte, daß man den Buren in beschränkter Anzahl ganz bestimmte Plätze in der Weise anwiese, daß zwischen ihren Farmen Deutsche sich niederlassen und so geschlossene Burenniederlassungen verhindert würden. Selbstverständlich müßten die Buren dem Kaiser den Treueid leisten; ohne solchen keine Landanweisung.

Briefkasten.

Herrn A. G. in Bochum. Daß Romanschreiber Stoffe behandeln, die schon behandelt worden sind, ist doch keine Unehrlichkeit; es kommt ja auf die Durchführung an, nicht auf den Rohstoff. — Else 1895. Es scheint in Ihnen ein Kern eigenartigen Fühlens vorhanden zu sein. Aber die Form ist noch unsicher behandelt. Und zuletzt: Senden Sie keine Liebeslieder, ich habe deren zu viele daliegen. — Frl. H. P. in O. „Ermunterung" kommt. — Frau H. H. in Br. In Landschaftsmalerei erteilt Unterricht Prof. H. Schnee, Halleschestr, in Bildnismalerei Georg Meyn, W. Dörnbergstraße 7. Aber beioe Fächer zugleich zu betreiben, kann ich Ihrer Tochter nicht anraten. Jedes erfordert gesammelte Kraft. Beste Empfehlung. — Frl. K. Th. in H. Einfach: Dr. H. Lingg in München. — Herrn Dr. Ph. Th. in B. Vollkommen einverstanden. Aber ich kann darüber in unserem Blatte nichts sagen, weil die Angelegenheit doch zu sehr dem Gebiete der Politik angehört. – Frl. S. K. in C. Ihre Ahnung ist fürchterliche Wahrheit geworden: Papierkorb. — Herrn Fr. E. in Sch. Sollen das Hexameter sein? Auch der Inhalt erhebt sich nicht über bescheidenstes Maß. — Herrn Joh. M. in K. „Unter Rosen" zeichnet sich durch schlichte Sprache aus. Aber ich habe zu viel Liebeslieder daliegen. „Antwort" ist zu sehr vom „Heideröslein" beeinflußt. — Frl. M. H. in H. Leider kann ich die Gedichte „konvenierenden Falls" (wie können Sie ohne zu erröten diese Wendung gebrauchen?) nicht bringen, da der „nicht konvenierende Fall" eingetreten ist. — Herrn Adalb. K. in Ch. Sie scheinen nicht unbegabt, wenn auch die Mond-Gedichte nicht genügen. Senden Sie gelegentlich anderes.

Inhalt der No. 6.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 7.

Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

Eric hatte, während er so sprach, ihre Hand nicht losgelassen, und er spürte zwischen seinen Fingern den raschen Pulsschlag ihres Blutes. Sie hatte sich vorgenommen, ruhig zu bleiben, aber ihre physische Kraft reichte doch nicht aus, ihren Willen durchzusetzen. Sie war so blaß geworden, daß sich das Geäder an ihren Schläfen fast dunkelblau von der perlmuttfarbenen Weiße des Teints abhob. Auch zitterte ihr Körper unmerklich, und es war ihr eine Minute hindurch, als ziehe man ihr den Boden unter den Füßen fort. Erst allgemach kam wieder Sammlung und Festigkeit über sie. Sie fand sich selbst wieder, während sie ihm antwortete.

„Ich will wahr sein," entgegnete sie; „ja — ich habe seit gestern abend Ihre Werbung erwartet. Und es ist mir lieb gewesen, daß zwischen der hastigen Aussprache von gestern und dem Jetzt eine Reihe von Stunden lag, die mir Zeit zur Prüfung ließen. Nicht meinetwegen, denn ich brauchte mich nicht mehr zu prüfen — sondern Ihretwegen, Eric. Daß Sie es lauter und ehrlich meinen, weiß ich; ich glaube auch, daß Sie mich so lieb haben wie — ich Sie ... Aber, mein Freund, es ist ein Unterschied zwischen uns. Ein Mann wird erst alt, wenn auch sein Herz greise geworden ist; ein Mädchen in meinen Jahren gehört dagegen nicht mehr zu der Jugend, die bezaubert und hinreißt und —"

„O — Agnete!" fiel er ihr ins Wort, und fester drückte er ihre Hände und wollte sie von neuem an seine Lippen ziehen. Sie wehrte ihm mit sanftem Lächeln.

„Nicht ungestüm, Eric," fuhr sie fort; „es ist schon recht, was ich sage. Und es ist auch noch nicht alles. Was Ihnen an mir lieb ist — ich glaube, ja, ich glaube, daß es der Gleichklang unserer Seelen ist, die unzufrieden sind mit dem, was sie haben, und sich nach Besserem sehnen. Ich verstehe das wohl. Zwei Naturen, die mit sich selbst im Hader liegen und sich im Thun und Handeln nur allzu oft auf Widersprüchen mit ihrem eigensten Empfinden ertappen, die schließen sich leicht aneinander an. Es mag der Reiz am Kampfe sein, der sie näher führt. Aber, Eric, ich bin hart und spröde und unterliege nicht leicht. Ich bin nicht schnell zu belehren und kein Backfisch mehr, dem jedes schöne Wort eine neue Wahrheit ist. Wird es den Mann nicht ermüden, was den Geliebten reizt?"

„Hör' zu, Agnete," erwiderte er, „und merk' auf: Gewiß ist es auch Deine kampfesfrohe, nach immer besserer Erkenntnis ringende Natur, die mich anzieht. Aber nicht nur sie. Ganz wie Du bist — so liebe ich Dich! Dein Inneres und Dein Äußeres — Deine hübsche klare Stirn, auf die der Wechsel schrecklicher achtundzwanzig Jahre, — welch ehrfurchtgebietendes Alter! — noch nicht das winzigste Fältchen gezogen hat, Deine Meeraugen und Dein kastanienbraunes Gelock und die Finger Deiner schmalen, weißen Hände — alles, alles an Dir. Auch Deine Seele, Dein Herz und Dein weiches Gemüt! Dich ganz und gar, denn an Dir ist nichts, was nicht schön und gut, und edel und nicht liebenswert wäre! Und trotzest Du mir einmal oder verlachst Du das Gewicht meiner Ansichten oder ärgerst Du mich, wenn Du einen meiner Götter schmähst oder allzu klirrend auf den Schild der Ahnen schlägst, ich wette, unser Zorn wird nicht lange währen, denn unsere Liebe ist stärker als er! Komm her, Agnete, meine Arme sind offen wie mein Herz! Hier ist Dein Platz!"

Er zog sie an sich und umschlang sie, fest, warm und innig, und küßte ihre Lippen. Ein jäher Schauer seligen Entzückens überrieselte sie, und in dem heißen und strömenden Drange ihrer Empfindungen gab sie ihm Kuß um Kuß zurück. Sie wußte nicht mehr, wo sie weilte. Alle ihre Sinne schienen aufgelöst in dem Jubelgefühl des Besitzes. Zu einem Fabelbau von märchenhaft phantastischer Pracht stiegen die Zimmer-

wände um sie auf, und das Stürmen der Schneeflocken gegen die Fensterscheiben dünkte ihr gleichsam wie fern erklingende sphärische Musik ...

Endlich befreite sie sich aus der Umschlingung Erics. Sie trat einen Schritt zurück und schaute ihm mit leuchtendem, verklärtem Gesicht in die Augen.

„Du mein Siegfried," sagte sie leise, noch immer seine Hände haltend, „Du, der Du mir den Frühling bringst! .. Weißt Du noch, wie Du mir daheim einmal das Liebeslied aus der Walküre sangest? ‚Keiner ging, einer kam — siehe der Lenz lacht in den Saal!' Es ist Wahrheit geworden."

„Walhall auf Erden," ergänzte er glücklich. „Aber, Agnete, erdgebunden sind wir noch immer. Uns fehlt noch der letzte Spruch. Mein Vater ist bei dem Deinen. Laß uns zu ihnen gehen..."

Sie fanden die beiden alten Herren dicht nebeneinandersitzend in eifriger Unterhaltung. Erics Auge sah schärfer als das Agnetes; trotzdem sich die Väter beim Eintritt der beiden freudig lächelnd erhoben und ihnen entgegeneilten, merkte er doch sofort, daß die Zwiesprache der Herren sehr ernst gewesen sein mußte.

Voll tiefer Bewegung streckte Graf Dornach seiner Tochter die Hände entgegen. „Ich sehe, daß Ihr einig seid," sagte er mit leisem Beben der Stimme; „möget Ihr glücklich werden!"

Agnete sank an die Brust des Vaters, und dann umarmte der Graf auch Eric, während der alte Baron Eisenschmidt die Hände seiner künftigen Schwiegertochter küßte.

„Ich teile den Jubel meines Sohnes," bemerkte er dabei, mehr galant als zärtlich, „und bin stolz darauf, eine so schöne, kluge und anmutige Tochter in Ihnen gewonnen zu haben, liebe Agnete ..."

Durch Boten wurden die Grafen Egon und Heinz benachrichtigt, nach dem Hotel d'Angleterre zu kommen. Beider Freude über die Verlobung war aufrichtig; sie umarmten Schwester und Schwager in stürmischer Weise und tranken bei dem rasch arrangierten Frühstück so häufig auf das Wohl der beiden, daß sich ihre Stimmung bis zu ausgelassener Heiterkeit erhob.

Als die Herren von Eisenschmidt am Nachmittag nach Hause fuhren, fragte Eric im Laufe des Gesprächs seinen Vater: „Hat der Graf meine Werbung von vornherein günstig aufgenommen, Papa?"

Baron Richard lächelte ein wenig ironisch. „Jedenfalls nicht ungünstig, mein lieber Junge," entgegnete er, indes er langsam seine Handschuh anzog. „Glaube übrigens nicht, daß Papa Dornach immer nur nach idealen Richtschnuren vorgeht, er ist praktisch wie ein Amerikaner. Wir sind natürlich auch auf das Geschäftliche zu sprechen gekommen und da hat er — na, er hat mich ganz gehörig an die Kandare genommen. Agnete ist auf das Erbteil ihrer Mutter beschränkt — das sind nur hunderttausend Mark — dafür muß ich ihr aber am Hochzeitstage das Dreifache notariell sicherstellen lassen."

Eric schwieg erst eine kleine Weile und erwiderte sodann: „Gut, daß wir es dazu haben! Ich besitze jedenfalls einen vorsichtigen Schwiegervater ..."

Am nächsten Tage wurden die Verlobungs-Anzeigen versandt. Unter den Personalnachrichten der „Post", „Kreuz-Zeitung" und anderer konservativer Blätter aber fand sich am gleichen Tage die folgende Notiz:

Freiherr von Eisenschmidt-Tengern, Rittmeister und Eskadronchef im Königs-Kürassier-Regiment, hat sich mit Agnete Comtesse Dornach verlobt, einziger Tochter Seiner Erlaucht des Reichsgrafen von Dornach auf Dornach, Kammerherrn Seiner Majestät des Kaisers und Schloßhauptmanns zu Bernfurth, Wirklichen Geheimen Rats und erblichen Mitglieds des Herrenhauses, Gewandkämmerers und ehemaligen Gesandten Preußens am Großbritannischen Hofe.

XIV.

Oberförster Schröder hatte Christa telegraphisch von seinem Eintreffen in Berlin benachrichtigt, und diese hatte Herrn Grüneisen gebeten, ihr den Tag frei zu geben, damit sie sich gänzlich dem Großvater widmen könne. Das war denn auch geschehen. Schröder fand seine Enkelin in ihrem kleinen, schmucken Zimmerchen in der Kochstraße vor; sie erwartete ihn bereits und flog dem Alten um den Hals, als er über die Schwelle trat. Die erste Stunde verrann rasch unter gegenseitigem Erzählen. Nachdem der Oberförster sich vergewissert hatte, daß sein Christel noch genau so tannenschlank und so taufrisch aussah wie ehedem, begann das Berichten. Er hatte unendlich viel Grüße aus der Heimat zu bestellen — merkwürdigerweise aber von keinem einzigen menschlichen Wesen, sondern von der Hanne, dem Kanarienvogel Christas, der daheim geblieben war, von der dicken Klucke, die sich auf den Frühling rüstete, von den lustigen Finken in der Hecke, von den Teckeln und von Diana, dem Hühnerhund, von dem Winterwald, der so herrlich schön sei in seinem Kleide aus weißem Schnee und Eiskrystallen, und von all dem anderen Lieben und Hübschen in und bei dem Forsthause des Lindenbruchs.

Mit im Schoße gefalteten Händen saß Christa auf dem schmalen kleinen Sofa neben dem Alten und hörte ihm zu. Ihre Augen wurden größer, während er sprach, und ihre Wangen färbten sich dunkler; ein leichter Schleier umwebte ihren Blick — sie hatte selbst nicht vermeint, daß die Sehnsucht nach dem Walde noch einmal so heiß und so plötzlich in ihr aufquellen würde. Doch sie sprach es nicht aus. Sie schämte sich, zu gestehen, daß sie im Grunde genommen schon jetzt der Großstadt recht müde war; sie hatte in ihrem Drange nach Unabhängigkeit ja selbst in die Fremde gewollt. Aber erzählen mußte der Großvater fort und fort. Hunbert Fragen hatte sie an ihn zu richten, und als endlich jedes Thema erschöpft war, da fiel sie ihm nochmals um den Hals und sagte:

„Im Sommer, Großvater — wenn die stille Zeit für das Geschäft kommt, da besuch' ich Dich auf

ein paar Wochen im Lindenbruch! Und da werden wir wie früher miteinander leben und ich werde die Hühner füttern und mit Dir den Wald durchpürschen und selber Dein Essen kochen. Ja, Du armer und lieber Großvater, ich glaube, das letztere wird Dir ganz besonders wohlthun, denn ich finde, Du bist schlanker geworden, als es Dir für Deine Jahre ansteht, und ich schließe daraus, daß Dir die Kost der alten Kathrine nicht allzu gut mundet. Ist's so?"

Nein, antwortete der Alte, die Kathrine koche nicht übel. Nur auf die dicken Erbsen mit Speck — darauf verstehe sie sich lange nicht so wie die Christa. Die dicken Erbsen mit Speck seien jetzt immer zu suppig, und eigentlich müsse doch der Löffel drin stehen können. Überhaupt sei die Kathrine nicht weidmännisch genug geschult. In erster Zeit habe sie ihm immer Glück gewünscht, wenn er auf den Anstand gegangen sei, und einmal habe sie das Pulver naß werden lassen. Das Patronenmachen verstehe sie schon gar nicht. Aber sie meine es gut und sei auch sauber und füttere die Hunde mit Regelmäßigkeit. Mehr verlange er eigentlich nicht.

Nun lud Christa den Großvater zum Frühstück ein. Doch nicht zu Hause; man wollte in der Stadt speisen, denn Schröder kannte Berlin fast gar nicht. Das war sehr hübsch. Christa ging mit dem Alten in einen der großen Bierpaläste der Friedrichstadt, wo der Trank des Gambrinus in ununterbrochenen Wellen fließt. Schröder staunte über die Pracht des Tempels, den man dem heiligen Durste errichtet hatte, aß und trank aber mit gesundem Appetit. Dann fuhren die beiden durch die Stadt spazieren. Christa machte den Cicerone. Sie erklärte alles, die Statuen, die Gebäude, die Merkwürdigkeiten und Schönheiten Berlins. Schließlich fragte Schröder gar nicht mehr; er wurde stiller und stiller und schlief sanftselig in der Wagenecke ein. Die gewohnte Nachmittagssiesta fehlte ihm und das viele Schauen hatte ihn noch müder gemacht. Er schnarchte vernehmlich.

Christa ließ ihn lächelnd schlummern. Der Wagen fuhr durch den Tiergarten. Vielleicht träumte der Förster von seinem Wald, denn ein Lächeln lag auf seinem wetterbraunen Gesicht. Es wurde Christa schwer, ihn zu wecken, aber es war notwendig. Die Zeit rückte vor, und der Großvater hatte ihr gesagt, daß Seine Erlaucht ihn noch einmal zu sprechen wünsche.

Man verabredete, daß Schröder Christa am Abend zum Theater abholen sollte. Sie fuhr ihn nach dem Hotel und setzte ihn dort ab. Aber Schröder hätte gar nicht nötig gehabt, sich von Christa zu trennen; Richards meldete ihm, daß Erlaucht ihn erst am nächsten Morgen sprechen wolle, da Erlaucht derzeitig zu sehr in Anspruch genommen sei. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Oberförster denn auch von der Verlobung der Comtesse Agnete. Richards erzählte es ihm und verfehlte nicht, in verächtlichem Tone hinzuzusetzen: „Hätte bessere Partien machen können, unsere Comtesse! Hätte auch Fürstin werden können, wenn sie es nicht gar so eilig gehabt hätte! Aber freilich — der Rittmeister ist ein verdammt hübscher Kerl, und aus dem Schneider ist sie auch schon. Da hat sie denn mitgenommen, was sie kriegte!"

„Gerade so wie Sie, Richards," erwiderte Schröder dem Kammerdiener und strich sich den Schnurrbart. „Sie nehmen auch mit, was Sie kriegen können" — und er machte die Bewegung des Stehlens.

Richards fuhr empor. „Herr Oberförster, ich verbitte mir diese Witze!" brauste er auf.

Aber Schröder lachte gemütlich. „Was Sie sich verbitten, ist mir sehr gleichgültig," antwortete er. „Ich wollte Ihnen bloß einmal zeigen, daß eine Lüge auch weh thun kann. Und wer weiß, ob es wirklich eine Lüge war, das, was ich da sagte. Jedenfalls noch keine so dicke wie die, die Sie über mein Haus und über mich und über meine Enkelin verbreitet haben. Sie wissen ja auch, wie ich Ihnen ein zweites Mal darauf antworten würde. Meine Handschuhnummer ist neundreiviertel. Mit so 'nem rohen englischen Beefsteak wird ein deutscher Grünrock noch allemal fertig. Schönen guten Abend, Mister Richards!"

Er nickte dem Kammerdiener freundlich und lächelnd zu und ging wieder. Er haßte keinen Menschen auf der Welt, aber dies schleichende, hinterlistige Subjekt war ihm so widerwärtig wie ein ekles Reptil. Er würde hundert Thaler von seinen Ersparnissen an die Armen gegeben haben, wenn er Mister Richards einmal nach Herzenslust hätte durchprügeln dürfen — unschädlich natürlich, aber fühlbar, mit einer Weidengerte über die strammgezogenen Höschen, ganz so, wie man einen ungezogenen Jungen zu züchtigen pflegt. Alle Wetter, das wär' eine Freude gewesen! Und in dem Gedanken an solche Nibelungen-Rache schmunzelte Schröder förmlich und rieb sich die Hände . . .

Christa führte ihn am Abend in das Opernhaus. Sie hatte Glück; „der Freischütz" wurde gegeben, und gerade die Jagd- und Grusel-Scenen interessierten den Alten mächtig. Er riß die Augen gewaltig auf, hatte die Hände mit gespreizten Fingern auf die Lenden gelegt und saß ganz still auf seinem Parkettplatz. Aber nachher, als die beiden in einem Restaurant zu Abend speisten, da fragte er Christa gehörig aus über all die Wunderdinge, die er auf der Bühne erschaut hatte. Besonders die Wildsau in der Wolfsschlucht-Scene, die Feuer speiend durch die Lüfte jagt, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Von der Musik verstand er nicht viel; aber daß man ein Lied, wie das vom Jungfernkranz, das er schon in seiner Kindheit von seiner Mutter gehört hatte, in einer Oper, und noch dazu in einer Königlichen sänge, das wollte ihm durchaus nicht in den Kopf. Solche alten Sachen gehörten nach seiner Ansicht nicht auf die Bühne des Kaisers.

Es war ziemlich spät geworden, als die beiden sich trennten. Schröder versicherte Christa, daß er sich in seinem ganzen Leben noch niemals so prächtig amüsiert habe wie heute. Davon könne er nun wieder ein paar Jährchen zehren . . . Er ging zu Fuß in sein Gasthaus zurück. Er war an Bewegung gewöhnt und er hatte den ganzen Tag über still

sitzen müssen. Aber er war in fröhlicher Stimmung. Es war doch ganz vernünftig von der Christa gewesen, daß sie sich eine Stellung in Berlin gesucht hatte. Da kam sie wenigstens zur Geltung, und im Lindenbruch hatte das arme Ding doch rein gar nichts vom Leben. Freilich — er vermißte sie sehr; ein Stück von ihm selbst schien ihm zu fehlen, aber er war ein alter Mann und mußte Rücksicht auf die Jugend nehmen.

Obwohl er Berlin nicht kannte, fand er doch den richtigen Weg. Er hatte Spürsinn und verirrte sich selten. Der „König von Ungarn“ sah wie ausgestorben aus, als der Oberförster gegen Mitternacht das Hotel erreichte. Ein schläfriger Hausknecht öffnete ihm und wollte ihn auf sein Zimmer begleiten. Aber Schröder lehnte ab.

„Ich finde schon allein,“ sagte er. „Nr. 56 — ich weiß schon. Geben Sie mir nur das Licht und kriechen Sie wieder in die Federn.“

Schröder nahm den Leuchter, stieg die knarrende Holztreppe hinauf und suchte nach seiner Zimmernummer. In den schmalen Korridoren dieses eigentümlichen Hauses war es fast ganz dunkel, nur hie und da in den Ecken brannte eine trübe Öllampe. Der Segen des Gaslichtes dehnte sich im „König von Ungarn“ lediglich auf den Hausflur und den unteren Restaurationsraum aus.

Endlich hatte der Oberförster sein Zimmerchen gefunden. Er trat ein, stellte den Leuchter auf den Nachttisch und begann sich zu entkleiden. Er war doch müde geworden. Er streckte sich behaglich im Bett, sprach leise ein kurzes Gebet, wie er es seit seinen Kindertagen gewöhnt war, drehte sich der Wand zu, überdachte noch einmal die Erlebnisse des Tages, bis endlich seine Gedanken verworrener wurden, Erlaucht Dornach auf der Wildsau aus dem Freischütz spazieren ritt und Christa mit Agathe und der Comtesse Agnete den Ringelreigen des Jungfernkranzes tanzte. Bei diesem Bilde seiner Phantasie lächelte der Alte im Halbtraum noch einmal über das ganze Gesicht — und dann war er eingeschlafen . . .

Plötzlich zuckte sein grauer Kopf in die Höhe und seine Augen öffneten sich weit. Er konnte noch nicht lange geschlummert haben — er hatte auch wohl nur geträumt, daß man ihn gerufen habe. Er lauschte . . . Nein, das war kein Irrtum! Er hörte deutlich zwei Stimmen miteinander sprechen — ganz in seiner Nähe — da, wurde soeben nicht wieder der Name Schröder genannt?! —

Der Alte richtete sich im Bette empor und steckte sein Licht an. Dann sah er sich forschend im Zimmer um. Nichts Ungewöhnliches zeigte sich. Aber die Stimmen waren immer noch und mit gleicher Deutlichkeit hörbar. Schröder sprang auf; ein gewisser nervöser Reiz, zu wissen, wer da in tiefer Nachtstunde in diesem kleinen, entlegenen Gasthofe von ihm spreche, hatte ihn gepackt. Er wollte Gewißheit haben. Das Waldleben hatte alle seine Sinne besonders geschärft. Die Stimmen erklangen im Nebenzimmer — das war zweifellos, merkwürdig aber, daß sie weniger laut vernehmbar waren, sobald Schröder sein Ohr an die Wand legte. Er fühlte mit der Hand gegen die Wand. Sie schien massiv zu sein — irgend eine Stelle mußte es aber geben, die den Schall in seiner Fernwirkung begünstigte. Langsam tastete der Oberförster weiter — bis in die Nähe des Kleiderschranks, der die Längswand dem Bette gegenüber in zwei Hälften teilte. Hier fühlte er deutlich, daß der Stein unter der Tapete aufhörte und durch Holz ersetzt wurde. Jedenfalls hatte sich an dieser Stelle ehemals eine Thür befunden, die in das Nebengemach führte und später durch eine spanische Wand ersetzt worden war.

Schröder zögerte einen Moment und begann von neuem zu lauschen. Er glaubte noch immer, er täusche sich. Aber nein — das war unmöglich! Da drinnen sprach Richards, der Kammerdiener des Grafen Dornach — und der andere — Herrgott, hatte er im Leben nicht auch diese Stimme schon einmal gehört?! . . .

Der alte Mann hatte noch immer gewaltige Kräfte. Er erfaßte mit beiden Händen den Kleiderschrank und rückte ihn vorsichtig und ohne jedes Geräusch zur Seite. Dann trat er dicht an die Wand heran, und nun hörte er Wort für Wort . . .

„Ich kann nicht aus meiner Haut, Herr Graf,“ sagte die Stimme des Kammerdieners; „ich habe mich zwei Jahrzehnte lang schuhriegeln lassen, und da ist mir endlich einmal die Galle übergelaufen. Am Ersten quittiere ich, und da ich Lust habe, mich zur Ruhe zu setzen, wär' es mir recht lieb, wir beide ordneten unsere Angelegenheit gleichfalls.“

„Soll geschehen, mein lieber Richards,“ antwortete der andere, „und wäre schon längst geschehen, wenn Sie diplomatischer zu Werke gegangen wären und Ihre Sympathien und Antipathien ein klein wenig gezügelt hätten. Zum Beispiel damals, als Graf Egon Dornach so verteufelt wild hinter der Christa her gewesen! Hätten Sie sich derzeitig nicht unnötigerweise in die Geschichte gemischt, dann würde Christa heute vielleicht bereits Frau Gräfin sein.“

„Ich hatte damals noch nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, mein verehrter Herr. Sie werden sich entsinnen, daß erst unser gemeinschaftlicher Freund Akton bei unserem vorjährigen Berliner Aufenthalte unsere Bekanntschaft vermittelt hat. Und ich konnte nun mal das Frauenzimmer mit ihrem dummen Bettelstolz nicht leiden! Ich hab' sie einmal in lustiger Laune um die Taille gefaßt, so ganz harmlos — und da hat sie mich mit der flachen Hand ins Gesicht geschlagen, daß mir grün und blau vor den Augen wurde —“

„Aha — also darum der Grimm und die Feindschaft!“

„Ich vergreife mich niemals persönlich an irgend einem, sei's Mann oder Weib, aber ich vergesse auch nichts. Nichts! Wir Engländer sind ausdauernd in unserer Liebe und unserem Haß. Na, und da habe ich denn dem Fräulein die Partie mit dem Grafen versalzen!“

„Was eine große Unüberlegtheit war, mein guter Mister Richards. Hat das Verhältnis zwischen den beiden lange gedauert?“

„Ich denke doch — immerhin so an Jahr und

Tag. Und zu guter Letzt wollten sie durchgehen. Zuerst nach Paris und dann — ich weiß nicht mehr wohin noch. Es war alles vorbereitet, und alles hinter dem Rücken des Grafen und des alten Waldehals, des Schröder. Aber ich kam dahinter, und da erwartete denn der alte Dornach seinen Herrn Sohn mit der Zukünftigen auf der Station und fing die Herrschaften ab. Bums — da saßen sie fest und ich lachte mir ins Fäustchen. Es gab fürchterliche Scenen im Lindenbruch und oben auf dem Dornachschlosse — und schließlich wurde Graf Egon, der sich anfänglich wie ein Rasender gebärdet hatte, weich wie Wachs und entsagte dem Liebchen, und das verlassene Liebchen weinte sich die Augen rot. Hätte ich damals schon gewußt, was ich heute weiß, dann hätte ich die beiden vielleicht auf und davon gehen lassen, aber ich hielt die Christa ja wirklich für die leibhaftige Enkelin Schröders, und mit dem alten Halunken, der mich bei jeder Gelegenheit bei dem Grafen verklatschte, hatte ich auch noch abzurechnen!"

„Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Schwamm drüber! Jedenfalls muß die Sache künftighin diplomatischer gehandhabt werden. Haben Sie dem Grafen hinterbracht, daß Christa dem Gerüchte zufolge nicht die Enkelin Schröders ist?"

„Ist geschehen, ich vermute auch, daß er mit Schröder bereits darüber gesprochen hat. Aus dem Alten ist ja nichts herauszubekommen, aber ich täusche mich selten. Ich sah seinem Gesicht an, daß er eine ihm unangenehme Aussprache mit dem Grafen gehabt hatte. Übrigens munkelte man thatsächlich schon lange davon, daß die Christa ein Findelkind sei — ich habe es früher aber immer für leeres Geklatsch gehalten. Der Amtsvorsteher, unser Administrator, der Intimus Schröders, soll einmal so eine unbedachte Äußerung fallen gelassen haben, dem Grafen Egon gegenüber oder was weiß ich, hat es aber späterhin wieder bestritten. Das ist auch so ein Kerl! Wessen Tochter ist denn die Christa nun eigentlich?"

Kurze Pause, dann erfolgte die Antwort in demselben ruhigen und gleichgültigen Tone, in dem der andere immer sprach. „Sie werden es rechtzeitig genug erfahren, mein Freund. Immerhin kann ich Ihnen sagen, daß sie einen sehr vornehmen Namen trägt, einen so vornehmen Namen, daß durch ihre Verheiratung mit dem Grafen Egon Dornach die Bestimmungen des Majoratsbegründers bezüglich etwaiger Mesalliancen nicht verletzt werden würden."

„So? — Aha, mir schwant etwas! Mir schwant, der vornehme Herr Vater der Christa lebt noch — der vornehme Herr Vater hat aber eine Füllung seines Geldbeutels sehr nötig und hofft, dem Grafen Dornach das Leben ein wenig [illegible] machen zu können, wenn er erst sein Schwiegervater geworden ist . . . Und wissen Sie, was mir noch schwant?"

„Bitte — genieren Sie sich nicht, wackerer Mister Richards!"

„Mir schwant, dieser vornehme Herr Vater sind Sie selbst! . . . Hab' ich's getroffen?"

Der andere lachte. „Vorbei getroffen! Nein, ich bin's nicht. Aber wäre ich es, könnten Sie es mir verdenken, wenn ich meine Tochter reich und glänzend verheiratet wissen möchte?"

„Keinen Augenblick, mein verehrter Herr Graf — weiß Gott nicht. Ich sehe nur nicht recht ein, warum Sie mir gegenüber mit der Wahrheit noch immer hinter dem Berge halten wollen. Gestehen Sie es doch einfach zu, daß die Christa Hellmer eigentlich eine Comtesse Andor ist, und die Sache ist abgemacht. Ich werde kein Narr sein und eher davon sprechen, ehe es nicht an der Zeit ist."

„Mister Richards, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß Sie zu geeigneter Stunde das Nötige erfahren werden. Ich gebe meine Karten nicht gern unnütz aus der Hand. Sie erzählten mir vorhin, daß der Oberförster Schröder eine längere Unterredung mit dem alten Dornach gehabt habe. Wie kommt Schröder überhaupt nach Berlin?"

„Kuriose Frage! Der Graf hat ihn herbefohlen und ich habe ihn hier im ‚König von Ungarn' einlogiert."

„A—h!" . . . Der Ausruf klang halb erschreckt, halb ärgerlich. „Sie haben eine täppische Hand, mein lieber Richards, nehmen Sie mir das nicht übel. Was ist das für eine verrückte Idee, Schröder gerade hierher zu bringen, wo er uns beiden leicht begegnen und mich wiedererkennen könnte!"

„Na, Gott sei Dank, Herr Graf," frohlockte Richards, „nun haben Sie sich gründlich verraten! Woher kennt Sie denn eigentlich der Oberförster — he?"

„Ach was," die Stimme des andern klang noch immer erregt, „ich bin ihm früher einmal über den Weg gelaufen, vor langen Jahren, aber diese alten Jäger haben ein verdammt scharfes Gedächtnis! Jedenfalls würden Sie klüger gethan haben, Sie hätten ihn irgendwo anders, nur nicht gerade hier untergebracht!"

„Ich hatte meine Gründe dazu. Ich wollte den alten Schlaufuchs beobachten lassen. Ob er mich hier trifft, ist gleichgültig. Ich habe absichtlich nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich immer im ‚König von Ungarn' wohne, wenn ich einmal allein in Berlin zu thun habe. Aber halten wir uns nicht bei der Vorrede auf! Was ist weiter zu machen? Ich meine, nicht viel. Wir müssen abwarten. Wir können den Grafen Egon und die Christa nicht aufeinanderhetzen."

„Wir können aber eine kleine geschickte Intrigue einfädeln, die es möglich macht, daß das alte Interesse des Grafen für Christa von neuem angefacht wird. Wozu ist denn die vorzügliche Institution der anonymen Briefe auf der Welt? Kommen Sie dann und wann in die Wohnung des Grafen?"

„Fast alle Tage. Der alte Graf schickt mich alle Augenblicke einmal mit Aufträgen für seinen Sohn zu ihm. Nach der Verlobung der Comtesse mit dem Rittmeister von Eisenschmidt wird die Verbindung wohl noch lebhafter werden."

„Ah — das ist mir interessant!" . . . Stuhlrücken und leises Gläserklirren, dann ein kurzes Räuspern . . . „Also die Comtesse hat sich mit dem

Rittmeister von Eisenschmidt verlobt? Mit dem von den Königs-Kürassieren?“

„Es giebt nur den einen. Der alte Eisenschmidt ist nicht mehr verlobungsfähig. Der muß an die Siebzig sein.“

„Ist der Alte auch in Berlin?“ Ein ängstlich lauernder Ton lag im Klang der Stimme.

„Jawohl, seit einigen Wochen. Was machen Sie für ein merkwürdiges Gesicht, Herr Graf! Kennen Sie den alten Kalifornier?“

Die Antwort war zögernd. „Ich — ich glaube. Aber es ist keine angenehme Erinnerung, die mich mit ihm verbindet. Ein Narr, dieser Alte! Damals freilich war er noch jung, und ich auch, sehr jung sogar und verdammt tollköpfig . . . Aber das ist vorbei. Zur Sache. Ich hinterlege also morgen bei Akton einen Brief für Sie, den Sie bei nächster Gelegenheit an die Adresse des Grafen Egon befördern müssen.“

„Persönlich?“

„Seien Sie nicht so schrecklich begriffsstutzig, Richards! Natürlich sollen Sie den Brief dem Grafen nicht eigenhändig überreichen. Mir liegt vielmehr daran, einen etwas geheimnisvollen Zug in die Sache zu bringen — das erhöht den Reiz des Interesses — der Graf soll sich den Kopf zerbrechen! Wenn Sie das nächste Mal zu ihm geschickt werden, praktizieren Sie den Brief unbemerkt in die Tasche eines seiner Überzieher, die ja wohl auf dem Korridore hängen werden — oder Sie schieben ihn unter die Bücher und Journale in seinem Arbeitszimmer — kurzum: er darf keine Ahnung haben, auf welche Weise das Schreiben in seine Wohnung gelangt ist. Verstehen Sie das? Leute vom Schlage des Grafen pflegen anonyme Zuschriften gewöhnlich ohne weiteres in den Papierkorb zu werfen. Dem will ich durch die mysteriöse Art, wie er den Brief empfängt, vorbeugen. Der Brief muß ihn unausgesetzt beschäftigen. Werden Sie das machen können?“

„Ich hoffe. Es hat freilich seine Schwierigkeiten. Wenn er den Brief findet, wird er recherchieren, wer zuletzt bei ihm gewesen ist. Dann wird auf mich der Verdacht fallen.“

„Was könnte Sie das stören, da Sie vom Ersten ab doch nicht mehr in den Diensten des Grafen sind? Zudem werden Sie leugnen, wenn man Sie fragt . . . Wetter noch eins, es geht auf zwei Uhr! Schenken Sie mir noch einmal ein, Richards! Prosit — wann sind Sie morgen zu sprechen?“

„Der Graf geht um zehn Uhr zu Bett — also von elf Uhr ab.“

„Bon. Um elf Uhr hier! Fragen Sie den Portier nach mir oder, falls ich noch nicht da sein sollte, nach Mister Durnford. Haben Sie ihn neulich nicht kennen gelernt?“

„Gewiß — den langen Schwarzen, der so genau über die Hellersche Familie Bescheid wußte —“

„Derselbe . . .“ Ein trockenes, kurzes Lachen folgte . . . „Nun addio, Richards! Sie sind ein Hauptkerl! Ein Schuft, aber noch kein vollkommener — dazu sind Sie zu dumm! Nichts für ungut — ich mein's nicht so böse! Herrgott, ist das Leben interessant, wenn man zuweilen selbst ein wenig Schicksal spielen kann! Was? — Das verstehen Sie wieder einmal nicht! Ich hätte mich längst totgeschossen, wenn die Lust am Bösen nicht so viel Reiz für mich hätte. Erbliche Belastung — haha! Meinen Vater haben die Bürger von Temeswar Anno achtundvierzig an die Laterne gehängt, und meine Mutter starb in Paris hinterm Zaun. Ein Wonneleben von der Geburt an! . . . Kommen Sie, Richards! Nicht da hinaus! Durch die Tapetenthür — wir brauchen den Hausknecht nicht erst zu wecken — ich kenne die Geheimnisse dieser Räuberhöhle . . .“

Die Stimmen entfernten sich . . . Noch eine kurze Minute lauschte der Oberförster mit angehaltenem Atem, dann richtete er sich aus seiner halbgebückten Stellung auf. Der Rücken schmerzte ihm, aber er achtete nicht darauf. Er schob den Schrank wieder an seine alte Stelle zurück und ließ sich sodann auf dem Bettrand nieder, die Hände gefaltet, die Augen starr auf den Boden gerichtet.

Der alte Mann war furchtbar bleich geworden. Die Entdeckung, die ihm jener große Schicksalsgestalter, den wir Zufall nennen, gemacht, hatte mit vernichtender Wucht auf ihn eingewirkt. Kein Wort der beiden Schurken da drinnen war ihm entgangen. Zuweilen kochte sein Blut auf und jede Fiber in ihm spannte sich an — zu Fäusten krampften sich seine Hände zusammen. Er mußte an sich halten, um nicht in das Nebengemach zu stürzen und rächende Vergeltung zu üben.

Nun saß er zusammengebrochen auf seinem Bette und grübelte. Über zwei Jahrzehnte lagen zwischen heute und jener Sommernacht, die ihm Christa ins Haus gebracht hatte. Aber hell und deutlich stiegen zu dieser Stunde die Geschehnisse jener Nacht wieder vor ihm auf; er wußte nun, wem die eigentümlich schnarrende, das r und die Zischlaute scharf betonende Stimme angehörte, die ihm vorhin so bekannt geklungen hatte. Er besaß ein Gehör wie ein Indianer und ein Gedächtnis, das ihn selten trog. Der Mann nebenan, der soeben mit dem schurkischen Kammerdiener ein ränkevolles Spiel verabredet hatte, war derselbe, der damals von dem Totenlager der armen Frau und ihrem hilflosen Kinde auf Nimmerwiedersehen ins Weite geflüchtet war.

War es zugleich auch der Vater Christas? Kann ein Vater sein Kind im Stiche lassen und es allen Zufällen der Fremde preisgeben? Kann ein Vater es über das Herz bringen, sich durch zweiundzwanzig Jahre nicht um das eigene Fleisch und Blut zu kümmern? Kann ein Vater seine leibliche Tochter zum Zielpunkt egoistischer und schmutziger Pläne machen?

Wie nannte doch Richards seinen Verbündeten? „Graf Andor“ — und eine Grafenkrone über dem Monogramm SA hatte auch die Wäsche des Fremden geschmückt, die er damals bei seiner Flucht aus dem Försterhause von Hohenalst zurückgelassen hatte. Der Vater Christas ein Graf — ein Graf dieser Verkommene, der die Tochter verschachern wollte, in der



Hoffnung, durch eine reiche Partie seines Kindes sich die Taschen füllen zu können! . . .

Eine schwere Thräne rann über die braune Wange des alten Försters. War das alles richtig und alles wahr — hatte der Mann gesetzlichen Anspruch auf Christa, dann war sie verloren für ihn, der sie doch so liebte, als sei sie seines eigenen Blutes, der sie erzogen und mit treuem Auge über ihr Wohl und Wehe gewacht hatte . . . Und was würde Christa selbst sagen, wenn sie erfuhr, daß ihr Vater zum Abenteurer und Hochstapler, vielleicht zu noch Schlimmerem herabgesunken war! Konnte der aristokratisch klingende Name, wenn auch nicht der nur ein geborgter und erlogener war, sie trösten über die Schmach, die ihm anhaftete?!

Der Alte wühlte seine Hände in das graue Haar ein. Irgend etwas mußte geschehen, sie vorzubereiten und sie vor dem Streiche, der sie treffen sollte, zu schützen. Schröder überlegte, ob er nicht die Wohnung jenes geheimnisvollen Grafen Andor ausfindig machen und selber zu ihm gehen sollte. Aber der Verschlagenheit und dem Raffinement eines internationalen Gauners war er nicht gewachsen — das fühlte er. Der Mann würde auch ihn betrügen. Vielleicht war es besser, sich direkt an den alten Grafen Dornach oder noch besser, sich offen an den Grafen Egon zu wenden . . . Halt — nein — und Schröder fuhr in die Höhe und schnippte mit den Fingern — war nicht der Rittmeister von Eisenschmidt der beste Vermittler in einer so delikaten Angelegenheit?! Er war einer der intimeren Freunde des Grafen Egon, war jetzt sein Schwager geworden und kannte die unglückliche Geschichte von damals, den Fluchtversuch Christas mit dem charakterschwachen Geliebten. Er war zubem ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, dem man vertrauen konnte — und er war weltkundig und gewandt. Verstand es einer, mit Leuten vom Schlage des Grafen Andor umzugehen, so war er es — bei Gott, er war der einzige, der helfen, der wenigstens raten konnte! . . .

Schröder legte sich wieder zu Bett. Aber er stand noch einmal auf und kramte aus seinem kleinen Koffer einen alten Revolver hervor, den er immer bei sich führte, wenn er nicht die Flinte über der Schulter hatte. Er legte die Waffe neben sich auf den Nachttisch. Er hatte das Gefühl, als sei man mitten im Centrum der Hauptstadt, da wo der „König von Ungarn" stand, seines Lebens nicht sicher. Dann löschte er sein Licht aus. Nun war es ganz dunkel im Zimmer und auch ganz still. Schröder vermeinte, das starke Pochen seines Herzens hören zu können. Der alte Forstmann hatte das Gefühl der Furcht nie kennen gelernt. Mehr als einmal hatte er im einsamen Walde Brust an Brust mit wildernden Strauchdieben gestanden und mehr als einmal dem Tode ins Auge geschaut. Aber das Fremde und Ungewisse einer schwer abwehrbaren heimlichen Gefahr schreckte ihn. Mit groß offenen Augen lag er im Bette und horchte auf den Schlag seines Herzens.

XV.

Heinz Dornach hielt mit seinem Dog-cart vor der Wohnung Eisenschmidts. Er hatte dem Groom, einem gut herangedrillten Bauernjungen aus Dornach, die Zügel zugeworfen und eilte stürmischen Schritts in das Haus. Aber mitten auf der Treppe blieb er stehen.

„Sapperlot, Schröder!" rief er dem ihm Entgegenkommenden zu, „was machen Sie denn in Berlin und noch dazu bei meinem neuen Schwager?!"

Der Oberförster salutierte. Er war ein klein wenig verlegen geworden. „Erlaucht hatten mich herbefohlen," antwortete er, stehen bleibend, „und da — da wollte ich denn auch nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, dem Herrn Rittmeister meine persönliche Gratulation mit der gnädigsten Comtesse Schwester abzustatten."

„Ah so — das ist lieb von Ihnen! 'Tag, Schröder! . . ." Heinz reichte dem Förster die Hand, der sie respektvoll nahm. „Wie gefällt Ihnen Berlin? Gut — glaub's schon! Und was macht die Enkelin, Fräulein Hellmer? Ich treffe sie dann und wann im — in Gesellschaft —"

Er fühlte, daß er sich verplaudern wollte und brach rasch ab, schlug dem Oberförster zutraulich auf die Schulter und sprang weiter die Treppe hinauf.

„Adieu, Schröder — ich hab's eilig! Grüßen Sie mir Dornach! Ich komme vielleicht zu den Jagden herüber — adieu, lieber Schröder!"

Er stand bereits oben vor der Thür zu der Wohnung Eisenschmidts und zog die Klingel. Der Diener nahm ihm den Mantel ab und ließ ihn ein. Eisenschmidt saß am Schreibtisch über einem Briefe, sprang beim Eintritt des Grafen aber sofort auf und eilte ihm entgegen.

„Grüß Gott, Heinzerling," rief er fröhlich und schüttelte dem Schwager die Hand; „schon ausgeschlafen? Es war eine etwas lange Verlobungsfeier, die wir drei gestern abend noch privatim der offiziellen folgen ließen — sie ist mir übrigens vortrefflich bekommen."

„Mir auch — ich habe von acht bis neun schon die Remonten reiten lassen und dann selber einen Spazierritt durch den Schnee unternommen. So etwas erfrischt . . . Nun hör' mal zu, Eisenschmidt: ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen."

„Die Einleitung reizt meine Neugier. Aber halt! Erst den Begrüßungsschnaps und dann die Friedenspfeife. So will es der Brauch."

Er öffnete das Liqueurschränkchen über dem Cigarrenspind, nahm zwei Gläschen heraus und füllte sie mit einer Mischung aus drei verschiedenen Flacons.

„So," sagte er, Heinz eines der Gläschen präsentierend, „Angostura, Chartreuse und ein Tropfen fine Champagne. Du sollst einmal sehen, wie belebend das wirkt."

„Brrrr," machte Heinz, nachdem er sein Glas geleert. „Teuflische Mischung, aber Du hast recht, sie regt an. Nun gieb mir noch eine Cigarette und dann setz' Dich zu mir."

Es geschah. Heinz warf sich auf den Diwan und hüllte sich in Rauch; Eisenschmidt nahm ihm gegenüber in einem Sessel Platz. Er war in der That neugierig, was sein Schwager Wichtiges hatte.

„Also, Eric," begann Heinz, „ich muß Dir beichten."

„Aha," fiel Eisenschmidt kopfnickend ein, „das dacht' ich mir beinah. Wie viel denn?"

„Pfui, Eric — Du meinst, ich habe wieder Schulden! Nein, Alterchen — mein Ehrenwort halte ich — ich habe auch nicht vergessen, wie energisch Du mir letzthin die Leviten gelesen hast! Ach, Eric! . . ." Heinz seufzte auf, sprang dann plötzlich empor, durchmaß das Zimmer mit großen Schritten und blieb schließlich vor Eisenschmidt stehen. „Ach, Eric," begann er von neuem und schaute den Schwager herzbrechend an, „Du glaubst gar nicht, wie mir zu Mute ist, wie — ja, Donnerwetter, ich kann es gar nicht erklären — so verzweiflungsvoll, daß ich heulen möchte, und dabei doch auch wieder so selig, daß ich vor innerem Herzensjubel Kopf stehen könnte! Kurzum —"

„Kurzum, Du bist verliebt," fiel der erfahrene Rittmeister ein.

Heinz nahm Eisenschmidt beim Kopf und drückte ihm einen Kuß auf den Schnurrbart. „Entschuldige," sagte er dann, „aber ich mußte eine Ableitung haben. Na also — Du hast's getroffen — ich bin verliebt, ganz rasend verliebt, über alle Gebühr, unglaublich und fabelhaft und vor allen Dingen, was das schlimmste ist, gegen meinen Willen!"

Eisenschmidt nickte. „Schön," meinte er. „Nun nimm wieder Platz, und dann bitte chronologisch und langsam. Der Teufel mag aus Deinen Sentiments klug werden!"

Heinz setzte sich gehorsam und paffte Ströme blauen Rauchs in die Stube. „Sieh mal, Eric — das kam nämlich so," fuhr er fort. „Ich wollte eigentlich nur eine gute Partie machen, das sag' ich ganz offen. Ich bin immer ein leichtsinniger Schlingel gewesen —"

„Wahrhaftigkeit schadet nie!"

„Und habe das Leben sozusagen wie eine große Rennbahn betrachtet, auf der ein firmer Reiter ohne Schwierigkeiten die Hindernisse zu nehmen vermag —"

„Auf der er aber doch dann und wann zu Fall kommen kann," warf Eisenschmidt abermals ein.

„Ist richtig," sagte Heinz lebhaft, „daran denkt aber ein tüchtiger Kavallerie-Offizier nicht! Woran denkt unsereins denn überhaupt! An den Dienst, wenn es notwendig ist, und sonst an das Amüsement. Das habe ich immer redlich gethan. Ich habe mich famos amüsiert und Gott einen guten Herrn sein lassen. Nun kam aber die letzte Schuldenbeichte — und da ist mir Agnete und Egon gehörig auf den Kopf gestiegen, und Du hast mir zu verschiedenen Malen eine Moralpauke gehalten, die sich gewaschen hatte, und hast mir drei Monate hindurch auf dem Nacken gesessen, damit ich keine neuen Dummheiten machte. Ich habe aber doch wieder eine gemacht. Das heißt, Ihr werdet es wohl für eine Dummheit halten. Ich wollte vernünftig sein und mich reich verheiraten, denn von Vatern habe ich wenig zu erwarten und das Majorat fällt einmal Egon zu. Ich glaubte sehr kühl und sehr klug zu handeln; ich ging lediglich auf eine sogenannte Vernunft-Ehe aus. Das ist nun wieder nichts geworden. Ich habe mich, ohne daß ich es wollte, schrecklich verliebt. Und nun kann ich gar nicht mehr zurück!"

Heinz sagte das mit erneutem Seufzen, aber seine Augen leuchteten dabei. Eisenschmidt betrachtete ihn aufmerksam, indem er währenddessen wiederholt seinen langen Schnurrbart durch die Finger gleiten ließ. Er hatte in letzter Zeit häufig die Bemerkung gemacht, daß der junge Offizier sich entschieden zu seinem Vorteil verändert hatte. Er hatte ihm in der That „auf dem Nacken gesessen", wie Heinz sich ausdrückte. Er hatte nicht vergessen, in wie bewegten Worten Agnete ihn seiner Zeit gebeten, dem leichtsinnigen Bruder als treuer Kamerad und Berater zur Seite zu stehen. Er hatte sich enger an ihn angeschlossen und ihn schärfer beobachtet. Aber es schien, als bedürfe Heinz eines wohlmeinenden Mentors gar nicht mehr. Seine alten Bummelfreunde, die Raczyn, Brencken, Villarette und wie sie sonst noch hießen, die jungen Elemente des Klubs, die Coulissenjäger und Jeuratzen und die Heißsporne von der Rennbahn, die ganze bande joyeuse klagte darüber, daß der fidele Heinz nicht wieder zu erkennen sei. Spielen durfte er nicht mehr — man wußte, daß der thörichte Mensch sein Ehrenwort verpfändet hatte. Aber es gab doch noch mehr Vergnügen auf der Welt als Karten, Würfel und grüner Tisch! Wahrhaftig — der lustige Heinz war ein Philister geworden, der mit Vorliebe „Familie simpelte"! Wo drückte er sich nur überall herum, daß man ihn nirgends sah?! — Raczyn behauptete, er sei ein „Streber" geworden und wolle sich zur Kriegsakademie vorbereiten. Nein, erkärte Graf Villarette, er habe eine heimliche Geliebte, bei der er alle Abend Thee trinken müsse. Gott bewahre, wußte der kleine Larisch zu erzählen, der irgendwo die Glocken hatte läuten hören, Heinz Dornach sei Spiritist geworden und verkehre nur noch mit Geistern . . . Thatsache war jedenfalls, und die bande joyeuse bekümmerte sich darob ernstlich, daß Heinz solide geworden war. Er spielte nicht mehr, er bummelte nicht mehr, er ging nicht mehr in Civil in die Spezialitätentheater, er vermied die vergnügten kleinen Zirkel in den „Zwitschersärgen" des Restaurants Pohl — zum Donnerwetter, was machte der Mensch?! . . .

Eisenschmidt legte den Papierrest seiner Cigarette beiseite. „Also Du bist verliebt, Heinzerling," entgegnete er ernst. „Gieb mir Deine Hand — siehst Du, das freut mich — ich ahnte es auch beinahe. Jede Liebe läutert, mein Junge — und Du — na, gestehen wir's ganz offen, Du bedurftest der Läuterung. Du warst wie ein wilder Schößling im freien Felde, den jeder Windzug hin und her peitscht; gerade das, was den Mann macht, fehlte Dir: der Charakter . . . Wärst Du zu mir gekommen und hättest Du mir gesagt: ‚Eisenschmidt, ich will ein reiches Mädel heiraten — hilf mir dabei' — dann würde ich Dir wahrscheinlich geantwortet haben: ‚Hol' Dir 'nen anderen Helfershelfer, zum Kuppler fehlt mir die

Routine' . . . So aber — nun, da ich weiß, daß Dein Herz mit im Spiele ist, und da ich Dir's ansehe, daß Du nicht lügst, daß Du ganz Feuer und Flamme bist — da will ich Dein Freund bleiben und Dir zur Seite stehen, so gut ich kann! Jetzt rede!"

Heinz war von neuem aufgesprungen und preßte die Hände Eisenschmidts. „Ich danke Dir, Du," sagte er hastig und rasch, um seiner Bewegung Herr zu werden, „ich danke Dir — ich wußte ja, daß Du mir beistehen würdest, und deshalb kam ich auch zuerst zu Dir! Vater wird außer sich sein, und Agnete auch, und sicher auch Egon — Herrgott, mir wird angst und bange, wenn ich an all die Hindernisse denke, die noch zu überwinden sind! Aber ich komme doch durch — Eric, wie soll ich Dir nur schildern, was für ein entzückendes Frauenzimmerchen meine Lizzie ist, und wie nach und nach mein Herz sich förmlich umwendete, wie es wärmer und wärmer wurde, wie jedes kühle und verständige Raisonnement von selbst zurücktrat hinter das Gefühl —" Er wendete sich auf dem Absatz um und stürmte abermals durch das Zimmer. „Unsinn," rief er, „so etwas läßt sich gar nicht schildern — das muß man mit empfinden! Aber nun verständig!"

„Bin ganz Deiner Meinung, Heinz," entgegnete Eisenschmidt lächelnd. „Du quirlst umher wie ein Schmetterling. Beraten wir ernsthaft. Die Einleitung schenke ich Dir. Deine Braut heißt Lizzie Heller und wohnt in der Sigismundstraße."

Heinz blieb in seinem Sturmlauf stehen. „Das weißt Du?" fragte er erstaunt.

„Längst, mein Junge. Ich habe auch bereits eine längere Aussprache über die Möglichkeit Deiner Verbindung mit Fräulein Lizzie Heller gehabt, und zwar mit niemand anders als mit Deinem Bruder Egon, dem für Dein Seelenheil und für den Glanz Eures Wappens bangte."

„Das heißt, er erklärte sich von vornherein gegen die Partie?"

„Allerdings — aber er wird der erste sein, der sich dem fait accompli fügt. Er ist mehr Theoretiker als Praktiker. Den meisten Dornachs geht es also — auch Agnete und selbst Deinem Vater, obschon ich glaube, daß wir mit dem alten Herrn am schwersten ins reine kommen werden. Aber nun vor allen Dingen: hast Du Dich mit dem Vater Deiner Braut schon ausgesprochen?"

„Das ist es ja eben . . ." Heinz rückte sich einen Sessel dicht neben den Eisenschmidts. „Auf Wunsch Lizzies will ich dem alten Heller erst klaren Wein einschenken, wenn Papa seine Zustimmung gegeben hat. Der alte Heller hat mich persönlich sehr gern — das weiß ich. Gegen mich als Schwiegersohn aber hat er verschiedene Bedenken. Zuerst seinen Bürgerstolz. Lizzie hat mich von ganzem Herzen lieb, aber natürlich schmeichelt es sie auch, eine Grafenkrone tragen zu dürfen. Das ist doch nur natürlich, Eric!"

„Wenigstens begreiflich. Sie müßte kein junges Mädchen sein und keine weibliche Eitelkeit besitzen! Eine Krone ist immer etwas Hübsches, und eine mit neun Perlen macht sich besonders nieblich. Alles, was wahr ist!"

„Leider scheint das der alte Heller durchaus nicht einsehen zu wollen. Ich bin nämlich nicht der einzige Bewerber um Lizzies Hand. Es ist noch ein anderer da, der ihr höllisch den Hof macht — ein Buchhändler — ach, Du kennst ihn ja auch — unser Einjähriger, der Grüneisen, ein Vetter von ihr! Ein netter und braver Kerl, aber die Lizzie will ihn nun doch einmal nicht! Weiter. Da spielt noch so eine dunkle Sache hinein. Entsinnst Du Dich der Geschichte von dem Überfall im Londoner Hyde-Park, die uns Papa während des vorjährigen Manövers einmal erzählt hat?"

„Sehr genau . . ." Eisenschmidt schlug sich vor die Stirn und erhob sich. „Einen Augenblick, Heinz. Du erinnerst mich dabei an eine Frage, die ich meinem Vater einmal vorlegen wollte und immer wieder vergessen habe."

Er nahm die kleine Pergamenttafel, die auf seinem Schreibtische lag, in die Hand und notierte auf ihr die Worte: „Spitzhacke — Frisko — Dornach." Dann kehrte er auf seinen Platz zurück.

„Nun also weiter, Heinz!"

Und der junge Offizier fuhr fort: „Damals, als Papa diese Geschichte erzählte, war ich bereits im Hellerschen Hause bekannt. Ich erkundigte mich unter der Hand — ich kann Dir auch sagen, bei wem, bei Louis Burchhardt, dem Gauner — nach den Verhältnissen Hellers. Später sagte mir auch Lizzie einmal, ihr Vater habe ihr Andeutungen gemacht, daß zwischen uns und den Hellers irgend ein tragisches Vorkommnis stehe, das jedwede verwandtschaftliche Verbindung unmöglich machte. Jedenfalls scheint es mir Thatsache zu sein, daß der Bruder des alten Heller identisch ist mit jenem verkommenen Subjekt, das seiner Zeit den Raubanfall auf Papa gewagt hat. Der Kerl ist längst tot oder verschollen, aber die Erinnerung ist geblieben. Wird sie für Papa nicht ausschlaggebend sein, wenn ich ihm die Eröffnung meiner Liebe mache?"

Eisenschmidt zog nachdenklich die Stirn in Falten. „Soweit ich Deinen Vater kenne," antwortete er, „glaube ich allerdings auch, daß er jenes Geschehnis als das Haupthindernis Eurer Heirat ins Treffen führen wird. Gerecht würde es nicht sein. Der Bankier, der nach meinen Erkundigungen ein durch und durch ehrenwerter Mann ist —"

„Das ist er," fiel Heinz ein; „Du kannst Dir denken, daß ich niemals die Tochter eines Unwürdigen ehelichen würde!"

„Wenn diese Tochter selbst keine Unwürdige ist, weshalb nicht?" gab Eisenschmidt ruhig zurück. „Es ist eine eigene Sache mit den ‚Sünden der Väter'. Ist es nicht eine Grausamkeit, die Kinder für die Schuld der Ahnen büßen zu lassen? Das Gesetz urteilt milder als die Gesellschaft. Wenn ein Vater in thörichtem Leichtsinn Schulden auf Schulden häuft, ist der Sohn nicht angehalten, sich für ihn zu ruinieren. Er kann nach dem Tode des Vaters der Erbschaft entsagen und ist damit Verpflichtungen überhoben, die seine eigene Lebensstellung erschüttern oder vernichten

können. Es ist eine große Weisheit des Gesetzgebers gewesen, daß er die Kinder nicht haftbar macht, wenn sie schuldlos sind. Welcher Grund liegt vor, daß die Gesellschaft sich in moralischer Beziehung auf einen anderen Standpunkt stellt? — Irre ich nicht, so hat übrigens Dein Vater bei Erzählung seines Abenteuers im Hyde-Park selbst betont, daß der Bankier sich auch damals tadellos vornehm und anständig benommen haben soll. Was kann er für den verlodderten Bruder?!"

„Das frage ich auch!" rief Heinz. „Ich gebe zu, es ist eine bittere Thatsache, mit der man sich abfinden muß — aber der Schurke von Bruder existiert ja nicht mehr, und wer weiß hier in Deutschland von den Gaunereien, die er auf fremder Erde getrieben hat! Immerhin gebe ich Dir recht: mein Vater wird gerade um dieses Punktes willen Schwierigkeiten machen, und er wird die ganze Verwandtschaft auf seiner Seite haben. Da mußt Du nun einspringen, Eric!"

„Will ich thun, und ich hoffe, ich werde Dir nützen können. Aber, Heinz, auf eins mache ich Dich aufmerksam: zum Ziele kannst Du nur kommen, wenn Du eisern fest bleibst! Fest nicht allein Deinem Vater, sondern auch der Welt und ihrer Klatschsucht gegenüber. Ich kenne sie, diese Welt, und mir ahnt, auch Du wirst ihr gewaltig trotzen müssen. Es werden noch bittere Stunden für Dich kommen, aber Deine Liebe wird sie überwinden helfen. Bleibe fest, ich bitte Dich. Unter ähnlichen Verhältnissen ist auch Dein Bruder Egon schwach geworden, und wenn er auch zehnmal das Gegenteil behauptet: ich kann Dir sagen, daß er noch heute seinen inneren Ausgleich nicht wiedergefunden hat ob jener einen Stunde charakterloser Nachgiebigkeit. Das Herz rächt sich immer, wenn man es grundlos mißhandelt . . . Wann willst Du zu Deinem Vater gehen?"

„Ich denke morgen," erwiderte Heinz. „Ich hoffe, mich heute abend mit dem alten Heller aussprechen zu können. Um acht Uhr findet eine spiritistische Soiree bei ihm statt, der übrigens auch Onkel Krachenau beiwohnen wird; unmittelbar vorher möcht' ich dem Alten mein Herz ausschütten. Wenn er die Geister um sich spürt" — und der junge Mann lächelte — „ist er immer am weichsten und nachgiebigsten gestimmt."

Eisenschmidt erhob sich rasch und lebhaft. „Apropos, Heinz," sagte er, „eine Hand wäscht die andere. Du kannst mir auch eine Gefälligkeit erweisen. Verkehrt im Hellerschen Hause nicht ein Graf Andor?"

„Gewiß," und Heinz nickte. „Ein Ungar, Graf Andor von Kipinski und Gurland — was ist mit ihm?"

Eisenschmidt war mitten im Zimmer stehen geblieben. „Kennst Du den Mann genauer?" fragte er.

„Genauer? Nein. Es ist ein liebenswürdiger alter Junggeselle, der den Sommer auf seinen Gütern in Ungarn, wo er ein großartiges Gestüt besitzt, und den Winter in Wien, Paris oder London zu verleben pflegt. Ich habe ihn nur einmal bei einem Diner im Hellerschen Hause getroffen, glaube aber, daß er regelmäßig an den spiritistischen Sitzungen Hellers teilnimmt. Wenigstens geriert er sich als passionierten Spiritisten."

Eisenschmidt trat näher an Heinz heran. „Ich fürchte," sagte er mit Betonung, „daß der alte Herr Heller nicht sehr vorsichtig in der Wahl seines Umgangs ist."

Heinz schaute erstaunt auf. „Warum?" gab er zurück. „Meinst Du, daß der Ungar — "

„Daß Euer Graf Andor ein gemeingefährlicher Hochstapler ist," vollendete Eisenschmidt ernst. „Allerdings — das glaube und fürchte ich. Und ich möchte dem Herrn gern das Handwerk legen. Das kann aber nur auf vorsichtige und diskrete Weise geschehen, damit gewisse Personen, die in Beziehungen zu ihm stehen, nicht unnötig kompromittiert werden . . ."

Heinz schüttelte den Kopf. „Wenn Du Dich nur nicht irrst, Eric," entgegnete er mahnend. „Erkundige Dich doch einmal en passant beim General-Sekretariat des Union-Klubs nach ihm. Er muß dort eine bekannte Persönlichkeit sein — wenigstens erzählte er mir, daß er für die Frühjahrsrennen eine Reihe von Nennungen aufgegeben hat. Einer seiner Jockeys figuriert übrigens auch als spiritistisches Medium; ich entsinne mich, daß der Graf mir eine unsinnig lange Geschichte über die zufällige Entdeckung dieses Phänomens erzählt hat."

Der Rittmeister lachte herzlich. „Richtig! Dasselbe hörte ich schon von Krachenau! Der schwört natürlich Stein und Bein auf das neue Medium. Aber nun ernsthaft, Heinz. Wenn Du heute abend mit dem Grafen Andor zusammentreffen solltest, so beobachte ihn einmal schärfer, ohne Dir aber anmerken zu lassen, daß Du ihm mißtraust. Der Mann ist, wenn sich meine Vermutungen bewahrheiten, nur durch Hinterthüren zu fassen. Und wie gesagt: wir müssen vermeiden, daß durch ihn auch noch andere kompromittiert werden."

„Um Himmels willen, nur das nicht! Es wäre schauderhaft, wenn der Name Heller noch einmal in Verbindung mit einem anrüchigen Subjekt in die Öffentlichkeit gezerrt würde!"

„Deshalb muß man eben diplomatisch vorgehen, mein lieber Heinz. Also guck Dir den Ehrenmann ein wenig genauer an und erzähle mir morgen von ihm. Inzwischen werde ich auch meine Minen gelegt haben. Wenn sie explodieren, stehen uns noch allerhand hübsche Überraschungen bevor . . ."

Er lächelte und strich sich den Schnurrbart. Aber er würde ernster geblieben sein, wenn er geahnt hätte, wie tief diese Überraschungen auch ihn treffen sollten.

Heinz verabschiedete sich und ging. Er stieg draußen auf sein Dog-cart und fuhr nach der Kaserne seines Regiments.

Auf dem, von drei langgestreckten grauen Gebäuden gebildeten Kasernenhofe übte auf einer vom Schnee freigefegten Stelle ein Zug Kürassiere Exercitien zu Fuß. Ein Unteroffizier ließ die Leute einzeln im Laufschritt an sich vorüberdefilieren. An einem Turngerät in der Nähe lehnte in müder Haltung, tief in seinen Mantel gewickelt und die Hände auf den Pallasch gestützt, der Prinz Raczyn.

Heinz, der schon vor dem Hofportal abgestiegen war und seinen Wagen nach Hause geschickt hatte, mußte dicht an dem Prinzen vorüber und schlug ihm auf die Schulter. „Schläfst Du, Brutus?!“

Raczyn zuckte zusammen und zeigte Heinz sein blasses, hübsches Gesicht, über das ein verlegenes Lächeln huschte. „Tag, Dornach ... Ich gratuliere herzlich,“ sagte er müde.

„Wozu? ... Ah — ich weiß schon — zur Verlobung Agnetes! Wir haben uns ja noch nicht gesprochen ... Wie siehst Du denn aus, Mensch? Als ob Dir die Felle fortgeschwommen wären! Herr des Himmels, Raczyn, ist Dir die Sache so nahe gegangen?“

Der andere nickte. „Ich hab's selbst nicht geglaubt, Heinz — aber ich kann's nicht ändern ... Weißt Du — Du kennst ja die Dummheit, die ich damals im Sommer bei Euch in Dornach gemacht habe — von dem Tage ab war ich verliebt wie ein Sextaner. Ich hab's Dir ja oft genug geklagt.“

„Und ich habe Dir jedesmal geantwortet, Du solltest Dich keinen unerfüllbaren Hoffnungen hingeben, denn ich kenne meine Schwester.“

„Aber ich habe doch noch gehofft. Agnete war erst neulich auf dem Hoffest so lieb und gut zu mir ... Freilich — ich hätte mir's denken können — sie hat immer mehr auf das geistig Ebenbürtige gegeben — und mich haben sie verlobbern lassen ... Ganz gleich — weh thut es doch. Die verdammte Backpfeife hat mir das Herz entzündet ...“

Heinz schaute mitleidig den Kameraden an. Das Lächeln erstarb auf seinen Lippen. Er nahm die Hand Raczyns. „Mut, alter Kerl,“ sagte er in derber Herzlichkeit. „Laß Dir nichts merken — es klagt niemand mit Dir und man lacht Dich nur aus. Es ist auch besser, daß es so gekommen ist — Du paßtest nicht zur Agnete. Im übrigen — es wird eine andere folgen, die zu Dir paßt, da ist mir nicht bange!“

„Jawohl,“ und der Prinz nickte schläfrig, „ich weiß schon wer. Eine fürstliche Cousine, lang wie eine Hopfenstange und mit einer roten Nasenspitze, weil sie beständig Eau de Cologne trinkt. Die Meinen haben sie bereits für mich in petto. Ich wehre mich auch gar nicht mehr. Ich soll solide werden. Du bist es ja schon geworden. Das Leben wir immer langweiliger, Heinz — pfui Geier, so ein Leben! ...“ Er spie aus. „Hör' mal — noch eins,“ fuhr er fort, „was ich sagen wollte, aber ganz unter uns: der Eisenschmidt soll sich vor dem Major in acht nehmen — Vellmerstedt haßt ihn. Ich weiß es von früher — er haßt ihn.“

Heinz zuckte mit den Achseln. „Was kann er ihm anhaben,“ sagte er. „Eric wird sich schon seiner Haut zu wehren wissen, wenn es ihm zu viel wird.“

„Gewiß wird er das — aber es giebt auch heimtückische Gegner, gegen die ein Wehren schwer ist. Mag er die Augen offen halten! Grüß' Gott, Heinz!“

Der Prinz wandte sich an seine Truppe zurück, und Dornach schritt weiter über den Kasernenhof nach den Kasinoräumen des Offizierkorps. Er gab einer der sich in den Vorzimmern aufhaltenden Ordonnanzen Mantel, Mütze und Pallasch und betrat sodann den geräumigen Speisesaal, in dem eine Anzahl Offiziere, unter ihnen auch der Oberst von Urach und der Etatsmäßige, noch bei der Tafel saß.

Heinz, der sich seit Veröffentlichung der Verlobung seiner Schwester nicht unter den Kameraden gezeigt hatte, wurde von allen Seiten mit Händedruck, Beglückwünschungen und Scherzworten empfangen. Auch Vellmerstedt konnte sich unter diesen Umständen einer Gratulation nicht entziehen.

„Verbindlichen Glückwunsch, mein lieber Graf,“ näselte er, sich halb von seinem Stuhle erhebend und über den Angeredeten fortschauend, „habe mich — ps — hm — habe mich sehr gefreut ...“

Heinz hatte seinen Platz weiter unten an der Tafel zwischen den jüngeren Offizieren. Selbstverständlich mußte er ob des fröhlichen Ereignisses „eine Doublette“ Cliquot zum besten geben. Eine zweite Doublette folgte, die der kleine Larisch an Villarette verloren, weil er behauptet hatte, die Lucca sei älter als die Patti. Aber die Anwesenheit der Stabsoffiziere dämpfte die beginnende Lustigkeit noch etwas ab. Heinz selbst trank vorsichtig, da er am Nachmittag noch zwei Stunden Dienst hatte und am Abend zu Lizzie wollte.

Auch heute neckte man ihn wieder gehörig mit seiner „unvorschriftsmäßigen“ Solidität. Die gewagtesten Mutmaßungen wurden laut, besonders Larisch, der stets nach dem dritten Glase angeheitert wurde, erschöpfte sich in den abenteuerlichsten Kombinationen. Heinz war gutmütig genug, den Hagel der Spöttereien lächelnd über sich ergehen zu lassen. Er hörte nur mit einem Ohre zu, mit dem anderen lauschte er aufmerksam auf die Unterhaltung, die sich in der Mitte der Tafel, da, wo die Stabsoffiziere saßen, entsponnen hatte.

Man sprach dort über den ehemaligen Freiwilligen Grüneisen, und das interessierte Heinz. Grüneisen hatte nach seiner letzten Übung im Regiment die Qualifikation als Reserveoffizier erhalten, und es war nunmehr an ihn die übliche, schematisch abgefaßte Anfrage ergangen, ob er zur Wahl gestellt zu werden wünsche. Grüneisen hatte darauf mit Nein geantwortet.

„Ich kann mir nicht helfen,“ sagte der Major Graf Vellmerstedt, indem er, während er sprach, mit seinen langen Spinnenfingern ein Stück Brot zerbröckelte, „ich finde, dieses schroffe Nein ist eine Brüskierung für das ganze Offizierkorps. Ich glaube, ich habe diesen Herrn Grüneisen von vornherein richtig beurteilt. Der Mann ist — ist — ist ein verkappter Sozialdemokrat.“

Auf diese in zischendem Tone ausgesprochene, aber sehr bestimmt formulierte Behauptung entstand zunächst allgemeines Stillschweigen. Dann lachte der Oberst herzlich und gemütlich auf. „Gott soll mich bewahren,“ krähte er mit seiner hohen Fistelstimme, „auf was für Ideen Sie auch immer kommen, mein lieber Graf Vellmerstedt! Der Grüneisen ein Sozialdemokrat — heilige Bombe, er ist der harmloseste Staatsbürger, den ich kennen gelernt habe — ein braver, königstreuer Patriot!“

„Das glaube ich allerdings auch,“ bemerkte einer der älteren Rittmeister, ein liebenswürdiger und wohlwollend denkender Mann; „ich habe den Grüneisen eigentlich immer recht gern gehabt, und ich kann es ihm im Grunde genommen nicht verdenken, daß er die Wahl abgelehnt hat, da er ja doch wohl wußte, daß die an ihn gerichtete Frage nur pro forma, der Vorschrift gemäß, gestellt wurde und daß er nach den bei uns vorwaltenden Grundsätzen doch nicht Reserveoffizier werden konnte. Er wird sich wahrscheinlich nach einem anderen Regiment umsehen.“

„Erlauben Sie, Herr Rittmeister, daß ich Ihnen widerspreche — ganz ergebenst widerspreche,“ wandte der Major ein. „Grüneisen ist bei uns freiwillig eingetreten, hat seine Wachtmeisterübung absolviert und — das letztere allerdings gegen meine Stimme, der ich anderer Ansicht war als die Majorität — die Offiziersqualifikation erhalten. Er mußte es meiner Meinung nach auf die Wahl ankommen lassen. Würde er abgelehnt, was nach unseren Traditionen allerdings unzweifelhaft gewesen wäre, dann hätte er sich noch immer an ein anderes Regiment wenden können, in dem weniger strenge Prinzipien obwalten. Aber ich fürchte, aus den Reihen unseres Offizierkorps selbst ist es dem Manne gestochen worden, daß er auf eine Wahl verzichten möge — — jawohl, ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß einer unserer Kameraden ihn vorher gewarnt hat!“

„Ich würde dabei, offen gestanden, nichts Unrechtes finden, Herr Graf,“ nahm der ältere Rittmeister wieder das Wort. „Warum sollte man Grüneisen unnötig wehe thun? Eliteregimenter, in deren Offizierkorps traditionell nur Edelleute aufgenommen werden, giebt es in jeder Armee — ich bin im übrigen sehr stolz darauf, einem solchen Truppenteil anzugehören — ganz gewiß, sehr stolz. Das hindert mich aber nicht, auf das lebhafteste zu bedauern, daß wir einen ehrenwerten Bürgerlichen vor eine höchst unangenehme Alternative stellen mußten. Es mußte geschehen, der Vorschrift gemäß — daran ließ sich nichts ändern — es war aber nur richtig, daß man Grüneisen privatim auf die Konsequenzen aufmerksam machte, die ihm erwachsen würden, wenn er darauf bestände, zur Wahl gestellt zu werden. Ich vermute, sein eigener Schwadronschef, Eisenschmidt, wird ihm dies klar gemacht haben.“

Darauf hatte der Major nur gewartet. Er zog die Oberlippe hoch und kniff die Augen zusammen. Seine Finger spielten mit dem Dessertlöffel, so daß seine Ringe gegen das Silber klirrten. „Wahrscheinlich — wahrscheinlich,“ sagte er spitz; „Herr von Eisenschmidt hatte immer eine unbegreifliche Vorliebe für den Freiwilligen — eine ganz unbegreifliche Vorliebe ... Ja, meine Herren — wie gesagt, ich kann mir nicht helfen — und wenn ich mit meiner Auffassung auch vereinzelt bleiben sollte: ich meine, Herr von Eisenschmidt hätte sich nicht um die Angelegenheiten des Herrn Grüneisen kümmern dürfen — es ist das ein Vorgehen gewesen, das ich — ich — immer von meinem Standpunkte aus — durchaus nicht billigen kann.“

Schon während der ersten Worte des Grafen Vellmerstedt war eine helle Röte in das gutmütige Gesicht des Obersten von Urach getreten. Man merkte ihm an, wie wenig ihm der abweisende und verurteilende Ton des Majors behagte. Nun räusperte er sich kurz und sagte dann, seine Serviette in den Händen zerknitternd: „Ich glaube allerdings, Herr Graf, daß Ihre Vermutung, Sie würden mit der soeben ausgesprochenen Ansicht allein stehen, die richtige ist. Im übrigen irren Sie sich auch in Bezug auf Herrn von Eisenschmidt. Ich habe mit ihm über die Sachlage konferiert. Er war der Meinung, Grüneisen solle sich ruhig zur Wahl stellen lassen — er selbst wollte ihm, unseren Traditionen entgegen, im Offizierkorps das Wort reden und er hoffte, ihn durchzubringen.“

„O — o,“ warf der Major entsetzt ein, „ich bitte Sie, meine Herren —“

Aber der Oberst ließ sich durch diese Interjektion nicht beirren. „Das sind einfache Ansichtssachen, Herr Graf,“ fuhr er fort, mit der Gabel wie zur Betonung seiner Worte auf das Tischtuch klopfend. „Einfache Ansichtssachen, die man respektieren muß. Ich war gegenteiliger Meinung wie Eisenschmidt und ich einigte mich schließlich doch mit ihm. Ich bin persönlich zu Grüneisen gegangen — ich, Herr Graf, nicht der Herr Rittmeister von Eisenschmidt-Tengern — und habe ihn über die Situation informiert. Er war es übrigens schon und ich konnte ihn nur in dem bereits gefaßten Vorhaben bestärken. Selbstverständlich habe ich nicht dienstlich, sondern ganz privatim mit ihm gesprochen. Und ich glaube, daß ich recht gehandelt habe. Ich sagte mir, daß kein Grund für uns vorliege, einen ehrenhaften Menschen und tüchtigen Soldaten dadurch in seinem Ehrempfinden zu kränken, daß wir ihn zuerst auffordern, sich zur Wahl stellen zu lassen und ihn nachträglich nicht wählen — lediglich aus prinzipiellen Rücksichten. Höchste Achtung vor der Tradition — aber auch Achtung vor der Ehre des Einzelnen! Ich glaube mit Sicherheit behaupten zu können, daß Seine Majestät, unser allergnädigster Kriegsherr, diese meine Auffassung von der Sache teilen wird.“

Der Oberst erhob sich, verbeugte sich leicht nach allen Seiten hin, sagte „Gesegnete Mahlzeit, meine Herren!“ und verließ, hierbei den aufspringenden jungen Offizieren am Ende der Tafel freundlich zunickend, den Saal.

Eine arge Verlegenheitspause entstand. Die jüngeren Herren griffen hastig nach ihren Sektschalen, und die älteren falteten ihre Servietten zusammen, strichen die Schnurrbärte glatt, bestellten Kaffee bei der aufwartenden Ordonnanz oder suchten auf ähnliche gleichgültige Art die fatale Minute des Schweigens auszufüllen, die dem Abgange des Obersten folgte.

Das Gesicht des Majors hatte eine grünliche Tönung angenommen; um seine scharfen Lippen spielte ein gequältes Lächeln. „Ansichtssache,“ sagte er näselnd und zog seine Taschenuhr hervor, deren Zifferblatt er aufmerksam betrachtete. „Ansichtssache — der Herr Oberst betonten das ja selbst ... Na — ss — hm — ich meine, ich habe kein Hehl daraus ge-

macht, daß ich anderer Ansicht bin als er, und ich würde eventuellen Falles auch geneigt sein, meine Beurteilung des Vorfalls an Allerhöchster Stelle zu vertreten . . . Mahlzeit! . . ."

Er erhob sich gleichfalls und ging. Wieder sprangen die jüngeren Offiziere zur Begrüßung auf und stellten sich neben ihre Stühle. Mit leichter Neigung des Kopfes schritt Graf Vellmerstedt an ihnen vorüber. Ein scharfer, giftiger Seitenblick streifte dabei Heinz Dornach, der ihn mit Trotz im Auge auffing.

Unmittelbar darauf brach auch Heinz auf. Der Dienst rief ihn, ein ziemlich langweiliger Dienst: Instruktionsstunde der Unteroffiziere, in der viel von dem neuen Reglement und von allerhand Gebresten der Pferde sowie von deren Pflege und Wartung die Rede war. Dann revidierte der junge Offizier die Ställe seiner Schwadron, rüffelte dabei eine Stallwache, die in der Box eines Gaules Mittagsruhe hielt, etwas unsanft aus ihrem Schlummer auf, sah sich die Hafermischung an und roch an dem Heu, ob es auch nicht dumpfig sei, und begab sich hierauf in seine in der Kaserne belegene, sehr behaglich eingerichtete, kleine Wohnung. Hier vertauschte er die Uniform mit einer bequemen Hausjacke, warf sich auf das Sofa und zündete sich eine Cigarre an, um bei ihrem Dufte die nächste Stunde angenehm zu verträumen.

Daß auch in den Halbtraum dieses Erholungsstündchens nach des Tages Dienst und Arbeit sich immer und immer wieder die Gestalt der Geliebten schlich, war nur natürlich. Seit Wochen war für Heinz der Inhalt all seines Denkens sein rothaariges, dunkeläugiges Mädchen. Er war sich selbst unklar darüber, wie sich so plötzlich — oder nein, nicht plötzlich, ganz allmählich nur, aber mit immer stärker wachsender Gewalt die Liebe in seinem Herzen festgesogen hatte. Mit völlig gleichgültigem Empfinden, nur in dem häßlichen Interesse, das ihm der Reichtum des jungen Mädchens für seine Zukunfts-Spekulationen gewährte, war er Lizzie zum ersten Male gegenübergetreten. Aber bald wachten wärmere Gefühle in ihm auf. Er hatte sich verrechnet. Er hatte weniger in Lizzie zu finden geglaubt — er hatte sie in dem ihn beherrschenden Leichtsinn, der ihn nach einer guten Partie forschen ließ, absolut falsch beurteilt. Sie war ihm gewachsen, obschon es ihr genau so ergangen war wie ihm. Lizzie war eitel; sie wollte, wenn sie einmal heiratete, nur einen Mann von gutem und klangvollem Namen zum Gatten haben. Sie hatte deshalb von vornherein und gegen die Wünsche ihres Vaters die Werbung Heinz Dornachs begünstigt. Der intimere Verkehr mit ihm hatte aber auch ihr Herz geweckt. Sie spürte unter der Hülle des Leichtsinns eine treffliche Art, guten Boden und reife Körner des Edlen in Heinz heraus. Die gegenseitige Spekulation auf Reichtum und Namen rächte sich; die beiden begannen sich lieb zu werden — und nun auf einmal stieg das Schreckgespenst der zürnenden Väter riesengroß vor ihnen auf.

Sie hatten in der That beide begründete Ursache, dem Votum ihrer Väter mit Bangen entgegenzusehen. Sie wußten, daß es noch schwere Kämpfe geben würde — aber ihre frische Jugend verzweifelte nicht. Um Geld und Namen handelte es sich urplötzlich nicht mehr; aller Ehrgeiz und alle Bedenken um die materielle Sicherung der Zukunft waren vergessen — sie wollten einander angehören — nichts weiter. Sie waren beide leichtsinnig und wie Kinder im Glück ihrer Liebe . . .

Aus dem Halbtraum wurde ein voller — Heinz war eingeschlummert. Als er die Augen wieder aufschlug, brannte die Lampe im Zimmer. Sein Bursche stand vor ihm. „Der Herr Graf wollten um achte 'rum fortfahren," meldete der getreue Knappe; „es is gleich so weit . . ."

Mit einem Satz sprang Heinz empor. „Meine Sachen — aber flink!" befahl er.

Er machte rasch Toilette, wusch sich, glättete sein Haar, wobei er vor dem großen Spiegel in seinem Ankleidezimmer stand und der Bursche ihm einen zweiten Handspiegel über den Hinterkopf halten mußte, damit der Scheitel auch ja eine tadellose Vollkommenheit erreiche. Dann wurde rasch eine Schnurrbartbinde umgelegt, um der Zierde der Oberlippe die richtige Façon zu geben und währenddessen wurden die Fingernägel poliert. Hierauf legte der junge Mann seinen besten Überrock an, knöpfte ihn sorgfältig zu, ließ ihn vom Burschen auf allen Seiten gleichmäßig zurechtzupfen, mit einigen Tropfen Ylang-Ylang bespritzen — und nun war der äußere Mensch fertig.

Heinz gürtete den Pallasch um, zog den Paletot an und stülpte die weiße Mütze halbschief auf den Kopf. „Adieu, Kawalczek," wandte er sich an seinen Burschen. „Wenn mein Bruder oder Erlaucht nach mir fragen sollten, sage, ich wäre — sage, Du wüßtest nicht, wo ich stecke . . ."

Der Bursche antwortete mit einem kräftigen „Zu bäffählen, Herr Graf," und Heinz stieg die Treppe hinab, wo sich das feine Parfüm, das seiner Erscheinung entströmte, mit dem derberen Dufte von Kommißbrot, grauen Erbsen und anderen Kasernengerüchen wohlthätig mischte.

(Fortsetzung folgt.)



Unsere Backfische.

Erzählung
von
Karl Berkow.

I.

Der Brief, den Hilda schon am Vormittage zu schreiben begonnen, war auf seiner achten Seite angelangt. Die anmutige Schriftstellerin nahm soeben den dritten Bogen zur Hand, um ihn mit den flüchtigen Zügen zu bedecken, welche seine Vorgänger ausfüllten.

„Eine Neuigkeit noch, geliebtes Herz, bevor ich schließe," lauteten die Worte, „fast hätte ich sie über all dem Wichtigeren vergessen, das ich Dir anzuvertrauen habe:

Heute abend kommt unser neues Fräulein, das an meiner Stelle die Wirtschaft führen wird. Papa sagt, ich verbrauche zu viel Geld und sei überhaupt zu unerfahren. Das ist eigentlich ungerecht, denn im vorigen Monat habe ich doch nur achtzig Mark mehr verbraucht, während der März hundertundzwanzig mehr kostete. Ich habe mich also doch schon einschränken lernen. Warum ist denn alles so teuer?

Und daß neulich abend zum marinierten Aal die Vanillensauce gereicht wurde, die eigentlich zu einer süßen Schüssel bestimmt gewesen, war doch nicht meine Schuld, ebensowenig, daß die Servietten vergessen waren. Daran konnte doch das Hausmädchen denken. Papa nimmt alles so genau.

Mir war auch sein Unwille weniger peinlich, als der Gedanke, was er — ach, Du weißt, wen ich meine — zu dieser Vergeßlichkeit im stillen sagen würde. Er aß zum ersten Mal bei uns. Ich glaube, nur darum war ich so zerstreut.

Ich sah verstohlen ganz ängstlich zu ihm hinüber, er aber lächelte, — Du glaubst nicht, wie schön er dann aussieht, und gleich darauf wußte er mit einem Scherzworte Papa auf andere Gedanken zu bringen. So kann nur er sein.

Schwester Elly sagte nachher, ich hätte ihn wie in Verzückung angesehen. Das naseweise Ding! Nun, ich will ihr aber auch nichts mehr anvertrauen, bis wir richtig verlobt sind, Du wirst die erste sein, die es erfährt, und wenn wir verheiratet sind, besuchst Du uns und ich werde Dir gewiß keinen Aal mit Vanillensauce vorsetzen.

Also kurz nach jenem Mittagessen erklärte Papa, mit meiner Wirtschaftsführung ginge es nicht länger. Das wäre nicht übel, wenn öfter solche Schnitzer vorkämen, — ich hatte ganz vergessen, Dir zu sagen, daß ich statt des Zuckers Salz in die Bowle geschüttet, was allerdings ent[illegible] schmeckte, — er (Papa) sei ja nicht sicher, [illegible] ihm nicht endlich noch aus Versehen Arsenik in die Speisen werfe, wenn ich so gedankenlos sei, und was dergleichen mehr war. Er habe sich also schon seit einiger Zeit nach einem älteren Fräulein umgesehen, die das Hauswesen übernehme und mich und Elly unter ihrer Obhut zu nützlicheren Dingen heranbilde, als wir sie bisher getrieben. In der Pension — denke Dir — hätten wir, wie es ihm scheine, nichts gelernt.

Nichts gelernt! Ich, die stets im Französisch, in der Geschichte und im Deklamieren Numero eins bekam. Und das, was mir Madame Beaujean und alle ihre Lehrerinnen nicht beibrachten, soll nun unser Fräulein mich lehren!

Das wird schön werden! Ich durfte freilich nichts sagen, denn Widerspruch duldet Papa nicht, aber das kann ich Dir gleich versichern, von dem Fräulein lasse ich mich nicht mehr erziehen. Solch eine alte Jungfer! Das ist sie natürlich mit ihren fünfunddreißig Jahren und wahrscheinlich verbittert und griesgrämig, wie es alle alten Jungfern sind.

Wo nur Papa sie aufgestöbert hat? Sie sei ihm außerordentlich empfohlen, überhaupt eine Perle und ich könne sie mir zum Beispiel nehmen.

Nun, wir werden ja sehen. Lange wird es hoffentlich nicht dauern. Ich verlobe mich bald und dann hat mir niemand mehr etwas zu sagen.

Heute kommt sie, übermorgen schreibe ich Dir, wie sie ist. Ich bin überzeugt, daß ich sie gräßlich finden werde.

Adieu, liebes Herz. In großer Eile schließe ich als

Deine Dich ewig liebende
Hilda."

Nachschrift.

„Wenn Du etwas Neues in Blusen siehst, teile es mir umgehend mit. Ich brauche gerade eine neue. D. O."

Zweite Nachschrift.

„Ich glaube, er kommt morgen zum Thee zu uns.

Denke an Deine glückliche
Hilda."

Dritte Nachschrift.

„Meine Briefe bewahrst Du doch gut auf?"

Sie hatte mit einiger Mühe die drei engbeschriebenen Bogen in den Umschlag gezwängt. Jetzt, nachdem der letztere geschlossen war, fiel ihr ein, daß sie noch etwas ungemein Wichtiges zu schreiben vergessen. Fast schwankte sie, ob sie das Couvert nicht wieder öffnen solle, als die Zimmerthür heftig aufgerissen wurde und ein junger Blondkopf erhitzt und aufgeregt in den Erker stürmte, in welchem die Schreiberin saß.

„Hilda, komm schnell," rief sie, „das Fräulein ist da. Papa will Dich ihr vorstellen."

„Mich ihr," wiederholte Hilda gedehnt. „Umgekehrt doch wohl! Was nur Papa für Umstände mit der Wirtschafterin macht!"

Sie erhob sich langsam und schritt absichtlich zögernd mit der jüngeren Schwester die Treppe hinab zu des Vaters Arbeitszimmer.

„Hast Du sie schon gesehen?" fragte sie unterwegs. „Wie sieht sie aus?"

„Sehr nett," war die Antwort. „Noch gar nicht alt."

„Ach, was Du findest," meinte ärgerlich Hilda, die sich nun einmal vorgenommen, das Fräulein mit entschiedener Abneigung zu betrachten.

Sie strich sich die wirren Haare tiefer in die Stirn, zupfte ihr Hausschürzchen zurecht und betrat entschlossen den sonst etwas gefürchteten Raum, in dem der Präsident zu arbeiten pflegte und der der Zeuge mancher väterlichen Strafpredigt gewesen.

Bei dem Eintritte der Schwestern erhob sich von dem Sofa in der Mitte des Gemaches eine schlanke Frauenerscheinung in schwarzseidenem Kleide; der Präsident, welcher den Sessel neben ihr innegehabt, stand gleichfalls auf und ergriff seiner ältesten Tochter Hand.

„Hier, mein verehrtes Fräulein," begann er lebhaft, „stelle ich Ihnen die zweite Ihrer Schutzbefohlenen vor, meine Tochter Hilda, die sich Ihres Kommens nicht minder freuen wird, als mein Wildfang Elly. Ich übergebe meine beiden Töchter frohen Herzens Ihrer Obhut und hoffe, daß sie an Ihnen eine bewährte ältere Freundin finden."

Das Näschen Hildas zog sich etwas in die Höhe, während sie die neue Hausgenossin vom Kopf bis zu den Füßen musterte. Sie hatte sich das Fräulein älter und häßlicher vorgestellt und es verdroß sie, daß ihre Voraussetzung sie enttäuschte.

„Fräulein Kramer giebt Dir die Hand; siehst Du es nicht?" unterbrach des Vaters Stimme mißbilligend ihren Gedankengang.

Hilda errötete ein wenig, als sie ihre Fingerspitzen widerwillig in die dargebotene Hand der Fremden legte, die sanften Tones zu ihr sprach: „Ich hoffe, daß wir Freundinnen werden, Fräulein Hilda, wie es Ihr Herr Vater wünscht, und wo ich mit meiner Erfahrung, meinen geringen Kenntnissen Ihnen und der lieben Schwester nützlich sein kann, soll es von Herzen gern geschehen."

Hilda erwiderte nichts; des Vaters Brauen zogen sich zusammen.

„Dazu wird die Gelegenheit sehr bald sich finden," betonte er mit Nachdruck. „Bei meinen Töchtern fehlt es, wie ich zu meinem Bedauern gewahren mußte, auf recht vielen Gebieten und auch die Pensionsjahre haben keine nennenswerten Resultate erzielt."

„Aber, Papa," wandte Hilda gekränkt ein.

„Du brauchst das nicht übel zu nehmen, mein Kind," entgegnete der Präsident ruhig. „Ich verkenne es nicht, daß Du in manchen Fächern des Wissens Erfreuliches geleistet hast; dies ist aber nicht alles, was man für das Leben braucht. Ich will meine Töchter nicht nur dazu erzogen wissen, um im Ballsaale oder am Theetische zu glänzen, ich halte es nicht für genug, daß Du französisch und englisch sprechen, oder einen Chopinschen Walzer fehlerlos spielen kannst, ich wünsche, daß Ihr beide den Pflichten der Häuslichkeit Eure Kräfte und Euer ernstes Streben zuwendet, um dereinst zu werden, was Eure teure, heimgegangene Mutter war: das Vorbild einer echten deutschen Frau. Ob Euch am eigenen Herde ein Wirkungskreis beschieden sein wird, ob Ihr berufen seid, hilfreich in anderem Hause einzutreten, kommt dabei nicht in Betracht. Des Weibes vornehmstes Feld der Arbeit bleibt das Haus, in welchem sie, ob verheiratet oder unverheiratet, ihre segensreiche Thätigkeit entfalten soll, und zu diesem Berufe sie heranzubilden, ist der Eltern und Erzieher Pflicht."

„Ich habe Dir ja schon ein halbes Jahr die Wirtschaft geführt, Papa," meinte Hilda, „war es denn gar so schlecht?"

Der ernste Mann lächelte ein wenig. „Mein liebes Kind, das wollen wir besser nicht erörtern. Du hast den guten Willen gehabt, alles recht zu machen; daß Deine Erfahrung und wohl auch Deine Kräfte nicht ausreichten, ist nicht Deine Schuld und darum habe ich Fräulein Kramer zu uns gerufen, Dir und uns allen darin beizustehen. So, und nun geht wieder auf Euer Zimmer. Den Thee nehmen wir heut im Gartensalon."

Die beiden jungen Mädchen entfernten sich mit kurzem Gruße. Der Präsident lud durch eine Handbewegung die Fremde ein, ihren vorigen Platz wieder einzunehmen.

„Sie werden in meinem Hause nicht die leichte Arbeit haben, wie ich sie Ihnen wünschte, mein verehrtes Fräulein," sprach er. „Ich verkenne dies keinen Augenblick, denn ich bin kein verblendeter Vater. Nicht, daß ich meine, die von Ihnen verlangte praktische Thätigkeit müsse das Maß Ihrer Kräfte übersteigen; die Schwierigkeit Ihrer Aufgabe liegt in Ihrer Stellung zu meinen Töchtern, die Ihrem Eintritte in mein Haus mit einem kaum verhehlten Vorurteile entgegensahen. Hilda und Elly sind seit sechs Jahren mutterlos. Ich konnte mich nicht entschließen, meiner unvergeßlichen Frau eine Nachfolgerin zu geben, und so lag die Erziehung der beiden heranwachsenden Mädchen in den Händen verständnisloser Lehrerinnen, die rasch aufeinander folgten, ohne daß es einer gelungen wäre, einen nachhaltigen Einfluß auf ihre Zöglinge zu üben. Vor drei Jahren gab ich beide Kinder in eine mir von vielen Seiten gerühmte Schweizer Pension, doch scheint man auch dort nur einer Oberflächlichkeit zu huldigen, die den äußeren gesellschaftlichen Schliff als Hauptaufgabe der weiblichen Erziehung hinstellt. Der Charakter meiner Ältesten — dies sage ich Ihnen offen — hat sich in jener Umgebung nicht günstig entwickelt. Es mögen thörichte Schmeicheleien daran schuld gewesen sein, es mag ein angeborener Eigenwille dazu kommen, Hildas Selbstbewußtsein hat sich besonders in dem letzten Jahre, als sie die fehlende Hausfrau zu repräsentieren suchte, in einem Grade gesteigert, daß ich

es für angemessen hielt, die verfrühte Würde ihr wieder abzunehmen und Ihnen, Fräulein Kramer, das dornenvolle Amt zu übertragen, den mannigfachen Lücken in der Erziehung der beiden Kinder nachzuhelfen. Sie werden an mir stets eine Stütze und einen unparteiischen Richter finden."

Das Fräulein hatte die Auseinandersetzung mit unbewegter Miene angehört, nur ihre sanften braunen Augen blickten etwas verschleiert, als sie erwiderte: „Ich fürchte, daß Herr Präsident mein Können überschätzen. Ihre beiden Fräulein Töchter gelten als bereits erwachsene junge Damen und betrachten sich offenbar selbst als solche. Werden sie von mir noch Belehrung in Ihrem Sinne annehmen wollen, werden sie sich noch einer Einwirkung fügen, die über das Maß einer rein praktischen Anleitung hinausgeht?"

„Ich würde diese Hoffnung kaum hegen," entgegnete der Präsident, „wenn mir nicht über Ihre Thätigkeit in anderen Häusern so glänzende Zeugnisse zur Verfügung ständen. Professor Gerold, der meine Aufmerksamkeit auf Sie lenkte, war es nicht allein, dem ich eine eingehende Schilderung Ihres bisherigen Lebens danke. Auch Superintendent Heynrichs, dessen Hauswesen Sie jahrelang vorstanden, dessen Kinder Sie erzogen, schrieb in begeisterten Briefen, was er mit den Seinen Ihnen schuldet. So rechten Sie nicht mit mir, wenn ich Ähnliches in meinem halbverwaisten Hause von Ihnen hoffe, Ihre Anwesenheit bei uns als eine Quelle des Wohlbehagens und des Segens betrachten möchte."

Sie legte ihre Hand in die dargebotene seine. „Ich wäre des schönen Vertrauens, das Sie in mich setzen, nicht würdig," sagte sie bewegt, „wenn ich nicht mit allen Kräften, die mir Gott verliehen, danach streben wollte, Ihren Erwartungen zu entsprechen, und möge es mir gelingen, sie zu einem Teile wenigstens zu erfüllen."

* * *

Hilda an Fanny.

„Ich kann nicht bis morgen warten, Teuerste, ich muß Dir sofort von unserem Fräulein berichten, die gleich am ersten Tage ihres Hierseins sich von ihrer unleiblichsten Seite zeigt. Was hat sich Papa denn nur gedacht, uns diese Gouvernante zu geben? Ich bin doch über sechzehn Jahre!

Heute früh also, um sieben Uhr kam sie, uns zu wecken und wunderte sich, daß wir nicht schon aufgestanden seien. Ich sagte ihr gähnend, daß ich gewohnt sei, bis gegen neun Uhr zu schlafen. Sie lächelte, ein ganz unausstehliches, sanft sein sollendes Lächeln.

‚So lange schlafen ist der Gesundheit schädlich,' antwortete sie. ‚Sie werden sich das abgewöhnen müssen, meine liebe Hilda. In einer halben Stunde erwarte ich Sie zum Frühstück.'

‚Das bringt mir Johanna an das Bett,' rief ich.

‚Johanna räumt soeben in Ihres Herrn Vaters Zimmer auf,' sagte die Person mit der gleichen unleiblichen Ruhe, ‚wenn Sie also Kaffee haben wollen, werden Sie sich wohl ankleiden müssen.'

Damit ging sie zur Thür hinaus.

Ich klingelte natürlich wütend nach Johanna, der ich befehlen wollte, der Kramer zum Trotz, mir den Kaffee zu bringen. — Niemand kam, es war unerhört. Elly lachte mich aus, zog sich hastig an und lief weg.

Was sollte ich thun, als mich auch ankleiden und hinuntergehen, wenn ich überhaupt frühstücken wollte?

Ich muß wohl sehr verdrießlich ausgesehen haben, denn Papa fragte, ob ich mit dem linken Fuße zuerst aufgestanden sei. Er selbst war so guter Laune, wie seit lange nicht, und lobte mich, daß ich endlich einmal pünktlich zum Kaffee gekommen.

‚Sieh, mein Faulpelzchen,' sagte er, ‚wie anders das gleich ist, als wenn Johanna mir den Kaffee auf den Schreibtisch setzt und Lena die Eier bald zu hart, bald zu weich hereinschickt. Heute sehe ich nach langer Zeit wieder einen ordentlichen Frühstückstisch.'

Nun ja, da mochte Papa schon recht haben. Das Tischdecken scheint unser Fräulein zu verstehen. Auch in den Schränken muß sie sich schon umgesehen haben. Ich hatte nie daran gedacht, alle die hübschen Geräte in Gebrauch zu nehmen, die ich plötzlich wieder vor mir sah, wie zu Mamas Zeit. Es war so langweilig, sie herauszuholen und fortzustellen; jeder von uns frühstückte ja auch wo anders. — Und nichts war vergessen, worin ich es doch bis zu einer wahren Virtuosität bringen konnte. Sogar der silberne Eierkocher stand da, und Fräulein Kramer bereitete, als ich eintrat, gerade die Eier für Papa, die Uhr in der Hand, die Blicke darauf gerichtet, als hinge ihr Leben davon ab.

Daß Papa die Eier ausgezeichnet fand, versteht sich von selbst.

Ich ärgerte mich sehr, dennoch aber schmeckte es mir vortrefflich. Der Kaffee war prachtvoll und diese Zwieback!!

Die hatte sie schon in aller Frühe gebacken, wie sich später herausstellte. Elly aß für drei, ich glaube, ich ebenfalls, aber ich that ihr nicht den Gefallen, sie zu loben.

Während des Frühstücks, das heute ziemlich lange dauerte, wurde von Papa und Fräulein die Tageseinteilung für uns beide besprochen. Wenn wir nicht in der Wirtschaft zu helfen haben, sollen wir mit ihr französisch oder englisch lesen, vierhändig spielen, spazierengehen, Handarbeiten machen, das reine Sklavenleben! Papa sagt zu allem ‚ja', was sie vorschlägt.

Die beiden ersten Tage erbat sie sich noch frei, um die Schränke gründlich aufräumen und sich im Hause völlig bekannt machen zu können.

Papa gewährte dies und fügte hinzu, daß namentlich in den Schränken eine grausige Unordnung herrsche.

Sie lächelte schon wieder. ‚Die wird mit Hilfe von Hilda und Elly bald geschwunden sein,' meinte sie.

Ich vergaß Dir zu sagen, daß sie uns nicht ‚Fräulein‘ nennen darf. Wie unpassend! Er nennt mich ‚gnädiges Fräulein‘.

Nach dem Frühstück führte sie ihre Absicht aus, sich im Hause bekannt zu machen. Mein Gott, wo sie überall herumlief; was sie alles ausspionierte! Dabei wurde ich alle Augenblicke gerufen, um über irgend etwas Auskunft zu geben, und leider muß ich gestehen, daß ich nie Bescheid wußte. Wozu denn auch? Dazu sind doch die Dienstboten da. Weshalb soll ich wissen, wo die Staubtücher liegen und wieviel Dutzend Küchenhandtücher da sind? Wenn ich erst verheiratet bin, halte ich mir auch eine Wirtschafterin, aber die hat dann mir zu gehorchen, nicht umgekehrt, wie es hier ist.

Lena habe ich schon einen Wink gegeben, sich nicht zu viel gefallen zu lassen.

Du fragst nun gewiß, wie sie aussieht. Wie kann denn eine alte Jungfer aussehen? Papa sagt. sie habe ein sehr distinguiertes Aussehen, Elly findet sie hübsch. Ich finde beides nicht. Sie ist größer als ich, hat ein längliches, blasses Gesicht, viel zu große Augen und einen dicken Zopf. Der ist doch keinenfalls echt. Wenn man fünfundbreißig Jahre alt ist, hat man nicht mehr so viel Haar. So stark ist mein Zopf ja nicht einmal.

Ihre Hände sind klein und sehr weiß. Welche Eitelkeit, sie so zu pflegen! Als ob das noch nötig wäre! Aber ich muß sie doch einmal fragen, was sie gebraucht. Meine Hände bleiben nach wie vor rot und aufgesprungen.

Da ruft sie schon wieder, die garstige Person! Diese Quälerei!

Lebe wohl, Liebe, Einzige!

Deine

Hilda.“

II.

Fräulein Kramer stand vor einem der großen Wäscheschränke, mit dem Ordnen des Leinens beschäftigt, als Hilda bei ihr erschien.

„Kommen Sie mir ein wenig helfen, liebe Hilda,“ redete sie das junge Mädchen freundlich an. „Der Vorrat ist ein so reicher, daß ich fürchte, bis zum Abendessen nicht fertig zu werden, und Ihr Herr Vater erwartet, wie er mir sagte, einen Gast.“

Hilda war dies letztere wohl bekannt. Sie bückte sich über einen Stoß Servietten, um ihr Erröten zu verbergen, als sie mürrisch erwiderte: „Sie brauchen mich aber auch heute den ganzen Tag, Fräulein. Eben hatte ich angefangen, einen wichtigen Brief zu schreiben.“

„Eben erst?“ wiederholte Fräulein Kramer erstaunt. „Elly sagte mir doch, daß Sie schon seit länger als einer Stunde schrieben.“

Hilda biß sich in die Lippen. „Das geht Elly nichts an,“ entgegnete sie schnippisch. „Ich bin aber noch nicht fertig.“

„So beenden Sie ihn morgen, liebes Kind. Hat er denn gar so große Eile?“

„Er ist an meine Freundin Fanny von Olfers.“

„An die schrieben Sie erst gestern, wie Sie bei dem Abendessen erzählten.“

„Nun, und was weiter?“

„So halte ich es für durchaus unnütz, heute Ihre Zeit schon wieder damit zu verschwenden,“ sprach das Fräulein sehr ruhig, aber auch sehr bestimmt. „Seit gestern werden Sie nichts Mitteilenswertes erlebt haben, das nicht bis morgen warten könnte, um an seine Adresse zu gelangen. Eine schriftliche Aussprache mit entfernten Freundinnen ist ein Herzensbedürfnis, täglich jedoch sie zu wiederholen, macht sie wertlos und endlich zu nichtssagendem Geschwätz. Sie werden dies in kurzem selbst einsehen. Und nun zählen Sie diese Servietten durch und achten Sie darauf, die Muster nicht zu verwechseln.“

Es lag etwas in dem Tone der neuen Hausgenossin, das Hilda wider ihren Willen zum Gehorsam zwang, ihre Stimmung wurde sogar einigermaßen gehoben, als Fräulein Kramer hinzusetzte: „Ihr Herr Vater hat mit Bezug auf das heutige Abendessen verschiedene Wünsche ausgesprochen, die noch einige Arbeit erfordern. Es scheint, als ob er den Gast sehr auszeichne, den er erwartet. Wissen Sie, wer es ist und welchen Platz ich ihm bei Tische geben darf?“

„Es ist — es ist der Professor Gerold,“ stammelte Hilda verwirrt, „und er sitzt immer neben Papa und mir.“

Sie bemerkte in ihrer Befangenheit nicht, daß bei der Nennung des Namens auch in die Wangen des Fräuleins ein feines Rot gestiegen. Mit plötzlichem Eifer begann sie die vor ihr liegenden Servietten zu zählen und erklärte sich sogar zur Hilfe in der Küche bereit, als Fräulein Kramer ihr mitteilte, daß ihr Vater außer dem Rehbraten noch Hummermayonnaise und eine süße Schüssel zum Nachtisch bestellt habe.

Weniger entzückt war Lena, die Köchin, als ihr die Ankündigung dieses etwas umständlichen Abendessens wurde. Vielleicht auch hielt sie es für angemessen, den Rat Hildas zu befolgen und den Anordnungen der Fremden einen entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen.

„Mit alledem soll ich bis acht fertig werden?“ fragte sie. „Das kann ich nicht. Da hätte ich schon am Vormittag anfangen müssen.“

„Sie können noch ganz gut fertig werden,“ antwortete Fräulein Kramer. „Der Braten ist, wie ich sehe, gespickt, der Hummer wird sofort in Salzwasser gelegt und die Sauce inzwischen gerührt.“

„Aber die kalte Speise,“ murrte Lena, „die wird nicht mehr steif.“

„Ist Eis im Schranke?“

„Ich glaube; genau weiß ich es nicht.“

„Gehen Sie nachsehen.“

Die Köchin rührte sich nicht.

„Haben Sie nicht gehört?“ fragte Fräulein Kramer kurz.

Lena machte sich am Bratofen zu schaffen. „Ich habe jetzt hier zu thun,“ entgegnete sie trotzig, „und

wenn mich Fräulein noch hin- und herschicken, kann ich nichts ordentlich machen."

Fräulein Kramer bemerkte ein spöttisches Lächeln in Hildas Angesicht; sie richtete sich empor, die sonst so sanften Augen blitzten.

„Sie werden sofort in das Gewölbe gehen, Lena," sprach sie, „und nachsehen, ob noch Eis im Schranke ist. Herr Präsident von Roebern übertrug mir nicht nur die Führung seiner Wirtschaft, sondern auch die Gewalt über die im Hause befindlichen Diener und Dienerinnen. Wollen Sie sich meinen Anordnungen nicht fügen, erklären Sie sich gleich heute und morgen werde ich mir einen Ersatz für Sie suchen."

„So? Und wer wird dem Herrn das Essen kochen?" fragte Lena, die ihren Kampf nicht so leicht aufgeben wollte.

„Seien Sie unbesorgt. Die Küche verstehe ich genügend, um Sie entbehren zu können. Wenn Sie heute nichts thun wollen, mögen Sie sich in Ihre Kammer begeben."

Sie ging, ohne eine Antwort abzuwarten, in die Speisekammer, die verschiedenen Vorräte zu prüfen und das für die Mayonnaise Nötige zu holen.

„Wollen Sie das jetzt allein machen?" fragte Hilda, als sie zurückkehrte. „Wenn Lena böse ist, thut sie nichts."

„Ich bedarf ihrer nicht," war die ruhige Entgegnung. „Zum Glück bin ich nicht ungeübt."

Hilda sah mit einigem Erstaunen zu, wie unter den zierlichen Händen der Hausdame die Arbeit schnell von statten ging und wie geschickt sie jedes Gerät zu handhaben wußte. Sie hatte eigentlich mit stillem Vergnügen erwartet, daß Fräulein Kramer in Hast und Verwirrung alles überstürzen und das meiste verderben würde, wie sie selbst es zu thun pflegte, wenn es recht eilig herging, und nun schritt alles so lautlos seiner Vollendung entgegen, daß es beinahe unterhaltend war, es anzusehen.

Fräulein Kramer rührte eben den Crême auf dem Feuer ab, als die gekränkte Lena wieder erschien. Sie hatte ihrem Zorne in ihrer Kammer in einem Thränenstrome Luft gemacht, hielt es aber mit ihrer Ehre nicht verträglich, gleich am ersten Abend einer Fremden den Platz in ihrer Küche zu überlassen.

„Der Konditor hat den Schlagrahm noch nicht geschickt," sagte sie grollend, „soll ich ihn holen?"

„Begießen Sie erst den Braten und dann gehen Sie. Ich brauche ihn sehr bald."

Diesmal gehorchte Lena ohne Widerrede und ließ sich sogar herbei, nach ihrer Rückkehr zu fragen, welche Früchte sie zur Garnierung der Speise bringen solle.

„Fräulein Hilda erzählte mir, daß Sie im vorigen Jahre sehr schöne Kirschen und Johannisbeeren eingemacht," erwiderte Melanie Kramer. „Diese beiden wollen wir zunächst nehmen."

Lenas Züge erhellten sich etwas; es war ihr erfreulich, ihre Fertigkeit sofort anerkannt zu sehen. Mit größerer Bereitwilligkeit, als zuvor leistete sie dem Fräulein ihre Hilfe, bis diese, mit ihren Vorbereitungen fertig, sich in das Speisezimmer begab, das Decken des Tisches anzuordnen.

Hilda war bereits entschlüpft, sich für den erwarteten Besuch zu schmücken. Sie kräuselte mit der Brennschere ihre wirren Stirnhaare, rieb sich die Hände mit Puder, um sie weißer erscheinen zu lassen, und fand, als sie in ihrem neuen, blaßblauen Kleide vor dem Spiegel stand, daß sie ganz außerordentlich hübsch aussähe. Eine Blume fehlte noch im Gürtel, die konnte ihr Martin, der Diener, noch schnell vom Gärtner holen. Sie eilte in den Speisesaal, wo Martin mit Decken beschäftigt war, um ihm den Auftrag zu geben und wartete dann ungeduldig, bis er mit dem Verlangten wieder erschiene. — Es dünkte ihr, als ob er ungewöhnlich lange Zeit zu dem Gange brauche, — jeden Augenblick konnte der Gast des Vaters kommen, es war unerträglich.

Da endlich — sie vermochte ihren Unmut kaum noch zu meistern, hörte sie des Dieners Schritt draußen. Atemlos stürmte sie ihm entgegen, die Rose ihm aus der Hand zu reißen.

„Wo bleiben Sie so lange?" rief sie ihm zu. „Ich wartete beinahe eine halbe Stunde."

„Verzeihung, gnädiges Fräulein," sprach der Diener ehrerbietig. „Als ich vorhin gehen wollte, begegnete mir Fräulein Kramer und befahl mir, erst den Tisch fertig zu decken."

„Ach, wieder sie!"

Hilda unterdrückte den heftigen Ausruf, der ihr auf den Lippen schwebte, sie hatte keine Zeit mehr zu verlieren; ihr war es, als höre sie drunten seine Stimme, und sie mußte bei der Begrüßung fehlen! Daran war wieder die Fremde schuld, die sich anmaßte, das ganze Haus regieren zu wollen. Nun, wenn sie es zu arg triebe, würde sie seinen Beistand dem Vater gegenüber anrufen, und liebte er sie wirklich, würde er schon dafür sorgen, daß das Fräulein bald wieder verschwände. —

In dem behaglichen Theezimmer, das zum Empfange der Gäste diente, saß Melanie Kramer mit einer kleinen Handarbeit, als der Präsident in Begleitung eines jüngeren, dunkelbärtigen Mannes eintrat.

„Ich hoffe, Fräulein Kramer, Ihnen eine angenehme Überraschung zu bringen," sprach der liebenswürdige Hausherr, seinen Gast ihr entgegenführend. „Hier, unser Professor Gerold freut sich, Ihre Bekanntschaft zu erneuern und denkt, daß auch Sie sich seiner noch freundlich erinnern."

Sie standen sich gegenüber, der hohe Mann mit der mächtigen Denkerstirn, das schlanke, blasse Mädchen, dessen Lippen zu lächeln versuchten, und keines von beiden schien ein Wort der Begrüßung finden zu können. Melanie war es, die mit dem raschen Takte der Frau zuerst sich faßte.

„Ich freue mich, Herr Professor, Sie wiederzusehen."

Das konventionelle Wort, — wie klang es doch gezwungen in diesem Augenblicke des Wiedersehens nach acht langen Jahren, deren Wogen über beider Schicksal dahingerauscht, bis sich die Spur des einen dem anderen fast verlor. Und dennoch wußte sie,

daß sie nichts anderes sagen dürfe, als dieses eine, eine halb gleichgültige Wort, das die Scheinhöflichkeit der Welt schon längst zur leeren Phrase herabdrückte.

Auch er fühlte, daß er etwas sagen müsse; des Präsidenten Unbefangenheit kam ihm zu Hilfe.

„Am fremden Orte ein bekanntes Gesicht wiederfinden, ist wie ein Gruß aus der Heimat," bemerkte er. „Hoffen wir, daß Ihnen mein Haus zur zweiten Heimat werde, Fräulein Kramer. Unserem Professor dort verdanken wir Sie ja recht eigentlich; er muß nun auch uns beistehen, Sie hier festzuhalten."

Die wohlwollenden Worte genügten, den Bann zu heben, der auf den Anwesenden lastete.

„Ich hörte, Fräulein Kramer," sprach der Professor, „daß Ihre Thätigkeit im Hause des Superintendenten mit der Verheiratung der Töchter zu Ende sei und glaubte, es würde Ihnen angenehm sein, eine ähnliche Stellung einzunehmen. Verzeihen Sie mir diesen Eingriff in Ihr Schicksal, zu dem mich die Freundschaft für meinen verehrten Gönner trieb."

„Ich bin Ihnen dankbar dafür," erwiderte Melanie einfach, „noch weiß ich ja nicht, ob ich für die an mich gestellten Anforderungen mich eignen werde, aber an dem besten Willen dazu wird es mir nicht fehlen."

„Ich zweifle nicht daran," entgegnete der Professor gedankenvoll, während seine Blicke auf ihren feingeschnittenen Zügen weilten, als suche er das Jugendbild zu finden, das einst in seiner Seele eingeprägt gewesen.

Der Präsident war in die nebenan befindliche Bibliothek gegangen, ein Buch zu holen, welches er mit seinem Gaste besprechen wollte. Der Professor hatte sich einen Sessel neben den Platz Melanies gezogen und sprach gedämpften Tones: „Ich wage nicht zu fragen, wie es Ihnen ergangen, Melanie — Annie, wie ich Sie einst nennen durfte. Sie würden mir antworten, daß es ‚gut' gewesen, Sie würden mir nicht einmal das Recht zugestehen, daran zu zweifeln."

Sie erhob ruhig die großen klaren Augen zu ihm. „Und warum sollten Sie zweifeln, daß es mir gut ergangen? Ich war an dem Platze, den ich ausfüllte, nützlich und gern gesehen. Meine Zöglinge liebten mich, mein Leben floß ohne größere Ereignisse dahin, — so durfte ich mich zufrieden und glücklich nennen."

„Glücklich, Melanie?" wiederholte er. „Sind Sie so genügsam geworden, um diese geringen Ansprüche zu stellen?"

„Das Leben lehrt uns, es zu thun, und wir erleichtern es uns selbst, wenn wir die Lehre willig entgegennehmen."

Er wollte etwas erwidern; die Thür wurde hastig aufgestoßen. Hilda stand glühenden Angesichtes in dem Rahmen derselben. Der freudig erregte Ausdruck ihrer Mienen wich einer unangenehmen Überraschung, als sie „ihn" neben dem Platze Fräulein Kramers in offenbar angelegentlichem Gespräche erblickte.

„Guten Abend, Herr Professor," sagte sie überlaut.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein," erwiderte er mit höflicher Verbeugung, um sofort nach den wenigen Begrüßungsworten seinen vorigen Platz wieder einzunehmen.

Hilda schaute betroffen zu ihm hinüber. Was war denn das? Er beachtete sie ja heute kaum. Sonst pflegte er sich mit ihr in ein scherzendes Wortgefecht einzulassen, mit ihr sich vorzugsweise zu beschäftigen, und jetzt setzte er sich zu der alten Jungfer und unterhielt sich mit ihr von früheren gemeinsamen Bekannten. Und sie hatte sich so auf sein Kommen gefreut! Sah er denn gar nicht, wie hübsch sie heute abend war? Ihre Hand zerdrückte unbarmherzig die gelbe Rose in ihrem Gürtel, als sie zum zweiten Male auf eine ihrer Fragen eine ungenügende Antwort erhielt.

„Warum zerpflückst Du denn die schöne Rose, Hilda?" rief plötzlich Elly, die dem Vater geholfen hatte, die Bücher aus dem anderen Zimmer herbeizutragen. „Erst hast Du eine wahre Not, sie rechtzeitig zu bekommen, und nun reißest Du die Blätter ab."

„Das kümmert Dich nicht," sagte Hilda, vor zorniger Verlegenheit errötend.

„Nun, so erlaube doch wenigstens, daß man sich wundert," fuhr die jüngere Schwester schonungslos fort. „Du scheinst nicht in der besten Laune zu sein."

„Kinder, zankt Euch doch nicht," mahnte der Vater, „helft lieber die Bücher ordnen, damit wir nach dem Essen etwas Kostümgeschichte studieren können. Das ist auch für Euch, denn, wo es Kleider zu sehen giebt, sind die Mädchen immer interessiert."

Hilda und Elly gehorchten. Die Unterhaltung wurde allgemein, während man die betreffenden Bände und die dazu gehörigen Kupferstiche heraussuchte. Der Präsident beschäftigte sich mit Vorliebe mit Kulturgeschichte und hatte in dem Professor einen ebenso erfahrenen als anregenden Genossen seiner Studien gefunden. Es war dies der Grund, der ihm den Verkehr mit Curt Gerold besonders lieb machte und ihn veranlaßte, den Professor so häufig in sein Haus einzuladen.

Martin unterbrach das immer lebhafter werdende Gespräch mit der Meldung, daß das Essen angerichtet sei. Man begab sich in den Speisesaal. Auch Hilda hatte ihren Unmut beinahe überwunden, aber ach! ein neuer Schmerz harrte ihrer, als man sich zu Tische setzte. Sie war es gewohnt, den Platz neben Curt Gerold einzunehmen und war auch jetzt im Begriffe, es zu thun. Der Vater winkte ihr zu.

„Fräulein Kramer sitzt neben Herrn Professor," entschied er. „Es sind alte Bekannte und sie haben sich mancherlei zu erzählen."

Alte Bekannte! Auch das noch! Es begann sich in Hildas Seele ein Gefühl zu regen, das sie bisher nicht gekannt: Neid, Mißgunst, Eifersucht, — auf wen? Auf das Fräulein? Die alte Jungfer von fünfunddreißig Jahren! Lächerlich! Nur die Jugend hat ein Anrecht, von der Männerwelt beachtet zu werden, so hatten ihre Freundinnen in der Pension sie gelehrt, und sie hatte dies als selbstverständlich hingenommen.

Was über dreißig Jahre ist, zählt nicht mehr,

höchstens, um sich darüber lustig zu machen. Und die Schülerinnen der ersten Klasse hatten sich heimlich angestoßen, wenn einer der unverheirateten Lehrer mit einer der verblühten Lehrerinnen einige Worte sprach, und abends im Schlafsaal die Scene nachgeahmt. Hilda hatte ein besonderes Talent für solche Darstellungen. Sie konnte so gut den Gang von Fräulein Lehmann kopieren, die etwas hinkte, so ausgezeichnet die Schmachtlocken von Fräulein Berg aus ihrem Kraushaar herstellen, sogar die Stimme und die Art zu sprechen glaubten ihre bewundernden Zuhörerinnen zu vernehmen, wenn sie eine der Lehrerinnen ihnen vorspielte.

Es hatte keine Mutter ihr es jemals eingeprägt, daß man die Kämpferinnen auf der Walstatt des Lebens ehren müsse, die allein und schutzlos ihren Kampf aufgenommen und daß es Heldinnen, wie Märtyrerinnen unter ihnen gäbe, — daß ihrer Jugend Blüte ihnen früh verwelkte, weil der Gifthauch nagender Sorge sie getroffen und kein Sonnenstrahl des Glückes, kein Tau belebender Hoffnung sie zu neuem Leben weckte.

Dort jenes abgetragene altmodische Kleid, das zweimal schon gewendet worden, — wie lachten doch Hilda und ihre Mitschülerinnen darüber, ebenso wie über die große Schildpattbrille, welche die Handarbeitslehrerin trug und welche ihr im engeren Kreise den Beinamen „die Eule" erworben. Die witzigen Mädchen ahnten nicht, daß die veraltete Brille Augen deckte, die in langen, einsamen Nächten sich müde und krank für die verwaisten jüngeren Brüder der Eignerin gearbeitet hatten, daß das verschossene Kleid keinem anderen weichen konnte, weil die Brüder neue Anzüge brauchten, und von der treuen Schwester ein Opfer zu dem anderen gefügt wurde, bis die notwendige Summe erspart war.

Sie und einige ihrer Kolleginnen waren eine bequeme Zielscheibe billigen Spottes für die heranwachsende Jugend, der „alt" gleichbedeutend mit lächerlich und verächtlich war. —

Hildas Gedanken waren unwillkürlich in die Vergangenheit zurückgeflogen, während sie ihren Verdruß mit einer großen Portion Hummer-Mayonnaise hinunterzwang. Sie hatte immer eine besondere Abneigung gegen alte Jungfern gehabt, weil sie und ihre Gefährtinnen die Heirat eines Mädchens für unerläßlich hielten. Nun war sie verurteilt, wieder mit einer solchen zusammenzuleben, die doch ganz entschiedene Mängel besitzen mußte, weil kein Mann sie gewählt, und die ihr trotzdem gleich am zweiten Abend einen Teil ihres Wohlbehagens raubte.

Wie lebhaft sie sich unterhielt, wie beide Herren, auch der Vater, offenbar von ihrer Rede angeregt und gefesselt wurden. Hilda kam sich zum ersten Male ganz dumm vor, da sie in das Gespräch nicht eine einzige Bemerkung zu schieben wußte. Es schien auch freilich niemand nach ihrer Meinung zu fragen.

Curt Gerold war in einer geradezu empörend guten Laune, und wie es dem Vater heute schmeckte, der sonst so leicht an einem Gerichte mäkelte!

„Lena hat sich heute abend übertroffen," rief eben der Präsident, seinen Teller zum zweiten Male füllend. „So ausgezeichnet war die Mayonnaise noch nie."

Melanie überhörte scheinbar die Worte, Hilda schwieg ebenfalls. Weshalb sollte sie dem unleidlichen Fräulein den vollen Ruhm des Abends gönnen?

Elly blickte von ihrem Teller auf. „Die Mayonnaise hat Lena gar nicht gemacht," sagte sie mit einiger Schadenfreude, denn sie konnte die Köchin nicht leiden, welche sie noch nicht als erwachsenes Fräulein ansah.

„So, wer denn?" fragte der Präsident. „Du doch nicht, Hilda?"

„Ach bewahre, Papa, was Du denkst!" rief Elly. „Fräulein Kramer hat alles beinahe ganz allein gemacht; Lena wollte sich schwach ärgern, weil so viel Arbeit war."

„Nun, so haben wir bei dem Tausche ersichtlich gewonnen," erwiderte Herr von Roebern heiter. „Das ist ja gerade, als sei eine gute Fee in das Haus gekommen, nachdem in der letzten Zeit so viel mißglückte."

Melanie errötete ein wenig über den Lobspruch, Curt Gerhold sah sie aufmerksam an. Der vorübergehende Rosenschimmer auf den Wangen ließ sie dem Bilde ihrer Jugend ähnlich erscheinen.

„Das Kochen ist mir keine ungewohnte Arbeit, Herr Präsident," hörte er jetzt ihre Stimme sagen. „Herr Superintendent Heynrichs legte viel Wert auf gute Küche, so lernte ich noch manches, was ich in meinem Elternhause nicht kannte."

„Und haben Sie Ihre anderen Talente darüber vernachlässigt?" fragte der Professor. „Sie spielten früher sehr gern Klavier. Wie oft hörten Ihr seliger Vater, ich und Harry Ihnen in der Dämmerstunde zu."

„Ich spiele noch zuweilen," entgegnete Melanie. „Natürlich wenn es meine übrigen Pflichten erlauben. Die Heynrichsschen Töchter waren recht begabt für Musik; wir haben viel vierhändig gespielt."

„Nun, Hilda," sprach der Vater, „jetzt kannst Du Deine Studien mit Fräulein Kramer fortsetzen. Wie wäre es, wenn wir nachher ein kleines Konzert hätten? Du hast ja eine Menge vierhändiger Sachen."

Hilda sah gelangweilt aus. „Ich weiß ja nicht, ob Fräulein die kann," erwiderte sie verdrießlich.

„Ich spiele vom Blatte," sprach Melanie.

„Und ganz ausgezeichnet," fiel Curt ein.

„Um so besser," rief Herr von Roebern. „Dann aber nimm Dich zusammen, Kleine."

Das Mahl endete, mit Ausnahme Hildas, zur allgemeinen Zufriedenheit. Man begab sich in das Musikzimmer, wo der Professor sofort die Noten für den zu beginnenden Vortrag auszusuchen begann.

„Wie freue ich mich, Sie wieder einmal spielen zu hören," sagte er halblaut dabei. „Erinnern Sie sich noch des letzten Abends, ehe ich fortging?"

Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. „O, keine Erinnerungen," sprach sie in gleichem Tone.

„Es war der ‚Wanderer', den Sie mir zum Abschied spielten," fuhr er nicht ohne Bewegung fort. „Mir ist, als höre ich ihn noch."

Hilda trat mit einiger Ungeduld an das Klavier.

„Sie suchen ja schrecklich lange in den Noten," sagte sie. „Wenn Fräulein nichts findet, was ihr paßt, ist es ja auch gut."

Der Professor maß sie erstaunten Blickes. „Ich habe eben einige Mendelsohnsche Ouvertüren gewählt; aber was ist Ihnen denn heute, Fräulein? Sie sind ja ganz anders als sonst, — so verstimmt."

„Sie ist dürftig, weil Sie nicht genug mit ihr gesprochen haben," fiel Elly mit der vollen Unbarmherzigkeit ihrer Backfischnatur ein.

„Dummes Ding," rief Hilda hochrot vor Zorn.

Curt Gerold unterdrückte ein Lächeln. „Sie haben ganz recht," sprach er begütigend. „Ich habe mich Ihnen heute wenig widmen können. Aber Sie müssen Nachsicht mit mir üben. Hier, Fräulein Kramer ist eine meiner Jugendbekannten; ihr Vater war mein lieber Lehrer. Wir waren in Erinnerungen aus vergangener Zeit vertieft und ich bekenne, daß ich sehr unachtsam gegen die jungen Damen war. Seien Sie wieder gut, Fräulein Hilda, und ich will bei Ihrem Spiel auch jetzt ganz Ohr sein."

Er bot ihr die Hand zur Versöhnung und Hilda war etwas getröstet. Mit innerem Widerstreben zwar noch nahm sie den Platz am Klavier neben Melanie ein, doch die Aussicht, jetzt Curts ganze Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, diente dazu, ihre gesunkenen Lebensgeister mehr und mehr zu heben.

Mendelsohns Ouvertüre der „schönen Melusine" begann. Hilda bemerkte nach den ersten Takten der einschmeichelnden Musik, daß sie es mit einer geübten Nachbarin am Klavier zu thun habe. Wie perlten die Töne unter den Händen Melanies hervor, daß Hilda, die von ihrer eigenen Begabung eine ziemlich hohe Meinung hatte, sich mühen mußte, mitzukommen. Und dann die Hände ihrer Mitspielerin selbst, wie weiß und schlank, — wie anmutig in jeder Bewegung!

Ihre eigenen Hände waren immer Hildas Ärger gewesen; sie warf einen Blick darauf. Es schien ihr, als wenn sie heute ganz besonders rot und garstig wären. Ob Curt Gerold ebenfalls den Vergleich anstellte, wie sie? Die Noten verschwammen vor ihr; wo war sie eigentlich geblieben? Hastig suchte sie sich zurechtzufinden, Melanie mühte sich, ihr einzuhelfen — vergebens! Ein greller Mißaccord ertönte, die Dissonanzen häuften sich, die beiden Herren schauten erstaunt hinüber und die Musik schwieg.

„Sie haben zu schnell gespielt, Fräulein," grollte Hilda, „ich kann nicht mit."

„Bei dem ersten Mal pflegt man leicht auseinanderzukommen," erwiderte Melanie ruhig, „wir werden uns mit der Zeit schon einspielen."

Hilda sah aus, als wenn sie den letzten Worten wenig beizupflichten geneigt sei. Man begann die Seite von neuem, doch sei es, daß die kleine Störung dauernd nachwirkte, sei es, daß dem schwächeren Teile der gute Wille fehlte, schon auf der nächsten Seite kam es zu einer abermaligen Stockung.

„Sie spielen zu rasch," wiederholte Hilda, mürrischer als zuvor.

„Wollen wir etwas Leichteres versuchen?" fragte Melanie.

Hilda schob ihren Stuhl zurück. „Nein, nein, wir kommen doch nicht zusammen," sagte sie.

„Ach, Du giebst bloß nicht acht," meinte Elly, „so schnell spielt Fräulein gar nicht. Was hast Du immer im Zimmer herumzugucken?"

„Es ist doch aber schade, daß wir um den Genuß der Musik kommen," sprach der Professor. „Wie wäre es, Fräulein Kramer, wenn Sie uns etwas anderes vorspielten?"

„Wenn Herr Präsident es wünscht, gerne."

„Gewiß wünsche ich es, Fräulein Kramer," erwiderte der Hausherr, „denn Gerold hat mich schon neugierig auf Ihr Spiel gemacht."

Melanie nahm den Platz am Klavier wieder ein. Ein kurzes Vorspiel, das wie Meeresrauschen höher und höher anschwoll, dann setzte die Melodie ein, innig, tiefempfunden:

„Ich komme vom Gebirge her."

Der Präsident folgte dem Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit; auch die beiden Mädchen horchten auf; Curt Gerold hatte sich in eine Ecke des Zimmers gesetzt und den Kopf in die Hand gestützt.

Der Abend stieg vor ihm empor, an welchem er zum letzten Male dieses Lied gehört; — wie lange war es her? Die braungetäfelte Wohnstube in des Rektors Hause, sie stand vor seinen Blicken, das harte Ledersofa, die steiflehnigen Stühle, die schwarzumrahmten Bilder an den Wänden, die von ungeübter Hand gemalte Familien-Porträts zeigten.

Und wie liebte er sie, die traute altmodische Stube, deren einziger Schmuck die zahlreichen Blumen an den Fenstern, deren einziger Luxusgegenstand ein vortrefflicher Flügel war, an welchem des Rektors Tochter zu spielen pflegte.

Wie oft hatte er, versunken in Bewunderung und Entzücken, ihr gegenüber gesessen, er wußte nicht, galt dies Entzücken der Musik oder der anmutigen Spielerin?

Dann aber kam jene Zeit der träumenden, blütenwuchernden Hoffnung, die Zeit des unbewußten Suchens und Findens, dann endlich die Gewißheit beglückender Liebe, der Frühling, der jeglichem Menschenherzen beschieden und dem, wie selten nur! des Sommers Sonnenhöhe folgt.

Auch jenen Frühling hatte jäher Wettersturm vernichtet und fremde Schuld die Schranke aufgerichtet, die zwei Herzen schied. Jetzt gingen sie schon lange ihren Weg einsam für sich und karges Winterlicht mußte ihnen den Sonnenschein ersetzen, der aus ihrem Leben gewichen.

Man wunderte sich, daß der Professor nicht heirate und er zuckte die Achseln, wenn er es hörte.

„Ich fühle mich wohl in meiner Freiheit und mir fehlt ja auch nichts," antwortete er zuweilen.

Die Melodie dort drüben vom Klaviere, — da klang sie wieder an sein Ohr und die Worte dazu schienen in seinem Herzen zu tönen:

„Die Sonne scheint mir hier so kalt,
Die Blüte welk, das Leben alt,
Und was sie reden leerer Schall, —
Ich bin ein Fremdling überall."

Das Lied war zu Ende, der Präsident äußerte seinen lebhaften Beifall, auch Elly stimmte ein. Curt und Hilda schwiegen, wenn auch von verschiedenen Gefühlen bewegt.

Dem Professor war es eine Erleichterung, als sich die Tochter des Hauses an den Flügel setzte und einen Chopinschen Walzer verständnislos herunterhaspelte.

„Nicht übel," sagte der Vater ermunternd, als sie geendet. „Aber was Vortrag und Empfindung ist, kannst Du von Fräulein Kramer lernen."

„Ich hatte in der Pension immer Numero eins in der Musik," entgegnete Hilda.

„Mag sein, Kind; dann muß der Lehrer selbst nicht viel gekonnt haben. Und nun denke ich, lieber Gerold, lassen wir die schönen Künste bis auf weiteres ruhen und begeben uns an unser Studium."

III.

„Wenn Sie doch Martin nicht gerade immer zur Essenszeit Aufträge geben wollten, liebe Hilda," sagte Melanie Kramer einige Tage später. „Lena ist krank, ich muß in die Küche, und der Diener soll da sein, wenn Ihr Herr Vater nach Hause kommt. Sie wissen, daß er ungern mit dem Essen wartet."

Hilda dehnte sich in ihrem amerikanischen Schaukelstuhle. „Ich war gerade mit dem Bande fertig und habe nichts zu lesen," erwiderte sie. „Martin scheint, seit Sie hier sind, für keinen andern da zu sein."

„Für unnütze Gänge keinesfalls, wenn er dringenderes zu thun hat. Ihre Lektüre wird bis Nachmittag Zeit haben."

Hilda bohrte ungeduldig die Spitze ihres Fußes in den Teppich vor ihr. „Wenn ich aber nun jetzt lesen will?" entgegnete sie eigensinnig.

Melanie blickte sie ernst an. „Sie wären eigentlich in dem Alter, um einen thörichten und kleinlichen Wunsch der Vernunft unterzuordnen; wenn Ihnen jedoch so sehr viel an dem Buche liegt, kann Johanna danach gehen, die augenblicklich leichter zu entbehren ist. Wo ist der erste Band, den sie wechseln soll?"

„Dort liegt er," sagte Hilda, ohne sich zu rühren.

Melanie ging zu dem bezeichneten Tische, um das Buch zu holen. Sie stutzte, als sie des Titels ansichtig wurde.

„Das lesen Sie?" fragte sie staunend.

„Nun, warum nicht? Haben Sie etwas dagegen?"

„Sehr viel, denn dies ist durchaus keine Lektüre für Sie. Wer konnte Ihnen dieses Buch geben?"

„Doch vermutlich der Leihbibliothekar."

„Weiß Ihr Herr Vater, daß Sie Zolasche Bücher lesen, ‚Nana' zum Beispiel?"

„Nein!"

„So werden Sie die Fortsetzung davon nicht holen lassen."

Hilda erhob sich blitzenden Auges aus ihrer trägen Stellung. „Ich weiß in der That nicht, Fräulein Kramer, wie Sie dazu kommen, mir zu verbieten, was ich lese," rief sie gereizt.

„Ihr Herr Vater übergab Sie und Ihre jüngere Schwester meiner Obhut," erwiderte Melanie. „Es ist meine Pflicht, Sie vor jedem schädlichen Einflusse zu bewahren, und zu solchen rechne ich unsittliche Bücher."

„Mir haben sie bis jetzt noch nichts geschabet."

„Um so schlimmer für Sie, wenn Sie das Verderbliche einer solchen Lektüre nicht einmal empfinden."

„Ich bin alt genug, um alles lesen zu können."

„Das sind Sie nicht. Sie werden dieses Buch nicht zu Ende lesen."

„Ich werde es, trotz Ihrer Weisheit, thun. Geben Sie mir das Buch; ich werde es selbst wechseln."

„Nicht früher, als bis Ihr Herr Vater seine Zustimmung gegeben hat, an der ich zweifle."

Auch Hilda zweifelte daran. Sie trat dicht vor Melanie hin. „Wollen Sie mir das Buch geben oder nicht?" rief sie drohend.

„Unter keinen Umständen."

„So werde ich es ohne Ihre Erlaubnis nehmen," lachte Hilda spöttisch, mit raschem Griffe Melanie das Buch entreißend.

Die Kraftanstrengung jedoch, die sie angewendet, ließ den Band ihrer Hand wieder entgleiten; er flog in einem Bogen zur Erde, fast vor die Füße des Professors, der soeben eingetreten.

„Gehorsamer Diener, meine Damen," sprach er. „Ich klopfte zweimal, aber die Unterhaltung war so lebhaft, daß mich niemand hörte. Ich störe doch nicht?"

Die erregten Gesichter, die er vor sich sah, schienen ihm anzudeuten, daß die durch ihn unterbrochene Besprechung keine sehr angenehme gewesen. Er bückte sich, das auf der Erde liegende Buch aufzuheben.

„Zolas ‚Nana'," fügte er hinzu. „Wer liest denn das?"

„Nun, doch wohl Fräulein Kramer," fiel Hilda ein, „da ich dergleichen nicht lesen darf."

Melanie zuckte schweigend die Achseln.

„Ich würde mich auch wundern, wenn man es Ihnen erlaubte," meinte Curt Gerold. „Verschließen Sie es nur gut Fräulein, damit die Jugend nicht darangeht."

„Es wird keinem der jungen Mädchen vor die Augen kommen, dafür bürge ich," sprach Melanie, das Buch von neuem an sich nehmend. „Doch ich muß in die Küche. Sie entschuldigen mich gewiß, Herr Professor, und wenn Sie den Herrn Präsidenten erwarten wollen, gehen Sie vielleicht in die Bibliothek."

„Sie scheinen keine Freundin Ihrer neuen Hausgenossin zu sein," begann Curt Gerold, als er mit Hilda allein war. „Was ist es denn, das Ihnen so sehr an ihr mißfällt?"

Hilda biß sich auf die Lippen; sollte er das Gespräch vorhin gehört haben?

„Gefällt sie Ihnen denn?" lautete ihre Gegenfrage.

„Ich teilte Ihnen bereits mit, daß ich Fräulein Kramer seit ihrer Jugendzeit kenne," antwortete er gelassen. „Schätzte ich sie nicht hoch, würde ich sie

Ihrem Herrn Vater doch kaum empfohlen haben. Oder meinen Sie, ob mir ihr Äußeres gefällt?"

„Danach frage ich nicht," sagte Hilda kurz. „Über das Gefallen in dieser Beziehung kann das Fräulein schon hinaus sein."

„Glauben Sie, gnädiges Fräulein?" lächelte der Professor. „Die erste Jugend spricht aus Ihnen; das erklärt alles. Doch werden Sie erst zehn oder zwanzig Jahre älter, so gelangen Sie zu der Überzeugung, daß keine Frau zu alt sich dünkt, um in gewissem Sinne noch zu gefallen."

„Ich kenne nichts Lächerlicheres, als eine alte Jungfer, die noch auf Eroberungen ausgeht."

„Da gebe ich Ihnen recht. Wenn Sie aber mit der Bezeichnung ‚alte Jungfer' Fräulein Kramer meinen, so ist doch wohl ein derartiges Streben bei ihr ausgeschlossen."

„Ist sie etwas anderes, als eine alte Jungfer?" brauste Hilda auf, der es eine Wohlthat war, ihrem inneren Grolle auf irgend eine Weise Luft zu machen. „Rechthaberisch, pedantisch, unausstehlich bei jeder Gelegenheit. Wenn ich mich nicht so oft über sie ärgerte, könnte ich mich zuweilen totlachen, oder Karikaturen von ihr zeichnen."

„Ich wußte nicht, daß Sie dies Talent besäßen; Sie sind demnach überraschend vielseitig begabt. Dennoch aber würde ich Ihnen raten, diese Gabe nicht weiter auszubilden, die jedenfalls ein Geschenk von sehr zweifelhaftem Werte ist. Wer sich vorzugsweise Mühe giebt, das Lächerliche und Spaßhafte an seinen Nebenmenschen herauszufinden, wird es schnell genug verlernen, nach ihren besseren und edleren Eigenschaften zu suchen und damit die Menschenliebe, das Wohlwollen einbüßen, die beide unsere Pflicht gegen unsere Nächsten sind und die wir für uns selbst im Hinblick auf unsere eigenen Schwächen verlangen. Sie können mit Ihrer Spottsucht hier und da andere amüsieren, aber ihre Herzen wird sie Ihnen nie gewinnen, da jeder einzige voraussetzt, daß Sie seine Mängel ebenso geißeln, wie die der übrigen."

Hilda antwortete nicht. Er sah, wie sie mit Thränen kämpfte und seine Strafpredigt begann ihn zu gereuen. Sie war ja noch ein halbes Kind, mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen.

„Nun bin ich pedantisch und unausstehlich, wie das böse Fräulein Kramer?" sprach er gütig. „Es war zu Ihrem Besten, Fräulein Hilda, sowie es auch zu Ihrem Besten sein würde, wenn Sie in manchen, ja recht vielen Stücken Fräulein Kramer sich zum Vorbilde nähmen. Es mag nicht immer leicht sein, den eigenen Willen unterzuordnen, wenn man so lange selbständig war, wie Sie, aber ein verständiges Mädchen weiß sich zu überwinden und in einigen Jahren werden Sie beide die besten Freundinnen sein."

In einigen Jahren! Da wollte sie ja schon längst verheiratet sein. Der Schlußsatz seiner Rede war genügend, ihre weichere Stimmung zu zerstören, die sie unwillkürlich unter seiner Mahnung ergriffen.

Nie, nie, so nahm sie sich vor, würde sie die Freundin des Fräuleins werden.

Curt Gerold betrachtete sie aufmerksam. „Habe ich recht?" fragte er scherzend. „Wollen Sie mir versprechen, sich ein wenig Mühe zu geben?"

Noch ehe sie etwas erwidern konnte, wurde die Portiere zurückgeschlagen. Ellys naseweises Gesichtchen zeigte sich zwischen den Falten derselben.

„Hilda, soll ich Dir die ‚Nana' wechseln?" rief sie, die Gegenwart Curts nicht beachtend. „Ich gehe eben aus. Du hast ja schon seit einer Stunde nach dem zweiten Teile gejammert. — Ah, Herr Professor, da sind Sie ja auch. Nun, was sehen Sie mich denn so an, als sei ich Lots verstorbene Frau, oder sind Sie selbst zur Salzsäule geworden?"

Sie begriff an der sichtlichen Verlegenheit ihrer Schwester, daß sie etwas sehr Unüberlegtes gesagt oder gethan haben müsse. Ja, was denn nur? Genau nahm sie es eben nie mit ihren Worten.

„Also Sie, Fräulein Hilda, lesen jenes Buch, das den Gegenstand des Streites zwischen Ihnen und Fräulein Kramer bildete?" brach Curt das Schweigen. „Eigentlich konnte ich mir es denken, daß Fräulein Melanie sich eine derartige Lektüre nicht wählen würde. — Doch, ich will die jungen Damen nicht weiter stören, sondern in der Bibliothek die Rückkehr des Herrn Präsidenten erwarten."

Er ging in das bezeichnete Zimmer. Durch die geschlossene Thür hörte er, wie sich die Schwestern zankten.

* * *

Melanie war währenddessen in der Küche thätig, die Mittagsmahlzeit herzustellen. Auf Lena hatte der Ärger des ersten Abends, verbunden mit dem Rest der Hummermayonnaise, ungünstig gewirkt. Sie war seit mehreren Tagen krank, und es trug nicht zu ihrer Genesung bei, daß Melanie ohne sie fertig wurde und sie entbehrlich war.

Wenn doch recht viel Verwirrung entstände, aber auch dieser Wunsch wurde ihr nicht erfüllt. Es ging alles so glatt und geordnet seinen Gang und Melanie fand sogar noch mehrmals am Tage Zeit, in ihre Kammer zu kommen, für ihre Pflege zu sorgen.

Da erschien sie eben wieder; über dem einfachen Hauskleide eine blendend weiße Küchenschürze, das Schlüsselbund an der Seite, — ganz hausmütterlich.

„Liebe Lena," sagte sie zu der Kranken, „der Arzt hat Ihnen heute Fleischbrühe und ein Stückchen Huhn darin erlaubt Ich möchte Ihnen jetzt Ihr Essen bringen, da ich eben bei dem Zerlegen der Hühner bin, die zum Frikassee bestimmt sind. Haben Sie Appetit? Später ist weniger Zeit für Sie."

Es war schwer, der freundlichen Fürsorge mit einer mürrischen Miene zu begegnen. Das Eis um Lenas Herz war im Schmelzen.

„Es wäre mir schon recht, jetzt zu essen," antwortete sie, „aber Fräulein haben so viel Mühe."

„Die Mühe ist nicht groß," sprach Melanie, „und Kranke gehen den Gesunden vor. In einigen Tagen werden Sie wieder aufstehen können."

„O schon morgen," versicherte die Köchin eifrig.

„Wenn es auch erst übermorgen ist. So lange behelfen wir uns ohne Sie, und der Herr Präsident

übt Nachsicht mit meiner Kochkunst. — Nun richten Sie sich auf; hier ist ein Kissen für den Rücken, und ehe Sie essen, wollen wir ein wenig lüften. Das hat Johanna gewiß vergessen."

Sie öffnete das Fenster und ging dann, die Suppe für die Kranke zu holen.

Lena fand, daß sie noch nie so gut bedient worden sei. Es gefiel ihr ausnehmend, daß Melanie ihr eine Serviette auf das Bett breitete und auf einer lackierten Platte für sie gedeckt hatte, ganz wie für ihresgleichen.

„Aber Fräulein haben mir ein so gutes Stück vom Huhn gegeben," bemerkte sie, „so schönes Brustfleisch."

„Das ist Krankenkost und nur ein kleines Stück," erwiderte Melanie heiter. „Wir haben noch reichlich genug."

„O Fräulein sind gar zu gut," murmelte Lena beschämt. „Ich will es auch wieder recht machen, wenn ich gesund bin."

„Das werden Sie gewiß und wir werden uns schon vertragen; zwei fremde Menschen müssen sich erst aneinander gewöhnen, aber mit gutem Willen geht es rasch. — Doch da kommt Johanna, sie wird Ihren Teller mitnehmen, wenn Sie gegessen haben. Sagen Sie ihr dann, ob Sie noch etwas möchten."

„Na, die ist mal eine, wie sie sein soll," sprach die Köchin, sich ihr Essen schmecken lassend, „das muß ich sagen, die weiß, wie sie einen anständigen Menschen behandeln soll. Die Fräulein Hilda mag mir nur wiederkommen mit ihrem Aufhetzen. Verstehen thun wir selber nichts, als uns putzen und nach den Herren sehen oder kommandieren, daß man nicht weiß, wo einem der Kopf steht, aber wenn eine vernünftige Person in das Haus kommt, die nicht bloß befiehlt, sondern auch tüchtig mit angreift, dann sind wir kreuzböse und raisonnieren auf die alte Jungfer. Na, wer weiß, wer die ältere von beiden wird."

„Ja, jetzt geht alles wie am Schnürchen," bestätigte das Hausmädchen, „das macht, weil Fräulein die Arbeit ordentlich einteilt und es nicht erlaubt, daß man von den jungen Fräulein immer abgerufen wird. Wie oft mußte ich vom Plättbrett fort, wenn ich gerade einen glühenden Stahl im Eisen hatte, nur, weil ich dem Fräulein Hilda die Stiefel zuknöpfen sollte. Gestern hat sie sich die Locken allein brennen müssen, weil ich für den gnädigen Herrn die Kragen plättete."

„Geschah ihr recht," sagte Lena schadenfroh. „Das ist den ganzen Tag ein Gethue mit der Frisur. Und dabei reicht das eigene nicht einmal aus; die Hälfte von den Kruscheln ist vom Friseur. Hören Sie, Hanna, ob der dicke Zopf vom Fräulein echt ist?"

„Ganz echt. Ich kam gestern morgen zu ihr herein, als sie sich kämmte. Solch langes Haar! Und nichts weiter auf dem Tisch, als Kamm und Bürste."

„So, so?" meinte Lena nachdenklich. „Im Grunde ist sie doch eine sehr nette Person; noch recht hübsch! Und wie lieb sie einen ansehen kann! Auch die Suppe war gut. Ich mache sie zwar anders, aber das kann sie noch nicht wissen."

Nach Art der Neubekehrten begann sich die Köchin in beredten Lobsprüchen des anfänglich gehaßten Fräuleins zu ergehen, bis diese selbst das schmeichelhafte Gespräch endete, indem sie Johanna in die Küche abrief.

* * *

Elly an Rosa.

„Liebste Dicke! Du schiltst mich aus, weil ich Dir so selten schreibe. Ich hätte nichts zu thun und Du drückst noch die Schulbänke und hast entsetzlich viel zu lernen.

Ich habe auch viel zu thun, seit unser Fräulein in das Haus gekommen ist, und wenn ich weiter nichts thue, so streite ich mich mit Hilda ihretwegen, die sie nicht ausstehen kann. Mir gefällt es ganz gut, daß Fräulein Kramer da ist, denn als Hilda die Wirtschaft führte, ging alles drunter und drüber. Jetzt ist Papa immer guter Laune, weil das Essen pünktlich auf dem Tische steht, auch nicht so viel angebrannt und verdorben ist. Hilda machte Lena mit ihrem Befehlen und Fragen ganz konfuse. Lena und Fräulein Kramer vertragen sich sehr gut, nachdem es zuerst einen Krach gegeben. Das Fräulein kann aber auch alles, wonach Du fragst.

Mit uns spricht sie französisch und englisch, spielt Klavier und lehrt Handarbeiten, die letzteren nur mir; Hilda findet das langweilig. Ich mag sie auch schon recht gern, die Melanie nämlich, weil sie mich nicht anfährt, wie Hilda es thut, sondern mir alles, was ich nicht weiß, so hübsch erklärt.

Hilda denkt, ich sei ein Kind und sie eine große Dame, die jeden Tag heiraten kann. Ich weiß auch schon, auf wen sie spekuliert. Neulich lag ein Gedicht von ihr auf ihrem Schreibtisch, — schauderhafte Knittelverse! — In jeder Zeile war von „ihm" die Rede, „er" — „er". Sein ernstes Auge, sein dunkles Haar, seine hohe Stirn — das war auf den Professor gemünzt. Ich wollte es ihm eigentlich heimlich zustecken. Was der wohl gesagt hätte? Ich glaube, er macht sich gar nichts aus ihr; sie bildet es sich aber ein.

Vorgestern war Gesellschaft bei der Baronin Herrnstein. Wir waren alle geladen, ja, auch ich, denke nur! Die Baronin hatte Papa selbst gebeten, daß ich mitkäme und die Melanie.

Ich hatte ein rosa Kleid an und einen Strauß Maiblumen im Gürtel, aber tanzen durfte ich nicht.

Hilda trug ein blaues Kleid und ärgerte sich, daß die Melanie auch ein blaues an hatte; freilich ein dunkles und ganz hoch; da konnte es ihr doch egal sein.

Es war ihr überhaupt nicht recht, daß Fräulein Kramer auch mit uns ging und daß sie so gut aussah. Aber es kam noch schlimmer. Bei

der Polonaise führte Papa die Baronin, und ich muß sagen, es war ein stattliches Paar.

Du weißt, wie lieb ich Papa habe, wie eitel ich auf ihn bin. Nun, vorgestern war ich ganz närrisch vor Vergnügen, wie prächtig er sich unter den übrigen ausnahm.

Die jungen Herren neben ihm — nicht zum Ansehen! Ich begriff es zum ersten Male, daß Hilda immer sagen kann: ein gereifter Mann gefiele ihr besser, als so ein grüner, jugendlicher.

Sie hatte sich darauf gespitzt, der Professor würde sie führen, aber denke nur, er holte Fräulein Kramer. Hilda sah aus, als ob sie weinen wolle. Sie setzte sich neben mich, da niemand sie aufforderte, und wir beide garnierten die Wand.

Der Professor sah es und schickte schnell einen seiner Studenten. Der forderte aus Versehen mich auf; ich aber war großmütig und schob ihn zu Hilda hin. Der gute Junge wurde puterrot und wußte offenbar nicht, was er thun solle.

Ich sagte: „So gehen Sie doch mit meiner Schwester! Ich bin bloß zum Zusehen da."

Das begriff er endlich und führte Hilda den übrigen nach. Sie sprach kein Wort mit ihm; er sah ihr gewiß zu semmelblond und einfältig aus.

Nachher wurde sie getröstet, da Professor Gerold mit ihr tanzte, Française freilich nur, zu anderen Tänzen meint er sich zu alt.

Fräulein Kramer tanzte auch nicht außer der Polonaise. Sie kam dann zu mir und wir amüsierten uns herrlich. Nur kann sie es nicht leiden, wenn man über andere sich mokiert.

Noch hübscher wurde es, als der Professor uns Gesellschaft leistete, und zu Tische führte er uns alle beide.

‚Weshalb soll denn unser kleines Fräulein den ganzen Abend Aschenbrödel sein?' fragte er, und ich ging stolz an seiner Seite. Es war zu nett. Alle sahen uns an. Im Cotillon brachte er uns jedem ein Sträußchen; das hatte er sich von der Baronin ausgebeten.

Als wir spät in der Nacht nach Hause kamen, fragte ich Hilda, wie es ihr gefallen habe. Das muß nicht besonders gewesen sein, denn sie knurrte nur so vor sich hin. Er war wohl wieder nicht aufmerksam genug. Nicht einmal einen Strauß hatte er ihr gebracht.

Sie hatte ja zwei andere bekommen.

Verstehst Du es, meine Dicke, wie man sich abärgern kann, wenn einer zehn Worte zu wenig mit einem spricht?

Seit dem Balle kann Hilda Fräulein Kramer gar nicht mehr sehen.

Nun muß ich aber schließen, das war ein langer Brief, mit dem bist Du doch zufrieden?

Ewig Deine

Elly."

Die junge Schreiberin wollte mit einem schwunghaften Federzuge ihre Unterschrift beenden, doch sie stieß an die neben ihr stehende Goldsandschale und der kunstvoll begonnene Bogen lief in einem mächtigen Kleckse aus. Elly störte dies nicht im geringsten. Sie preßte ein Löschblatt auf das entstandene Unglück, knitterte den Brief schief zusammen und schloß ihn mit einem Siegel, auf welchem ein flammendes Herz, von zwei Pfeilen durchbohrt, zu sehen war. Die Adresse sollte ihr die stets gefällige Melanie schreiben; bei ihr selbst wurden die Zeilen gewöhnlich bergauf und bergab gekritzelt.

IV.

Melanie kam mit einem Korbe frischer Blumen in das Zimmer Hildas, die mit ihrem Anzuge beschäftigt war.

„Liebe Hilda," redete sie sie an, „mir erzählte Elly kürzlich, daß Sie so viel Geschick in der Zusammenstellung von Blumen hätten. Möchten Sie aus diesen hier ein recht schönes Kissen machen? Ich bin leider darin nicht geübt. Hier haben Sie alles: Draht, Moos und Faden. Ich komme in einigen Stunden, mir Ihr Werk ansehen."

Es fiel ihr kaum auf, daß Hilda ihr keine Antwort gab. Ihr Verhältnis zu der ältesten Tochter des Hauses hatte sich nicht gebessert, wieviel Mühe sie sich auch gegeben, das Herz des Mädchens zu gewinnen. Elly war ihr weit mehr geneigt; sie erlag dem Einflusse der Schwester nur zuweilen, wenn irgend eine geforderte Pflicht ihr unbequem war. Bei Hilda jedoch scheiterten alle Versuche, sie zu der Erkenntnis zu bringen, daß der neuen Hausgenossin Streben ein wohlmeinendes war.

Melanie war eine Freundin der Jugend, die sich ihrem milden Wesen gern und leicht unterwarf; sie gehörte zu den Menschen, die in den jungen Herzen nur das Gute vermuten und die Unerfahrenheit, die Unkenntnis der Welt nach Art idealer Naturen für Unschuld des Gemütes, rücksichtslose Offenheit für Wahrheitsliebe halten. Wieviel Selbstsucht, Neid und Mißgunst, wieviel Fähigkeit des Hasses, wieviel versteckte Grausamkeit die junge Menschenseele zu bergen vermag, kennt gewöhnlich nur der, welcher die Erziehung heranwachsender Geschlechter zu der Aufgabe seines ganzen Lebens machte und an Hunderten von Beispielen es beobachtete, wie unendlich schwer es ist, den Keim des Bösen, das in jedem jungen Herzen schlummert, auszurotten oder wenigstens zu unterdrücken, um dafür den festen, sittlichen Grund zu legen, der das Gute zur Richtschnur des beginnenden Lebens werden läßt.

Das triviale und verbrauchte Wort: „Jugend hat keine Tugend" enthält eine tiefe Wahrheit, denn die Ausübung des erkannten Guten pflegt erst mit der Reife der Erfahrung zu kommen, oft erst, wenn in dem heiligen Feuer der Prüfung die Seele sich von den Schlacken der Eigensucht, der Selbstvergötterung und des beständigen Begehrens freigemacht.

Das ernste Werk der Erziehung wird erleichtert, wenn die natürliche Güte des Herzens den empfangenen Lehren entgegenkommt, doch diese häufig mißverstandene Eigenschaft ist weit seltener, als es den An-

schein hat. Wenige nur, hochbegnadete Naturen nur sind es, deren ganzes Sein beständig danach verlangt, Liebe, Wohlwollen, Hilfe, Trost zu spenden, ohne Lohn noch Gegenleistung, die die Wunde in des anderen Seele fühlen, ehe man sie ihnen zeigte, und denen es ein eigener Schmerz ist, ein lebendes Wesen leiden zu wissen.

Hildas natürliche Güte ging nicht über das Durchschnittsmaß der Menge hinaus, und der frühe Verlust der Mutter trug nicht wenig dazu bei, viele ihrer besseren Eigenschaften unentwickelt zu lassen. Sie liebte ihren Vater, ihre Schwester auf ihre Weise, aber sie würde nie daran gedacht haben, ihretwegen ein Opfer zu bringen.

Ihre Lehrerinnen betrachtete sie als ihre geborenen Feinde, weil sie genötigt waren, ihrem Willen zuweilen entgegenzutreten oder ihr bestimmte Pflichten vorzuschreiben. Von den letzteren hatte sie nur unklare Begriffe. Das Leben dünkte ihr zum Genießen geschaffen, nicht um sich mühsam abzuquälen.

Aus diesem Empfinden heraus entsprang bei ihr die Abneigung gegen die neue Autorität, die ihr in Fräulein Kramer zugeordnet war. Melanie war das verkörperte Pflichtbewußtsein. Ihr war keine Stunde zu früh, keine Mühe zu groß, wenn es galt, anderen dienstbar zu sein. Und wenn schon Hilda durch ihr Wesen selbst sich verdunkelt und verdrängt fühlte, so verdroß die Anerkennung sie noch mehr, die Melanie von allen Seiten empfing.

Professor Gerold machte aus seiner Schätzung des Fräuleins kein Hehl, und der Vater begegnete ihr mit einer Auszeichnung, als sei sie seinesgleichen, nicht bloß eine bezahlte Haushälterin. Unerträglich! Wenn sich ein einziges Mal nur etwas ereignete, das sie als tadelnswert an Melanie hervorheben konnte, etwas, das sie in den Augen jener beiden herabsetzen mußte!

Sie hatte bisher noch nichts entdecken können, und auch die kleinen Bosheiten, die sich Hilda in ihrem Verkehr erlaubte, hatten Melanie nie dazu gebracht, sich zu einer wirklichen Heftigkeit hinreißen zu lassen. Sie kam stets wieder in ruhig freundlicher Weise, ihre junge Feindin zur Umkehr zu bewegen.

So auch heute. Was sie nur mit dem Blumenkissen wollte? Hilda öffnete den Korb, die Blumen zu betrachten. Mattgelbe Rosen, Gardenien, Maiglöckchen, Azaleen, sogar einige Eucharisblüten.

„Was sie vor hat?" murmelte Hilda, die vor ihr ausgebreitete Pracht bewundernd. „Die teuren Blumen! Gewiß will sie jemand ein Geburtstagsgeschenk machen, und da sie es nicht versteht, ein Kissen zu binden, soll ich so gut sein, es zu thun. Gestern hat sie kaum mit mir gesprochen, heute muß ich die ‚liebe Hilda' sein, weil sie mich braucht. Aber ich thue es nicht, wenn ich nicht weiß, für wen das Kissen ist. Vielleicht ist der alten Pastorin ihr Geburtstag, zu der sie manchmal geht. Sie sprach neulich davon, daß sie ihr eine kleine Aufmerksamkeit erweisen wolle."

Ein anderer Gedanke durchzuckte ihren Geist.

„Die Blumen sind jedenfalls von Schirmer drüben; ein anderer hat so schöne nicht. Ich möchte wirklich wissen, ob sie sie von ihrem eigenen Gelde gekauft hat oder sie auf Papas Rechnung setzen läßt."

Schnell entschlossen nahm sie Hut und Mantel und eilte zu dem Gärtner hinüber, der der Lieferant des Hauses war.

Der Besitzer war selbst im Laden. Er begrüßte ehrerbietig die Tochter des Präsidenten. „Was steht zu Befehl, gnädiges Fräulein?" fragte er. „Soll ich die Blumentische frisch füllen lassen oder ein paar schöne Rosen zum Balle schicken?"

„Nein, heute möchte ich nur einige Veilchen," antwortete Hilda. „Sie haben ja vorhin erst einen ganzen Korb Rosen und anderer Blumen geschickt."

„Die hatte das Fräulein bestellt. Sie sind zu besonderem Zwecke, wie sie sagte."

„In Papas Auftrage?" fragte Hilda rasch.

„Bedaure wirklich, das nicht zu wissen."

„Aber die Blumen sind doch auf unsere Rechnung genommen?"

„Das wird meine Tochter Ihnen sagen können, die im Laden war, als Fräulein kaufen kam. — Gertrud —" rief er in das Nebenzimmer, „sind die Blumen bezahlt, die Du hinüberschicktest, oder auf wessen Rechnung sind sie eingetragen?"

„Auf des Herrn Präsidenten," tönte es zurück.

Hilda zog die Brauen zusammen. „Nun, so schreiben Sie die Veilchen dazu," sprach sie, kurz sich abwendend. „Adieu, Herr Schirmer."

Sie ging nachdenklich nach Hause zurück. „Das soll Papa erfahren, sowie er aus der Sitzung kommt. Also die kostbaren Blumen bestellt sie hinter seinem Rücken auf sein Conto, und Neujahr, wo die Sache halb vergessen ist, kann er es mit der großen Rechnung bezahlen, was sie ihren Freundinnen schenkt. Die abgefeimte Heuchlerin! Vor seinen Augen thut sie immer so sparsam, und für solche Dinge giebt sie sein Geld aus. Nun, hoffentlich gehen ihm darüber die Augen auf, was das für eine Perle ist."

Sie stieß mit dem Fuße den Korb verächtlich zur Seite; ein Teil der Blumen fiel heraus.

„Ich mache das Kissen nicht, darauf kann sie sich verlassen; das fehlte mir noch, mich für sie abzumühen." Und mit diesem Vorsatze setzte sie sich an den Schreibtisch, ihrer Freundin die Erlebnisse der letzten Tage mitzuteilen.

Sie war beinahe am Schlusse, als Melanie die Thür öffnete. „Ist das Kissen fertig, liebe Hilda?"

„Nein," lautete die schroffe Antwort.

Melanie bemerkte den umgestürzten Korb und die am Boden liegenden Blumen.

„Aber warum haben Sie es denn nicht gemacht?"

„Weil ich keine Lust hatte."

Der Blick des Staunens, der sie aus Melanies Augen traf, zwang ihr ein unbequemes Gefühl der Beschämung auf. Sie beugte sich von neuem über ihren Brief, während Melanie schweigend die Blumen in den Korb packte und das Zimmer verließ.

Eigentlich war sie recht ungezogen gewesen. Wenn der Vater es gehört hätte! Aber er mußte ihr recht geben, sobald er den Zusammenhang erfuhr. Hatte sie doch in seinem Interesse gehandelt!

Der Präsident kehrte heute früher aus der Sitzung zurück und hatte einiges Geschäftliche mit Melanie zu erledigen. Es fiel ihm auf, daß sie sehr still war und ihre Augen die Spuren von Thränen zeigten.

„Was ist Ihnen zugestoßen, Fräulein Kramer?“ forschte er in gütigem Tone. „Haben Sie eine traurige Nachricht erhalten?“

„Ich danke für die teilnehmende Frage, Herr Präsident, nein.“

„Ohne Grund sehen Sie nicht so niedergeschlagen aus. Also was hat es gegeben? Eine häusliche Scene mit Lena? Aber dazu sind Sie doch zu verständig, sich durch dergleichen bis zu diesem Grade aufregen zu lassen. Hat eine meiner Töchter Sie geärgert? Üben Sie Nachsicht. Es sind mutterlose Kinder gewesen, denen ich, durch meine amtliche Thätigkeit behindert, leider nicht ersetzen konnte, was sie verloren.“

Melanie kämpfte einige Minuten mit sich. „Geärgert, Herr Präsident,“ sagte sie endlich, „ist vielleicht nicht die rechte Bezeichnung für den Eindruck, den ich gehabt, und der mich zu der Überzeugung brachte, es werde mir nie gelingen, Ihren Töchtern, besonders der älteren, zu werden, was Sie von mir mit Recht beanspruchen, und was ich Ihnen bei meinem Eintritte in Ihr Haus versprach. Wäre es da nicht besser, Sie lösten meine Verpflichtung, um eine Dame zu wählen, zu welcher Fräulein Hilda mehr Vertrauen hätte?“

Herr von Roebern faltete die Stirn. „Mir sind dergleichen schroffe Lösungen nicht angenehm, Fräulein Kramer,“ erwiderte er, „um so weniger, wenn ich in einer Sache nicht klar sehe. Ich habe das volle Vertrauen zu Ihnen, daß Sie in Ihrem Rechte sind, aber da man in jeder Streitfrage beide Teile hören soll, so werde ich Hilda rufen lassen, und Sie mögen mir dann die Sache beide nach Ihrer Auffassung erzählen.“

Er klingelte und gab dem erscheinenden Diener den Befehl, seine älteste Tochter zu ihm zu bescheiden.

Wenige Minuten später trat Hilda ein. Sie war augenscheinlich betroffen, Melanie bei dem Vater zu finden, doch schnell sich fassend, gab sie ihrem Gesicht einen Ausdruck des Trotzes. Melanie hatte offenbar geklatscht; nun, sie würde schon mit ihr fertig werden.

„Als ich Fräulein Kramer in mein Haus nahm,“ begann der Präsident, „damit sie der arg vernachlässigten Wirtschaft und Euer sich annähme, verlangte ich von Euch, Dir und Deiner Schwester, daß Ihr der Dame mit der Achtung, dem Vertrauen begegnetet, welche ihre schwierige Stellung ihr erleichtern konnten, und welche sie von Euch auch fordern darf für die treue Sorge, die sie Euch und unserem ganzen Hause widmet. Ich habe zu meinem Mißfallen bemerken müssen, daß Ihr es, und namentlich Du, Hilda, an dieser schuldigen Achtung häufig fehlen lasset, und daß erst heute wieder Fräulein Kramer Ursache hatte, sich gekränkt zu fühlen. Was hattest Du für einen Grund dazu gegeben?“

Wenn der Vater in diesem Tone sprach, war es etwas schwer zu antworten, dennoch raffte Hilda ihren Mut zusammen. „Fräulein Kramer wird mich schon verklagt haben,“ sagte sie spitz, „aber sie konnte natürlich nicht wissen, weshalb ich das Kissen nicht binden wollte.“

„Fräulein Kramer hat mir bisher nichts erzählt. Du wolltest also irgend eine kleine Arbeit nicht thun, die sie Dir auftrug? Warum warst Du so ungefällig?“

Hildas blaugraue Augen, welche leicht einen schläfrigen Ausdruck zeigten, blitzten auf.

„Weil ich nicht wollte,“ rief sie, „daß das Fräulein mit Deinem Gelde und meiner Mühe ihren Bekannten Geschenke mache. Ich sollte ein Kissen aus teuren Blumen flechten, die sie auf Deine Rechnung genommen hatte.“

„Wußtest Du, für wen das Kissen bestimmt war?“

„Für wen sonst, als die Pastorin Sommer, die ihren Geburtstag morgen hat? Fräulein sprach ja bei Tische davon.“

„Es war für Deiner Mutter Grab, deren Todestag Du vergessen zu haben scheinst,“ entgegnete der Präsident strenge. „Die Blumen wurden von Fräulein Kramer in meinem Auftrage bestellt.“

Hilda erblaßte. „Warum sagten Sie mir das nicht, Fräulein?“ stammelte sie.

„Vielleicht hätte ich es thun sollen,“ erwiderte Melanie. „Sie hatten jedoch in den letzten Tagen vermieden, mit mir zu sprechen, und ich wollte auf diese Weise prüfen, ob Sie zu einer versöhnlichen Stimmung geneigt seien. Sie sollten nach Vollendung des Kissens erfahren, daß ich Ihnen mit der Arbeit eine Freude machen wollte, da sie für Ihre teure selige Mutter war.“

Es zuckte über des Präsidenten Angesicht. Er warf einen Blick auf das Bild seiner verstorbenen Frau, das über seinem Schreibtische hing.

„Um diese Dir zugedachte Freude,“ sprach er, „hast Du Dich durch Deinen Trotz, Dein unvernünftiges Vorurteil gebracht, und ich erkenne es zu meinem Schmerze, wie wenig Du Deiner seligen Mutter gleichst. Ich hoffe, daß Du in Dich gehst und Deine kindischen Fehler von jetzt an besser zu bekämpfen suchst; dem Fräulein gegenüber jedoch verlange ich unbedingten Gehorsam und die Ehrerbietung, die sie verdient. Du warst im Unrecht auch heute; lasse mich ein solches Benehmen nicht noch ein einziges Mal erfahren, sonst müßte ich annehmen, daß Deine Erziehung noch eindringlicherer Nachhilfe bedarf und Dich von neuem in eine Pension schicken. Jetzt geh hinüber in Dein Zimmer; ich habe noch mit Fräulein Kramer zu reden.“

Hilda ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Der Präsident wandte sich an Melanie.

„Ich hoffe, Sie sind mit der Genugthuung zufrieden, die Sie erhalten,“ sprach er, „und geben dem Gedanken nicht mehr Raum, uns zu verlassen. Mein Hauswesen geht zu Grunde ohne die leitende Hand. Ist es ein Opfer, das Sie bringen, so möge wenigstens die Überzeugung es Ihnen lohnen, daß

ich die Größe desselben anerkenne, und daß Sie meines Beistandes in allen Fällen gewiß sind."

„Ich werde bleiben, Herr Präsident," erwiderte Melanie. „Man darf vom Kampfplatze nicht gehen, ohne gesiegt zu haben."

Herrn von Roeberns Angesicht erhellte sich. „Das ist für eine Dame eine sehr ritterliche Gesinnung. Ich danke Ihnen dafür." —

Der Abend dieses Tages brachte den Besuch Curt Gerolds, dessen Anwesenheit jedoch nicht ausreichte, um den Schatten zu heben, der auf der allgemeinen Stimmung lagerte.

Hilda entschuldigte sich mit Kopfschmerzen, als sie bald nach dem Abendessen sich zurückzog, Elly begann zu gähnen und folgte ihr, der Präsident hatte noch einen wichtigen Bericht durchzusehen und ging in sein Arbeitszimmer. Zum ersten Male seit ihrem Wiedersehen blieben Melanie und Curt allein.

Auch er hatte die allgemeine Beklommenheit zuvor gewahren müssen und sie auf die richtige Ursache zurückgeführt.

„Mir scheint, es hat Verstimmung hier im Hause gegeben," begann er, als er seinen Sessel neben Melanie schob, „und fast will es mir vorkommen, als fühlten Sie sich nicht wohl in der Familie des Präsidenten, in die mein Bemühen Sie geführt. Ich würde es bedauern, denn ich meinte es gut mit Ihnen, und ein wenig bestimmte mich ja auch der Wunsch — Sie werden mich auslachen — Sie wiederzusehen."

Melanie arbeitete an ihrer Häkelei weiter, ohne die Augen zu erheben. „Das Bewußtsein erfüllter Pflicht müßte stets die hauptsächlichste Bedingung unseres Wohlseins bilden," antwortete sie. „Natürlich werden unsere Pflichten uns hier und da erschwert."

„Durch die Umgebung," ergänzte er. „Besonders, wenn sie aus heranwachsenden jungen Damen besteht, die sich schon völlig erwachsen dünken."

„Vielleicht ist es so, wie Sie sagen. Nichts ist bedrückender, als seinen redlichen Willen beständig mißdeutet zu sehen."

„Aber deswegen darf man noch nicht verzagen, Fräulein Melanie. Sie sind ein starker Geist, ein tapferer Charakter. Wie können die kleinen Fehler und Unarten Hildas und Ellys Sie so herabstimmen?"

„Es würde nicht der Fall sein, wenn es sich nur um Fehler oder Unarten handelte und bei Elly mag es ja auch nichts weiter sein. Sie ist eine derbe, aber dabei gutherzige Natur, die unschwer zu lenken wäre, wenn ich sie allein hätte. Bei Hilda jedoch besteht ein festgewurzeltes Vorurteil, das keiner Vernunft je weichen wird und dieses wird zu einer Abneigung sich steigern, an der all mein Mühen zerschellt."

„Sie sehen zu schwarz. Hilda hat Anlage zur Herrschsucht. Sie stampft mit dem Fuße, wenn das Mädchen nicht sofort kommt; sie verlangt, daß der Diener springt, sobald sie etwas befiehlt. Jetzt sind Sie hier, die fehlende Hausfrau zu ersetzen. Sie ist entthront und das ist ihr unbequem. Allmählich wird sie sich daran gewöhnen und in Ihnen ihre beste Freundin erkennen, von der sie unendlich viel lernen kann."

Melanie schüttelte den Kopf. „Ich habe in meinem bewegten Leben die Erfahrung gemacht, daß nicht alle Menschen, ja, eigentlich nur ein kleiner Bruchteil, geneigt sind, von dem andern zu lernen, der ihnen nicht Autorität in ihrem Sinne ist, das heißt, der nicht über ihnen steht. Ich bin in Hildas Augen eine bezahlte Haushälterin."

„Ich würde dies als Grund nicht anerkennen. Das geistige und moralische Übergewicht eines von der Natur begnadeten Menschen ist nicht nur den kleinen Hildas, sondern auch vielen anderen lästig, die ihr eigenes Ich dadurch herabgedrückt fühlen. Es ist das Auflehnen des Niederen auf Erden gegen alles Hohe und Edle, das nur von seinesgleichen verstanden und gewürdigt werden kann. Aber Personen wie Sie, Melanie, sind selten unter ihresgleichen."

„Jetzt sind Sie es, der Hilda zu hart beurteilt, indem Sie mir schmeicheln."

„Ihnen schmeicheln? Welch einen Grund hätte ich dazu? Ich hätte einen Anlaß, Ihnen zu grollen für das Leid, das Sie mir einstmals angethan."

„Es war nicht meine Schuld."

„Nein, die des anderen, aber Sie luden sie auf sich."

„Ich konnte nicht wollen, daß Sie Ihre Zukunft für mich opferten. Mein kleines Vermögen war verloren, meines Vaters reiner Name befleckt."

„Er war es nicht; Ihr Vater verließ sich auf die Redlichkeit eines andern, mehr als er durfte. Wer hätte es gewagt, auf ihn einen Stein zu werfen, weil ihn das Unglück traf?"

„Er selbst hat sich niemals vergeben, wenn schon ihn der Vorwurf der gutherzigen Leichtgläubigkeit mehr treffen konnte, als der einer wirklichen Verfehlung."

„Sie sagen es heute, was ich schon damals empfand. Warum bestanden Sie vor jenen Jahren auf Ihrem Nein?"

„Die Welt richtet nicht nach Beweggründen, nur nach Thatsachen und der Schein war gegen uns."

„Das war Selbstquälerei."

„Nein, Curt, eine Pflicht gegen Sie. — Ich würde heute ebenso handeln."

Sie schwiegen beide eine lange Zeit, die Häkelnadel in der Hand Melanies bewegte sich hastiger und er heftete seinen Blick auf diese blasse, feingeäderte Hand, die nach des Dichters schönem Worte es eingestand, was der Mund so stolz verschwieg, — daß ihre Eignerin viel und schwer gelitten.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Tartaren-Eisen.*)

Von H. Hermann.

Es blüht überm Hause der Apfelbaum,
Aufs Strohdach rieseln die Blüten,
Das webt in der Luft wie Vergessen und Traum
Und ewiges Gottesbehüten.
Der Häusler steht und die Pfeife qualmt, der Bube weidet die Ziege
Und weiß in Gras und Sonnenschein nur, daß es sich gut drin liege.
Es hängt unterm Strohdach, grünbemoost,
— Und Land und Leute kennen's —
Hufeisen seltsam, rot vor Rost,
Ein „Tartareisen" sie nennen's.
Die Ahnen fanden's, führend den Pflug durchs Feld mit blinkenden Scharen,
Wo heiß getobt die Mongolenschlacht vor Hunderten von Jahren.
So gab's der Boden zahllos heraus
In Sonnenschein und Frieden,
Es hängt das Eisen ob manchem Haus
Und hängt in dörfschen Schmieden.
Der Häusler deutet schläfrig hinan mit seiner qualmenden Pfeife,
Von ferne duftet's wie junger Klee und klingt wie Sensengeschleife —
O Heimaterde, die stets aufs neu
Mit ihrem Odem voll Segen
Ausstieß das Fremde trotzig scheu,
Das ihr im Schoße gelegen!

Aber, Du Mann dort, hör auf zu qualmen,
Öffne die blinzelnden Augen weit,
Schau, wo das grünende Korn in Halmen
Reifet entgegen der Erntezeit,
Stampften, was Sämannes Fleiß belohnte,
Stampften die Saat, die winterverschonte,
Rosse, kleinhufig, tief in den Grund.
— Sieh doch, schon nimmst Du die Pfeif' aus dem Mund! —
Doch wo drüben die Hügel sich strecken,
Hat die geharnischte Mauer geharrt.
So thun von alters die guten Recken:
Bauen mit Blut und mit Eisen hart —
„Heil, Herzog Heinrich, wir wollen's zwingen!"
Heil, Herzog Heinrich, Dein Name soll klingen,
Weil Du gut gebauet,
Eh der Tag gegrauet!

Horch — und es kommt durch die Lüfte gefahren
Als wie ein einziger Weheschrei!
Das fährt vorher den feindlichen Scharen.
Blutroter Osten speit sie herbei.
„Steppen sind öde, doch Batu ist weise,
Wies seine Räuberlein lustig und gut!"
Horch — um die Mauer schlägt gellende Kreise
Beten: „O stau die verheerende Flut!"
Aber die Sporne an nackten Füßen
Bohren in Weichen, die Geißel zischt —
Baibar und Kaiban! wutschnaubend grüßen
Euch Eure Tartarn, vom Zaum spritzt Gischt —
Bis dawider die deutsche Erde
Jauchzt unterm Hufschlag der Ritterpferde.
Deutsches Blut und Eisen
Preisen laß dich, preisen!

„Ring nur, Herr Kaiser, mit Papst und Vasallen,
Brich uns nur, böhmischer Hund, Deinen Eid —"
Hei, wie die Haufen zurückeprallen,
Ob gegen Hundert bloß einer reit'!
Da — es gewahrt's der Feind mit Ergetzen,
Da packt die Reisigen wildes Entsetzen:
„Fliehet, sie bringen den Höllendrachen,
Speiend giftigen Qualm aus dem Rachen!"
Aber wo weiß die Mäntel fliegen
Über der Deutschherrn gewappneter Schar,
Ritterrossen am Buge liegen
Tartarn, sich krallend ins Mähnenhaar,
Poppo von Osterna wirft sich entgegen:
„Hol Euch der Teufel allerwegen!"
Hat mit Schwerteshieben
Vorwärts sie getrieben.

Sieh — und dort drüben der mähende Riese!
Lachend, der Vogt von Löwenberg ist's.
Wieviel der Feinde wie Gras auf der Wiese
Tobend er mähte, keiner ermißt's.
Aber die schäumenden Wolfsgesichter,
Aber des Batu Steppengelichter,
Wieder und wieder, ein springend Meer,
Wälzt es sich endlos, endlos daher!
Sinkender Helmbusch — Todeslallen —
Führerlos wankende Ritterschaft —
Nein! nur begrabend die Mauer soll fallen,
Brechend, zerschmetternd des Eindringlings Kraft!
Heulend, des Herzogs Haupt auf dem Stecken,
Stiebt es heran — „Lernt Edelwild strecken!"
Stürzender Mauer Glieder
Reißen alles danieder. —

Sinkende Sonne, glutroter Himmel,
Blutroter Boden, bebend vom Kampf.
Zu dem erwachenden Sternengewimmel
Wallt es und steigt es wie Opferdampf,
Eint sich mit sterbenden Glockenklängen,
Eint sich hoch droben mit Engelgesängen —
Das ist das Opfer von Eisen und Blut
Um des deutschen Herdes heiliges Gut!
Scheuende Rosse vor Wällen von Leichen:
„Fahre hin, Westens goldener Thron!"
Und in demselbigen Mondlicht, im bleichen,
Rückwärts sich wendet der Steppe Sohn.
„Lustig flog in die Scheuer der Brand,
Schön war das Weib, das kreischend sich wand —"

*) Das Gedicht ist nicht frei von sprachlichen Härten; der Ausdruck zuweilen unfrei, aber ich glaubte es wegen mancher Vorzüge den Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. D. L.

Hui, gleich Teufelstänzen
Flieht es über die Grenzen!

Es blüht überm Hause der Apfelbaum,
Aufs Strohdach rieseln die Blüten,
Das webt in der Luft wie Vergessen und Traum
Und ewiges Gottesbehüten . . .
Noch lebt das alte Germanentum, noch lebt Tartarenwesen,
Noch ist's nicht der letzte Eisengriff des einen ins andre gewesen!
O Landmann, daß es Dir Glück verheißt,
Häng das Eisen über der Stuben
Und lehre treuen Germanengeist
Deinen flachshaarigen Buben!

Eine gute Partie.

Novelle von **Georg A. Albert**.

I.

Wer hatte es ihm nur zuerst gesagt? — Gleichviel, es war so, mithin war es eine Thatsache. Ein bitteres, ironisches Lächeln umspielte seine Lippen, während seine Blicke scharf, klar, fast verächtlich über die Gesellschaft glitten, die sich nach dem Souper im Tanzsalon vielseitig und nicht immer zum Vorteil des lieben Nächsten unterhielt. Er ärgerte sich über sich selbst und seine „romantischen" Ansichten, die hier wiederum einmal eine realistische Widerlegung erfuhren, aber auch darüber, daß er an einem weiblichen Wesen ein so intimes Interesse nahm, wo er sich kaum erinnerte, an demselben mehr als ein oberflächliches Wohlgefallen gefunden zu haben, wie eben an hundert anderen, deren Jugend und Schönheit zur Beachtung zwang. Es war an der Zeit, daß er sich mit der Sitte oder Unsitte der Gesellschaft abfand, welche die Jugend dem verblühten Alter opferte, ohne Scheu, ohne Nachdenken, ohne Verantwortung, ohne Sehnsucht und ohne Reue, wie es schien. Weshalb wollte er sich nicht damit zufrieden geben? Was ging es schließlich ihn an? Kaum, daß er ein Recht hatte, diese „sittlichen Mesalliancen" zu verurteilen, wenn die Beteiligten damit zufrieden waren oder ihnen das Bewußtsein dafür fehlte. Aber das traf ja in der That nicht immer zu: mit voller Überlegung — wenn auch nicht der Folgen — traten sie in das Mißverhältnis, der „guten Partie" wegen, die sich nicht oft bot, während das „Ideal" ja überall zu finden war. Und begegnete er dann hin und wieder den schlimmen Konsequenzen einer solchen Ehe, so nickte er nur finster, fast mit Genugthuung. Sie hätten ja recht gehabt mit ihrer „Vernunft" und er wäre ein Narr gewesen! —

Mit forschenden Blicken verfolgte er die schlanke, anmutige Gestalt Ediths, die im Arm ihres Tänzers heiter lächelnd dahinschwebte. „Wer in diesem schönen Mädchen die verkümmerte Seele nicht kennt, könnte sie für die Göttin der Liebe nehmen!" dachte er. Welch ein kostbarer Einklang, wenn zwei reine Flammen sich begegnen in einer Neigung! Und gerade sie — sie wollte sich dem fahlen, welken Herbste vermählen und dem lockenden Frühling ihr Herz verschließen. Gerade sie — — und hundert andere auch! Nicht, daß er sie allein zu bedauern — zu verachten hatte. Zu verachten: denn auch sie war klug und „vernünftig" genug, die Vorteile einer „guten Partie" zu würdigen. — Er wandte sich ab. Selten, daß er so übermächtig mit einem Wehe zu kämpfen hatte angesichts seines Ideals, das er auch für dasjenige der Welt hielt — selten mit einer solchen Verbitterung. Aber es kam schon einmal so, wo die sittliche Idee, die Würde des Weibes durch das Geschlecht selbst so oft mit Füßen getreten wurde. Auch über diese Regung würde er Herr werden, wie über viele andere, und es würde ihm wieder gelingen, mit dem alten, kühlen — allerdings erhabenen — Gleichmute über die Disharmonien des Lebens hinwegzusehen. Er hatte ja seine Kunst und durfte im Bilde die Seligkeit und den Himmel schildern, wie er ihn ahnend vorempfand, wie er ihn wahrhaft fühlte und wie er der heiligen Liebe bestimmt ist. Mit diesen einsam geborenen Gesichten blieb er freilich allein, selbst dann, wenn sie — auf die Leinwand gebannt — das „Entzücken" der Beschauer hervorriefen, wenn sie ihm Ehre und Geld eintrugen. Er wußte, daß sie als bloße „Phantasie" geschätzt wurden, deren angenehme Anregung man sich gefallen ließ, daß sie in Wirklichkeit aber „Poesie" blieben, an der sich die müßige Schwärmerei ergötzte, wie an Blumen, die nicht dauernd sind, die zum berauschenden Genuß einladen, die dem unedlen Feuer zum Selbstbetrug, dem Irrtum zur Beschönigung, der Berechnung als Maske dienten. So mußte er ja mit den Gestalten seiner Ideale und denen des Lebens in Konflikt kommen, da er sie nicht immer auseinanderzuhalten verstand. Und er nahm sich vor, „weise" zu werden. Da trafen sich ihre Blicke über den Salon hinweg, durch die Lücken, welche die wandelnden Paare bildeten, der ihre fragend, unsicher, fast ernst — der seine kühl, verschlossen, nur wie im Blitze feindselig aufzuckend. Kaum eine Sekunde wurzelten sie ineinander, eine stumme Sprache redend, wie sie von beiden zwar nicht deutlich verstanden, dem Sinne nach aber als etwas Unbestimmtes stark empfunden wurde. Wie zwei elektrische Ströme glitten sie hinüber und herüber bis in die Seelen dringend, die sich getroffen regten. Sie senkte beklommen die Lider mit den goldblonden Wimpern. Was suchte er bei ihr? Was wollte er? Warum verblaßte ihre Heiterkeit so plötzlich, wie die sonnige Landschaft, über die eine dunkle Wolke zieht? —

Er bemerkte den veränderten Ausdruck ihres Antlitzes und bildete sich ein, daß sein Blick bei ihr auf ein empfindliches Bewußtsein gestoßen. Mit Genugthuung wandte er die Augen von ihr ab und in das Tanzgewühl. Doch gleich darauf zog es sie wieder energisch nach jener Stelle hin, wo sie stand — nein, gestanden hatte, denn soeben umschritt sie den Kreis der Tanzenden, mit den Blicken ihn als Ziel suchend. Er erschrak. Fast mit Gewißheit glaubte er, ihre Absicht zu erkennen. Orientierend hielt er schnelle Umschau. War denn Damenwahl?

Er fühlte, wie ihm das Blut heiß in die Wangen stieg — wie sein Herz weitausholend schlug – wie ein merkwürdiger Trotz, eine Regung des Hasses sich seiner ihr gegenüber bemächtigte, die zum Zorn stieg. Er wollte sich entfernen, sich dem Ausgange nähern — — da stand sie auch schon vor ihm und neigte um eine Linie das reizende Haupt.

„Ich habe Sie ein wenig vernachlässigt," lächelte sie. „Sie müssen mir nicht böse sein. Nehmen Sie Revanche an — —"

Er verneigte sich kurz.

„Entschuldigen Sie mich, mein Fräulein," stieß er fast unbewußt hart und rauh hervor, indem er sie unterbrach. „Ich hatte die ‚Damenwahl' überhört, sonst hätte ich den

Salon verlassen, da meine Stimmung der Situation ganz und gar nicht entspricht. — Gestatten Sie, daß ich Sie auf Ihren Platz zurückführe."

Und er bot ihr mit eisiger Höflichkeit den Arm. Totenbleich trat sie einen halben Schritt zurück.

„Bemühen Sie sich nicht!" sagte sie mit kühler Ängstlichkeit. Sie erhob wie abwehrend den Fächer. „Ich finde allein zurück."

Kaum, daß sie seine steife Verbeugung entgegennahm, dann schritt sie mit wie gemeißelten Gesichtszügen fast flüchtend an ihm vorbei und verschwand im Korridor.

Wenige Momente noch stand er starr, aufrecht, unnahbar. Dann fühlte er den gereizten Trotz mählich in sich zusammensinken. Und während er sich die Wirkung seiner schroffen Worte, ihr schönes, erbleichendes Antlitz mit den blauen, ihn nach der Beleidigung vornehm messenden Augen vergegenwärtigte, wälzte es sich wie Centnerlast auf seine Brust und sein Herz schlug dumpf, unregelmäßig, wie in verhaltener Scham und Qual.

Was hatte er nur gethan? — Ein wehrloses Weib beleidigt!

Dem ersten edelen Impulse folgend, wollte er ihr nacheilen, sie um Verzeihung bitten — dem aber stellte sich der Gedanke entgegen, daß sie für sein feineres Empfinden kaum ein Verständnis haben werde, da sie durch ihre Wahl bewies, wie wenig unterschiedlich sie den Mann schätzte und beurteilte. Der, dessen Huldigung sie entgegennahm als von ihrem zukünftigen Gemahl, war eine taube Nuß, bis auf die Goldfassung, die sie ihr erst wertvoll machte. Sie hatte danach kein Recht auf ideale Regungen. Sie war auch nicht wehrlos. Machte sie dennoch Anspruch auf seine Abbitte oder Reue, fand sie sich durch seine grobe Taktlosigkeit verletzt — wohlan, so mochte sie ihn durch jenen zur Rechenschaft ziehen lassen, dem sie gesonnen war, ihre Rechte abzutreten. Er war bereit — mit wilder Freude bereit, diesem die Genugthuung, in welcher Form und Gestalt auch und auf die blutigste Weise, zu geben, die ihr nur erwünscht sein konnte. Die menschliche Bestie regte sich in ihm, die, bei solchen und ähnlichen Anlässen nur zu oft die anscheinend fest gefügten Schranken des sittlichen Gesetzes durchbrechend, rache- und blutgierig über den Nächsten herfällt. Mit Hohn gedachte er jenes Individuums, das sein kahles Haupt mit widerlicher Demut vor ihr neigte und mit süß gespitzten Lippen überredend die brillantengeschmückten Finger vor ihr blitzen ließ. Genug davon!

Er zog die Uhr und warf einen flüchtigen Blick über die plaudernden Gruppen. Sie war nicht zurückgekehrt. Ein unbehaglicher Druck lastete auf ihm.

„Hinaus! Hinaus!" flüsterte er heiser. „Die stickige Atmosphäre mit der reinen Nachtluft zu vertauschen."

Und eilig verließ er den Saal, ohne Abschied vom Gastgeber noch irgend wem, ohne Antwort auf verwunderte, wegen seiner so frühen Entfernung an ihn gerichtete Fragen.

Draußen trank er die kühlende reine Luft, wie ein fiebernder Schwerverwundeter das Wasser. Die Sterne flimmerten über den halbdunklen Straßen, der erquickende Ostwind rauschte im vollen Laub. Er fühlte, wie er einsam dahinschreitend mählich ruhiger wurde. Doch machte die Gereiztheit nur einer trüben, schmerzlichen Stimmung Platz. Allerlei verschwommene künstlerische Motive stiegen in seiner Seele auf, ungreifbare Gestalten, unklare Situationen. Mit Gewalt drängte er sie in sein tiefstes Innere zurück, sie zum Schweigen, zum Absterben verurteilend. Diese Stimmung gebar doch keine ausgereiften Werke.

Und wieder gedachte er des Mädchens, das, in Weiß gekleidet, so zart, so ebenmäßig, so hingebend und zwingend vor ihm gestanden und dessen Liebenswürdigkeit er mit Roheit — vergolten. Nie zuvor war sie ihm lockender erschienen.

„Welch ein Glück, o Gott, wenn ihr Herz dem Strahl der echten Liebe sich erschließt!" flüsterte er in Sinnen versunken. „Welch eine Seligkeit!"

Dann richtete er das Haupt energisch empor und erkannte mit Unruhe, daß er mit heftig klopfenden Pulsen durch die Nacht irrte. Als der junge Tag dämmernd heraufstieg, saß er an seinem Schreibtisch und hastig flog die Feder über das Papier.

„Vergeben — verzeihen Sie mir!" schrieb er. „Mein schuldbeladenes Gewissen findet nicht eher Entlastung, als bis ich Sie darum reuevoll gebeten habe. Mit aller Aufrichtigkeit, aller Ergebenheit will ich dies thun. Mein Benehmen Ihnen gegenüber will ich nicht eingehender zu motivieren versuchen. Nur soviel sei Ihnen zur Erklärung gesagt: in dem Augenblicke, da Sie mich Ihrer Güte würdigten, befanden sich meine Ideale in schmerzlichem Widerstreit mit den Thatsachen der Welt. Meine Werke müssen für mich sprechen. Sie bezeugen, daß ich das Ideal des Weibes zum eigenen Ideal erkoren habe. Ermessen Sie meine Erschütterung aus dem Umstand, daß ich es von seinem erhabenen Piedestal entwürdigt gestürzt wähnte — — —

Ihr Volkmar Eschenberg."

Schnell schloß er das Schreiben, adressierte es und trug es eilig zum nächsten Briefkasten. Er wollte weder den Einspruch eines anderen Gedankens noch andern Entschlusses. Diese That sollte als richtig und geschehen von ihm betrachtet sein. Die Ruhe, welche die mechanische Arbeit des Schreibens und der notwendigen Überlegung ihm gebracht hatte, übertrug sich intensiv und wohlthuend auf seinen Geist und die fiebernden Nerven. Aber auch in dieser gesunden kritischen Verfassung wies er alle Bedenklichkeiten, die seine impulsiv hingeworfenen Zeilen in ihm wachrufen wollten, willensstark zurück. Doch nur um sich von dem lockenden Reiz seiner übermächtig auf ihn eindringenden Gedanken überwältigt zu sehen. Was hatte er mit seinem Schreiben gesagt? Welche tiefe, ihm selbst nicht erhellte Stelle in seiner Seele ihr enthüllt? — Welchen Schluß mußte sie daraus ziehen? Daß eine plötzliche Leidenschaft für sie in ihm aufkeimte? — „Unsinn!" rief er laut und sprang erregt von seinem Sitze auf. Aber der letzte Satz, der Schluß des Briefes — ließ er diese Deutung nicht zu? — Er fuhr sich mit der Hand durch das wirre volle Haar. Wie anders sollte er mit Aufrichtigkeit ihren Anteil an seinem inneren Kampfe schildern, wie anders sein Benehmen ihr gegenüber begreiflich erscheinen lassen, als durch jene letzte Zeile, die ihr sagen sollte, daß er sich aus dem Widerstreit seiner Gefühle gegen die reale Welt auf die reine ideale Höhe seiner Kunst gerettet habe? Mochte sie immerhin zwischen den Zeilen lesen, daß sie die Veranlassung zu seiner Erschütterung gewesen: er gab ihr damit noch nicht das Recht, ihre Person mit seinem Ideal in Verbindung zu bringen. Sein späteres reserviertes Verhalten bei einem gewiß vorauszusehenden gesellschaftlichen Zusammentreffen sollte sie darüber belehren. Sie sollte wissen, daß er bis jetzt niemand den Vorzug oder die Würde ein-

geräumt habe, sich neben seine Göttin zu stellen. Dann würde sie erkennen, daß sie mit ihren Füßen nur immer in der Welt gestanden, der sie angehörte und nie bei ihm. Jede falsche Auffassung, jeder Irrtum, jeder eitele weibliche Traum war dann zerstört — und sie waren beide einander so fremd, so anteillos, so wegverschieden, wie nur zuvor. —

Als er dann von seinem Fenster aus sah, wie in der Frühe der Postbote den Kasten leerte, der sein Schreiben an sie enthielt, warf er sich im Atelier auf den mit einem Löwenfell bedeckten Diwan, zündete eine Cigarette an und schlief in dem Gleichmut der geistigen, seelischen und physischen Abspannung nach weniger denn zehn Minuten ein.

Editha las Volkmars Schreiben nur mit halbem Verständnis. Er sprach von einem „von seinem erhabenen Piedestal gestürzten Ideal des Weibes", worauf konnte dieser Schluß Bezug haben? Wen konnte er meinen? Offenbar hatte der junge, speziell von den Frauen verehrte, weil sie in seiner Kunst verherrlichende Maler ein greifbares Ideal gefunden, ein Ideal von Fleisch und Blut, mit einem warm quellenden Herzen, das imstande war, seine Gefühle zu erwidern. Er sah in diesem Weibe das Ideal seiner Phantasie, seiner Grundsätze verkörpert — er glaubte sich getäuscht — und in diese erregte Stimmung mitten hinein war sie unwissend und ungeschickt getappt. — Ja, wer das nur hätte wissen, hätte ahnen können! Um des Himmels willen! sie hätte ihn ja gern gemieden, sie wäre ja nie auf den Gedanken gekommen, daß seine mit merkwürdigem Ausdruck auf sie gehefteten Blicke noch etwas anderes bedeuten konnten, als den Unwillen über die Vernachlässigung, welche sie ihm hatte zu teil werden lassen. Wie sie auch nur dazu gekommen, seinem andauernden Hinüberblicken zu ihr diese Auslegung zu unterstellen? Mißgestimmt und unwillig über sich selbst sann sie über diesen Punkt nach, und da war es ihr wieder, als würde blitzschnell jene Empfindung in ihr lebendig, die mit ihrem gegenseitigen Sichinsaugefassen so bewältigend in ihr aufstieg, und die sie verleitet hatte, an einen Vorwurf seinerseits für sie zu glauben. Warum sie nur gerade an dem Abende und in dem Augenblicke ein größeres Interesse bei ihm für sich voraussetzte, wo sie doch niemals mit ihm über den gesellschaftlichen Ton hinausgekommen? Es war eine mystische Regung in ihrer Seele, eine geheimnisvolle Kombination, die diesen peinlichen Irrtum aufkommen ließ. Und schließlich war es doch kein Verbrechen! Im Gegenteil: an ihm war es, sich fester zusammenzufassen, seinen äußeren Menschen besser in Gewalt zu haben — und vor allen Dingen seinen Augen nicht eine so bestimmte, andauernde Richtung zu geben, die den Unbeteiligten, Ahnungslosen in den schnell aufsteigenden Argwohn versetzen mußte, als gelte ihm die Mißstimmung für irgend eine bewußte oder unbewußte Schuld, die er moralisch zu sühnen hätte. So war es ihr ergangen — und er hatte der Unschuldigen, Nichtsahnenden mit einer groben Taktlosigkeit, ja mit Roheit geantwortet. Wäre der Vorgang bemerkt worden, so hätte sie müssen vor den Verdächtigungen schnell bereiter Lästerzungen und den für diese an Verachtung streifende Behandlung von diesen sogleich konstruierten abscheulichen Motiven vor Scham in die Erde sinken. Sie konnte diese Möglichkeit nicht ausdenken, ohne außer sich zu kommen. Ihre sofortige Entfernung war geboten und überhob sie zudem dem eventuell sich vorbereitenden häßlichen Geflüster und der falschen Deutung ihrer teilweise nach außen tretenden Empörung. —

Jetzt, wo sie seine Bitte um Vergebung, den Beweis seiner Reue in Händen hielt, vermochte sie kaum ein Gefühl zorniger Genugthuung zu unterdrücken. Er klagte sich selbst an, um sich zugleich zu entschuldigen. Eine offizielle Vergebung konnte sie ihm kaum gewähren, auch wenn sie seine Erschütterung über ein gestürztes Ideal in Erwägung zog. Als Mann von Charakter, dem Selbstbeherrschung die erste Pflicht — als Mann von Bildung, dem die Galanterie unter allen Umständen strenges Gebot sein mußte — als Künstler endlich, der ihr Geschlecht in verklärter Poesie behandelte, durfte er sich zu einem solchen unmotivierten Benehmen ihr gegenüber nicht hinreißen lassen. Das ließ bei dem Menschen Charakterlosigkeit, bei dem Künstler das bloße „Geschäft" vermuten. Und gerade auf seine Kunst berief er sich, auf daß sie Zeugnis für seinen wahren inneren Wert ablege! Die junge Dame lächelte bitter. — Wenn sie ihm je begegnen und diese Widerlegung ins Antlitz schleudern würde: was würde er wohl entgegnen? Aber darauf wollte sie es um keinen Preis ankommen lassen. Es war ihr Ernst nicht und entsprach auch nicht dem Edelmut. Aber das kleine Rachegelüste, das Vergeltungsbewußtsein befriedigte sie gewissermaßen doch. Seine Strafe sollte der Beweis ihrerseits sein, daß sie für seine Beleidigung oder Laune, sowie seine Reue sich absolut unempfindlich zeigte. Das möge ihm zugleich als Verwarnung dienen.

Aber neugierig war sie doch auf das Ideal dieses Künstlers, der so hingebende, opfernde, reizende und heroische Frauengestalten zu malen verstand — neugierig auf das lebende Musterbild! Ihre Phatasie wob einen Kranz von Vollkommenheiten um dieses Weib und mit heimlicher Sehnsucht vergegenwärtigte sie sich des jungen Malers irdische Liebeszeugnisse. — Gewaltsam löste sie sich von diesen Träumereien, und indem sie seines Vergehens gegen sich gedachte, erinnerte sie sich, daß das Glück der Frauen ja weder bei ihm allein, noch bei dem einzigen stand.

Als dann ihre Eltern ihr bei Gelegenheit die ernsthafte Absicht des seit Monaten in ihrem Hause verkehrenden Bankiers Wildermann eröffneten und sie darauf verwiesen, daß es nicht in ihren Vermögensumständen läge, ihr bei einer anderen Wahl eine standesgemäße, vielleicht bedingungsweise Mitgift zu gewähren, wies sie die Absichten kühl zurück. Freilich gab sie den drängenden Vorstellungen der Eltern, die die „gute Partie" unablässig betonten und mit dem Hinblick auf das Leben und die Welt unwiderleglich genug günstig beleuchteten, insofern nach, als sie den weiteren Verkehr des versteckten Lebemannes und seine vorsichtige, von ihrer Seite vorläufig durch nichts ermunterte Werbung gestattete. Damit waren diese zufrieden, indem sie sich vornahmen, die Heirat ihrer Tochter mit dem reichen Bewerber als eine beschlossene Sache zu betrachten. Sprachen sie auch nach außen nie bestimmt davon, so konnte man doch ihren gelegentlichen, scheinbar bedeutungslosen Äußerungen entnehmen, daß der Bankier sich keineswegs einer hoffnungslosen Aussicht hingab. Damit gewann das Gerücht von einer bevorstehenden Verlobung Edithas mit dem Geldmanne in den beteiligten Kreisen immer mehr an Gewißheit.

(Forts. folgt.)

Zwei Lieder.

Von Hanna Ehlen.

I.

Über dem dürstenden Munde
Hast Du in heimlicher Stunde
Mir die Augen geküßt,
Selige Augen nun schauen
Träumend in goldene Auen,
Wo die Liebe sie grüßt.

Sehen es leuchten und glühen —
Märchenblumen erblühen
Duftend im Wunderland,
Quellen rauschen im Grunde . . .
Aber mit dürstendem Munde
Bin ich daraus verbannt — —

II.

Dir zu sagen: wie ich liebe —
Dir zu sagen: wie ich leide —
Müßte Aug in Aug umspinnen
Eine Ewigkeit uns beide.

Zwar — das Leid wär' dann gestorben,
Liebe nur am Leben bliebe, —
Und Du würdest nicht mehr fragen,
Wie ich liebe . . . wie ich liebe . . .

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Die Pyramide erscheint mir ein nicht schlechtes Bild des Staates, wie er sein soll. Die unteren Schichten sind die breitesten und tragen das Ganze. Aber der Druck der oberen Lagen ist so geschickt verteilt, daß er nirgendwo überlastend wirkt. Die Spitze ist der Abschluß des Ganzen, aber obwohl sie es beherrscht, lastet sie am wenigsten auf dem Bauwerk. Wollte jemand boshaft sein, so könnte er noch beifügen: auch die Pyramide hat Kammern, die meist hohl sind, und man muß einen krummen Rücken machen, um hineinzugelangen. Aber da auch sie den Druck vermindern, so kam man ihnen einen beschränkten Wert nicht abstreiten.

*

Die Leidenschaften gehorchen nicht der Logik, sondern die Logik gehorcht den Leidenschaften.

*

Wenn bei einer politischen Sippe eine Pestbeule aufbricht und Gestank verbreitet, so jubeln alle Gegensippen und rühmen ihren Mißduft als Wohlgeruch.

*

Es giebt gutmütige Menschen, die uns gerne kratzen, wenn es uns irgendwo unleidlich juckt. Aber in ihrer Beschränktheit verfehlen sie stets die richtige Stelle. Wir haben nun zwei unangenehme Empfindungen und müssen dabei dankbar lächeln.

*

Willst Du jemand trösten, so mußt Du aus seinem Wesen heraus eine Gegenkraft entwickeln, damit er selbst sich trösten könne.

*

Gott ist die Stille, durchwogt vom Thatensturm; das Schweigen, unablässig das schaffende Werde sprechend; ein raumloser Punkt, der die Unendlichkeit einschließt; das zeitlose Jetzt, in dem Vergangenheit und Zukunft eins sind. Alles, was vor dem Menschenverstande als Widerspruch erscheint, ruht im Herzen Gottes als Einklang. Und von all dem Unbegreiflichen lebt ein Samenkorn im Tiefsten jedes Menschen.

*

Im Krystall beruhigt sich der Formdrang des Gesteins, in der lebendigen Liebe zu Gott und den Menschen die Rastlosigkeit des Geistes.

*

Wir betrachten unsere guten Eigenschaften meistens mit dem Vergrößerungsglas und glauben „konsequent" zu handeln, wenn wir die Fehler des Nächsten unter die gleiche Linse legen.

*

Alles Endliche ist nur verständlich als der Teil eines Unendlichen. Willst Du das Auge verstehen, muß Du die Sonne kennen — beides in den Grenzen Deiner Vernunft.

Die meisten Antworten der heutigen Wissenschaft sind nur umschriebene Fragen an die Wissenschaft der Zukunft. Aber die Leute hören das Fragezeichen nicht heraus.

*

Der Gebirgsbach eilt in ungestümem Drang dahin; so sicher und selbstbewußt, als ob dieses volle Fürsichleben niemals enden könnte. Er ahnt nicht, wie bald er am Ziel sein werde. Jetzt tobt er zornig durch die enge Felsschlucht; schon winkt das Blau wieder, da ist's zu Ende: er fällt hinab in den breiten, gewaltigen Strom und erregt kaum dessen breitwuchtende Wellen. Und Du, Menschenkind, willst allein sein ohne Gott? Wehr Dich, wie Du magst, leugne; einmal kommt die Stunde, wo Dich der Ewige ganz besiegt, wie er Dich von der Quelle her, ohne Dein Ahnen, allmächtig an sich gezogen hat.

*

Wenn der Geist sich auch an dem schönen Schein der Sinnenwelt erfreuen kann, so empfindet er sie doch in vielen Stunden als schwere Kette, die er zu zerreißen wünscht. Wären wir nur Körper, so könnte dieser tiefe Gegensatz niemals mit solcher Lebendigkeit in uns sich entwickeln.

*

Der Einfluß, den ein Mensch auf andere ausübt, liegt sehr oft weniger in dessen thatsächlichen Vorzügen, als in dem, was die Gläubigen in ihn hineinlegen. Sie sehen in ihm das Größte und Edelste verkörpert, was sie selbst als Leitbild anbeten, und so wird scheinbar er ihr Führer, während doch in Wahrheit sie selbst sich führen. Der Irrtum kann zuweilen gefährlich werden. Zeigt sich, daß der Mann doch nur ein schwacher Mensch ist, so meinen die Getäuschten, das Leitbild sei zertrümmert und verlieren dann die Kraft, die sie bis jetzt aufrecht erhielt.

*

In jedem Bunde, der Höheres anstrebt, müssen Weit- und Kurzsichtige sein. Die Weitsichtigen erschauen das Ziel, die Kurzsichtigen bereiten den Weg.

*

Die Jugend jeder Zeit verspottet gar vieles, was sie, zur Mannheit gelangt, achten und verehren wird; und sie bewundert, worüber sie einst lächeln wird.

Nacht.

Nun steigen am Himmel die Sternlein
Herauf in blinkender Pracht,
Und über die Hügel hin wandelt
Schweigend die träumende Nacht.

Sie ist eine Königin schöne,
Wie keine auf Erden thront:
Auf ihrem Haupte die Krone,
Das ist der goldene Mond.

Sie hüllt die prangenden Glieder
In Sammet und Hermelin,
Und flimmernde Edelsteine
Rieseln darüber hin.

Die Perlen und Edelgesteine,
Das ist der Gestirne Heer,
Die funkeln weit durch die Lande,
Weit übers schlafende Meer.

Hernieder zu ihren Füßen
Der Sternenmantel rollt,
Und über die Locken hin schimmert
Das gleißende Mondengold.

Aus meerestiefem Auge
Unendliche Sehnsucht ihr schaut,
Und von den fallenden Thränen
Ist rings die Erde betaut.

Ihr Liebster hat sie verlassen,
Das ist der goldsonnige Tag;
Nun wandert sie durch die Lande,
Ob sie ihn finden mag.

Adolf Holst.

Weihnachtsbücher.

Jugendschriften.

Aus dem Verlage von Herm. J. Meidinger (Berlin W., Voßstr. 33) sind uns folgende Bücher zugekommen:

Mamsell Übermut. Erzählung für junge Mädchen von Elisabeth Halden. Mit einer Photogravüre nach E. Klingebeil. Dritte Aufl.

Evas Lehrjahre. Erzählung für junge Mädchen von Elisabeth Halden. (Agnes Breitzmann.) Zweite Aufl.

Die beiden Geschichten sind an dieser Stelle schon einmal empfohlen worden.

Neu erschienen sind von derselben Verfasserin folgende Bücher für junge Mädchen:

Die Rosen von Hagenow. Mit einer Photogravüre nach G. Schöbel und

Das Nest. Auch mit einem Bilde desselben Künstlers. Die Verfasserin ist von lehrhaften Absichten geleitet, ohne irgendwo mit nüchternen Predigten sich selbst hervorzudrängen. „Die Rosen von Hagenow“ — die Jugendzeit dreier Schwestern behandelnd — sind munter im Tone mit einigen ernsteren Abschnitten. Aber die Verfasserin wiederholt in ihnen Typen, die sie und andere schon allzuoft gezeichnet haben. Da kann zuletzt Verflachung nicht vermieden werden.

Besser ist „Das Nest“ schon deshalb, weil hier die Schicksale einer mit Glücksgütern wenig gesegneten Arztfamilie behandelt werden und damit auch ernstere Lebenskämpfe in dem Vordergrund stehen. Ernstes Pflichtgefühl und schlichter Sinn sind die Achsen des Daseins; das leidenschaftliche Streben nach äußerem Erfolg und Glanz führt zum Unglück, ja zum Verbrechen. Der Arzt und seine Gattin sind besonders gut gezeichnet. Daß alles zum Schlusse in Wohlgefallen sich auflöst, ist bei diesen Erzählungen für junge Mädchen allgemeiner Gebrauch geworden. Ich halte es vom Standpunkte des Erziehers nicht für richtig. Man sollte auch der Jugend nicht verbergen, daß im Leben tragischer Untergang nicht selten unausbleiblich sei.

Hans Jürgen von den Linden. Ein Lebensbild aus den Tagen des Großen Kurfürsten. Der deutschen Jugend erzählt von Oskar Schwebel. Mit 5 Autotypien nach Originalen von G. A. Closs. Zweite Aufl.

Ein sittengeschichtlicher Jugendroman, von vaterländischer Gesinnung; kräftig empfunden, reich an Handlung und gut erzählt. Ich empfehle ihn auch für Schul- und Volksbüchereien.

Eberstein. Romantische Erzählung von Ferd. Sonnenburg. Mit 5 Autotypien nach Originalen von G. A. Closs.

Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit, Jugendschriften des Verfassers zu empfehlen. Auch diese verdient ein warmes Wort auf den Weg. Sie spielt im 12. Jahrh. in Deutschland und zwar in den jetzt meist braunschweigischen Landen und dann in Spanien. Der Gedanke der Treue gegenüber der Geliebten und dem Freunde bildet den inneren Hauptstoff, der sich nach außen in bunten Bildern entfaltet. Die Darstellung ist sehr ansprechend und wird Knaben von 16 bis 17 Jahren gewiß fesseln.

Sommernachtstraum. Erzählung aus dem Jugendleben Felix Mendelssohn-Bartholdys von Oskar Höcker. Mit zahlreichen Textillustrationen und einem Titelbild.

Die frei erfundene Handlung enthält geschickt benützte Vorkommnisse aus dem Jugendleben des Komponisten. Das Buch ist besonders für junge Leute, die Musik betreiben, passend. Eine Menge bekannter Menschen tauchen auf, Goethe, Zelter u. a. Wir glauben, daß auch Erwachsene das Buch ohne Langeweile lesen können.

Jeder der 7 Bände kostet in sehr hübschem Einbande und vortrefflicher Ausstattung drei Mark.

O. v. L.

Geschenkbücher
aus dem Verlage von Bonz & Co. in Stuttgart.

In dem bekannten Verlage sind einige neue Werke und andere in neuer Auflage erschienen, die alle zu Festgeschenken sich eignen, zumeist sowohl ihres Inhalts wegen, als auch durch die stets gefällige Ausstattung.

In siebenter Auflage liegt vor:

Der Klosterjäger. Von Ludwig Ganghofer. Mit Bildern von Hugo Vogel. 7. Aufl.

Heft 18 des vorigen Jahres habe ich die 2. Auflage angezeigt und empfohlen. Seitdem sind 5 neue nötig geworden; ein in Deutschland sehr seltener Erfolg. Er dürfte

dem dichterisch wertvollen Buche wohl noch länger treu bleiben.

Reisebilder. Von J. V. von Scheffel. Zweite Auflage. 5 Mk.

Ein kurzes Vorwort von Johannes Proelß leitet diese Sammlung von Reisebriefen ein. Sie gewinnen, ohne an sich unbedeutend zu sein, ihren höheren Wert durch die Beziehungen zu ihrem Urheber. Mancher Zug der Dichtungen Sch.s wird durch diese Reisebilder in helleres Licht gesetzt. Sie umfassen Wandertage in den rhätischen Alpen, im Schwarzwald, den tridentinischen Alpen und im Elsaß; berichten vom Aufenthalt in der Dauphiné, in Avignon, Venedig. Das Vorwort giebt manchen Wink zum tieferen Verständnis.

Habts a Schneid!! Neue Gedichte in oberbayerischer Mundart von Karl Stieler. Mit Illustrationen von Hugo Engel. Neunte durchgesehene Aufl. 3 Mk.

Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71. Von demselben. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. 4 Mk.

Die Sammlung der oberbayerischen Gedichte hat ungemein großen Erfolg gehabt. Es sind zumeist Anekdoten in Versen; die Herzenswärme eines Kobell darf man hier nicht suchen, auch seinen Humor nicht, denn Stieler war mehr witzig als humoristisch.

Viel bedeutender, wenn auch einem ganz anderen Gebiet angehörend, ist das zweite Buch. Hier lebt starkes und echtes Deutschbewußtsein, verbunden mit warmem Stammesgefühl. Diese Stimmungsbilder sind von einem Dichter verfaßt, aber von einem Manne durchgefühlt und durchdacht. Es pulst in ihnen der Herzschlag jener Tage, die keiner vergessen wird, der sie miterlebt hat. Manches schöne und kluge Wort verdient besondere Beachtung. Ich empfehle dieses Buch des süddeutschen Schriftstellers warm unseren norddeutschen Familien in Stadt und Land.

Der Volksfreund. Roman von Karl von Heigel. 3,60 Mk.

Der Roman ist in manchem Zuge ein Abkömmling der „Problematischen Naturen", der Titelheld verrät den Einfluß der Gestalt Lassalles. Aber die Darstellung der Verhältnisse ist von größerem Wirklichkeitssinn bestimmt. Wenn die Arbeit auch nicht zu den besten Heigels gehört, so fesselt sie doch und kann empfohlen werden.

Phaläna. Die Leiden eines Buches von Karl Weitbrecht. 2 Mk. Zweite Aufl.

Karl Weitbrecht gehört zu den Dichtern, die ernst und ruhig weiterstreben im Sinne guter Überlieferung. Er schaut das Leben mit offenen Augen an, verkennt nicht das Wirkliche, aber er schöpft seine Leitbilder aus dem Geiste. Dem vorliegenden Buche liegt ein vortrefflicher Gedanke zu Grunde. „Phaläna" (Nachtfalter), ist der Titel der Liedersammlung eines Dichters, eines dem Greisenalter nahen Dichters, dessen Schaffen kaum Beachtung gefunden hat. Aber er ist, wie über vieles Leid, auch darüber hinaus und zum inneren Frieden gekommen. Das Buch kommt in einem Abzug zum Buchhändler, der es zur Ansicht versendet; aber von überallher kommt es zurück; die es kaufen möchten, haben kein Geld, die es bezahlen könnten, keine Laune, es zu behalten. Zuletzt ersteht es der Verfasser. Die Schicksale des Dichters, seiner Jugendliebe und ihrer Tochter, und anderer Menschen sind so mit einem gemeinsamen Bande geschickt verknüpft. Komik und Humor lindern den Eindruck des wehmütigen Grundgedankens und bewahren das Ganze vor Empfindsamkeit. Es ist ein liebes Buch, das ich herzlich empfehle.

Tandarabei. Novellen von Marco Brociner. 3,60 Mk.

Der Band enthält vier Novellen: Tandarabei; Erste Liebe; Die Teufelin von Jvesti; Die rote Amerikanerin. Der Stoff der ersten Novelle wirkt nicht angenehm; mancher Zug ist von Roheit nicht fern. Fesselnd im Stoff und gut erzählt sind die zwei folgenden, besonders die „Teufelin", beide in Rumänien spielend. Die letzte Skizze wirkt freundlich-wehmütig. Die Behandlung der Sprache verdient Lob.

Alle die genannten Bände sind auch gebunden zu beziehen.

O. v. L.

Im Verlag von August Bagel (Düsseldorf) ist erschienen:

Erichs Ferien. Eine Erzählung für die Jugend, auch für ältere und alte Leute ohne Schaden zu lesen, nur müssen die Herzen jung sein. Von H. Brandstaedter Verfasser der preisgekrönter Erzählung „Hindurch zum Ziel!" Mit Titelbild von Willy Süs.

Der Erzählung liegt eine gesunde Weltanschauung zu Grunde. Das Romantische, das sie enthält, ist zwar etwas abgeblaßt, aber daneben findet man viel Lebendiges, Warmempfundenes und auch manche mit Humor gezeichnete Gestalt. Übertreibungen, wie bei dem Deklamator, schaden an dieser Stelle wenig. Die Ausstattung ist hübsch. Das Werk sei empfohlen.

L.

Briefkasten.

Frl. Elis. K. Berlin. „Heilige Nacht" warm empfunden, aber im Ausdruck zu herkömmlich. „Morgenbild" besser. Vielleicht kann ich es bringen. — Frl. G. Lück. Gedanke gut, aber der Ausdruck ist unklar. — Frl. M. Br. in L. Sie möchten gerne wissen „wie man eine Weltanschauung gewinnt". Nachsatz: „Antwort im Briefkasten." Haben Sie sich überlegt, was Sie da von mir verlangen? Sie müssen noch sehr jung sein. Vorläufig rate ich Ihnen: leben, d. h. lieben und leiden Sie; freuen Sie sich, denken und arbeiten Sie! Die Weltanschauung wird sich schon einmal einstellen. Und dann werden Sie auch einsehen, wie backfischgemäß Ihre Forderung gewesen sei. — Herrn O. L. in H. Angenommen. Sie sind sehr begabt, aber dringend rate ich Ihnen, Ihren Beruf festzuhalten und nicht nach Berlin zu gehen. Ihre Richtung ist zu ernst, als daß Sie hier auf raschen Erfolg rechnen könnten; Stellungen sind sehr schwer zu erhalten. So wären Sie bald ein Korn mehr, das zerrieben wird. Folgen Sie mir, sonst werden Sie es bereuen. — Herrn Br. v. P. in M. Sie finden über das Gewünschte Auskunft in „Berlin 1688—1840" von Ludwig Geiger. I. Bd. 1. Hälfte Seite 185—224. (Berlin 1892, bei Paetel). — Frl. K. A. in T. Nach den Proben sind Sie ganz unbegabt. Ihre Prosa wimmelt von falschen Wendungen. Ich kann Ihnen nicht raten, sich der Schriftstellerei zuzuwenden. — Fr. v. E. in G. Ich lese das Blatt nicht und kann Ihnen daher weder zustimmen noch widersprechen. Beste Empfehlung und Dank. — Frl. H. W. in D. Fragen Sie! Die Geduld verliere ich nicht. Damit bin ich so reich gesegnet, daß ich über meine Geduld fast ungeduldig werden könnte. Nur erwarten Sie nicht briefliche Antwort. — Ohne Namen. Breslau. Unter solchen Umständen halte ich es, wenn Ihre Lage es erlaubt, für gut, den Knaben in strenge fremde

Zucht zu geben. Aber es ist traurig, daß es so weit kommen mußte. Da sind weder Sie noch Ihr Mann von der Mitschuld freizusprechen, denn die genannten Fehler sind anerzogen, nicht angeboren. — Herrn O. L. Th. in A. Wir bringen so schon mehr Besprechungen als irgend eins der Familien-Blätter. So sehr Ihre Anerkennung uns freut, so ist doch dieser Wunsch unerfüllbar. Sie glauben nicht, wie sehr unsereiner heute unter der Menge der Bücher ächzt. Besten Gruß! — Frl. Else R. in St. Ich habe mir den Kopf, „auf den ich sonst nicht gefallen bin" — verzeihen Sie die Unbescheidenheit — zerbrochen, um den Sinn Ihrer Zuschrift zu enträtseln. Aber es war mir unmöglich, aus den verworrenen Sätzen zu erkennen, was Sie eigentlich wollen. — „Viola im Schnee". Bedauere: unmöglich. — Herrn J. Th. in M. Über persönliche Verhältnisse gebe ich grundsätzlich niemals Auskunft. Hier kann nur das Werk betrachtet werden, der Verf. geht mich nichts an. — Frl. Bl. D. in H. Zu schlechtes Deutsch. „Ich werde mich genügen müssen", „Die Lüge kommt Dir noch zu büßen": das sind Wendungen, die den Leser rasend machen können. — Herrn C. B. in A. Senden Sie die beiden Aufsätze nicht, die Stoffe liegen uns zu fern und der Vorrat ist zu groß — Frau R. A. W. in G. Ich kann diese Romane nicht als passendes Geschenk für ein junges Mädchen betrachten. Sie sind von versteckter Lüsternheit erfüllt und entbehren ernste Lebensauffassung. — Frl. Kl. W. in R. Ich zwinge mein Urteil keinem Leser auf und kann Sie nicht hindern, den Roman „schlecht und roh" und mein Lob „verwunderlich" zu finden. Jedenfalls setzt er bei dem Leser reife Lebenserfahrung voraus. — Herrn stud. R. B. in L. Stände nicht Ihr Name und Beruf unter dem Briefe, so hätte ich die Gedichte für Erzeugnisse eines empfindsamen Backfisches gehalten. Wie kann man als junger Student so süß und zerflossen sein! — Herrn G. R. in Kl. Angenommen. Aber bitte: verschonen Sie mich mit der Anrede: Hochwohlgeborener Herr!" sonst lese ich nie mehr eine Ihrer Sendungen. — Herrn J. Fr. in Dr. Das erste Sonett angenommen. — Junger Dichter in Freiburg. Älter werden! — Herrn E. H. in Br. Zwei Epigramme kommen. — Neugieriger in M. Ich weiß die Wohnungsangabe nicht mehr. — Herrn Dr. K. E. in B. Zwei „Herbstlieder" kommen. Besten Gruß. — Herrn Percy H. in St. Nicht unbegabt, aber die Eigenart noch zu wenig entwickelt. — Frl. (oder Frau?) A. M. U. in Br. „Meine Toten" angenommen. Aber warum so düster? Besten Gruß. — Herrn Val. Tr. in R. „Herbstsonnen gleich" kommt, aber statt „in Nichts verglüht" halte ich „im Licht verglüht" für besser. — Frau D. W. in E. Ihr Wunsch soll erfüllt werden, falls eine Anfrage kommt. — Frau J. P. in H.-St. „Wenn Dich die Lästerzunge sticht" stammt von Bürger und ist 1786 entstanden. — Frl. Frd. D. in E. Sobald das Buch kommt, wird es angezeigt. Aber Sie irren sich, wenn Sie meinen, ich sei böse auf Sie, weil Sie einmal einen mißlungenen Roman eingesendet haben. Wenn ich auf alle „böse" sein sollte, die das gethan haben, wann sollte ich noch Zeit finden, jemand lieb zu haben? Also unbesorgt. „Drei Küsse" sind flüssig übersetzt, aber unbedeutend. — Frl. M. v. M. in W. Leider habe ich für Ihre Freundin eine Stellung nicht finden können. Die einzige Anfrage betonte, daß man eine „Dame" nicht brauchen könne. Es thut mir leid. Besten Gruß. — Frl. L. v. Sz. in Chr. Kleine Novellen können wir nicht brauchen. — Herrn cand. theol. B. in O. „Vöglein" soll kommen. Eine eingehende Geschichte des deutschen Zeitungswesens giebt es leider noch immer nicht. R. Prutz hat eine begonnen, von der der I. Bd. Hannover 1845 erschienen ist. Dann wären zu nennen: H. Wuttke, „Die deutschen Zeitschriften" Hamburg 1866; und Einzelforschungen wie v. Helfert, „Die Wiener Journalistik 1848" (Wien 1877); Dr. Otto Elben, „Geschichte des Schwäbischen Mercurs" (Stuttgart 1885); H. A. Oppermann, „Die Göttinger gelehrten Anzeigen" (Hannover 1844); Dr. Ernst Milberg „Die Moralischen Wochenschriften" (Meißen bei Mosche) u. a. — Herrn O. K. in H. Herbstlieder kommen. Wie heißt Ihr „Märchen"? — Herrn A. Kr. in M. P. „Unverzagt" kommt gelegentlich. — Herrn O. D. in H. „Niklas-Abend" angenommen. Besten Gruß. — Frl. Th. W. in M.

Ist er denn fortgegangen.
Auf Nimmerwiederkehr?
Ach, ich muß bekennen,
Das beunruhigt mich sehr.
So sind die Männer alle,
Sie küssen uns zwar schön,
Doch meiden sie die Falle
Und lassen sich nicht mehr sehn.

Sind Sie mit Frl. Friederike Kempner verwandt? — Herrn C. K. in Sch. 1) Nur die Radierung stammt von Klinger, das Urbild selbst von Böcklin. 2) Der Preis eines Blattes ist 300 Mk. — B. 1000. Nach den zwei Prosaarbeiten kann ich Ihnen nicht zuraten, sich der Schriftstellerei zu widmen. Ihr Stil ist unbeholfen, oft fehlerhaft. („Ich bemerkte, obwohl sie errötete und es dämmerig war, dennoch nicht, weil ich etwas konsterniert war, daß sie tiefer aus der Fassung kam, als bei einer aigrierenden Kleinigkeit!!") Der Inhalt ist wirr, der Ausdruck und die eingestreuten Betrachtungen sind mehr als kindlich. Wollen Sie die Schriftstücke zurück, so senden Sie mir einen freigemachten Briefumschlag. — Herrn R. O. in Pf. Nicht übel, aber der Reim bezwingt Sie. Wegen „dumpf" sagen Sie: „Die Rosse schreiten stumpf". Stumpfes Schreiten ist mir unvorstellbar. Wegen „Thal", „allemal", obwohl das Wort gar nicht zum Sinne des Satzes paßt. „Zerbeultes Schwert" ist nicht richtig gesehen, das Wort könnten Sie bei Harnisch oder Helm gebrauchen; eine Schneide kann nur „zerschartet" sein. Innere Augen aufmachen! — Frl. W. F. in G. Briefliche Antwort unmöglich.

Den Lesern.

Die Notwendigkeit, den riesig anschwellenden Briefkasten unterzubringen, hat uns gezwungen, den zweiten Aufsatz dieses Mal ausfallen zu lassen. D. L.

Inhalt der No. 7.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ *M.* vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 8.

Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

XVI.

Als Heinz an der Thür der Hellerschen Wohnung klingelte, öffnete ihm der alte Diener des Hauses, der alle Geheimnisse seiner jungen Herrin kannte, und nickte ihm freundlich zu. „Es ist große spiritistische Sitzung, Herr Graf," flüsterte er, „fünf Herren und ein paar Damen — und ich weiß schon, das dauert gewöhnlich bis elf, zwölf. Aber das gnädige Fräulein läßt bitten, der Herr Graf möchten hereinkommen — das gnädige Fräulein ist in ihrem Zimmer . . ."

Heinz war bereits auf den Korridor getreten. „Da ist also Herr Heller heute abend wohl gar nicht mehr zu sprechen?" fragte er.

Der Alte zog die Schultern hoch. „Kaum, Herr Graf — kaum. Vielleicht nach der Sitzung, aber während der Sitzung bestimmt nicht, denn da werden keine Pausen gemacht, weil das nicht gut sein soll für die Spiri—tis—tisterei . . ."

Heinz machte ein ärgerliches Gesicht. Wieder ein Aufschub! Kawalczek, der Esel, hatte ihn zu lange schlafen lassen. Was half's! —

Er zog den Paletot aus. Inzwischen hatte sich hinten, am Endpunkt des Entrees, eine Thür geöffnet, aus der Lichtglanz quoll. Am Thürpfosten lehnte Lizzie, mit glückseligem Lächeln dem Geliebten zunickend.

Er schritt ihr entgegen und küßte ihre Hände. „Tag, meine Maus," sagte er zärtlich.

„Tag, mein ritterlicher Herr," erwiderte sie, ihn strahlend anschauend. „Warum so spät?"

„Aus dienstlichen und aus Faulheits-Gründen. Ich habe die Zeit verschlafen."

„Das hätte Ulrich von Liechtenstein nie gethan," entgegnete sie. „Es ist doch nichts mit Euch modernen Rittern. Nun komm' herein! Ich bin gewiß, es ist sehr unschicklich, daß ich Dich in meinem Zimmer empfange, aber das Bedürfnis, Dich zu sprechen, siegt über die Tugend der Schicklichkeit. Also entrez!"

Er trat ein, sah sich in dem hübschen, freundlichen Stübchen fröhlich lächelnd um und nahm dann Lizzie beim Kopf. „Den Antrittskuß," sagte er. „Das ist so Sitte, und ich will die Schicklichkeit nicht noch einmal verletzen."

„Du hast mir ja aber schon die Hände geküßt!"

„Das war nur das Präludium. Der Antrittskuß gehört auf den Mund. Sträube Dich nicht und wölbe die Lippen — so!"

Sie lachte und ließ sich willig das Liebessiegel auf den frischen Mund drücken.

„Weißt Du," begann er von neuem, „daß ich am liebsten in Deinem Zimmer bin? Es birgt die schönste Erinnerung für mich. Drüben am Fenster, wo Deine Staffelei steht, hast Du mich zu porträtieren versucht. Aber es ist bei der Skizze geblieben, weil ich zu unruhig saß. Ich hatte anderes zu thun. Ich mußte mich nach rechts und nach links herüberbeugen, um Deine grünen Augen flirren zu sehen und um einen Blick auf die Grübchen in Deinen Backen und auf die Brandfackeln Deines Haares werfen zu können. Da wurde denn nichts aus dem Bilde — aber aus uns wurde während der begonnenen Arbeit ein Liebespaar. Und das war mehr wert."

„Wahrhaftig," lachte Lizzie, „Du hast recht! So hat mein bißchen Malerei doch auch ihr Gutes gehabt. Vierzehn Tage lang hast Du mir zu dem Bilde gesessen, und Papa wundert sich noch heute, daß er es niemals zu sehen bekommen hat. Er ahnt nicht, daß es nie fertig geworden ist. Setz' Dich, mein blonder Recke! Willst Du etwas zu essen oder zu trinken haben?"

„Nichts — ich danke. Aber ich will Dich dicht an meiner Seite haben, so daß ich jeden Augenblick Deinen Rotkopf erhaschen kann. Und dann habe ich Dinge von Wichtigkeit mit Dir zu besprechen . . ."

Sie kauerte sich auf ein Tabouret neben ihn und verschränkte die Hände über den Knieen. „Das sagst Du jedesmal, wenn Du mit mir allein sein willst," erwiderte sie, „und jedesmal besteht die ganze Wichtigkeit Deiner Angelegenheiten darin, daß Du mich auf eine Weise abküßt, über die Dein vor Ptolemäus gefallener Ahn- und Stammherr ganz gewiß zürnend den Kopf geschüttelt haben würde."

„Dieser würdige alte Ahnherr geht mich gar nichts an — — ach Du lieber Gott, meine Maus und mein Schatz, ich wollte wahrhaftig, der Kerl, allen Respekt vor ihm, ginge uns wirklich nichts an! Es ist zuweilen doch sehr unbequem, so viel Ahnen zu haben. Was machen wir, wenn mein Vater kategorisch erklärt, ich dürfe aus Rücksicht auf meine Ahnen kein kleines Bürgermädchen heiraten, und wenn es auch noch so schöne Augen und Haare und ein goldiges Herzchen besäße?"

Lizzie zog die Mundwinkel herab und machte ein betrübtes Gesicht. „Ich könnte weinen bei diesem entsetzlichen Gedanken," erklärte sie, und ihre Augen begannen auch wirklich bereits zu tropfen. Das konnte Heinz nun wieder nicht ruhig mit ansehen. Er beugte sich daher tief über Lizzie, nahm ihre Wangen sanft zwischen seine Hände und küßte ihr die Thränen vom Gesicht — eine Procedur, die er allerdings etwas ungebührlich in die Länge zog, so daß Lizzie sich plötzlich, rasch getröstet und lachend, seiner Umarmung entzog.

„Siehst Du," rief sie triumphierend, „was habe ich gesagt?! Deine wichtigen Unterredungen pflegen sich mit Regelmäßigkeit in eine gänzlich unangebrachte Küsserei zu verwandeln. Nun sei mal vernünftig, Heinz. Heinz, kannst Du nicht einmal vernünftig sein? Heinz, was hast Du denn wieder hinten an meinem Zopfe zu thun?"

„Ich habe eine neue Schattierung in der Farbe Deines Haares entdeckt, Liebling, und das interessiert mich außerordentlich. An den Spitzen schimmert Dein Haar vollkommen golbig und —"

Sie riß ihm den Zopf aus den Fingern und schlug ihn nach vorn über die Schulter.

„Du bist ein unartiger Mensch, Heinz," sagte sie, den gelösten Zopf wieder zusammenflechtend, „und von einer zum Himmel schreienden Unvernunft. Sprechen wir endlich einmal verständig miteinander. Du wolltest Dich doch an Deinen neuen Schwager wenden und ihn um seine Unterstützung bei der Rücksprache mit Deinem Vater bitten — — hast Du das gethan?"

„Jawohl, Goldamsel, das habe ich gethan. Und ich verspreche mir auch viel davon. Im übrigen habe ich folgendes überlegt: ich bin majorenn und dispositionsfähig und kann machen, was ich will. Sagt mein Vater partout Nein, so nehm ich den Abschied und wir kaufen uns dann irgendwo ein kleines Gut, auf dem wir unsere Rüben bauen und geduldig eine Wandlung in dem harten Sinne des Alten abwarten. Sie wird kommen, taxier' ich, früher oder später. Paß' auf, sie wird kommen. Wenn wir ihm erst die erste Mitteilung eines freudigen Familienereignisses zuschicken können —"

„Heinz! . . ." Lizzie sprang mit rotem Kopfe empor und flüchtete hinter ihre Staffelei, wo sie sich lebhaft mit allerhand Unnötigem beschäftigte. „Heinz," wiederholte sie dabei, „ich muß Dich dringend bitten, mich in meinem Zimmer mit Zukunfts-Perspektiven zu verschonen, die sich — die sich nicht gehören!"

„Erlaube," warf er ein, „man muß doch an alles denken!"

„Aber nicht alles aussprechen," gab sie zurück. „Und im übrigen: schön — wir kaufen uns ein Gut. Ich bin schon dabei. Aber wovon? Wenn mein Vater nun ebenso halsstarrig ist wie der Deine und auch Nein sagt? Wir haben doch beide kein Geld, wir Unglücksmenschen!"

Heinz seufzte tief auf. „Es ist geradezu schrecklich," meinte er, „daß man zu allem Geld braucht! Gelernt habe ich auch nicht viel. Ich kann doch nicht Reitlehrer werden."

„Nein, das kannst Du nicht," gab Lizzie zu. „Und für meine Malereien giebt mir auch niemand drei Mark! Es ist wirklich entsetzlich. Wie schön wäre alles, wenn die Väter Einsehen haben wollten! Ach, Heinz!" . . .

Sie war wieder hinter der Staffelei hervorgetreten, flog Heinz um den Hals und überhäufte ihn mit Küssen. Er ließ sich das natürlich ohne Widerstreben gefallen, sagte aber, als sie genug hatte: „Ich wollte Dich nur darauf aufmerksam machen, liebes Mauserinkchen, daß die Wichtigkeit unserer Unterredung nicht in permanentem Küssen besteht, daß wir im Gegenteil allen Grund haben, recht vernünftig zu sein."

Worauf Lizzie lachte und sich wieder zu ihm setzte. „Also gut," sagte sie, „planen wir weiter. Es kommt nur nicht viel dabei heraus. Vor allen Dingen müssen wir nun endlich wissen, woran wir sind."

„Ich hoffe, Deinen Vater noch heute sprechen zu können."

„Das wird kaum möglich sein. Die Sitzungen dauern gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein."

„Ist Graf Andor dabei?"

Lizzie nickte. „Der ganze Kreis der Geisterseher: Graf Andor, Herr von Krachenau, Herr von Benvenuto, der sogenannte ‚schwarze Magier', Herr Spuller, Frau von Austin und Tochter —"

„Und als Medium der verrückte Jockey?"

„Mister Akton — jawohl. Meiner Ansicht nach ein schlauer Betrüger, aber das darf man dem Vater nicht sagen."

„Hast Du denn nie eine dieser Sitzungen mitgemacht?"

„I bewahre — Papa behauptet, das greife meine Nerven unnötig an. Und zudem sei ich zu skeptisch. Das letztere kann schon sein . . ." Sie sprang plötzlich empor, strich ihr Haar aus der Stirn und blieb lauschend stehen. „Horch!" flüsterte sie.

Ein polterndes Geräusch wurde in der Ferne hörbar, Stimmengewirr — dann Schreien und Rufen.

Lizzie war leichenblaß geworden. „Großer Gott, was ist das —?!"

„Bleib hier," sagte Heinz, „ich werde sehen, was es giebt . . ."

In diesem Augenblick ertönte in einem der an dem Korridor liegenden Zimmer abermals ein gellender Schrei aus weiblichem Munde.

Heinz sprang in das Entree und riß seinen Pallasch von den Riegeln an der Wand. —

Die spiritistische Séance, die Herr Heller für diesen Abend zusammenberufen, war auf acht Uhr angesetzt worden. Die Mitglieder des kleinen Kreises fanden sich pünktlich zusammen. Der Diener führte sie in das Arbeitszimmer Hellers, wo ihnen der Hausherr mit liebenswürdiger Begrüßung, aber ernster Miene entgegenkam.

Die Teilnehmer der Sitzung bestanden außer Heller aus noch fünf Herren: dem Kammerherrn von Krachenau mit seinem unvermeidlichen roten Fez auf dem Scheitel, dem Grafen Andor und seinem Jockey Akton, dessen mediumistische Fähigkeiten er selbst entdeckt haben wollte, einem Herrn Fenimore Spuller, Sekretär bei der amerikanischen Botschaft in Berlin, und dem Baron von Benvenuto, einem hochgewachsenen Kavalier mit langem, fächerartig gekämmtem schwarzem Vollbart, einem sehr begüterten ehemaligen Offizier, dem man nachsagte, daß er bereits einen beträchtlichen Teil seines Vermögens seiner unheilbaren Leidenschaft für die mystischen Wissenschaften und deren Vertreter geopfert habe. Herr von Benvenuto, den man den „schwarzen Magier" zu nennen pflegte, war in der Hauptstadt eine sehr bekannte Persönlichkeit.

Drei Damen vervollständigten den Cirkel: Frau von Austin mit ihrer Tochter, eine würdige weißhaarige Schriftstellerin und ein schönes, blasses Mädchen, sowie die Gräfin Drontheim — entre deux âges, hochaufgeschossen, mager und von nervösem Sichgeben, die Witwe eines belgischen Gesandtschaftsrats und eine fanatische Spiritistin.

Aus dem Arbeiszimmer Hellers war der Teppich entfernt und der Schreibtisch zur Seite geschoben worden. Die Stelle des letzteren nahm ein großer runder Tisch aus Mahagoniholz ein, freistehend und ohne Decke. Außerdem war ein Pianoforte in das Gemach geschafft worden, das vor einem Fenster stand.

Die sonst immer geschlossene Thür zu dem kleinen Nebengemach, in dem gewöhnlich die von Heller arrangierten spiritistischen Sitzungen stattzufinden pflegten, war weit geöffnet, der Thürrahmen jedoch mit einer dicken, in der Mitte zu öffnenden wollenen Portiere verhängt.

Als die kleine Gesellschaft vollzählig war, schellte Heller dem Diener. „Schläft meine Mutter bereits?" fragte er.

„Jawohl, Herr Heller."

Heller nickte. „Schön. Die Pflegerin kann im Balkonzimmer ihr Abendbrot erhalten. Ihr selbst, Sie und die übrige Dienerschaft bleibt in der Küche. Die Stuben links vom Korridor sollen während der Sitzung nicht betreten werden, auch das Entree nicht. Sorgen Sie für Ruhe im Hause. Wo ist das gnädige Fräulein?"

„In ihrer Stube, Herr Heller."

Der Diener wurde entlassen und Heller wandte sich an seine Gäste zurück: „Wir können beginnen, meine Herrschaften," sagte er in ruhigem und geschäftsmäßigem Tone. „Es handelt sich heute um ein Experiment, zu dem unser verehrter Freund, der Graf Andor, die Anregung gegeben hat. Die Kontrolle über ein Medium ist, wie Sie wissen, immer eine ziemlich schwierige, auch wenn man die weitgehendsten Vorsichtsmaßregeln trifft. Ich bin nach den außerordentlichen Proben, die Mister Akton bei Gelegenheit früherer Sitzungen vor uns abgelegt hat, nun allerdings überzeugt — und Sie werden es mit mir sein — daß seine mediumistische Veranlagung in der That eine erstaunlich hohe ist — eine so große, wie ich sie selbst bei der Wypaart und bei Slade nicht beobachten konnte. Um indessen jedwede Möglichkeit eines Betrugs, den ich im übrigen schon jetzt für völlig ausgeschlossen halte, a priori zu ersticken, schlage ich einen Versuch vor, mit dem seiner Zeit der berühmteste Vertreter der Theorie von der psychischen Kraft, der bekannte englische Chemiker William Crookes, bei seinen Experimenten mit der Miß Cook wichtige Resultate erzielt hat. Wir werden Mister Akton zunächst in Trance versetzen und ihn dann in das Nebenkabinett schaffen. Hier sollen seine Arme mit Platindrähten gefesselt, die Drähte in dieses Zimmer geleitet und mit zwei Daniellschen Elementen und einem Kabelprüfungsapparat verbunden werden. Der Apparat ermöglicht uns die denkbar schärfste Kontrolle über jede, auch die kleinste Bewegung des Mediums, das gewissermaßen die Stelle eines Telegraphenkabels während der elektrischen Prüfung einnimmt. Zuvor bitte ich Sie, mit mir noch einmal das Nebenzimmer zu revidieren."

Er nahm einen Armleuchter vom Schreibtisch und trat in das Kabinett, in dem die Materialisirungen vor sich gehen sollten. Graf Andor, sowie die Herren von Krachenau und von Benvenuto folgten ihm; die übrigen verzichteten auf die Revision.

Das Kabinett war ein kleiner, oblong geformter Raum, der ehemals als Entree gedient hatte und im Sommer in ein Blumenzimmer verwandelt wurde. Von ihm aus führte nämlich eine doppelte Glasthür auf einen rampenartigen Vorbau, den eine kurze Treppe mit dem Vorbergarten verband. Auch diese Rampe war zur Sommerszeit in ein Kleid blühender und duftender Blumen gehüllt; die Glasthüren pflegten dann tagsüber weit offen zu stehen. Jetzt waren sie naturgemäß fest verschlossen und verriegelt. Auf der Straßenseite war die Jalousie und im Innern des Gemachs die Portieren herabgelassen, die in dicken Falten die dicht beschlagenen Fenster verhüllte. Der Glasthür gegenüber führte eine zweite Thür nach dem Korridor; auch sie war verschlossen. Das Kabinett, das mäßig erwärmt war, war bis auf eine am Boden liegende, mit einem wollenen Woylach überdeckte Roßhaarmatratze vollkommen leer.

Herr von Krachenau leuchtete das Zimmer ab, überzeugte sich davon, daß die Thüren verschlossen und die Schlüssel abgezogen waren, und kehrte dann

mit den übrigen Herren in das Arbeitszimmer Hellers zurück.

Die Gesellschaft nahm nunmehr um den runden Tisch in der Mitte des Gemachs Platz. Nur Fräulein von Austin blieb außerhalb des Cirkels — sie setzte sich an das Pianoforte. Die beiden anderen Damen saßen so, daß sie rechts und links Herren hatten. Mister Aktons Platz war zwischen dem Grafen Andor und Herrn von Krachenau; ihm gerade gegenüber saß Heller. Der Jockey, der einen anliegenden schwarzen Rock und dunkle Beinkleider trug, sah stupide und ausdruckslos wie immer aus. Sein hageres Gesicht mit den starken Backenknochen und der großen Nase war wachsbleich.

Auf dem Tische lagen einige Bogen Schreibpapier und ein langer, scharf gespitzter Bleistift; daneben stand eine silberne Handglocke.

Heller schraubte das Gaslicht der Ampel etwas herab; es blieb indessen hell genug im Zimmer, daß sich die Anwesenden deutlich erkennen konnten. Sobald sich der spiritistische Ring durch die auf der Tischplatte ruhenden, sich leicht berührenden Hände geschlossen hatte, wurden die ersten lebhaften Klopftöne vernehmbar. Sie waren in rascher Folge aus dem Innern des Tisches zu hören, wechselten dann, erklangen hinter dem Ofen, in den Wänden, der Decke des Zimmers, im Fußboden und in den Bücherschränken, und sie tönten bald hell wie Trommelschlag, bald dumpf und polternd, bald knackend, knisternd und krachend. Zuweilen nahm das merkwürdige Klopfen, das der Spiritismus als die elementarste Art spiritueller Kundgebungen betrachtet, das knatternde Geräusch der Töne eines Induktionsapparats an — zuweilen verstärkte es sich auch zu donnerartigem Poltern.

Zur Erklärung des Folgenden muß gesagt werden, daß nach Ansicht der Spiritisten die sogenannten Klopf-Phänomene, die in der Sitzung Hellers zuweilen so stark wurden, daß die Tischplatte in leise zitternde Bewegung geriet, von unsichtbaren Intelligenzen gelenkt werden, in profaner Ausdrucksweise also von Geistern, die mehr oder weniger unter dem Einflusse des Mediums stehen, jedenfalls aber durch die eigentümliche Veranlagung des Mediums „gerufen“ werden sollen. Von dieser Annahme ausgehend, unterhandelt in jedem spiritistischen Cirkel ein Fragesteller mit den Geistern. Die Fragestellung hatte in diesem Falle Herr von Krachenau übernommen.

„Wir hören Euch,“ sagte er, „und sind von Eurer Anwesenheit überzeugt. Aber wir bedürfen der Ruhe, um uns verständigen zu können. Ich bitte also für einige Minuten um Stille.“

Er sprach so, als ob er mit Kindern oder untergeordneten Elementen unterhandelte, und er blieb tiefernst dabei, gleich allen übrigen. Er hatte auch kaum ausgesprochen, als in der That die Klopftöne verstummten. Es wurde ganz still im Gemach.

„Ich bitte um drei Töne, wenn sich ein einzelner Geist melden will,“ fuhr Herr von Krachenau fort.

Sofort klopfte es dreimal stark und kräftig im Tische.

„Wir wollen wissen, wer Du bist,“ begann der Kammerherr abermals. „Ich werde das Alphabet durchsprechen; gieb bei den Buchstaben, die zu Deinen Lebzeiten Deinen Namen bildeten, ein Zeichen . . .“

Krachenau sagte langsam das Alphabet auf. Schon bei dem B klopfte es im Tische, ebenso bei dem E. Der Kammerherr notierte die Buchstaben. Es klopfte fortgesetzt. Die Buchstaben ergaben zusammengesetzt den Namen Ben Suëli.

„Hießest Du Ben Suëli?“ fragte Krachenau.

Ein Hagel von Klopftönen antwortete.

Über das Gesicht des Herrn von Benvenuto flog ein befriedigtes Lächeln. „Das geht mich an, Herr von Krachenau,“ sagte er. „Ich hatte vor fünf Jahren auf meinen Reisen in Afrika einen arabischen Diener, der Mohameb Ben Suëli hieß und dem Stamme der Riyabiys angehörte, in dem die Gabe des ‚zweiten Gesichts‘, des Hellsehens, erblich ist. Ich habe ganz merkwürdige Experimente mit ihm ausführen können. Leider ertrank er infolge eines unglücklichen Zufalls in den Kaskaden des Rhumelflusses . . . Gestatten Sie, daß ich selbst weiterfrage.“

Herr von Krachenau neigte verbindlich zustimmend den Kopf.

Ein unbefangener Beobachter, vor allem aber jeder, der noch keine spiritistischen Sitzungen mitgemacht hat, würde über den heiligen Ernst, mit dem die Anwesenden die Sachlage auffaßten, vielleicht lächelnd den Kopf geschüttelt haben. Und doch waren besonders diejenigen im Kreise, die mit größtem Eifer für die Erforschung der spiritistischen Probleme eintraten, wie Heller, Krachenau, Benvenuto und Mister Spuller, gründlich gebildete Leute und Männer von Welt, die ein bewegtes und reiches Leben hinter sich hatten. Es ist eine alte Erfahrung, daß gerade feinsinnige Geister, die das Ringen nach einer übersinnlichen Weltanschauung zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, fast immer mit starrer Unbeugsamkeit ihren Standpunkt verteidigen, auch wenn es ihnen nie gelang, einen Zipfel des Schleiers zu lüften, der die Geheimnisse des Unsichtbaren deckt.

Der „schwarze Magier“, wie seine Freunde ihn scherzend nannten, brachte sein rechtes Ohr näher an die Tischplatte heran, als wolle er aufmerksamer lauschen.

„Bist Du Ben Suëli, mein alter Diener und Freund?“ fragte er.

Ein Schwall hellklingender Töne, einem Vogelgezwitscher ähnlich, war die Antwort.

„Und willst Du meine Fragen beantworten?“

Die gleichen Laute folgten.

„Gut,“ sagte Benvenuto, „so antworte mir alphabetisch wie vorhin. Entsinnst Du Dich des Talismans, den Du an einer hanfenen Schnur um den Hals zu tragen pflegtest?“

In diesem Augenblick ging eine starke Erschütterung durch den Tisch. In der Platte wurden seltsame Geräusche vernehmbar, ein Kratzen und Sägen und polterndes Rumoren, indessen gleichzeitig an verschiedenen Stellen des Zimmers schwirrende Töne wie die einer Elektrisiermaschine lebendig wurden.

Klirrend flog die silberne Glocke zu Boden; die Papierblätter flatterten auf.

„Spuk-Phänomene," sagte Herr von Benvenuto ruhig, als ob der ganze Spektakel selbstverständlich wäre.

„Ich vermute, der Kampf zweier Unsichtbaren," bemerkte Graf Andor. „Ein neuer Geist will sich zu erkennen geben. Warten wir ab . . ."

Die Tischgeräusche wurden allmählich verhallender; helle Klopftöne überwogen das Sägen und Kratzen. Endlich verstummten auch sie.

„Ben Suëli, bist Du noch da?" fragte Herr von Benvenuto.

Keine Antwort, nur ein leises Ticken hoch oben an der Decke und dann ein flatternder Flügelschlag, der rauschend durch das Zimmer ging. Gleich darauf aber wurde es neuerdings in der Tischplatte lebendig: drei harte Schläge in Pausen von je einer halben Minute ertönten. Der Tisch krachte förmlich unter der Wucht dieser von unsichtbarer Hand geführten Schläge.

„Wie nennst Du Dich?" fragte Herr von Krachenau mit starker Stimme. „Ich werde das Alphabet hersagen — gieb Antwort! A — B — C . . ."

Die Buchstaben, bei deren Nennung Klopftöne erfolgten, ergaben den Namen Jonas.

„Jonas," sagte Herr von Krachenau laut, und Heller wiederholte diesen Namen. Er war blaß geworden und seine Hände zuckten nervös, aber seine Züge behielten ihren ernsten, forschenden Ausdruck.

„Bitte, Herr von Krachenau," sagte er, „ich möchte die weitere Fragestellung übernehmen . . ." Er neigte den Kopf ein wenig. „Bist Du mein Bruder Jonas?"

In rasender Schnelle überstürzten sich die Klopftöne, und zugleich erklang ein leises, feines Klirren unter dem Tisch, als falle ein Silberstück zur Erde. Graf Andor hatte Schwefelhölzer zur Hand. Er entzündete ein Wachshölzchen und leuchtete unter den Tisch.

„Eine Uhr," sagte er, „hat einer von den Herren seine Taschenuhr verloren . . .?"

Es war in der That eine Taschenuhr, die er auf den Tisch legte, eine schwere silberne Uhr in altertümlichem Gehäuse.

Mit bebenden Fingern griff Heller nach dem Werke. Eine tiefe Rührung markierte sich auf seinen Zügen. „Wenn ich," so sagte er, „nach meinen bisherigen Erfahrungen noch eines Beweises für die Zöllnersche transscendentale Raumtheorie bedurft hätte, die mir immer als die natürlichste Erklärung der spiritistischen Phänomene erschienen ist, so ist er in diesem Augenblicke gegeben worden. Diese Uhr, meine Herrschaften, stammt von meinem verstorbenen Vater und ging dann in den Besitz meines einzigen Bruders Jonas über, der seit langen Jahren verschollen ist. Ich wußte nicht, ob er noch lebte, zweifle nach den mir soeben gewordenen Manifestationen aber nicht mehr daran, daß er tot ist. Sein ruheloser Geist hat eine Verbindung mit mir gesucht; er begnügte sich nicht damit, sich durch Klopftöne bemerkbar zu machen, sondern fand die Verbindung durch einen physischen Apport, wie wir ihn in ähnlicher Form schon alle bei unseren Experimenten beobachten konnten. Die Taschenuhr meines Vaters, die ich seit dreißig Jahren nicht gesehen und doch auf der Stelle wiedererkannt habe, giebt durch ihr unerklärliches plötzliches Erscheinen den zwingendsten Beweis für die Existenz außersinnlicher geistiger Individualitäten. Ich habe mich oft gefragt, ob bei gewissen spiritistischen Erscheinungen nicht eine bis heute unbekannte, an andere materielle und räumliche Verhältnisse als die sind, in denen wir leben, gebundene Klasse von intelligenten kosmischen Lebewesen mitsprechen — die Thatsache aber, daß sich vor dem Sichtbarwerden der Uhr, bei der jede hallucinatorische Beeinflussung ausgeschlossen ist, da ich sie körperlich in der Hand halte, der spirit meines Bruders angemeldet hat, beweist mir, daß es der Geist des Verstorbenen war, der sich der psychischen Kraft unseres Mediums bediente, um die Uhr als materielles Erkennungszeichen zu mir zu tragen . . ."

Auch Heller hatte vollkommen ruhig und sachlich gesprochen, und daß die anderen ähnlich dachten wie er, zeigte ihr zustimmendes Kopfnicken. Heller legte die Uhr auf den Tisch zurück. Während er gesprochen, hatte sich beständig ein sanftes Ticken vernehmen lassen, das sich dann und wann verstärkte und heftiger wurde, von Zeit zu Zeit aber auch abschwächte und nur noch wie das leise pochende Geräusch einer regelmäßig auf die Tischplatte gestoßenen Feder klang. Erst, als Heller geendet, wurde das Pochen wieder stärker. Man hörte es nicht nur im Tisch, sondern ringsum im Zimmer, von allen Seiten und aus allen Ecken und Winkeln.

„Fragen wir weiter," sagte Heller — aber ein neuer Zwischenfall unterbrach ihn. Das Medium begann plötzlich krampfartig aufzustöhnen. Man sah, wie das Gesicht des Mister Akton sich langsam verzerrte. Die Wangen wurden schlaff; um den Mund gruben sich tiefe Furchen ein. Die Augäpfel traten hervor und die Wimpern senkten sich herab. Der rechte Arm nahm die zuckenden Bewegungen eines Epileptischen an.

„Schreiben!" ächzte Mister Akton leise.

Heller nickte bedeutsam. „Ich ahnte es," sagte er. „Bei so kräftigen Apporten findet fast immer eine Beeinflussung der Arm- und Handmuskeln des Mediums durch die unsichtbare Kraft statt . . ." Er schob Papier und Bleistift zu dem Medium herüber. Fast gierig haschte Mister Akton nach dem Crayon — und dann begann die Hand, die den Stift hielt, in kreisenden Schwingungen über das Papier zu gleiten und groteske Figuren zu malen. Langsam und allmählich aber, während man Akton an Stelle der bemalten Bogen einige weiße unterschob, beschrieben die rotierenden Bewegungen kürzere Kurven und wurden zeitweilig auch von raschen Zuckungen unterbrochen. Der Bleistift huschte endlich in langen Linien, wie man sie zur Notenschrift braucht, über das Papier — dann haftete er fest auf einer Stelle am unteren Rande des Bogens — das währte etwa eine halbe Minute — und begann hierauf blitzschnell unverständ-

liche Buchstabenreihen niederzuschreiben. Ein halb Dutzend Punkte — so scharf hingeworfen, daß hie und da das Papier durchlöchert wurde — und der Bleistift entfiel der Hand des Mediums. Tiefaufstöhnend, mit geschlossenen Augen und schlaff herabhängenden Armen, sank Mister Akton in seinem Stuhl zurück.

Heller griff nach dem letzten Bogen. „Spiegelschrift," sagte er nach dem ersten Blick auf die wunderlichen Schreibübungen des Mediums, „von Davis und Phelps häufig beobachtet worden . . . Sehen wir zu, ob wir sie entziffern können! Herr von Krachenau, halten Sie mir einmal das Licht! Der Ring ist durch den Tranceschlaf Aktons so wie so unterbrochen . . ."

Der Kammerherr erhob sich, zündete den Armleuchter an und trat mit Heller vor den Spiegel. Heller hielt das Blatt so, daß das Spiegelglas die Schriftcharaktere umgekehrt ganz deutlich wiedergab. Sie ließen sich auf diese Art auch absolut deutlich entziffern. Krachenau selbst las vor: „Bin bei Dir — will Dich sprechen . . ."

Das war alles, aber genug für die Spiritisten.

„Es ist zweifellos, daß der Geist Ihres Bruders sich zu materialisieren wünscht," sagte Herr von Krachenau sehr ernst. „Akton liegt im Hochschlaf — wollen wir nicht das Experiment versuchen?"

„Ganz gewiß," stimmte Heller bei. „Mir sind selten so überraschende Aufschlüsse geglückt. Die Handschrift im Spiegel gleicht der Handschrift meines Bruders Zug um Zug — und ich habe sie — leider," fügte er tiefaufatmend hinzu, „sehr genau im Gedächtnis . . ."

Die Vorbereitungen zu den Materialisationen wurden in Eile getroffen, es galt den Trance, den sogenannten magnetischen Hochschlaf des Mediums, der den Höhepunkt spiritueller Verzückung bildete, auszunützen.

Die Herren packten Akton an Armen, Kopf, Schultern und Füßen und trugen ihn in das Nebenkabinett, wo sie ihn auf der Roßhaarmatratze niederlegten. Heller, der ein vorzeitiges Erwachen des Mediums fürchtete, erklärte sich nunmehr gegen eine Fesselung mit Platindrähten, aber Herr von Benvenuto, der sich ziemlich schweigend verhalten hatte, drang darauf, und auch Graf Andor stimmte ihm zu. Der letztere, der ähnliche Experimente bei dem Amerikaner Crookes hatte ausführen sehen, beteiligte sich selbst sogar lebhaft an der Fesselung.

Sie wurde folgendermaßen ausgeführt: zwei Goldstücke, an welche die Platindrähte angelötet waren, wurden an den Handgelenken Aktons über den Pulsen mittelst elastischer Ringe so befestigt, daß die Drähte die freie Bewegung der Glieder gestatteten. Zwischen Goldstücken und Haut lagen drei Schichten dicken weißen Löschpapieres, das mit einer Lösung von salpetersaurem Ammoniak befeuchtet war. An die Platindrähte schlossen sich Kupferdrähte an, mit dünner Baumwolle umsponnen, die aus dem Kabinett in das Arbeitszimmer führten und hier mit zwei galvanischen Batterien und einem Kabelprüfungsapparate verbunden wurden. Der Strom mußte demgemäß aus den Elementen durch das Galvanometer, die Widerstandselemente, den Körper des Mediums und wieder zurück in die Batterien fließen. Dann wurde auf der Skala des Reflexionsgalvanometers die durch den elektrischen Widerstand des Körpers des Mediums bewirkte Höhe des Gradmessers festgestellt; eine unwillkürliche Bewegung des Mediums konnte höchstens eine Ablenkung von zwanzig bis dreißig Teilgraden von der Norm bewirken — eine Unterbrechung des Kreisstroms, währte sie auch nur den zehnten Teil einer Sekunde, aber würde sofort eine Schwankung des Galvanometers um wenigstens zweihundert Grad herbeigeführt haben. In Wahrheit mußte die auf diese Weise ausgeübte elektrische Kontrollierung des Mediums auch den leisesten Versuch eines Betrugs ausschließen.

Die Vorhänge vor der Thür des Kabinetts wurden geschlossen. Herr von Benvenuto und Graf Andor ließen sich zur Beobachtung des Galvanometers vor diesem nieder, während die anderen Herrschaften in einem Halbkreise um den Tisch Platz nahmen. Die Lichter wurden gelöscht und die Ampel wurde herabgeschraubt. Fräulein von Austin begann in sanftem Piano ein Musikstück zu spielen.

Kein Wort wurde gesprochen.

Eine Viertelstunde verstrich, ohne daß sich etwas Befremdliches ereignet hätte. Der Galvanometer veränderte sich nicht um Haaresbreite. Das Medium mußte infolgedessen in regungslosem Schlafe liegen.

Plötzlich erklang ein rasselndes Geräusch im Nebenzimmer. Andere Töne folgten — ein feines Quieken, dann Hammerschläge auf Metall, dann dumpfes Poltern. Im gleichen Moment drang unter den Vorhängen, die das Kabinett abschlossen, ein leichter Rauch empor und verflüchtigte sich rasch. Ein scharfer Geruch, wie von verbranntem Fett, machte sich bemerkbar. Die Vorhänge bewegten sich leise. Eine große weiße Männerhand wurde sichtbar, schob die Portieren ein klein wenig zurück, ließ sie dann wieder fallen und verschwand . . .

Herr von Benvenuto starrte die Skala des Galvanometers an: sie zeigte auch nicht die geringste Abweichung. Die Gesichter der Damen waren totenblaß geworden, die der Herren blieben furchtlos und ruhig, aber in aller Zügen lag die gespannteste Aufmerksamkeit. Fräulein von Austin spielte leise weiter; hektische Flecke zirkelten sich auf ihren Wangen auf — ihre hellblauen Augen hatten einen eigentümlichen Glanz angenommen . . .

Wieder verrann eine kurze Zeit, in der sich nichts Auffälliges ereignete. Plötzlich rauschten die Vorhänge von neuem — eine Gestalt trat aus dem Kabinett: ein großer Mann mit fahlem Gesicht, brandrotem Haar und langem, feuerfarbenem Vollbart. Die Erscheinung hatte nichts Geisterhaftes an sich, sondern schien vollkommen lebendig zu sein, was die Anwesenden durchaus nicht in Erstaunen versetzte. Die meisten von ihnen waren schon Zeugen weit frappierenderer Materialisationen gewesen, bei denen die Vermenschlichung der Erscheinungen sich sogar bis auf gewisse charakteristische Bewegungen und bis auf die Sprache erstreckt hatte. Die Theorie von der

Beibehaltung der Menschengestalt nach dem Tode, der Umkleidung des Geistes durch die (physisch zerfallene) Körperhülle unter Anschmiegung an dessen Gestalt, hat schon Swedenborg aufgestellt und wurde von Jacob Böhme, Jung-Stilling, Kerner, Görres und den übrigen deutschen Pneumatologen als Grundbedingung der Existenz eines jenseitigen Lebens im Sinne des Okkultismus acceptiert. Ob bei den sogenannten Materialisationen der Astralkörper, wie der spiritistische Ausdruck für die Vermenschlichung des Geistes lautet, in mehr oder minder vollkommener Form sichtbar wird, hängt nach den Gesetzen des Spiritismus nicht allein von der Kraft des Mediums, sondern auch von gewissen äußeren Bedingungen physikalischer Natur, von atmosphärischen und tellurischen Einflüssen und dergleichen mehr ab.

Die Erscheinung im Hellerschen Arbeitszimmer war eine fast absolut menschliche, bis auf einen feinen, graubläulichen Dampf, der sie umschwebte und ihre Umrisse teilweise unsicher erscheinen ließ. Die Gestalt, deren Gesichtszüge trotz der Verdunkelung im Gemach doch ziemlich deutlich erkennbar waren, war dicht vor dem Vorhange stehen geblieben. Ihr dunkles und stechendes Auge haftete mit starrem Blick auf Heller; langsam erhob sie den rechten Arm . . .

Kein Laut war im Zimmer hörbar. Die Hände der Klavierspielerin glitten von den Tasten; mit großen, entsetzten Augen starrte die junge Dame die Erscheinung an. Jeder der Anwesenden mußte das Gefühl haben, sich einem Doppelgänger des Hausherrn gegenüber zu sehen. In der That — das Äußere der Erscheinung glich Zug um Zug der Äußerlichkeit Hellers — selbst in den Einzelheiten der Kleidung . . . Heller hatte sich erhoben, blieb aber am Tische stehen. Kaum sechs Schritte trennten ihn von der Erscheinung. Nicht eine Spur von Unruhe oder Beängstigung markierte sich auf seinem Gesicht — im Gegenteil, ein triumphierendes Glücksleuchten verschönte seine Züge.

„Jonas, mein Bruder, bist Du es?“ fragte er leise.

Der erhobene Arm der Erscheinung sank — und plötzlich verschwand sie. Man sah noch die Vorhänge wallen, und wieder quoll ein leichter Rauch empor.

„Sitzen bleiben, Heller!“ rief Graf Andor flüsternd. „Weiterspielen, Fräulein von Austin! Sie wissen ja, wie sehr die Musik die Experimente begünstigt!“ . . .

Herr von Benvenuto prüfte den Galvanometer — er hatte sich nicht verschoben: der Verzückungsschlaf des Mediums mußte noch immer ein tiefer sein.

Fräulein von Austin, obwohl halbtot vor Erregung, griff von neuem in die Tasten. Heller setzte sich wieder, stemmte die Arme auf den Tisch und preßte die Hände gegen die Schläfe, um seine ganze Aufmerksamkeit auf die Phänomene zu konzentrieren. Bis auf fernklingende Klopftöne war längere Zeit hindurch nichts Auffälliges zu spüren. Dann machte sich abermals ein eigentümlicher brandiger Geruch bemerkbar, und abermals zeigte sich eine weiße Hand in Mannshöhe zwischen den Falten der Portiere. Sie strich dort einige Male hin und her und verschwand wieder . . . Kurze Pause . . . Irgendwo in der Höhe hörte man einen dumpfen, erstickt klingenden Aufschrei — dann gellte schrill der schwirrende Lärm einer elektrischen Glocke durch das Haus. Auch im Arbeitszimmer des Rentiers schlug ein Läutewerk an.

Heller sprang erbleichend auf. „Großer Gott, meine Mutter — —“

Ein polterndes Geräusch, als stürze im oberen Zimmer jemand im schweren Falle zu Boden — Schritte hin und her — Thürenschlagen und das Klirren einer zerbrochenen Fensterscheibe — und dazu ein unerträglicher, schwefelig riechender Qualm, der aus dem Kabinett zwischen den Vorhängen hindurchdrang und rasch das ganze Zimmer füllte, den Atem beklemmend und sich wie eine riesige Last auf die Brust legend . . .

„Licht!“ schrie Graf Andor, blaß und mit funkelnden Augen emporspringend.

Eine ungeheure Verwirrung entstand. Graf Andor stürzte nach der Ampel und drehte am Gashahn. Aber — war es Absicht, war's ein Versehen — die Flamme verlöschte plötzlich gänzlich . . . Die Damen kreischten auf — Fräulein von Austin brach am Klavier ohnmächtig zusammen. Der Qualm nahm überhand — selbst in der Dunkelheit sah man die grauweißen Wolken hin- und herwogen, und der Schwefelgeruch wurde dabei so penetrant, daß er die Lungen zu vergiften drohte.

„Ruhe, meine Herrschaften!“ mahnte die Stimme Hellers, „ich schaffe sofort Licht!“

Er suchte nach der Thür und rüttelte an ihr. Die Geistesgegenwart verließ auch ihn. Er stampfte mit dem Fuße auf.

„Die Thür ist von außen verschlossen worden!“ rief er. „Wer that das?! Was geht im Hause vor?“

„Ich fürchte, ein Verbrechen!“ entgegnete Herr von Krachenau ernst. „Graf Andor, Sie hatten ja Schwefelhölzer bei sich — machen Sie doch um Gottes willen Licht, damit man sehen kann, was passiert ist!“

Der Angerufene antwortete nicht, dafür hörte man im Kabinett einen erneuten Tumult — ein Rollen, Rasseln und Klirren . . .

„Graf Andor!“ schrie Herr von Krachenau.

„Ja doch — ich suche ja schon nach Schwefelhölzern — ich fürchte, ich habe sie verloren! Heiliges Donnerwetter, ist das eine Luft!“

„Warten Sie,“ tönte die tiefe Stimme des Herrn von Benvenuto zurück, „ich bin am Fenster! Ich werde das Fenster öffnen! . . .“

Die weißen Persiennen flogen auseinander, dann stieß der Sprechende die Fenster weit auf. Der Qualm zog in langen Streifen ins Freie — der falbe Schein der Straßenlaternen verbreitete ein mattes Licht im Gemach.

Frau von Austin kniete jammernd neben ihrer ohnmächtigen Tochter; die Gräfin Drontheim war in eine Ecke geflüchtet und hatte ihr Gesicht verhüllt — sie fürchtete neue entsetzliche Geschehnisse. Heller schlug mit den Fäusten gegen die Thür und schrie

nach dem Diener. Dazwischen klirrte es wieder wie von zerschlagenem Glas: Graf Andor hatte durch eine unvorsichtige Bewegung den Spiegel des Galvanometers zertrümmert. Krachenau, Benvenuto und der Amerikaner hatten versucht, in das Kabinett zu dringen, aber es war so völlig von dem rätselhaften, schwefelig riechenden Dunst erfüllt, daß es unmöglich war, auch nur einen Schritt in diesen gräßlichen Qualm zu thun.

„Aber wir müssen hinein," beharrte Herr von Krachenau; „es ist Menschenpflicht — Akton erstickt uns."

Ein Auflachen des Mister Spuller antwortete. „Beruhigen Sie sich," sagte der Amerikaner höhnisch; „der Mann erstickt nicht! Die Glasthür ist zertrümmert und der Schuft längst entwischt . . ."

Wirklich sah man, daß sich der Dunst, durch die Zugluft zusammengetrieben, nach der freilich noch unsichtbaren Glasthür drängte. In einer Viertelstunde mußte auch das Kabinett rauchfrei sein.

Inzwischen war Graf Heinz Dornach, durch den Lärm gelockt, in den Korridor gestürzt. Auch die Dienerschaft eilte herbei, totenbleich, Angst auf den Gesichtern, mit gerungenen Händen. Die Mädel weinten und kreischten und wollten flüchten — sie fürchteten sich vor den Gespenstern, mit denen ihr Herr auf vertrautem Fuße stand. Aber Heinz jagte die zitternde Gesellschaft in die Küche zurück und rief dann den Diener herbei, dem auch die Kniee schlotterten.

„Was giebt es eigentlich?" fragte er. „Ich denke, Mord und Totschlag ist los! Wo sind die Schlüssel zum Herrenzimmer?"

„Ich weiß es ja nicht, Herr Graf," jammerte der Alte. „Ich habe auch nur den furchtbaren Spektakel gehört — wir müssen während der Sitzungen ja immer im Gesindezimmer bleiben —"

„Aufmachen da draußen!" fiel aus dem Herrenzimmer die Stimme Hellers ein und wieder dröhnten seine Fäuste gegen die Thür.

„Ist das der einzige Eingang?" fragte Heinz den Diener.

„Nein, Herr Graf, aber die Thür zum Kabinett ist gleichfalls verschlossen — ich verstehe das gar nicht —"

„Stemmeisen her!" befahl Heinz kurz.

Der Alte stürmte davon und kehrte im Fluge mit Hammer und Brecheisen zurück. Es krachte und splitterte — dann sprang die Thüre auf.

Erstaunt maß Heller den vor ihm Stehenden. „Sie, Herr Graf?" fragte er mit gedehnter Stimme. „Ich wußte nicht, daß Sie im Hause weilten . . ."

„Ich bin vor etwa zwei Stunden gekommen, Herr Heller," antwortete Heinz unter leichtem Erröten. „Ich wollte Sie sprechen, erfuhr, daß Sie eine Sitzung vor hatten und habe, in der Hoffnung, daß sie nicht allzulange währen würde, inzwischen Fräulein Lizzie Gesellschaft geleistet . . ."

Heller nickte; er wußte Bescheid. „Bitte, treten Sie ein, Herr Graf," erwiderte er, „und helfen Sie den Herren ein wenig Ordnung schaffen. Ich will mich zunächst einmal nach meiner Mutter umsehen. Ich denke, wir sprechen uns nachher noch . . ."

Heller eilte in das obere Stockwerk, und Heinz trat in das Sitzungszimmer der Spiritisten. Herr von Krachenau orientierte ihn mit raschen Worten über die Sachlage; selbst der alte Fanatiker war nicht mehr im Zweifel darüber, daß ein ungeheuerlicher Betrug in Scene gesetzt worden sei, dessen Einzelheiten sich freilich noch der Erkenntnis entzogen.

Die Damen waren ruhiger geworden. Fräulein von Austin war aus ihrer Ohnmacht erwacht und hatte sich in einen Sessel betten lassen; ihre Mutter und die Gräfin kauerten zu ihren Füßen und sprachen liebevoll in sie hinein.

Das Kabinett war endlich dunstfrei geworden, so daß man es untersuchen konnte. Mister Spullers Scharfblick hatte das Richtige getroffen. Von dem phänomenalen Medium war nichts mehr zu entdecken als die äußeren Spuren seiner durchaus nicht geisterhaften Thätigkeit. Die jedenfalls mittels eines Nachschlüssels geöffnete Glasthür, deren eines Fenster zertrümmert war, stand offen, und die feine Schneeschicht auf der Gartenrampe zeigte deutlich die Abdrücke der Füße des Flüchtlings, der wohl kaum noch eingeholt werden konnte. Auf dem Parkettboden des Kabinetts markierte sich ein großer dunkelbrauner Brandfleck, in dessen Mitte noch die Reste eines weißlichen Pulvers lagen. Dicht an der Thür zum Herrenzimmer fand sich ein schmales, linealartiges Instrument aus biegsamem Stahl, das der Betrüger in der Eile der Flucht zurückgelassen hatte. Die auf der Roßhaarmatratze liegenden Enden der Platindrähte waren durchschnitten.

Mister Spuller, der sich besonders interessiert für die genaue Entdeckung der schlau ausgeführten Gaunerei zeigte, hatte das Stahllineal in die Hand genommen, betrachtete es aufmerksam, roch daran und zerrieb schließlich einige Körner des auf der Erde liegenden Pulverrestes zwischen den Fingern.

„Diese Canaille!" grollte er. „Ganz klar — ganz klar! Eine Mischung schwefeliger Substanzen, die den mystischen Rauch erzeugen sollten! Zuerst hat er das Pulver auf diese Stahlschiene gestreut, um keine Brandflecken auf dem Parkett zu hinterlassen, und als er sah, daß die Entdeckung nahe war, hat er den ganzen Jux einfach auf den Boden geschüttet und angezündet, wohl in der Hoffnung, seine Flucht zu verschleiern oder uns ohnmächtig zu machen. Goddam — so ein Subjekt!"

„Ich verstehe nur das Eine nicht," warf Herr von Benvenuto ein; „ich begreife nicht, daß der Reflexionsgalvanometer keinerlei Schwankungen angezeigt hat, trotzdem Akton zweifellos die Drähte gelöst und den Strom unterbrochen haben muß, um seine Vorbereitungen zu treffen."

„Rätsel bleiben noch zur Genüge übrig," entgegnete Krachenau mit finsterer Miene. „Aber auch sie werden ihre Lösung finden . . . Nur das ewig Rätselvolle nicht," setzte er leise hinzu.

Graf Andor beschäftigte sich noch immer an der Glasthür und spähte in den kleinen Vorgarten hinaus. „Er ist entkommen," sagte er, „aber ich bin dafür,

daß wir die Polizei benachrichtigen. Der Bursche hat mich zwei Jahre lang hinter das Licht geführt — zwei Jahre lang! Ich bin empört — ich bin geradezu empört!"

„Was ich allerdings auch begreiflich finde," bemerkte Heinz scharf. „Unbegreiflich ist es mir nur, daß Sie, Herr Graf, in dieser ganzen Zeit den Betrügereien Ihres sonderbaren mediumistischen Jockeys mit einer Vertrauensseligkeit gegenüber gestanden haben, die fast an Blindheit grenzt. Und ich fürchte deshalb, daß die Polizei auch Sie inkommodieren dürfte, wenn die Gaunereien Aktons anhängig gemacht werden."

Graf Andor furchte die Stirn und schaute Heinz von oben herab mit blitzenden Augen an. „Ich verstehe nicht recht, wie Sie das meinen, Herr Graf," erwiderte er. „Sollten Sie indessen des Glaubens sein, daß ich den Betrug Aktons hätte verhindern können, so würde ich Sie bitten müssen, sich morgen mit meinem Kartellträger näher über den Fall auszusprechen."

Heinz wollte auffahren, aber der alte Krachenau legte sich beschwichtigend ins Mittel. „Um Gottes willen, meine Herren, keinen unnötigen Streit," sagte er. „Bedenken Sie, wie lächerlich wir uns machen, wenn die Geschehnisse dieses Unglücksabends von Mund zu Mund getragen werden, in die Zeitungen kommen und die Gerichte beschäftigen — wenn wir allsamt noch als Zeugen vor den Staatsanwalt geladen werden! Es wäre eine Blamage ohnegleichen — und es würde zudem den Gegnern der spiritistischen Forschung neue Kampfmittel in die Hand geben."

„Das würde es freilich," gab Heinz zurück, und in leicht spöttischem Ton fügte er hinzu: „Wer kann es Euern Gegnern verdenken, Onkel Krachenau, daß sie sich über Eure Geheimbündelei von ganzem Herzen lustig machen, wenn sich die sogenannte Wissenschaft des Spiritualismus auf Prämissen aufbaut, deren Leichtsinn jeder, den nicht der Fanatismus seiner Überzeugung mit Blindheit geschlagen hat, auf der Stelle durchschauen muß?"

Der Kammerherr legte seine Hand auf die Schulter des jungen Offiziers. „Mein lieber Heinz," sagte er ernst, „wenn Du Dich gleich mir ein ganzes Leben lang mit der Erforschung dessen beschäftigt hättest, was außer dem uns Sichtbaren noch das Weltall bevölkert, dann würde Dich eine Irrung, ob ihr nun ein handgreiflicher Betrug oder eine falsche Voraussetzung zu Grunde liegt, nicht zum Zweifel treiben. Vielleicht wird auch mir erst der Tod das Rätsel des Unsichtbaren lösen. Den Glauben an eine Welt des Übersinnlichen aber kann mir kein Betrüger und kein Skeptiker rauben — er wurzelt zu fest in mir. Ich möchte Dir ein gutes Wort Bulwers sagen. Wenn der Mensch selbst eine Welt ist für anderes Leben, wenn Myriaden in den Bächen seines Blutes hausen, wenn jeder Wassertropfen und jedes Blatt von Wesen wimmelt — sollte da nicht der gemeine Menschenverstand genügen, um zu begreifen, daß auch die ewige Unendlichkeit, die die Erde umfließt, von einem ihm entsprechenden Leben erfüllt ist? ‚Nur was ich sehe, erfaßt der Verstand' — das ist das Alpha und Omega Eurer Weisheit. Mich aber dünkt es lohnend, auch das Unsichtbare begreifen zu lernen — und wenn ich darüber sterbe, ohne daß mein Mühen erfolgreich gewesen ist, so war doch das Mühen schon des Lebens wert . . ."

Er nickte und wandte sich ab. Es war nicht das erste Mal gewesen, daß der Alte in seinen Forschungen auf öden Betrug gestoßen war, und es war vielleicht auch nicht das letzte Mal. Aber er hielt aus; sein Glauben hob ihn himmelhoch über die Niedrigkeit und den Schmutz der Menschenwelt, die nur vor den sichtbaren Göttern im Staube liegt.

Heinz war in das Arbeitszimmer Hellers zurückgekehrt. Die Damen rüsteten sich zum Aufbruch; Mister Spuller wollte die vor Angst und Schrecken in allen Nerven Erregten geleiten. Herr von Benvenuto kniete vor dem zertrümmerten Reflexionsgalvanometer und suchte aufmerksam die einzelnen Stücke zusammen. Seine Miene war dabei finster und drohend. „Irre ich nicht sehr," sagte er zu Herrn von Krachenau, „so habe ich die Ursache entdeckt, die es unmöglich machte, an dem Gradmesser die Bewegungen des Mediums zu spüren. Auch hier liegt ein Betrug vor, ein ganz gemeiner niedriger Betrug. Der Apparat ist falsch. Eine kaum sichtbare, unendlich winzige Arretierungsvorrichtung — da, meine Herren, überzeugen Sie sich selbst! — hat die konstante Ruhe des Galvanometers bewirkt."

„Ah — das ist unmöglich," warf Mister Spuller nähertretend ein; „Sie haben ja doch selbst den Stand des Gradmessers fixiert, als Akton mit den Elementen verbunden worden war!"

„Ganz richtig, Mister Spuller — aber unmittelbar darauf wurde die Arretierung vorgeschoben."

„Wer that das?"

„Graf Andor war nach mir am Apparat."

Mister Spuller wandte sich nach dem Grafen um. „Graf Andor, ist das möglich? Haben Sie nicht auch selbst den Apparat besorgt?"

„Allerdings, Mister Spuller, und zwar von einem unserer ersten Elektrotechniker . . ." Er zeigte ein vollkommen gleichmütiges Gesicht. „Von der Arretierungs-Vorrichtung hatte ich übrigens keine Ahnung," fuhr er wie beiläufig fort, „ich verstehe wenig von derlei Dingen, sehr wenig. Sollte nicht jeder Galvanometer gleichmäßig konstruiert sein?"

Herr von Benvenuto fixierte den Grafen scharf. „Es berührt eigentümlich," sagte er, „daß ein unglücklicher Zufall Sie vorhin den Apparat zertrümmern ließ. Allerdings nicht vollständig genug, um nicht doch hinter den Betrug zu kommen."

Graf Andor ballte die Hände. Auf seiner Stirn schwollen dicke Falten an. „Sie werden mir Rechenschaft geben, Herr von Benvenuto, für die versteckte Beleidigung in Ihren Worten," rief er.

„Ich bedauere, mein Herr," entgegnete der andere ruhig. „Genossen von Gaunern und Schwindlern sind nicht satisfaktionsfähig für mich."

„Bravo, Herr von Benvenuto," fiel Heinz mit schallender Stimme ein, „ich kann Ihnen nur recht geben! Ich denke, Herr Graf," wandte er sich blitzenden Auges an Andor, „Sie werden sich überzeugt haben, daß Ihre Rolle in diesem Hause, ich vermute, wohl

auch in Berlin ausgespielt ist. Brechen Sie die Brücken rechtzeitig ab und wählen Sie sich mit Beschleunigung ein frisches Feld Ihrer Thätigkeit!"

Graf Andors Gesicht heiterte sich plötzlich auf. Ein höhnisches Lächeln zuckte um seinen Mund. Er zog die Schultern hoch. „Ah bah," sagte er verächtlich, „was soll ich gegen Windmühlen kämpfen! An Ihrem Tode liegt mir nichts — ich spare mir die Kugeln. Aber ich vergesse Sie dennoch nicht, meine Herren, des seien Sie gewiß! Vor allem Sie, Graf Dornach — Sie werden dieser Stunde gedenken!" Er ging auf den Korridor, hing seinen Pelzmantel über die Schultern und rief nach dem Diener, der ihm aus dem Hause leuchten sollte.

Herr von Krachenau schüttelte sich. „Man wird schwer Herr seines Ekels," sagte er. „Aber wer zum Licht will, darf auch die Schatten nicht scheuen. Lassen wir ihn! Er wird in das Dunkel zurückkehren, aus dem er kam. Glaube nicht einmal, daß er berechtigt ist, den Namen zu tragen, den er führt. Es kann uns gleichgültig sein. Noch einmal: lassen wir ihn! Die Geschehnisse von heute müssen unter uns bleiben; versprechen Sie es mir, meine Herren, und auch Sie, meine Damen, kein Wort über die Sitzung verlauten zu lassen. Der Pranger der Öffentlichkeit ist schändender als die Schmach, die uns jener Bursche zufügen konnte."

Man gab ihm recht. Die Damen unter Mister Spullers Führung brachen auf. Auch Krachenau und Benvenuto wollten gehen. Nur Heinz erklärte, noch zu bleiben, um Herrn Heller bei den letzten Maßregeln zur Sicherung des Hauses behilflich sein zu können. —

Heller war, einen Leuchter in der Hand, die Treppe nach dem oberen Geschoß hinaufgestiegen, das seine greise Mutter bewohnte. In der Mitte des Wegs blieb er plötzlich stehen. Ein unbegreifliches Qualgefühl überschlich ihn. Ihm war, als krampfe eine eiserne Hand sein Herz zusammen. Es wurde dunkel vor seinen Augen — er schwankte. Aber die nervöse Wallung ging rasch vorüber. Er schob sie auf die Erregungen der letzten Stunden — er war kein Jüngling mehr, der sich das Gewagteste zumuten konnte — er wurde alt . . .

Atem schöpfend und langsam setzte er seinen Weg fort. Er wollte zunächst an die Thür des Zimmers anklopfen, das die Pflegerin seiner Mutter bewohnte, aber er entsann sich, daß er dem Mädchen anbefohlen hatte, während der spiritistischen Sitzung in der Dienstbotenstube zu verweilen. Die Mutter ging stets um acht Uhr zu Bett und pflegte bis Mitternacht fest zu schlafen. Um diese Zeit war für sie nichts zu fürchten — da ihre Gemächer aber direkt über den Sitzungszimmern lagen, so hätte die Wärterin möglicherweise von den Vorgängen unten irgend etwas erlauschen können, und das wollte Heller nicht. Sie war zudem ein ängstliches Mädchen, das sich nicht vor Krankheit und Tod, wohl aber vor dem Geheimnisvollen fürchtete, das der Herr des Hauses in seinen mystischen Séancen zu beschwören pflegte.

Heller lauschte einen Moment vor der Zimmerthür seiner Mutter, ehe er das Gemach betrat. Still und dunkel lag es vor ihm. Aber aus dem Nebenzimmer, da wo das Bett der alten Dame stand, leuchtete der weißblaue Schein des elektrischen Lichts, das Heller erst vor kurzem für die Mutter hatte anbringen lassen und das ihr ermöglichte, durch einen einzigen Druck das Zimmer zu erhellen. Denn von Mitternacht ab pflegte sie kaum noch zu schlummern und dann mußte es licht um sie sein, damit sie wie am Tage mit ihren Diamanten spielen konnte, die in der Kassette auf ihrem Nachttisch lagen . . .

Heller trat auf die Schwelle des Schlafgemachs der Greisin — und entsetzt, mit einem leisen, heiseren Aufschrei taumelte er zurück. Der Leuchter entfiel seiner Hand; schwälend brannte eines der Lichte auf dem Fußboden weiter.

Der alte Mann klammerte sich mit den Händen an den Stützpfosten der Thüre fest. Groß und starr und grausenerfüllt wurde sein Auge und konnte sich doch nicht losreißen von dem schrecklichen Anblick, der ihm wurde . . . Da lag der, dessen vermeintliches übersinnliches Ebenbild er noch vor kurzem unten im Sitzungszimmer gesehen hatte, lag Jonas, sein Bruder, der Länge nach auf dem Boden — mit geschlossenen Augen, die eine Hand krampfartig zusammengeballt über den Kopf geworfen, die andere in den langen, feuerfarbenen Bart gewühlt. Und neben ihm kauerte die blöde Greisin — im Nachtgewande, ohne die Perücke, mit wirren, weißen Haarsträhnen um den kahlen Scheitel und mit den hageren Armen liebkosend den Oberkörper ihres Sohnes umklammert haltend.

Rings um die beiden aber blitzte, flimmerte und leuchtete es — die ganze Pracht der Edelsteine, die über den Boden verstreut war. Die Kassette lag umgestülpt zu Füßen des Betttischchens. Auch aus ihr quoll ein Strom von Strahlenbündeln hervor, der Glanz der Brillanten, Saphire, Smaragden und Rubinen, all der vielfachen kostbaren Schmuckstücke, die von der närrischen Alten in einem langen Leben gesammelt worden waren und die ein Vermögen an Wert darstellten . . .

Bei dem Eintritt Hellers hatte die Greisin den Kopf erhoben. Ihr glanzloses Auge, in dem die Seele längst erloschen war, stierte ihn irrsinnig an. Es zuckte und flackerte um den zahnlosen Mund. „Er ist da," flüsterte sie, „John ist da . . . Ich habe ihn kommen hören . . . Mein John ist da . . . Aber er schläft — still, er schläft . . ." Und ihre knochige Hand streichelte die Wangen des vor ihr Liegenden.

Unfähig des Begreifens und gedankenlos, mit mechanischer Bewegung, ließ Heller sich in die Kniee nieder. „Geh, Mutter," sagte er sanft, „leg Dich wieder nieder, Du erkältest Dich . . ."

„Mein John ist da," wisperte sie zurück, ganz leise und mit wichtiger Miene; „weck ihn mir nicht . . . Er ist müde . . ."

Hellers Hand griff unter Weste und Hemd seines Bruders. Eine Ahnung durchblitzte sein Hirn. Er suchte nach dem Schlage des Herzens.

Aber das Herz des Verkommenen schlug nicht

mehr. Der Bruder war tot. Er war tot. Wo weilte sein Geist?! —

XVII.

„Lassen Sie die eisernen Jalousien herab, Otto," sagte Herr Grüneisen zu dem vor ihm stehenden Austräger, „es ist acht Uhr durch, wir wollen schließen . . ."

Der Angeredete stand soeben im Begriff, den ihm gewordenen Befehl auszuführen, als sich die Thür zu der Sortimentsbuchhandlung noch einmal öffnete und ein Offizier in den Laden trat.

Grüneisen schritt ihm begrüßend entgegen. „Habe die Ehre, Herr Rittmeister," sagte er. „Einen Augenblick später, und Sie hätten das Lokal geschlossen gefunden. Die heilige Hermandad wacht ängstlich über die Arbeitsruhe."

„Hoffentlich haben Sie für Ihren ehemaligen Schwadronschef trotz allebem noch ein paar Minuten übrig," entgegnete Herr von Eisenschmidt heiter, indem er seinen Paletot aufknöpfte, denn im Laden war die Temperatur eine ziemlich hohe, während draußen ein scharfer Wind durch die Straßen strich.

„Nicht nur ein paar Minuten, Herr Rittmeister," erwiderte der Buchhändler, einen Stuhl an den mit Prachtbänden und Kunstwerken bedeckten Auslagetisch rückend. „Sie wissen, daß meine Dankbarkeit groß genug ist, um Ihnen, müßte es sein, meine ganze Zeit zu widmen."

„Reden wir nicht von Dankbarkeit, lieber Herr Grüneisen — ich habe nur meine Schuldigkeit gethan, und überdies in unserem guten Urach einen getreuen Bundesgenossen gefunden . . ." Er ließ sich nieder und hing seine Mütze über die Ecke der Stuhllehne. „Schade, daß nicht alle von uns sich einer so edelmännischen Gesinnung erfreuen wie der Oberst," fuhr er mit leichtem Seufzer fort, „wir wären besser daran. Wir insgesamt, und ich mit — jawohl, lieber Grüneisen, ich mit, denn ich fange nun auch nachgerade an, die Feindseligkeiten, die mir von gewisser Seite aus mit Hartnäckigkeit entgegengetragen werden, unbequem zu empfinden. Es ist kein angenehmes Gefühl, beständig auf dem qui vive sein zu müssen vor allerhand heimtückischen Attacken."

„Ich glaub's gern, Herr Rittmeister," erwiderte der Buchhändler, „und ich wünschte wohl, ich könnte Ihnen bei der Abwehr behilflich sein. Übrigens kann ich Ihnen bei dieser Gelegenheit eine interessante Neuigkeit erzählen. Wenn ich Sie auch nicht auf Schadenfreude taxiere, so meine ich doch, daß Sie Ihrem Gegner eine gehörige Schlappe gönnen werden. Und Graf Vellmerstedt steht im Begriff, sich eine solche zuzuziehen — er wird auch die Kriegskosten bezahlen müssen."

„Nana," warf Eisenschmidt lachend ein, „soweit ich den Grafen kenne, ist er trotz seines Reichtums kein Freund vom Zahlen!"

„Durchaus nicht — ich weiß, daß sein Geiz sprichwörtlich geworden ist; er hat uns Freiwilligen seiner Zeit zu allerhand kleinen, nicht immer sehr respektvollen Scherzen Anlaß gegeben. Bei der Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, spielt seine übertriebene Sparsamkeit auch eine gewichtige Rolle. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß sich der Graf die Regimentsgeschichte, die unter seinem Namen erscheinen soll und die er persönlich dem Könige zu überreichen gedenkt, von einem begabten armen Schriftsteller, einem Herrn Kerner, hat anfertigen lassen. Er hatte Kerner dafür eine bestimmte Summe zugesagt, keine allzu hohe, doch immerhin ein Honorar, das den armen Teufel für einige Monate der Sorge um das tägliche Brot überhob. Die Summe sollte ausbezahlt werden, sobald die Arbeit fertig abgeliefert worden wäre. Das letztere ist nun geschehen — aber dem Herrn Grafen ist jetzt auf einmal das vereinbarte Honorar als viel zu hoch erschienen — er hat Kerner nur die Hälfte geboten."

„Pfui," warf der Rittmeister ein und rümpfte die Nase; „das ist nicht hübsch, vervollständigt aber wenigstens das Charakterbild Vellmerstedts um eine bezeichnende Schattierung."

„Das ist ganz gewiß richtig," fuhr Grüneisen fort, „ich glaube nur nicht, daß Kerner sehr viel an einer besonderen Porträtähnlichkeit des Herrn Grafen gelegen ist. Das volle Honorar wäre ihm jedenfalls lieber gewesen. Es ist zwischen ihm und dem Major zu einer unangenehmen Auseinandersetzung gekommen. Vellmerstedt wurde grob und Kerner noch gröber, und als der Graf schließlich davon sprach, seinen gefälligen Mitarbeiter durch seinen Burschen auf die Straße geleiten zu lassen, da sagte Kerner Adieu und ging schnurstracks zum Obersten von Urach, dem er die ganze Geschichte haarklein erzählte. Der Oberst hat ihn denn nun vertröstet und ihm zugesagt, daß er mit Vellmerstedt Rücksprache nehmen werde — ich fürchte, sie wird etwas heftig ausfallen."

Eisenschmidt nickte. „Das fürchte ich allerdings auch," erwiderte er, „zumal der Oberst seinem Etatsmäßigen keineswegs gewogen ist. Vielleicht kommt es zu einer Versetzung — das ganze Offizierkorps würde aufatmen . . . Aber nun etwas anderes, lieber Grüneisen. Sind die ersten Exemplare der bewußten Novelle fertig?"

„Jawohl, Herr Rittmeister — sie sind vor einer halben Stunde aus der Buchbinderei gekommen. Ich habe einen sehr hübschen Einband entwerfen lassen — die gnädige Comtesse wird ihre Freude haben. Einen Augenblick, Herr von Eisenschmidt — ich glaube, die Bücher liegen bei Fräulein Hellmer im Zimmer . . ."

Er eilte an die Thür des Comptoirs und öffnete sie. „Verehrtes Fräulein Hellmer," rief er in das Zimmer, „würden Sie die Güte haben, Herrn von Eisenschmidt drei Exemplare der Novelle in Versen von Hans von Reyth herauszusuchen?"

Einige Minuten später erschien Christa selbst mit den gewünschten Büchern. Sie grüßte Eisenschmidt kühl und höflich, aber der Rittmeister kam ihr mit so herzlicher Liebenswürdigkeit entgegen, daß sie die ihr dargereichte Hand nehmen und gegen ihren

ursprünglichen Vorsatz noch kurze Zeit im Laden verweilen mußte.

„Ich habe sehr bedauert, daß ich Sie am gestrigen Sonntag nicht zu Hause getroffen habe, Fräulein Hellmer,“ sagte Eisenschmidt. „Hoffentlich hat Ihnen Ihre Wirtin meine Karte übergeben?“

„Ich habe sie erhalten, Herr Baron,“ entgegnete Christa mit reservierter Kopfneigung, „habe allerdings vergeblich darüber gegrübelt, welchem Umstande ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken hatte.“

„Sie sagen das in so frostig abweisendem Tone, verehrtes Fräulein, daß ich fürchten muß, Sie unterlegen meiner Visite irrige Gründe. Ich habe Sie aber thatsächlich nur in einer mir wichtig erscheinenden Angelegenheit sprechen wollen — und ich bin heute in der Hauptsache nur deshalb noch einmal hier herangesprungen, um Sie zu fragen, wann ich Sie in diesen Tagen zu Hause vorfinden kann.“

Christas Blick glitt rasch über das Gesicht des Sprechenden. Eine herbe Frage schwebte ihr auf den Lippen. Zögernd entgegnete sie: „Ich bin tagsüber an das Geschäft gefesselt, Herr Baron. Aber Herr Grüneisen gestattet vielleicht, daß Sie im Comptoir die gewünschte Rücksprache mit mir nehmen können.“

Der Buchhändler verneigte sich zustimmend, aber Eisenschmidt schüttelte den Kopf. „Nein, Fräulein Hellmer,“ erwiderte er, „das geht nicht. Es handelt sich um zu Gewichtiges, auch um zu Vielerlei. All das läßt sich nicht so rasch zwischen Thür und Angel besprechen.“

„Fräulein Hellmer braucht mir nur mitzuteilen, wann sie einen freien Tag wünscht,“ wandte der Buchhändler ein. „Ist Ihnen der Mittwoch recht?“

Christa erklärte sich dankend einverstanden und verabschiedete sich mit kurzem Gruße.

Eisenschmidt schaute ihr ernst und nachdenklich nach. „Ein eigentümlicher Charakter, dies junge Mädchen,“ sagte er. „Ich wünschte wohl, sie fände einen Herzensanschluß, der ihrer zerquälten Seele den Frieden wiedergäbe. Sie hat viel durchmachen müssen, und — sie ist leider noch nicht am Ende dessen, was gläubige Menschen als Prüfungen der Vorsehung bezeichnen.“

Grüneisen schaute bestürzt auf. „Sie erschrecken mich, Herr Rittmeister,“ sagte er hastig. „Hoffentlich ist es nichts Böses, was Sie mit Fräulein Hellmer zu besprechen haben! Es ist begreiflich, daß ich ein reges Interesse an ihr nehme — es gehört immer ein großer Mut dazu, als junges Mädchen allein in den Kampf mit dem Leben zu treten. Ich habe dem alten Schröder überdies auf Handschlag versprochen, über seine Enkelin wachen zu wollen, und ich möchte ihr gern Unannehmlichkeiten fern halten und ihr Bitternisse ersparen, wenn sie abgewendet werden können!“ . . .

Der Ton, in dem der junge Buchhändler gesprochen, klang so warm und herzlich, daß sich Eisenschmidt seine Gedanken darüber machte. „Ich bin leider nicht in der Lage, Ihnen nähere Aufschlüsse geben zu dürfen, lieber Freund,“ entgegnete er. „Da aber auch ich das tapfere Mädchen gern habe und ihren alten — ihren alten Großvater aufrichtig schätze, so können Sie sich wohl denken, daß ich bestrebt sein werde, Fräulein Hellmer gegenüber die größten Rücksichten walten zu lassen. Es handelt sich um Aufschlüsse eigentümlicher Natur — ich vermag selber noch nicht ganz klar zu sehen, halte es indessen für richtig, das Fräulein auf die Überraschungen, die ihr bevorstehen, vorzubereiten. Im übrigen — wie ich Ihnen schon sagte, lieber Herr Grüneisen: vertrauen Sie meinem Takt. Ich werde schonend zu Werke gehen . . .“

Er griff nach einem der vor ihm liegenden, mit Pappumschlägen versehenen Bücher und löste die Emballage. Der Buchhändler erwiderte nichts; er scheute sich offenbar, weiter zu fragen — aber wäre Eisenschmidt im Augenblick nicht anderweitig interessiert gewesen, so hätte er es dem Gesicht Grüneisens anmerken müssen, wie schwer es ihm wurde, seine Bitte um Aufklärung über die Andeutungen des Rittmeisters zu unterdrücken.

Eric hatte inzwischen eines der originell und prächtig gebundenen Werkchen aus den Papierhüllen genommen und betrachtete es lächelnd. „Allerliebst!“ sagte er, „mein Kompliment, Herr Grüneisen! Der Einband ist in der That außerordentlich geschmackvoll. Wer hat den Entwurf gezeichnet, wenn ich fragen darf?“

„Einer unserer jungen Künstler,“ erwiderte der Gefragte; „er lehnt sich ja zuweilen an das Stucksche Genre an, schöpft in den Einzelheiten aber doch aus dem Eigenen und bleibt bei aller Phantasie immer maßvoll. Er hat auch die Randleisten und Schlußvignetten unter den einzelnen Kapiteln gezeichnet — — es steht freilich nicht alles auf gleicher Höhe, besonders das Allegorische will mir nicht immer gefallen — die Gesamtleistung ist indessen doch eine sehr anerkennenswerte. Sehen Sie nur, wie reizend diese Amorettengruppe skizziert ist!“ Er hatte eine Seite in einem der Exemplare aufgeschlagen und zeigte sie Eisenschmidt.

„Wunderhübsch!“ entgegnete er, „meine Braut wird nicht wenig stolz darauf sein, daß Sie ihr Erstlingswerk mit so vollendeter Opulenz ausstatten ließen. Hoffen wir, daß Sie dabei auch auf Ihre Kosten kommen!“

„Da die Comtesse auf ein Honorar verzichtet hat, so hoffe ich es allerdings,“ gab der Buchhändler zurück. „Der übertriebene Naturalismus, der sich in der Schilderung des Häßlichen und Abschreckenden erschöpfte, hat eine gewisse Reaktion hervorgerufen. Das große Publikum beginnt wieder das Anmutigere zu bevorzugen. Auch die litterarischen Strömungen wechseln, sie sind genau so der Mode unterworfen wie der Schnitt unserer Kleidungsstücke. Seltsam, aber wahr. Überdies eignet sich die Novelle Ihrer Fräulein Braut trefflich zu Geschenken; wenn ich ihr eine elegante äußere Ausstattung zu teil werden ließ — sie entspricht freilich nur ihrem geistigen Werte — so war das also lediglich ein Akt geschäftlicher Selbstsucht.“

Eisenschmidt lachte. „Ein galanter Buchhändler,“ sagte er heiter; „seien Sie vorsichtig, lieber Grüneisen, und ruinieren Sie sich nicht im Verkehr mit

der schriftstellernden Damenwelt! . . . Darf ich mir einen der Bände mitnehmen? Ich würde mich freuen, meiner Braut als erster ihr nieblich geputztes Musenbübchen überreichen zu dürfen . . ."

Der Buchhändler beeilte sich, ein Exemplar der Novelle einzuwickeln. Herr von Eisenschmidt erhob sich währenddessen, betrachtete hie und da noch eines der ausgelegten Prachtwerke und stellte dabei in ungezwungenem Plauderton allerlei Fragen an Grüneisen. Wer den Rittmeister näher kannte, wußte freilich, daß er unter der Maske der Harmlosigkeit gern nach Thatsachen zu sondieren pflegte, über die er offen nicht reden mochte.

„Sind Sie letzthin häufiger im Hause Ihres Herrn Ohms gewesen, lieber Herr Grüneisen?" fragte er unter anderem beiläufig.

Der Buchhändler war soeben dabei, eine Schnur um die Emballage des Buches zu legen. „Doch nicht, Herr Rittmeister," entgegnete er; „ich bin in dieser Zeit geschäftlich so in Anspruch genommen, daß ich kaum noch zu Besuchen komme."

„Ich glaub's, ich glaub's! Die Ostermesse steht bevor, und da haben die Herren alle Hände voll zu thun. Mein Schwager Heinz Dornach hat mir öfters von dem prächtigen und behaglichen Heim Ihres Herrn Ohms erzählt. Er verkehrt viel dort."

„Sehr viel, Herr Rittmeister —" Grüneisen zog die Hüllenschnur zu einer zierlichen Schleife zusammen. „Ich glaube, der Herr Graf, Ihr Schwager, interessiert sich für Lizzie Heller," setzte er unumwunden hinzu.

„Scheint mir auch beinah so," entgegnete Eisenschmidt kopfnickend, „er schwärmt sehr für die junge Dame. Warum nicht! Sie soll ein reizendes Mädchen sein und ist zudem auch noch eine gute Partie."

„Sie ist beides — und ich bin auch überzeugt, oder besser, ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß sie vortrefflich zu dem Grafen Dornach passen würde. Sie ist keine oberflächliche Natur — das will ich nicht sagen — im Gegenteil, sie hat mancherlei geistige Interessen, aber sie liebt den Nimbus einer glänzenden Äußerlichkeit, den ihr beispielsweise ein Kaufmann nicht bieten könnte. Sie würde, obschon ihre Vorfahren in langer Reihe recht tüchtige Kaufleute gewesen sind, sich an der Seite eines Geschäftsmannes nur unglücklich fühlen, während sie die Stellung einer Gräfin Dornach meiner Ansicht nach sehr gut ausfüllen wird. Aber — — ich glaube freilich nicht, daß es dahin kommen wird. Der Widerstand meines Onkels würde vielleicht zu überwinden sein — der Ihres Herrn Schwiegervaters kaum."

Grüneisen überreichte das fertig verschnürte kleine Paket dem Rittmeister, der es dankend entgegennahm. „Bei festem Willen ist jedes Hindernis zu überwinden, lieber Freund," entgegnete er dabei. „Allerdings spielen ja auch in unseren Tagen die Vorurteile hüben und drüben immer noch sehr gewichtige Rollen. Aber es giebt zwei große Gleichmacher im gesellschaftlichen Leben: die Liebe und das Geld — zwei Sturmböcke, die schon manche trotzige Feudalburg niedergelegt haben und die möglicherweise auch in diesem Falle siegen könnten . . . Leben Sie wohl, lieber Herr Grüneisen, und nochmals Dank für das hübsche Kleid, das Sie dem Musenbübchen meiner Braut angezogen haben!"

Der Rittmeister reichte seinem ehemaligen Freiwilligen die Hand. Grüneisen begleitete ihn zur Thür, zog die eiserne Jalousie in die Höhe, denn er befand sich nunmehr nur noch allein im Sortiment, und ließ Eisenschmidt auf die Straße. Bei dieser Gelegenheit blieb er einige Augenblicke auf der Thürschwelle stehen, als spüre er den Wind, der durch die Straße blies, angenehm kühlend um seine Stirne, kehrte dann in den Laden zurück, hielt sich noch kurze Zeit an den Auslagen auf, um mit gleichgültiger Bewegung an diesem und jenem Buche zu rücken, obschon sich alles in bester und schönster Ordnung befand, und schritt hierauf nach dem Comptoir.

Christa saß wie immer hinter der spanischen Wand an ihrem Arbeitstische, sichtete die eingelaufenen Bestellzettel und trug die Adressen in die Bücher ein.

„Ah, Fräulein Hellmer," rief Grüneisen ihr beim Eintritt entgegen, „ich glaube gar, Sie sind noch immer bei der Arbeit! Sie übertreiben wahrhaftig! Wie soll ich mein Versprechen Ihrem Herrn Großvater gegenüber einhalten, wenn Sie so unvernünftig mit Ihrer Gesundheit umgehen! Seit einer geschlagenen Stunde haben wir Feierabend."

Christa lächelte und schrieb ruhig weiter. „Ich überanstrenge mich nicht, Herr Grüneisen," antwortete sie, „dafür sorgen Sie schon selbst. Ich bin auch gleich zu Ende. Herr von Eisenschmidt hat mich aufgehalten, sonst wäre ich längst fertig."

Der Buchhändler war gleichfalls hinter die spanische Wand getreten und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Thürpfosten, dem Pult gegenüber, an dem Christa arbeitete. „Sie kennen Herrn von Eisenschmidt schon lange?" fragte er.

„Ja — seit Jahren, doch nicht genauer. Er ist ein alter Freund des Grafen Egon Dornach. Ich weiß nicht, was er von mir will. Ich ahne es freilich und — ich fürchte mich vor der angekündigten Rücksprache."

Grüneisen heftete seinen Blick lange und mit suchendem Ausdruck auf das über das Papier geneigte Gesicht des Mädchens. „Ich möchte eine Frage an Sie richten, liebes Fräulein," fuhr er fort. „Legen Sie, bitte, einmal die Feder beiseite und hören Sie mich an — die Arbeit eilt wirklich nicht so dringend. Haben Sie Vertrauen zu mir?"

Christa schaute errötend auf. „Hätte ich es nicht, Herr Grüneisen," erwiderte sie, „so würden Sie das längst haben spüren müssen. Ich bin Ihnen auch zu großer Dankbarkeit verpflichtet. Ich habe nach all dem, was ich durchmachen mußte, nicht hoffen können, daß es mir noch einmal so gut ergehen würde."

„Das ist nur ein Beweis Ihrer Bescheidenheit, nichts weiter. Aber ich nehme Sie beim Wort, Fräulein Hellmer. Sie sagen, Sie vertrauen mir. Sie können das auch, denn ich meine es ehrlich freundschaftlich mit Ihnen. Ich habe schon seit Wochen die Absicht gehabt, mich bei Gelegenheit über mancherlei,

was Sie angeht, einmal mit Ihnen auszusprechen. Ich wollte Sie unter anderem bitten, sich nicht allzu stark für die Frauenbewegung zu engagieren, die in lärmenden Versammlungen ihren Ausdruck findet. Daß Sie mit Wort und That für eine erhöhtere geistige Freiheit des Weibes eintreten, verdenke ich Ihnen nicht. Aber der pessimistische Standpunkt, den Sie bei Ihren Bestrebungen einnehmen, mißfällt mir. Ich las in den Blättern den Inhalt der Rede, die Sie vor einiger Zeit in den Concordiasälen gehalten haben. Das hat mich stutzig gemacht. Ich fragte mich: welche Gründe sind maßgebend für Sie, daß Sie sich gedrungen fühlen, eine so bittere Gegnerschaft zwischen Mann und Weib zu konstruieren. Und als ich vorhin von Herrn von Eisenschmidt hörte, daß er Ihnen unter der Hand wichtige Mitteilungen zu machen habe, stieg unwillkürlich der Gedanke in mir auf, daß zwischen jenen Mitteilungen und ihrer Entstehungsursache und der Feindseligkeit, die Sie unserem Geschlecht entgegentragen, eine verbindende Brücke existieren müsse. Es war vielleicht eine ganz falsche Kombination, aber es giebt Ahnungsgefühle, die sich nur schwer meistern lassen. Sie selbst sprachen ja vorhin von einer ‚Ahnung' dessen, was Sie von den Mitteilungen des Rittmeisters von Eisenschmidt erwarteten! Darf ich es nicht erfahren, Fräulein Hellmer? Es ist, bei Gott, nicht Neugier, die mich danach forschen läßt — es ist das Interesse eines aufrichtigen Freundes, der Ihnen gern raten würde, und der Sie auch schützen möchte, wenn es notwendig sein sollte."

Grüneisen war, während er sprach, näher an den Arbeitstisch Christas herangetreten. Als er geschlossen hatte, reichte er ihr seine Hand, und sie nahm sie mit warmem Druck. Ihre Augen wurden feucht dabei.

„Wehren Sie meiner Dankbarkeit nicht, Herr Grüneisen," bat sie. „Ich habe keinen weiteren Freund auf der Welt, und ich kann Ihre Freundschaft auch durch nichts weiter erwidern als durch Dankbarkeit. Hätte ich Sie vor vier Jahren kennen und schon damals Ihnen vertrauen gelernt — mir wäre vielleicht viel Bitterkeit und viel Kummer erspart worden. Der Vorwurf, den Sie mir machen, mag berechtigt sein. Es ist wahr: ich habe mich in jener Rede auf einen männerfeindlichen Standpunkt gestellt — wer aber von all denen, die mir zugehört, wird mich verstanden haben! Die Zeitungen haben versucht, mich lächerlich zu machen; ein zweites Mal würde ich es auch nicht wagen, in die Öffentlichkeit zu treten. Ein Weib ist empfindsamer dem Spott gegenüber als der Mann, für den der Kampf Gewohnheit ist. Und was wissen die Blätter von dem heißen Grimm, der Empörung und dem Mitleid, von all dem, was mir das Herz bewegte und mir die Worte diktierte! Es war einer da, der hörte mich auch und der kannte mein Herz — aber selbst dieser eine begriff mich nicht, obschon er es war, der mir den Glauben an die Männertreue und die Achtung vor dem Männerstolz genommen hat!"

Grüneisen hatte einen Stuhl an den Pult Christas gerückt und sich niedergelassen. Nun nahm er abermals sanft ihre Hand und sagte, ihr tief und voll innerer Bewegung in die Augen schauend: „Nennen Sie mir den Namen, Fräulein Christa — seien Sie offen zu mir! Alles, was Sie mir im Vertrauen mitteilen, soll ein Geheimnis für mich bleiben, so lange Sie es wünschen. Vergessen Sie nicht, daß ich Ihr Berater sein will und daß Sie des Rats bedürfen. Wer war es?"

Christa erwiderte den Blick des vor ihr Sitzenden und entgegnete dann, langsam die Wimpern senkend und fast im Flüstertone: „Graf Egon Dornach war's."

„Graf Egon Dornach," wiederholte Grüneisen, „ich wußte es — ich konnte es mir wenigstens denken nach den Andeutungen, die mir Ihr Herr Großvater gemacht hat. Fräulein Christa, es ist eine Stunde der Beichte für Sie. Ich will nicht, daß Sie ein zweites Mal das Opfer Ihrer Leichtgläubigkeit werden. Sie sollen geschützt sein für alle Zukunft. Ich — ich selbst will Sie schützen — ja, ich selbst! Und deshalb sei Wahrheit zwischen uns. Geben Sie mir Antwort: Sie waren die Geliebte des Grafen Dornach?"

Sie hob den tief gesenkten Kopf und sah ihn groß, voll und fragend an. „Seine Geliebte — ja," entgegnete sie, anfänglich zagend und dann die Worte rasch und hastig hervorsprudelnd, „ja, aber — Herrgott, nicht in dem Sinne, den Sie dem Worte vielleicht unterlegen! Ich war seine heimliche Braut, war verlobt mit ihm — ich traute seinem Versprechen und der Stärke seiner Liebe, denn auch ich liebte ihn — — das war mein ganzes Verbrechen!" Sie strich mit der Hand über ihre Stirn, und brennender haftete ihr Blick auf dem Buchhändler. „Glauben Sie, daß ich eine Verworfene bin — daß ich mich ihm —" Sie brach ab und sprang auf. Ihr ganzer Körper bebte; tiefe Blässe lag auf ihrem Gesicht.

Er hielt sie an den Händen fest und drückte sie wieder sanft auf dem Stuhle nieder. „Ruhig, Fräulein Christa," erwiderte er; „wozu Ihre Erregung dem Freunde gegenüber! Ich glaube nur das, was Sie mir sagen und was ich in Ihren Augen lese. Sie lügen nicht; Sie können gar nicht lügen. Für mich hat die Bezeichnung ‚Geliebte' keine häßliche Nebenbedeutung. Der Graf bethörte Sie — und Sie ließen sich bethören. Sie glaubten in Ihrem liebenden Herzen, daß er Sie zu seinem Weibe machen würde?"

„Ja — ich glaubte es. Sie haben recht: ich ließ mich bethören, denn ich war thöricht und unerfahren und lebensunkundig. Kein Mensch wußte um unsere Liebe, aber gerade das Geheimnisvolle erhöhte den Reiz unseres Glückes. Er sagte mir, daß sein Vater nie die Zustimmung zu unserer Heirat geben, daß er sich aber vielleicht fügen würde, wenn er sich der vollzogenen Thatsache gegenüber sähe. Und so überredete er mich denn zur Flucht. Wir wollten uns in Helgoland trauen lassen, um der in der Heimat nötigen Formalitäten überhoben zu sein. Ich willigte in alles und war mit allem einverstanden. Ich liebte ihn ja. Aber unsere Flucht wurde entdeckt — es kam zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen dem Großvater und mir — ich sollte Egon freiwillig

sein Wort zurückgeben. Doch ich blieb fest — nur er nicht. Er hatte freilich mehr aufzugeben als ich. Er gab auch mich auf. Er schrieb mir einen letzten Brief, und damit war es gut. Daß ich in jenen Tagen nahe daran war, mir das Leben zu nehmen — das kümmerte ihn nicht. Daß er mich um mein Bestes bestahl — was ging das ihn an! Er hatte vielleicht gehofft, ich würde ebenso schnell vergessen können wie er selbst — und es ist wahr: ich that so, als sei jene Liebe nichts als eine flüchtige Episode in meinem Leben gewesen, aber ich habe nur Komödie gespielt, weil mein Stolz nicht zuließ, zu zeigen, wie mir ums Herz war. Ich habe mich durch eine Hölle an Leid durchkämpfen müssen — — und wenn Sie mir heute vorwerfen, ich predige meinen Mitschwestern Mißtrauen und Feindseligkeit wider den Mann, so war er es, der mich dazu getrieben hat, denn er hat meine Seele vergiftet!"

In höchster Erregung hatte Christa diese Worte gesprochen. In dem blassen Gesicht blitzten die Augen, und zwischen ihren starken Brauen hatte sich eine schwere Falte gebildet. Stumm und mit zu Boden gesenktem Blick saß Grüneisen vor ihr. Das Impulsive und Leidenschaftliche in der Natur Christas, das in diesem Moment zum ersten Mal in seiner Gegenwart zum Durchbruch kam, wirkte erregend auf ihn. Ein prickelnder Reiz durchzitterte seine Nerven. Er begriff, daß ein Wesen von der Empfindungstiefe Christas anders beurteilt zu werden verdiente als ein Durchschnittsweib; daß die Charakterlosigkeit des Grafen Dornach ihre ganze Seele mit Sturmesgewalt durchpeitscht und alles, was in ihr blühte und keimte, vernichtet haben mußte.

Ein tiefes und inniges Mitgefühl überschlich ihn. „Ich beklage Sie tief, Fräulein," sagte er, „und ich verstehe, daß Sie schwer gelitten haben müssen. Ich will auch kein Wort der Verteidigung für den Grafen Dornach sagen — nur eins kann ich nicht unterdrücken, weil auch ich ehrlich sein will wie Sie. Danken Sie Gott, daß es so gekommen und daß der Graf seinem Vorsatz, Sie zu seinem Weibe machen zu wollen, untreu geworden ist! Bei Ihrem Charakter, Ihrem leicht verletzlichen Stolze und der Innigkeit Ihres Fühlens hätten Sie an seiner Seite noch viel bitterer kämpfen müssen, als es bisher der Fall gewesen ist. Sie würden seelisch zu Grunde gegangen sein."

„Ich glaube es," versetzte sie düster, „und ich beklage mein Geschick auch nicht. Käme er heute zu mir und böte er mir zum zweiten Male sein Herz und seine Hand und seine Krone, so würde ich ihn kaltblütig, ohne Zuckung, ohne daß auch nur eine Fiber in mir sich rührte, von mir weisen. Lächeln Sie darüber und spotten Sie meinetwegen, daß ich gut reden könne, nun, da alles vorbei ist. Es ist doch so! Vergessen Sie nicht, was zwischen heute und damals liegt: das Leid, das mich zur Selbstprüfung zwang. Wäre Graf Egon ein anderer gewesen, und ich selbst leichtfertiger als ich bin — ich hätte den Herzenskummer vielleicht wirklich rasch überwunden. Aber der Graf ist kein Schuft, der nur ein gewissenloses Spiel mit mir treiben wollte — ich wußte, daß er es ernst meinte und daß er mich aufrichtig liebte — daß nur seine unmännliche Schwäche ihn den Bestürmungen seiner Familie nachgeben ließ. Und gerade das hat mich so tief gepackt und so namenlos elend gemacht! Wäre er ein Schurke gewesen — ich hätte mein Herz gezügelt und ihm keine Thräne nachgeweint."

„So aber," fiel der junge Buchhändler ernst ein, und sein Blick senkte sich, während er dies sagte, prüfend in ihr Auge, „so aber konnten Sie ihn nicht vergessen und lieben ihn heute noch ... Nicht wahr, Fräulein Christa; selbst seine Haltlosigkeit und seine Charakterschwäche haben Ihre Liebe nicht zu töten vermocht?"

Sie schüttelte den Kopf. „So wahr ich lebe und vor Ihnen sitze," entgegnete sie, „es ist aus — es ist alles, alles vorbei! Es ist nichts geblieben, als Verachtung und Bitterkeit!"

„Und Sie würden wirklich den Mut haben, ihn abzuweisen, wenn er mit neuer Werbung zu Ihnen käme? Wenn Herr von Eisenschmidt als sein Freund und Vermittler Sie zu überzeugen versuchen wollte, daß der Graf damals nur der force majeure gewichen sei, daß er aber eingesehen habe, nicht von Ihnen lassen zu können und daß er Familie, Besitz und Namen opfern wolle, um Ihnen angehören zu können? Würden Sie den Mut finden, Nein zu sagen?"

„Es gehört kein Mut zu diesem Nein," erwiderte Christa. „Aber viel Mut müßte ich haben, wollte ich dem Manne, der mein Vertrauen so schmählich getäuscht hat, zum zweiten Male blinden Glauben schenken! Das kann ich nicht — das könnte ich nie — und wenn ich auch noch das alte Herz besäße und ihn immer noch liebte! Nein, Herr Grüneisen; wer einmal getäuscht worden ist, der ist gefeit und gewappnet fürs Leben!"

„Und wollen Sie auch Ihre Bitterkeit und Ihre Männerverachtung durch das ganze Leben tragen? Wollen Sie sich durch diese eine große Enttäuschung jedes Glück nehmen lassen? Glauben Sie, daß Ihr Herz ewig vereist bleiben wird? Wenn ein anderer Ihnen seine Liebe gestände — einer, den Sie achten könnten und dem Sie glauben würden — würden Sie ihn auch abweisen um jenes willen, der Sie betrog? . . ."

Sie schaute auf, rasch und plötzlich, und da sie sah, wie sehr der Ausdruck seines Gesichts sich verändert hatte und wie seine Augen leuchtend geworden waren, flutete eine heiße Röte über ihre Wangen und ihre Stirn, bis hinauf zu den Haarwurzeln, und ihre Finger streckten sich, als wollte sie mit den Händen etwas Unerwartetes abwehren.

Er aber harrte nicht erst auf ihre Antwort, nahm von neuem ihre Rechte und küßte sie und sagte dabei in innigem Tone: „Lassen Sie die Vergangenheit begraben sein, Christa, und folgen Sie mir in die Zukunft! Ich stehe sozial tief unter dem, dem der Frühling Ihres Herzens gehörte — aber auch das, was ich Ihnen bieten kann, ist Ihrer wert. Ein treues Herz und ein ehrliches Denken, warme Liebe, die Ihnen das Leben verschönen soll, keine glänzende Stellung, doch eine geachtete, und volle

materielle Sorglosigkeit. Ja, auch das — und auch das muß ich erwähnen, denn es ist in unseren Zeiten ein mitsprechender Faktor im Glück der Ehe. Wollen Sie. mein Weib werden, Christa?" —

Rasch war die Röte auf ihren Wangen heller Blässe gewichen. Sie war wie regungslos.

„Wird Ihnen die Antwort so schwer, Christa?" fuhr er fragend fort. „Oder wollen Sie Zeit zur Überlegung haben? — Ich kann ja nicht verlangen, daß Sie meine Liebe erwidern — ich kann nur hoffen, daß Sie mich lieben lernen. Sie bieten mir mehr als das, was ich Ihnen zu geben vermag. Sie sind schön und gut und edel, tüchtig und wacker, fleißig und strebsam — Sie besitzen alle Eigenschaften, die mich bei dem Weibe, das ich das meine nennen möchte, schätzenswert dünken . . . Sagen Sie mir: gefalle ich Ihnen so wenig, daß ich nicht einmal hoffen darf?" . . .

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Backfische.

Erzählung

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Was ist aus Harry geworden?" fragte der Professor endlich.

„Er hat eine ihm zusagende Stellung in Mexiko. Es geht ihm gut."

Es war eine abermalige Pause zwischen ihnen.

„Wir sind von unserm eigentlichen Thema ‚Hilda' abgekommen," sprach Curt. „Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß man sie unlängst mir zur Frau vorgeschlagen hat?"

„Ihr häufiger Verkehr in ihrem Vaterhause wird Ihren Freunden diesen Gedanken nahegelegt haben. Es fragt sich, wie Sie ihn auffassen."

Er schüttelte den Kopf. „Mein Ideal wäre ein so junges und, wie wir festgestellt, völlig unerzogenes Geschöpf nicht. Was raten Sie mir?"

„Es ist schwer, in solchen Dingen einen Rat zu erteilen. Lernen Sie sie erst näher kennen, um dann selbst zu entscheiden."

Sie konnte es nicht hindern, daß ihr Atem bei den letzten Worten beschleunigter ging. Hilda als Gattin dieses Mannes, ihres einstigen Verlobten!

Aber sie hatte ihn ja von sich gehen heißen, sie hatte noch vor kaum einer Viertelstunde ihren einstigen Ausspruch bestätigt. Konnte sie ihn hindern, sich ein anderes Glück zu suchen? Und die Erfahrung lehrte, daß Männer in seinen Jahren stets die erste Jugend wählten. Hilda schwärmte für ihn und trotz seiner vorhin geäußerten Ansicht über sie würde er den Vorschlag seiner Freunde in Erwägung ziehen.

Ein Frösteln beschlich sie bei diesem Gedanken, doch sie wollte stark sein, wie das harte Leben sie gelehrt zu sein. Sie hatte kein Recht an ihn, keinen Anspruch an das Schicksal mehr, — es mußte ihr genügen, wenn sie ihre Kräfte im Dienste anderer verwenden durfte, im Ringen um das tägliche Brot.

Der Schritt des Präsidenten wurde im Nebenzimmer hörbar.

„Ganz allein?" fragte Herr von Roebern eintretend. „Sind die Mädchen schon fort?"

„Hilda hatte Kopfschmerzen," erwiderte Melanie, „Elly ging mit ihr."

„Ich bin kein Freund des Frauenkopfschmerzes," sprach der Präsident, „und hoffe, daß meine Tochter morgen davon hergestellt ist. Bitte ihr das zu sagen, wenn sie nicht will, daß ich ihr selbst es sage. — Nun aber denke ich, können wir den Abend nicht besser beschließen, als indem wir Ihrem Spiele zuhören, Fräulein Kramer. Etwas Beethoven, wenn ich bitten darf. Er beruhigt die Nerven."

V.

Hildas Kopfschmerz hatte große Lust, auch noch am nächsten Tage anzudauern. Sie kam nicht zum Frühstück. Der Vater empfing diese Botschaft mit gerunzelter Stirn.

„Sagen Sie dem gnädigen Fräulein," herrschte er Johanna an, die den Kaffee holte, „daß ich nachher zu ihr käme. In einer halben Stunde wird sie angekleidet sein."

Das Stubenmädchen ging, die einigermaßen bedrohliche Botschaft auszurichten.

Melanie reichte dem Hausherrn die gefüllte Tasse hinüber. „Darf ich mir eine Bitte erlauben, Herr Präsident?" fragte sie sanft.

„Sprechen Sie sie aus, Fräulein Kramer."

„Lassen Sie mich zu Hilda gehen, ehe Sie Ihren Besuch machen. Es kann sein, daß sie wirklich unwohl ist."

„Ah so, Sie wollen Ihre Hand schützend über das eigensinnige Mädchen halten, das Strafe verdiente, weil sie auf ihrem Trotz beharrt."

„Nicht das. Ich will versuchen, sie zu über-

zeugen, daß es sich leichter lebt, wenn man zu gegenseitigem Nachgeben bereit ist."

Der Präsident nahm die Zeitung zur Hand; ein Blick des Wohlgefallens streifte das ruhige Antlitz Melanies.

„Sie wissen Ihre Gründe stets einleuchtend zu machen," bemerkte er. „So gehen Sie zu ihr und ich werde mich freuen, wenn Hilda sich von Ihnen überzeugen läßt."

Melanie verließ das Zimmer, sobald das Frühstück beendet war. Elly hing sich an ihren Arm. „Es hilft Ihnen gar nichts," flüsterte sie ihr auf der Treppe zu. „Hilda hört doch nicht auf Sie."

„Woher wollen Sie das so genau wissen, Kleine?"

„Ach, die ist ja viel zu eifersüchtig. Das habe ich erst wieder gestern abend gemerkt."

„Aber zur Eifersucht hat sie doch keinen Grund."

„Wirklich nicht?" lachte das übermütige Kind. „Wenn ich der Professor wäre, ich nähme Sie auch lieber, als die launische Hilda. Und hübscher sind Sie ebenfalls."

„Wie können Sie so thöricht schwätzen, Elly? Wer denkt denn an heiraten?"

„Hilda denkt daran; darauf können Sie sich verlassen," sagte Elly beharrlich. „Wäre das nicht, würde sie Ihnen nicht so gram sein."

„Sind Sie mir auch gram, wie Sie es nennen?" scherzte Melanie, nur um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen.

„O nein, ich habe Sie gern. Sie sind so gut."

„Dank Ihnen für das Wort und nun gehen Sie zurück, damit ich mit Hilda allein sprechen kann."

„Das hörte ich auch gern an."

„Nun, so kommen Sie meinetwegen mit."

Hilda war sichtlich erstaunt, als Melanie bei ihr eintrat. Sie hatte soeben ihren Kaffee getrunken und war in die Betrachtung eines Modejournals vertieft. Die Störung war ihr lästig. Was wollte denn das Fräulein bei ihr?

„Ich höre zu meinem Bedauern, das Sie unwohl sind, liebe Hilda," sprach Melanie nach der ersten Begrüßung, „und wollte Sie fragen, was Ihnen fehlt."

„Sie sind sehr gütig," antwortete Hilda kalt, ohne die Augen von dem Modeblatte zu erheben. „Ich habe Kopfschmerz, weiter nichts."

„Leiden Sie öfters daran?"

„O ja, zuweilen, wenn ich mich geärgert habe."

„Gerade, wie die Lena," schob Elly ein.

Melanie beachtete die Zwischenrede nicht. „Ist solcher Kopfschmerz anhaltend?" forschte sie. „Wünschen Sie etwas Besonderes zu Mittag zu haben? Gewöhnlich kommt ein derartiges Leiden aus dem Magen."

„Bei Hilda scheint die Migräne nicht aus dem Magen zu kommen," meinte Elly. „Drei Hörnchen und drei Zwieback hatten Sie ihr heraufgeschickt und die sind alle verschwunden."

„Bekümmere Dich gefälligst nicht um meine Angelegenheiten, sondern um Deine," fuhr die Kranke auf.

„Ich habe einmal gehört, Migräne würde durch einen neuen Ärger vertrieben," sagte der Kobold des Hauses boshaft. „Papa will, daß Du rasch gesund wirst; vielleicht hilft das."

Hilda drehte sich verdrossen nach der Wand.

„Elly," sprach Melanie ernst, „es ist unrecht, sehr unrecht, jemand zu reizen, und selbst die scherzhafte Absicht entschuldigt dies nicht. — Hilda, Ihr Herr Vater wünscht es allerdings, daß Sie möglichst bald wieder im Familienkreise erscheinen, er wollte selbst zu Ihnen kommen, Ihnen dies zu sagen. Ich erbat mir die Erlaubnis, seinen Wunsch Ihnen zu übermitteln, weil er offenbar verstimmt war."

„Nun, ist Ihnen nicht recht wohl, ihn gegen mich aufgebracht zu haben?" entgegnete Hilda bitter.

„Sie wissen, daß dies nicht der Fall ist," sagte Melanie mit Nachdruck. „Wie kurze Zeit wir uns auch kennen, dies sollten Sie herausgefunden haben, daß ich keinen Unfrieden stifte. — Auch mit Ihnen möchte ich in Frieden leben, Hilda, um der Pflicht willen, die ich nach Ihres Herrn Vaters Willen für Sie übernommen, und so komme ich Sie zu fragen, ob es denn keine Möglichkeit giebt, uns zu verständigen, ob Sie durchaus nicht das Vertrauen zu mir fassen können, daß mein Mühen, mein Bestreben auch für Sie ein redliches ist?"

Hilda drückte ihren Kopf tiefer in die Kissen.

„Ach, Fräulein, muß denn das heute sein, daß Sie darüber sprechen? Sie sehen doch, daß ich nicht wohl bin."

„Ich muß es Ihnen glauben, wenn Sie es behaupten, obgleich Ihr Aussehen dem widerspricht. Doch sind Sie nicht so krank, ein Wort der Ermahnung nicht hören zu können. Sie sind noch sehr jung, sehr unerfahren. Die Dornenwege des Lebens werden Ihnen nicht erspart bleiben, aber sie gehen sich leichter, wenn wir uns bemühen, Geduld und Nachsicht gegen andere zu üben, selbst wenn wir uns in Zuneigung nicht zu ihnen hingezogen fühlen. Ein wenig Entgegenkommen hier, ein wenig Nachgeben dort und wir vermeiden manche Klippe, die uns verderblich werden konnte. Diese Kunst will jedoch frühzeitig gelernt sein, damit wir darin Meister werden. Das tägliche Leben besteht aus Kleinigkeiten oft geringfügigster Art, doch können sie zu großen Plagen werden, wenn wir sie stets nur nach unserem eigenen Willen lenken wollen. Es waren Kleinigkeiten, die zwischen uns verschiedene Zerwürfnisse hervorriefen, und es war meist Ihr Eigenwille, der sich Ihrer besseren Einsicht widersetzte, — wollen Sie nicht versuchen, sich zukünftig mehr zu beherrschen und uns auf diese Art unser Zusammenleben erleichtern?"

Hilda schwieg. Ihr Verstand flüsterte ihr zu, daß Melanie recht habe, aber ihre Abneigung war zu groß, um sich zu einem Zugeständnis herbeizulassen.

„Sie wollen mir kein Versprechen geben," sagte Melanie, als sie vergebens einer Antwort gewartet hatte. „Ich weiß es wohl, daß es schwierig ist, einem ungeliebten andern es einzugestehen, daß wir unser Unrecht erkennen. Sei es darum! Ich bringe nicht in Sie. Nur bitten möchte ich Sie, meine

Worte in Erwägung zu ziehen, auch um Ihres Herrn Vaters willen, der in seinem Hause Frieden und Eintracht sehen will. — In seinem Sinne auch erinnere ich Sie daran, Ihr heutiges Unwohlsein nicht zu übertreiben und jedenfalls bei Tische anwesend zu sein. Es würde mich schmerzen, zögen Sie sich seine abermalige Unzufriedenheit zu. Auf Wiedersehen also um ein Uhr!"

Die leichten Schritte des Fräuleins waren auf dem Korridor verhallt. Elly kam aus der Fensternische hervor, in welcher sie gesessen.

„Wie nett sie sprechen kann!" sagte sie nachdenklich. „Weißt Du, Hilda, die Predigt habe ich Dir gegönnt. Das ging ihr ja wie ein Wasserfall von den Lippen. Nun, wie ist es mit Dir, Prinzessin? Wird Eure Hoheit nachgeben? Verdient hätte sie es um Dich!"

Hilda ballte das Modejournal zusammen. „Ich denke nicht daran," erwiderte sie grämlich. „Die will sich nur bei Papa einschmeicheln, wie bei allen übrigen, weiter nichts."

* * *

Trotz dieser Erklärung wagte es Hilda nicht, bei der Mittagsmahlzeit auszubleiben. Der Vater empfing sie ernst, aber nicht unfreundlich und erteilte ihr die Erlaubnis, nachmittags zu der Baronin Herrnstein zu gehen.

Die Unterhaltung bei Tische wurde fast nur zwischen ihm und Melanie geführt, Elly mochte in des Vaters Gegenwart ihrer Zunge nicht freien Lauf lassen. Hilda verhielt sich beobachtend.

„Sei um sechs zu Hause," sagte der Präsident zu ihr, „wir gehen in Händels ‚Messias'."

„In ein geistliches Konzert?" entgegnete Hilda erstaunt. „Und alle?"

„Ja, alle. Fräulein Kramer sagte mir, daß sie den ‚Messias' vor zehn Jahren zuletzt gehört habe und sich sehr dafür interessiere."

„Also nur ihretwegen," dachte Hilda erzürnt und ging mit kaltem Gruße an Melanie vorbei in ihr Zimmer, sich zu dem beabsichtigten Besuche anzukleiden.

Die Baronin Herrnstein lebte erst seit einem Jahre in der Stadt. Sie hatte seit ihres Gatten Tode längere Zeit in Zurückgezogenheit auf dem Lande zugebracht und trat jetzt wieder in die Geselligkeit zurück, welche der schönen und liebenswürdigen Witwe bereitwillig entgegenkam.

Hilda und Elly waren von der allgemeinen Bewunderung für die Baronin mit fortgerissen, wenn sich diese freilich auch mehr auf Äußerlichkeiten, — ihre reichen Toiletten, ihre geschmackvolle Einrichtung und ähnliches beschränkte.

Frau von Herrnstein begrüßte ihren jugendlichen Besuch in ihrer gewohnten anmutigen Art und forderte Hilda auf, mit ihr den Thee zu nehmen.

„Wir können nachher noch eine Spazierfahrt machen," fügte sie hinzu, „und gegen sieben Uhr bringe ich Sie nach Hause."

„Ach, so lange darf ich leider nicht bleiben," seufzte Hilda, „Papa will mit Fräulein Kramer in den ‚Messias' gehen und da soll ich mit."

„Nun, ein so schönes Konzert zu hören, ist kein Unglück," tröstete die Baronin. „Sie werden davon einen größeren Genuß haben, als von meiner Spazierfahrt."

„Nein, gewiß nicht," versicherte Hilda, „und wenn ich nicht mitdarf, wäre ich schon lieber in das Theater gegangen."

„Der Papa wird den ‚Messias' vorziehen."

„O, der thut es nur, weil unser Fräulein es gern wollte. Er thut ja alles, was sie will."

Die Baronin schaute überrascht auf. „Ihr Herr Vater ist eben ein Mann der besten Erziehung," sagte sie dann, „er nimmt auf alle Rücksicht, die mit ihm in Berührung kommen. So ist es natürlich, daß er auch gegen Fräulein Kramer aufmerksam ist, die übrigens eine vortreffliche Person zu sein scheint."

„Frau Baronin beurteilen sie sehr milde, aber Sie kennen sie nicht."

„Bedarf es dazu so eingehender Bekanntschaft, Kleine?" lächelte Frau von Herrnstein. „Sie machte mir einen durchaus günstigen Eindruck. Welche Untiefen verbergen sich denn hinter ihrem ruhigen und bescheidenem Wesen, um Ihrem Gesichtchen plötzlich einen so feierlichen Ernst zu geben?"

Hilda ließ ihren Kopf sinken. „Ach, ich bin sehr unglücklich, seit dieses Fräulein in unserem Hause ist," hauchte sie.

„Aber, liebes Kind, dazu ist doch sicher keine Veranlassung," sprach die Baronin freundlich mahnend. „Sie sind zur Führung des Haushaltes, zur Repräsentantin doch noch zu wenig geeignet. Dies sah Ihr Herr Vater ein, als er das Fräulein berief. Ich höre von allen Seiten nur Gutes über sie, auch der Papa ist zufrieden, Ihnen ist eine große Last und Mühe abgenommen, — was wollen Sie mehr?"

„Ich mag sie nicht, ich kann sie nicht leiden," fuhr Hilda auf, „ich wollte, sie wäre nie gekommen."

„Dafür müssen Sie als verständiges Mädchen doch einen Grund haben. Eine Abneigung ohne solchen ist ein Unrecht."

Hilda wußte nicht sogleich zu antworten. Sie mochte der Baronin nicht gestehen, daß der Grund ihrer Abneigung in der Eifersucht auf Melanie wurzelte.

„Stellen Sie sich doch auch vor, meine liebe Hilda," fuhr die Dame fort, „daß die Wahl Ihres Herrn Vaters eine viel ungünstigere hätte sein können. Die Hilfen im Haushalte lassen oft viel zu wünschen übrig. Sie sind oft nicht einmal redlich, öfter intrigant und berechnend, der anderen Fehler nicht zu gedenken, die ich Ihnen nicht nennen möchte."

Hilda vermochte nicht mehr an sich zu halten. „Unser Fräulein ist auch berechnend," rief sie aus. „Sie will heiraten, trotz ihres Alters. Sie schmeichelt sich bei Papa ein; o wer weiß, wohin es noch kommt," Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Die Baronin hatte leicht die Farbe gewechselt. „Sie sehen Gespenster, mein liebes Kind," sprach sie. „Ihr Herr Vater denkt gewiß nicht daran, Ihnen in Fräulein Kramer eine zweite Mutter zu geben.

Vielleicht ist es überhaupt seine Absicht nicht, sich nochmals zu verheiraten. Das Fräulein kenne ich nur wenig, traue ihr jedoch derartige Pläne nicht zu. Ihr Vorurteil verblendet Sie."

„Nein, nein, Papa giebt mir immer unrecht, wenn sie im Spiele ist," klagte Hilda, „und was sie thut, ist recht und gut."

„Er hat Vertrauen zu ihr; das ist begreiflich."

„Ich will aber nicht, daß sie an Mamas Stelle kommt. Das Wort ‚Stiefmutter' ist mir verhaßt."

Die schönen Züge der Baronin überflog abermals ein Lächeln. „Auch, wenn es sich nicht um Fräulein Kramer als Stiefmutter, sondern um eine andere handelte?" fragte sie.

„Auch dann," erklärte Hilda energisch. „Ich gehe aus dem Hause, wenn Papa eine zweite Frau nimmt."

„Und dennoch, meine Kleine, wäre es heilsam für Sie, eine treue, ratende, ältere Freundin zur Seite zu haben, zu der Sie mit all Ihren Leiden und Freuden kämen. Sie treten jetzt in die Welt und das ist doppelt schwierig für ein mutterloses junges Mädchen."

„Ich habe Freundinnen genug; wozu brauche ich noch eine Gouvernante? Ich war doch in der Pension."

„Sie lieber Eigensinn! Mit siebzehn Jahren ist keines Menschen Erziehung vollendet, ja, recht eigentlich beginnt sie dann erst, weil der eigene Verstand sich von diesem Zeitpunkte an seine Vorbilder des Guten wählt. Die Wahl jedoch, die wir treffen, ist der Prüfstein unseres Wertes."

„So würden Sie Papa auch zureden, sich wieder zu verheiraten?" fragte Hilda mißtrauisch.

„Er hat mich ja noch nicht gefragt, Närrchen. Ihre Einwände aber vermag ich nicht zu unterstützen, wenn sie sich auf nichts Vernünftiges gründen."

Hilda begann es plötzlich in dem reizenden Theezimmer der Baronin unerträglich heiß zu finden Sie ergriff einen Vorwand, sich rasch zu verabschieden und eilte nach Hause, um in einem langen Briefe an ihre Freundin ihr Herz auszuschütten.

„Alle, alle sind gegen mich," klagte sie. „Ich habe niemand, außer Dir . . . Wüßtest Du, wie ich leide, wie ich unglücklich bin!

Ich sehe es noch kommen, diese schreckliche alte Jungfer wird die Herrin im Hause werden. Sie sucht Papa zu umgarnen, da es ihr mit ihm nicht gelungen ist.

O ich glaube, er hält im stillen doch zu mir, nur zeigt er es nicht, aus Furcht vor der Intrigantin, die ihn gewiß gegen mich einnimmt, trotz ihrer Taubensanftmut und ihrer ewigen langweiligen Gefälligkeit. — Wenn er sich doch nur erklärte, das dauert ja gar zu lange! Ich könnte dann ganz anders auftreten. Und auch Papa würde sich von seinem Schwiegersohne überzeugen lassen, daß sie fort muß.

Wüßte ich nur, wie ich es anstellen sollte, sie los zu werden. Fanny, weißt Du keinen Rat?

Mir fiel schon ein, — ach, da klopft es. Man holt mich zum Konzert ab; nachher schreibe ich weiter."

Abends zehn Uhr.

„Das war ein herrlicher Abend. Nie hat mir ein Konzert so gefallen. Wie hätte ich gedacht, daß der ‚Messias' mich so entzücken würde?

Wir kamen hin, ich recht verstimmt, weil ich nicht gern in ein Oratorium gehe, und im Vorsaale trafen wir ihn; er wollte auch hin. Natürlich verabredete er sich mit Papa, die Plätze nebeneinander zu nehmen und zum ersten Male war ich zufrieden, daß ich dem Fräulein den Vortritt lassen mußte. Sie ging mit Papa voran, so mußte er neben mir bleiben und während des ganzen Konzertes mein Nachbar sein.

In den Pausen unterhielten wir uns und ich freute mich jedesmal, wenn die Sänger aufhörten. Von der Musik weiß ich nicht viel, denn ich paßte nicht auf. Ich las immer im Textbuch und zählte die Zeilen, die noch bis zur nächsten Pause abzusingen waren.

Er schien es für Interesse an der Aufführung zu halten, denn er erklärte mir manches und lobte mich, daß ich mich mit so viel Eifer in ein so ernstes Werk versenke.

O, wenn er geahnt hätte, daß ich eigentlich gar nichts davon verstand und mich nur die Pausen interessierten. —

Dann gingen wir nach Hause, er begleitete uns bis vor die Thür. Wenn Elly nicht dabei gewesen und sich beständig an uns geklemmt hätte, ich glaube, er hätte mir seinen Arm angeboten. Wäre doch Elly zu Hause geblieben! Vielleicht hätte er dann schon gesprochen. Was Fräulein wohl für Augen machen würde, wenn ich ihr als Braut des Professors Curt Gerold entgegenträte? Ich kann ihre übergroßen Augen ohnehin nicht leiden. Wenn sie lebhaft wird, sprühen sie förmlich Funken. Papa behauptet, ihre Augen seien geistvoll. Ich finde das nicht. Eine ältere Person, wie sie, darf ihre Blicke gar nicht mehr so spielen lassen.

Das ist einfach unpassend und nur darauf berechnet, die Aufmerksamkeit der Herren auf sich zu ziehen.

Nun, es hilft ihr nichts. Ich bin die Erwählte, ich fühle es; mir sagt es mein ahnendes Herz. Wer wird nach einer verblühten Wegeblume greifen, wenn er die eben erschlossene Rose vor sich sieht?

Ist der Vergleich nicht sehr poetisch? Die Liebe macht mich zur Dichterin. Wer weiß, welche Talente noch in mir schlummern, die erst im Sonnenschein des Glückes zur Entfaltung gelangen!

‚Frau Professorin!' Wie das klingt! Ich spreche es vor mich hin und kann es nicht genug hören.

Lebe wohl, Du bist die erste, die von meinem Glücke erfährt.

Tausend Küsse von

Deiner Dich innig liebenden

Hilda."

VI.

„Ich habe Ihren Rat befolgt, Fräulein Melanie," sagte der Professor einige Wochen nach der Messiasaufführung, „und mich mit Hilda etwas eingehender beschäftigt."

„Und zu welchem Ergebnisse sind Sie gelangt?" fragte Melanie ohne Erregung.

„Ich äußerte schon einmal, daß ich zu alt für ein so unfertiges, junges Geschöpf sei, sogar für diese Art der Unterhaltung, die sich doch nur in Nichtigkeiten bewegt."

„Für die Mehrzahl der Männer hat das kindliche Geplauder einen größeren Reiz, als die geistreichste Erörterung wichtiger Fragen."

„Begreifen Sie das, die nie ein leeres Geschwätz mochte und die so früh im selbständigen Denken sich übte?"

„Nein. Ich führe es auf verschiedene Ursachen zurück."

„Auf welche, Melanie?"

„Ich denke mir, daß viele Männer in ihrem Berufe, in der angestrengten Thätigkeit des Tages genügend Gelegenheit finden, die Kräfte ihres Geistes zu erproben, und daß sie in der Frauenunterhaltung ein Ausruhen, aber keine neue Anstrengung suchen. Oft fragte ich mich, wenn ich ein Gespräch mit anhörte, ob nicht die Gabe der Rede zu schade wäre, sie auf solche Weise zu verschwenden."

„Sie mögen mit dem angegebenen Grunde nicht ganz unrecht haben, wenn er auch für uns starkes Geschlecht nicht gerade schmeichelhaft ist. Denn eine so gewaltige Kraftanstrengung des Geistes dürfte ein Gespräch mit einer klugen und unterrichteten Frau doch für den Mann nicht sein, um ihr ein nichtiges Gerede vorzuziehen, nach welchem ich wenigstens mich ermüdeter und abgespannter fühle, als nach einer Diskussion mit meinen Kollegen."

„Es giebt noch einen zweiten Grund," sagte Melanie scherzend. „Vielleicht ist dieser Ihnen einleuchtender."

„Ich bin begierig, ihn zu hören," erwiderte Professor Gerold gleichfalls lächelnd.

„Ich las einmal den Ausspruch eines bekannten Schriftstellers, ‚alles ist reizvoll, was jung ist'. So mag auch das Geplauder eines jungen Wesens, von dem Sie ja keine tieferen Kenntnisse, keine Reife des Urteils verlangen können, nur durch seine naive Form den Zauber üben, der unbestreitbar ist."

„Sie sollten einfach sagen: wenn der Mann verliebt ist, läßt er sich eben alles vorschwatzen und ist davon entzückt."

„Sie drücken sich drastisch aus, aber ich leugne die Wahrheit Ihrer Ansicht nicht. Die Liebe ist, trotz unserer herrlichen Dichter, nicht geistreich. Sie ist wohl zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um es zu sein."

„Es fragt sich aber doch immer noch, was Liebe überhaupt erweckt und welches die Ansprüche sind, die man gegenseitig aneinander stellt."

„Das ist individuell. Sie werden, gleich mir, im Kreise der Menschen, die Sie kennen, die Erfahrung gemacht haben, daß Neigung ebensowohl das Werk eines Augenblickes, wie das Ergebnis langen Verkehrs sein kann. Nur wie sie dann ausdauert in den Anfechtungen des Lebens erweist es, ob sie die echte war."

Das Gespräch wurde in der offenen Veranda des Hauses geführt, auf der man später den Thee nehmen wollte. Der Präsident war noch nicht zu Hause; Hilda und Elly hatten Besuch.

Curt Gerold antwortete auf die letzte Bemerkung Melanies nicht. Als sie zu ihm aufblickte, trafen seine Augen sie mit seltsamem Ausdruck — war es der Vorwurf, der darin geschrieben stand, daß auch ihre einstige Liebe die Prüfung nicht bestanden? Sie vermochte den Blick nicht zu ertragen, wie tausendmal ihr Gewissen in den vergangenen Jahren ihr zugeflüstert hatte, daß sie recht gehandelt, sein hoffnungsvoll aufgehendes Leben nicht an ihr verdunkeltes zu fesseln.

„Wo sind die jungen Damen heute?" fragte er, um das vorige Thema zu ändern.

„Es kamen zwei Freundinnen, sie zu besuchen, Fräulein von Trach und Fräulein Rothkirch. Sie sind, wie es scheint, Hildas liebster Umgang."

„Was sie aber nicht hinderte, beiden neulich schonungslos nachzuäffen und all ihre Fehler und Eigenheiten mir herzuzählen."

„Das thut sie leider mit Vorliebe. Mein Ermahnen dagegen ist fruchtlos."

„Nun, wenn es ihren besten Freundinnen so ergeht, können wir uns ja nicht wundern, wenn sie uns ebenso bedenkt."

„Sie wird Ausnahmen machen und mit der Zeit diesen häßlichen Fehler ablegen."

„Sie sind Idealistin und werden es trotz aller Enttäuschungen bleiben."

„Ich hoffe das, denn ich halte den für wahrhaft unglücklich, der den Glauben an die Menschheit verliert."

Die Stimmen der Töchter des Hauses ließen sich im Garten vernehmen. Hilda und Elly begleiteten ihre Besucherinnen zur Pforte und kamen dann auf die Veranda.

„Sie schon hier, Herr Professor?" rief Hilda, unangenehm überrascht, daß er mit Melanie allein war.

„Ich bin seit länger als einer halben Stunde hier," erwiderte er. „Die jungen Damen aber verschmähten mich, weil sie bessere Unterhaltung hatten."

„Ach bewahre," meinte Hilda. „Die dummen Dinger gingen nur nicht fort."

„Du hast sie ja immer gebeten, zu bleiben," sagte Elly.

„Das brauchten sie nicht wörtlich zu nehmen. Wie kann man so fest kleben?"

Curt Gerold schaute zu Melanie hinüber, doch diese wich dem Blicke aus; sie glaubte seine Gedanken zu erraten.

„Fräulein Hilda," bemerkte er, „da muß man sich vor Ihnen also recht in acht nehmen, wenn Sie einem etwas Angenehmes sagen. ‚Bitte zu bleiben' heißt in Ihrer Umgangssprache ‚entfernen Sie sich

schleunigst', und ,ich liebe Dich als meine beste Freundin' bedeutet ,Du bist mir unausstehlich'."

Elly lachte rücksichtslos.

Hilda wurde verlegen. „Man macht doch Ausnahmen," sagte sie.

„Das behauptete Fräulein Kramer vorhin auch mit Bezug auf Sie."

„Hat sie von mir gesprochen?" fragte Hilda hastig.

„Ja, und Sie, wie so oft, verteidigt, als ich mir erlaubte, Sie recht kritisch zu nennen."

„Fräulein Kramer möge sich nicht bemühen. Mir ist es gleich, wie man mich findet."

„Das sollte es einem jungen Mädchen in Ihren Jahren niemals sein. Erst wenn ein gereifter Mensch an jedem Platze sich bewährte, auf den das Schicksal ihn rief, hat er das Recht, das Urteil der Menge geringe zu schätzen, die oft die Beweggründe dieser und jener notwendigen Handlung nicht kennt und daher der wohlwollendsten Absicht mit Mißtrauen begegnen kann. Es giebt Menschen, die auch von denen falsch beurteilt werden, die Ursache hätten, ihnen mit tiefer Dankbarkeit ergeben zu sein, und sie müssen sich mit der Achtung, dem Vertrauen der vielen anderen trösten, die ihren wahren Wert erkannt. — Sie aber, gnädiges Fräulein, stehen noch im Anfange des Lebens und die Aufgaben, in denen Sie sich bewähren sollen, harren Ihrer erst. So wüßte ich nicht, was Sie berechtigte, die gute oder böse Meinung der Ihnen Fernstehenden zu verachten, und warum Sie es nicht vorziehen wollten, für gut, anspruchslos und liebenswürdig, als für das Gegenteil zu gelten."

„Es finden mich sehr viele liebenswürdig," entgegnete Hilda pikiert. „Nur Sie, Herr Professor, fangen an zu tadeln und zu mäkeln, wenn Sie mit Fräulein zusammen sind."

„Aber Hilda," erinnerte Melanie gelassen.

Elly sprang hinter den Stuhl des Fräuleins und legte die Arme um ihren Hals. „Ach, hören Sie doch nicht auf sie. Ich sagte Ihnen ja schon längst, was das für einen Grund hat. Willst Du ihn wissen, Hilda?"

„Nicht doch, nicht doch, Kleine," wehrte Melanie ab. „Sieh, dort kommt der Papa, aber was ist denn das? Die Baronin Herrnstein begleitet ihn."

Sie erhob sich von ihrem Sessel, der Dame entgegenzugehen, die am Arme des Präsidenten soeben die Stufen erreichte.

„Ich bringe unserem Hause heute einen seltenen und darum hochzuehrenden Gast," sprach Herr von Roebern. „Die Frau Baronin hatte einen kleinen Unfall mit dem Wagen und war genötigt auszusteigen. So bat ich sie, bei uns auszuruhen, bis der Schaden gebessert sei, und schätze mich glücklich, daß sie uns die Ehre erweist."

„Die Deichsel meines Wagens brach," erläuterte die Baronin, „ich schickte den Diener nach einem anderen, und während ich wartete, wurde mir die liebenswürdige Einladung zu teil, der ich gerne folgte, da ich Ihren schönen Garten schon lange zu sehen wünschte."

„Der Garten legt soeben erst sein Frühlingskleid an," sagte Melanie, „befehlen Frau Baronin ihn sogleich zu durchwandern, so werden wir alle mit Freuden Führer sein."

„Nein, ich denke, zuerst plaudern wir ein wenig, wozu dieser Platz so besonders geeignet ist," sprach die anmutige Frau. „Da sind ja auch die lieben Mädchen und Sie, Herr Professor; welch hübsche Überraschung! Ich sollte meinem Kutscher dankbar sein, mir diese gemütliche Stunde verschafft zu haben."

Sie nahm unter dem Zeltdache Platz, das den Altan gegen die Abendsonne schützte. Bald war eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Die Baronin wandte sich oft mit einer Frage, einer Bemerkung an Melanie, die sie fast absichtlich auszuzeichnen schien.

Die beiden Schwestern blieben stumme Zuhörerinnen des Gespräches, das sich um Tagesfragen, um Musik und Litteratur bewegte. Hilda fühlte sich, wie so oft, durch Melanie in den Schatten gestellt, die auf all diesen Gebieten zu Hause war. Wer auch so sprechen könnte! Ihr treffendes Urteil, das dennoch mit so viel Zurückhaltung gegeben wurde, rief mehr als einmal die Bewunderung und Anerkennung der Baronin hervor.

Als Melanie sich entfernt hatte, um einige Anordnungen für den Thee zu geben, konnte Frau von Herrnstein nicht umhin, dies offen zu äußern.

„Sie haben eine überaus glückliche Wahl in der Repräsentantin Ihres Hauses getroffen, Herr von Roebern," sagte sie. „Welch taktvolle, feingebildete Dame ist Fräulein Kramer doch!"

„Sie gefällt Ihnen, gnädige Frau; ich bemerke das mit Genugthuung," sprach der Präsident. „Auch ich kann mir nur gratulieren, sie gefunden zu haben."

„Gefallen," erwiderte die Baronin, „ist wohl nicht einmal genügend für mein Empfinden. Ich fühle mich zu Fräulein Kramer hingezogen, wie selten zu einem Menschen und denke, daß dies jedem so ergehen müßte, der sie kennt."

Der Professor blickte dankbar die Sprecherin an. Herr von Roebern schwieg; ihm mochte seiner ältesten Tochter Abneigung in den Sinn kommen, die mit angenommener Gleichgültigkeit die Blätter des neben ihr stehenden Pomeranzenbaumes abzupfte.

Melanie kehrte zurück, gefolgt von dem Diener, welcher den Thee brachte. Der Abend verging in heiterster Weise. Frau von Herrnstein ließ sich den Garten und die Räume des Hauses zeigen, unter welchen die Bibliothek und das Musikzimmer ihr besonderes Interesse erregten. Melanie mußte sich an den Flügel setzen, um etwas vorzutragen und dann die Baronin zu einem Liede begleiten.

Mit süßer, klarer Stimme sang Frau von Herrnstein einige Lieder von Schubert und Schumann, die ihren kleinen Zuhörerkreis entzückten.

„Wir müssen öfter zusammen musizieren," sagte sie, als der Beifall schwieg, zu Melanie. „So gut, wie Sie, weiß niemand mich zu begleiten. Bestimmen Sie, ob Sie zu mir kommen mögen oder ob ich Sie besuchen darf."

„Frau Baronin sind sehr gütig, mit meinen

Leistungen fürlieb zu nehmen," entgegnete Melanie, „doch fürchte ich, daß es mir an Zeit fehlen wird."

„Aber Fräulein Kramer," fiel der Hausherr ein, „davon kann doch nicht die Rede sein, wenn es sich um einen Wunsch der gnädigen Frau handelt. Richten Sie die Musikübungen ganz nach Ihrem Ermessen ein, Sie sind in meinem Hause völlig unbehindert, über Ihre Zeit zu verfügen."

„Es wird, so gerne ich es möchte, schwer halten, meine häuslichen Verpflichtungen mit längerer Abwesenheit zu vereinen," sprach Melanie. „Wie hoch ich auch die Güte des Vorschlages anerkenne, ich wage doch der Frau Baronin nicht das Ansinnen zu stellen, sich hierherzubemühen, da der Weg von Ihrer Villa ein weiter ist."

„Dies letztere wäre kein Hindernis, Fräulein Kramer," sagte die Baronin, „denn ich habe ja den Wagen zu den Fahrten in die Stadt hinein. Ist es Ihnen recht, so komme ich einmal in der Woche zu Ihnen, meine lange vernachlässigte Kunst wieder aufzufrischen, vorausgesetzt, daß wir niemand mit unseren Übungen stören."

„Mein ganzes Haus steht Ihnen zu Diensten," versicherte Herr von Roebern. „Mein Amt hält mich überdies so viel entfernt, daß diese Besorgnis nicht vorhanden sein darf; meine Töchter jedoch können sich glücklich schätzen, hier und da zuhören zu dürfen."

Elly klatschte in die Hände. „O, das wird herrlich werden," rief sie. „Freust Du Dich nicht, Hilda?"

Doch ihre Schwester schwieg.

Die Zeit wurde festgesetzt, zu der die Übungen stattfinden sollten. Man wählte eine späte Nachmittagsstunde, da Melanie dann ihrer wirtschaftlichen Pflichten entledigt war, und allseitig befriedigt trennte man sich. —

„Wie lieb die Baronin mit unserem Fräulein ist," bemerkte Elly, als die beiden Mädchen auf ihr Zimmer gingen, „gar nicht stolz. Und die Melanie ist ganz wie eine Dame."

„Sprich nicht immer von ihr; ich kann das nicht leiden," unterbrach Hilda sie unmutig.

„Du sprichst auch immer von ihr, freilich nicht im guten, sogar mit der Lena und der Johanna. Ich habe es erst gestern gehört."

„Ich hasse es nun einmal, daß sie sich überall lieb Kind macht."

„Du thust das allerdings nicht."

„Ich kann nicht sanfte Augen machen, aller Welt gefällig sein und süße Worte lispeln."

„Nein, im Gegenteil, Du bist seit einiger Zeit greulich."

Hilda würdigte die Schwester keiner Antwort, sondern setzte sich an ihren Schreibtisch. Elly begab sich in das nebenan befindliche Schlafzimmer.

„Wenn Dein Geschreibsel an Deine heißgeliebte Fanny wieder bis Mitternacht dauert, sage ich es Fräulein und Papa," rief sie noch durch die Thür. „Die wird bald genug davon haben, denn sie antwortet Dir nicht halb so oft, als sie Deine Episteln empfängt."

Damit hatte es seine Richtigkeit. Die Herzensfreundin Hildas war keine eifrige Korrespondentin. Sei es, daß sie nichts Besonderes mitzuteilen hatte, sei es, daß ihr das Schreiben überhaupt kein Vergnügen machte, — es vergingen auch diesmal Wochen, ehe Hilda die ersehnte Antwort auf ihre Klagen in den Händen hielt. Dafür war auch das Schreiben etwas umfangreicher, als sonst, und sogar versiegelt.

Hilda eilte mit dem Briefe in den Garten, an irgend einem versteckten Platze ihn ungestört zu lesen. Im Musikzimmer waren die Baronin und Melanie; sie durften sie nicht überraschen. Das Zuhören bei den Gesangesübungen war Hilda langweilig; merkwürdig, daß der Papa dies nicht auch fand. Aber nein; er kam jetzt häufig früher nach Hause und setzte sich, wenn die Damen am Klavier waren, geräuschlos in das Nebenzimmer, um ungesehen dem Gesange zu lauschen. Zuweilen begrüßte er auch die Baronin, wenn die Übungen beendet waren; Hilda ärgerte sich jedesmal, daß er von dem Singen so viel Wesens machte.

Nun, heute wollte sie sich wenigstens im Salon nicht blicken lassen. Dort war die Laube, in der sie ihren Brief zu lesen beabsichtigte, dessen Umschlag sie schon unterwegs geöffnet hatte.

Er begann mit den üblichen Entschuldigungen wegen des langen Schweigens, erging sich dann in Schilderungen des häuslichen Lebens, der stattgefundenen Festlichkeiten, dann kam eine Mitteilung, die Hilda emporzucken machte. Mit gespannter Aufmerksamkeit las sie die folgenden Zeilen:

„Du leidest noch immer, meine arme Hilda, unter der Anwesenheit Eures Fräuleins, die nach Deiner Beschreibung eine sehr unangenehme Person sein muß, und fragst mich um Rat, wie Du Dich von ihr befreien könntest. Ich glaube Dir ein Mittel hierzu geben zu können und Du ersiehst daraus, daß ich für Dich thätig war, obgleich ich nichts von mir hören ließ.

Zufällig traf ich nämlich mit einer Familie zusammen, die sie von früher her kannte und an dem Orte gelebt hat, wo sie ihre Jugend verbrachte. Von denen hörte ich Dinge, die sie bei Euch sofort unmöglich machen müssen, denn eine Person, in deren Hause solche Sachen vorgekommen sind, kann man doch nicht behalten.

Also denke Dir: ihr Vater war Rektor und hatte Gelder unterschlagen, die ihm anvertraut gewesen. Man hat sich Mühe gegeben, es zu vertuschen, aber die Summe, die noch dazu verwaisten Kindern gehörte, konnte nicht mehr ganz herbeigeschafft werden und er wurde verurteilt, soll aber noch vorher gestorben sein, ehe er in das Gefängnis kam.

Ihr Bruder ging nach Amerika, da er kein Geld mehr zum Studieren hatte, sie selbst war damals verlobt mit einem jungen Doktor oder Privatdocenten. Das ging denn auch auseinander. Wahrscheinlich wird er nicht mehr gewollt haben, und sie nahm Stellen an, bald hier, bald dort, um zu leben.

Die Leute, mit denen ich darüber sprach, lobten sie übrigens. Sie wird erst als alte Jungfer

so gräßlich geworden sein, wie Du sie schilderst. Angenehm sind solche Erlebnisse ja nicht, die können einen Menschen schon verbittern."

* * *

Hilda lies den Brief in den Schoß sinken; sie vermochte nicht weiter zu lesen in dem Chaos der Empfindungen, die auf sie einstürmten.

Triumph, Schadenfreude, befriedigte Rachsucht, — die ganze Stufenleiter schrankenloser Gehässigkeit schienen die Gedanken zu erklimmen, die in ihr auf und ab wogten, bis sie sich endlich in dem einen vereinigten: daß jetzt die Stunde gekommen, die ihr Genugthuung für die erlittenen Leiden bringen mußte, indem sie die Urheberin derselben mit Schmach bedeckt aus dem Hause stieß.

Nach Art der kleinlichen und niedrigen Naturen war sie auch weit entfernt, für das traurige Geschick Melanie Kramers Mitleid zu empfinden. — Nur das Gefühl der Befriedigung ward in ihr vorherrschend, daß ein Wesen, dessen sittliche Vollkommenheit so oft ihren Neid erweckt, einen Makel aufzuweisen habe, der schwerwiegend genug war, sie in den Augen der Welt herabzusetzen, der Welt, die es so selten verzeiht, daß es unter der ungezählten Menge nichtssagender Geschöpfe auch solche giebt, vor denen man sich unwillkürlich beugen muß, weil sie hoch über uns zu stehen scheinen.

Hilda ging in Nachdenken versunken in das Haus zurück, um mit den Ihren bei dem Abendessen zusammenzutreffen. Sie war heute in glänzender Laune. Nur wenn ihr Blick auf Melanie fiel, nahm ihr Gesicht einen spöttischen Ausdruck an.

VII.

Der folgende Tag war zu einem Ausfluge nach dem benachbarten Walde ausersehen. Die Baronin, der Professor und einige befreundete Familien sollten daran beteiligt sein.

Die Mundvorräte wollte man in Körben verpackt mitnehmen. Melanie hatte mit Lena noch bis tief in die Nacht hinein zu thun, um alles vorzubereiten; immer fiel ihr noch etwas ein, das man mitnehmen könne, um die Mahlzeit festlicher zu gestalten.

„Hier noch ein Glas Himbeergelee, Lena," sagte sie zuletzt. „Den ißt Fräulein Hilda besonders gern."

„Na, für die packte ich keinen Himbeergelee ein," murrte die Köchin. „Die verdient das doch wahrlich nicht um Sie."

„Lassen Sie das, Lena," mahnte Melanie.

„Ach, was zuviel ist, ist zuviel," sagte Lena. „Das Fräulein sind gut zu jedermann und sollten nur wissen, was Fräulein Hilda Ihnen immer nachsagt."

„Ich will es gar nicht wissen."

„Sie sollten ihr einmal tüchtig die Wahrheit draufgeben. Erst heute abend lachte sie wieder über Sie und meinte, jetzt wüßte sie etwas von Ihnen und Sie würden sich wundern."

„Nein, nein, Lena, nichts mehr davon," sprach Melanie ernst. „Das sind Worte, auf die man nicht achtet. Helfen Sie mir die Pasteten fest verschließen und sehen Sie nach, ob Martin den Korb mit Wein gepackt hat."

Die Köchin hätte gern noch etwas hinzugefügt, wagte aber das Gespräch nicht fortzusetzen. Melanie erteilte noch einige Anordnungen für den nächsten Tag und zog sich dann in ihr Zimmer zurück, um mit dem frühen Morgen wieder an ihrem Platze zu sein.

Das Wetter schien den Ausflug begünstigen zu wollen. Ein erfrischender Regen hatte über Nacht den Staub gelöscht, doch heute zeigte sich kein Wölkchen am Himmel, die Stimmung der kleinen Gesellschaft, die durch die blühenden Fluren dahinfuhr, wurde dadurch noch mehr gehoben, — man durfte mit Gewißheit auf einen genußreichen Tag hoffen.

Der Präsident, die Baronin, Melanie und noch eine andere Dame befanden sich in dem ersten Wagen, der Professor mit den beiden Schwestern in dem letzten. Hilda betrachtete dies als einen besonderen Glücksumstand; schon daß Melanie ihr nicht im Wege war, machte sie froher.

Und wie liebenswürdig und aufmerksam er heute war, gar nicht zum Tadeln aufgelegt, wie sonst zuweilen. Wer weiß, was er beabsichtigte, — vielleicht sollte dies der glücklichste Tag ihres Lebens werden. Wie, wenn sie den Rückweg als Braut anträte? Sie richtete sich unwillkürlich höher empor. Die Blumen am Wege schienen ihr zuzunicken, die Vögel über ihr den inneren Jubel zu verkünden, der sie erfüllte.

Nach mehrstündiger Fahrt wurde auf einem freien Platze im Walde Rast gemacht, die Decken und Plaids ausgebreitet und das Frühstück eingenommen.

Dann zerteilte die Gesellschaft sich in verschiedene Gruppen. Man beschloß Erdbeeren zu suchen, die bei dem Mittagessen den Nachtisch bilden sollten.

Hilda hatte es mit einiger List einzurichten gewußt, daß der Professor an ihrer Seite blieb. Elly war mit zwei Freundinnen bereits davongeeilt; die ersehnte Stunde des Alleinseins war gekommen.

Um zu den Erdbeeren zu gelangen, mußte man die Straße verlassen und tiefer in den Wald gehen. Hilda heuchelte bei dem Überschreiten jedes kleinen Grabens, jeder Unebenheit des Weges eine ungemeine Angst, um Curt zu veranlassen, ihr so oft als möglich stützend die Hand zu bieten.

Er erinnerte endlich an den eigentlichen Zweck ihres Ganges.

„Wir verlieren uns im Dickicht, Fräulein Hilda. Hier können doch unmöglich Erdbeeren wachsen, welche wir suchen wollten."

„Die anderen werden genug finden," meinte Hilda leichthin. „Weshalb sollten wir uns dafür opfern?"

„Gemeinsam etwas zu leisten macht immer Vergnügen," bemerkte er, „und außerdem haben wir es

Fräulein Kramer versprochen, die uns mit Recht schelten kann, wenn wir so träge gewesen."

Hilda verzog den Mund. „Das letztere würde meinen Eifer nicht erhöhen," sagte sie ironisch.

Curt bog einen herabhängenden Zweig zurück. „Noch immer die alte Feindseligkeit?" fragte er. „Wenn Sie mir doch endlich einen Grund dafür angeben wollten!"

Hilda zuckte die Achseln. „Ich habe Gründe genug und ich begreife nicht, wie Sie sich beständig zu ihrem Verteidiger aufwerfen können, da Sie sie doch so lange kennen."

„Eben darum. Kennte ich sie nicht, würde ich sie nicht so schätzen."

„Ich glaube nicht, daß alle Menschen Ihrer Meinung sind."

„Das verlange ich auch gar nicht; mir genügt die Billigung einer Anzahl derer, die mir Freunde sind, und bin ich mir des Rechtes meiner Handlungen, meines Empfindens bewußt, verzichte ich auch auf jene."

„Als Sie Fräulein Kramer an Papa empfahlen, was dachten Sie sich dabei?"

„Nichts anderes, als daß sie die geeignete Person für Ihr Hauswesen, wie für Sie und Elly sei."

„Papa denkt sehr strenge mit Bezug auf die Leute, die bei ihm dienen."

„Fräulein Kramer ist keine Dienerin."

„Ja, das ist sie," rief Hilda heftig.

„Jetzt fürchte ich, daß Ihre Ansicht eine vereinzelte ist."

„Mir gleich," fuhr Hilda fort, „Papa würde sie nicht im Hause behalten, wenn er wüßte, daß sie keine makellose Vergangenheit hat."

Curt war stehen geblieben, auf seiner Stirn zeigte sich eine tiefe Falte. „Was wollen Sie damit sagen, gnädiges Fräulein?" fragte er strenge. „So schwere Beschuldigungen, wie diese, darf man nicht leichtfertig aussprechen."

„Sie war verlobt und ihr Bräutigam ließ sie sitzen."

„Wer sagte Ihnen das?"

„Leute, die sie kannten."

„Eine Verlobung kann aus verschiedenen Gründen zurückgehen, ohne einen Makel auf das Mädchen zu werfen."

Hildas Augen flammten. „Sie wurde gelöst, weil der Vater des Fräuleins ein Verbrecher war," rief sie boshaft aus.

„Dies Wort werden Sie widerrufen," befahl er.

„Warum? Können Sie es leugnen?"

„Ich bin nicht befugt, Ihnen Rede zu stehen."

„Aber wissen werden Sie es, daß er anvertrautes Geld unterschlagen hatte und dafür in das Gefängnis kam. Pfui, und solche Person wagt sich in unser Haus und will mich noch erziehen. Nun, Papa wird sich freuen, wenn er es hört. Sie muß gleich fort."

„Ich halte es ebenfalls für das beste."

„Sehen Sie es endlich ein?"

„Vollkommen," antwortete er, während seine Zähne sich in die Unterlippe gruben.

Hilda blickte ihn ungewiß von der Seite an. Seine plötzliche Zustimmung kam ihr verdächtig vor. Ihr Haß, ihre Eifersucht hatten sie fortgerissen; war sie vielleicht unklug gewesen, ihm mitzuteilen, was sie wußte?

Aber er mußte es erfahren auf eine oder die andere Weise; auch er hatte strenge Ehrbegriffe. Melanie würde ihm dadurch als Gegenstand seiner ferneren Aufmerksamkeit unmöglich werden.

„Dort drüben stehen Erdbeeren," rief sie in völlig verändertem Tone, „wollen wir welche pflücken?"

Er folgte ihr mechanisch, ohne ihr bei dem Einsammeln der Früchte zu helfen, oder auf ihr Geplauder Antwort zu geben; verletzt schwieg endlich auch sie.

Curt zog seine Uhr. „Wir sind fast eine Stunde unterwegs," sagte er trocken, „es ist höchste Zeit, umzukehren."

„Wissen Sie zurückzufinden?" entgegnete Hilda. „Wir sind kreuz und quer gegangen."

Ein Verirren wäre ihr erwünscht gewesen; es war so romantisch und hätte die Stimmung geklärt.

„Ich kenne den Wald sehr genau," sprach dagegen der Professor, „wir werden in einer Viertelstunde an Ort und Stelle sein."

Sie gingen wortkarg den schmalen Pfad entlang, der zu dem Vereinigungsplatze führte, Hilda versuchte vergebens, ihren Begleiter in ein Gespräch zu verwickeln. Nicht einmal das Körbchen mit Erdbeeren nahm er ihr ab, er, der sonst so aufmerksam war. — Die so schön begonnene Partie drohte eine unerfreuliche Wendung zu nehmen.

Von den Ausflüglern war, außer Melanie, noch niemand am Platze. Jene richtete auf einem weißen Tafeltuche, das auf dem Boden ausgebreitet war, die Speisen für den Mittagstisch her.

„Gut, daß Sie kommen," rief sie den Erscheinenden entgegen, „die Erdbeeren, die man mir bisher gebracht, reichen für die Bowle nicht aus, die sogleich angesetzt werden muß. Geben Sie Ihr Körbchen, liebe Hilda, ich will es ausschütten."

Doch auch Hildas Fund erwies sich als zu unergiebig, man mußte sich mit der Erwartung trösten, daß die übrigen Erdbeerensucher mehr Glück im Finden haben würden.

„Wo sind Elly und die anderen?" fragte Hilda, die es vermeiden wollte, bei Melanie zu bleiben.

„Sie sind gegen das Forsthaus gegangen," erwiderte die letztere, in ihrer Beschäftigung fortfahrend, „dort sollen einige reiche Erdbeerschläge sein."

„So werde ich ihnen nachgehen und noch sammeln," sagte Hilda, „begleiten Sie mich, Herr Professor?"

„Danke für die Aufforderung, nein. Zum Erdbeerpflücken bin ich schon zu steif und alt. Ich werde Fräulein Kramer bei der Bowle helfen."

Das war fatal. Nun blieben die beiden allein und sie hatte ihnen dazu verholfen. Ob sie nicht ihren Vorsatz aufgeben sollte? Aber sie wagte es nicht; Curt schaute so gleichgültig an ihr vorüber, Melanie verlangte ihre Hilfe niemals mehr. Wohl oder übel mußte sie den anderen nachgehen. Die Tannenwaldung war überdies hier sehr durchsichtig.

Ein Versteck in Hörweite gab es nicht, um die Zurückbleibenden zu belauschen.

„Kann ich Ihnen ein wenig helfen, Fräulein Melanie?“ wandte sich Curt an seine Gefährtin, als das rosenfarbene Kleid Hildas zwischen den Bäumen langsam verschwand. „Ich meinte es ernsthaft mit meinen Worten vorhin.“

„Und ich nehme es mit Dank an, denn auf die Bereitung einer guten Frühjahrsbowle verstehen sich die Männer, besser als wir. Hier ist alles Notwendige; der Wein steht zur Kühlung drüben im Bache.“

„Der hat noch Zeit; erst lassen wir die Erdbeeren tüchtig durchziehen und inzwischen zerlege ich den Kalbsbraten und das Geflügel.“

Er machte sich an die Arbeit; Melanie trug die übrigen kalten Schüsseln herbei, deren reiche Auswahl ihm fast ein Lächeln entlockte.

„Wie haben Sie sich angestrengt, Melanie,“ versuchte er zu scherzen. „Ist es nicht, als wollten Sie ein Regiment hungriger Soldaten bewirten?“

„Das ist nur für den Schein berechnet,“ erwiderte sie. „Salate, süße Speisen, eingemachte Früchte, etwas kalter Braten, weiter nichts.“

„Seit wann sind Sie für den Schein?“

„O, nur in Ausnahmefällen, wie dieser.“

„Ich aber bin, wie immer, für die Wahrheit, und wissen Sie, was ich eben denke?“

„Ich bin gespannt darauf.“

„Ich denke, daß es hübsch wäre, wenn unsere Gesellschaft nicht wiederkäme und wir diese einladende Mahlzeit allein genießen könnten.“

„Welch ein Gedanke!“

„Und daß wir dann durch den Wald gingen,“ fuhr er fort, „endlich, endlich einmal frei der lästigen Beobachtung, der ungebetenen Zuhörer, und sprechen könnten, wie es uns um das Herz ist.“

„Können wir das nicht immer?“ entgegnete sie unsicher.

„Von den alten Zeiten,“ sagte er, ohne ihres Einwurfes zu achten, „die vergangen und die mir begraben schienen, bis ich Sie wiedersah; — alles dessen gedenken, was wir erlitten, ob mit, ob ohne unsere Schuld, und daß wir vor der Sonne flohen, um uns den kalten Schatten zu suchen. Und dann würde ich Ihre Hand fassen, Annie, — so wie jetzt — und in Ihre lieben Augen sehen, die die gleichen geblieben, wie einst, und sagen: mußte es denn sein, daß wir auseinandergingen, daß wir uns von neuem meiden für ein ganzes, glückesarmes Leben? Siehe, die Welt ist hart und kalt, sie hat noch manche Dornen bereit, Dein weiches, warmes Herz tödlich zu verwunden. Hier aber ist ein anderes Herz, das Deinen Wert so ganz erkennt, und das soll Dir Heimat sein, Du arme Heimatlose, und zu ihm sollst Du Dich flüchten in jedem neuen Leid, das es Dir tragen hilft, zu ihm auch kommen in jeder Freude, die Gott uns schenken will. Lasse uns dieses Gaukelspiel enden, das wir mit uns selbst gespielt; Du hast mich nicht vergessen, sowie ich Deiner nicht. Mein Haus bleibt öde und einsam ohne Dich, und ist es auch nur klein und bescheiden, was ich Dir damit biete, — es ist der eigene Herd, an den ich Dich führe, und Du sollst seine heilige Flamme schirmen.“

Er hatte das Tranchiermesser längst zur Erde geworfen, seine Hände hielten die ihren umfaßt, die sich ihm vergebens zu entziehen strebten.

„Aber, Curt, Curt,“ murmelte sie, „es ist ja unmöglich. — Ich bin arm, und Sie können unter Hunderten von Jüngeren, Blühenderen wählen.“

„Was ich mit meiner Arbeit erwerbe, reicht für uns beide, wenn es Dir genügend ist, und gewählt habe ich seit zwölf Jahren, ich wähle heute wieder, Annie, — wie ich Dich so oft im stillen nannte, ohne daß Du es hörtest, — Dich.“

Sie zögerte noch immer. „Und Hilda, die, wie ich fürchte, Sie liebt?“

Seine Stirn verschattete sich. „Laß Hilda aus dem Spiele. Sie war es, die mich zur Klarheit brachte, was ich thun müsse und daß ich keine Zeit mehr verlieren dürfe. — Sage mir nur, ob Dein Herz den Glauben an das Glück noch nicht verloren, den ich selbst so thörichtselig wieder in mir erwachen fühle, — die Zukunft ist unser, wenn Du sie mit mir teilen willst.“

Es war ihr gelungen, ihre Hände zu befreien, sie hatte sie fest ineinander verschlungen, als hielte sie in ihnen das zuckende, pochende Herz, das noch einmal den schwersten Kampf mit sich kämpfte. Aber die beschwörenden, bittenden Blicke dort vor ihr waren stärker, als die Schutzwehr ihres eigenen Willens, — langsam wie unter dem Banne derselben war sie dem Geliebten ihrer Jugend um einen Schritt nähergetreten und ihre Lippen sprachen kaum hörbar: „Möge Gott mir verzeihen, wenn ich ein Unrecht an Dir begehe, — Curt, — ich will!“ —

* * *

Von der Waldstraße drüben ließen sich lachende Stimmen vernehmen. Die Gesellschaft kehrte zurück.

Curt schrak empor wie ein Schüler, den man bei dem ersten Liebesgeständnisse überrascht, und raffte sein Tranchiermesser wieder auf, um mit sehr unsicherer Hand die vorhin unterbrochene Beschäftigung fortzusetzen. Melanie machte sich an den Fruchtschalen zu schaffen.

Der Präsident führte die Baronin zu der improvisierten Tafel, man lagerte sich auf die ausgebreiteten Plaids; Curt füllte die Weingläser und brachte einen launigen Trinkspruch nach dem anderen aus; nie hatte man ihn so lebhaft, fast übermütig gesehen.

Hilda fiel ein Stein vom Herzen; so trug er ihr den kleinen Wortwechsel von vorhin nicht nach. Gewiß, der Rückweg machte alles wieder gut. Strahlenden Auges stieß sie mit ihm an.

„Auf Ihre Zukunft, Herr Professor!“

„Danke bestens; den Wunsch nehme ich gerne an,“ erwiderte er, und seine Blicke irrten über den Rand des Glases hinweg, dorthin, wo Melanie saß.

„Aber wer hat denn heute den Braten geschnitten?" ließ sich Ellys Stimme hören. „Das ist ja, als wenn Tyras darüber hergefallen wäre."

„Ich machte bereits eine ähnliche Wahrnehmung," rief Herr von Roebern, „wollte jedoch den Vorschneider nicht kränken."

„Als welchen ich mich den geehrten Herrschaften schuldbewußt vorstelle," sagte Curt, konnte es indessen nicht hindern, daß ihm das Blut in die gebräunten Wangen stieg. „Übrigens war es die schönste und lohnendste Arbeit meines Lebens."

„Wohl, weil Sie Kalbsbraten so gern essen?" entgegnete Elly. „Aufgepaßt müssen Sie dabei nicht haben. — Fräulein Kramer, was ist Ihnen denn? Sie sind ja so rot."

„Es ist so heiß, ich hatte mich vorhin etwas beeilt," antwortete Melanie befangen, als sie bei der Bemerkung Ellys fast sämtliche Augenpaare auf sich ruhen fühlte.

„Sie strengen sich immer viel zu sehr an," sagte der Präsident gutmütig, „freilich haben Sie dafür den Ruhm, daß alles vollkommen ausfällt."

„Wie eben jetzt," warf das enfant terrible dazwischen, ihren Teller Melanie reichend. „Liebstes Fräulein, soll ich das essen? Sie haben mir Zucker auf die Krebsschwänze gestreut."

Alles lachte über das Mißgeschick, das der sonst so sorgsamen Melanie begegnen konnte, nur Hilda schaute sie argwöhnisch an und nahm an der Unterhaltung nicht mehr teil. Wenn nur erst die Stunde der Heimkehr da wäre, die sie mit Curt wieder zusammenführen mußte! Sie wollte noch einmal mit ihm sprechen, es mußte zu einer völligen Verständigung zwischen ihnen kommen.

Der Nachmittag wurde mit einem Spaziergange nach dem nahen See ausgefüllt, auf welchem man eine Nachenfahrt unternahm. Die Baronin stimmte ein Lied an, in welches die anderen fröhlich einfielen.

„Ein herrlicher Tag!" Dies war das allgemeine Urteil, als man sich zur Heimfahrt rüstete.

„Ein herrlicher Tag," flüsterte Curt Gerold Melanie zu, während er ihr den weißen Sommershawl reichte. Sie nickte stumm.

Die Einteilung der Plätze in den verschiedenen Wagen ging vor sich. Der Präsident wählte diesmal einen zweisitzigen Phaeton, den er selbst lenken wollte.

„Zur Beruhigung der Damen, die sich vorhin fürchteten," fügte er hinzu. „Vielleicht ist eine derselben so mutig, sich meiner Führung anzuvertrauen."

„Dann nehmen Sie mich mit, Herr von Roebern," rief die Baronin, „Sie wissen, ich kenne beim Fahren keine Furcht, und meinen Wagen stelle ich den anderen Herrschaften zur Verfügung."

Der Präsident verneigte sich mit kaum verhehlter Befriedigung und hob die Dame in das leichte Gefährt.

Curt ersah sich den günstigen Augenblick, den noch freien Platz in dem zweiten Wagen einzunehmen, in welchem Melanie sich befand. Wenige Minuten später rollten die Wagen mit der lachenden, plaudernden Gesellschaft davon.

VIII.

Am nächsten Tage erhielt der Professor schon in der Frühe eine Aufforderung, sich zu Herrn von Roebern zu begeben, der ihn in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Er fand seinen Gönner in sichtlicher Erregung im Zimmer auf- und niedergehend; auch der Gruß, der ihn empfing, ließ die gewohnte Herzlichkeit vermissen.

„Ist Ihnen etwas zugestoßen, Herr Präsident?" fragte Curt besorgt. „Bedürfen Sie meines Rates, meiner Dienste? Sie sehen mich zu allem bereit."

„Ich danke Ihnen dafür. Zunächst handelt es sich nur um einige Fragen, die ich an Sie richten möchte." Der Präsident strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er einen unangenehmen Eindruck verwischen, ehe er fortfuhr: „Ich erhielt gestern abend, als wir aus dem Walde zurückkamen, eine Mitteilung, die mich peinlich überraschte, auch mit Bezug auf Sie, der mir diese Thatsache nicht hätte verheimlichen dürfen. Sie mögen in guter Absicht gethan haben, was sich für Ihre Heimatgenossin thun ließ, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich Fräulein Kramer nie in mein Haus genommen hätte, wenn ich gewußt, daß sie die Tochter eines Zuchthäuslers ist."

„Wer wagt das zu behaupten?" fuhr Curt erregt auf.

„Meine Hilda hat es von Bekannten erfahren. Sie kam gestern abend noch ganz aufgelöst zu mir und erklärte unter solchen Umständen mit dem Fräulein nicht länger unter einem Dache weilen zu können. Ganz unrecht gebe ich ihr darin nicht, denn zur Hüterin meiner Töchter wünsche ich eine makellose Persönlichkeit zu haben."

„Und gesetzt, die empfangene Mitteilung beruhte auf Wahrheit, würden Herr Präsident es als einen Makel für das Fräulein selbst betrachten, wenn ein Mitglied ihrer Familie ein Vergehen, welcher Art es sei, sich zu Schulden kommen ließ? Ich glaubte zu bemerken, daß Sie Melanie Kramer in Ihrer Achtung hochstellten."

„Mein lieber Freund, das ist auch der Fall, aber Ihre Frage ist damit nicht beantwortet. Ein häßlicher Flecken bleibt es immer für die Angehörigen eines Schuldigen und unsere sozialen Anschauungen und Sitten nehmen nun einmal Anstoß daran, einem Mitgliede aus solcher Familie eine Vertrauensstellung einzuräumen. Wäre ich allein, ich setzte mich darüber hinweg, doch meine Töchter, die ich der Dame anvertraute, sie sollen Achtung und Ehrerbietung, Vertrauen und Gehorsam für sie haben. Wie kann ich das verlangen, wenn sie solche Dinge aus ihrem Elternhause erfahren? Hilda gewöhnte sich ohnehin so schwer an sie; wieviel Kämpfe habe ich deswegen schon mit ihr gehabt? Darf ich ihr unrecht geben, wenn sie sagt: ‚Du hast uns eingeprägt, vor allem

Ehrlosen Abscheu zu haben, wie kann ich einem Mädchen mich nähern, ihr gar mich unterordnen, deren Vater ein gemeines Verbrechen begangen?‘“

„Und worin bestand dieses?“ fragte der Professor kalt.

„Meine Tochter sagte, er habe Mündelgelder unterschlagen, oder in irgend einer Weise die Eigentümer der ihm anvertrauten Summen betrogen und sei dafür zu Zuchthaus verurteilt worden. Das sind doch sehr fatale Sachen und ich muß Ihnen, Herr Professor, mein Befremden aussprechen, daß Sie mir dies verschwiegen.“

„Gestatten Herr Präsident mir, daß ich Ihnen jene Angelegenheit in Kürze erzähle. Vielleicht wird meine Schuld in Ihren Augen dann geringer erscheinen. — Der Rektor Kramer war in seinem damaligen Wirkungskreise und weit darüber hinaus ein hochgeachteter und beliebter Mann. Er gehörte zu jenen Menschen, deren Herzensgüte eine sprichwörtliche ist, weil sie selten oder nie dem Bittenden zu widerstehen vermag, und diese Eigenschaft, die wir mit Recht hochschätzen, ohne zu bedenken, wie sie zur Klippe des Schicksals werden kann, war sein Verderben. Ein Freund, der ihm seit der Jugend Tagen nahe gestanden, wandte sich an ihn in seiner höchsten Not. Es galt einen schimpflichen Bankerott abzuwenden, eine Familie vor der Schande zu retten. Nur auf kurze Zeit war die geforderte Summe nötig, dann sollte sie mit zehnfachen Zinsen zurückerstattet werden. Der Rektor besaß kein eigenes Vermögen, das mütterliche Erbe seiner beiden Kinder konnte in so geringer Frist nicht flüssig gemacht werden, von seinem Mitleid und des Freundes Flehen gedrängt, überlieferte er ihm die Summe, die er für die verwaisten Kinder eines Mitbürgers in Verwahrung hatte. — In spätestens zwei Monaten mußte sie wieder in seinem Besitze sein.“

„Und der Freund hielt sein Wort nicht?“ forschte der Präsident, als der Erzähler innehielt.

„Es kam, wie häufig in solchen Fällen, in welchen weichherzige Milde zum Leichtsinn oder noch Schlimmerem werden kann,“ sprach Curt. „Der Rektor wartete auf die Wiedererstattung des Geldes, anfangs noch mit Vertrauen, dann mit Unruhe, der die Angst und die Verzweiflung folgten. Bald wurde es ihm zur Gewißheit, daß das Geld verloren sei, daß der Freund unredlich an ihm gehandelt habe, als er es in neuen Spekulationen verschwendete. Doch es sollte an der Strafe nicht genug sein, die die Vorwürfe des eigenen Gewissens ihm bereiteten. Ein Verwandter seiner Mündel verlangte Rechenschaft über das Eigentum derselben und endlich die Summe zurück, die anderweitig angelegt werden sollte, und der unglückliche Mann gestand ein, daß er sie nicht mehr besitze. Sie können ermessen, Herr Präsident, daß er mit diesem Geständnisse sein Los besiegelt hatte.“

Herr von Roedern hemmte seinen Schritt. „Allerdings ein beklagenswertes Schicksal,“ sagte er gedankenvoll. „Und wie wurde es dann weiter?“

„Der Rektor mühte sich aus eigenen Mitteln das Fehlende zu ersetzen, die beiden Kinder opferten ihr Vermögen. Es reichte nicht aus, und die Verwandten der Geschädigten ließen das gerichtliche Verfahren einleiten.“

„So hatte es also mit der Verurteilung seine Richtigkeit?“

„Nein, Herr Präsident. Die Qualen, die ihm seine That bereitete, umnachteten des alten Mannes Geist; noch ehe die Verhandlung stattfand wurde er einer Irrenanstalt übergeben, in der er ein Jahr später starb.“

„Man sagte, seine Tochter sei verlobt gewesen und der Bräutigam habe sie infolge dieser Sache verlassen.“

„Nicht er, sie selbst löste das Verhältnis, weil sie seiner Zukunft, wie sie meinte, nicht hinderlich sein wollte, aber auch die Mittel zur Gründung eines Hausstandes fehlten.“

„Und jener Mann ließ sie so leichten Kaufes frei? Dann muß seine Neigung nicht besonders stark gewesen sein.“

„Ich selbst war jener Mann,“ erwiderte der Professor ernst. „Erlassen Sie es mir, Ihnen nach so langer Zeit zu gestehen, was ich darunter litt.“

„Sie, Gerold?“ fragte der Präsident erstaunt. „Und Sie versuchten nicht, Ihre Verlobte umzustimmen?“

„Ich versuchte alles, denn in meinen Augen fiel die Schuld des Vaters nicht auf die Tochter. Melanie aber dachte, wie Sie, Herr Präsident, und wollte nicht, daß der Mann, dessen Gattin sie wurde, jemals unter dem Makel leiden solle, der fortan auf ihrem Namen ruhe. Sie blieb unerschütterlich meinen Vorstellungen gegenüber und lebte fortan nur für den unglücklichen Vater. Ihr Bruder, dem es unmöglich war, sein Studium fortzusetzen. ging nach Amerika, Melanie gab Stunden, arbeitete für Fremde und schrieb halbe Nächte hindurch Noten ab, um dem kranken Manne in der Anstalt einige Erleichterung verschaffen zu können. Als er gestorben, nahm sie die Stellung im Hause des Superintendenten Heynrichs an, dem ihre Geschichte bekannt war, und Sie werden wissen, daß sie ihren Platz mit Ehren ausfüllte. Wenn ich über den Schmerz ihrer Vergangenheit zu Ihnen, Herr Präsident, nicht gesprochen, so geschah es nicht, um Sie zu täuschen. Ich übte die Schonung aus einem begreiflichen Gefühle der Menschlichkeit, das sich scheut, an alte Wunden zu rühren, besonders dann, wenn sie so heldenhaft getragen wurden, wie es von Melanie Kramer geschehen.“

Der Präsident bot ihm die Hand. „Sie haben recht gethan,“ sprach er mit Nachdruck. „Ich sehe, daß man mir die Dinge in entstellender Weise vorgetragen. Auf Fräulein Kramer fällt kein Schatten. Sie steht in meinen Augen höher als zuvor durch ihre selbstlose Opferung und den Adel ihrer Gesinnung. Mein Haus soll und wird ihr eine Heimat bleiben.“

Curt lächelte. „Nicht mehr auf lange,“ sagte er. „Wenn Sie damit einverstanden sind, Herr Präsident, Melanie freizugeben, werde ich sie in wenigen Wochen in mein Haus führen, als ihre

eigenste und dauernde Heimat. Ich habe mich gestern zum zweiten Mal mit ihr verlobt und keine Macht der Erde wird uns wieder trennen.“ —

Hilda an Fanny.

„O meine Einzige!

Beklage mich und weine mit Deiner trostlosen Freundin. Was habe ich erlebt! In meiner Seele ist es Nacht, die, wie es in irgend einem Gedichte heißt, keinem Morgen weichen wird.

An allem ist diese Person schuld, unser Fräulein, mit der das Unglück in das Haus gezogen ist.

Ich hoffte, durch Deine Nachrichten von ihr befreit zu werden und teilte Papa alles mit, als wir von einer langweiligen Landpartie zurückkamen, auf der mir jedes Vergnügen durch ihre Gegenwart verleidet war.

Papa nahm meine Erzählung auch sehr ernst auf und hatte am anderen Tage eine lange Unterredung mit ihm, — ich glaubte fest, es handelte sich um ihre Entlassung und das Feld würde nun wieder frei.

Da plötzlich tritt Papa bei mir ein und verlangt Deinen Brief. Ich gab ihn ungern, mußte aber doch gehorchen. Nun, als Papa ihn gelesen, bekomme ich eine Strafpredigt, wie noch nie. Ich hätte gelogen und übertrieben, Du seiest ebenfalls eine Klätscherin, die Dinge nachplappere, ohne sich von der Wahrheit zu überzeugen. Es sei überhaupt unedel, ja, niedrig, Menschen so anzufeinden und das Unglück, das sie treffe, so schonungslos zu ihrem Schaden auszubeuten. Er habe jetzt die Geschichte gehört, wie sie wirklich sich zugetragen, Fräulein Kramer sei eine Dame, die man nicht hoch genug achten könne und er befehle mir, mich demgemäß ihr gegenüber zu benehmen. Verlöre ich jedoch über jene Begebenheit in ihrem Vaterhause noch ein einziges Wort, so solle ich seinen Zorn empfinden.

Damit ging er hinaus. Du kannst Dir denken, wie mir zu Mute war. Ich hatte auch gar keine Lust zu Tisch zu kommen, doch hörte ich, daß er eingeladen sei, da wollte ich nicht fehlen.

Als ich in den Speisesaal trete, kommt die Kramer gerade von der anderen Seite herein. Papa geht auf sie zu und küßt der Person die Hand. Kannst Du es glauben? Er küßt ihr die Hand und sagt: ‚Wie freue ich mich, mein verehrtes Fräulein, Ihnen den ersten Glückwunsch aussprechen zu dürfen. Möge Ihnen die Zukunft reich an Frieden und Freuden sein!‘

Und während ich noch stehe und staune und nicht weiß, was ich denken soll, tritt er — er vor und sagt zu Elly und mir: ‚Ich erlaube mir Ihnen meine Braut, Fräulein Kramer, vorzustellen.‘

Mir brauste es vor den Ohren. Ich wollte in Ohnmacht fallen, aber ich weiß nicht, wie man das macht.

Ich sah, wie Elly dem Fräulein um den Hals fiel und sie abküßte, dann rief sie mir zu, die schnippische Kröte: ‚So gratuliere doch, Hilda, und mache nicht ein so furchtbar dummes Gesicht.‘

Wir setzten uns zu Tische. Er war beleibigend lustig, wie kann man sich so albern gebärden, wenn man neununddreißig Jahre alt ist? Er hat auch schon vier weiße Haare, wie ich bemerkte, und eine Falte auf der Stirn.

Bei dem Nachtisch steht Papa auf, klopft an sein Glas und spricht: ‚Ich habe an diesem frohen Tage noch eine Neuigkeit mitzuteilen. Wir verlieren die gute Fee unseres Hauses, die mir nach Jahren schmerzlicher Einsamkeit es wieder lehrte, wie man ein Heim behaglich gestalten kann. Doch ihr Platz wird, so hoffe ich, nicht auf lange leer bleiben, eine andere wird an ihre Stelle treten, die, uns allen lieb und vertraut, ihr im wahren Sinne des Wortes Freundin ist. Stoßen Sie an, Professor, auf das neue Band der Freundschaft, das die Häuser Gerold und Roebern verbinden wird. Ich habe mich gestern mit der Baronin Herrnstein verlobt.‘

Was dann erfolgte, weiß ich kaum noch. Ich hörte nur, daß die Hochzeiten an einem Tage, — schon in vier Wochen, gefeiert werden sollen und daß ich und Elly auf mehrere Monate zu unserer Tante nach Herrnhut geschickt werden, weil das Haus umgebaut wird. Entsetzlicher Gedanke! Fanny, Fanny, kann es ein unglücklicheres Geschöpf geben, als ich?

Papa heiratet, Fräulein heiratet und ich nicht! O, es ist empörend!

Denke in Teilnahme

Deiner trauernden

Hilda.“

Ende.



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

In der Schicksalsschmiede.

Die Bälge sausen, die Flammen sprühen,
Am Blasebalg steht die grinsende Not,
Mit wuchtigen Hammern die Sorgen sich mühen,
Und in der Thüre wartet der Tod,
Ernsten Blickes,
Traurig und schweigend,
Bis ihm die Knechte des Mißgeschickes
Bringen das Schmiedestück, tief sich verneigend.

* * *

Horcht! Welch ein schauerlich seufzender Ton
Klagt von dem Amboß, dem funkenumsprühten,
Halb übertönt von der flammenbeglühten,
Hämmernden, kichernden Knechte Hohn.
Seht ihr das kleine possierliche Ding?
Zwischen den sausenden, fallenden Hammern
Hüpft es erschrocken, mit kläglichem Jammern.
Seht ihr das kleine, possierliche Ding?
Horcht! Wie es winselt! Ein wuchtiger Streich
Traf es mit sausendem, schmerzendem Hiebe;
Horcht! Wie es bettelt um Gnade und Liebe!
Höllengelächter! Ein neuer Streich . . .
Jammernde Seele, sei stille, sei still,
Gnadelos mußt Du Dich schmieden lassen,
Höllisches Feuer von Lieben und Hassen
Muß Dich durchglühen; sei stille, sei still.
Sorge und Elend, sie müssen zu Stahl,
Müssen zu schneidendem Eisen Dich härten,
Bis Du, ein Weiser, der Schmerzen der Erden
Lachst, und des Lebens vergänglicher Qual.
Jammernde Seele, sei stille, sei still!
Trägt doch vom Amboß des Schicksals Dich leise,
Milde der Tod in die glänzenden Kreise
Himmlischer Seligkeit. Stille d'rum, still! . . .

* * *

Die Bälge sausen, die Flammen sprühen,
Am Blasebalg steht die grinsende Not,
Mit wuchtigen Hammern die Sorgen sich mühen,
Und in der Thüre wartet der Tod,
Ernsten Blickes,
Traurig und schweigend,
Bis ihm die Knechte des Mißgeschickes
Bringen das Schmiedestück, tief sich verneigend.

Hans Biermann.

Ein barmherziger Samariter.*)

Humoreske von **Th. Piening.**

„O Gutt, o Gutt, min Tään, min Tään!“ schrie die Heidebäuerin Grete ihrem von der Feldarbeit zurückkehrenden Mann entgegen, indem sie ein warmes Kräuterkissen gegen die dickgeschwollene Backe preßte.

„Du mußt Geduld hebben, min Dern,“ sagte Hans teilnehmend, „anders let sik nix dabi doon!“

„Geduld? Ach Gutt, dat ward jümmers slimmer, ik kann dat ni mehr utholen!“ jammerte sie. „Min söte, gute Hans, do mi den Gefallen un gaa naa de Aftheek in de Stadt, de Herr Quacksalber weet gewiß Raat!“

„Na, wenn dat meenst, denn man to! Awers denn will ik mi ook man foorts**) op den Weg maaken, dat ik noch vör Abend wedder retour bün, eh dat düster ward!“

Trotz seines Phlegmas machte sich Hans schnell reisefertig, denn ein Besuch der Stadt war stets ein Fest für ihn. Als er endlich noch die kurze Pfeife gestopft und angesteckt hatte, ergriff er Mütze und Stock und fragte, im Begriff fortzugehen: „Is anders noch wat ut de Stadt mittobringen?“

„Ach Gutt, ja, en Pund Kandiszucker!“ sagte Grete kläglich.

Sein kleiner Bauernhof, der einsam und allein mitten auf der Heide lag, war etwa eine halbe Meile von der Stadt entfernt, doch mit seinen langen Beinen konnte er den Weg rasch zurücklegen. Der magere Boden hatte ihn daran gewöhnt, sich alles zu nutze zu machen, was sich nur irgendwie verwenden ließ, und so hob er auch jetzt jeden Flintenstein auf, den er auf dem Wege bemerkte; denn er war der alten Sitte seiner Väter treu geblieben, Feuer mittelst Stahl und Schwamm anzumachen.

In der Stadt angelangt, kehrte er bei einem Krämer ein, der zugleich eine Gastwirtschaft hatte. Zuerst wurden die Geschäfte besorgt, ein Pfund Kandiszucker und ein Pfund Tabak gekauft; dann ließ er die Flintensteine, die er unterwegs gesammelt hatte, in eine Tüte verpacken, und nun erst, als er alles in den geräumigen hinteren Rocktaschen verwahrt hatte, ging er in die Gaststube, um sich durch einen kleinen Grog zu stärken. Da die Gläser auch schon damals sehr klein waren, wurde er bald damit fertig und stand auf, um sich nach der Apotheke zu begeben.

Nächst den Postmeistern galten damals die Apotheker für die ärgsten Grobiane der Welt, und sie waren es auch. Wie jener Balgentreter den Orgelvirtuosen einst zu beweisen suchte, daß die Hälfte des Beifalls ihm gebühre, da jener ohne ihn nichts anfangen könnte, so dünkten sie sich dem Arzte wenigstens ebenbürtig und verlangten deshalb, daß man ihnen auch den Titel „Herr Doktor“ gebe. Machten sie auch ein böses Gesicht, wenn jemand zu ihnen bloß „Herr Aftheker“ sagte, so wurden sie geradezu wütend, wenn man ihnen den Namen gab, mit dem das Volk sie im gewöhnlichen Leben zu benennen pflegte, und zu ihnen sagte: „Herr Quacksalber!“

Der Apotheker der kleinen Stadt galt für besonders bösartig; aber geradezu gefürchtet war sein Provisor, Herr Lupus. Obgleich nur ein kleines, vertrocknetes Männchen, hatte er sich doch so sehr in Respekt zu setzen gewußt, daß selbst mutige Männer, die zur Apotheke zu gehen genötigt waren, unwillkürlich aufatmeten, wenn sie wieder draußen waren.

---

*) Aus dem demnächst im Verlage von Otto Janke in Berlin erscheinenden Werke von Th. Piening: „Jochen Putt & Co.“

**) sofort.

Davon aber wußte Hans nichts; er kam ja nicht oft zur Stadt, und es war heute das erste Mal, daß er die heilige Schwelle der Apotheke überschritt. Arglos trat er hinein, die Mütze auf dem Kopf und die qualmende Cigarre im linken Mundwinkel. Als er an das Fenster klopfte, das die Offizin von der Diele trennte, schoß Herr Lupus mit zorngerötetem Gesicht hinter dem Rezeptiertisch hervor, riß das Schiebefenster in die Höh und schrie: „Hut ab, Du Fegel! Willst Du gleich mal den Stinkstaken aus dem Maul nehmen!“

Erschrocken riß Hans die Mütze herunter und starrte den kleinen Provisor verdutzt an.

„Was will Er?“ schrie dieser.

„Ik — ik wull geern wat vor die Zahnepein, Herr Quacksalber!“ stotterte Hans.

In demselben Augenblick erhielt er eine furchtbare Ohrfeige, daß er vor Schreck zurücktaumelte.

„Dunner, Dunner!“ schrie er, sich die Backe reibend, „min Fru het ja de Zahnepein, Herr Quacksalber!“

Klatsch — bekam er noch eine Ohrfeige.

Ehe er sich von seiner Bestürzung erholt hatte, hatte der kleine Provisor das Schiebefenster niedergeworfen und war eiligst wieder hinter seinen Rezeptiertisch gegangen. Wenn sich sein Zorn einmal entladen hatte, wurde er wieder der gewöhnliche Mensch; nicht etwa, daß er bereute, was er gethan hatte, sondern Vernunft und Überlegung kehrten zurück, und diese sagten ihm jetzt, daß der große starkknochige Bauer sich schwerlich eine dritte Ohrfeige gefallen lassen würde.

Deshalb blieb er auch hinter seinem Rezeptiertisch, als Hans wieder an das Fenster klopfte und leise rief: „Herr Quacksalber — Herr Quacksalber!“

Wohl schwoll ihm die große Zornesader auf der Stirn, seine Hand ballte sich, aber er beherrschte sich und gab auch keine Antwort, als Hans zum zweiten Male ans Fenster klopfte und etwas lauter das verhaßte Wort „Quacksalber“ rief. Da kam er plötzlich auf den Gedanken, daß die Ohrfeigen wohl ein Sympathiemittel gewesen seien, und da bei allen solchen Mitteln, wenn sie helfen sollen, Schweigen Hauptbedingung ist, so war es ja auch nicht zu verwundern, daß er keine Antwort erhielt.

Er setzte also seine Mütze wieder auf den Kopf, hob den Cigarrenstummel auf und steckte ihn wieder in den linken Mundwinkel; dann klopfte er abermals ans Fenster und rief laut: „Wat heff ik to betaalen, Herr Quacksalber?“ — Da auch diesmal keine Antwort kam, dachte er, der Herr Quacksalber wolle nichts für sein Mittel haben, was er nach seiner Meinung für zwei Ohrfeigen ja auch eigentlich gar nicht verlangen könnte, und er rief: „Na, denn ook välen Dank, Herr Quacksalber!“ und verließ die Apotheke.

Hätte er sich aber draußen einmal umgedreht und gesehen, wie der kleine Provisor zornroten Gesichts ihm mit der Faust nachdrohte, so würde er in seiner Meinung gewiß irre geworden sein. So aber dachte er: „En lütten putzigen Kerl, de Herr Quacksalber! Schall mi doch verlangen, ob dat Mittel hölpen ward!“

Gewiß wäre es nun seine Pflicht gewesen, so rasch als möglich nach Hause zurückzukehren, da seine Frau ja mit Sehnsucht auf ihn warten mußte, und das war auch seine Absicht, aber als er das Haus des Gastwirtes erreicht hatte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen und ging hinein. [illegible] er nur ein Glas trinken und dazu, meinte er, [illegible] nicht viel Zeit; aber aus dem einen Glas wurden zwei, und er trank „immer noch eins“, kurz, als er endlich aufstand, um fortzugehen, war er nicht mehr allein, sondern ein starker Rausch, der den Willenlosen bald nach rechts, bald nach links zog, hatte sich ihm als Begleiter aufgedrängt.

Den Heimweg über die Heide hätte er auch mit verbundenen Augen finden können; aber da fiel ihm plötzlich ein, daß er sich ja auf schändliche Weise an seinem armen Weibe versündigt hatte, das schon seit Stunden sehnsüchtig auf ihn warte, und er beschloß nun, es wenigstens in etwas wieder gut zu machen, indem er auf dem kürzesten Wege querfeldein nach Hause eilte. Als er den sandigen Fahrweg verlassen hatte, dauerte es nicht lange, daß er ins Stolpern kam und fiel, wobei unter sprühendem Feuerregen der Pfeifenkopf herausflog. Zu seiner Freude war er heil geblieben, aber das Feuer war herausgefallen. — Das machte aber nichts, hatte er doch Schwamm und Stahl bei sich, und in der Rocktasche war ja eine ganze Tüte voll Flintensteine.

„Süh, süh, de Dinger kaamt mi nu gut to paß!“ schmunzelte er, indem er einen Stein aus der Tasche zog, Schwamm darauf legte und den Feuerstahl in Thätigkeit setzte. „Pink, pink!“ — nicht ein einziger Funke kam heraus.

„De döggt*) ni!“ brummte Hans, indem er den Stein wegwarf und einen andern aus der Tasche holte. „Pink, pink!“ — auch mit diesem ging es nicht besser.

„De ook ni!“ schalt er; „wahrhafti, di Minscheit ward jümmers slechter, nu fangt all de Füersteen an to stricken!“

Als aber auch der dritte, vierte und fünfte Stein sich weigerte, sein Feuer herzugeben, da war es mit seiner Geduld vorbei; mit einem Fluch riß er die ganze Tüte aus der Tasche und warf die Steine weg; die Tüte aber behielt er, die ließ sich vielleicht noch einmal brauchen.

Darauf setzte er den Weg fort und kam ohne weiteren Unfall nach Hause.

„Ach Gutt, ach Gutt, kummst Du endli!“ jammerte seine Frau.

„Ward ni bös, min söte Dern, dor weern so väle Lüd in de Aftheek, dat ik gar ni ankaamen kunn!“ log Hans.

„Hest dat Mittel krägen?“

„Ja, Greten, dat is so'n Stück Symperthie! Awers ik glöw**), dat ward en bäten weh doon!“

„Maakt nix, wenn't man hölpen deit!“

„Na, wenn dat wullt, mintwegen! Denn nümm***) mal dat Dook un de Watten von de Back!“

Hastig riß die Unglückliche Tuch und Watte herunter und hielt ihm die Backe hin, in der Erwartung, daß er sie ähnlich wie bei der Besprechung der Rose unter geheimnisvollen Sprüchen streichen werde, aber da erhielt sie plötzlich eine so furchtbare Ohrfeige, daß sie betäubt in die Ecke flog. Hans beobachtete sie gespannt, neugierig, ob das Mittel helfen würde. Als sie noch immer schwieg, fragte er: „Schall ik Di noch de ander Portschon geben?“

„Jo un jo ni!“ rief sie, mit der Hand abwehrend, „dat deit ni mehr nödi, de kranke Tään is rutflaagen, un dat Geswür opgaan, Gott sei Dank!“

„Nä, wat? Je, dat freut mi! Awers, min Dern, wenn ik Di raaben schall, laat mi Di de ander Portschon ook geben, dat Du gründli kureert wardst!“ meinte Hans treuherzig.

*) taugt.
**) glaube.
***) nimm.

Davon wollte sie aber nichts wissen, an einem Schlag hätte sie genug, sagte sie, und sie wolle es erst einmal darauf ankommen lassen.

„As Du wullt, min Kind," sagte Hans, „anders will ik dat geern noch mal doon, wenn Du't verlangen büst!"

„Nä, nä, laat man naa, deit ni mehr nödi, de Täänpien is rein weg! Also dat weer Sympertie?"

„Ja, Greten. Stillswiegends geev mi de Herr Quacksalber twe Baxen an den Kopp, versteit sik, dat ik se Di wedder geben schull! Na, Du hast den een ja krägen, un dat Mittel het foorts holpen!"

„Ja, awers dat däd grausam weh, Hans!"

„Maakt nix, Du büst din Täänpien doch los! Js doch en kloken Kerl, de Herr Quacksalber!"

„Dat is he vörwahr! Na, nu schast ook en schöne Tas Thee hebben! Hest den Kandissucker doch mitbrocht?"

„Je gewiß, wa schull*) ik dat vergäten! Hier is he!" rief Hans, indem er die Tüte aus der Tasche zog und auf den Tisch legte. Während er seine Stiefel auszog, machte Grete sich über die Tüte her und öffnete sie.

„Herr du mein Gott," schrie sie auf einmal, beide Hände zusammenschlagend, „dat bünt ja luder**) Steens!"***)

„Steen?!" rief Hans verdutzt.

„Ja, kiek, nix as Füersteen!"

„Dunner ja, dat bünt Steen!" versetzte Hans etwas kleinlaut, indem er sich hinter den Ohren kratzte; denn nun wurde ihm auf einmal klar, warum die Steine unterwegs kein Feuer gegeben hatten; er hatte die Tüten miteinander verwechselt und den Kandiszucker mit dem Stahl bearbeitet.

„Mein Himmel, wa kann't angaan! Du hest doch Kandissucker fördert, Hans?" fragte sie.

„Versteit sik, min Kind! Awers de Höökert†) ward sik vergräpen hebben, dar weern in den Ogenblick so vääl Lüd vör de Toonbank!" log Hans zum zweiten Mal.

„Na, denn mußt Du morgen wedder naa Stadt un den Kraam umtuuschen!"

„Ja, dat geit wull ni anders!" sagte Hans froh, so gut davongekommen zu sein.

Beim Abendessen wurde noch einmal das Lob des geschickten Herrn Quacksalbers gesungen, und als Grete nun noch erfuhr, daß er das vortreffliche Mittel ganz umsonst gegeben habe, da meinte sie, das könne man nicht so annehmen, man müsse dem Herrn Quacksalber doch auch wieder eine kleine Freude machen, sonst könnte er sie ja für undankbar halten. Hans hatte nichts dagegen, nur müßte es nicht zu viel kosten. Nach kurzer Beratung kamen sie zu dem Entschluß, einen alten Hahn, der schon seit mehreren Jahren das Gnadenbrot genoß, zu schlachten und dem Herrn Quacksalber zu schenken.

„Dat Tier ward wull en bäten riekli taag††) sien," meinte Hans, „awers wenn he em krigt, ward he sik doch in den eersten Ogenblick unbandi freuen!"

„Na, dat is ja ook de Hauptsaak," sagte Grete; „wi hebbt em doch en lütte Freud maakt, un mehr künnt wi ja doch ni doon!"

Und so geschah es. Als Hans am andern Nachmittag mit dem Hahn nach der Stadt ging, suchte er unterwegs zuerst nach den weggeworfenen Stücken Zucker, aber da er sich des Ortes nicht mehr zu erinnern wußte, wo er am Abend vordem gestanden hatte, als er Feuer schlug, gab er den Versuch bald auf und ging weiter.

*) sollte. **) lauter. ***) Steine. †) Krämer. ††) zäh.

In der Stadt ließ er sich vom Krämer zuerst wieder Kandiszucker geben, dann ging er in die Gaststube. Hier waren schon mehrere Gäste. Einer von ihnen klagte über entsetzliches Zahnweh, das ihn die ganze Nacht nicht habe schlafen lassen. Natürlich wußte jeder der anderen vortrefflichen Rat; endlich mischte sich auch Hans ins Gespräch und fragte: „Hebt Se dat ook all mal mit de Sympertie versöcht? Als der Leidende fragte, worin denn die Sympathie bestände und Hans sagte: „En orntlichen Bax an de Ohren, un wenn dat noch ni hölpt, noch een mehr!" da rief jener enttäuscht: „Ach, Unsinn!" — „O dat seggen Se jo ni!" sagte Hans eifrig, „Se künnt sik darop verlaaten, dat hölpt foorts den Ogenblick; ik heff noch güstern abend min Fru domit kureert!"

Man fragte weiter nach und erfuhr die ganze Geschichte. Unter schallendem Gelächter wurde ihm bedeutet, daß er nur wegen des Wortes „Quacksalber" Ohrfeigen bekommen habe.

„Eendoon,*) dat hölpt awers doch!" brummte Hans ärgerlich, denn das Gelächter verdroß ihn. Da war es nicht zu verwundern, daß er sich das Glas noch einmal füllen ließ. Indessen fing schon der Zweifel an zu erwachen; ein drittes Glas brachte ihm die Überzeugung, daß jene Gäste doch wohl recht gehabt hatten. Schnell hatte er seinen Entschluß gefaßt; er nahm seinen Korb mit dem Hahn über den Arm und begab sich schnurstracks nach der Apotheke.

Den Hut herausfordernd schief auf dem Kopfe, die qualmende Cigarre wie immer im linken Mundwinkel, trat er trotzig hinein und klopfte heftig an das Dielenfenster. Sogleich schoß der Apotheker — der Provisor hatte heute seinen freien Tag und war ausgegangen! — hinter dem Rezeptiertisch hervor, riß das Schubfenster in die Höhe und wollte, entrüstet über diese beispiellose Frechheit, den Bauer gerade mit Vorwürfen überschütten, als dieser ihm den Hahn hinhielt, indem er sagte: „En lütt Geschenk van min Fru, Herr Quacksalber, un se let sik ook noch väälmals bedanken van'wegen dat schöne Mittel vör dat Täänweh!"

„Ei, ei, sieh mal an, wie nett, wie nett!" sagte der Apotheker lächelnd, wenn sich auch die Muskeln seines Gesichts bei dem Worte „Quacksalber" anfangs zusammengezogen hatten. „Das Mittel hat also geholfen?" fügte er hinzu, indem er den Hahn in der Hand wog und liebkosend streichelte, als wäre es ein kleines Baby.

„Ook foorts den Ogenblick, Herr Quacksalber!" versetzte Hans; „o, Sin Gesell is en kloken Kerl!"

„Na, das freut mich sehr! Auch vielen Dank, adje!"

Schon wollte er das Fenster wieder herunterziehen, da rief Hans: „Holt stopp, bald habb ik noch wat vergäten, Herr Quacksalber!"

„Und was denn, lieber Mann?" rief der Apotheker freundlich, indem er seinen Kopf neugierig vorstreckte, in der Erwartung, daß Hans noch ein anderes Geschenk hervorziehen würde.

„Ja, Herr Quacksalber," sagte Hans ruhig, „wi hebt man de een Portschoon bruukt, de ander will ik Em**) doch weddergeben, dar kann He noch anders en armen Minschen mit hölpen!"

In demselben Augenblick gab er dem ahnungslosen Apotheker eine so furchtbare Ohrfeige, daß er unter seinen Rezeptiertisch flog. Hans aber öffnete die Thür und ging hinaus, still vor sich hinlächelnd, als hätte er ein gutes Werk gethan.

*) einerlei. **) Ihnen.

Daß er diesmal wieder von einem starken Rausch nach Hause begleitet wurde, war natürlich; wunderbar war es auch nicht, daß der alte Apotheker am nächsten Tage eine stark geschwollene Backe hatte; aber es fiel doch einigen auf, daß der Herr Provisor am anderen Morgen eine schwarze Brille trug. Gerüchte liefen freilich umher, daß die beiden langjährigen Freunde, der Provisor und der Apotheker, einander Quacksalber gescholten und sich darauf furchtbar verhauen hätten, allein Gerüchte lügen oft, man kennt ja die Klatschsucht der kleineren Städte; gewiß ist nur, daß beide, der Apotheker und der Provisor, nachdem sie mittags den schönen Hahn verzehrt hatten, von einem entsetzlichen Zahnweh befallen wurden und mehrere Tage mit einem Kinntuch um den Kopf erschienen.

Ermunterung.

Nur das führt hinieden
Zu völligem Glück:
Mit Fröhlichkeit meistern
Das düstre Geschick.
Nicht hangen und bangen,
Nur vorwärts, nur Mut!
Und heiter die Stirne! –
Was kommt, das ist gut.
Und nimmer verzaget,
Auch wenn es nicht glückt,
Oft wendet sich morgen,
Was heut Dich bedrückt.
Geh' hin und erfülle
Getreu Deine Pflicht!
Gut handeln macht glücklich,
Gut leben macht's nicht.

Helene Panten.

Eine gute Partie.

Novelle von **Georg A. Albert.**

II.

Sie selbst befand sich nach dem entschuldigenden Briefe Volkmars in einer eigentümlichen Seelenstimmung. Der diesem zu Grunde liegende Vorgang beschäftigte sie in stillen Stunden unausgesetzt und erfuhr mancherlei Auslegung. Aber immer wieder kam sie auf jene geheimnisvolle Empfindung zurück, die, durch seine Blicke hervorgerufen, die Deutung eines direkten Vorwurfes enthielt. So sehr sie sich auch bemühte, den Grund für diese angenommene Wahrscheinlichkeit zu finden — es gelang ihr nicht, da sie, ihrem Dafürhalten nach, sich ihm gegenüber, dem sie nie und nicht einmal in der unbedeutendsten Weise irgend welche Zugeständnisse gemacht hatte, keiner Schuld bewußt war. Ebenso merkwürdig war es, daß sie an ein von ihm vorgeschütztes, vorhandenes weibliches Ideal nicht glauben wollte. Vielmehr hielt sie an dem instinktiven Argwohn fest, daß er irgend etwas — vielleicht als „Weib" im allgemeinen aufgefaßt — bei ihr gefunden habe, was ihm zu einer unberechtigten Mißachtung Veranlassung gab. Dieser unheimliche Gedanke quälte sie — eben weil unfaßbar und durch die strengste Selbstprüfung durch nichts belegt — fast unausgesetzt, so daß sie weder ihn vergessen, noch mit Gleichgültigkeit seiner gedenken, noch gar ihn hassen konnte, trotzdem er durch jenen Vorgang und ihren dunklen Argwohn ihre Feindschaft wohl verdient hätte. Zu dieser bestimmten Energie vermochte sie sich nicht aufzuraffen, wo sie sich doch lebhaft eingestand, daß ein anderer an Volkmars Stelle entweder ihre absolute wirkliche Gleichgültigkeit oder ihre niederschmetternde Verachtung erfahren hätte.

Mit Thränen empfand sie diese Hilflosigkeit gegenüber der zwingenden Beredsamkeit, mit welcher der junge Maler vor ihrem geistigen Auge stand und für Milde plaidierte. Und gerade in dieser Verfassung ertappte sie sich bei dem heißen, oft zurückgedrängten, aber immer wieder aufsteigenden Wunsche, in seiner Seele in der That jene Schätzung zu erfahren, die ihr eine hohe weibliche Befriedigung gewähren — ja, sie glücklich machen würde. Sie erschrak dann freilich heftig vor dieser Abhängigkeit von dem Urteil oder der Achtung eines einzigen — aber sie überredete sich, daß diese Genugthuung, welche sie sich zugestanden wissen wollte, nichts weiter sei als eine weibliche Schwäche, die den Vorzug der Liebenswürdigkeit bei einem jeden erstrebt, um wie viel mehr bei einem Manne und Künstler, dessen gemalte Motive den hohen, adligen Sinn für Frauenwürde und Frauenlieblichkeit so hinreißend bezeugten. Schließlich war er auch zu dem geforderten Achtungszeugnis verpflichtet, weil er eben durch seine Werke sich ein bedeutendes Maß sittlichen Urteils über die Frauen beilegte. Sie war danach vollkommen berechtigt, ihn zu einer genügenden Erklärung seines beleidigenden Benehmens herauszufordern, ohne sich einer unziemlichen Zudringlichkeit oder eines intimeren Interesses verdächtig zu machen.

Sie beschloß also sein Schreiben noch nach Verfluß von acht Tagen zu beantworten und ihn — in Ermangelung einer naheliegenden passenden Gelegenheit für ihre Ungeduld — um eine Zusammenkunft außerhalb der Stadt zu ersuchen.

Das geschah.

Ihr zierliches Schreiben enthielt die mit peinlicher, fast ängstlicher Überlegung der einzelnen Ausdrücke und Wendungen künstlich konstruierten Zeilen, daß sie sich von der Erklärung seines verletzenden Benehmens durchaus nicht befriedigt fühle, vielmehr den strengen Anspruch auf diejenige Achtungsbezeugung mache, die eine Dame von tadellosem Ruf von einem wirklichen Ehrenmanne erwarten könne. Zu dem bedenklichen Wortzusatz „wirklichen" verstand sie sich in dem wie Angst aufsteigenden Gedanken, er könne ihrem Verlangen durch eine neue Zuschrift entsprechen, wo ihr — aus welchem Grunde, war ihr lästig herauszufinden oder sich zu gestehen — an einer persönlichen Begegnung und Aussprache mit ihm sehr gelegen war. — Der Schluß des Briefes enthielt die fast lakonische Bemerkung, daß er sie morgen in dem mit der Stadtbahn zu erreichenden — nebenbei idyllisch gelegenem — Vororte G . . . ., in der Nähe des Bahnhofgebäudes, um Punkt zehn Uhr Vormittag sehen und seine mündliche, weil genauere und präzisere, keinen Doppelsinn zulassende Rechtfertigung vornehmen könne.

Das kurze Billet überraschte den jungen Maler einigermaßen. Nach seiner Meinung war die Angelegenheit zwischen ihnen beiden vollkommen erledigt: sie hatte seine Abbitte, seine Reue in Händen — was wollte sie mehr? Jetzt noch nach acht dazwischenliegenden Tagen? — Sie hatte sich also

dauernd mit ihm beschäftigt und war nach einer Reihe von widersprechenden Gefühlen jetzt erst zu diesem Resultat gekommen. Eine Zusammenkunft! Mit einer Art von Freude verweilte er bei dem Gedanken. Er würde sie wiedersehen — allein mit ihr sein, ohne den Zwang von hundert auf sie gerichtete Augen, hundert ein harmloses Gespräch auffangende Ohren. Sie ahnte nicht, welchen Dienst sie ihm damit erwies — und sie sollte es auch nicht erfahren. Gewiß, er sah sie gern — sehr gern wieder, diese blühende, vornehme Mädchengestalt — dieses sympathische Weib! Aber nicht etwa, daß sie ihn sündermäßiger, weicher, reuevoller gestimmt finden würde — nein: als Richter würde er ihr gegenübertreten, mit all dem sittlichen Ernst gerüstet, der sein ureigenes Wesen ausmachte, mit der strengen Verwerfung dessen, was er als abscheulich ansah. Sie forderte ihn heraus! Vielleicht auch, daß sie den Schein des Rechtes sich wahren wollte für einen Schritt, dessen ganze Häßlichkeit sie selbst einsah, wie er zweifellos an jenem Abende feststellte, als sein flammender, mißbilligender Blick gerade jene verborgene wunde Stelle in ihrer Seele traf, die sie vor sich selbst und anderen zu verdecken bemüht war. Hätte sie auf seine Abbitte geschwiegen, wie er erwartete, so hätte er sie ihren Lebensweg ruhig im Irrtum oder bewußten Fehlgehen wandeln lassen, wie viele, denen kein Mahner, kein Urteil lenkend und einwirkend zur Seite steht; er würde sich dann auch mit den Folgen ihres Schrittes, die zumeist ein verfehltes, selbstgemiedenes, oft schwer beweintes Glück — wenn nichts Schlimmeres — bedeuten, abgefunden, beruhigt haben. Nein, nicht beruhigt: mit Schmerz bedauern würde er sie, weil er weiß, daß des Weibes Leben die Liebe und daß es ohne diese ohne Glück ist.

Und als er dann auf den „wirklichen Ehrenmann“ aufmerksam wurde, reizte ihn diese Betonung erst recht zum Widerstand, zur Vertretung seiner schroffen Behandlung.

O, er würde da sein! Aber sie würde ihn anders finden, als sie in ihrer falschen Erhabenheit erwartete — vielleicht mit dem trotzigen Widerruf seines Schreibens auf den Lippen, ganz auf dem unerbittlichen Standpunkt eines „wirklichen“ Ehrenmannes, der seine Meinung keinem zuliebe — selbst wenn ihm soviel beredende Anmut, wie ihr, zur Seite steht — umschreibt oder beugt.

Er vertiefte sich in seine Arbeit, ohne weiter an das Seltsame ihrer Zusammenkunft zu denken, wo für die geforderte Genugthuung jede andere Form ebenso gut genügt hätte, sofern sie nur das in sich schloß, was die beleidigte junge Dame verlangte.

Seit acht Uhr morgens saß er vor seinem Bilde und malte. Rein zufällig zog er die Uhr und stellte fest, daß seit Aufnahme seiner Arbeit bereits eine Stunde verflossen sei. Ein heftiger Schreck und eine unerklärliche Angst befiel ihn. So spät! In einer Stunde sollte er sie erreichen — sie war sicher dort und erwartete ihn. Wenn er nicht pünktlich erschien, mußte sie annehmen, daß er ihre Forderung ablehnte — dann war sie fort und mußte ihn — — ja, wofür mußte sie ihn halten? Er wollte und konnte nicht weiter darüber nachdenken! Pinsel und Palette legte er fort. Er schlüpfte hastig in den Rock, stülpte den Hut auf, versicherte sich seines Geldes — und stürmte hinaus. Eine Droschke führte ihn zum Bahnhof. Sie bewegte sich für seine Ungeduld und Unruhe zu langsam fort — sie „kroch“, wie er nervös feststellte — und er hatte das Gefühl, als säße er auf Nadeln und müsse hinausspringen, um mit Windeseile den passenden fälligen Zug zu erreichen. Hundert Malicen gegen Kutscher und Gaul, gegen das gesamte Fuhrwesen schwebten auf seinen Lippen, aber in wilder Ohnmacht verschluckte er seinen Grimm und verfiel in die allein richtige Selbstanklage, daß er hätte zeitiger gehen müssen. Und er sagte sich dann, daß er dieser Zusammenkunft anfänglich kaum ein Interesse entgegengebracht hätte und daß er jetzt — — Ja, jetzt war er in einer Stimmung, als hinge sein Leben, sein Glück davon ab!

„Ist es möglich?“ fragte er sich bestürzt. „Was für ein Rätsel gebe ich mir da zu lösen!“

Dann klopfte er heftig gegen die dem Kutschersitz naheliegende Scheibe. „Schneller, Kutscher, schneller! Fünfzig Pfennige Trinkgeld!“ rief er und erwartete die Wirkung.

Der Hut vor ihm nickte gleichmütig und ungerührt.

Mit fieberhafter Spannung verfolgte er das Tempo der Fahrt, des Hufschlags — umsonst. Der Wagen rollte in alter schläfriger Gewohnheit, der Gaul trabte mit müdem Pendeln des Kopfes dahin. Er ergab sich. Als die Droschke jedoch im Gewirr des starken Bahnhofverkehrs stockte, sprang er federschnell hinaus, steckte dem apathischen Kutscher das Fahrgeld nebst Zuschlag zu und rannte mauerstürmend in die Halle.

Ein Billet war schnell gelöst. Als er den Perron erreichte, verließ der Zug nach Richtung G. soeben denselben. Der nächste ging eine halbe Stunde später.

Wie ein gereizter, gekäfigter Löwe lief er hin und her. Aber angesichts der Notwendigkeit rief er sich zur Geduld. Auf die ganze Welt war er verbittert und empört. Schließlich ließ er sein „höhnisches Schicksal“ walten. Er konnte ja nur das Beste von ihm erwarten! Und auch sie, Editha, mochte von ihm denken, was sie wolle. „Gut“ dachte sie von ihm doch nicht! So war es einerlei, und er würde sich darüber hinwegzusetzen wissen. Trotzdem verfolgte er mit Erregung den sichtbar rückenden Zeiger der Bahnhofsuhr. Jetzt — jetzt — — endlich! dachte er, als der Zug brausend einlief, der ihn mitzuführen bestimmt war. In zwölf Minuten war er in G. Mit fliegenden Blicken sah er um sich — sie war nicht hier! Er atmete tief und schwer, fast mit Grimm auf. Sie hatte sich also besonnen, ihn mystifiziert, ihr war nicht daran gelegen — und er? Lächerlich! Lächerlich! — —

Da sah er, sich umwendend, eine helle Frauengestalt aus dem Bahnhofsgebäude schreiten.

„Editha!!“ schrie er fast freudig auf. Doch unterdrückte er möglichst den heftigen Herzschlag und trat ihr mit „möglichst“ ruhiger Höflichkeit grüßend entgegen.

„Sie kommen soeben mit diesem Zuge?“ fragte er, froh, sich doch noch zeitig genug eingefunden zu haben und eine Entschuldigung unterlassen zu können. Bei den Frauen ist die Unpünktlichkeit ja selbstverständlich. Er war spitzbübisch genug, eine Miene aufzusetzen, als wäre er gewissenhafter gewesen. Mit Verwunderung betrachtete sie den Komödianten von der Seite. Das hätte sie ihm nicht zugetraut! Er fing ihren ironischen Blick auf und sah gleichgültig ins Weite.

„Ja, ich kam mit diesem Zuge,“ erwiderte sie kühl, wie in Ablehnung eines Vorwurfs, und log damit ebenso geläufig und dreist wie er durch seine stumme Mimik. In der That war sie sehr pünktlich gewesen und hatte in Hoffen und Bangen, mit verletztem Stolz und mit Empörung in der zweiten Klasse des Bahnhofrestaurants den folgenden Train erwartet. Sie war auch ebenso glücklich gewesen, ihn „doch“ kommen zu sehen, wie er, sie „doch noch“ getroffen zu haben.

Selbstverständlich ließen sie sich bei der mit dieser forcierten Einleitung künstlich heraufbeschworenen Spannung nun erst recht nichts davon merken.

„Nicht einmal die Rücksicht der einfachen Entschuldigung will er mir zugestehen!" dachte sie bitter.

„Wäre ich der Wartende gewesen, so hätte ich ihr jetzt eine unentschuldigte Rücksichtslosigkeit gegen mich zu quittieren," bestätigte er sich mißmutig.

„Es ist möglich, daß Sie sich der Mühe vergebens unterzogen hätten," sagte er laut, doch monoton. „Ich stand schon auf dem Sprunge, sogleich in die Stadt zurückzufahren, da ich zur Zeit Ihrer nicht ansichtig wurde."

Das war denn doch zuviel! Sie war sichtlich empört.

„Schämen Sie sich dieser Heuchelei und Unwahrheit, Herr Eschenberg!" erwiderte sie erregt und mit strafendem Blick. „Nur um mir gegenüber von einer Verpflichtung frei zu sein, die so einfach, so selbstverständlich und — wenn Sie wollen — so nichtssagend ist, verstehen Sie sich zu dieser Ihrer unwürdigen Lüge."

„Lüge? Lüge?" fragte er unsicher und mit geröteten Wangen.

„Ja, nichts anderes! — So haben Sie denn das Vergnügen des für eine Dame in meiner Situation gewiß nicht angenehmen Zugeständnisses, daß ich auf Sie gewartet habe."

„In der That?" brachte er verlegen hervor.

„Wirklich!" bestätigte sie bitter und verletzt. Thränen blinkten in ihren Augen — Thränen gedemütigten Stolzes und schamhaften Schmerzes.

Er sah es mit Bestürzung und Reue — mit Mitleid. Aber er schwieg. Endlich sagte er mit weicher, bittender Stimme:

„Sie glauben nicht, welcher Aufregung ich zur Beute wurde, als ich bemerkte, daß ich zu spät kommen, Sie vielleicht nicht mehr treffen würde. — Aber daß Sie erst mit dem Zug, den ich benutzte, eingetroffen sein wollten, reizte mich denn doch so empfindlich, wie Sie empört sein mögen über meine Versäumnis, die nicht in meiner Absicht lag. Ich glaube, ich hätte auf Sie bis in die sinkende Nacht gewartet, Fräulein Steinbach!" versicherte er warm.

(Schluß folgt.)

Sprüche.

Von H. v. L.

I.

Zum Himmel keiner kann gelangen,
Als durch des Zweifels Höllenpein.
Du mußt zuerst ein Ketzer werden,
Um einstens echter Christ zu sein.

II.

Wenn Du Dir willst mit Ruhe
Den Lebensabend krönen,
Dann mußt mit aller Thorheit
Du Dich zuvor versöhnen:
Mit fremder Thorheit schwerer Last,
Mit jener, die Du selber hast.

III.

Du kennst die Sage von dem goldnen Ring,
Der nächstens zwölf von gleichem Wert gebar
Und dessen Kraft doch nicht gemindert war.
Ich kenn ein gleiches wunderbares Ding:
Es ist der großen Liebe reicher Hort.
Giebst Du von ihm auch noch so vieles fort,
Wirst doch im Herzen ärmer nicht an Schätzen,
Da sie von selbst stets den Verlust ersetzen.

IV.

Wirft man Dir Knüttel in den Weg,
Benutz auch das zu Deinem Frommen!
Wer es versteht, kann stolpernd auch
Zu seinem Ziele kommen.

V.

Es hegt ein jedes Menschenherz
In sich wohl einen Traum.
Im wilden Tageslärm
Gedenkt es seiner kaum.

Doch gleitet her die stille Nacht,
Dann taucht auch er empor,
Und spricht dem Lauscher süßen Klangs
Die Mär vom Glücke vor.

Und was das Herz dann hat erlauscht
In solcher stillen Nacht,
Es wird zuletzt für seinen Tag,
Zur ernsten Schicksalsmacht.

Menschen, Sitte, Kunst und Natur. Mit großer Vorliebe schildert Rudolf Lindau die Japaner jener Zeit; er dürfte nicht unrecht haben mit der Behauptung, daß der jähe Umschwung und die Hingabe an das Fremdländische manchen liebenswürdigen Zug des Volkswesens geschädigt habe. Das Überspringen der Entwicklungsstufen ist der Gesundheit eines Volkes fast immer gefährlich. Angehängt sind einige Reisebriefe aus Konstantinopel. Seine eigene Persönlichkeit stellt der Verfasser so viel als möglich in den Hintergrund. Das Buch enthält sehr viel feine Bemerkungen über das Wesen der verschiedenen Völkerschaften, mit deren Vertretern der Verf. zusammengekommen ist. Die Schreibweise ist klar und einfach, stets sachlich und ohne empfindsames Wortzierwerk, das so mancher Reisende fremder Natur gegenüber für Pflicht hält. Ich empfehle das Buch bestens.

Jugendschriften für Weihnachten.

Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube.

Wir können auf die früher ausgesprochenen Urteile hinweisen. Auch dieser 7. Bd. (2,50 Mk.) bringt gut gewählten Stoff, Gedichte, Erzählungen, Märchen und Sagen, Scherze, belehrende Aufsätze. Die Eltern können die Zeitschrift ihren Kindern bis zum 14. Jahre unbesorgt in die Hände geben. Die Ausstattung ist trotz des billigen Preises gefällig.

Aus dem Verlage von Carl Flemming in Glogau sind uns zugekommen.

Herzblättchens Zeitvertreib. Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen zur Herzensbildung und Entwicklung der Begriffe. Herausgegeben von Thekla von Gumpert, 40. Bd. Mit 24 Farbendruckbildern und zahlreichen Textillustrationen von H. u. M. Brückner, W. Claudius u. s. w. 6 Mk. in hübschem Leinwandbande.

Frau Thekla von Schober, geb. von Gumpert, geb. 28. Juni 1810, feiert mit diesem Bande selbst ein Jubiläum. Seit 1855 erscheint dieses Jugendbuch und in manchem Hause haben schon drei Geschlechter sich daran gefreut. Die Herausgeberin hat sich die innige Liebe zu den Kindern bewahrt und durch sie im Sinne guter, alter Überlieferungen in redlicher Arbeit Segen gestiftet. Es war ihr weniger darum zu thun, den Kindern hundert Schüsselchen je mit einem Bissen Wissenschaft aufzutischen, als ihr Gefühl zu läutern und ihr Denken zu wecken. Wir wünschen herzlich, daß auch dieser sehr reichhaltige und mit vortrefflichen Bildern geschmückte Band recht guten Erfolg habe.

Im 41. Jahrgang erscheint das

Töchter-Album. Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemütes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Unter Mitwirkung zahlreicher Schriftsteller und Schriftstellerinnen herausgegeben von Thekla von Gumpert. Mit 19 Farbendruck- und 4 Tondruckbildern, 2 Karten und zahlreichen Illustrationen namhafter Maler und Zeichner. In rotem Leinwandband 7,75 Mk. 574 Seiten.

Der Band ist unserer Kaiserin gewidmet. Vor kurzer Zeit ist die Herausgeberin von einem Schuldirektor hart angegriffen worden. Es ist richtig: ein Teil der Jugendschriften für Mädchen verdient harte Worte, da er eine falsche Empfindsamkeit großzieht und das Leben verzerrt, zuweilen sogar der versteckten Lüsternheit Vorschub leistet. Aber das hat Thekla von Gumpert nicht gethan. Ich kann mir wohl sehr gut ein „Töchter-Album" vorstellen, das mehr vom Guten des neuen Geistes enthält, aber das vorliegende hat doch auch Berechtigung, da es gute Überlieferungen pflegt. Die Grundgedanken weisen stets auf den Wert ehrlicher Arbeit, schlichten Sinnes hin, auf Liebe zu Gott und den Nächsten. Wenn auch der Ton zuweilen süßlich wird, so schadet das weniger, als so manche Romane, die heute schon von Fünfzehnjährigen gelesen werden. Der Band enthält aber neben Erzählungen noch bildende Aufsätze, die Geschichtliches und Naturwissenschaftliches mit Geschick behandeln. Der Bilderschmuck ist reich und gut ausgeführt.

L.

Das Deutschtum im Donaureich. Von Dr. Fr. Guntram Schultheiß. (Berlin, M. Friber.)

In erfreulicher Weise mehrt sich die Anzahl der Schriften und der sachkundigen Publizisten, welche sich mit der Lage des Deutschtums in Österreich beschäftigen und bestrebt sind, auch die Reichsdeutschen auf ihre nationale Pflicht und auf das realpolitische Gebot hinzuweisen, die deutschen Vorländer nicht der slavischen Überflutung preiszugeben. Zu diesen berufenen Anwälten der großen nationalen Sache gehört auch Schultheiß, den wir schon seit mehreren Jahren thätig finden, die öffentliche Meinung über diese Frage aufzuklären, die immer brennender wird. Ich habe die Bedrängnisse der Deutschen Österreichs in der „Romanzeitung" schon in vielfacher Weise erörtert, so daß ich hier nicht auf das einzelne zurückzukommen brauche. Es genügt wohl, wenn ich betone, daß man sich in dem neuen Buche von Schultheiß über alle einschlägigen Faktoren gut orientieren kann, daß es imstande ist, die Sympathien für die kämpfenden Stammesbrüder zu fördern. Die Zustände des Deutschtums in Österreich und Ungarn werden darin gesondert betrachtet, die Slavisierungsversuche und die magyarische Rassen-Diktatur klar dargelegt und auch die „Gestaltung der Zukunft" erwogen. Die bisherige Selbsthilfe des Deutschtums in Österreich wird geschildert, die Schutzvereine vorgeführt. Eine Reihe beherzigenswerte Winke sind eingeflochten. Das Buch verdient Verbreitung. K. Pr.

Großdeutschland und Mittel-Europa um das Jahr 1950. Von einem Alldeutschen. Mit einer Karte in Farbendruck. (Berlin, Thormann & Goetsch.)

Diese von einem hervorragenden Mitgliede des „Alldeutschen Verbandes" herausgegebene Flugschrift hat binnen wenigen Wochen eine 2. Auflage erlebt, ein Beweis, wie sehr sie das öffentliche Interesse in Anspruch nahm. Die Tendenz dieser Schrift zielt auf die Zusammenfassung aller deutschen Elemente und Besitzungen ab, sei es durch unmittelbaren Anschluß an das Reich, sei es durch eine losere völkerrechtliche Dauerverbindung. Was zur Begründung dieses Strebens gesagt wird, ist vortrefflich und zeugt von starkem Nationalbewußtsein und thatlebendiger, sittlicher Kraft. Etwas „spekulative Politik" und „konstruierende Statistik" muß freilich bei der Entwerfung des Zukunftsbildes mit in Kauf genommen werden. Die wirkliche Geschichte pflegt gewöhnlich nicht nach den Vorzeichnungen solcher Phantasien sich zu halten, sondern das naturnotwendige Bett für ihre Gewässer sich unter den Bedingungen von Zeit und Ort selbst zu graben. Manchmal wird bei solchen Vorspiegelungen den heutigen Zuständen zu viel, manchmal zu wenig Rechnung getragen. So wird man z. B. die habsburgische Dynastie wohl im Rahmen eines Zukunfts-Deutsch-

lands ebenso entbehren müssen, als die Welfen. Aber tüchtige nationale Impulse gehen von dieser Schrift zweifellos aus.

K. Pr.

Neu eingesendete Bücher.

Gedichte.

Jacobowski, Ludwig, Aus Tag und Traum. Neue Gedichte. Berlin 1896, Calvary & Co. — Dehmel, Richard, Lebensblätter. Gedichte und anderes. Mit Randzeichnungen von Josef Sattler. Berlin 1895, Verlag der Genossenschaft Pan. — Im Tann, Ew. und Math, Mehr Licht. Zeitgemäßes in Versen und Prosa. 1. Teil. Zürich 1895, Verlagsmagazin. — Brieger, Adolf, Ausgewählte Gedichte. Großenhain und Leipzig 1895, Baumert & Ronge. — Wehrmann, Alexander, Gedichte und Erzählungen. Berlin, Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr). — Fischer, Marie, geb. Lette, Aus des Lebens dunklen Tiefen. Leipzig 1895, Reinhold Werther. — Wehrmann, A., Aus meines Lebens Mai. Gedichte. Ottmachau i. Schles. 1894, Alex. Becken. — Preuschen, Hermine von, Via Passionis. Lebenslieder. Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner. — Bois, Jules, Prière. Poème. Paris 1895, Librairie de l'art indépendant. — Harbung, Victor, Im Reigen. Neue Lieder. Glarus, Verlag von Babette Vogel. — Blanck, Carl, Gedichte. Zürich und Leipzig 1895, Verlag von Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz. — Greif, Martin, Gesammelte Werke in drei Bänden. Leipzig, Amelangs Verlag. 1. Lieferung. — Appel, Karl, Hurra! Hurra! Fünfundzwanzig deutsch-vaterländische Lieder für vierstimmigen Männerchor in neuen Kompositionen 2c. Weilburg a. d. Lahn 1895, Carl Appels Verlag.

Dramatisches.

Buchhorn, Josef, Modern. Ein Familiendrama in drei Aufzügen. Dresden 1895, Piersons Verlag. — Westenholz, F. P. von, Sein Geheimnis. Schwank in einem Aufzuge. Stuttgart 1895, Frommanns Verlag. Preis 0,60 Mk. — Wolzogen, Hans von, Der Meermann. Eine nordische Legende. Musik von H. Sommer. Bayreuth, Selbstverlag des Verfassers. — Skram, Amalie, Agnete. Drama in drei Akten. Deutsch von Therese Krüger und Otto Erich Hartleben. Berlin 1895, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. Preis 2 Mk. — Pröll, Karl, Afrikanische Abenteuer. Volks-Liederspiel. Leitmeritz 1895, Karl Pickert. Preis 0,50 Mk. — Zoozmann, Richard, Zwischen Himmel und Erde. Eine Bühnendichtung in zwei Teilen. Berlin, Eduard Rentzels Verlag. — Jagow, Eugen von, Ratibor. Bühnendichtung in vier Teilen. Leipzig, Elischer Nachfolger. — Braune, Rudolph, Reinheit? Einakter. Roßla 1895, Verlag von R. Braune. — Westenholz, F. P. von, Blaubart. Lustspiel in zwei Aufzügen. Stuttgart 1895, Frommanns Verlag. — Krauß, Friedrich S., Billige Bräute. Lustspiel. Wien 1895, Carl Graeser. — Mönckeberg, Carl, Illusionen. Ein Hamburgisches Drama. Leipzig 1895, Alfred Janssen. — Zürner, Hugo, Frau Jutta. Ein neues lustig Spiel von Frau Jutten . . . Zürich 1895, Verlags-Magazin. Preis 1,50 Mk. — Vademecum dramatischer Werke alphabetisch geordnet mit Angabe der Verleger, Preise und teilweiser Personenangabe von E. Olith. Hannover, Verlag von Lüdemann. Lieferung 1—5.

Vermischtes.

Mit der Bitte um Veröffentlichung ist uns folgender Aufruf zugegangen, den wir der Aufmerksamkeit unserer deutschgesinnten Leser herzlich empfehlen.

Reichs-Weihnachtsbäumchen

für arme deutsche Kinder an den österreichischen Sprachgrenzen, in erster Linie im Böhmerwald und im Sachsenlande Siebenbürgens.

Sammlung von Karl Pröll in Berlin.

Diese Sammlungen wurden bereits seit 12 Jahren durchgeführt. Nur die allerärmsten Kinder erhalten Gaben, hauptsächlich die nötigste Winter-Bekleidung und -Beschuhung. Gewissenhafte Vertrauensmänner, welche an der Spitze der nationalen Schutzorganisation dieser Landstriche stehen, besorgen die Verteilung. Die Spenden sollen nicht nur einen humanitären Zweck erfüllen, sondern auch unseren Stammesbrüdern, die einen schweren Kampf für unser gemeinsames Volkstum bestehen, den Beweis liefern, daß wir der ärmsten und fernsten Nationsgenossen niemals vergessen.

Bisher sind für 1895 eingegangen:

Pfarrer Gampen-Dresden	3 Mk.
Frau Cäcilie Justinus	20 „
Frau Laura Stern	70 „
Frau Henriette Meierstein	50 „
Karl Pröll	5 „
Zusammen	148 Mk.

Weitere Beiträge bittet man bis längstens 15. Dezember zu senden an: Karl Pröll, Schriftsteller, Berlin W., Steglitzerstr. 26a.

Briefkasten.

Herrn J. J. Str. in Frkf. a. M. Sie besitzen Begabung für sinnige Lehrdichtung. Die Grundgedanken sind schön, aber der Reim zwingt auch Ihnen noch gequälte Wendungen auf. In „Blümlein am Wege“ z. B. „ungestört nach Warten“ klingt übel. Dann 5. Str. „Du warfst mich“, und doch fahren Sie fort: „Nun, ich bin jenes Samenkorn.“ Da dürfte das „mich“ vorher nicht stehen. In „Meister“ ist unklar: „ob auch Unkraut klettert“ — ohne Beziehung auf den Baum — „von Eis umwetterl“ ist falsch gesehen; „ein knorrig Alter“ falsche Elision. Suchen Sie nach Ihrer Feile und senden Sie die neue Fassung. — Frl. A. B. in C. 1) Die Redensart, X für ein U vormachen, sagt ursprünglich: das Doppelte anrechnen, d. h. ein X für ein V machen. Das lateinische Zeichen für zehn besteht aus zwei Zeichen für fünf, wie ein Blick auf das Schriftbild Ihnen zeigen kann. 2) Den Spruch für Ypsilon mit Dank gelesen, aber Yard ist doch nicht genug bekannt, um in solchen Merksprüchen am Platze zu sein. Besten Gruß.

Inhalt der No. 8.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche

Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 9.

Im Lande der Sonne.

Roman

von

B. Clément.

Erstes Kapitel.

Es war zu früher Morgenstunde im Herbste 1856. Die Sonne war im Begriff aufzugehen. Purpurn erstrahlte der östliche Himmel und spiegelte sich in den Fluten des heiligen Ganges wieder. Feierliche Stille rings umher. Selbst auf dem stattlichen Dampfer, der ruhig seine Bahn zog, schwieg das unruhvolle Treiben, das jeder nahe bevorstehenden Ankunft vorherzugehen pflegt, einen Augenblick. Die Reisenden genossen die köstliche Naturerscheinung, je nach ihrer Charakteranlage, stumm oder mit lauter Bewunderung. Unter ihnen befand sich ein junges Paar etwas entfernt von der übrigen Gesellschaft. Man sah dem jungen Manne mit dem glattrasierten Gesichte und dem schwarzen Anzuge unschwer den Geistlichen an. Schlichtes braunes Haar umrahmte sein etwas blasses Antlitz mit energischen, bedeutenden Zügen. Flammende Begeisterung sprach aus den braunen Augen, als sie über die lachenden Ufer hinirrten und an den leuchtenden Wolkengebilden haften blieben. Nun zuckte der erste goldene Strahl aus denselben hervor und warf einen verklärenden Schimmer über Fluß und Ufer. Geblendet mußte der junge Geistliche die Augen schließen, um sie im nächsten Augenblick dem herrlichen Schauspiel doch wieder zuzuwenden. Sieghaft, in strahlender Pracht trat sie jetzt hervor, die leuchtende Königin des jungen Tages und sandte ihre Strahlengarben nach allen Seiten.

„Es werde Licht und es ward Licht," rief der junge Geistliche in schwärmerischer Ekstase, „ist Gott nicht groß, gewaltig, unendlich? Seine Werke sind wunderbar, und seine Güte kennt keine Grenzen."

Ein lautes Kommandowort unterbrach ihn, gleichzeitig begann das Treiben auf dem Schiffe seinen Fortgang zu nehmen. Mit leisem Seufzer wandte er sich seiner jungen Gefährtin zu, und seine Augen leuchteten in Bewunderung auf. Sie hatte die zarten Hände auf der Brust verschränkt und heilige Andacht, süßer Friede lag auf den reinen, unschuldigen Zügen ihres schönen Antlitzes. Ihre tiefblauen Augen schweiften entzückt umher und blieben an den Türmen und Zinnen der Stadt, die im Morgensonnenglanze vor ihnen lag, haften.

„Sie lieben Ihre südliche Heimat, Miß Wilson?" fragte der junge Missionar.

Sie sah mit strahlendem Blick zu ihm auf. „Unbeschreiblich. Wie wäre es auch anders möglich? Es ist das Land, in dem ich geboren bin, in dem ich meine erste Jugend verlebte. Sehen Sie hinüber nach Benares. Ist sie nicht schön, meine sonnige, südliche Heimat?"

Er mußte ihr recht geben. Von der Flußseite gesehen, gewährt Benares einen herrlichen Anblick. Hingestreckt am linken Ufer des Ganges, der hier eine hafenförmige Bucht in das Land bildet, steigt die Stadt amphitheatralisch empor. Prachtvolle Treppenreihen, meist aus Marmorquadern bestehend, führen an das Ufer. Die Sonne vergoldete die unzähligen Kuppeln und Minarets der Moscheen, Tempel und Paläste. Über alle hinweg ragte die Moschee Aurangsseb mit ihren drei Kuppeln und ihren beiden einhundertundfünfzig Fuß hohen Minarets. Die Uferstraßen wiesen große helle, oft drei bis fünfstöckige Häuser auf, mit Erkern, Balkonen, Veranden, Kuppeln, runden oder pyramidalen Domen geschmückt und reich mit Blumen, Tieren-, Menschen- und Göttergestalten bunt bemalt oder mit Bildhauerarbeiten verziert. Tempel, Hallen, Pagoden, Pavillons und Badeplätze wechselten in bunter Reihe. Hohe Palmen und schattige Baumreihen schmückten die freien Plätze.

Die indischen Rajahs, auch wenn sie ihres Landes verlustig gegangen sind, legen in Benares Klöster an und halten Gesandte, die an ihrer Stelle dort Opfer und Gebete verrichten. Reiche Nabobs, die ihr Ende herannahen fühlen, glauben sich einen Platz im Himmel zu sichern, wenn sie einen Prachtbau in

Benares aufführen lassen. Je näher an der Ganga heiligen Wassern, je kostbarer ist das Land. So ist das Stromufer der besuchteste, schönste und bebauteste Teil des Landes geworden und bietet dem Beschauer eine Fülle orientalischer Pracht.

Trotz der frühen Morgenstunde herrschte am Ufer schon reges Leben. Große Scharen von Hindus, jung und alt, beiderlei Geschlechts, von allen Sekten und Kasten, eilten an den heiligen Fluß, ihre Morgenandacht zu verrichten! Unter ihnen waren besonders die Anbeter des Schiwa vertreten, welcher bei den Indern die dritte Person in der Dreieinigkeit des Brahma ist. Die Andächtigen schöpften mit der hohlen Hand das heilige Wasser und begossen mit demselben dreimal das Haupt unter leisem Herbeten ihrer Sprüche, wobei sie so oft wie möglich den Namen Schiwas anriefen, was als eine verdienstliche Handlung angesehen wird. Die Andacht ward jedoch verschiedentlich unterbrochen; einige scherzten und lachten miteinander, andere überhäuften sich mit Schelt- und Schimpfwörtern. Hier loderte eine helle Flamme auf, um Schiwa zu Ehren köstlichen Weihrauch zu verzehren, dort sanken herrliche Früchte und farbenprächtige Blumen ins Wasser. Auf den Treppen, hart am Strome, saßen in kleinen Kiosken oder auf Steinblöcken Brahmanen, um die Gaben frommer Pilger in Empfang zu nehmen und ihnen dafür Absolution ihrer Sünden zu erteilen.

Das geistvolle Antlitz des jungen Missionars, der das ihm so fremde Leben am Ufer mit regem Interesse vom Schiffe aus beobachtete, verdüsterte sich. „Wie viel Finsternis bei so viel Licht,“ sagte er halblaut. „Ob die Zeit kommen wird, da der Name Jesu von allen gekannt und geliebt wird? Sie wird und muß aber kommen,“ rief er, seine schlanke Gestalt hoch aufrichtend. „Wie danke ich Gott, daß ich sein Werkzeug sein darf, seine Ehre zu verkünden.“

Mit scheuer Bewunderung sah das junge Mädchen in seine leuchtenden Augen. „Sie werden ein reiches Arbeitsfeld finden, Mr. Walker,“ bemerkte sie.

Ein selbstgefälliges Lächeln glitt über seine ernsten Züge. „Es kann mir nicht zu schwer werden, ich vermag viel zu leisten. Je mehr Anforderungen an mich gestellt werden, je befriedigter fühle ich mich.“

Sie streifte seine kraftvolle Gestalt mit schnellem Blick und entgegnete zögernd: „Vergessen Sie nicht, Mr. Walker, mit dem Klima zu rechnen. Sie können hier bei der größten Anstrengung nicht leisten, was Sie daheim in England ohne Mühe leisteten. Wenn Sie sich anfangs zu viel zumuten —“

Sie stockte, er aber rief lebhaft: „Miß Elisabeth, haben Sie Sorge um meine Gesundheit?“

Helle Röte flog über ihr liebliches Antlitz, sie vermied jedoch ihm zu antworten, sondern rief freudig bewegt: „O sehen Sie doch, Mr. Walker, dort auf der Landungsbrücke steht mein lieber, lieber Vater und schaut nach unserm Dampfer aus. Sehen Sie den kleinen, schmächtigen Herrn mit dem wehenden, weißen Haar? Ganz so hat er während der langen zehn Jahre, die ich fern der Heimat war, in meiner Erinnerung gelebt. Mein lieber, lieber Vater!“ Sie schwenkte ihr Taschentuch und ein Schluchzen der höchsten Freude entstieg ihrer Brust, als ihr von der Brücke eine gleiche Antwort ward.

Gerührt blickte der junge Missionar in das holde, erregte Mädchengesicht. „Sie eilen der geliebten Heimat zu, von Vater- und Mutterliebe empfangen, ich der unbekannten Ferne. Werden Sie mich nicht vergessen, Miß Elisabeth?“

Sie schüttelte das blonde Haupt. „Ich denke, wir sehen uns öfter. Ihre Station liegt nicht weit von Benares entfernt.“

„So darf ich kommen?“ fragte er atemlos.

„Vater wird sich freuen, einen Amtsbruder bei sich zu sehen.“

„Und Sie, Elisabeth, und Sie?“ drängte er.

Die blauen Augen sahen voll zu ihm empor. „Es wird mir stets angenehm sein, meinen liebenswürdigen Reisegefährten im Hause meiner Eltern zu begrüßen. Sie haben viel für mich gethan, Mr. Walker, nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank.“

Ein Schatten fiel über seine erregten Züge, er murmelte etwas von „selbstverständlich“ und „nicht der Rede wert“, allein sie achtete nicht auf ihn, ihre ganze Aufmerksamkeit galt der kleinen, hageren Gestalt am Ufer.

Nun legte das Schiff an, und als eine der ersten verließ es Elisabeth. Jauchzend, unter Thränen warf sie sich in die Arme des in schwerer Missionsarbeit früh gealterten Mannes. „Vater, mein lieber Vater,“ war alles, was sie stammeln konnte.

Unter Thränen der Freude drückte der Missionar sein so schmerzlich entbehrtes Kind ans Herz, blickte mit Stolz und Wehmut in das schöne, blühende Antlitz und flüsterte leise: „Mein Kind! Mein Kleinod! Gott segne Dich tausendmal.“

Nachdem die erste gewaltige Erregung vorüber war, erinnerte sich Elisabeth ihres Reisegefährten und berichtete ihrem Vater hastig von ihm. Sie sahen sich nach ihm um und fanden ihn in der Menge der lärmenden, schreienden Hindus, die den neuangekommenen Reisenden ihre Palankins oder ihre Elefanten anboten. Mr. Wilson begrüßte den jungen Amtsbruder herzlich und forderte ihn so dringend auf, den Tag bei ihm zu verleben, ehe er seine Weiterreise anträte, daß dieser nur zu gern nachgab.

„Jetzt, mein Kind,“ bemerkte der alte Herr zu Elisabeth, „möchte ich dem Kapitän noch danken, dessen Schutze ich Dich anempfohlen hatte. Es hat Dir an nichts gefehlt?“

„Nein, lieber Vater, er hat wahrhaft väterlich für mich gesorgt. Ich will Dich begleiten, obgleich ich mich schon verabschiedet habe.“

Der Missionar sicherte sich schnell drei Palankins, und nachdem Vater und Tochter zurückgekehrt waren, bestieg jeder von ihnen, sowie auch Mr. Walker, einen der langen, dunkelgrau gestrichenen Kasten, in welchen man zur Not sitzen kann, gewöhnlich aber liegt. In kurzem Trabe eilten die Träger mit ihrer Last davon, der Vorstadt Sikri zu, die von Europäern bewohnt wird. Das Innere der Stadt, durch welche die Reisenden getragen wurden, steht mit dem schönen Gangesviertel in üblem Kontraste. Ein Labyrinth dunkler, schmutziger, feuchter Straßen, so eng, daß

sich die Träger kaum Platz durch die wogende Menge verschaffen konnten; die niedrigen Häuser der Hindus, oft bloße Lehmhütten, mit Rohr oder Palmenblätter gedeckt, machten einen trostlosen Eindruck. Eine Menge Bettler, Lahme, Blinde, Aussätzige, halbnackte Fakire trieben sich in den Straßen umher, dazwischen sah man weiße, dem Schiwa geweihte Stiere, denen alles ehrerbietig auswich, umherrennen.

In der Vorstadt Sikri ward es ruhiger. Hübsche, villenähnliche Gebäude mit offenen Hallen, Veranden und Balkonen, vielfach im Schatten mächtiger Mangobäume, oder inmitten eines farbenprächtigen Gartens gelegen, kündigten die Wohnungen civilisierter Menschen an. Nun standen die Träger still. Man war an der Missionsstation angelangt. Ein hohe Aloehecke grenzte das Grundstück von der Straße ab und wehrte den neugierigen Blicken Vorübergehender. Sie sah stattlich aus mit ihren breiten, glänzenden Blättern, vor deren spitzen Stacheln man sich wohl hüten muß. Über die mannshohen Stauden erhoben sich fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe Blütenstengel mit ihren, wie Armleuchter gestalteten, großen gelben Blüten.

Geräuschlos öffnete sich das Gitterthor, die Ankömmlinge einzulassen. Eine schattige Akazienallee mit schweren, rotblühenden Dolden führte durch einen verhältnismäßig großen Garten, in dem allerlei fremdartige Früchte gediehen. Recht bescheiden nahm sich zwischen den Beeten mit spanischem Pfeffer, dessen hochrote Schoten anmaßend zwischen den dunkelgrünen Blättern der kleinen Büsche hervorblickten, das englische Gemüse aus, das hier eingeführt und kultiviert wurde. Im Schutze eines breitästigen Mangobaumes lag das Missionsgebäude. Ein einfaches, langgestrecktes, einstöckiges Haus, mit einem weit vorspringenden, auf Pfosten ruhendem Dache, das auf jeder Seite einen Schattengang bildete. Große, fast bis auf den Boden reichende Fenster, gegen das Eindringen der Hitze geschützt, durch Tattys — besondere Schirme, die aus den Wurzeln wohlriechender Gräser verfertigt und stets zur Erfrischung und Abkühlung mit Wasser benetzt werden — können zu gleicher Zeit als Thüren geöffnet werden.

Als der erste Palankin sich nahte, trat ein alter Hindu hinzu, die Schiebethür desselben zu öffnen. Ein rosiges Mädchengesicht lachte ihn glückselig an. „Gott zum Gruß, alter Paul. Da bin ich wieder, kennst Du Deine kleine Lissy noch?" Sie reichte ihm die weißen Hände, die der Alte in seiner Freude an die Lippen gedrückt hätte, wenn sie ihm nicht gewehrt. „Wie geht es Deiner alten Beß und Sam und Tom? Gut? Wie mich das freut. Aber nun zum Mütterlein."

Sie eilte in die große, luftige Halle und sank mit einem Freudenruf in die Arme einer ältlichen Dame. Elisabeth war das getreue Ebenbild ihrer Mutter, das sah man noch heute, obgleich deren goldblondes Haar gebleicht und ihre frischen Farben einer krankhaften Blässe gewichen waren. Nur ihre blauen Augen strahlten noch in jugendlichem Glanze, namentlich jetzt, wo sie mit Wonne und Entzücken auf ihr heimgekehrtes Kind blickte, nach dem sie sich im Wachen und Träumen zehn lange Jahre gesehnt hatte.

Mutter und Tochter hätten sich wohl lange noch nicht gelassen, wenn nicht Mr. Wilson seiner Frau den Gast zugeführt hätte. Sie hieß ihn herzlich willkommen, und Elisabeth fand Zeit, sich der Dienerschaft zuzuwenden, die sich voller Freude herbeidrängte, die geliebte junge Herrin, die für jeden ein freundliches Wort hatte, zu begrüßen. Nun hatte sie jedem die Hand geschüttelt, ihr Auge irrte aber noch suchend umher und blickte fragend zur Mutter hinüber. Diese nickte ihr freundlich zu. „Du findest sie in ihrem Zimmer, sie wollte Dich allein für sich haben."

Elisabeth eilte durch mehrere einfach ausgestattete Gemächer und trat leise, unhörbar in ein kleineres Zimmer. Man befand sich hier wie in einer andern Welt. Die übrigen Räume waren sämtlich, soweit das Klima es zuließ, auf europäische Weise eingerichtet, hier war jedoch der indische Geschmack vorherrschend. Längs der Wände liefen niedrige Sitze mit weichen, seidenüberzogenen Polstern; außer mehreren niedrigen Tischchen mit phantastisch gestickten Decken befanden sich keine Mobilien in dem Raume. Die Wände waren mit Bildern aus der heiligen Schrift, grünen Zweigen und Blumen geschmückt, die traurig die Köpfe hängen ließen. Das Fremdartigste in dem Gemache aber war das wunderschöne junge Geschöpf, das auf dem Teppich saß, die feinen schlanken Hände um die Knie geschlungen, und mit großen träumerischen Augen gen Himmel schaute. Ihr glänzend schwarzes Haar, mit Spangen und Blumen geschmückt, fiel frei auf das weiße Gewand, das sich um den feinen Hals schmiegte und die bräunlichgelbe Hautfarbe des schön geschnittenen Antlitzes leuchtend hervorhob. Die roten, vollen Lippen waren halb geöffnet und ließen eine Reihe blendend weißer Zähne sehen; die dichten dunklen Augenbrauen, die an der feinen Nase fast zusammengewachsen waren, verliehen dem jungen Antlitze einen schwermütigen Charakter.

Mit leiser verschleierter Stimme summte sie die Melodie eines indischen Liedes vor sich hin und überhörte Elisabeths Eintritt. Ein leises Geräusch ließ sie jetzt aufsehen. Heller Freudenschein verklärte das bräunliche Antlitz. Leicht wie eine Gazelle sprang sie von dem Teppich auf und mit dem Ruf: „Elisabeth" — „Amarasanthi," lagen sich beide Mädchen in den Armen. „Schwesterherz, wie schön Du geworden bist," rief erstere und bog den feinen Kopf der jungen Indierin zurück, ihr besser ins Antlitz sehen zu können.

„Und Du bist anzuschauen wie die weißen, träumerischen Lilien, von denen die Mutter mir oftmals erzählte," entgegnete Amarasanthi und schmiegte ihre zarte Gestalt enger an die größere Freundin.

„Du Glückliche, die Du bei Vater und Mutter weilen durftest, während ich fern von ihnen sein mußte. Nicht wahr, Du bist glücklich, meine Amaranth?"

Die junge Indierin strich über die schmale Stirn, und der schmachtende Ausdruck trat wieder in ihre Züge. „Mein Herz wird niemals ganz glücklich sein," entgegnete sie mit weicher, verschleierter Stimme, „es trauert um die, welche das hilflose Kindlein in frühester Jugend von sich gestoßen haben."

„Denke nicht daran, Liebling, Du hast ein

Elternhaus gefunden, und nun ich wieder da bin, soll es Dir an nichts fehlen.“

Die Indierin blickte schwärmerisch zu ihr empor. „Wie habe ich nur so lange ohne Dich leben können,“ rief sie feurig und schlang die Arme um die blonde Gefährtin.

Diese lächelte. „Man kann alles, was man muß, kleine Amaranth. Nun komm aber, die Eltern möchten sonst ungeduldig über unser langes Ausbleiben werden.“

Arm in Arm traten beide in das Wohnzimmer, wo der Missionar plaudernd mit der Gattin und dem Gaste saß. Er nickte den jungen Mädchen freundlich zu. „Nun, Kinder, die Freude, bei einander zu sein, ist wohl groß?“ fragte er.

„Gewiß, lieber Vater, wir sind überglücklich,“ rief Elisabeth.

Mr. Walker war aufgesprungen und blickte wie geblendet auf die beiden Mädchen. Man konnte sich auch nicht leicht ein schöneres Bild jugendlicher Lieblichkeit denken, als sie es boten. Elisabeths blonde Schönheit ward wunderbar durch die dunkelfarbige Tochter des Südens gehoben, obgleich die reizvolle Anmut des dunkelfarbigen Elfenkindes keineswegs darunter litt, sondern erst recht in die Augen fiel.

„Mr. Walker, ein Amtsbruder, der die Reise von England mit unserer Elisabeth gemacht hat, liebe Amarasanthi,“ bemerkte Mr. Wilson, „unser Pflegetöchterchen.“

Das junge Mädchen neigte leicht das Haupt, während sich der junge Missionar noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen konnte. Wie kam das feenhafte Geschöpf in das Missionshaus? Daß es sich in demselben vollständig heimisch fühlte, bewies ihm die Anrede: „Vater“ — „Mutter“, wie es den Missionar und seine Gattin nannte. Daß sie kein gewöhnliches Hindumädchen war, zeigte ihm die ungewöhnliche Schönheit, die man nur in den höheren unvermischten Kasten findet. Wider Willen folgte er der Unterhaltung, die sich während des nun folgenden Mahles lebhaft weiterspann, nur zerstreut, sein Blick wanderte immer wieder zu den beiden holden Mädchenblüten hinüber, von denen jeder Künstler bezaubert gewesen wäre.

Später, als sich die Missionarin mit den beiden jungen Mädchen zurückgezogen hatte, führte Mr. Wilson seinen jungen Gast zurück auf das flache Dach des Hauses, wo eine angenehme Kühle herrschte. Er erzählte seinem jungen Gefährten aus seinem köstlichen, mühevollen Beruf und gab ihm manchen guten Rat. Mr. William Walker hörte mit Interesse zu, zuweilen aber, wenn er aus den schlichten Erzählungen des alten Herrn dessen Langmut und Geduld heraushörte, huschte ein mitleidiges Lächeln über seine Züge. Er besaß beide nicht, meinte auch, deren nicht zu bedürfen. Mit heiligem Eifer wollte er dem Herrn Seelen zuführen, glaubensfroh, fest, zuversichtlich, aber auch, wenn es sein mußte, hart, unbeugsam. Sollte es ihm auf diese Weise nicht besser gelingen als dem Greis an seiner Seite, dem die allzu große Milde aus den Kinderaugen leuchtete? Seine Brust hob sich mit tiefem Atemzuge, er blickte hinaus in die dunkle Nacht, durch die mit wunderbarem Glanz die Sterne flimmerten. Helle Leuchtkäfer zogen ihre feurigen Bahnen durch die Luft. Die verschiedenartigsten Insekten ließen ihre Stimmen vernehmen; das schwirrte, summte, zirpte in den verschiedenartigsten Tonarten. Dazwischen erklangen dumpfe Trommelklänge. Vielleicht kamen sie aus seiner Station, wo die Heiden den bösen Geistern ein Opfer brachten. Heller Lichtschein lag über der Stadt, und still und friedlich floß die heilige Ganga im Schimmer der Sterne dahin, als sei ihr Wasser niemals durch Menschenopfer getrübt worden.

Williams Gedanken kehrten zu dem schönen Rätsel des Missionshauses zurück. „Ist es unbescheiden, zu fragen, lieber Amtsbruder, wie die junge Indierin in Ihr Haus kommt?“ fragte er leichthin. „Wohl weiß ich, daß sich eine Waisenschule bei Ihrer Station befindet, doch scheint mir das junge Mädchen kein gewöhnliches Waisenkind zu sein?“

Der alte Missionar lächelte. „Glaub's wohl, daß Sie das gemerkt haben. Ihnen, als meinem Amtsbruder, kann ich des Kindes Geschichte, die ich sonst geheim halte, erzählen, ich sehe, sie interessiert Sie. Wie Sie wissen, steht das Weib in Indien auf einer sehr niedrigen Stufe. Schon bei der Geburt verwünscht von Vater und Mutter, führt es ein beklagenswertes Dasein. Oft kommt es vor, daß kleine Mädchen, sobald sie ins Leben getreten sind, getötet werden und zwar auf Befehl des eigenen Vaters, der sich ihrer zu entledigen sucht. Diese Unnatur erklärt sich vielfach aus der heidnischen Lehre von der Seelenwanderung. Alle Menschen, die ihre Sünden nicht genügend abgebüßt haben, werden noch einmal auf Erden geboren, als Tiere oder als Mädchen. Das erklärt etwas die Abneigung des Vaters gegen seine Töchter, dann kommt hinzu, daß eine Tochter ein sehr teurer Artikel ist. Je vornehmer, je reicher mit Kleinodien muß ein Mädchen, sobald es auf den Füßen stehen kann, geschmückt werden, ferner kostet ihre frühe Hochzeit dem Vater Unsummen. Da giebt es manchen Heiden, der sich nicht scheut, das kleine unschuldige Wesen dem Tode zu überliefern, namentlich, wenn sich schon mehrere Mädchen in der Familie befinden.

„Einem solchen Schicksale ist unsere Amarasanthi entgangen. Es sind nun sechzehn Jahre, als wir, meine Frau und ich, bei einander im Wohngemach saßen und den Schlummer unserer kleinen, damals zweijährigen Elisabeth, die in einem Körbchen neben uns lag, bewachten. Das Kind hatte uns den Abend besonders durch seine drolligen Einfälle unterhalten, und wir sprachen noch von der großen Gnade, die einem durch ein solches Kindchen zu teil wird, als es heftig gegen das Gitterthor klopfte. Es ist nun freilich nichts Seltenes, daß ich abends noch zu einem Kranken oder Sterbenden gerufen werde, allein es war schon ziemlich spät, und ich erwartete keine Störung mehr.

„Da trat der Thürhüter herein und meldete, daß eine tief verschleierte Frau draußen stehe und mich zu sprechen wünsche wie auch die ‚Mem Sahibi‘, die Missionarin. Meine Frau und ich wechselten einen

erstaunten Blick und sahen der Fremden mit Spannung entgegen. Wenige Augenblicke später trat sie ins Gemach, verneigte sich, schlug ihren weiten Mantel auseinander, und wir erblickten zu unserem Erstaunen ein zartes Kindlein! Aus ihrer Erzählung will ich Ihnen das Notwendigste mitteilen.

„Das kleine Mädchen war als fünfte Tochter eines indischen Fürsten geboren worden und sollte auf Befehl ihres grausamen Vaters das Los ihrer vier, gleich nach der Geburt ermordeten Schwestern teilen. Die arme Mutter hatte sich jedoch mit der Schwiegermutter vereint und das Kind mit Hilfe der treuen Dienerin zu retten gewußt. Diese mußte sich heimlich mit der Kleinen aus dem Palaste schleichen, nachdem dem Rajah die Geburt einer toten Tochter gemeldet worden. Die arme, beklagenswerte Mutter, die von meinem Wirken und dem meiner Frau gehört hatte, ließ uns beschwören, ihr Kind in unser Haus zu nehmen und in unserm Glauben zu erziehen. Sie wisse freilich nichts von ihm, er müsse aber besser sein als der ihre, da wir die Mädchen nicht töteten, sondern bei uns aufnähmen. Sie meinte damit unsere Mädchenwaisenschule, von der sie gehört haben mochte. Sie flehte uns durch ihre Dienerin an, das Kind in aller Stille zu erziehen und ihren Stand zu verheimlichen, ihr Vater würde sie, sobald er von ihrem Dasein erführe, töten. Sie ließ ferner bitten, die Kleine nach ihr Amarasanthi zu nennen und auch zu rufen. Ich fügte in der heiligen Taufe den Namen meiner Frau Alice hinzu, doch haben wir uns gewöhnt, sie bei ihrem wohlklingenden indischen zu nennen. So ist die kleine Amarasanthi in unser Haus gekommen und uns lieb wie eine Tochter geworden."

„Kennt sie ihre Abstammung?" fragte Mr. Walker.

Der alte Missionar nickte. „Sie bestürmte uns schon als Kind mit Fragen nach ihren Eltern, doch suchten wir sie hinzuhalten bis nach ihrer Einsegnung. Sie war tief erschüttert, als sie die traurige Wahrheit erfuhr, beklagte ihre unglückliche Mutter und hätte den grausamen Vater verwünscht, wenn nicht der segenbringende Einfluß unserer Religion heilsam auf das heißblütige Kind des Südens eingewirkt hätte. Sie ist aber seitdem oft träumerisch in sich versunken. Sie hat sich eingeredet, daß sie noch einmal zu ihrer Mutter gerufen und ihrem Vater als Tochter zugeführt wird. Wir suchen ihr solche Gedanken freilich auszureden, doch ihr phantasiereiches Köpfchen weiß sich diesen Augenblick so lebhaft auszumalen, daß keine Vernunftgründe helfen. Ich hoffe nun viel von dem Einflusse meiner Tochter auf sie."

Der junge Missionar nickte lebhaft. Elisabeth! Wie ein lichter Stern stand die holde Gestalt plötzlich vor seinem geistigen Auge. Er glaubte ihre Nähe zu empfinden, die stets so wunderbar beruhigend auf ihn wirkte und ihn gleichsam über sich selbst hinaushob. Ihre Seelenreinheit, der süße Friede, der von ihr ausging, hatten ihn während der Reise unwiderstehlich angezogen. Sie einst die Seine zu nennen, war sein glühendster Wunsch. Mit ihr vereint zu wirken und zu schaffen, welch ein Dasein! Ihm ward heiß trotz der kühlen Nachtluft. Erregt sprang er auf.

Der alte Missionar sah ihn erstaunt an. „Wollen Sie zur Ruhe gehen, lieber Bruder?" fragte er liebreich.

Einen Augenblick schwankte William, ob er dem alten Herrn sein Herz ausschütten sollte, was aber konnte er der Geliebten bieten? Erst Haus und Herd, dann ein Weib.

Hätte er nur eine größere Station erhalten, aber dies jämmerliche Dorf, das bisher noch gar keine gewesen war, befriedigte seinen Ehrgeiz durchaus nicht. Die umliegenden kleineren Ortschaften und Dörfer waren so lange von den Missionaren in Benares mit verwaltet worden, mit Hilfe einiger daselbst angestellter Katecheten, eingeborene Lehrer, die getauft und für ihren Beruf ausgebildet waren. Das Arbeitsfeld war jedoch zu groß und weitläufig, als daß es so weiter gehen konnte. Es mußte ein Missionar zur Stelle sein, um den Unterricht der Katecheten zu leiten und selbst Hand an das Missionswerk zu legen. Das große Dorf Muratpur war zur Station und William Walker zum Hirten der braunen Christengemeinde ausersehen worden. Mr. Wilson hatte ihm angeboten, ihn derselben am folgenden Tage zuzuführen und ihm behilflich zu sein, einen geeigneten Platz zum Bau eines Missionshauses zu finden. Von unten herauf also anfangen! Auch gut! William Walker verstand mit allen Schwierigkeiten zu rechnen und sie schnell aus dem Wege zu räumen.

Er war der Sohn eines englischen Landpfarrers und schon als Knabe von brennendem Ehrgeiz beseelt. Ihm genügten die engen Grenzen nicht, in denen sein Vater ausgeharrt, obgleich ihm verschiedentlich bessere Pfarren geboten waren. Durch des Vaters Verwendung wäre ihm wohl ein guter Platz sicher gewesen, doch das war nicht nach seinem Sinn. Aus eigner Kraft wollte er ein hohes Ziel erreichen. Er fühlte eine glühende Begeisterung für die Mission und hielt sich für besonders berufen, den Heiden das Evangelium zu predigen. So meldete er sich zur Mission. Sein Vater schüttelte zwar das greise Haupt und meinte, William tauge mit seinen Eigenschaften nicht zum Missionar, er suche seine Ehre, nicht die seines Gottes. William lächelte mitleidig. War je ein junger Missionar voll glühenderer Begeisterung für seinen Beruf ausgezogen? Suchte er nicht Gottes Ehre, indem er für seinen heiligen Namen kämpfte? Ja, er meinte es treu und ehrlich, er verstand aber noch nicht das Gotteswort: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist." Das sollte er erst im Lande der Sonne verstehen lernen.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Morgen, während Mr. Wilson einem notwendigen Amtsgeschäfte nachgegangen war, forderte seine Gattin ihren jungen Gast auf, mit ihr einen Rundgang durch die Station zu machen. Er sagte mit Freuden zu, namentlich da sich auch Elisabeth

ihnen anschloß, um, wie sie sagte, alle guten Freunde zu begrüßen.

Zuerst mußte der junge Mann alle Räume des Wohn-, sowie des kleinen Hinterhauses, in dem sich die Wirtschaftsräume befanden, in Augenschein nehmen. Wenn auch alles höchst einfach und rein zweckmäßig eingerichtet war, so sprach doch eine solche Behaglichkeit aus dem Ganzen, daß sich William eines leisen Fröstelns beim Gedanken an seine Station nicht erwehren konnte. Er liebte das Schöne in jeder Art und Gestalt, hatte er doch, da seine Mutter reich war, den Luxus im Elternhause kennen und schätzen gelernt.

Er wunderte sich über die große Reinlichkeit, die überall, selbst in den Wirtschaftsräumen herrschte und sprach Mrs. Wilson seine Anerkennung aus.

Sie lächelte. „Anfangs ist zwar der Begriff von Reinlichkeit, wenigstens was wir darunter verstehen, ein schwieriges Rätsel für einen indischen Diener, der meist aus der untersten Volksschicht, den verachteten Parias, die im Schmutze aufwachsen, stammt. Mit vieler Geduld und festem Willen erreicht man jedoch allmählich, sie so heranzubilden, wie man sie haben will. Hat man aber einen zuverlässigen Diener, wie unser alter Paul es ist, der die Aufsicht über die übrigen Dienstboten führt, so ist es nicht so schlimm für die europäische Hausfrau, ihren Hausstand zu leiten, den er eigentlich führt. Er ist für alles verantwortlich, selbst für das im Gebrauch befindliche Silber. Fehlt ein Stück, so muß er es schaffen oder ersetzen. Auf diese Weise fehlt selten etwas. Unter seiner Aufsicht steht auch die sogenannte Wasserfrau, welche die Küchenräume sauber zu halten hat und alle Arbeit verrichten muß, für die er und der Koch, sowie das übrige Personal sich zu gut halten. Meine alte Hannah ist der reine Küchenjunge, aber glücklich und zufrieden, wie Sie selbst sehen werden.“

Sie führte ihren Gast in die Küche, wo er eine alte Hindufrau mit schneeweißem Haar und sanften schwarzen Augen erblickte. Sie war beschäftigt, Gewürze zu dem beliebten Carri zu reiben, hielt aber in ihrer Beschäftigung inne, als sie ihre Herrin erblickte.

Diese legte die Hand auf ihre Schulter und sagte liebreich: „Mr. Wilson möchte wissen, ob Du glücklich bei uns bist, Hannah?“

Ein verklärender Schimmer flog über das alte Gesicht, sie faltete die Hände und entgegnete in gebrochenem Englisch: „Alte Hannah sein wie im Himmel. Schlechtes Leben sonst. Alle schlagen und stoßen alte Hannah; als Mann tot, sagten, Hannah altes Scheusal. Hier alles lieb, Hannah jeden Abend auf Knieen dem Herrn Jesu danken, daß ein so glückliches altes Weib.“

William fühlte sich wunderbar berührt. Sollte wirklich die Liebe die größten Wunder bewirken? Wenn er in Elisabeths holdes Antlitz sah, so bejahte er sich die Frage stürmisch, im allgemeinen glaubte er aber nicht an die Allgewalt der Liebe.

Schweigend folgte er seinen Führerinnen durch den Garten, erstaunte aber nicht wenig, als ein wild aussehender Inder, eine große Axt auf der Schulter, mit allen Zeichen der Freude auf das junge Mädchen zuschritt und sie mit einer wahren Bärenstimme begrüßte. Auf dem Kopfe trug er einen Turban, um die Lenden ein Tuch, im übrigen war sein fast schwarzer Körper den Sonnenstrahlen sowie dem Regen preisgegeben.

„Karim ist unser Gärtner,“ erklärte Mrs. Wilson, „und ein guter, aufrichtiger Christ. Er neigt nur etwas zur Bequemlichkeit und liegt oft in guter Ruh unter einem Baume, wenn man ihn fleißig bei der Arbeit wähnt. Hier haben wir aber unsere Mädchenwaisenschule.“

Eintöniger Gesang schallte ihnen entgegen. Eine große Schar dunkelbrauner Mädchen vertrieb sich die Zeit bis zum Beginn des Unterrichts im Freien. Sie trugen ein langes weißes Stück Zeug malerisch um den Körper geschlungen, das rabenschwarze Haar gesalbt und mit leuchtend roten Blumen geschmückt. Die meisten der Kinder sahen den fremden Missionar bei ihrem ehrerbietigen Gruße freundlich und offen an, nur einige hatten einen scheuen, finsteren Ausdruck. Sie waren erst kürzlich aufgenommen worden.

Der junge Missionar lernte nun noch die Knabenschule, die Lehrerhäuser für die Katecheten und deren Frauen, die hier Anweisung und Unterricht erhalten, sowie die Dora kennen. Dies letztere Gebäude war die Herberge für die angehenden Christen, die aus den benachbarten Dörfern kamen, um den Unterricht zur heiligen Taufe zu empfangen oder auch tiefer in die Heilslehre einzudringen. Mit lebhaftem Interesse betrachtete William alle diese Einrichtungen, die christliche Liebe zum Heile der armen Heidenwelt ersonnen hat.

Die Missionarin wollte ihren Gast nun zu einer besonders abgegrenzten Abteilung der Station führen, ward aber abgerufen und beauftragte Elisabeth damit. Schweigend schritten beide unter den breitästigen Mangobäumen dahin durch ein Pförtchen auf einen von Bäumen beschatteten Platz. Einige kleine Häuschen, eine Kapelle und ein Brunnen war alles, was sich Williams erstaunten Blicken bot. Ein brauner Pförtner grüßte ehrerbietig und ließ sie in eins der Häuser treten. Welch ein Elend bot sich hier den Blicken dar. Den elendesten der Elenden, den Aussätzigen war hier eine Zuflucht bereitet. Da lagen nun die Armen mit geschwollenen Gliedern, oft mit Wunden bedeckt, aber von uneigennützigster Liebe gepflegt. Wie leuchteten ihre Augen freudig auf, als das junge Mädchen von Lager zu Lager schritt, hier eine kleine Erfrischung ließ, dort ein freundliches Wort hatte. Sie fand für jeden die rechte Weise.

Erschüttert verließ William dies Asyl und folgte Elisabeth in den hellen Sonnenschein. „Welch ein Segen ist diese Anstalt,“ bemerkte er nach einer Weile.

Sie nickte. „Es giebt bei uns in Indien so viel Elend, von dem man sich in Deutschland und England gar keinen Begriff macht. Man braucht nur an diese Unglücklichen zu denken. Von den Ihren mit Abscheu verstoßen, sind sie meist hilflos ihrem furchtbaren Schicksale preisgegeben. Die meisten

unserer Kranken sind an den Zäunen aufgelesen, wenige nur haben sich hergeschleppt und um Aufnahme gebeten. Sie fürchten, daß sie mit Gewalt von ihrem Glauben abgebracht werden."

„Darauf sollte man allerdings bestehen," rief William heftig, „mit Feuer und Schwert müßte man unter sie fahren, um sie aus ihren barbarischen Sitten zu reißen."

Sie schüttelte sinnend das blonde Haupt. „Das würde nur Unheil anrichten. Es ist genug unschuldiges Blut bei den Heiden geflossen. Sie sollen von uns Glaube, Hoffnung, Liebe lernen."

Er sah in ihre klaren, leuchtenden Augen. „Glauben Sie, daß diese, von der Sünde verfinsterten Heidenseelen durch Liebe zu gewinnen sind?"

„Ja, wir haben schöne Beweise dafür. Glauben Sie mir, Mr. Walker, daß man mit Geduld, Langmut und Liebe weiter kommt und mehr erreicht, als durch Strenge und übergroßen Eifer."

Er lächelte. „Sie wollen mir eine Lehre geben, Miß Elisabeth?"

Sie sah ihn erschrocken und heiß errötend an. „O nein, ich dachte nicht an Sie! Verzeihen Sie, Mr. Walker, wenn ich mich ungeschickt ausgedrückt habe." Sie stand in lieblicher Verwirrung vor ihm und sah errötend zu ihm auf. „Ich weiß, mit welcher Begeisterung Sie Ihrem Berufe entgegengehen, welches Herz voll Liebe für die arme Heidenwelt Sie mitbringen, wie könnte ich es wagen, Ihnen Lehren zu erteilen?"

William hörte kaum, was sie sprach, sein Herz quoll über von Liebe und Zärtlichkeit für das schöne Geschöpf. Alle Bedenken schwanden. „Sie dürfen alles wagen, Elisabeth," sagte er mit weicher Stimme, „von Ihnen will ich lernen, was mir noch zu meinem Berufe fehlt. Ich habe guten Willen, eiserne Energie und einen heiligen Eifer mitgebracht. Die schönen Eigenschaften jedoch, die Sie anführten, fehlen mir vollständig. Elisabeth, teures Mädchen, willst Du mich Milde, Langmut und Liebe lehren? Willst Du mir helfen, ein guter Hirte für meine Gemeinde zu werden? Willst Du mir als treue Gefährtin, als mein teures, geliebtes Weib folgen?"

Die helle Röte auf Elisabeths Antlitz war einer jähen Blässe gewichen. Wohl hatte sie während der Überfahrt mit heimlichem Glück empfunden, daß sie ihm nicht gleichgültig sei, neigte ihr unberührtes Herz ihm doch in scheuer, bewundernder Liebe zu. Sein Antrag kam ihr jedoch so plötzlich und unvermittelt, daß sie sich nicht so schnell fassen konnte.

Er erschrak über ihre Blässe und ihr Schweigen. „Elisabeth, Geliebte, sprich ein Wort," rief er stürmisch. „Du mußt es doch wissen, wie teuer Du mir längst bist. Habe ich Dich erschreckt, armes Kind? Ich wollte noch nicht sprechen, aber die Liebe war stärker als alle Vernunft. Hast Du kein Vertrauen zu mir?"

Unter Thränen hob sie die seelenvollen Augen zu ihm auf. „Doch, William, ich habe Dich lieb," sagte sie in schlichter Einfachheit. „Gott helfe mir, daß ich Dir die rechte Gefährtin werde."

Voll jubelnden Glückes zog er sie in seine Arme und küßte das zarte Antlitz. „Mein Liebling, wie glücklich werden wir sein. Fürchtest Du Dich auch nicht vor Deinem William, Kind? Er ist ein leidenschaftlicher Mensch mit vielen und großen Fehlern."

Sie sah mit gläubigem Vertrauen zu ihm auf. „Wir helfen uns gegenseitig sie bekämpfen, damit wir unserer Gemeinde ein gutes Beispiel gottseligen Lebens geben können."

Ein weicher Schimmer trat in seine Augen. „Mein guter Engel," sagte er leise und strich fast ehrfürchtig über das goldblonde Haar des jungen Mädchens.

„Laß mich Dich um eins bitten, William. Nimm mich den Eltern nicht so bald. Sie sind so glücklich, mich nach so langer Trennung wieder zu haben, daß ich ihnen den Schmerz, sie bald wieder zu verlassen, nicht zufügen möchte."

„Am liebsten möchte ich mein Kleinod gleich heute mit mir nehmen," entgegnete er zärtlich, „aber ein Mann, der selbst kein Dach über dem Haupte hat, darf keinen so vermessenen Wunsch hegen."

„Laß uns zu den Eltern gehen," bat sie, und bereitwillig folgte er ihr ins Haus.

Der Missionar war vor wenigen Augenblicken von seinem Ausgange heimgekehrt und befand sich mit seiner Gattin im Wohngemache, als das junge Paar eintrat. Elisabeths erglühendes Angesicht, sowie die Bewegung auf dem des jungen Mannes ließen beide etwas Besonderes ahnen. Da flog auch schon das junge Mädchen herbei und warf sich mit dem halb jubelnden, halb schluchzenden Ruf: „Liebe, liebe Mutter," dieser an die Brust.

Die Missionarin schlang die Arme fest um ihr Kind, als müsse sie es vor einer unbekannten Gefahr schützen und blickte fast angstvoll zu dem jungen Missionar hinüber, der blaß und erregt zu seinem älteren Amtsbruder trat.

„Es ist wohl nicht recht von mir," begann er, „daß ich, kaum in Ihr Haus getreten, die Hand nach dem köstlichsten Gut ausstrecke, das es in seinen Mauern birgt. Verzeihen Sie mir, Mr. Wilson, meine einzige Entschuldigung ist meine große Liebe zu Elisabeth! Sie hat eingewilligt meine Gefährtin zu werden, nun bitten wir Sie und Ihre Gattin, uns zu segnen und mich als Sohn willkommen zu heißen. Es mag dies anmaßend klingen, da Sie mich kaum kennen, wenn Ihnen aber ein Manneswort etwas wert ist, so gelobe ich Ihnen, Elisabeth stets als mein höchstes Gut hoch und wert zu halten."

Der alte Missionar sah forschend in das erregte junge Männergesicht. Er hätte den Mann, dem er sein einziges Kind anvertraute, lieber genauer gekannt, doch kamen nicht oftmals junge Mädchen aus der Heimat herüber, die treue Gefährtin eines Missionars zu werden, ohne ihn überhaupt zu kennen? „Elisabeth, mein Kind, komm her zu mir," rief er sanft. Sie löste sich aus der Mutter Armen und eilte zu ihm. Er legte die Hand auf ihren blonden Scheitel und blickte tief in ihre Augen. „Hast Du ihn lieb, Elisabeth?" fragte er liebreich.

„Ja, Vater."

„So lieb, daß Du um ihn Vater und Mutter verlassen kannst?“

Thränen traten in ihre Augen und ihre Lippen zitterten, als sie abermals sprach: „Ja, Vater.“

„So nimm sie hin, William Walker. Gott der Herr segne Euch und helfe Euch, Euer Haus in wahrer Liebe und Gottesfurcht zu bauen. Werdet echte Streiter seines heiligen Namens und helft Euch untereinander in Liebe und Geduld.“

Er legte die Hände segnend auf die Häupter des jungen Paares und schloß Sohn und Tochter bewegt in die Arme. Die Mutter lächelte unter Thränen, als sie das junge Paar umarmte, sie konnte sich nicht so schnell darein finden, ihr Kind, das sie erst gestern zurückgewonnen, schon wieder einem andern abtreten zu sollen. Freilich, verdenken konnte sie es dem jungen Manne nicht, daß er ihre Elisabeth zur Gefährtin erkor. Mit mütterlichem Stolz ruhte ihr Auge auf ihrem Kinde, dessen Schönheit durch das Glück verklärt wurde.

Da öffnete sich die Thür und Amarasanthi trat ein. Erstaunt blieb sie stehen und ließ die glänzenden Blicke von den bewegten Eltern zu Elisabeth und dem fremden Missionar schweifen, dem sie noch wenig Beachtung geschenkt hatte.

„Ja, wundere Dich nur, Kind,“ rief der Vater scherzend, „kaum tritt unsere Elisabeth ins Haus, so sieht sie sich schon nach einer andern Heimat um.“

Elisabeth eilte auf die schwesterliche Freundin zu und umarmte sie innig. „Ich bin seine Braut, Amarasanthi,“ flüsterte sie ihr zu, „wünsche mir Glück.“

„Braut?“ wiederholte das indische Mädchen staunend, „und seine?“ Ihre schwarzen Augen ruhten mit träumerischem Ausdruck auf Williams erregten Zügen, dann schlang sie plötzlich die Arme um Elisabeth und rief leidenschaftlich: „Bleibe bei uns, Elisabeth, Du findest hier mehr Glück als bei ihm.“

Heftiger Schreck lähmte momentan alle. Elisabeth sah blaß und ängstlich nach William hinüber, der finster auf das schöne Geschöpf blickte, das so bittere Worte gegen ihn gesprochen hatte. Die junge Braut faßte sich zuerst. „Du bist eifersüchtig, kleine Amaranth,“ sagte sie lächelnd. „Wir haben uns allzusehr auf das Zusammensein gefreut, nicht wahr? Beruhige Dich aber, Schwesterherz, ich verlasse mein trautes Elternhaus fürs erste noch nicht. Und nun komm und schließe Freundschaft mit meinem William, Ihr müßt Euch als Geschwister betrachten.“

Sie führte das junge Mädchen dem Verlobten zu und beide wechselten stumm einen kühlen Händedruck.

Durch ihre sonnige Heiterkeit wußte Elisabeth die kleine Mißstimmung, die sich aller bemächtigt hatte, bald zu zerstreuen, doch entging es ihr nicht, daß eine Wolke auf des Verlobten Stirn ruhte. War es möglich, daß er empfindlich war? Sie schob ihre kleine Hand in die seine.

Er sah ihr tief in die Augen. „Zweifelst Du auch, an meiner Seite glücklich zu werden, Elisabeth?“ fragte er leise.

Sie strich mit sanfter Hand über seine gefurchte Stirn. „Würde ich dann die Deine werden? Vergiß Amarasanthis unbedachte Worte, sie folgt jeder Regung, ohne nachzudenken. Ich bin überzeugt, sie bereut jetzt bitter, Dir und auch mir wehe gethan zu haben. Sei deshalb doppelt lieb gegen unsere kleine Schwärmerin, William.“

Er sah sie mit zärtlicher Bewunderung an. „Wie viel werde ich noch von Dir lernen müssen, mein Lieb,“ sagte er innig.

Sie blickte glückselig zu ihm auf. „Nein, ich von Dir, Du Lieber, Guter. Weißt Du wohl, daß ich schon während der Reise mit heimlicher Bewunderung zu Dir aufgeschaut habe? Du erschienst mir als der beste, edelste und klügste Mann auf Erden; ich kam mir neben Dir wie ein unwissendes Kind vor.“

Er lächelte geschmeichelt. „Und erscheine ich Dir jetzt in einem anderen Lichte?“

Ihr heiteres Antlitz ward ernst. „Nein, William, ich werde niemals anders von Dir denken. Mein Vertrauen flog Dir schrankenlos zu, als ich zum ersten Male den heiligen Ernst aus Deinen Worten hörte, die Begeisterung aus Deinen Augen leuchten sah, als Du mir von Deinem schönen Berufe sprachst. Du wirst ein echter Streiter Gottes werden.“

Er neigte das Haupt gegen das ihre. „Mein Liebling,“ murmelte er, „Du denkst viel zu gut von mir. Ich bin nur ein schwacher, sündiger Mensch.“

„Verzeihung, Ihr Lieben, wenn ich mit der Prosa des Lebens in die Poesie Eures jungen Glückes falle,“ unterbrach die Missionarin heiter das Gespräch des jungen Paares. „Wenn wir aber unsern Koch nicht zur Verzweiflung bringen wollen, müssen wir an unser Frühstück denken.“

Während des Mahls flog die Unterhaltung angeregt hin und her, nur Amarasanthi beteiligte sich wenig an derselben, sondern beobachtete heimlich das Brautpaar. Elisabeth zog sie freundlich ins Gespräch, auch William wandte sich großmütig hin und wieder an die ungezogene Kleine, wie er sie im tiefsten Innern nannte. Er war durch ihre Bemerkung tief gekränkt. Hätte er, William Walker, mit seinen anerkannt hohen geistigen Gaben daheim nicht an jeder Thür anklopfen und um die Hand der Tochter des Hauses bitten dürfen? Er kannte verschiedene junge Mädchen, die ihm freudig in die unbekannte Ferne gefolgt wären. Und nun wollte dieses dunkeläugige Kind des Südens die Befürchtung aufstellen, daß seinem Weibe an seiner Seite kein Glück warte? Lächerlich! Das kleine Mädchen sollte eigentlich gar nicht für ihn existieren, und doch konnte er der Versuchung nicht widerstehen, von Zeit zu Zeit einen schnellen Blick zu dem schönen bräunlichen Antlitz hinüberzuwerfen. Die dunklen Augen begegneten ihm immer mit demselben stillen, träumerischen Ausdruck. Kein verständnisvolles Aufleuchten, kein bewundernder Blick verriet ihm, was sie über seine Pläne, seine Gedanken dachte, die er mit Eifer und Begeisterung seinen neugewonnenen Eltern mitteilte.

Ihre kühle Ruhe reizte ihn. Er wandte sich plötzlich zu ihr. „Nun, Schwester Amarasanthi,“ sagte er mit leichtem Lächeln, „glauben Sie nicht,

daß Elisabeth unter so segensreichem Wirken glücklich an meiner Seite sein wird?"

Sie sah träumerisch über ihn hinweg aus dem Fenster in die blaue Ferne. „Segensreich zu wirken liegt in meiner Schwester liebevoller Natur," entgegnete sie in ihrer langsamen Weise. „Wer vermag aber eines Menschen Geschick vorauszusagen?"

„Laß die kleine Pessimistin, William," rief Mr. Wilson heiter, „sie ist heute etwas elegisch gestimmt, nicht wahr, meine kleine Lotosblume?"

Eine Welt von Liebe leuchtete plötzlich aus den sanften Augensternen des indischen Mädchens und verlieh ihrer Schönheit neuen Reiz. Ein unangenehmes Gefühl bemächtigte sich Williams; er beschloß, das ungezogene Mädchen, das mit so unbegreiflicher Nachsicht behandelt wurde, durch Nichtachtung zu strafen. Er entwickelte eine große Liebenswürdigkeit gegen seine Braut und schien Amarasanthi überhaupt nicht mehr zu sehen, was diese wiederum gar nicht zu bemerken schien.

Unterdessen war der Tag vorgeschritten und Mr. Wilson erinnerte an den Aufbruch nach Muratpur.

„Schon?" fragte Elisabeth enttäuscht. „Ich dachte, Du würdest mir William heute lassen, Vater."

„Aber, liebes Kind, darüber habe nicht ich, sondern William selbst zu entscheiden."

Einen Augenblick kämpfte der junge Missionar schwer mit sich, dann drückte er seiner Braut die Hand und erhob sich. „Wenn meine Liebe zu Dir mich meiner Pflicht entzöge, so wäre ich Deiner nicht wert, mein Herzblatt," sagte er innig.

„Du hast recht, William, verzeih, daß ich nur einen Augenblick daran dachte, Dich zurückzuhalten."

„Ich darf aber oft und bald wiederkehren, Liebling?" fragte er und führte sie in das Wohngemach.

„So oft es Deine Pflicht erlaubt, Lieber," entgegnete sie lächelnd.

Nach zärtlichem Abschiede kletterte William zu seinem Schwiegervater in den zweirädrigen Ochsenkarren, der mit einem runden Dach aus Matten versehen war. Als die Reisenden es sich einigermaßen bequem gemacht hatten, trat ein Diener hinzu, einen Korb mit Eßwaren, Kochgeschirr und Küchengeräten hineinzustellen.

„Der Anfang zum neuen Hausstande, William," bemerkte die Missionarin, die mit Elisabeth unter die Veranda getreten war, lächelnd.

„Vielen Dank, Du gute, fürsorgliche Mutter," rief er warm zurück, dann zogen die Zebuochsen an. Diese, zierliche, milchweiße Tiere mit einem kleinen Höcker, schön gebogener Stirn und klugen Augen, setzten sich in kurzen Trab, und bald war dem jungen Manne das gastliche Haus, in dem er eine zweite Heimat und ein großes Glück gefunden hatte, entschwunden.

Nachdem der Wagen nicht mehr zu sehen war, gingen Mutter und Tochter ins Haus zurück und setzten sich zu vertraulicher Aussprache zusammen. Sie hatten beide erst wenig voneinander gehabt, und es wurde eine Stunde des reinsten Genusses für sie, die sie nun miteinander verlebten. Elisabeths bräutliches Glück war hauptsächlich der Gegenstand ihres Gespräches.

„Nicht wahr, mein Mütterchen, Dir gefällt mein William, und Du vertraust mich ihm gern an?" fragte das junge Mädchen.

„Man muß seinen Charakter achten und schätzen, mein Kind," entgegnete die Missionarin ausweichend, „ich kenne ihn ja noch wenig, hoffe aber, daß er mir ein lieber Sohn werden wird. Im übrigen weißt Du, mein geliebtes Kind, daß ich Deine Zukunft in gläubigem Vertrauen in Gottes Hand lege. Und nun, Elisabeth, erzähle mir von den lieben Großeltern daheim in meinem lieben deutschen Vaterlande."

Mrs. Wilson stammte aus Leipzig, wo sie als Tochter eines Gelehrten ein angenehmes, geistig anregendes Leben geführt hatte. Sie hatte schon als Kind und als junges Mädchen manchen jungen Geistlichen kennen gelernt, der sich auf der dortigen Missionsschule zum Missionar herangebildet hatte und freudigen Herzens in die Ferne hinausgezogen war, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Schon damals hatte sie ein Herz für die Missionsarbeit gehabt und sie, soviel in ihren Kräften stand, gefördert. Da war sie zum Besuch einer Verwandten nach England gereist und hatte hier John Wilson, den zweiten Sohn eines Lord Wilson, kennen gelernt. Der junge Mann hatte sich, da der älteste Sohn Majoratserbe war, dem geistlichen Stande gewidmet und sich entschlossen, als Missionar nach Indien zu gehen. Die jungen Leute lernten sich bald hoch schätzen und lieben, sie erkannten, daß sie einem gemeinsamen Lebensziele zustrebten und schlossen den Bund fürs Leben. Trotz des schweren Abschiedes von der Heimat, Eltern, Verwandten und Freunden folgte die junge Frau ihm freudigen Herzens und hatte es niemals bereut. Die Gatten verstanden sich vollkommen, eins lebte in dem anderen.

Wohl war die Missionsarbeit schwer, doch konnte es ein besseres Los geben, als dem Herrn in dieser Weise zu dienen? Das dachte die alternde Missionarin oft, wenn sie auf das früh gebleichte Haupt ihres Gatten blickte, und sie flehte jetzt aus heißem Herzen, daß Gott ihrem Kinde ein gleiches Los bescheiden möge, wie es ihr geworden. Der schwerste Augenblick war für sie gewesen, als sie ihr achtjähriges Töchterchen zum letzten Male in die Arme schloß, um es zur Erziehung in die ferne Heimat zu senden. Welch ein Opfer für das Mutterherz! Es wäre aber nicht möglich gewesen, das Kind dort zu erziehen. Erstens des Klimas wegen, ferner hätte es nicht angesichts der vielen Schande und Laster, die in den Heidenländern unverhüllt zu Tage treten, aufwachsen können, ohne Schaden an Herz und Gemüt zu nehmen.

So war Elisabeth in dem großelterlichen Hause in Leipzig aufgewachsen, frisch und gesund an Leib und Seele. Doch ehe sie nach Indien zurückkehrte, wünschte der Vater, daß die Tochter seine Eltern und Geschwister kennen lernte, so weilte sie das letzte halbe Jahr dort. Von diesem letzten Aufenthalte er-

zählte sie jetzt der Mutter und beschrieb ihr lebhaft die Pracht auf des hochbetagten Großvaters Edelsitze.

„Sie waren alle sehr liebevoll gegen mich," bemerkte sie, „aber schöner und gemütlicher war es doch bei den lieben Großeltern in Deutschland, mein Mütterlein, ich bin froh, daß ich dort erzogen bin und nicht in England. Am besten von den jungen Verwandten gefällt mir Vetter Reginald, der zweite Sohn von Vaters ältestem Bruder. Er ist der lustigste Offizier, den Du Dir denken kannst, Mutter."

„Ich habe wenig Offiziersbekanntschaften in meinem Leben gemacht, Kind," entgegnete die Missionarin lächelnd.

„O Mutter, es ist gar nicht unmöglich, daß Du Vetter Regies Bekanntschaft machst," entgegnete Elisabeth heiter, „er hat mir unzählige Male versichert, daß es ihn mächtig nach Indien zöge, ich solle mich nicht wundern, wenn er eines Tages ankäme."

„So," entgegnete die Mutter gedehnt und sah mit einiger Unruhe in das rosige Antlitz ihres Kindes. „Was will er hier?"

„Aber Mutter," entgegnete Elisabeth in höchstem Grade erstaunt, „Onkel Gilbert ist doch auch hier in Indien und hat schnelle Carriere gemacht. Regie sagt, es sei eine wahre Schmach, daß Ihr noch nicht einmal in den vielen Jahren nach Lucknow gefahren wäret, die Verwandten aufzusuchen, Onkel Gilbert sei doch Papas rechter Vetter."

„Kind, wir haben hier Besseres zu thun, als Verwandte zu besuchen. Sie hätten ja auch zu uns kommen können."

Elisabeth nickte und sah nachdenklich vor sich hin. „Es wäre nett, wenn Regie käme; ob er William wohl gefiele?"

„Hoffentlich bleibt er wo er ist," sagte die Missionarin und stand so energisch auf, daß Elisabeth verwundert fragte:

„Was hast Du, liebe Mutter?"

„Ich denke, wir haben lange genug geplaudert, mein Töchterchen, es wird Zeit, zur Tagesfrage überzugehen. Willst Du mich zur Station der Katechetenfrauen begleiten? Ich will dort eine Näh- und Lehrstunde geben."

„Gerne, mein Mütterlein, ich denke Dir bald etwas von Deiner Arbeit abnehmen zu können. Was treibt Amarasanthi?"

„Sie wird auf der Station für kleine Kinder sein. Es ist ihre größte Freude, mit den Kleinen zu spielen und für sie zu sorgen, sie hängen alle mit großer Liebe an ihr."

Spät am Abend schlüpfte Elisabeth noch einmal, ehe sie zur Ruhe ging, in der Schwester Gemach. „Amarasanthi," flüsterte sie, diese umschlingend, „nicht wahr, Du hast nichts gegen meinen William?"

Das indische Mädchen sah einen Augenblick stumm in die flehenden blauen Augen. „Meine Lilie ist mir für jeden zu gut," entgegnete sie dann weich.

„Kleine Schwärmerin," sagte Elisabeth lächelnd, „deshalb darfst Du aber nicht so unfreundlich gegen ihn sein wie heute. Es betrübt mich."

„Dann soll es nicht wieder geschehen, Dir zuliebe, meine Elisabeth, verzeih Deiner unbedachten Schwester."

Die Mädchen umarmten sich innig und Elisabeth schlüpfte in ihr Gemach, um noch lange wach zu liegen und Gott für ihr großes, unverdientes Glück zu danken.

Drittes Kapitel.

Muratpur, südlich vom Ganges, liegt in einer Thalbildung, umgeben von Kokuspalmen und den bei den Indern wegen seiner erquickenden pflaumenartigen Früchte so sehr beliebten Mangobäumen. Wie ein silberner Streifen zog sich seitwärts von dem Dorfe ein kleiner Fluß hin, der sich im Norden durch reiche goldgelbe Reisfelder, die der Ernte harrten, schlängelte und zum Ganges eilte. Im Süden hörte das fruchtbare Land allmählich auf, der Boden ward steinig und war nur zu Weideplätzen zu gebrauchen. Hier und da erhoben sich kahle, granitartige Felsmassen, und von ferne erblickte man den einzigen hohen Berg unter den nördlichen Erhebungen des Tafellandes, den am Abhange mit Wald bewachsenen eintausenddreihundertundsiebzig Meter hohen Parasnath. Ein freundliches Landschaftsbild, von früher Morgensonne überstrahlt.

Die Augen des jungen Missionars, der auf einem der Felsblöcke stand, leuchteten und seine Brust hob sich mit tiefem Atemzuge, als er die Blicke in die Runde schweifen ließ und überall nur freundlichen Bildern begegnete. Er liebte die Natur leidenschaftlich und Gott in derselben. Nirgends fühlte er dessen Nähe so unmittelbar, wie in seiner Schöpfung. Auch jetzt suchte sein Auge den Himmel, und ein stummes Gebet stieg zu dem empor, dessen Dienst er sich geweiht hatte.

Da erblickte er von ferne eine Schar schwer beladener Männer sich nähern. Gewiß waren es Bewohner der umliegenden Dorfschaften, die gestern aufgefordert waren, Material zum Bau eines Missionshauses und einer Kirche herbeizuschaffen. Froher Eifer ergriff den jungen Mann. Ein trautes Heim für Elisabeth, welch beseligender Gedanke! Eilig schritt er dem Dorfe und dem Platze zu, der zum Bau der Station ausersehen war. Er lag unmittelbar an dem dunklen Hain der Mangobäume, ja, einige derselben hatten zu seinem Bedauern weichen müssen. Die Wurzeln waren schon ausgerodet, der Boden geebnet, der Bau konnte beginnen.

Da kam Mr. Wilson mit dem Katecheten, bei dem beide die Nacht zugebracht hatten, aus dem Dorfe heraufgeschritten. Man übersah von dem Bauplatze die Dorfstraße zur Linken, geradeaus einen Hain von Kokuspalmen; zur Rechten schaute man in das freie Land hinaus, auf die wogenden Reisfelder und den schimmernden Fluß.

Die Dorfstraße war durchaus nicht regelrecht angelegt. Hier und da standen die niedrigen Lehmhäuschen mit Strohdächern ohne alle Ordnung umher. Von ferne boten sie jedoch einen malerischen



Anblick. Einige lagen im Schatten eines Mangobaumes, andere waren mit Kürbisstauden berankt, deren große grüne Blätter, zwischen denen die goldgelben Früchte hervorschimmerten, das graue Dach meist ganz bedeckten.

Dem älteren Missionar und seinem Begleiter folgten männliche Bewohner des Dorfes, mit Beilen, Äxten und Sägen bewaffnet; andere trugen Steine, Lehm und Stroh. Nun konnte die Arbeit beginnen. Zuerst die Kirche, so wünschte es William. Bisher war das Haus eines Eingeborenen zum Gottesdienste benutzt worden, doch der junge Missionar wünschte so schnell wie möglich diesem Mangel abgeholfen zu sehen. Er hatte den Plan selbst entworfen und machte den braunen Handwerkern begreiflich, wie er den Bau haben wollte.

Mr. Wilson sah ihm lächelnd zu. Er freute sich seines schönen Eifers, der Begeisterung, die ihm aus den Augen leuchtete. „Hast Du auch schon die Zeichnung zu Deinem Wohnhause entworfen, William?" fragte er ihn in einer Ruhepause.

„Gewiß, lieber Vater, hier ist sie." Er zog ein Papier aus der Brusttasche und breitete es vor dem alten Herrn aus.

„Aber, lieber Sohn, das wird ein ziemlich großes Haus," äußerte er nach einer Weile, „und wie es scheint, in großartigem Stile."

Williams Antlitz zeigte eine leichte Verlegenheit. „Es erinnert an mein Elternhaus, das mir lebhaft vor Augen schwebte, als ich die Zeichnung entwarf. Scheint es Dir zu elegant für mich? Du magst recht haben, aber gestatte mir, Vater, eine behagliche Heimstätte für Elisabeth zu gründen."

Der alte Missionar drückte ihm lächelnd die Hand. „Verwöhne mir mein Töchterchen nicht, William, vergiß nicht, daß sie das Weib eines Missionars wird."

Eine Falte des Unmuts erschien auf Williams Stirn, als er aber den liebevollen Blick des alten Herrn gewahrte, der auf ihm ruhte, schwand diese Regung schnell, und er sagte herzlich: „Nein, Vater, ich werde es nie vergessen. Du kannst es aber nicht für unrecht halten, daß ich meinem Weibe das neue Heim so traulich wie möglich gestalten möchte."

„Mein lieber Sohn, welcher Mann hätte nicht den Wunsch? So geh und baue dem Kinde ein weiches, warmes Nest, und möchte Gottes Frieden mit Euch in demselben wohnen."

Am Nachmittage verließ der Missionar Muratpur, um nach Benares zurückzukehren, mit einem langen Herzenserguß Williams und vielen Grüßen beladen. Zu der Einweihung der Kirche wollte er mit seiner Familie kommen, hatte er dem glücklichen jungen Manne versprochen.

Diesem schwanden die Tage und Wochen in eiligem Laufe dahin. Der Bau wollte ihm nicht schnell genug vorschreiten. Oftmals legte er selbst Hand mit an und arbeitete wie ein regelrechter Maurer. Er wollte Elisabeth nicht eher wiedersehen, als bis Kirche und Wohnhaus fertig waren. Wie er sich danach sehnte, zum ersten Male in seinem Kirchlein zu predigen! Jetzt benutzte er den früher dazu verwandten Raum. Er predigte aber nicht nur Sonntags, sondern er versammelte die kleine Gemeinde morgens und abends zu einer Andacht, bei welcher er stets eine kurze Ansprache hielt; zweimal wöchentlich richtete er Bibelstunden ein, zu welchen kommen konnte, wer wollte. Zuerst stellten sich nur wenige ein, dann mehr, und jetzt war immer der ganze Raum gefüllt. Seine Begeisterung, seine feurige Redeweise riß die braunen Christen hin. Sie lernten ihn aber auch fürchten. Wenn sein Falkenauge über die Gemeinde schweifte und er kurz und strafend fragte: „Fehlt nicht der und der?" so wagte dieser am nächsten Tage gewiß nicht, ihm unter die Augen zu treten, aus Furcht vor seinem Unwillen, den er in solchen Fällen schon öfter sehr lebhaft geäußert hatte. Ja, er verlangte viel von seiner braunen Gemeinde, aber nicht weniger von sich selbst. Ehe er zur Morgenandacht kam, war er meist schon in einem der kleinen umliegenden Dörfer gewesen, um die Gemeindeglieder um sich zu scharen und ihnen das Evangelium zu predigen. Er gönnte sich nicht Rast noch Ruhe, ein feuriger Eifer beseelte ihn. Ermüdung kannte er nicht, sein kräftiger Körper widerstand allen Anforderungen, die er an ihn stellte. Die Jahreszeit kam ihm zu statten. Im Dezember sind namentlich die Nächte kühl und frisch durch die Monsumwinde, die schwere Wolken mit sich führen. Seine Gemeinde sah mit scheuer Ehrfurcht zu ihm auf. Die Kranken und Elenden priesen seine allezeit offene, hilfsbereite Hand, die Gesunden aber meinten heimlich, sein Regiment sei ein gar strenges, wie sie es bisher nicht gekannt hatten. —

Es war an einem Sonntagmorgen. Der junge Missionar stand auf seinem Grund und Boden und überschaute glückselig sein Besitztum. Kirche und Wohnhaus waren fertig und heute sollte die Einweihung der ersteren stattfinden. Der Bau mit seinen gotischen Fenstern nahm sich gar stattlich aus und leuchtete, da er aus weißen Felssteinen aufgeführt war, weithin aus dem tiefen Grün der Mangobäume. Über dem Eingange hatte William mit großer erhabener Schrift die Worte des Herrn, Marcus 1, 15 setzen lassen: „Die Zeit ist erfüllet, das Reich Gottes ist herbeigekommen, thut Buße und glaubet an das Evangelium." Das Innere der Kirche war schlicht und einfach, nur die Kanzel zeigte Schnitzarbeit und war mit einer von Elisabeth gestickten Decke geschmückt. Auf dem Altar stand ein großes Kruzifix, das William aus England mitgebracht.

Er hatte soeben den Altar und den Taufstein mit Palmenzweigen geschmückt; als er jetzt auf das stumme und doch so beredte Marmorantlitz schaute, sank er in stillem Gebet auf die Knie und dankte für die Weihe dieses Tages.

Als er in das Sonnenlicht hinaustrat, sah er einen Ochsenwagen sich in schlankem Trabe dem Dorfe nähern. Sollten das die Erwarteten schon sein? Schnelle Röte überflutete sein Antlitz, sein Herz begann schneller zu schlagen. Eilig trat er auf die Straße hinaus. Ja, das war Kasen, Mr. Wilsons Kutscher, der über das ganze breite Gesicht grinste, als er ihn erkannte. Mit frohem Willkommens-

ruf öffnete William die Pforte des Stakets, das die Station von der Straße schied und eilte dem Wagen voran an die Hausthür, seine lieben Gäste dort zu empfangen. Elisabeths holdes Angesicht war das erste, was er erblickte. Leichtfüßig sprang sie aus dem Wagen und stumm hielten sich die Liebenden umfangen, war es ihnen doch, als hätten sie sich in undenklichen Zeiten nicht gesehen. William vergaß aber nicht auch aufmerksamer Sohn zu sein, liebevoll begrüßte er die Eltern und Amarasanthi.

„O, William, wie schön ist es bei Dir," rief Elisabeth, nachdem sie sich neugierig umgeschaut. „Das Haus ist ja eine richtige kleine Villa."

Sein Antlitz strahlte vor Freuden. „Sie ist nur ein schwaches Abbild meines Elternhauses, Geliebte; möchte so viel Glück unter seinem Dache wohnen wie unter jenem. Und nun segne Gott Deinen Eintritt in Dein Heim, meine Elisabeth." Von seinem Arm umschlungen, trat sie über die Schwelle. Was nur die Liebe ersinnen konnte, um Behagen zu schaffen, war geschehen.

„Leider mußte ich dem Klima und dem Ameisenvolk zu viel Rechnung tragen," sagte der junge Mann lächelnd über Elisabeths Staunen, als er sie durch das fertig eingerichtete Wohnhaus und von da in das Nebenhaus führte. „Daheim in England hätte ich Dir ein behaglicheres Heim bereitet, mein Liebling."

„O, William, es ist viel zu schön für mich, Du Lieber, Guter," flüsterte sie, und Thränen des Glückes schimmerten in ihren Augen.

Die Eltern folgten dem jungen Paare mit Amarasanthi. „Vater," bemerkte die letztere nachdenklich, „Mr. Walker ist wohl ein sehr reicher Mann?"

„Ja, Kind, das ist er," bemerkte der alte Herr leise seufzend.

„Sorge Dich nicht, John, bedenke, daß er im Reichtum aufgewachsen ist," sagte die Missionarin und drückte ihm tröstend die Hand. „Nach seiner Meinung sind Haus und Einrichtung äußerst einfach."

Ein mildes Lächeln flog über das hübsche Greisenantlitz. Die gute Mutter! Sie vergaß, daß er in noch viel größeren Verhältnissen aufgewachsen und bis heute einfach und bescheiden geblieben war. Er hatte freilich die Missionsstation von seinem Vorgänger übernommen, ihm wäre es aber niemals eingefallen, sich eine so elegante Villa zu bauen. Er gab aber der Gattin recht, wollte er doch selbst gern den Schwiegersohn entschuldigen.

In der Küche blitzte alles vor Sauberkeit. Ein weiß gekleideter Koch stand am Herde und schürte ein mächtiges Feuer.

„Wie hast Du es angefangen, alles so schnell und so schön fertig zu bringen, William?" fragte der alte Herr. „Mit Deinen Handwerkern aus Muratpur doch schwerlich?"

„Nein, Vater, mit meinen Dörflern war nicht viel anzufangen. Ich habe mir Leute aus Benares und Patna kommen lassen, um möglichst schnell vorwärts zu kommen. Auch Dienstboten habe ich von dort, es wird aber wohl noch eine geraume Weile dauern, ehe ich sie einigemaßen angelernt habe."

Er führte nun seine Gäste in das Wohnhaus zurück, und alle setzten sich zum Frühstück. Später gingen sie zur Kirche.

Von allen Seiten kam es herangeströmt. Braune Christen und Heiden kamen herzu und die Kirche war fast zu klein, die Schar der Andächtigen zu fassen, die noch immer den Glockenklängen, welche zum ersten Male in das Land hineintönten, folgten. Die Thür mußte geöffnet bleiben, denn draußen stand es noch Kopf an Kopf von Männern, Frauen und Kindern.

Aus tiefbewegtem Herzen hielt Mr. Wilson seine Predigt. Er hatte die Textworte gewählt: „Siehe, welche Liebe der Vater uns erwiesen hat, daß wir seine Kinder heißen sollen." Er sprach von der Liebe und Güte Gottes, von dem Segen, der aus dem Glauben an ihn entspringt und legte es der braunen Gemeinde warm ans Herz, in Treue an ihm zu halten. Sobann weihte er die Kirche ein und führte den jungen Missionar ein.

Nun sprach William. Elisabeths Herz klopfte fast hörbar, als er die Kanzel bestieg. Nicht, daß sie für ihn fürchtete, o nein, es war ihr Freude, Seligkeit, den Geliebten als den Verkündiger von Gottes Wort zu hören und zu sehen. Er sprach über das Wort, das über dem Eingange der Kirche stand. Gewaltig wie ein Feuerstrom floß seine Rede dahin in der Sprache des Volkes, die er schon in England erlernt und hier in der Praxis geübt hatte. Er riß auch die mit sich fort, die wider Willen gekommen waren. Elisabeth war blaß vor Erregung, als sie die Kirche verließen. Stumm drückte sie dem Geliebten die Hand. Langsam zerstreute sich die Gemeinde, nur der Katechet blieb mit seiner Frau für den Tag auf der Station.

Während des Mittagsmahles berichtete William den Seinen von den Einrichtungen, die er schon gemacht und noch treffen wollte. „Ich habe noch viele Pläne," schloß er. „Ich bin bei der Regierung um die Erlaubnis eingekommen, eine Schule und eine Fremdenherberge bauen zu dürfen, wo namentlich die Christen sich aufhalten können, die von den Dörfern herüberkommen, um den Sonntag hier zu verleben. Ich hoffe die Erlaubnis und den Platz möglichst schnell zu erhalten, damit ich bald an die Arbeit gehen kann."

„Daran ist nicht zu zweifeln," entgegnete Mr. Wilson, „ich meine aber, der vorhandene Platz sollte genügen? Es ist ein großes Grundstück."

„Ich muß an einen Garten für meine kleine Hausfrau denken," entgegnete der junge Missionar und drückte lächelnd die Hand seiner errötenden Braut. „Ich wollte ihn schon anlegen lassen, David, mein lieber Gehilfe, will mir helfen, doch sind wir noch nicht so weit gekommen."

„Du kannst von uns zweimal wöchentlich bekommen, was in Deiner Wirtschaft fehlt," sagte sein Schwiegermutter freundlich.

„So lange wir noch hier sind, gehört dem Herrn alles, was in unserm Garten wächst," bemerkte

bescheiden Margaret, die junge Frau des Katecheten.

Elisabeth drückte ihr herzlich die Hand, Mr. Wilson aber wandte sich erstaunt mit der Frage an David: „So lange Sie noch hier sind? Was soll das heißen, David?"

„Mr. Walker meint, es sei notwendiger, ich siedele jetzt nach einem der nächsten Dörfer über, als daß ich hier bliebe," entgegnete dieser.

„Ich habe darüber an die Missionsgesellschaft berichtet," nahm William das Wort. „Ich bedarf hier Davids Hilfe nicht, in Mahabad aber, dem entferntest gelegenen Dorfe, wohin wir nur selten kommen können, ist es durchaus notwendig, daß ein Katechet stationiert wird. Es sind von den etwa fünfzig Bewohnern kaum zehn Christen."

„Du magst recht haben, lieber Sohn," entgegnete Mr. Wilson ruhig. „Du weißt aber wahrscheinlich nicht, daß mir, als dem ältesten Missionar der Umgegend, das Recht über die Besetzungen und notwendigen Veränderungen der Katechetenstellen zusteht. Man wird Dich an mich verweisen."

Der junge Mann schaute den alten Herrn betreten an. „Nein, ich wußte dies allerdings nicht, verzeih den Fehlgriff, lieber Vater. Weshalb haben Sie es mir nicht gesagt, David?"

„Ihr Brief war längst abgesandt, Mr. Walker, als Sie mir davon sagten," entschuldigte sich dieser.

„Nun, es hat nichts weiter auf sich," rief der alte Missionar freundlich, „ich habe den Fall gleichfalls schon erwogen, glaube aber, daß Kooleghur, als mehr in der Mitte gelegen, sich besser zur Station eignet als Mahabad. Nun, ich komme in den nächsten Tagen einmal wieder, um den Fall an Ort und Stelle zu erledigen."

William schwieg. Er fühlte sich leicht verstimmt. Fehlgriffe waren ihm stets sehr unangenehm gewesen. Blitzte es nicht triumphierend in Amarasanthis dunkeln Augen auf, als er zu ihr hinübersah? Das Blut stieg ihm ungestüm in die Schläfen, er mußte sich gewaltsam fassen, um seinen Unmut niederzukämpfen. Mrs. Wilson begann mit feinem Takt schnell von anderen Dingen zu sprechen, und William zwang sich, als er Elisabeths klaren Blick forschend auf sich gerichtet fühlte, unbefangen darauf einzugehen.

Nach dem Mahle führte er seine Gäste in das Wohngemach und bat, es sich dort möglichst bequem zu machen, seine Braut aber zog er mit sich in das Zimmer, das er besonders für sie bestimmt hatte.

„Einen Augenblick muß ich Dich für mich allein haben, mein Herzblatt," sagte er und zog sie in heißer Zärtlichkeit in die Arme. „Aber sage mir, warum habt Ihr Amarasanthi mitgebracht?"

Sie sah ihn befremdet an. „Die Schwester? Wie hätten wir die an einem solchen Tage daheim lassen können? Stört sie Dich, Liebster?"

„Ja, mich stört ihr unerträgliches Schweigen," rief er unmutig. „Hast Du auch nur ein Wort der Zustimmung von ihr bei Besichtigung der Räume gehört, die ich doch für Dich eingerichtet habe?"

Elisabeth schwieg einen Augenblick. Die Frage: „Giebst Du so sehr auf Anerkennung?" drängte sich auf ihre Lippen, sie hielt sie jedoch zurück. War nicht die ganze, hübsche, gediegene Einrichtung für sie? Mußte es ihn nicht kränken, wenn einer der Ihren ihm kein freundliches Wort darüber sagte? Sie schmiegte sich an ihn. „Du mußt meiner kleinen Schwester nicht zürnen, William," bat sie, „Amarasanthi spricht überhaupt wenig —"

„Und wenn sie etwas sagt, so sind es Beleidigungen," unterbrach er sie bitter.

„William," rief sie erschrocken, denn mehr noch als seine Worte erschreckte sie sein Blick.

Er faßte sich sofort und beugte sich zärtlich zu ihr nieder. „Verzeih, Liebling, ich bin ein thörichter Mensch, nicht wahr?"

„Ihr werdet Euch lieb gewinnen, wenn jeder erst das Gute, das in dem andern ist, kennen und schätzen gelernt hat. Du hast noch kein Verständnis für die kleine Träumerin und sie keins für Deine Energie. Aber nicht wahr, William, Du bist zufrieden, daß ich volles Verständnis für Deine Eigenschaften habe?"

Sie sah in so lieblicher Schelmerei zu ihm auf, daß er sie entzückt in die Arme schloß. „Laß mich nicht zu lange allein, Herzlieb," bat er, „wann willst Du als mein liebes Weib zu mir kommen?"

„Wenn Vater und Mutter es gut heißen. Vergiß nicht Dein Versprechen, mich ihnen noch eine Weile zu lassen."

Arm in Arm durchschritten sie nun das Gemach und sprachen von ihrer gemeinsamen Zukunft, von ihrem künftigen Schaffen und Wirken. Eine Bewegung auf der Straße rief sie ans Fenster. Verschiedene Eingeborene, Männer, Frauen und Kinder, standen vor der Pforte und sprachen lebhaft miteinander. Einige schienen eintreten zu wollen, was andere zu verhindern suchten.

William stieß das niedrige Fenster auf und trat ins Freie. „Wollt Ihr zu mir? Hier bin ich," rief er mit lauter, klangvoller Stimme.

Tiefe Stille. Scheu zogen sich einige zurück, andere, von einem Greis mit weißen Haaren angeführt, traten durch die Pforte und näherten sich ihm zögernd.

„Was wollt Ihr, sprecht! Ich bin bereit, Euch zu helfen, wenn es in meiner Macht steht."

Nun begannen die Frauen zu reden, sodann die Männer, doch aus dem Wirrwarr der Stimmen vernahm William nur das eine: die Leute wollten Christen werden. Sein Auge leuchtete. Er fragte jeden einzelnen, woher er komme und weshalb er wünsche, ein Christ zu werden. Da gab es verschiedene Gründe, und der junge Missionar erkannte, daß nicht seine feurige Rede Eingang in die finsteren Heidenseelen gewonnen hatte, sondern, daß es sich vorläufig nur um irdische Hoffnungen handelte. Der eine, dem sein Vieh gestorben, glaubte den bösen Geistern, denen er die Schuld beimaß, entrinnen zu können, der andere hatte ein krankes Kind, das trotz seiner vielen Opfer nicht gesund ward. Nun hatte er gesehen, daß erkrankte Kinder von Christenfamilien genesen waren und wollte es einmal mit deren Gott

versuchen. Ein dritter war nicht mit seinem Grundbesitze zufrieden und meinte, als Christ vielleicht von der Regierung besonders bedacht zu werden.

Williams Auge flammte, als er diese Gedanken und Wünsche vernahm. Ein heftiger Zorn gegen diese Unwürdigen stieg in ihm auf. „Ihr Lästerzungen! Versuchen wollt Ihr es mit meinem Gott, da er Euch mehr zu nützen scheint als Eure Götzenbilder? Hütet Euch! Der lebendige Gott läßt sich nicht spotten. Ungeteilt will er Euer Herz und Eure Seele. Nicht um schnöden Gewinnes willen dürft Ihr vor sein heiliges Angesicht treten. Fort mit den irdischen Wünschen. Euer Herz soll erfüllt sein mit Sehnsucht nach seinem heiligen Worte, nach seiner Gnade, die Euch als seine Kinder aufnimmt. Nur so, mit diesem heißen Verlangen in Eurem Herzen, könnt Ihr den Unterricht empfangen, und wenn Ihr Euch bewährt, in die Christengemeinde aufgenommen werden, anders nicht.“

Zürnend flammte sein mächtiges Auge über das erschrockene Häuflein. Verschüchtert, stumm sahen sich die braunen Leute an. Einige Kinder begannen zu weinen, einige Weiber zu murren. Langsam zogen sie sich nach der Pforte zurück. Da trat Mr. Wilson schnell an des Schwiegersohnes Seite.

„Verzeih, William, ich möchte Dir nicht gern ins Amt greifen, doch die Notwendigkeit erfordert es, wenn diese Seelen nicht für ewig sollen verloren gehen. — Meine lieben Freunde,“ rief er mit lauter Stimme, „ich möchte ein paar Worte mit Euch sprechen. Ihr habt den Wunsch, Christen zu werden. Wie herzlich mich das freut! Ihr meint, unser Gott sei besser als der Eure?“

Ein scheues „Ja“ erklang.

„Recht so, meine Freunde. Er ist auch besser, zehntausendmal besser als Eure toten Götzen, denn unser Gott lebt. Er ist der lebendige, der allgegenwärtige Gott, das heißt, er erhält Dich und mich, er kennt Dein Leid und Deine Sorge, und er hilft Dir, wenn es gut und heilsam für Dich ist. Diesen mächtigen Gott, der Euch ebenso lieb hat wie mich, sollt Ihr kennen und lieben lernen.“

Mit sanftem Klange ertönte in diesem Augenblick das Kirchenglöcklein, zum Nachmittagsgottesdienste zu rufen.

„Geht alle in das Gotteshaus,“ befahl der alte Missionar mit weicher Stimme, und erbarmende Liebe leuchtete aus seinen Augen. „Geht, Ihr findet dort den Gott der Liebe und des Erbarmens, der die Hand nach einem jeden von Euch ausstreckt. Geht, und nach dem Gottesdienste findet Euch hier wieder ein.“

Schweigend gehorchte ihm das braune Häuflein, und feuchten Auges sah er ihnen nach. Als er sich umwandte, war der junge Missionar verschwunden, Elisabeth aber eilte herbei und warf sich weinend an seine Brust.

Sanft strich er über ihr schimmerndes Haar. „Ruhig, Kind, aller Anfang ist schwer. Sein Wille ist gut, ihm fehlt nur die Erfahrung. Zürnst Du Deinem alten Vater, Kind, daß er ihm ins Amt gegriffen hat?“

„Nein, Vater, Du konntest nicht anders. Es schmerzt mich nur um William. Bedenke, es ist heute sein Ehrentag.“

„Gewiß, Kind, aber Gottes Ehre steht höher als Menschenehre. Und nun laß mich zu Deinem William gehen, ich habe mit ihm zu sprechen. Geht schon hinüber zur Kirche, wir kommen nach.“

Sie sah ängstlich zu ihm auf, als sie aber in seine Augen blickte, aus denen eine Welt von Liebe und Milde leuchtete, lächelte sie durch Thränen. „Geh zu ihm, Vater, ich weiß, Du wirst das rechte Wort finden.“

„Gott sei Dank, daß mein Kind mich noch so viel kennt.“ Er küßte den roten Mund und ging in das Zimmer seines Schwiegersohnes.

Dieser schritt erregt auf und nieder. Sein Antlitz war blaß, seine Augen glühten. „Willst Du mir sagen, daß ich nicht zu gebrauchen bin?“ rief er dem Eintretenden entgegen.

„Nein, William, im Gegenteil, ich setze die größten Hoffnungen auf Dich. Einen Rat aber laß mich Dir erteilen. Habe Geduld mit diesen armen blinden Heidenseelen, die in der Finsternis aufgewachsen sind. Suche den schwächsten Funken, der zum Glauben führen kann, anzufachen. Zerstöre ihn nicht mit übergroßem Eifer. Laß Dich niemals vom Zorn, auch wenn er Dir noch so gerecht scheint, übermannen, vergiß nicht, daß die Heiden nichts von Gott wissen. Suche Dir ihr Vertrauen zu gewinnen, scheuche sie nicht mit Strenge von Dir, mit welchem Anliegen sie Dir auch kommen mögen. Erscheint Dir auch der Grund unwürdig, baue nur weiter in Geduld und Liebe, Du wirst manch gutes Samenkörnlein in den verfinsterten Seelen finden, auch wenn Du es anfangs oft nicht siehst. Führe ihnen nicht den zürnenden Gott vor, sondern zeige ihnen den Gott der Liebe und Barmherzigkeit, sie werden zu ihm Vertrauen fassen.“

Der junge Missionar war auf einen Stuhl gesunken und hatte die Hände vor das Gesicht gelegt, Mr. Wilson konnte somit nicht sehen, was in ihm vorging. Leicht legte er die Hand auf seine Schulter und fühlte, wie er zusammenzuckte.

„William, mein Sohn, kannst Du die Wahrheit nicht von Deinem Vater hören?“ fragte er sanft.

Ein leises Stöhnen war die einzige Antwort.

„William, die Kirchenglocken rufen, sollen sie Dich, den Hirten, vergebens mahnen?“

Er sprang auf. Sein Antlitz war totenbleich, seine Augen brannten wie im Fieber. „Darf ich denn überhaupt auf die Kanzel treten, wenn Du meinst, daß ich dem Herrn nicht Seelen gewinne, sondern sie von ihm treibe?“

Der alte Missionar sah schmerzlich bewegt in das erregte junge Antlitz. „Du kannst meine Worte nicht in der Art aufgefaßt haben, William. Besinne Dich. Ich gehe jetzt zum Gotteshause hinüber und werde einen Gesang singen lassen; zur Predigt erwarte ich Dich. Gott sei mit Dir!“

Er drückte ihm die Hand und ging. Elisabeth sah ihn ängstlich fragend an, doch er lächelte so freundlich, daß sie sich beruhigte.

Das Kirchlein füllte sich abermals. Viele kamen wieder, die schon am Morgen dagewesen waren, andere kamen neu hinzu. William hatte sogleich eine regelrechte Kirchenordnung eingeführt. Zur rechten Seite saßen oder hockten vielmehr die Männer auf Matten, zur linken die Frauen; obenan saß der Dorfälteste, der Munsif oder Ortsrichter, der sich durch nichts von den anderen unterschied. Nahe der Eingangsthür standen oder hockten die Heiden und diejenigen, welche noch nicht in die Gemeinde aufgenommen waren.

Der Gesang war schon halb beendet, und noch immer war der junge Missionar nicht erschienen. Elisabeth ward immer blasser, sie vermochte kaum dem Gesange zu folgen. Da öffnete sich die Seitenthür, und die hohe Gestalt des jungen Geistlichen erschien. Sein Antlitz war marmorblaß, als er auf der Kanzel stand und sein Auge ernst über die versammelte Gemeinde schweifen ließ. Elisabeths Herz klopfte so stürmisch, daß sie seine ersten Worte kaum verstand.

Seine Rede war ganz anders als die am Morgen. Er sprach von der menschlichen Schwachheit, von dem eigenen Unvermögen, immer auf Gottes Wegen zu wandeln. „Ich bin," sagte er, „mit der größten Begeisterung ausgezogen, Euch das Evangelium zu predigen, nun bin ich zu der Erkenntnis gelangt, es nicht immer in der rechten Weise gethan zu haben. Ich muß noch lernen, meine braunen Brüder, mit Euch als Euer Hirte zu sprechen. Keinen unter Euch möchte ich zurückstoßen, jede Seele möchte ich unserem Heilande zuführen." Seine Augen begannen zu leuchten, seine Brust hob sich freier, und seine flammende Begeisterung riß ihn und seine Zuhörer hin.

Nach dem Gottesdienste folgte er den Heiden, die sich auf Mr. Wilsons Aufforderung zur Station begaben. Wie ein Häuflein Unglück hatten sie sich unter dem Schatten eines Mangobaumes niedergekauert und starrten finster und stumpfsinnig vor sich hin. William trat zu ihnen und bot mit freundlichem Wort einem jeden von ihnen die Hand, was sie in scheuer Weise erwiderten. Sie boten keinen erfreulichen Anblick. Die dunkelbraunen Gestalten waren mager und höchst unsauber, namentlich widerte die Haartracht der Männer William unendlich an. Sie trugen die langen schwarzen Haare in einen Wust zusammengedreht und am Hinterkopfe mit Kuhdung zusammengeklebt. Ihre Waffen lagen neben ihnen, eine Axt an langem Stiel und ein starker Bogen nebst Pfeilen. Die Weiber hatten nur ein schmutziges Stück Zeug um die Hüften gebunden, der Oberkörper war unbedeckt. Um den Hals trugen sie Ketten von großen Glasperlen; in den stark erweiterten Ohrläppchen Rollen von Palmrinde und an Armen und Händen, an Beinen und Zehen viele eiserne und kupferne Ringe.

William winkte den Katecheten zu sich heran, besprach mit ihm, wo die Leute unterzubringen seien, und übergab sie vorläufig seiner Fürsorge.

Elisabeth stand am Fenster und wartete seiner mit Sehnsucht. Jetzt erblickte er sie, nickte ihr liebevoll zu und ging ins Haus, sich umzukleiden. Dann trat er zu ihr. Sie eilte ihm entgegen. „Mein William," rief sie innig und schlang die Arme um seinen Nacken.

Er strich leise über ihr Haar. „Hast Du denn noch Vertrauen zu dem Eiferer, Kind?" fragte er leise.

Sie blickte mit unendlicher Hingabe zu ihm auf. „Du hast alles wieder gut gemacht durch die Demut, mit welcher Du Dein Unrecht öffentlich bekannt hast. Ich habe Dich lieber denn je, mein William."

Mit inniger Rührung blickte er in die blauen Kinderaugen, die so gläubig zu ihm aufschauten. „Ich bin's nicht wert, Elisabeth," sagte er weich. Ein großes, reines Glück erfüllte in diesem Augenblicke sein Herz und stimmte es milde gegen andere.

Arm in Arm traten sie ins Wohngemach zu den Eltern. Stumm drückten sich die Männer die Hand, sie verstanden sich ohne Worte. Erfreut aber blickte William auf, als ihm nach der Mutter auch Amarasanthi die kleine Hand bot. Zum ersten Male sprach aus ihren Worten eine freundliche Gesinnung.

„Ich glaube, Sie falsch beurteilt zu haben, Mr. Walker, verzeihen Sie mir," bat sie.

Er nahm die schmale bräunliche Hand in seine beiden und drückte sie kräftig.

„Siehst Du wohl, Amarasanthi," rief Elisabeth jubelnd, „habe ich Dir nicht gesagt, wie groß und edel William denkt? Und nun thut es mir zu Gefallen, Ihr Lieben, und redet Euch nicht so fremd an, betrachtet Euch als Geschwister, nennt Euch bei Euren Namen."

William sah lächelnd in die schwarzen Augensterne, die ihn forschend anblickten. „Ist Amarasanthi mit einem so großen Bruder zufrieden?" fragte er dann.

„Ja," entgegnete sie ernst, „als Bruder ist er mir herzlich willkommen."

„Hab Dank, Amarasanthi, ich werde mich bemühen, Dir ein treuer Bruder zu sein."

Die kleine Familie verlebte nun noch eine Stunde des ungetrübten Zusammenseins. William hatte sich nie einfacher und herzlicher gegeben, dabei lag eine ihm sonst fremde Weichheit über seinem Wesen, die ihm neuen Reiz verlieh. Vater und Mutter drückten sich stumm die Hand. Frohe Zuversicht kam über sie, ihres Kindes Zukunft mußte an der Seite dieses Mannes nach menschlicher Berechnung in jeder Hinsicht gesichert sein.

Nachdem das Tageslicht geschwunden war, brach die Dunkelheit schnell herein und Mr. Wilson trieb zum Aufbruch. Nach zärtlichem Abschiede trennte sich das Brautpaar. Der junge Missionar stand noch lange unter der Veranda seines Hauses und sah dem Wagen nach. Wie schön war doch eine Nacht im Tropenlande. Entzückt ließ er die Blicke umherschweifen. Aus dem tiefen Schatten der Bäume und Sträucher schimmerten Blüten und Früchte leuchtend hervor, von Insekten aller Art umschwärmt. Unzählige Sterne flimmerten am tiefblauen Himmelsdome in strahlender Pracht, und nun stieg langsam der Mond hinter dem Walde hervor und übergoß das anmutige Landschaftsbild mit seinem silbernen

Lichte. Klar und deutlich hoben sich in der Ferne die Felsenmassen des Parasnath gegen den nächtlichen Himmel ab. Ein schönes Land, fürwahr, doch wieviel Elend lebte in ihm!

Der junge Missionar seufzte, und seine Gedanken kehrten zu denen zurück, die sich heute gemeldet hatten, um Christen zu werden. Er wußte wohl, daß die Leute, auch wenn sie ihrem Vorsatze treu blieben, mit vielen Versuchungen und Anfechtungen zu kämpfen hatten. Der Übertritt zum Christentum bedeutet für den Inder den Ausstoß aus seiner Kaste. Zwar sind sie im allgemeinen in Bezug auf religiöse Ansichten sehr tolerant. Mag einer an diesen Gott oder Götzen glauben oder auch an gar keinen, so lange er nur die äußeren religiösen Ceremonien seiner Kaste mitmacht, wird ihm nichts geschehen, läßt er sich aber durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen, so gerät die ganze Kaste in Wut, und seine Angehörigen möchten ihn am liebsten tot sehen. Je angesehener und vornehmer die Familie, um so schwerer fällt es, sie zur Annahme des Christentums zu bewegen. Bei dem innigen Zusammenleben der Familie, da die Kinder, auch wenn sie schon verheiratet sind, bei den Eltern wohnen, ist es nicht leicht, daß sich ein Mitglied lossagt und zum Christentum übertritt.

Der junge Missionar hatte erkannt, daß er auf ein reiches Arbeitsfeld gestellt war. Seine Augen leuchteten und seine Brust hob sich freudig. Zwar hatte er sich heute von seinem Eifer hinreißen lassen und der Eingriff seines Schwiegervaters ihn tief verletzt, doch hatte er weder in der Achtung der Seinen, noch in der seiner Gemeinde verloren, das fühlte er. Es durfte aber nicht wieder vorkommen, er ertrug es nicht, von seinem Platze gedrängt zu werden. Er wollte schon mit seiner Gemeinde und den zu belehrenden Heiden fertig werden. Ob nur Milde und Liebe dazu nötig war? Er wollte versuchen, Geduld zu üben, aber keine falsche Nachsicht, das wäre Schwäche diesem rohen Volke gegenüber. Hoch aufgerichtet ging er ins Haus.

Viertes Kapitel.

Der Februar näherte sich seinem Ende. Die Monsumwinde hatten nachgelassen, die Witterung ward milder. Das war die Zeit der Reisen und Jagden für die vornehmen Inder und die reichen Europäer. Auf der Missionsstation merkte man nichts von den Vergnügungen der vornehmen Welt, man ging dort Tag für Tag seiner Arbeit nach.

Es war nach dem einfachen Mittagsmahle, als Amarasanthi langsam und in Gedanken versunken durch die Halle schritt. Da sah sie einige Träger mit einem Palankin durch den Garten kommen. Neugierig stand sie still, um zu sehen, wer demselben entstiege. Ein Diener trat hinzu, wechselte einige Worte mit dem Insassen des Palankins, dann entstieg demselben zur höchsten Überraschung des jungen Mädchens ein Offizier. Was mochte der im Missionshause wollen?

Ehe sie noch eine Vermutung darüber anstellen konnte, trat der junge Krieger, von Paul geführt, in die Halle. Überrascht bei ihrem Anblick blieb er stehen, schritt dann aber schnell näher.

„Das nenne ich Glück, bei meinem Eintritt in dies Haus von so viel Schönheit und Anmut begrüßt zu werden," rief er, und seine kecken blauen Augen sahen mit so beredter Bewunderung in das schöne Antlitz, daß sich die sammetweiche Haut höher färbte. „Wer sind wir, mein schönes Kind? Gehören wir ins Haus?"

Er streckte die Hand aus, als wollte er unter ihr Kinn fassen, doch sie wich zurück, und ein stolzer, abweisender Blick traf ihn. Ihre zierliche Gestalt hoch aufrichtend entgegnete sie gelassen: „Ich bin Miß Wilson. Wenn Sie meinen Vater zu sprechen wünschen, so thun Sie gut, seine Rückkehr aus der Schule in seinem Zimmer abzuwarten. Paul, führe den Herrn in Mr. Wilsons Gemach." Mit leichter Neigung des Hauptes wandte sie ihm den Rücken und ging.

Ziemlich verblüfft befand sich der junge Offizier im nächsten Augenblick in dem Arbeitsraume des Missionars. „Jeder Zoll eine Königin," murmelte er vor sich hin, „wer kann die reizende kleine Hexe sein? Es scheint, Reginald, alter Junge, als ob Du Dich bei der kleinen dunklen Schönheit nicht gut eingeführt hast?" Er brach in ein fröhliches Gelächter aus, verstummte aber, als die Thür sich schnell öffnete.

Elisabeth trat freudig mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. „Paul meldete mir den Besuch eines Offiziers, das konntest nur Du sein, Vetter Regie. Willkommen in Indien! Du scheinst in sehr guter Stimmung angekommen zu sein!"

Er drückte die kleinen Hände in zarter Ehrerbietung an die Lippen. „Gott sei Dank, Cousine Lissy, daß ich Dich in Deiner ganzen blendenden Weiße vor mir sehe, ich fürchtete schon, die südliche Sonne habe Deinen weißen Teint in einen braunen verwandelt."

Sie lächelte. „Du wunderlicher Regie, Deine bekannte fröhliche Laune hat nicht durch die Seekrankheit gelitten. Was willst Du eigentlich sagen?"

„Daß die Tochter Deines Vaters doch nur einmal existiert und zwar in einer weißen Ausgabe. Nun hat sich mir aber ein schönes bräunliches Kind mit solcher Grandezza als Miß Wilson vorgestellt, daß ich geneigt bin, sie dafür zu halten. Indien soll zwar das Land der Wunder sein, wie soll ich mich aber in diesem besonderen Falle zurechtfinden, Cousine Lissy?"

„Sehr einfach, Reginald, Du sprichst von meiner Schwester. Du hast jedenfalls vergessen, daß ich Euch von Amarasanthi erzählt habe, dem indischen Mädchen, das die Eltern kurz nach seiner Geburt angenommen haben."

„Das also ist Amarasanthi! Die Lotosblume auf Eurer Station. Also regelrechte Tochter! Hm, wie konnte ich den Fall so ernsthaft nehmen? Ich habe sie für ein Waisenmädel gehalten, wie die anderen, die Ihr Euch hier ja wohl zu Dutzenden haltet, wenn ich Deine Schilderungen noch richtig

in Erinnerung habe. Sag, Cousinchen, sind sie alle so schön?"

„Nein, Vetter Regie, Du kannst ganz unbesorgt für Dein Herz sein, es gleicht keine einzige meiner kleinen Amaranth. Entschuldige mich aber, ich will für Dich eine Erfrischung besorgen."

„Ach ja, Lissy, wenn Du das wolltest, würde ich Dir ewig dankbar sein, es ist eine schauderhafte Hitze bei Euch."

„Armer Regie, wie soll es Dir dann noch gehen, wir sind in der kühlsten, angenehmsten Jahreszeit."

„Na, ich danke, wenn es noch besser kommen soll. Der Angstschweiß brach mir aus, als sich diese heimtückischen Schwarzen mit mir ahnungslosem Opferlamm in dem verwünschten Kasten in Zuckeltrab setzten und mich so durch ganz Benares schleppten. Ich glaubte wirklich, noch einmal seekrank zu werden."

Trotz dieser Versicherung sah der junge Offizier so frisch und fröhlich aus, daß sie seinen Worten nicht unbedingt Glauben schenkte. Sie ging, ihm einen Imbiß zu bestellen und forderte ihn bald auf, ihr in das Speisezimmer zu folgen, wo sie ein kleines Mahl für ihn hatte auftragen lassen.

„Du mußt vorläufig mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen, Regie," sagte sie, „Vater ist noch in der Schule, und Mutter hat sich wegen Kopfschmerzen hingelegt."

„Bitte sehr, Cousine Lissy, so sehr es mich freuen wird, die Bekanntschaft der alten Herrschaften zu machen, so muß ich doch gestehen, daß Deine Gesellschaft mir die interessanteste ist." Ein feuriger Blick begleitete diese Worte, prallte jedoch wirkungslos an Elisabeth ab, da sie ihn gar nicht bemerkte.

„Erzähle mir aus England, Regie," bat sie.

Der junge Mann kam dieser Aufforderung nach und berichtete alles, was sich seit Elisabeths Abreise auf Harbourgh Castle zugetragen hatte, mit frischem Humor. Das junge Mädchen besaß einen fröhlichen Sinn und liebte das Heitere, wenn es mit Herz und Gemüt vereint war. Wenn sie auch in vielem nicht mit dem lustigen Vetter übereinstimmte, so unterhielt sie sich doch gern mit ihm, und der leichtlebige junge Mann beugte sich willig dem Einfluß, den das liebliche Mädchen auf ihn ausübte.

„Wann bist Du angekommen, Regie?" fragte sie.

„Heute morgen mit der Sonne, Cousinchen."

„Und was bis jetzt getrieben?"

„Zuerst habe ich mir das bunte Leben am Ufer der heiligen Ganga angesehen. Höre, Lissy, Eure Inder sind ein verrücktes Volk. Man braucht sie nur bei ihrer Morgenandacht zu beobachten, um zu der Erkenntnis zu gelangen."

„Du solltest die Armen, die noch in geistiger Finsternis wandeln bedauern, Reginald."

Der junge Offizier sah sie belustigt an. „Man hört doch gleich, Cousinchen, daß Du eines Missionars Töchterlein bist. Aber sage, Lissy, darf man denn hier auch lustig sein und einen unschuldigen Witz reißen?"

„Das wirst Du bald selbst erkennen, Regie. Du wolltest mir aber erzählen, was Du heute morgen begonnen hast."

„Ja so! Nachdem ich die andächtige Heidenwelt genugsam angestaunt hatte, begab ich mich in ein Hotel, stöberte einen Kameraden auf, suchte mir eine Wohnung, meldete mich, und hier bin ich, Dein Dir allezeit unterthänigster Kavalier. Nun erzähle mir aber von Dir, Cousine Lissy, wie ist es Dir ergangen? Scheint es nur so, oder sind die Rosen Deiner Wangen im Bleichen begriffen?"

„Das ist wohl möglich. Indiens Sonne duldet nur Rosen in den Gärten. Es geht mir aber gut, sehr gut sogar." Sie errötete, als sie ihres bräutlichen Glückes gedachte. „Du warst wohl schon abgereist, Regie, als die Anzeige von meiner Verlobung eintraf?" fragte sie leise.

Der junge Offizier starrte sie sprachlos an. „Deiner Verlobung?" stotterte er, dann sprang er ungestüm auf. „Du treibst Deinen Spott mit mir, Elisabeth."

„Gewiß nicht, Regie, wie sollte ich darauf kommen? Sieh hier," sie hielt ihm die Hand hin, an welcher der einfache Reif, den William ihr gegeben, blinkte.

Alle Farbe wich plötzlich aus seinem Antlitz. „Und wer ist der Glückliche, wenn man fragen darf?"

„William Walker, ein junger Missionar, den ich auf der Reise kennen lernte."

Er lachte spöttisch auf. „Und der geistliche Herr wußte nichts Besseres anzufangen, als sich Hals über Kopf zu verloben? Sehr anerkennenswert, in der That."

„Reginald!" Sie sah ihn vorwurfsvoll, verständnislos an. Er hielt in seiner stürmischen Wanderung inne und blieb vor ihr stehen. „Verzeih, Elisabeth, aber glaubst Du, daß ich nur nach Indien gekommen bin, um Dir zu Deiner Verlobung Glück zu wünschen?"

„Nein, Regie, gewiß nicht, sondern um dem Staate als tapferer Offizier treu und ergeben zu dienen."

Er sah eine Weile schweigend in die klaren Kinderaugen, dann wandte er sich brüsk ab und rannte einige Male durch das Zimmer. „Zu welcher Art von Geistlichen gehört denn Dein Verlobter?"

Sie sah ihn verwundert an. „Ich verstehe Dich nicht, Reginald."

„Nein, Gott sei's geklagt, daß Du mich nicht verstehst, sonst —" Er brach ab und sah mit heißem Verlangen nach dem schönen Mädchen hinüber, dessen zartes Antlitz ihm wie ein unbeschriebenes Blatt erschien. Ob sie diesen Priester wirklich liebte? „Das will ich Dir erklären, Lissy. Nach meiner Ansicht giebt es drei Arten von Geistlichen. Die erste ist sehr tolerant gegen sich sowohl als gegen andere. Sie versieht ihr Amt tadellos, geht aber sonst von dem Grundsatz aus: ‚Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken.' Das ist nach meiner Ansicht die beste und bequemste Art. Die zweite ist schon schlimmer. Das sind die Pietisten, die den Kopf hängen lassen und jedes, auch das kleinste Vergnügen für Sünde erklären. Sie bringen sich selbst um jede auch noch so unschuldige Lebensfreude; oft sind sie freilich heimlich selbst die größten

Sünder. Nun kommt die dritte Art und das ist die schlimmste. Das sind die Eiferer, die den kleinsten Splitter in des lieben Nächsten Auge sehen und den Balken im eigenen nicht bemerken, denn sie stehen auf solchem Standpunkte geistigen Hochmuts, daß sie voll mitleidiger Verachtung auf andere herabsehen. Zu welcher Art gehört also Mr. Walker?"

Heiße Röte war langsam in Elisabeths Antlitz gestiegen. Unbewußte Würde sprach aus ihren Worten, als sie entgegnete: „Du vergißt augenscheinlich, daß Du zu der Tochter und der Braut eines Missionars sprichst, die den geistlichen Stand ihres Vaters und ihres Verlobten hoch und wert hält."

„Verzeih, Elisabeth, ich wollte Dich nicht kränken, bei meiner Ehre nicht."

„Armer Regie. Auf welchem religiösen Standpunkte stehst Du nach Deinem Bekenntnis."

Ein plötzlicher Gedanke blitzte in seinen Augen auf. Hastig schob er einen Stuhl an ihre Seite und setzte sich. „Wie reizend müßte es sein, sich von Dir bekehren zu lassen, Cousinchen."

„Hast Du das nötig und bist doch aus einem christlichen Hause? O, Reginald, weißt Du nicht, daß ein Spötter schlimmer ist als ein Heide, der nichts vom Christentum weiß?"

„Wie reizend Du in Deinem Eifer bist, Cousinchen, aber beruhige Dich, ich bin meiner Mutter Sohn, den sie strenge im Sinne der Kirche erzogen hat. Hältst Du den alten Regie wirklich für so schlimm?"

Sie sah voll in die kecken blauen Augen. „Nein, Reginald. Ich halte Dich für einen Menschen, der nur edel zu empfinden oder zu handeln vermag, sich aber gern schlechter giebt als er ist."

Der junge Offizier sprang plötzlich auf und zerrte an seinem Rockkragen. „Es ist abscheulich heiß bei Euch, trotz Deiner gepriesenen kühlen Jahreszeit. Wer kommt aber da?"

Im Vorzimmer erklangen Schritte, und nun trat der Missionar auf die Schwelle. Erstaunt fragend blickte er von dem jungen Krieger auf die Tochter, doch ehe diese zu einer Vorstellung kam, eilte Reginald auf den alten Herrn zu und rief: „Reverend Mr. Wilson, ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen und mich Euer Reverend als ganz ergebensten Neffen Reginald Wilson, direkt aus Harbourgh Castle hergesegelt, vorzustellen."

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

Christa entzog ihre Hand langsam der des jungen Mannes. „Fragen Sie nicht so, Herr Grüneisen," erwiderte sie. „Sie wissen, wie sehr ich Sie achte, wissen auch, wie dankbar ich Ihnen für Ihre Freundschaft bin. Daß Sie mir Ihre Hand antragen würden, habe ich niemals erwarten können. Man erzählte sich hier im Geschäft, daß Sie für Ihre Cousine — für Fräulein Heller Interesse hätten, und noch vor einigen Wochen, als Fräulein Heller einmal im Sortiment war, hörte ich, daß einer der Verkäufer dem anderen zuflüsterte: ‚das ist die Braut unseres Chefs' . . . Wie konnte ich ahnen — Gott im Himmel, wie konnte ich ahnen, daß das alles thörichtes Gerede sei und daß Sie mich armes Mädchen einer so reichen Partie vorziehen würden!"

„Ich bin selber vermögend genug, um mein künftiges Glück nicht von der Mitgift meiner Frau abhängig machen zu brauchen," entgegnete Grüneisen. „Doch ein Funken von Wahrheit steckt doch in dem Klatsch der Leute. Ich habe mich in der That einmal für meine Cousine Lizzie Heller interessiert. Ihr frisches und munteres Wesen gefiel mir, aber, liebes Fräulein Christa — ich bin eine zu ruhige und nüchterne Natur, mich blenden zu lassen. Lizzie wäre keine Frau für mich. Sie würde mich übrigens, wie ich sie kenne, auch nie zum Manne genommen haben. Und dann kam der Vergleich mit Ihnen. Ich bedarf einer Frau, die mir auch in den Sorgen des geschäftlichen Lebens treu zur Seite steht, die mit mir arbeitet wie ein Kamerad mit dem andern, die nicht in tausend Äußerlichkeiten aufgeht und wie ein schillernder Schmetterling durch das Dasein gaukelt. Ich bedarf eines Weibes, wie **Sie** es sind, Christa, einer Frau mit reifem und verständigem Urteil, mit klugem Kopf und warmem, aber geläutertem Herzen!"

Ein Lächeln flog über das Gesicht des jungen Mädchens, schön und verklärend wie ein Vorglanz neuen Glücks. „Gott gebe, daß Sie sich nicht in mir täuschen mögen," sagte sie einfach, und er fiel raschen Wortes ein:

„O nein, Christa, **ich** täusche mich nicht! Ich habe Sie lange genug heimlich beobachten können. Ich kenne Sie besser, als Sie es vermeinen, und ich hätte vielleicht längst gesprochen, wenn ich nicht zuvor aus Ihrem eigenen Munde hätte hören wollen, daß Sie die alte Liebe, die Ihnen so viel Kummer und Trübsal gebracht, endgültig vergessen haben.

Nun aber, da Sie mir Ihr Herz ausgeschüttet, brauchte auch ich nicht länger zu schweigen. Darf ich hoffen, Christa?"

Sie erhob sich langsam. „Ich kann Ihnen nur dankbar dafür sein, Herr Grüneisen," antwortete sie bewegt, „daß Sie nicht sofort ein Ja oder Nein von mir fordern, sondern mir Überlegung gönnen. Ich werde mich sorgsam prüfen — des seien Sie gewiß. Lassen Sie es vorderhand beim alten. Bin ich mir klar über mich, dann komme ich selbst. Bis dahin in Freundschaft wie bisher!" Sie reichten sich die Hände mit starkem Druck. Dann schieden sie. —

Der Rittmeister von Eisenschmidt war inzwischen zu Fuß nach seiner Wohnung gegangen. Er war in bester Laune und fröhlichster Bräutigamsstimmung. Der Pallasch klirrte auf dem Trottoir hinter ihm her, seine heiteren Gedanken mit lustigem Klingklang begleitend.

Vor seinem Hause blieb Eisenschmidt einen Augenblick stehen. Er wunderte sich, die Fenster seiner Wohnstube erleuchtet zu sehen. Der Bursche, der ihn bereits auf der Treppe gehört haben mochte, öffnete ihm und nahm ihm den Paletot ab.

„Niemand hier gewesen?" fragte Eisenschmidt.

„Herr Lieutenant Graf Dornach warten auf den Herrn Rittmeister," entgegnete der Bursche.

„Ah — Heinz! Heinzerling!" rief Eisenschmidt laut.

„Servus, Eric!" tönte die Stimme Heinzens aus dem Zimmer zurück. „Sei nicht böse, daß ich mir's bei Dir bequem gemacht habe — aber ich mußte Dich dringend sprechen."

Eisenschmidt trat in das Gemach. Heinz lag rauchend im Schaukelstuhl und blätterte in dem neuesten Militär-Wochenblatt, sprang aber sofort auf, als er den Schwager sah und begrüßte ihn herzlich.

„In wichtiger Sache, Eric," wiederholte er, — „ich habe schon seit einer Stunde auf Dich gewartet, wäre aber schließlich auch die halbe Nacht geblieben."

„Alle Wetter," lachte Eisenschmidt, „da kann es sich nur um Deine Liebe handeln! Ja — ist's so?"

„Auch," nickte Heinz. „Aber nicht allein. Erinnerst Du Dich, daß Du mich neulich nach dem Grafen Andor fragtest?"

„Gewiß. Ich hätte gern Näheres über ihn erfahren, war in den letzten Tagen auch persönlich zweimal bei ihm, traf ihn aber nicht —"

„Oder aber, Du wurdest nicht vorgelassen," fiel Heinz ein. „Darf ich wissen, ob Du mit dem Manne irgendwie einmal in Zwist geraten bist?"

„Gott bewahre," entgegnete Eisenschmidt, der inzwischen seinen Hausrock angezogen und es sich in der Sofaecke bequem gemacht hatte. „Ich kenne den Menschen ja gar nicht! Ich wollte nur im Interesse anderer mit ihm verhandeln, im Interesse — aber das ist eine Sache für sich! Der Kerl ist ein Gauner — nicht wahr?"

„Ja — meines Erachtens sogar ein Hochstapler von ganz raffinierter Qualität. Also bitte, höre! Ich sprach Dir schon bei unserm letzten Zusammensein von der spiritistischen Soiree, die neulich wieder einmal im Hellerschen Hause stattfand. Ich war zwar nicht dazu geladen, fand mich aber trotzdem bemüßigt, mit energischer Hand in die Geschichte einzugreifen, weil — na — ich habe den Mitbeteiligten versprechen müssen, über den Riesenhumbug kein Wort weiter zu verlieren, um sie nicht unnötig zu blamieren, kann Dir also nur sagen, daß dieser sogenannte Graf Andor sich bei Gelegenheit jener spiritistischen Sitzung als ein großer Schwindler vor dem Herrn entpuppt hat. Wir haben ihm die Thüre gewiesen. Am nächsten Tage ging ich auf das Sekretariat des Union-Klubs, um nähere Erkundigungen über den Grafen einzuziehen. Man war dort ziemlich genau über ihn informiert. Er gilt als Abenteurer und ist eine auf allen Rennplätzen heimische Persönlichkeit, ein sogenannter Strichvogel des Turfs. Seine Pferde und Jockeys wechseln häufig; man traut ihm nie oder vielmehr, man traut ihm das Schlechteste zu, aber er ist ein geriebener Bursche, der sich nicht leicht fangen läßt. Nur einmal, ich glaube bei einem der letzten Rennen in Baden-Baden, ist sein Jockey Pearson verwarnt worden, weil man Ursache hatte anzunehmen, daß der Kerl seinen Gaul absichtlich verhalten habe, um den Gegen-Favorit durchs Ziel kommen zu lassen, auf den sein Herr große Summen gewettet hatte. Jedenfalls — wartet man im Union-Klub nur auf den Augenblick, wo man Andor aus den Listen streichen kann. Das nebenbei — die Hauptsache kommt noch. Gieb mir erst mal 'ne Cigarre, Eric — ich muß mir die Erregung vom Leibe dampfen!"

Eisenschmidt holte das Gewünschte; Heinz nahm ein paar starke Züge, sagte ein Wort zum Lobe der Cigarre und nahm dann das vorherige Thema wieder auf.

„Nun denke Dir folgendes: Heute nachmittag war Burchhardt bei mir, Louis Burchhardt, der Halunke — Du kennst ihn ja! Er ist in Todesängsten, da die Staatsanwaltschaft plötzlich seine Bücher mit Beschlag belegt hat und er einen Prozeß wegen Wuchers befürchtet. Das wäre ja nun allerdings auch für einen Teil von uns eine niederträchtige Geschichte, und ich taxiere, daß es in diesem Falle Versetzungen und Verabschiedungen hageln würde. Ich bin mit Burchhardt der Ansicht, daß das vermieden werden muß. Vor allen Dingen ist Burchhardt in Sorge, daß Du belastend gegen ihn auftreten würdest. Du haßtest ihn, sagte er mir, weil er einmal ungezogen gegen Dich gewesen wäre, was ihm nachträglich sehr leid thäte —"

„Das ist allerdings das einzige, was für ihn spricht," warf Eisenschmidt ein. „Weiter!"

„Um Dich nun durch mich versöhnlicher stimmen zu lassen," fuhr Heinz fort, „schickt er Dir eine Warnung —"

„Eine Warnung?"

„Ja, Eric. Es scheint, daß er auch zu den Spießgesellen des Grafen Andor gehört. Jedenfalls zählt er zu seinen Intimeren. Andor muß ein geheimer Feind von Dir oder Deinem Vater sein — vielleicht will er sich dadurch, daß er Euch ins Gerede bringt, auch an mir rächen, denn ich habe ihm neulich abend recht herbe Wahrheiten in das Gesicht gesagt.

Er hat Burchhardt gegenüber auf das fürchterlichste über Euch geschimpft und ihm unter anderem ein Telegramm eines Freundes aus San Francisco gezeigt, laut dessen das Bergwerk Deines Vaters infolge von Wassereinbrüchen vollständig demoliert und entwertet sei — Dein Vater selbst sei mit Hinterlassung großer Schulden nach Europa hinübergeflüchtet und habe viele Hunderte arbeitslos gewordener Heuer und Mineure zurückgelassen — ja, was weiß ich, was der Mensch nicht noch sonst alles erzählt hat! Nach Aussage Burchhardts muß er Deinen Vater von früher her kennen und ihn glühend hassen, denn nur ein rasender Haß könne die Wut, mit der er über Euch hergefallen, erklären. Burchhardt meint, Andor sei zwar eine Canaille, aber immerhin eine solche, die man fürchten müsse — Ihr solltet Euch vor ihm hüten . . ."

Eisenschmidt lehnte sich behaglich im Sofa zurück. „Ich habe Wunder gedacht, was Du mir nach Deiner geheimnisvollen Einleitung für Mordgeschichten mitteilen würdest," sagte er. „Ich glaube, mein guter Junge, Du hast Dich von Herrn Burchhardt gründlich düpieren lassen! Der Mann sitzt in tausend Ängsten, weil die Polizei ihm endlich einmal auf die Bude gerückt ist, und möchte Dich und durch Dich auch mich und die übrigen Kameraden für sich gewinnen, damit wir für den Fall eines Prozesses nichts Gravierendes gegen ihn aussagen. Zu diesem Zwecke spielt er den ehrlichen Warner. Ich habe den Namen Eures Grafen Andor in meinem Leben neulich zum ersten Male nennen hören — nicht einmal auf den Rennbahnen ist er mir bisher begegnet —"

„Er führt Pseudonyme," fiel Heinz ein; „letztjährig hat er sich, glaube ich, Captain Jim genannt; auch seine Jockeys sollen häufig unter angenommenen Namen umherreisen."

„Meinetwegen — das ist Sache des Klubs, der sich das Gesindel abschütteln mag! Es krebsen genug dunkle Existenzen auf den Rennbahnen umher. Ob mein Vater mit dem Grafen Andor bekannt ist, weiß ich nicht. Ich will ihn morgen fragen. Unmöglich ist es ja nicht, daß die beiden einmal aneinander geraten sind; die Welt ist nicht groß — vielleicht ist ihm Andor drüben in Amerika in die Quere gekommen, und mein guter Vater, der ziemlich heißblütiger Natur ist, hat ihn bei Gelegenheit einmal beim Schopfe genommen — — wie gesagt, das ist schon möglich! Jedenfalls ist der Klatsch von der Demolierung des Bergwerks eine böswillige Erfindung. Im Gegenteil — die Verhältnisse liegen günstiger denn je — Beweis: Papa ist selten besser bei Kasse gewesen als jetzt. Laß Dich nicht einschüchtern, Heinz!"

„Ah — bewahre — von einschüchtern kann keine Rede sein, Eric," versetzte der junge Offizier. „Ich muß Dir aber doch widersprechen — ich glaube, daß Burchhardt es in diesem Falle ehrlich und ernsthaft gemeint hat. Er war in größter Erregung und hat mich himmelhoch gebeten, sofort zu Dir zu eilen. Daß Dir wie Deinem Vater das Geschwätz eines außerhalb der Gesellschaft stehenden internationalen Schwindlers gleichgültig sein kann, gebe ich ohne weiteres zu. Immerhin ist es aber besser, auf der Hut zu sein, als sich hinterrücks überrumpeln zu lassen."

Der Rittmeister nickte. „Das ist freilich eine immer zutreffende Weisheit," erwiderte er. „Ich sagte Dir schon, daß ich im Interesse anderer so wie so mit dem mysteriösen Grafen Andor ein Hühnchen zu rupfen habe. Dabei werde ich denn auch Gelegenheit finden, in irgend einer Weise auf Deine Mitteilungen zurückzukommen, für die ich Dir übrigens herzlichen Dank sage. Und nun zu Deinen Angelegenheiten! Hast Du mit Deinem Vater gesprochen?"

„Ja — — man hatte ihm bereits von anderer Seite hinterbracht, daß ich mit Lizzie heimlich verlobt sei. Er faßte meine Eröffnung daher denn auch ziemlich ruhig auf. Seine erste Gegenfrage betraf den Bruder Hellers. Ich hielt mit der Wahrheit nicht hinterm Berge — sie wäre ja doch an das Licht gekommen — und bestätigte seine Vermutung, daß der Bandit aus dem Hyde-Park und Jonas Heller ein und dieselbe Person sei. Aber Jonas Heller ist tot — er ist vor wenigen Tagen im Hause seines Bruders gestorben, und ich selber habe vor seiner Leiche gestanden. Ich selber habe — — — ah, lieber Eric, es wird ja einmal eine Zeit kommen, wo ich Dir genauer schildern kann und darf, was ich in dieser letztverflossenen Woche alles an Überraschendem und Wunderlichem durchgemacht habe! Vorderhand ist mir die Zunge noch gebunden. Die Vorsehung hat wieder einmal recht seltsam in mein Leben eingegriffen — man sollte wahrhaftig an eine höhere Hand glauben, die unsere Geschicke lenkt! . . . Also ich wiederhole: Jonas Heller ist tot und mit seinem Ableben ist meines Erachtens der letzte Hinderungsgrund verschwunden, der Papa hätte veranlassen können, sich gegen meine Heirat mit Lizzie zu erklären. Das sagte ich ihm auch. Ich habe freilich trotzdem nicht erwartet, daß er ohne weiteres einverstanden sein würde, konnte aber auch die unsinnige Forderung nicht erwarten, die er mir stellte. Weißt Du, was er verlangt hat?"

„Nun?"

„Ich solle ein Jahr warten. Wir seien ja beide noch jung, die Lizzie wie ich! Nach Beendigung des Prüfungsjahres werde er nicht mehr zögern, uns seinen Segen zu geben. Was sagst Du dazu?"

Eisenschmidt zuckte mit den Achseln. „Liebes Kind," erwiderte er, „ich muß Dir gestehen, daß ich von Deinem Vater eine minder glatte Antwort erwartet habe. Wenn ich Dir einen guten Rat geben darf, so reize ihn nicht durch unnötige Opposition, sondern sage einfach: eh bien — einverstanden! . . . Das weitere wird sich schon finden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich das Probejahr zu einem Probevierteljahr abkürzt. Wir werden durch Hinterlist und Tücke veranlassen, daß der Papa Deine Lizzie kennen lernt; ich werde Agnete bearbeiten, und auch Egon wird leicht auf unsere Seite zu bekommen sein, wenn er erst sieht, daß alles Drohen mit dem Stammbaum und die Beschwörung sämtlicher Ahnen bis in die Kreuzzüge hinein Dich nicht wankelmütig machen kann. Mit dem alten Heller bist Du doch einig?"

„Vollkommen. Das heißt: er ist im Grunde genommen gerade so wenig mit der Partie einverstanden wie der Papa, aber der plötzliche Tod seines Bruders und die mit diesem Trauerfall in Verbindung stehenden tragischen Vorkommnisse haben den alten Herrn derartig deprimiert, daß er alle Energie des Widerstandes verloren hat . . . Was willst Du? In der Campagne sind alle Mittel erlaubt — warum soll man in dem Feldzuge zweier Liebenden gegen störrische Väter nicht auch die Schwächen der Gegner ausnützen? — Er hat also Ja gesagt, und das genügt uns. Er wird im Laufe der Zeit dies Ja auch mit dem Herzen bekräftigen.“

„Das bezweifle ich nicht. Sei froh, daß Du soweit bist, mein Junge. Ich hoffe nun nur noch auf eines: daß Deine Lizzie vernünftig genug sein wird, Dich ganz gehörig unter den Pantoffel zu nehmen.“

Heinz lachte. „Du bist ein schadenfroher Geselle, Eric,“ sagte er, aufstehend und den Rest seiner Cigarre in den Aschbecher werfend. „Aber beruhige Dich: ich glaube und fürchte, Deine Hoffnung wird in Erfüllung gehen. Ich glaube und fürchte, die Lizzie ist ein höllisch energisches Frauenzimmerchen. Ich glaube und fürchte, der Pantoffel wird ein Kanonenstiefel werden, trotzdem sie die süßesten, kleinen Füße hat, die sich bei einem Erdgeschöpfe überhaupt denken lassen.“

„Es schadet Dir nichts, wenn Du Dich beugst, stolzer Sigambrer — es wird Dir im Gegenteil nur gut sein. Die Freiheit des Junggesellenlebens hast Du ja zur Genüge ausgekostet; ob Du Dir die Hörner schon völlig abgestoßen hast, scheint mir aber freilich zweifelhaft.“

Heinz nickte eifrig mit dem Kopfe. „Ich hab's,“ bekräftigte er, „ich hab's! Ich kann Dir sagen, ich bin wie neugeboren. Ich bin wie umgekrempelt, um einen profanen Ausdruck zu gebrauchen. Das Bummeln ekelt mich an — Raczyn behauptet, ich sei ein vollendete Mehlsuppe geworden. Das ist natürlich Blödsinn. Aber — — na, Eric, Du sollst Lizzie erst einmal kennen lernen! Die hat es 'raus, einen reißenden Wolf in ein harmloses Schaf zu verwandeln — womit ich aber nicht sagen will, daß ich selber zum Schafe geworden bin . . . Gute Nacht, Eric! Überlege Dir die Geschichte mit dem Grafen Andor und tritt ihm gehörig auf die Hühneraugen. Er verdient's . . .“

Eisenschmidt rief nach dem Burschen, der Heinz in den Paletot helfen und ihm die Treppe hinableuchten sollte.

Der Rittmeister war müde und legte sich bald zu Bett. Aber er fand den Schlummer erst spät. Allein mit sich und seinen Gedanken, begann er über die Mitteilungen Heinzens in Bezug auf Andor erst jetzt nachzugrübeln. Das regte ihn auf und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er sah in das Glück, das er gefunden hatte, einen Schatten hineinwachsen.

XVIII.

Es war am nächsten Morgen.

Eric Eisenschmidt hatte erst in späterer Tagesstunde Dienst und wollte den Vormittag benutzen, um seinen Vater zu besuchen und dann eine Plauderstunde bei seiner Braut zu verbringen. In dem Augenblicke, da er in sein Coupé steigen wollte, rollte eine Droschke vor sein Haus, aus der Prinz Raczyn mit klirrenden Sporen sprang.

„He — Prinz!“ rief Eisenschmidt ihm zu, als er sah, daß der junge Offizier, ihn nicht beachtend, eiligst in das Haus stürmen wollte, „wollen Sie zu mir?! Was ist denn los? Sie sehen ja aus, als ob Sie das große Los gewonnen hätten!“

„Das leider nicht, Herr Rittmeister,“ entgegnete Raczyn, salutierend nähertretend. „Aber eine freudige Nachricht bringe ich doch — Pardon, das ist Insubordination — also, ich komme mit einer Meldung, die den Herrn Rittmeister sicher interessieren dürfte. Brühsiebendheiß — aus erster Quelle!“

„Schießen Sie los — oder wünschen Sie, daß wir in meine Wohnung gehen?“

„Ist nicht nötig, Herr Rittmeister, der Rapport ist kurz. Vorgestern ist es zwischen dem Obersten von Urach und dem Major Grafen Vellmerstedt zu einer außerordentlich ernsthaften Aussprache gekommen, die bei einem Haar mit einem Duell geendet hätte. Der Oberst hat — weiß der Deixel, wie es zugegangen ist — in Erfahrung gebracht, daß Graf Vellmerstedt sich seine berühmte Regimentsgeschichte von irgend einem armen Kerl hat fabrizieren lassen, dem er nachher das ausbedungene Honorar nicht bezahlt hat. Die Sache ist noch am selben Tage zu Ohren des Kriegsministers gekommen — der Minister ist ein Vetter des Obersten — und gestern ist infolgedessen dem Major gesteckt worden, er möchte die Güte haben, den Druck seiner Regimentsgeschichte zu inhibieren und sich um seine Versetzung in die Provinz zu bemühen. Der Major soll Gift und Galle speien; er will überhaupt nicht weiterdienen, sondern den Abschied einreichen und sich auf sein Majorat in Westfalen zurückziehen. Das ist's, was ich dem Herrn Rittmeister erzählen wollte. Ich dachte mir, es würde dem Herrn Rittmeister Spaß machen — Pardon, das Interesse des Herrn Rittmeisters erregen . . .“

Eisenschmidt lehnte den Arm auf das geöffnete Fenster des Coupés. „Ich danke Ihnen für die in der That sehr interessante Neuigkeit, liebe Durchlaucht,“ entgegnete er. „Zum Teil ist mir der fragliche Vorgang übrigens schon gestern von anderer Seite erzählt worden . . .“ Er lächelte. „Da werden wir ja wohl Gelegenheit finden, den scheidenden Etatsmäßigen noch durch ein splendides Liebesmahl feiern zu können.“

Raczyn schnitt eine leicht verständliche Grimasse. „Wenn mir der Herr Rittmeister die Bemerkung verstatten wollen: ich glaube, daß der größte Teil der Kameraden krank werden würde, wenn es in der

That zu einem Liebesmahl zu Ehren des Grafen Bellmerstedt kommen sollte."

„Das glaube ich allerdings auch," erwiderte Eisenschmidt heiter, „und unter uns, Raczyn: ich für mein Teil würde mich ganz bestimmt krank melden . . . Wie geht es sonst?"

„Danke, Herr Rittmeister, es macht sich. Ich werde mich heute verloben."

„Donnerwetter — Sie?! Und das sagen Sie in einem so gleichgültigen Tone, als handelte es sich um das wurschtigste Ereignis der Welt! Darf ich fragen, wen Sie mit Ihrer Hand beglücken wollen?"

„Meine Cousine, die Prinzeß Napoleone Wallbott, Herr Rittmeister."

Der junge Bräutigam machte ein unsäglich trauriges Gesicht bei dieser Mitteilung. Eisenschmidt begriff das. Die Prinzeß war zwölf Jahre älter als Raczyn und mordsmäßig häßlich. Es war eine unbegreifliche Verlobung. Eisenschmidt gratulierte auch nicht — das brachte er nicht über das Herz. Er drückte nur stumm die Hand des jungen Mannes.

„Es ging nicht anders, Herr Rittmeister," fuhr der Prinz fort, gleichsam in dem Bestreben, sich zu entschuldigen. „Die Wallbotts ruhen auf den zwei Augen Napoleones — ihre Augen sind übrigens das Hübscheste — und der ganze riesige Familienbesitz würde flöten gehen, wenn sie nicht ebenbürtig heiratet. Es wollte aber keiner heran — und da meinte Papa denn, ich sollte vernünftig sein. Warum soll ich denn nicht auch einmal vernünftig sein?! Ich quittiere den Dienst und werde Krautjunker. Zum Soldaten habe ich ja doch nie so recht gepaßt. Die Wallbottschen Güter haben eine wundervoll geschonte Jagd, und da werde ich wohl meine Thätigkeit finden. Aber ich will den Herrn Rittmeister nicht weiter aufhalten!" Er legte die Hand an die Mütze.

„Gott befohlen, Raczyn," sagte Eisenschmidt, die Rechte des Prinzen nehmend, „und alles Gute!"

Er stieg ein und winkte dem Abgehenden noch einmal aus dem Fenster zu. Die schönen, melancholischen Augen des Prinzen fixierten ihn auf eigentümliche Weise — dann nahm Raczyn den Pallasch unter den Arm und schlenderte langsam, mit tief geneigtem Kopfe wie ein Träumender, die Straße hinab.

Eisenschmidt lehnte sich in die Wagenecke. Der arme Kerl dauerte ihn. Es hätte Besseres aus ihm werden können, wenn eine energische Hand seine Erziehung geleitet hätte. Auch an der Seite einer Frau, die ihn zu nehmen verstand, würde das Gute in ihm erweckt worden sein — ja, auch an der Seite Agnetes . . . Ein heller Glanz flog über das Gesicht des Rittmeisters. Das Recht des Stärkeren hat auch in der Liebe seine Gültigkeit — und er war der Siegfried gewesen, der die Brünnhilde erbeutet hatte! — Im Grunde genommen konnte er Raczyn noch dankbar sein, denn erst jene unangenehme Episode im Dornachschlosse während des vorjährigen Manövers, der Moment, in dem die lockere Hand Agnetes die Zudringlichkeit des Prinzen in drastischer Weise abwehrte, hatte ihn über die eigenen Gefühle der Comtesse gegenüber völlig klar werden lassen. Erst da war er zum Bewußtsein gekommen, wie lieb er das kluge und schöne Mädchen hatte — Raczyn hatte ihm das Herz geweckt . . . Armes Prinzlein! Es ist ein bitteres Empfinden, zusehen zu müssen, wie ein anderer die Braut heimführt — und ach, der Ersatz, den das Schicksal dem Bedauernswerten für die Verlorene gönnte, war doch ein gar zu erbärmlicher! Prinzessin Wallbott — brrr! Eisenschmidt erinnerte sich, sie noch bei dem letzten Neujahrsdiner im Schlosse begrüßt zu haben — er sah sie im Geiste vor sich: lang und dürr, mit großer, rötlich gefärbter Hakennase und knochigen Schultern, mit den ungemein lebhaften, klugen, aber boshaften Augen gierig nach den Männern spähend, mit krummem Rücken und vorgeschobenem Kinn — sie war berühmt durch ihre phänomenale Häßlichkeit. Raczyn that klug daran, sich mit ihr auf ihren weitläufigen Besitzungen vergraben zu wollen — — armer Kerl, armes Prinzlein! Es war wirklich schade um ihn . . .

Der Wagen hielt vor dem Hotel. Eisenschmidt fragte den Portier nach seinem Vater — der Herr Baron seien auf seinen Zimmern, wurde ihm geantwortet.

Eric nickte, stieg die Treppe hinauf und klopfte an der Thür des Alten an. Eine fröhlich klingende Stimme rief das Herein. Der Baron war soeben im Begriffe, sich umzukleiden. Er stand in Hemdsärmeln vor dem Trumeau und scheitelte sich das volle weiße Haar.

„Ah — Du bist's, mein Junge," rief er dem Rittmeister entgegen, „verzeihe, daß ich Dich in so despektierlichem Aufzuge empfange, aber ich habe keinen Kammerdiener zur Hand! Du weißt, daß ich immer ohne Diener reise. Ich kann die Beaufsichtigung nicht leiden und helfe mir lieber selbst. Es geht auch noch — es geht noch immer . . . Nimm Platz, Liebling — frühstückst Du etwas? Nein — nicht einen Schluck Sherry? Nichts — na, dann glimm Dir wenigstens einen Tabak an — es ist ein rauchbares Kraut — Cigarren sind mein einziger Luxus . . ."

Der Baron schlüpfte in Weste und Rock. Eric hatte ihn lange nicht so heiter gesehen. Der alte Herr erschien ihm heute wie um zehn Jahre verjüngt. Das frische, rosig angehauchte Gesicht glänzte förmlich — jede Bewegung war elastisch und jugendlich. Auch sein Anzug hatte einen koketten Anstrich: das kurze dunkle Jackett und die in Modefalten auf die, einen sehr kleinen Fuß zeigenden, zierlichen Stiefel fallenden Beinkleider, die Krawatte à la Lavallière — das ganze Äußere zeigte das Bestreben, die beginnende Greisenhaftigkeit so gut es anging und so weit als möglich zurückzudatieren. Es ließ sich auch gar nicht leugnen, daß das dem Baron gelungen war; er hatte sich beneidenswert gut gehalten — und gerade in dieser Morgenstunde mußte sich Eric zugestehen, daß sein Vater in jeder Weise den alten, weltmännischen und aristokratischen, tadellos vornehmen Eindruck machte, der ihm dann und wann bereits, eine Folge seines ruhelosen Daseins hüben und drüben, verloren gegangen zu sein schien.

Der alte Herr klopfte Eric mit gutmütigem Schmunzeln auf die Schultern. „Der gestrige Tag hat mich eine ganze Menge schnöden Mammons gekostet, my boy,“ sagte er. „Aber es war trotzdem ein Freudentag für mich. Ich habe Deine Kaution auf der Reichsbank hinterlegt und für Deine zukünftige Gattin die von dem alten Dornach gewünschte Summe in unkündbaren Papieren festlegen lassen. Nun gieb mir einen Kuß und sage danke schön und dann ist die Geschichte erledigt . . .“

Eric fiel seinem Vater um den Hals. „Mein guter, lieber Alter,“ entgegnete er gerührt, „wenn ich Dir nur mein dankbares Herz auch einmal so präsentieren könnte, daß Du etwas davon hättest! Aber ich muß es ja bei Worten bewenden lassen — — Du kehrst in die Neue Welt zurück und giebst uns gar nicht einmal Gelegenheit zu praktischer Revanche! Und ich habe mir das so hübsch gedacht. Sieh einmal: bis jetzt hast Du nur mich gehabt, und auch das doch nur ziemlich spärlich, alle paar Jahre einmal auf wenige Wochen — — nun bekommst Du aber eine Tochter dazu, und wer weiß, wenn der Himmel und der Klapperstorch uns wohlwollen, in absehbarer Frist auch noch ein Enkelchen — ja, reizt Dich denn das alles nicht, stop zu sagen und Dir endlich die Ruhe zu gönnen, der Du trotz Deiner körperlichen Frische doch auch bedarfst?“

Der Baron drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke neben der Thür. „‚Trotz‘ Deiner körperlichen Frische,“ wiederholte er, „es ist schon recht, daß Du das betonst — schon recht! Denn in Wahrheit: ich sehne mich manchmal sehr nach Frieden und Ruhe. Ich bin des Umherstreifens und der tausenderlei nervösen Aufregungen, die mein Leben doch nun einmal mit sich bringt, von ganzem Herzen satt. Ah bah — so satt!“ Er zeigte auf seine Kehle. „Aber es ist leider noch nicht Abend für mich geworden, mein guter Junge — ich erzählte Dir schon, daß ich da drüben allerhand Neuerungen vorhabe, die durchgeführt werden müssen — aber in zwei, drei Jahren, da denk' ich, werde ich soweit sein, daß ich abschließen kann, und wenn Ihr mich auch dann noch aufnehmen wollt, komme ich freudigeren Herzens als heute. Ich träume ja jetzt schon manchmal von der Zukunft und von meinen letzten Tagen in Eurer Mitte — von einem Familienidyll, das mir nie beschieden worden ist, von einem Ausruhen im allerkleinsten Kreise, bei Dir, Deinem Weibe und, so Gott will, auch Deinen Kindern — — aber es muß vorderhand noch beim Traume bleiben, denn die Wirklichkeit treibt mich alten Zigeuner wieder ins Leben hinaus. Es hat auch sein Gutes, denn es mangelt mir heute noch an Seßhaftigkeit und Stabilität — — wer zum Nomaden geboren ist wie ich, der findet sich nicht allzuleicht in geregelte Verhältnisse hinein . . .“

Er wandte sich an den eingetretenen Kellner. „Bringen Sie mir ein bissel Kaviar und einen Tropfen Sherry,“ befahl er. „Du entschuldigst, Eric, aber ich bin noch nüchtern wie eine Kirchenmaus. Hast Du was Neues, oder galt Dein Besuch diesmal nur dem Vater?“

„Er galt allerdings in erster Linie dem Vater,“ erwiderte der Rittmeister, „für den ich nun einmal außerordentlich viel übrig habe und den ich leider viel zu selten zu Gesicht bekomme. Aber ich bringe auch allerhand Ernsthaftes mit. Ist Dir von Amerika her ein Individuum Namens Jonas Heller bekannt — — ich wollte schon längst danach fragen —?“

Der Baron schüttelte, sein Glas füllend, den Kopf. „Heller?“ wiederholte er, „nein — ich entsinne mich nicht. Das ist ein deutscher Name, und Du darfst nicht vergessen, lieber Eric, daß sich die zahlreichen Deutschen, mit denen ich drüben bekannt geworden bin, vor allem aber die in meinen Bergwerken Beschäftigten, häufig fremde, meist englische Namen beizulegen pflegten. Es war und es ist noch heute sehr viel Kruppzeug darunter — pfui Teufel noch eins! — Das läßt sich unter den transatlantischen Verhältnissen eben nicht ändern. Gerade Arbeiter sind drüben nicht immer leicht zu bekommen — man nimmt, was man findet, und fragt nicht erst nach Signalement und Vorleben . . . Also was ist's mit Deinem Herrn Heller?“

Der Alte goß den schweren Wein in die Kehle, als ob er Wasser tränke, und schaute fragend zu seinem Sohn hinüber.

„Das läßt sich nicht so schnell erzählen, Papa,“ erwiderte Eric. „Mein Schwager Heinz Dornach liebt ein Mägdelein, das den Namen Heller führt, und möchte die Kleine, die eine ganze Anzahl äußerer Vorzüge mit der Annehmlichkeit großen Reichtums vereinigt, gern heiraten. Nun ist aber der alte Graf, mein Schwiegervater, vor zwanzig Jahren oder darüber einmal in London von einem Rowdy überfallen worden, der sich als der verwahrloste Bruder des Vaters jenes selben niedlichen Mädchens herausgestellt hat, in das Heinz bis über beide Ohren verschossen ist. Ein unangenehmer Zufall, dessen fatale Tragweite aber dadurch etwas gemildert wird, daß der besagte Rowdy vor kurzem das Zeitliche gesegnet hat. Nun kommt indessen die Hauptsache. Als corpus delicti spielte bei dem fraglichen Überfall eine Spitzhacke die Hauptrolle, die das Zeichen ‚Walkers Camp‘ trug — den Namen der ersten Quecksilbermine, die Du in Kalifornien erworben hast — denselben Namen, den Du späterhin dem ganzen Bergwerksdistrikt südlich des Red River gabst —“

„A—ah,“ sagte der alte Herr einfallend und mit gedehnter Stimme, „das ist mir in der That sehr interessant — ganz ungemein interessant. Warum hast Du mir nicht schon früher davon gesprochen?“

„Es war mir entfallen, Papa — ich hielt es im Grunde genommen auch für ziemlich unwichtig. Es war mir ja nicht fremd, daß sich unter Deinen Leuten immer — die Verhältnisse bedingen das eben — eine Anzahl Gesindel herumgetrieben hat, das flüchtigen Unterschlupf suchte und einfach Fersengeld gab, sobald es Deine Fuchtel zu spüren begann. Wahrscheinlich ist auch jener Jonas Heller einmal bei Dir beschäftigt gewesen — — es ist eine gleichgültige Sache, die nichts weiter auf sich hat und

nur durch die Verquickung der Umstände an Interesse gewinnt . . .“

Der Baron hatte sein Glas wieder zur Hand genommen und schaute nachdenklich in die goldgelbe Flüssigkeit hinein. „Heller — Heller — Heller,“ sagte er, „by Jove, ich glaube mich zu erinnern — — das war der deutsche Name des alten Durnford, den ich erst vor kurzem“ — — Er stellte das Glas hastig auf den Tisch zurück. „Und Du sagst, er sei tot — jener Jonas Heller tot?“ fragte er raschen Tons.

„Ja, Papa. Er ist vor einigen Tagen im Hause seines Bruders gestorben, der übrigens im Gegensatz zu ihm eine höchst achtungswerte Persönlichkeit ist.“

Der Alte fuhr erregt mit der Hand durch sein weißes Haar. „Tot — das ist gut für ihn,“ gab er kopfnickend zurück, „und nicht nur allein für ihn! Armer alter Kerl — — ich habe mit ihm zusammen die erste Schaufel Erde auf Walkers Camp gegraben und mit ihm unter dem gleichen Zeltdach geschlafen. Es waren harte Zeiten. Wir teilten Brot und Schnaps miteinander und prügelten uns mit den chinesischen Schuften, die uns unsern mühseligen Erwerb streitig machen wollten. Dann bestahl er mich und floh in die Weite, kam nach Jahren einmal wieder, zum Gaudieb und Bettler geworden, so daß ich ihn von neuem davonjagen mußte — aber ich habe ihm längst verziehen. Gemeinsame Tage des Elends vergißt man nicht leicht. Hier in Berlin traf ich ihn wieder – ganz zufällig — Du warst ja selber dabei, Eric, Du und Dein Schwager Egon — damals, in der kleinen Weinstube, an jenem Abend, an dem ich auch Dich wiedersah — — besinnst Du Dich nicht?!“

Baron Eisenschmidt hatte sehr lebhaft gesprochen; er trank dazu schnell und viel — fast die halbe Flasche Sherry war bereits geleert.

„Gewiß — ich entsinne mich,“ entgegnete Eric; „also dieser Alte war der gefürchtete Jonas Heller? Gott hab' ihn selig — ich wünsche ihm das Beste über das Grab hinaus, bin aber doch recht froh, daß Du ihn uns damals unter seinem anglikanischen nom de guerre vorgestellt hast. Wetter noch eins, Deine transatlantischen Bekanntschaften sind nicht sehr erfreulicher Art, Papa!“

„Was willst Du, mein Junge — ich bitte Dich! Ich lebe drüben in einem beständigen Kriege mit Zucht, Anstand und Ehrlichkeit. Ich habe mit Gentlemen und mit dem Auswurf der Menschheit zu thun. Du kannst den Maßstab europäischer Verhältnisse nicht auf uns übertragen. Das ist einfach unmöglich. Nein, das geht nicht — das geht nicht . . .“

Er war doch etwas verlegen geworden. Eric merkte es ihm an und beeilte sich, einzulenken. „Selbstverständlich, Papa,“ erwiderte er, „ich will Dir auch um Gottes willen keine Vorwürfe machen. Was haben wir im übrigen mit dem verstorbenen Jonas Heller zu schaffen — mag er auf seinen Sünden ausruhen!“

„Requiescat in pace,“ fügte der Alte an. „Ich glaube allerdings auch, daß er ziemlich viel auf dem Gewissen hat. Es muß ihm zuletzt spottschlecht ergangen sein, denn er bettelte mich alle Augenblick an. Er wohnte dahinten in irgend einem verrufenen kleinen Hotel und verkehrte in böser Gesellschaft — man sah ihn mit allerhand Gelichter umherstreifen — den armen John . . .“ Etwas wie Mitleid über den ehemaligen Genossen aus den Minen von Walkers Camp klang aus den Worten des alten Herrn hervor.

Eric runzelte die Stirn. Ihm schien dieses Mitleid recht deplaciert zu sein. Einen so großen Halunken, wie Jonas Heller es war, bedauert man nicht. Seltsam, wie sehr das Leben jenseit der Civilisation das gesellschaftliche Feinempfinden des Vaters erschüttert hatte! —

„Zur Sache,“ sagte er verstimmt. „Ich sprach Dir von der Spitzhacke, mit der Jonas Heller seiner Zeit gegen den Grafen Dornach losgegangen war. Ein ähnliches Instrument befindet sich in der Waffensammlung des Dornachschlosses. Ich sah es dort während des vorjährigen Manövers und fragte den Grafen, wo er die Hacke her habe. Nun paß' auf, Vater! Der Graf hatte die Waffe bei seinem Oberförster Schröder entdeckt und sie ihm abgekauft, weil sie dieselben Bezeichnungen ‚Frisko‘, ‚Walkers Camp‘ und auch ähnliche Daten enthielt wie jene andere Spitzhacke, die in seinem Prozeß gegen Jonas Heller eine Rolle gespielt hatte. Verstehst Du?“

„Versteh' schon. Erzähle nur weiter.“

„Die Hacke stammte von einem angeblichen Grafen Andor, der sie vor einer langen Reihe von Jahren bei dem Oberförster Schröder zurückgelassen hatte. Andor hatte zu jener Zeit in dem Hause Schröders mit einer jungen Frau und deren kleinem Töchterchen Obdach gesucht. Die Frau war schwer krank und starb bald nach ihrer Ankunft; Andor aber floh unbegreiflicherweise unter Zurücklassung des Kindes und seiner Koffer. In einem dieser Koffer fand man die erwähnte Spitzhacke. Ist Dir auf Deinen Irrfahrten durch die Welt niemals der Name Andor aufgestoßen?“

Baron Eisenschmidt schaute erregt empor. „Niemals,“ sagte er, „aber ich wiederhole Dir, daß die Vertauschung der Namen in Amerika gang und gäbe ist. Wenn ein Graf Andor jemals bei mir beschäftigt gewesen ist, so hat er sich zweifellos unter einem bürgerlichen Pseudonym eingeführt. Ich selber habe es lange, lange für zweckmäßiger erachtet, mich einfach Mister Tengern und nicht Freiherr von Eisenschmidt-Tengern zu nennen. Name und Stand gilt wenig oder nichts drüben bei uns! Aber was Du da sagst, beschäftigt mich trotzdem. Kennst Du den Grafen Andor persönlich?“

„Nein — ich habe ihn niemals gesehen und würde mir auch schwerlich je Mühe gegeben haben, seine Bekanntschaft zu machen, wenn es nicht im Interesse jenes, inzwischen zu einer Schönheit herangewachsenen Mädchens geschähe, das Andor vor zwei- oder dreiundzwanzig Jahren als hilfloses Kind im Hause des Försters Schröder zurückgelassen hat.“

„Seine eigene Tochter?“ warf der Baron fragend ein. Vielleicht lag es an dem hastig genossenen Wein,

daß sein Gesicht sich dunkler gefärbt hatte und ein fiebriger Glanz in das hübsche blaue Auge des alten Mannes getreten war.

„Aller Vermutung nach ja. Der Erzählung Schröders zufolge fanden sich nach der unerwarteten Flucht Andors keinerlei Papiere vor, die irgendwelchen Aufschluß über ihn, die Frau und das Kind gegeben hätten. Die Identität Andors mit dem Flüchtling von damals hat auch erst dank einem glücklichen Zufall in diesen Tagen festgestellt werden können. Ich habe inzwischen erfahren, daß Andor ein schlecht beleumundetes Individuum ist und wollte infolgedessen jedes Aufsehen vor der Öffentlichkeit vermeiden. Aber Andor ließ mich nicht vor; ich habe mich vergebens bemüht, seiner habhaft zu werden. Es ist zweifellos, daß er nicht mit mir zusammenzutreffen wünscht. Er haßt mich oder Dich oder uns beide aus mir unbekannten Gründen. Wie ich gestern abend hörte, versucht er unter anderem die Behauptung zu verbreiten, Deine Bergwerke bei San Rosario seien vollständig zerstört, und Du habest Dich durch rasche Flucht den dadurch entstandenen pekuniären Unannehmlichkeiten entzogen. Es ist also zweifellos, daß das Subjekt früher einmal einen Konflikt mit Dir gehabt hat . . ."

Eine merkwürdige Veränderung war während der letzten Worte Erics in dem Antlitz seines Vaters vorgegangen. Blässe und Röte wechselten rasch. Ein eigentümlicher, fast olivengrüner Schatten trat auf seine Stirn und seine hellen, scharfblickenden Augen nahmen den Ausdruck glasiger Starrheit an. Die weißen, fleischigen und wohlgeformten Hände, die auf den Lehnen des Sessels ruhten, zitterten merklich. Ein leiser, zischender Laut quoll über seine Lippen.

Eric wurde ängstlich. „Vater — was ist Dir?" rief er und erhob sich.

„Nichts," flüsterte der Alte, „das alte Asthma! Gieb mir ein Glas Wasser . . ."

Eric beeilte sich, dem Vater das Gewünschte zu holen. Langsam leerte der Baron das Glas. Er lächelte wieder, aber es sah aus, als sei dies Lächeln nur eine nervöse Reflexbewegung, ein krampfartiges Zucken der Lippen.

„Hol's der Teufel!" murrte er; „sobald ich mich ärgere, tritt das verdammte Asthma ein! Es ist schon wieder besser — es geht immer rasch vorüber. Mach' nicht so ein unglückliches Gesicht, Eric! Es hat nichts auf sich — Du siehst ja, ich bin schon wieder ganz vergnügt! . . ." Er lachte auf. „Eine Canaille, dieser — dieser Graf Andor! Meine Minen zerstört — solch' Wahnsinn! Solch' Wahnsinn! Aber höre, Eric — Du hast schon recht, der Mann ist gefährlich! Und er muß mich hassen — er muß früher einmal — — eine Heuerhacke aus Walkers Camp ist unter seiner Hinterlassenschaft gefunden worden — nicht wahr, so war's? . . ."

Er sprach abgerissen und zerhackt. Eric beobachtete ihn scharf und mit angstvollem Auge. Sein Herz schlug schneller; ein quälendes Gefühl schnürte ihm die Brust zusammen. „Ja, Vater," entgegnete er, „ich habe sie selbst gesehen. Eine Spitzhacke, wie Deine Heuer sie führen, und dazu ein lederner Tabaksbeutel und eine runde Trinkflasche aus Ahornholz, wenn ich nicht irre — mit eingeritzten, sehr schön ausgeführten Zeichnungen, einen Bacchantenzug darstellend . . ."

Der Alte sprang auf. Mit beiden Händen sich auf die Tischplatte stützend, starrte er seinem Sohn in das Gesicht. „Eine runde Trinkflasche," wiederholte er keuchend, „und ringsum an der Außenfläche eingeritzte Figuren — tanzende Satyrn und Nymphen — und der Stöpsel ein Faunkopf — — Eric, dies Fläschchen gehörte einst Deiner Mutter, und der, der es ihr geschenkt und eigenhändig verfertigt hatte, war ein ungarischer Abenteurer, der sich Kipinsky nannte — derselbe, der mir mein Weib stahl — derselbe — derselbe —" Er fiel zurück in den Sessel und schlug die Hände vor das Gesicht. Die Qual der Erinnerung überwältigte ihn. Alles, alles, was er dereinst um jene unselige Frau erlitten, drängte sich in seinem Gedächtnis zusammen und wurde wieder lebendig in ihm. Er atmete schwer und unter leisem Stöhnen.

Eric war dicht neben den Vater getreten und beugte sich liebevoll zu ihm herab. Das Mitleid brach die jähe Erstarrung über die unvermutete Entdeckung. „Komm' zu Dir, Vater," bat er leise und zärtlich. „Fügen wir uns männlich dem Unvermeidlichen! Ich bin niedergeschmettert wie Du, aber mehr denn je müssen wir gerade jetzt den Machinationen jenes Schurken gegenüber den Kopf oben behalten. Daß Deine Vermutung richtig ist, geht schon daraus hervor, daß der Graf in der That den Namen Andor von Kipinsky — irre ich nicht, auch noch einen zweiten Beinamen trägt. Heinz sprach mir neulich davon. Nun aber, Vater, kein Verschweigen mehr — nun die volle und uneingeschränkte Wahrheit! Ich kann sie verlangen. War die Frau, die Graf Andor im Hause des Oberförsters Schröder auf dem Totenbette zurückgelassen hat, meine Mutter, und ist ihre Tochter, die bisher vor der Welt als die Enkelin Schröders galt, meine Schwester? . . ."

Der Rittmeister hielt seinen Vater mit beiden Armen umfaßt. Der Ton seiner Stimme klang fest und bestimmt, sehr ernst, dabei aber doch weich und zärtlich. Er wollte Gewißheit haben — er mußte sie fordern. Er wollte den gebeugten Alten aber auch nicht unnütz quälen. Er sah, wie er litt. So zog er denn seinen Sessel dicht neben den des Vaters und umschlang die Schultern des Greises.

Langsam ließ Baron Eisenschmidt die Hände sinken und lehnte den Kopf müde in die Arme des Sohnes zurück. „Das Schicksal spielt böse mit mir," sagte er halblaut und in leisem Erschauern, „aber — es ist gerecht. Jede Schuld will Sühne haben. Ich habe — nein — —"

Er brach abermals ab. Das letzte Nein klang hart zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, ein Trostwort wider die zermalmende Wucht des Geschicks. Er griff nach den Händen seines Sohnes. Eric fühlte, daß die Finger des Alten eisig kalt waren und wie erstarrt.

„Du bist mein einziges Kind, Eric", fuhr der Baron fort, „mein und der Hanna, Deiner Mutter, Sohn. Ich habe mir Deine Mutter erkämpfen müssen; ich

war damals nichts als ein ungebärdiger Taugenichts, und Hannas Eltern, brav-fromme Bürgersleute, weigerten mir ihre Hand. Aber unsere Liebe siegte. Wir heirateten uns und zogen miteinander in die Fremde, dem großen Strome nach, der in dem neuentdeckten Goldlande das Glück der Welt aus der Erde schaufeln wollte. Wir hatten uns sehr lieb und wir waren beide jung – und unsere Jugend und unsere Liebe hat uns über alle Entbehrungen und alle Kümmernisse der ersten schweren Zeit hinfortgeholfen. Wie ein Mann stand Hanna mir zur Seite. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie in den Minen von Walkers Camp neben mir arbeitete — in einer leinenen Bluse und weiten Pluderhosen, einen breitkrempigen Strohhut auf dem blonden Kopfe und die Hacke in den zarten und doch so starken Händen . . . Es gab damals viele Frauen in den Golddistrikten Kaliforniens, die ihren Männern gefolgt waren und mit ihnen die Erde aufreißen halfen. Aber keine war wie die meine — keine wie Hanna, die an Mut und Ausdauer und an holder Weiblichkeit alle, alle überragte . . . Ich werde weich, denke ich an jene Tage zurück — — sie waren bei allen Kämpfen ums Brot doch die glückseligste Zeit meines Lebens. Die Abendstunden vor unserm Zelt, wenn sie mir das Mahl bereitete und wir von der Zukunft plaudern konnten — dem roten Sonnenball gegenüber, der langsam hinter den Höhen der Sierra verschwand — die lauen Mondnächte, in denen sie schlummernd an meiner Brust ruhte, mit liebesglücklichem Lächeln, alles vergessend, was der Tag an neuen Enttäuschungen gebracht hatte — die rosige Frühe, die wir mit frischen Hoffnungen begrüßten — — o Eric, man ist nur einmal jung, und nur das junge Herz faßt, daß über allem Zauber die Liebe ist! . . . Es waren selige Tage, und ich wollte, sie wären zu Jahren geworden! . . ."

Das Auge Erics haftete fest an den Lippen des Sprechenden. Es that ihm wohl, mit welch' rührender Liebe der Vater von der Verlorenen sprach. Schon einmal, als er das gleiche Thema berührt und der Vater ihm abgewehrt, hatte er fühlen müssen, daß der Alte trotz allem, was vorgefallen, die Frau, die seine Jugend verschönt, nicht hatte vergessen können. In der Erinnerung an den Lenz seiner Liebe blühte eine holde Poesie in dem Herzen des Greises auf, die sich unbewußt auch dem mitteilte, was er sprach. Es war wie ein Nachklang nie ganz verstummen wollender Accorde.

Er schöpfte tief Atem und richtete sich dann straffer im Sessel auf, rückte mit den Schultern, als wollte er irgend etwas Unsichtbares abstreifen, und fuhr dann ruhiger und gleichmäßiger sprechend fort: „Es blieb nicht so. Andere Zeiten kamen. Wir fanden kein Gold, doch Goldeswert auf unserer Scholle: große Zinnoberlager von unermeßlichem Quecksilbergehalt. Ich wurde ein reicher Mann. Du warst noch ein kleines Bürschchen, als die ersten Dissonanzen in unserem Eheglück begannen. Vielleicht war ich der Schuldige, nicht sie. Rastlos und ruhelos bin ich immer gewesen, eine Bohêmenatur, die sich auch durch Rosenketten nicht fesseln lassen wollte. Ich mag Hanna vernachlässigt haben, ich mag — — aber wozu noch heute nach Gründen suchen, wo mein armes Weib längst unter der Erde ruht . . . Damals hatte ein junger Ungar, der sich Kipinsky nannte, Stellung bei mir gefunden, ein bildschöner Bursche, frech und leichtsinnig, aber gewandt und in allen Fächern beschlagen, ein Mensch, den die Natur auf das üppigste talentiert hatte und der nichts Besseres zu thun hatte, als seine Talente mit Füßen zu treten. Obwohl er faul war, behielt ich ihn; er hatte manches, was mir gefiel. Er war ein brillanter Reiter und ein famoser Schütze, war auch sehr musikalisch und verstand sich auf das Modellieren in Ton und auf die Holzschnitzerei, als ob er beides gelernt hätte. Um diese Zeit nötigten mich Geschäfte zu einer Reise nach der Alten Welt. Als ich zurückkehrte, fand ich Kipinsky nicht mehr vor. Hanna empfing mich ruhig und kühl und bat mich um eine Unterredung. Sie erklärte mir, daß sie nicht länger an meiner Seite zu leben vermöge. Sie liebe Kipinsky, der ihre Neigung mit gleicher Leidenschaft teile. Da sie aber keine Ehebrecherin sei, so habe sie ihn fortgeschickt. Sie werde ihm erst folgen, wenn sie frei sei . . . Das waren ihre Eröffnungen. Eine rasende Wut überkam mich — völlige Sinnlosigkeit. Und da beging ich ein Verbrechen: ich schlug mein Weib . . ."

Es war noch eine Neige in der Sherryflasche. Baron Eisenschmidt goß sie in das Glas und leerte es mit Hast. Er war ruhig geblieben, aber sehr blaß. Schweißperlen rannen über seine Stirn.

„In der Nacht, die dieser Stunde folgte," fuhr er fort, „verließ mich auch Hanna. Sie floh — ich wußte nicht, wohin. Ich sandte ihr im geheimen ein Heer von Detektivs nach — aber man fand sie nicht. Ich hörte nichts mehr von ihm und ihr Sie waren tot für mich. Das ist alles, Eric — die Geschichte meiner und Deiner Mutter Schuld . . ." Er schwieg erschöpft.

Eric war bewegt und erschüttert. Er drückte die kalten Hände des Alten, stand auf und küßte ihn. „Die Mutter ist freudlos und verlassen gestorben und hat ihre Schuld längst gebüßt," sagte er; „ich will ihrer nur in Liebe gedenken. Aber wir haben auch Pflichten gegen die Tote. Wir müssen wissen, wo sie begraben liegt, und in Erfahrung zu bringen suchen, ob ihre Ehe mit Andor legitim war, ob also ihre Tochter den Namen des Vaters führen darf."

Der Alte nickte. „Ich selbst werde Andor aufsuchen," erwiderte er, „ich habe mit ihm abzurechnen."

Eric fuhr heftig auf. „Keine Thorheiten, Vater!" rief er. „Laß die Vergangenheit ruhen!"

„Fürchte nichts, mein Sohn — ich bin kein Feuerkopf mehr — ich bin alt geworden und überlege, was ich thue. Wo wohnt Graf Andor?"

„Karl-Ufer 17. Aber er wird Dich ebensowenig vorlassen wie mich."

Der Baron hatte die Adresse auf seiner Manschette notiert. „Sorge Dich nicht," sagte er, „ich werde ihn ganz bestimmt sprechen. Und ich werde meine Ruhe bewahren."

„Ist es nicht besser, ich begleite Dich, Vater?"

„Nein. Ich will allein mit ihm sein."

Er erhob sich und schritt an die Thür. Es hatte geklopft. Der Zimmerkellner stand draußen und reichte dem Alten einen Brief."

„Der Herr ist unten und wartet," sagte er dabei.

Baron Eisenschmidt schaute auf die Adresse. Sie war mit flüchtiger Hand und mit Bleistift geschrieben. Er riß das Couvert auf. Es enthielt nur eine Visitenkarte mit wenigen Zeilen Text.

Der Baron stand zwischen Eric und dem Kellner, das Gesicht dem Fenster zugewendet. Während er die Karte las, wich jeder Blutstropfen aus seinen Wangen, aber seine Züge veränderten sich nicht. Er hielt sich mit übermenschlicher Kraft aufrecht: er hatte sein Todesurteil gelesen.

Er steckte Couvert und Karte in die Tasche seines Jacketts. „Ich lasse den Herrn bitten," sagte er zu dem Kellner. Dann wandte er sich an Eric zurück. „Jemand, der mich zu sprechen wünscht," fuhr er gleichmütig fort; „empfange ihn, bitte — ich bin sofort wieder da." Dann ging er nach der Thür seines Schlafgemachs. Als er die Klinke erfaßte, fiel sein Blick noch einmal auf Eric. Es war ein todestrauriger, eine ganze Welt von Schmerz und Liebe umfassender Blick — ein Blick, der alles sagte, was die Lippe nicht mehr aussprechen durfte, ein Lebewohl für ewig.

Der Alte trat in sein Schlafzimmer, schloß die Thür und schob leise und vorsichtig den Riegel vor. Dann blieb er einen Moment lauschend stehen: drinnen im Salon war alles ruhig — der „Herr" hatte sich noch nicht gezeigt.

Wer war der „Herr"? — Sein Name stand auf der Visitenkarte — ein aristokratischer, harmlos klingender Name: „von Gamisch" — darunter der Titel: „Kommissar bei der politischen Polizei und Hauptmann der Landwehr" . . . Als Baron Eisenschmidt dies gelesen hatte, kannte er sein Schicksal. Er wußte, was Herr von Gamisch von ihm wollte — er hätte nicht erst weiter zu lesen gebraucht. Denn es folgten noch zwei Sätze mit Bleistift geschrieben, wie die Adresse, und von klarer und fester Männerhand, die folgendermaßen lauteten:

„Ich bitte, mich zu empfangen und keinen Fluchtversuch zu wagen. Haus und Straße sind mit Geheimpolizisten besetzt; ein Entweichen ist unmöglich. Im Interesse Ihrer Familie wird höheren Orts gewünscht, Aufsehen zu vermeiden."

Herr von Eisenschmidt war trotz seines hohen Alters eine riesenstarke Natur. Er wußte seine Nerven zu zwingen, wenn es notwendig war. Er sah, daß alles verloren war, daß Zufall oder Verrat sein Geheimnis entdeckt hatte. Und er wußte auch, daß nur noch der Tod auf ihn wartete. Aber die Schande blieb leben, die furchtbare Schande, die sich riesengroß auf den häufen mußte, der als letzter seinen Namen führte und der zu allem auch noch den Rock des Königs trug — auf den eigenen Sohn. Die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied . . .

Es war keine Zeit zu verlieren. Der Alte holte unter seinem Bette einen kleinen Lederkoffer hervor und öffnete ihn. Mit vollen Händen raffte er die in ihm liegenden Papiere, Karten, Skizzen und Zeichnungen zusammen und häufte das ganze Material in dem Kamin auf, der dem Bett gegenüberlag. Dann schob er den Koffer an seine alte Stelle zurück, goß eine Flasche Eau de Cologne über die Papiere und zündete diese an. Im Nu leckten die Flammen empor.

Ein irres Lächeln zuckte um den Mund des Greises. Nun konnte Herr von Gamisch kommen — das Belastungsmaterial, das er suchte, konnte binnen fünf Minuten nichts anderes sein als ein Häuflein weißgrauer Asche . . . Eisenschmidt zog seinen Pelz an und steckte in jede der beiden Taschen einen der kleinen Revolver, die in der Schublade seines Nachttisches lagen. Dann warf er einen Blick durch das Fenster auf den Hof. Er war leer bis auf einen Schwarm Spatzen, die auf dem sauber gefegten Gestein mit aufgeplustertem Gefieder nach Nahrung suchten.

Wußte Herr von Gamisch, daß das Hotel zwei Ausgänge hatte? — Eisenschmidt lauschte von neuem. Drinnen im Salon waren Stimmen hörbar geworden. Der Alte setzte den Hut auf und griff nach seinem Stock, einem schweren Stock, mit Eisen durchzogen und mit einer Goldkrücke. Mit diesem Stock stieß er noch einmal in die glühende Lohe des Kamins hinein, so daß auch die letzten Papierreste auffliegend von den Flammen ergriffen wurden, und verließ dann das Zimmer durch die zweite Thür, die auf die hintere Treppe des Hotels führte.

Ohne sich zu übereilen, mit hochgeschlagenem Pelzkragen, stieg er die Treppe hinab, schritt über den Hof und durch einen schmalen Flur des Quergebäudes auf die Straße. Kein Mensch hielt ihn auf. Herr von Eisenschmidt ging rasch, wie es bei der Kälte erklärlich war, die Straße hinauf und winkte an der nächsten Ecke eine geschlossene Droschke heran. Er riß den Schlag auf und rief dem Kutscher zu: „Karl-Ufer 17." Dann stieg er ein und ließ sich in die Polster fallen — nicht mehr der schöne und stattliche Greis von vorhin, sondern ein gebrochener alter Mann, in dessen verzerrtem Gesicht und stieren, fiebernden Augen es wie Wahnsinn lauerte. —

Eric hatte inzwischen Herrn von Gamisch empfangen, einen großgewachsenen vornehmen Herrn mit klugem und ausdrucksvollem Gesicht.

„Freiherr von Eisenschmidt," stellte Eric sich vor. „Mein Vater bittet um eine Minute Verzug — er steht sofort zu Ihrer Verfügung. Wollen Sie nicht, bitte, Platz nehmen?"

Er schob Herrn von Gamisch einen Fauteuil zu. Aber der Kommissar lehnte dankend ab. Sein scharfes graues Auge glitt forschend über das Gesicht des Rittmeisters. „Pardon, Herr Kamerad," sagte er höflich, „ich nehme an, daß Sie nicht wissen, welcher Auftrag mich hergeführt hat?"

„Nein, das weiß ich in der That nicht, Herr — Herr —"

„Von Gamisch."

„Herr von Gamisch. Mein Vater hat es mir nicht gesagt.“

Der Kommissar wurde unruhig. „Wo ist Ihr Herr Vater, wenn ich fragen darf?“

Eric sah mit leichtem Erstaunen zu dem Sprecher hinüber. „In seinem Schlafzimmer,“ antwortete er gedehnt; die unnötige Frage ärgerte ihn. „Ich sagte Ihnen schon, daß er im Moment zu Ihrer Verfügung ist.“

Herr von Gamisch erwiderte nichts, aber er schritt ohne weiteres nach der Thür zum Nebengemach und legte die Hand auf die Klinke. „Verschlossen,“ sagte er scharf.

Eric fuhr herum. Eine zornige Röte stieg in sein Gesicht. „Nun — und?“ entgegnete er, den anderen finster messend; „wahrscheinlich hat mein Vater die Thür von innen verriegelt. Sie werden sich doch eine Minute gedulden können!“

Herr von Gamisch gab abermals keine Antwort, sondern pochte nur stark an die Thür. „Herr von Eisenschmidt,“ rief er dabei mit lauter Stimme.

Nun riß Eric die Geduld. „Was ist das für ein sonderbares Betragen, Herr?!“ fuhr er den Kommissar an.

Herr von Gamisch war an der Thür stehen geblieben. Sein Gesicht zeigte einen finsteren und entschlossenen Ausdruck. Er knöpfte Paletot und Rock auf und nahm aus seiner Westentasche eine runde Blechmarke, die er Eric zeigte. „Gestatten Sie, daß ich mich legitimiere, Herr Rittmeister,“ sagte er. „Ich stehe im Dienste der politischen Polizei und bin von Amts wegen hier.“

Erics Augen vergrößerten sich. Er fühlte, daß sein Herzschlag zu stocken drohte. „Wie soll ich das verstehen?“ fragte er zögernd; wie widerstrebend rangen sich die Worte von seinen Lippen. Eine gräßliche Ahnung packte ihn.

„Herr Rittmeister,“ sagte der Kommissar mit gedämpfter Stimme, durch die ein Ton warmen Mitgefühls klang, „haben Sie den Mut, etwas — Furchtbares zu ertragen. Die Rücksicht auf Ihre Uniform, Ihren Namen und Ihre Persönlichkeit legt mir in diesem schweren Falle die größte Delikatesse auf. Sie ist mir auch anbefohlen worden. Ich habe den Auftrag, Ihren Herrn Vater in aller Stille —“ seine Stimme wurde noch leiser — „zu verhaften.“

Erics Hände griffen nach rückwärts; er stützte sich auf die Lehne des nächsten Sessels. Er preßte die Zähne fest zusammen, um nicht aufzuschreien. „Wahnsinn!“ stieß er hervor. „Was soll er verbrochen haben?!“

Der Kommissar trat näher an Eric heran. „Mut,“ wiederholte er, „noch ist nichts bewiesen, Herr Rittmeister, und wenn Ihr Herr Vater sich schweigend fügt, wird die Voruntersuchung so geführt werden, daß kein Wort in die Öffentlichkeit bringt. Ihr Vater steht im Verdacht der Spionage im Solde Frankreichs.“

Ein gurgelndes Stöhnen — dann brach Eric zusammen. Um die gleiche Minute stieg sein Vater in die Droschke, um sich nach dem Karl-Ufer 17 zum Grafen Andor fahren zu lassen.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Nahen des Herbstes.

Der Herbst hat seine Boten gesendet,
Sie kommen in Scharen geflogen,
Schlagen mit trägen Flügeln die Luft
Und erzählen mit heiserm Geschrei:
„Der Sommer ist tot! Der Sommer ist tot!“
Die Totenvögel sind es, die Krähen.

Über die graue Heide fährt der Wind,
Eintönig anschwellend, brausend, verbrausend.
Er erzählt von sterbenden Wäldern
Und toten Fluren, die blütenlos sind.
Er erzählt von dem Winter im Norden
Und dem Herrscher der Welt, dem Tod.
Eintönig anschwellend, brausend, verbrausend,
Ein altes Lied!

Der Herbst hat seine Boten gesendet,
Die Erde erschauert. Der Sommer ist tot.

A. von Auerswald.

Eine gute Partie.

Novelle von Georg A. Albert.

(Schluß.)

Dieses letzte Zugeständnis gab er mit einer so wahren, in der Wärme nur künstlich zurückgehaltenen Empfindung, daß sie freudig erschrak. Sie schwieg einige Augenblicke, mit glänzenden Augen vor sich hinschauend. Dann bemerkte sie etwas leiser und mit einem Hauch von Vergebung im Tone: „Ich war nicht empört.“ Nun wollte sie es vor sich selbst nicht wahr haben.

„Nicht?“ fragte er glücklich. — Sie besann sich schnell.

„Nicht empört,“ fuhr sie abschwächend und unsicher fort, „verstimmt wohl — unruhig — es ist ja gleichgültig,“ setzte sie abbrechend und etwas reserviert hinzu. „Ich wartete eben, weil ich mir sagte, daß Sie durch irgend welchen Irrtum, irgend welche Abhaltung gegen Ihre Absicht den passenden Zug versäumt hätten. — Freilich wäre ich in der Geduld nicht soweit gegangen wie Sie — und ich nehme auch an, daß Sie sich das noch überlegt hätten,“ bemerkte sie, schwach, doch etwas geschmeichelt lächelnd.

Er sah seinen kleinen Sieg über ihren drückenden Ernst.

„Nein, nein!“ beteuerte er eifrig. „Ich weiß ja doch,

daß Sie unter allen Umständen gekommen wären. Diese Pflicht fühlten Sie, auch wenn Sie weniger gewissenhaft wären. — Lassen wir das!“ lenkte er launig ab. „Die Hauptsache ist, daß wir hier beisammen sind und den schönen Tag auf eine Weile gemeinsam genießen.“

Sie machte über diese seine leichte Auffassung ihres Zusammenseins ein erstauntes Gesicht.

„Darf ich Sie irgendwo hinführen, Fräulein Steinbach?“ fragte er galant und heiter.

„Nein, nein,“ wehrte sie fast ängstlich ab. „Zu unserem Vorhaben (sie wurde hier sehr ernst und gemessen) genügt wohl die Zeit bis zur Abfahrt des nächsten Stadtzuges (sie zog die Uhr), der etwa in zwanzig Minuten hier eintrifft; oder auch der zweitnächste, der allerdings erst kurz vor zwölf Uhr Mittag hier auffährt. Gehen wir in diese Anlagen. Ich habe Ihnen nur wenig zu sagen.“

Er nickte kurz und verstimmt.

Sie überschritten die Bahnhofstraße und vertieften sich in die etwas verwilderten Gänge eines ehemaligen Natur-Laubbestandes, der mählich in den sich lang hinstreckenden Kiefernwald überging. Von einem Verkehr war soviel wie nichts bemerkbar. Der Arbeitstag führte nur wenige feiernde Städter hier hinaus, die zudem nach ferneren Zielen strebten, und die Einwohner mochten wohl im Hause oder sonst wo beschäftigt sein. Somit waren sie ungestört sich selbst und dem glänzenden Sonnenschein überlassen.

Mit leisem Mißvergnügen vermerkte Volkmar ihre hartnäckige Absicht, sich mit ihm in eine ernste Verhandlung einzulassen über eine Sache, die besser der Vergessenheit übergeben würde, angesichts der versöhnenden Heiterkeit der Natur, die so lockend zum Frohsinn, zum Genießen einlud — wo sie selbst in dem aufklärenden Hell ihres sie so vorteilhaft kleidenden und ihre Schönheit so eigenartig zur Geltung bringenden Anzuges, mit ihren echt weiblichen weichen Zügen und den reinen blauen Augen, die so köstlich von einem Kranze blonder Wimpern umrahmt blickten, mit den sich darüber wölbenden zartgeschwungenen, etwas dunkleren Brauen, dem herrlichen kleinen Munde — was sah er an ihr nicht alles! wo sie selbst in ihrer elfenartigen Grazie, mit all den weiblichen Reizen so überwältigend, zwingend auf ihn wirkte.

Eine wahre Erbitterung bemächtigte sich seiner bei dieser „eigensinnigen“ und „unsinnigen“ Hartnäckigkeit, die sich dem Zauber des Sommertages nicht beugen wollte, und nicht begriff, daß sie mit einem solchen unerquicklichen Vorhaben nur eine Mißstimmung in die Natur hineinbrachte — und vor allen Dingen, daß sie selbst mit ihrem Wesen nicht dazu paßte. Ja, hätte sie sich einen stürmischen, regnerischen, kurz: ungemütlichen Tag dazu gewählt und wäre selbst der Witterung angemessen weniger sorgfältig gekleidet gekommen, vielleicht mit einer düsteren Falte auf der weißen Stirn. — dann, ja dann hätte sie ihn vielleicht bereitwilliger gefunden, auf das Thema einzugehen. Aber so — aber jetzt — aber heute! — — —

„Sie bestehen also auf Ihren Willen, Fräulein Steinbach?“ sagte er, ihr zur Seite langsam einherschreitend.

„Wundert Sie das?“ fragte sie gemessen zurück. „Sie haben mich so schwer beleidigt — so unaussprechlich tief verletzt, daß ich —“ Sie brach ab und kämpfte mit einem nie zuvor gefühlten, ausbrechenden Weh, mit einem flutartig aufsteigenden Thränenstrom. Er bemerkte es schweigend, erschüttert und schuldbewußt.

„Warum ließen Sie es sich nicht an meiner aufrichtigen Abbitte genügen?“ warf er halblaut hin.

„Weil diese mich nicht befriedigt!“ rief sie mit halb erstickter Stimme. „Weil ich fühle, daß ich trotzdem auf einer Stufe der Mißachtung bei Ihnen stehe, die ich durch nichts verdient habe. — Wie kommen Sie — gerade Sie! zu diesem Benehmen gegen mich?“ fragte sie erregt und drückte das Taschentuch gegen die zuckenden Lippen. „Sie mußten wissen, was Sie damit thaten — denn ein Mann wie Sie behandelt nicht ohne Grund eine im Rufe unantastbare Dame von Familie mit dieser — Roheit und Nichtachtung. Es ist heraus: ich finde keine andere Bezeichnung dafür! — Ich will wissen — auf Ehre und Gewissen! was Sie dazu veranlaßte. Und wenn Sie auch keinen triftigen, handgreiflichen Grund für sich haben — nur ein Gefühl vielleicht — eine Antipathie, für die Sie allein Ihre sittliche Empfindung aufrufen können, so verlange, so beschwöre — so bitte ich Sie: sagen Sie es mir!“

Sie war stehen geblieben und sah ihn groß, voll und zwingend an, mit einer Majestät der Verzweiflung in ihren Augen, wie er eine solche seelische Größe im weiblichen Antlitz nur in seiner Phantasie für möglich gehalten. Die tragische Situation in ihrer Hoheit riß ihn mit fort, und er fühlte aufs neue den Vorwurf gegen sie in sich erstehen, wie damals, als er sie durch ihr Vorhaben als tausendstes Beispiel selbstverletzter Frauenwürde vor dem Forum seines weiblichen Ideals und seiner tiefgewurzelten sittlichen Empfindung verwarf. Aber so schwach ist der Mensch in seiner Ichsucht — selbst der beste — daß er sich nicht scheut, gelegentlich die kleinen vergifteten Pfeile seiner vermeintlichen gerechten Entrüstung loszulassen auf den, der ihm unter Umständen lieb und wert ist.

So auch Volkmar, der durch die Schwere der Anklage gegen ihn aus ihrem Munde sie für die Antwort nicht als ebenbürtigen Gegner betrachten wollte, wo er — gleichgültig aus welcher inneren Ursache — hinter ihr jemand stehen sah, den sie, dem Gerede der Gesellschaft und ihrem eigenen Verhalten nach, als ihren Verlobten betrachten und demgemäß in dieser Sache ihre Vertretung überlassen mußte.

Diesen „Jemand“ sah er so lebendig, so achtungswidrig vor sich, daß er sich nicht enthalten konnte beißend zu entgegnen:

„Warum haben Sie mich nicht zweckentsprechender durch den Mann mit der famosen Glatze und den Brillantringen danach fragen lassen? Der Austrag irgend einer ernsthaften Frage unter Männern gewinnt mehr an Wert. Ich würde mich z. B. mit Vergnügen dafür entscheiden.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte sie ungewiß.

„Daß Sie besser jenen Menschen mit Ihrer Angelegenheit betraut hätten, der doch über kurz oder lang alle Rechte über Sie genießen wird.“

Wie schroff, wie verletzend er das wieder hinwarf. Aber sie hatte jetzt dafür kein Gefühl. Wie ein Blitz leuchtete ihr das Verständnis für sein Benehmen auf.

„Das also war's! Mein Gott, das?!“ rief es in ihrer Seele, und sie betrachtete ihn ängstlich forschend, mit stockendem Atem, als wolle sie tief in seinem Herzen nach verborgenen Empfindungen suchen, die ihr galten.

Doch verriet sein Antlitz keine Spur eines persönlichen Interesses, wie sie mit fliegendem Herzschlag wünschte, ersehnte — ja ersehnte.

Sie schwieg unter dem Eindruck dieses Momentes und

schritt tiefsinnig dahin. Kaum, daß sie auf diesen — Hohn, nichts anderes gab er, ein Wort der Erwiderung fand. Schließlich erkannte sie, daß die Situation durch ihn auf ein anderes Gebiet gelenkt war, das mit dem vorigen wohl in engster Verbindung stand, aber doch eine selbständige Behandlung erforderte. Es lag ihr wie Centnerlast auf der Brust und wie Lähmung auf den Lippen — zu ihrem wahren Entsetzen! Denn hier — hier mußte sie eine passende Erwiderung — eine strenge Zurückweisung finden, oder sie machte ihm ein Zugeständnis über ihre Beziehung zu dem gemeinten Dritten, von der sie nicht überzeugt war, die eine Entstellung bedeutete und die sie jetzt und ihm gegenüber mit einer wahren Qual erfüllte.

Da ergriff er das Wort — wie sie wollte und wünschte und für das beste für sich selbst hielt, weil sie in der Reserve sich nichts zu vergeben brauchte und die letzte Karte für sich ausspielen konnte.

Er richtete sich höher auf und fuhr festen Tones fort: „Ja — und noch einmal und hundert-, tausendmal will ich Ihnen zugestehen, daß ich Sie beleidigte, mein Fräulein! Aber mit dem Unterschiede, daß ich jetzt nichts bereue — jetzt nicht mehr! Betrachten Sie mein Schreiben als widerrufen — weil Sie es denn so wollen!“

Sie schrie laut, verzweifelt auf und wich einige Schritte zurück. Er folgte ihr hastig, mit blitzenden Augen.

„Ich will Ihnen auch sagen, warum ich so handelte — vor meinem Urteile, meiner Empfindung so handelte — damals allerdings nur impulsiv, ohne rechte Beherrschung meines Selbst.“ —

Er machte eine kleine Pause und atmete, sie fest anblickend, tief auf.

„Erinnern Sie sich noch, als Sie dort standen, von mir durch die Saalesbreite getrennt — geschieden durch die promenierenden Paare, auf einige Augenblicke ohne die Aufmerksamkeit eines galanten Ritters, sich selbst überlassen, vielleicht mit einem plötzlich aufkeimenden Bewußtsein — so schön — so reizend — so verheißend, so beglückend —“

Er atmete hörbar und schnell und machte mit der Hand eine kleine unbestimmte, wie abwehrende Geste.

„Ich will Ihnen auch meine damaligen Gedanken mitteilen,“ fuhr er fort, während sie, in sich zusammengesunken, die Hände an das Gesicht gepreßt hielt. „Dieses Mädchen“ — sagte ich mir — „mit all den Reizen einer selbstbewußten Schönheit — sollte es nicht auch in seiner Seele gleich schön, gleich empfänglich für Jugend und Schönheit — für das Ideal sein? Sollte es nicht den Unterschied zu machen wissen zwischen einem blütenreichen, Wonne verheißenden und ahnend vorausfsendenden Frühling und dem fahlen, erkältenden Herbst? — Es scheint so! gab ich mir zur Antwort — im Hinblick auf das zur Antwort, was man ihm nachsagte, nämlich: seiner unpassenden, unnatürlichen Wahl.

„Und je länger ich es betrachtete, desto mehr widersprach mein Inneres dieser Annahme und ich sagte mir weiter: hier wird die göttliche Gnade, der göttliche Wille unverkennbar verachtet, hier wird das sittliche Gesetz, das sittliche Prinzip des Weibes, das Ideal der nach höherer Auffassung und Gesittung aufstrebenden Menschheit mit Füßen getreten, die Entwürdigung des Weibes durch das eigene Geschlecht zum tausendsten und abertausendsten Male vorgenommen, die Entheiligung der erhabenen Mutterstellung — des schnöden, des erbärmlichen Interesses — der „guten Partie“ wegen! — Mit Schmerz, Erbitterung und Verachtung ruhten meine Augen auf dem schönen, der wahren Liebe verlorenen Weibe, und es senkte vor meiner strafenden Mahnung, meinem Urteil die fragend erhobenen Blicke. — Das andere wissen Sie —“ warf er hastig hin — „und betrachten Sie das Ganze als Ihre Genugthuung!“

Editha hob langsam das Haupt. Leichenblaß starrte sie ihn an. Wie eine Marmorstatue stand sie, ohne Bewegung, nur ihr Busen hob und senkte sich fast unmerklich.

„Sie haben gesprochen,“ sagte sie tonlos, wie eine Sterbende, „ohne mich gehört zu haben. Sie haben verurteilt. Furchtbar war, was Sie malten!“ Sie schauerte in sich zusammen. „Nun frage ich Sie: Haben Sie auch gerecht gerichtet?“

„Gerecht?“ gab er zurück. „Vor meiner Empfindung, meinem von mir anerkannten Gesetz, das Sie anriefen, gewiß — anders müßte ich mich ja geirrt haben — müßten Sie ja in der That bei dieser Wahl mit dem Herzen interessiert sein — — Und das ist unmöglich!“

„Warum — unmöglich?“ kam es stockend von ihren Lippen.

„Weil — weil —“ Er zitterte sichtlich. Seine Blicke bohrten sich förmlich in die ihren. Er trat ganz dicht an sie heran und sagte mit furchtbarer Aufregung und vibrierender Stimme:

„Weil ich die Möglichkeit — die ungeheure Möglichkeit nicht ertragen könnte. Unzählige Male habe ich sie mit Bedauern bestehen lassen — heute aber — jetzt — würde sie mich vernichten.“ Und er umfaßte ihre beiden kleinen Hände mit einem Griffe, daß sie hätte aufschreien mögen.

„Volkmar — was thun Sie?!“ wimmerte sie leise, flehend.

„‚Warum‘ fragen Sie mich? Weil ich Sie liebe, Editha — Editha, ich liebe Sie!“ rief er heiser, verzweifelt. „Wissen Sie — fühlen Sie es nicht? Gestehen Sie es nur, daß Sie meinen sehnsüchtigen Herzschlag bereits in der Entfernung gefühlt haben — daß er Sie zu mir führte und mich zu Ihnen, weil wir doch zu einander gehören in alle Ewigkeit! Gepriesen sei Gott!“

Sie weinte an seiner Brust in Schmerz und Glück. Zu ihren Häuptern schmetterte ein Fink sein jubelndes Lied. Dann sprachen sie von ihren Kämpfen. Der Abend brach herein, und sie saßen noch bei einander. Erst ein später Zug führte sie in die Stadt zurück.

Nach einigen Tagen erfuhr auch die Gesellschaft von der „guten Partie“, nur daß sie sich über die Einleitung dazu vergebens den Kopf zerbrach.

Erfüllung.

Die Lüfte glühn, versengt sind rings die Fluren,
Gleich einem Silberfaden schleicht der Bach,
Ertötet liegen alles Lebens Spuren,
Nur dumpfes Harren ist im Herzen wach.
Zum Tempel wälzt sich hin die bange Menge;
Der Priester fleht: „O rette unser Gut,
O sei barmherzig, reiß uns aus der Enge,
Den Himmel öffne Deiner Gnadenflut.“
Du lächelst, Vater, Deine Locken wallen,
Die Erde bebt in ihrem tiefsten Grund,
Die Blitze zucken, und die Donner hallen,
Gewaltig giebst Du Deine Gnade kund.

Und nieder wirft das Volk sich, Dir zu danken.
Da! Blitz und Knall; der Tempel steht in Glut,
Der Priester tot, die meisten Beter sanken,
Und — rettend strömt hernieder Deine Flut.

Possart.

Komödiespielen.*)

Wenn Kinder oder Erwachsene, die sich aus Scherz und Laune als Kinder gebärden, einmal Komödie spielen, so ist ihr vornehmstes Trachten, alle Reminiscenzen an ihr tag-gewohntes Thun und Lassen kühn über Bord zu werfen und sich zu gehaben, als seien sie in eine neue Haut gefahren. Sie gebrauchen die Arme wie die Signale eines Bahntelegraphen, sie rollen die Augen in wilder Wut, verdrehen sie schmachtend gen Himmel und entdecken, wie zahllose hinweisende Gesten beweisen, ihr Herz an einer Stelle, wo sie es, geschweige denn ein Arzt, in keiner vernünftigen Stunde suchen würden. Komödiespielen, sei es nun im Scherz oder im fürchterlichen Eifer des Dilettantismus, ist eben das ewig andere, das Vertauschen täglicher Lebensmanieren mit fremden, deren Vorbild die Wirklichkeit in den seltensten Fällen ist, ja, es ist geradezu das Aufdenkopfstellen alles dessen, was man gewohnt ist. Komödie ist eben Komödie, d. h. ein Verstellen, ein Sichverkleiden, ein Anderssein, als man ist, mit all dem Aufwande von Künstlichkeit und Absonderlichkeit, der geeignet erscheint, die Verstellung als solche wirken zu lassen.

In den Zeiten der erwachenden Schauspielkunst sprach man von Mummenschanz, wie er heute noch in dieser oder jener von der nivellierenden Kultur noch nicht erreichten Landschaft gang und gäbe ist. Die Fleischhauer, die Bäcker, die Küfer verkleideten sich in abenteuerliche Kostüme, sie erschienen als Bauer Grölzdenbrei, Rübenwanst oder Nasenkunz, sie kamen als polternde Bäuerin, verschlagene Kupplerin und als tappete Dirn, und ein Hauptreiz dieser Mummerei war es, unerkannt von Freund und Gevatter, tolle Possen hersagen und über alt und jung die Narrenpeitsche schwingen zu können. Manches Mal mag die Verkleidung den Zweck gehabt haben, allzu bösartige Spötter vor nachträglicher Rache zu schützen. Gewiß aber wurde bei der Vermummung auch besonderer Wert darauf gelegt, die Äußerlichkeit des darzustellenden Charakters kräftig und derb zum Ausdruck zu bringen. Die Triebfedern dieser kindlichen Schauspielkunst waren Lust an der Verstellung und Hang zur ausgelassenen Spötterei, der eine karikierende Verdrehung der Wirklichkeit nur zu statten kommen konnte.

Die Zeiten dieser kindlichen Schauspielerei sind, von wenigen volkstümlichen Ausnahmen abgesehen, vorbei; aber noch immer ist das Komödiespielen ein wenig Mummenschanz, noch immer prangt über unseren vornehmsten Schaubühnen die verzerrte Maske des Satyrn, des Tragöden, das Sinnbild des Mummenschanzes. Inzwischen haben sich auf allen Kunstgebieten gewaltige Wandlungen vollzogen. Auf der Bühne folgte der Volkskomödie die Kunstkomödie, dem Laien folgte der Berufsschauspieler, und aus einer Nebenkunst ward immer mehr eine Kunst für sich, für deren Einreihung nach Recht und Gebühr in die Zahl der Künste von hüben und drüben heftige Fehden gekämpft wurden. In Stil und Charakter vermochte sich auch die Schauspielkunst, so wenig treffende Anschauung wir von ihr aus früheren Zeiten haben, diesen Wandlungen nicht zu entziehen. Von dem krassen äußerlichen Realismus der blutigen Ermordungen erhob sie sich zu einer idealisierenden, alles Rohe fern haltenden Kunst, sie lernte mit den Dichtern der klassischen Zeit stilisieren, lernte Wort und Gebärde dem Zwange der Verse anpassen und eine sogenannte von störenden Zufälligkeiten befreite, verschönte Wirklichkeit darstellen. In jahrzehntelanger Tradition aber wurde sie eine Formenkunst, sie erstarrte in Äußerlichkeiten, in schöner Geste, in halb singender, halb sprechender Deklamation, sie zehrte von Erinnerungen an große Meister, die von Jahr zu Jahr in ihren Umrissen mehr und mehr verschwammen, und wurde vom Terrorismus des Publikums, das liebgewordene Eindrücke nicht gern preisgiebt, und wenn sie noch so verblaßt, in dem Bann dieser verschwimmenden Erinnerungen festgehalten.

Da kam eine neue Kunst mit neuen Forderungen. Die Dichtung wandte sich, wie die Malerei, der Wirklichkeit zu, sie suchte moderne Stoffe und Fragen und demgemäß in der Schauspielkunst entsprechende Formen des Ausdruckes. Die Dichtung suchte und fand den modernen Menschen, seine individualistischen Neigungen, sein außerordentlich entwickeltes Seelen- und Nervenleben, sie fand ihn gestellt in den Konflikt zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft, von selbstherrlichem Ichbewußtsein mit Forderungen der Allgemeinheit und Ansprüchen der konventionellen Sitte, sie entdeckte Tiefen und Geheimnisse des Seelenlebens, die der alten Kunst in ihrer mehr nach dem allgemein Menschlichen gewandten Richtung fremd waren. Die Dichtung machte Entdeckungen und Eroberungen auf Gebieten, die brach und entwertet zu sein schienen und sie machte bei der äußeren, der naheliegenden Wirklichkeit nicht Halt, sondern versuchte in die unenträtselten Fragen des Seelenlebens einzudringen und im Gegensatz zu dem materiellen Zuge der Zeit das Geistige, Religiöse, das Unnahbare zu fassen. Mitten in dieser Entwicklung stehen wir, und sind wir auch Zeugen oder vielleicht gar Wortführer in dem heftigen Kampfe für und wider, entziehen kann sich von uns keiner dem Banne der schließlich maßgebenden und vorwärts treibenden Richtung auf den Stil der Wirklichkeit.

Mit wie schnöden und übermütigen, durch keinerlei That gerechtfertigten Worten auch die Brücken zur Vergangenheit von den Neuerern abgerissen wurden, der tiefe Beweggrund zu solcher Barbarei war doch nur, den Bann der alten Formen zu zerbrechen, um neue Formen für neuen Inhalt zu suchen.

Und die Schauspielkunst, was that sie in all dem sich frisch regenden und vorwärts strebenden Lebensdrang? Sie stand ratlos, denn sie befand sich in einer argen Zwickmühle. Als dienende Kunst — so wollen wir sie einmal, ohne auf Einwände einzugehen, nennen — fühlte sie die Wahrheit des Bibelwortes: niemand kann zweien Herren dienen. Und wenn hier nur zwei gewesen wären!

Auf der einen Seite die klassische Dichtkunst, noch immer im Doppelsinne das Lebensbrot der deutschen Schaubühne, auf der anderen die moderne Wirklichkeitsdichtung! Leider gab es aber noch einen dritten Herrn von breiter, auf-

---

*) Aus dem 18. Hefte des 8. Jahrgangs des „Kunstwarts“. Wir haben so oft auf das von F. Avenarius geleitete Blatt mit warmer Anerkennung hingewiesen, daß eine besondere Anzeige in der „Zeitschriftenschau“ überflüssig ist. Es genügt zu sagen, daß die Haltung würdig geblieben ist, wie sie es von Anfang war, daß das Leitbild die Förderung des inneren Fortschritts der Künste ist, der nicht in modischen Mätzchen besteht. Das Blatt verdient in jedes kunstliebende Haus aufgenommen zu werden; selbst wenn man einzelnen Ansichten der Mitarbeiter nicht beistimmt, wird man im ganzen lebhafte Anregungen erfahren. (München, Georg D. W. Callwey. 2½ Mk. im Vierteljahr.)

dringlicher Behäbigkeit, und um so anspruchsvoller und dreister, als er eigentlich auf einer Kunstbühne kein Daseinsrecht hat. Man könnte ihn Kasse nennen, wenn nicht theatralische Ramschware, einträgliche Unterhaltungslitteratur, die eigentlichen Zug- und Kassenstücke deutlicher wäre. Die Zwitterstellung der Bühnen zwischen Geschäft und Kunstanstalt wurde wieder einmal verhängnisvoll.

Und doch wäre es mit den beiden erstgenannten Herren, denen die Schauspielkunst zu dienen hat, übergenug gewesen. Denn so verschiedenartig sind ihre Forderungen, daß einer allein sie zu erfüllen kaum imstande ist. Hier die klassische Dichtung! Tasso, Iphigenia, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, um die Höhepunkte der stilisierten, idealistischen Kunst zuerst zu nennen. Die moderne realistische Schauspielkunst steht solchen Aufgaben hilflos und unvermögend gegenüber. Und selbst mit den Dichtungen, die den Übergang zur modernen realistischen Kunst zu vermitteln scheinen, mit Kabale und Liebe, Emilia Galotti, Egmont, Götz von Berlichingen, und um die Reihe fortzusetzen, mit dem Prinzen von Homburg, dem Käthchen von Heilbronn, würde die schlechthin realistische Schauspielkunst nichts Ganzes und Volles zu erreichen wissen. Und nun dort, auf der andern Seite, die Hauptmann, Ibsen, Sudermann, Halbe! Welche unvermittelten Gegensätze! Anforderungen gleich der, die von einem Maler niederländisches Genre, Uhde und Liebermann und zugleich Paolo Veronese, Coreggio und, meinetwegen, Raphael heischte! Und was könnte aus der Erfüllung dieser Anforderungen zusammen schließlich anderes herauskommen, als eine eklektische, des eigenen Charakters bare Kunst? Wir wollen es nicht verreden, daß günstige Umstände und Beanlagung einen Meister heranreifen lassen können, der in der Schauspielkunst beides vermag in annähernd gleicher Werthöhe, aber man thut gut, die Schauspielkunst nicht nach den Ausnahmen zu messen, will man ihre Aufgabe in der Erzielung eines einheitlich durchgeführten Gesamtbildes erblicken. So ist denn vielfach dem Drucke zweier Mächte eine Teilung entsprungen: dort hat man sich auf den Altenteil der klassischen Kunst, als auf die eigentliche Domäne zurückgezogen, dort hat man eine Neusiedelung geschaffen, auf der nur moderne Früchte gezogen werden. Oder man löst auf einer Bühne die verschiedenen Aufgaben mit verschiedenen Kräften, oder, als letztes und drittes, man mißt alles mit derselben Elle und kommt hier und dort zu kurz dabei, jedenfalls niemals zum Ziele.

Wahrlich, hier ist guter Rat teuer. Man wäre fast geneigt, der Schauspielkunst als einer dienenden den oben angedeuteten Charakter des Eklekticismus zu wünschen und von jedem Darsteller das Talent der Wandlung und Anpassung zu fordern, das es ihm ermöglicht, zweien Herren zu dienen. Gewiß ließe sich auch in dem und jenem Betracht ein Abkommen treffen und durch Nachgeben hüben und drüben sogar die Kinderkrankheit unserer Schauspielkunst mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen, die wir Komödiespielen nennen möchten. Auch die moderne realistische Kunst läuft Gefahr, Mummenschanz zu treiben, in der Häufung der Äußerlichkeiten zu viel zu thun und so endlich die einheitliche Wirkung des Ganzen in eine endlose Reihe an sich vielleicht richtiger und gut beobachteter Einzelzüge zu zerstreuen. Dennoch liegt in der Betonung der Äußerlichkeiten, wie sie so viele „Scenenanweisungen" unserer Modernen zeigen (übrigens ein langweiliges verschwommenes Wort!), ein berechtigter Kern; es sind Hinweise, die den Dank des Regisseurs und des Schauspielers verdienen, Hinweise welche die Intimität der Inscenierung, den harmonischen Zusammenfluß der Einzelheiten zu einem stimmungskräftigen Gesamteindrucke erleichtern und gewiß bringende Notbehelfe einer auf das Individualistische gerichteten Kunst. Das recitierende Schauspiel, wie das ältere bürgerliche Schau- und Lustspiel aber können in der modernen Bühnenrealistik ein Korrektiv für mancherlei Wunderlichkeiten altüberlieferten Mummenschanzes finden. Der segensreiche Einfluß der Meininger, die auch in dieser Richtung gearbeitet haben, ist noch lange nicht in alle Winkel und Ecken unserer Bühnen vorgedrungen, wo in dem ehrwürdigen Staube der Überlieferung das alte Komödiespielen noch sein Dasein fristet. Die Vertreter dieses alten Komödienzaubers sagen: auf der Bühne muß alles schöner sein als im Leben, und daß das Publikum durch den Einfluß anderer Künste gelernt hat, sachlich und historisch zu sehen, kümmert uns nicht.

Theater ist Theater, und ein Theater fordert Glanz und Pracht. Echt braucht es nicht zu sein, aber es muß „nach etwas aussehen". Im Verfolg so löblicher Grundsätze, die man von jedem Regisseur hören kann, namentlich wenn er das Prädikat königlich vor seinen Titel setzen darf, leistet man Kunststücke absonderlichster Art. Da richtet man Dachstübchen ärmlicher Näherinnen mit dem Behagen einer mittelbürgerlichen Wohnung ein, macht aus den Zimmern eines armen Gelehrten Raritätenkammern, deren Zusammenstellung ein Vermögen kosten würde, wandelt einen simpeln Vorgarten in einen Park um. In den Kostümen treibt man es noch ärger. Wenn man auch davon abgekommen ist, Könige mit Krone und Scepter zu Bett gehen zu lassen, so scheut man sich doch noch immer nicht, Arbeitsleute oder Waffenknechte in einer Art Sonntagsstaat auftreten zu lassen. Vor allem muß alles neu und tadellos sein; mag nun der Held aus dem Staube der Schlacht kommen und von Blut und Pulverdampf erzählen, Schminke und Puder sind tadellos und von Stäubchen keine Spur. Abenteurer, die jahrelang in der Wildnis Hunger und Entbehrung gelitten haben, führen im Mantelsack Galauniformen für den Sonntag mit sich, und was dergleichen Dinge mehr sind. Und doch geht das Komödiespielen über diese Äußerlichkeiten der Kostümierung, der Inscenierung, noch weit hinaus, es erstreckt sich auf eine ganze geheiligte Reihenfolge traditioneller Bühnengesetze für Bewegung der einzelnen, der Gruppen, der Volksmassen, Gewohnheitsgesetze, die einer Revision an der Hand der Natur und der durch Nachahmung derselben gesteigerten Bühnenwirkung bedürfen. Wie man sich vielfach gewöhnt hat, die Möbel auf der Bühne möglichst so zu setzen, wie sie niemand in Wirklichkeit gruppieren würde, selbst wenn er auf die Bedingungen des einseitigen Blickes auf die Bühne Rücksicht nähme, so erfordert ein erstes dieser Gesetze ein bewegtes Bühnenbild. Die Darsteller pendeln von einer Seite auf die andere; ein Gespräch, das sie rechts beginnen, müssen sie links beenden, oder wenn sie es sitzend eröffnen, müssen sie es stehend schließen, sehr oft, ohne daß eine andere Begründung für diesen Wechsel vorläge, als die der Bühnenbewegung. Im letzten Grunde aber sind diese aus der Situation nicht zu motivierenden Bewegungen nur Nothelfer für den Mangel der Darstellung, den Dialog durch Sprache, Ausdruck in Spiel und Mimik, lebendiger auszugestalten, Notbehelfe, die z. B. die Schauspieler der Duse sehr zum Vorteil der lebenswarmen Gesamtwirkung vermeiden. Bei Volksmassen, die allerdings schwer zu be-

herrschen sind, empfindet man oft die Enge der Grenzen, die ihrer Bewegung durch diese oder jene Coulisse gezogen sind; noch immer hört man bei einer zufällig zusammengelaufenen Menschenmasse ein Unisono des Beifalls, der Freude, des Lachens, dessen Eindruck sich dem Geplapper vergleicht, mit dem ABC-Schützen eine Lektion gemeinsam nach dem Rhythmus hersagen, den der Lehrer mit dem Rohrstocke angiebt. Der Wirklichkeit wird man in diesen Scenen wohl niemals ganz nahe kommen, weil die Rücksichten auf die technische Konstruktion der Bühne, vor allem aber auf die Vernehmlichkeit des vom Chore wie von den Solisten gesprochenen Wortes unabweisbar sind, aber mehr, als jetzt zu geschehen pflegt, ließe sich leicht erreichen. Nicht minder, sagen wir einmal: harmlos verfährt man bei der Behandlung der Doppelgespräche, die auf der Bühne stattfinden, ohne daß das Gegenpaar etwas davon verstehen soll. Vermeidet der Dichter solche Unwahrscheinlichkeiten nicht, die auf kleineren Bühnen, d. h. auf den der Schauspielkunst angemessenen, besonders stören, so muß die Regie sie nach Möglichkeit erträglich zu machen suchen.

Der tollste Mummenschanz aber wird, vornehmlich im recitierenden Drama, vielfach noch in der Sprache aufgeführt. Verse wollen auf der Bühne nicht wie Prosa gesprochen werden; der Rhythmus, der Vers als Ganzes will zum Ausdruck kommen. Aber von der künstlerischen Belebung dieser poetischen Form bis zur sterilen Deklamation, zum hohlen Pathos, zum klingenden Singsang ist ein weiter Weg, der direkt zur krassen und lächerlichen Unnatur führt. Wie oft hat man den Eindruck, der Schauspieler berausche sich an der äußeren Form, am Wort und vergesse dabei den Inhalt, statt erst die Gedanken zu erfassen, sie in sich selbst neu zu zeugen und sie dann mit dem Gewand zu umkleiden, das ihnen der Dichter gegeben hat. Die Prosa der bürgerlichen Schauspieler, des modernen Dramas ist für solche Götzenanbeter der „Form“ eine hohe Schule. Auch das Komödiespielen der inhaltsleeren Geste wird in dieser Schule wirksam sich bekämpfen lassen. Man wird dann erkennen, wie viel Natur und Treue auch das klassische Drama erheischt, wie tiefe Wirkungen auch hier durch möglichstes Anlehnen an die Wirklichkeit noch zu erzielen sind und wie schließlich Leben und Thun dieser Helden nichts anderes ist, als ein freies Sichausleben als wirklich gesetzter und dargestellter Menschen, nur in einem anderen Stile, als es der moderne ist. Zur Zeit freilich ist von diesem Einfluß der modernen Kunst auf die altüberlieferte noch herzlich wenig zu spüren. Komödiespielen, sich verstellen, anders sein, sind noch immer mächtigere Reizmittel für zahllose Schauspieler, als Hochachtung vor der Natur, Streben nach schlichter Menschlichkeit, und so geschieht es, daß unsere Schauspielkunst schlechthin hinter allen anderen Künsten zurücksteht, wenn man fragt, wie weit sie sich in den Dienst des Wirklichkeitsstiles gestellt hat. Das ist um so mehr zu bedauern, als die Bühnenkunst durch die verschiedenartigsten Rücksichten, deren vornehmste Einseitigkeit des Bühnenbildes und des gesprochenen Wortes, Vielheit und Verschiedenartigkeit der mitwirkenden persönlichen Kräfte sind, überhaupt in ihrer Fähigkeit zur realistischen Entwickelung enger gebunden ist, als jede andere Kunst. Komödie wird also auf der Bühne immer gespielt werden, aber warum sollte es nicht zu erlernen sein, Komödie zu spielen, ohne die Illusion, deren Bedingungen durch die moderne Kunst andere, aber gewiß nicht engere geworden sind, durch leicht erkennbaren Mummenschanz zu zerstören? Ein wenig Umschau auf anderen Gebieten, namentlich auf denen der Malerei, Bildhauerei und Musik, um von der Dichtung als Selbstverständlichem nicht zu reden, thäte unseren Regisseuren, Schauspielern und Bühnenlehrern wahrlich not. Auf die Dauer kann sich auch die Bühne dem gesunden Zuge der Zeit nicht verschließen, ohne schweren Schaden zu nehmen.

Leonhard Lier.

Vergänglich.

Ich habe der Schönheit
Der Blüten geglaubt.
Die Blüten verwehten,
Der Baum steht entlaubt.

Ich habe dem Rauschen
Des Stromes gelauscht.
Wie bald war die Welle,
Die flücht'ge, verrauscht.

Ich hörte der Vöglein
Helljauchzenden Ton.
Die lieblichen Sänger,
Längst sind sie entflohn.

Von Liebe so innig
Ein Lied mir erklang.
Sollt's mehr sein, als Rauschen,
Als Blüte, als Sang?

Ich zagte, — ich glaubte.
Da war ich allein.
Daß Liebe auch schwindet,
Kann's anders denn sein?

H. Klingebeil.

Neue Unterhaltungsschriften.

Angezeigt von **G. v. L.**

Effie Briest. Roman von Theodor Fontane. (Berlin 1896, Fontane & Co.)

Der Roman, der umfangreichste aller, die der Verf. bis heute geschrieben hat, ist kennzeichnend für die Eigenart des Schriftstellers. Was zunächst sich bemerkbar macht, ist die ungemeine Klarheit der Darstellung. Der Stoff baut sich in natürlichster Weise aus den Charakteren und deren Wechselbeziehungen auf. Fast nirgendwo spricht der Darsteller in die Entwickelung hinein, er verrät sich nur in der Art, wie er das Ganze werden läßt. Niemals tritt er mit einem Urteil dazwischen, sagt nie, wie die Handlungen auf ihn selbst wirken und wie der Leser sie beurteilen soll. Und doch fühlt man eins heraus: die milde Ironie des alten Mannes, der die meisten Menschen als Menschen des Durchschnitts anzusehen gelernt hat, von ihnen Großes nicht erwartet und sich deshalb nicht erregt, wenn sie nicht groß handeln. Es ist zu bewundern, wie er diese Menschenart sich bethätigen läßt, so daß sie in Wort und Handlung ihr ganzes Wesen ausleben. Jede kleine Redewendung auch der nur flüchtig auftretenden Menschen trägt das Gepräge einer bestimmten Eigenart; die Gestalten fließen nicht zusammen, wie bei den meisten, vor allem weiblichen, Schriftstellern. Die Hauptgestalt

besonders ist in dieser Art der Kennzeichnung ein Meisterwerk. Effie ist natürlich, den Glanz liebend, nach Veränderung begierig, gutmütig und ichsüchtig zugleich, oberflächlich und doch liebenswürdig. Man sagt häufig, nur Frauen könnten Weiber schildern; ich weiß aber aus der gesamten Frauenlitteratur mich augenblicklich keiner Gestalt zu entsinnen, die sich an Wahrheit mit Effie vergleichen ließe.

Wie in mehreren Romanen des Verfassers bildet auch hier ein Ehebruch innerlich den Mittelpunkt; äußerlich wird von ihm nicht viel gesprochen. Effie geht an ihm zu Grunde, ihr Mann hält sich durch die Pflicht aufrecht. Auch er ist eine vorzüglich gezeichnete Gestalt; vielleicht könnte man behaupten, daß sich an ihr Fontanes Künstlerschaft noch mehr bekunde, denn hier hätte ein Strich zu viel geschadet und uns den Geheimrat lächerlich oder widerlich erscheinen lassen.

Wenn man aber auch die Kunst des Verfassers hochstellt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie allmählich leises Frösteln erweckt. Diese Durchschnittsmenschen, die gar keine Tiefen zu besitzen scheinen, kein Leitbild nach dem ihr Geist ringt, und ganz in den Beziehungen zur Außenwelt aufgehen, sind ganz sicher wahr. Aber sie sprechen nicht zu dem Tiefsten in uns; wir jubeln und leiden nicht mit ihnen; auch unser Mitleben bewegt sich in den Grenzen des Gesellschaftlichen. Wie könnte Fontane ergreifen, wenn er einmal auch Menschen außerhalb des Durchschnitts mit seiner ganzen Kunst schilderte. Oder thut er es deshalb nicht, weil sich hinter seiner milden Ironie der Unglaube an die außerhalb des Durchschnitts versteckt?

Kyparissos. Roman von Ernst Eckstein. (Berlin, G. Grote.)

Als ich im vorigen Jahre des Verfassers „Familie Hartwig" anzeigte, hoffte ich, daß er den dort mit Glück beschrittenen Weg fortsetzen werde. Ich kann es nicht leugnen, daß die neue Arbeit mich doppelt enttäuscht hat. Daß Ernst Eckstein als ein Schriftsteller von bedeutender Bildung und von lebendigem Geist in keiner Arbeit zum Schwätzer herabsinken werde, ist begreiflich. Er hat auch schon so viele Romane, deren Stoff dem antiken Leben entnommen war, geschrieben, daß er sich mit großer Leichtigkeit in dem Vorstellungskreise bewegt. Aber sein Herz nimmt sehr wenig Anteil an diesen Gestalten; nur die Kunstfertigkeit verleiht ihnen ein Scheinleben, das während der Lesung zu täuschen vermag, aber tiefere Wirkung nicht ausübt. In der Familie Hartwig fühlte man, daß der Verfasser innerlich dabei war, hier ist er wieder nur äußerlich dabei als gewandter Darsteller und gelehrter Mann.

Der Agitator. Roman von Aug. Niemann. (Dresden 1895, E. Piersons Verlag.) 2 Bde. 6 Mk.

Vor kurzer Zeit ist an dieser Stelle ein Roman von Heigel angezeigt worden, der sich im Stoff an die Schicksale Lassalles anlehnte. In diesem Roman ist zum Teile das Leben des Agitators vollkommen abgeschrieben. Unter leichter Verhüllung treten die aus dem Kreise Lassalles bekannten Gestalten auf, unter ihnen auch die Gräfin; der Kassettendiebstahl spielt sich auch hier ab, der Held geht im Zweikampf zu Grunde. Für Leser, die nur selten einen Roman in die Hand nehmen, wird der „Agitator" gewiß Reiz besitzen. Weniger wohl für alle, die sicherlich in einem Dutzend von Romanen den gleichen Stoff kennen gelernt haben. Die Darstellung ist übrigens sehr gewandt und die Kennzeichnung der einzelnen Gestalten vortrefflich.

Die Ulrichsquelle. Roman von J. Niemann. (Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner.) 2 Bde.

Es ist selten, daß man einem Schriftsteller wünscht, er möge weniger Geist besitzen. Ich möchte es aber doch der Verfasserin gegenüber thun. Sie hat unstreitig ungemeinen Verstand und besitzt ein bei Frauen seltenes Wissen. Von jeher hat sie danach gestrebt, ihren intellektuellen Besitz zu vermehren. Das ist rühmlich, aber für einen Schriftsteller auch sehr gefährlich. Es kann sehr leicht zu kühler Abstraktion führen. Ein Beweis dessen ist auch dieser Roman. Fräulein Niemann hat sich das „Problem" sehr verständig auseinandergelegt, sie hat die Gestalten ganz genau so erdacht, wie sie zur Lösung der Aufgabe nötig sind; die Gespräche, die auf die tiefere Bedeutung aufmerksam machen, sind sehr klug. Kurz, alles wäre vortrefflich, hätte nicht das Übermaß von berechnendem Verstande den Gestalten das Blut entzogen. Zuweilen sind sie gar nichts mehr als Sprecher, und man vergißt ganz, daß es fühlende Menschen sein sollen. Die Verfasserin würde sicher tiefere Wirkungen erzielen, wenn sie das Wirken des Verstandes in sich einschränkte und ihr Herz mehr sprechen ließe.

Ein Lieutenant a. D. Von Arthur Zapp. (Dresden 1895, E. Pierson.) 3 Mk.

Die Geschichte eines Lieutenants, der durch Leichtsinn knapp an den sittlichen Untergang gebracht wird und dann drüben in Amerika die Achtung vor ehrlicher Arbeit gewinnt und durch sie gerettet wird. Das kleine Buch enthält eine Menge unmittelbar dem Leben entnommener Züge.

Untadeliger Adel. Roman von Carl Theodor Schultz. (Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner.)

Die Voraussetzungen, auf die der Roman aufgebaut ist, sind phantastisch. Der Sohn armer Eltern wird mit dem Kinde eines Freiherrn erzogen und geht mit ihm auf Reisen. Der junge Baron ertrinkt, sein Freund bemächtigt sich sämtlicher Papiere, entflieht nach Norddeutschland und stiftet einen neuen Zweig des freiherrlichen Hauses. Die Möglichkeit dieser Vorgänge muß ich entschieden bestreiten. Was der Verfasser jedoch aus ihnen heraus entwickelt, ist lebendig und fesselnd und macht zugleich seinem sittlichen Feingefühl Ehre. Ich kann die Arbeit trotz meines Einwurfs den Lesern empfehlen.

Der Dr. Biedermann und sein Zögling. Roman in 4 Büchern von Gustav Schalk. (Stolp in Pom. 1895, Wedelmanzo.) 2. Aufl.

Ein Erziehungsroman, dessen Verfasser von den besten und reinsten Absichten geleitet ist. Jeder ernstere Leser wird ihm gerne beistimmen bei der Verteidigung eines reinen Idealismus, der sich nicht nur in Worten erschöpft, sondern durch Thaten bekundet. Aber Herr Schalk ist aus dem Gebiete des Dichterischen zu häufig in das des Lehrhaften hineingeraten und hat auch das, was er bekämpft, zuweilen verzerrt dargestellt. Dennoch scheint es mir, als läge in ihm eine beachtenswerte Begabung. Wenn er es lernt, sich zusammenzufassen, die Gestalten mit einfacheren Mitteln zu kennzeichnen und seine Tendenz ganz in lebendige Handlung umzusetzen, wird er noch Gutes schaffen können.

Der Hexenrichter von Paderborn. Historischer Roman aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts von Minna Freiin von Reineck. (Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner.)

Eine ziemlich gewandt geschriebene Erzählung. Dem schon oft behandelten Stoff ist jedoch eine neue Seite nicht abgewonnen.

Majestät. Roman von Louis Couperus. Einzige vom Verfasser u. Verleger autorisierte Übersetzung. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.)

Couperus gehört zu den begabtesten Vertretern des jungen Holland. Wohl spielt der Roman in einem erdachten Königreich und in unbestimmter, wenn auch moderner Zeit. Aber dennoch trägt er das Gepräge innerer Wahrheit. Die Hauptgestalt ist ein Herrscher, in dessen Seele der Glaube an das Gottesgnadentum mit neuen Anschauungen sich seltsam verquickt. Die Leiden, die ein Fürst als solcher erleben kann, sind mit dessen menschlicher Natur in feiner Weise in Verbindung gesetzt, so daß der Leser überall zu innerem Mitleben gezwungen wird. Mit ebensolchem Glück sind die um ihn gestellten Menschen gezeichnet. Den Fehler der meisten holländischen Erzähler, die Weitschweifigkeit der Darstellung und die oft kleinliche Begründung der Vorgänge, hat Couperus ganz vermieden. Ich empfehle den Roman bestens; er wird auch männliche Leser fesseln.

L'Omicida. Il Bricconcello. Zwei Novellen von B. Schulze-Smidt. (Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner.)

Die Verfasserin hat in den letzten Werken Arbeiten geliefert, die von ihrem ernsten Streben Zeugnis ablegen. Während andere Genossinnen nach den ersten Erfolgen sich damit begnügen, Mätzchen, die dem Lesepöbel gefallen, zu vervollkommnen, hat sie in treuer Arbeit weiter gestrebt. Sie behandelt die Novellenform sicher, ihre Sprache ist einfach, die Schilderung der Menschen vollzieht sich durch diese selbst. Besonders die erste der beiden Novellen verdient warme Anerkennung.

Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten von A. G. von Suttner. (Dresden, Leipzig u. Wien 1895, E. Pierson.) 3 Mk.

Der Band vereint elf kleine Geschichten, die zumeist komisch sind. Die Wirkungen werden nicht selten durch Übertreibungen gewonnen, die feinerem Geschmack wohl kaum zusagen können.

Miß Grant und andere Novellen. Von Emil Ertl. (Leipzig 1896, A. G. Liebeskind.) 3 Mk.

Emil Ertl (geb. 1860 in Wien) gehört zu den begabtesten jüngeren Schriftstellern Österreichs. Seine „Liebesmärchen", die ich 1886 unseren Lesern warm empfohlen habe, machten seine feine Begabung offenbar. Der neue Band enthält drei Erzählungen: „Miß Grant", „Hedwig", und „Erste Liebe". In der ersten und dritten überwiegt die Frohlaune, die zweite baut sich auf einem ernsten Grundgedanken auf. Der Vortrag ist einfach und natürlich, die Behandlung der Sprache sorgfältig. Ich wünsche herzlich, daß das reizend ausgestattete Büchlein dem Verf. auch im Norden, wo er noch nicht zu den bekannten Namen zählt, Freunde gewinne. Ertl verdient sie schon deshalb, weil er durchaus gesund ist.

Die rote Tinktur. Eine kuriose Geschichte von Richard Nordhausen. (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund.)

Der Verf. (geb. 1868 in Berlin) ist bisher — abgesehen von politischen Flugschriften — mit zwei Epen aufgetreten: „Jost Fritz, der Landstreicher" und „Vestigia leonis", von denen das erste einen größeren Erfolg hatte, als die meisten in Versen abgefaßten erzählenden Dichtungen des letzten Jahrzehnts. Auch diese neue Arbeit legt Zeugnis für die Begabung des Urhebers ab. Das „kurios" im Nebentitel könnte die Vermutung erwecken, daß es sich um einen humoristischen oder komischen Roman handle. Aber das ist nicht der Fall. Ein junger Chemiker, der die Geschichte eines Alchimisten schreibt, ist von der Überzeugung erfüllt, daß die Umwandlung der unedlen Metalle einst geübt worden, und daß die „rote Tinktur" — das große Magisterium — vorhanden gewesen sei. Ein Zufall führt ihn mit einem berühmten alten Berufsgenossen zusammen, in dessen Besitz sich thatsächlich die Mittel der Umwandlung befinden. Ich kann den Stoff nur andeuten. Er ermordet den alten Mann. Von da an ist das Folgende eine Schilderung des inneren Zerfalls, die in manchem Zuge an „Raskolnikow" und auch an „Le Hurla" gemahnt. Aber leider schließt das Ganze, nichts weniger als folgerichtig, sehr empfindsam ab. Das Buch hat Stellen, die künstlerisch vortrefflich sind; die Spannung ist groß, zuweilen quälend. Aber den Vorgängen steht ein Fehler gegenüber. Der Träger der Ereignisse erzählt sie selbst. Daß aber ein Mensch wie dieser in solcher Verfassung des Gemüts niemals solche Aufzeichnungen machen könnte, stellt sich dem Leser so klar vor das Bewußtsein, daß diese vorgestellte Unmöglichkeit sich stets in die Bilder eindrängt. Aber trotz allem macht das Buch neugierig auf den nächsten Roman des Verfassers. Und das ist auch ein nicht kleiner Erfolg.

Heißes Blut. Novellen von Heinz Tovote. (Berlin W. 1896, F. Fontane & Co.) 2 Mk.

Daß frühzeitiger Erfolg, vor allem in Berlin W., vernichtend auf einen Schriftsteller wirken kann, hat wieder einmal Tovotes Entwickelung bewiesen. Daß er mit den meisten Stoffen sich auf erotischem Gebiete bewegt, ist nach der Geschichte seines Erfolges begreiflich. Nach dem „Liebesrausch" erwarteten die Leser ähnliches und er that ihnen den Gefallen. Aber Hand in Hand mit dieser Gefälligkeit ging die Verlotterung des künstlerischen Gefühls. Wie er die Sprache mißhandelt — die Gerechtigkeit zwingt mich, die letzten der Novellen auszunehmen — ist unglaublich. Er bildet Sätze, die man einem Schüler nicht verzeihen könnte, wie (S. 57): „Zwei volle Tage der Ruhe lagen hinter uns, und faul geworden, hieß es am Montag in aller Frühe aufbrechen." Oder (S. 40): „Er hat dem Pflasterkastenmann alles Wasser in Gestalt von Brausepulver ausgetrunken." Wendungen wie: „Die Nasenlöcher waren schwarz verstopft", oder „Den Thaler krampfhaft in die Hand gepreßt, eilten die flinken Füße . . ." (S. 11) sind ihm geläufig und verletzen sein Sprachgefühl gar nicht. Die richtige Zeitfolge beachtet er kaum wie S. 43: „Er zog ab, während die . . . . Mannschaft sich . . . . einen . . . . Waschkessel geholt hatte." Daß mit „während" nur gleichzeitige Sätze zu verbinden sind, stört ihn nicht. Gewiß auch nicht jene Leser, denen der Titel „Heißes Blut" besonderen Genuß verspricht. Aber ein Schriftsteller, der so schleuderisch arbeitet und seine Anlagen verludert, entwürdigt sich selbst.

Meyers Konversations-Lexikon.

Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Von der 5. Auflage liegen uns Bd. 8 und 9 vor. Der achte enthält die Stichworte von Großkreuz bis Hübbe, der neunte von Hübbe-Schleiden bis Kausler. Die Umarbeitung hat so tief eingegriffen, daß kaum ein Abschnitt von ihr ganz unberührt geblieben ist. Vor allem verdient hervorgehoben zu werden, daß die Änderungen alles berücksichtigen, was in Bezug auf die Stichworte bis zur Ausgabe vorgefallen ist. Das bedingt eine Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit, die um so mehr Anerkennung verdienen, je größer die

rein technischen Schwierigkeiten sind. So ist z. B. bei Japan die Geschichte bis zum Frieden von Simonosaki 17. April 1895 fortgeführt und sind schon zwei Schriften angegeben, die den Krieg zwischen Japan und China behandeln. Besondere Sorgfalt ist, wie seit jeher, allen sogenannten realen Fächern zugewendet: den Naturwissenschaften, der Technik — die beigegebenen Bilder von Maschinen aller Art zeigen die neusten Formen und sind musterhaft wiedergegeben, die Geschichte und Geographie — hier sind überall die jüngsten Quellen benutzt; die Karten zum größeren Teile ganz neu. Im Zusammenhange mit der Schilderung der Länder stehen die statistischen Angaben aller Art, die wie hier bei „Italien" gegenüber der 4. Auflage sehr vermehrt sind. Noch reicher als früher sind die verzeichneten Quellenschriften, deren Angabe das Wichtige umfaßt. Vollständigkeit ist nicht zu verlangen. Von Abschnitten, die besonders durch ihren Wert sich auszeichnen, hebe ich hervor: Grundwasser; Guyana; Güterrecht (eheliches); Gymnasium (mit zahlreichen statistischen Angaben); Haar; Hafen; Hamburg (mit vorzüglichem Plan); Hannover; Handel; Heilgymnastik; Heizung; Herakles; Heraldik (mit Wappentafel in Farben); Holz (tadellos sind die beigefügten Quer- und Längsschnitte); Hühnervögel; Hunde (mit zwei in Farbendruck ausgeführten Tafeln von Hundetypen); Hypnotismus; Infanterie; Jäger (mit Darstellungen aus den Hauptheeren Europas); Irland; Insektenfressende Pflanzen; Juden und jüdische Litteratur; Käfer (mit farbiger Tafel); Kakteen (mit einem Farbendruck, der die Kakteen in fast künstlerischer Art wiedergiebt).

Von Auflage zu Auflage vermehren und vervollkommnen sich die Landkarten; sie sind ungemein klar und übersichtlich, trotz der vielen aufgenommenen Einzelheiten. Die letzte Auflage leistet alles, was man von dem Verlage erwarten darf; sie strebt, das Werk stets so zu halten, daß es rasche und zuverlässige Auskunft auf jede Frage giebt, die durch die heutigen Verhältnisse hervorgerufen werden kann. In Bezug auf die Gewissenhaftigkeit bei Angabe von Zahlen und Thatsachen, in der Ausstattung und dem Reichtum der Beilagen ist das Werk mit Recht ein Ehrentitel des berühmten Verlags. L.

Neu eingesendete Bücher.

Litteratur.

Kürschners Deutsche Nationallitteratur: Bd. 215. Johann Fischarts Werke 1. — Bd. 216. Anakreontiker und preußisch-patriotische Lyriker. — Bd. 217. Goethes Werke. 30. Teil. (à Bd. 2,50 Mk.) — Dr. J. Wichgram, „Schiller". Lieferung 13—16 (Schluß). Bielefeld 1895, Velhagen und Klasing. — Weitbrecht, Karl, Diesseits von Weimar. Auch ein Buch über Goethe. Stuttgart 1895, Frommanns Verlag. Preis 3,60 Mk. — Blei, Dr. Franz, Karl Henkel. Studie. Zürich, Verlagsmagazin Preis 0,50 Mk. — Ziel, Ernst, Das Prinzip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. München 1895, Karl Rupprecht — Hirzel, Dr. A., Der Rigveda und seine Sprache. Aarau 1895, Sauerländer u. Co.

Vermischtes.

R. Stegmann, Fürst Bismarck und seine Zeit. 2. Auflage. Wolfenbüttel 1895, Julius Zwißler. — Duboc, Jul., Jenseits vom Wirklichen. Dresden 1896, Hellmut Henklers Verlag. — Lange, F. A., Geschichte des Materialismus. 5. wohlf. Auflage. 16—17 Hefte zu 60 Pf. Lieferung 1—2. Leipzig 1896, J. Baedeker. — Kohut, Ad., Musiker-Biographien. 17. Bd.: Auber. Leipzig, Reclam. — Groß-Deutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950. Von einem Alldeutschen. Berlin 1895, Thormann und Goetsch. — Victor Ottmann, Streifzüge in Toscana, an der Riviera und in der Provence. Berlin, Verein der Bücherfreunde. — Bayreuther Blätter. 18. Jahrg. 1895. 7—10 Stück. — Wilhelm II. als Erzieher. Von einem Deutschen. Berlin, Eduard Rentzel. Preis 0,30 Mk. — Sebastian Brant, Die Prostitution auf der Großen Berliner Kunst-Ausstellung. Berlin, Rehtwisch und Langewort. — **Bibliothek der Gesamtlitteratur,** Otto Hendel, Halle: Sergius Panin. Roman von Georg Ohnet. Preis 1 Mk. — Reden des Fürsten Bismarck. 2. Bd. Preis 1,50 Mk. — Neuere deutsche Lyrik, ausgewählt von Karl Busse. Preis 1,75 Mk. — Shakespeares Antonius und Cleopatra. Preis 0,50 Mk. — Frau Westbergs Pensionäre von A. v. Hedenstjerna. Preis 0,25 Pf. — Honestus „Mordsgedanken". Leipzig 1895, Reinhold Werther. — Karl Knortz, Der Fröbelsche Kindergarten und seine Bedeutung für die Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Glarus 1895, Babette Vogel. — Ida von Kortzfleisch, Der freiwillige Dienst in der wirtschaftlichen Frauen-Hochschule. Hannover 1895, Carl Meyer. Preis 0,60 Mk. — E. Gnauck-Kühne, Die soziale Lage der Frau. Berlin, Otto Liebmann. Preis 0,50 Mk. — Felicie Ewart, Die Emancipation in der Ehe. Brief an einen Arzt. Hamburg 1895, Leopold Voß. — D. Jul. Meyer und J. Silbermann, Die Frau in Handel und Gewerbe. Berlin 1895, Richard Taendler. Preis 0,60 Mk. — Laura Marholm, Das Buch der Frauen. Paris, Leipzig 1895, Albert Langen. Preis 3 Mk. — Sara Proelß und Marie Raschke, Die Frau im neuen bürgerlichen Gesetzbuch. Berlin 1895, F. Dümmler. Preis 0,40 Mk. — J. W. Higginson, Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Deutsch von Eugenie Jacobi, Leipzig 1895, August Schupp.

Briefkasten.

Frl. L. R. in W. Auch dieses Mal kann das Urteil noch nicht anders lauten. Sie sind zu jung, und im Ausdruck noch zu ungeübt, um tiefere Wirkungen ausüben zu können, falls Sie überhaupt thatsächliche Begabung besitzen. Es kann auch der lyrische Friesel sein, der Sie zum Dichten zwingt. — Herrn Hugo Str. in W. Noch nicht reif genug; vielleicht wird noch etwas aus Ihnen. Form unsicher; Reim oft sehr unrein (wird, berührt; preisen, reißen; schön, gesehn) „jät't" für „jätet" unstatthaft. — Herrn C. H. in L. „Der Sieger" flüchtig behandelt in der Sprache; „Unter der Linde" weckt den Vergleich mit Walther von der Vogelweide, wenn es auch nicht den gleichen Stoff behandelt, und erscheint dadurch gesucht und geziert. — Elise u. „Fideles Gretel". 1) Nein. 2) Kleinere Novellen kann ich auch nicht brauchen. 3) Daß Raabes „Akt. d. B." Euch so gefallen, gereicht Euch zur Ehre. Besten Gruß.

Inhalt der No. 9.

Ver[illegible]ter Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 10.

Im Lande der Sonne.

Roman

von

B. Clément.

(Fortsetzung.)

In herzlicher Freude streckte der Missionar ihm beide Hände hin. „Willkommen in Indien, Regie, alter Junge, und doppelt willkommen in meinem Hause, das Dir ein wenig die ferne Heimat ersetzen möge. Wie freue ich mich, nach so vielen Jahren ein Glied meiner Familie zu sehen. Wie ähnlich Du Deinem Vater, meinem guten Bruder, siehst, Regie." Er zog den Neffen neben sich nieder, und dieser, angenehm berührt durch den herzlichen Empfang, verwickelte den alten Herrn bald in ein lebhaftes Gespräch.

Elisabeth eilte inzwischen, nach der leidenden Mutter zu sehen. Diese war gerade aufgewacht und blickte ihrem lieblichen Kinde freundlich entgegen. „Wie geht es Dir, mein Mütterchen, fühlst Du Dich wohler?" fragte Elisabeth zärtlich und beugte sich über die Mutter.

„Ja, Herzenskind, ich bin gottlob wieder ganz wohl und kann an mein Tagewerk gehen. Was hast Du denn getrieben, Kind?"

„O weh, Mutter, ich werde schlecht bestehen, denn ich habe nichts weiter gethan, als mich angenehm unterhalten. Aber nein," fügte sie leise lachend hinzu, „ich habe einen Verschmachtenden gespeist und getränkt."

„Haben wir Besuch erhalten, Kind?" fragte die Missionarin lächelnd.

„Ja, Mütterchen. Was sagst Du, daß er wirklich gekommen ist?"

„William, nicht wahr?"

„Nein, Regie. William war ja erst vorgestern hier."

„Wer ist da?" fragte die Mutter, sich hastig aufrichtend.

„Regie, liebe Mutter. Ich erzählte Dir ja —"

„Reginald Wilson aus England, Dein Vetter?"

„Ja, Mütterchen, jetzt bist Du auf der richtigen Fährte," entgegnete das junge Mädchen heiter. „Willst Du aufstehen? Komm, ich helfe Dir bei der Toilette. Ich bin neugierig, was Du zu Regie sagst."

„Ist Vater da?"

„Ja, er kam soeben, Reginald mußte wohl eine Stunde mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen."

„Aber, Elisabeth, weshalb hast Du mich denn nicht gerufen?"

„Bei Deinem Kopfschmerz? Das war durchaus keine Notsache, ich habe ein ganz würdiges Hausmütterchen gespielt, Du kannst es glauben, liebe Mutter."

Die Missionarin unterdrückte einen Seufzer, als sie in das heitere Antlitz ihres Kindes sah und ging zum Wohnzimmer hinüber. Ein banges Gefühl bedrückte ihr Herz. — Elisabeth begab sich zu Amarasanthi.

Diese saß am Fenster, eine Näharbeit im Schoße, die nachtdunklen Augen träumend ins Weite gerichtet. Bei Elisabeths Eintritt schrak sie zusammen und beugte sich über ihre Arbeit.

„So fleißig, Schwesterlieb? Willst Du nicht hinüberkommen und Regie begrüßen?"

„Ich habe geahnt, daß er es sei," murmelte sie.

„Du hast ihn vorhin schon gesehen, nicht wahr?"

Amarasanthi sah auf, ihre sonst so sanften Augen blitzten. „Ja, aber ich will ihn nicht wiedersehen, er ist mir unwürdig entgegengetreten."

Elisabeth stutzte. „Das hast Du unrichtig aufgefaßt, Amaranth," sagte sie beschwichtigend. „Regie ist sehr übermütig, er würde aber nie die schuldige Achtung gegen eine Dame aus den Augen setzen."

„Du hast recht, gegen eine Dame," rief das indische Mädchen leidenschaftlich, „aber mir, dem braunen Kinde des Landes, glaubt er keine Achtung schuldig zu sein."

„Amaranth," rief Elisabeth erschrocken, „was hat er gethan, daß er Dich so tief gekränkt hat?"

„Laß das, aber quäle mich nicht, ich will ihn nicht sehen."

Elisabeths liebreiches Zureden half nichts, Amarasanthi erklärte bestimmt, auf ihrem Zimmer bleiben zu wollen, bis der Offizier gegangen sei.

Bekümmert verließ das junge Mädchen sie und zerbrach sich den Kopf, was Regie ihr wohl gethan habe. Daß nicht viel dazu gehörte, ihre fein empfindende Seele zu verletzen, wußte sie, und sie nahm sich vor, den Vetter auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.

Amarasanthi stützte nach ihrem Fortgehen den feinen Kopf und sah gedankenverloren vor sich hin. Zum ersten Male in ihrem jungen Dasein war ihr jemand keck und unehrerbietig genaht. Trotz ihrer Unerfahrenheit meinte sie, ihre dunkle Hautfarbe sei die Veranlassung, und ein brennendes Verlangen, weiß wie Elisabeth zu sein, stieg in ihr auf, dann hätte der junge Offizier nicht gewagt, ihr in dieser Weise zu begegnen. Sie zürnte ihm, wie nur ihre heißblütige Natur zürnen konnte, aber wunderbar, sie konnte seine übermütigen blauen Augen nicht vergessen. Wie ein frischer Hauch aus einer fremden Welt hatte seine Erscheinung sie berührt. Sie wußte nicht, weshalb ihr Herz so ängstlich klopfte, sie zürnte sich, daß ihre Gedanken nicht von ihm lassen wollten. Zwang sie sich, an andere Dinge zu denken, so stand er plötzlich so lebendig in seiner blonden, sieghaften Schönheit vor ihr, daß sie zusammenschreckte. Das Blut pochte ihr ungestüm in den Schläfen, und sie drückte die Hände gegen das Herz. Es war der Zorn, der Unwille über den, der gegen sie, die Fürstentochter, ein unehrerbietiges Benehmen gewagt. Stolz warf sie das feine Haupt in den Nacken. Sie wollte nicht mehr an ihn, den Unwürdigen, denken. Die Näharbeit flog auf den Boden, und sie schlüpfte geräuschlos aus dem Zimmer und ging zur Mädchenschule hinüber.

Elisabeth fand bei ihrer Rückkehr die Eltern und den Gast weder im Wohngemach noch in des Vaters Arbeitszimmer. Von dem alten Paul vernahm sie, daß Padre sahib, der Herr Missionar, und die Mem sahibi mit dem fremden Herrn in den Garten gegangen seien. Eilig durchschritt sie die Halle, ihnen zu folgen. Sie hatte Regie noch vieles zu fragen, und sie mußte doch an ihre Arbeit gehen, die sie ihm zu Gefallen vernachlässigt hatte. Sie wohnte morgens und nachmittags eine Stunde dem Unterrichte in der Mädchenschule bei, um sich in der Sprache, die sie zwar brieflich fleißig mit Amarasanthi geübt, die sie aber noch nicht völlig beherrschte, zu üben. Später wollte sie den Unterricht selbständig übernehmen. Sie war auch viel auf der Station der kleinen Kinder und nähte und strickte für dieselben.

So verfloß die Zeit ihr thätig und nutzbringend und sie zürnte sich, daß sie über Regies Besuch ihre Pflichten vernachlässigt hatte. Das durfte nicht wieder geschehen, doch der lustige Vetter würde bald Verkehr finden, der ihm besser zusagte als die Verwandten in dem stillen Missionshause.

Als das junge Mädchen um die Ecke des Schattenganges biegen wollte, hörte sie die Gartenpforte knarren. Sie sah sich nach dem Ankömmling um, stutzte aber, als sie eine hohe, kraftvolle Männergestalt eintreten sah. War es möglich? Im nächsten Augenblick eilte sie ihm mit einem Freudenrufe entgegen: „William! Ich hätte alles eher erwartet, als Dich heute schon wieder zu sehen.“

„Komme ich Dir zu oft, Elisabeth?“ fragte er, sie in die Arme schließend.

„O, Lieber, wie Du oft thöricht fragen kannst. Ich bin freudig überrascht. Liegt aber etwas Besonderes vor?“

„Nur meine Sehnsucht, die mich zu Dir trieb.“

Sie lächelte glücklich. „Das ist für mich ein genügender Grund. Es trifft sich auch gut, daß Du gerade heute kommst, William, nun kannst Du Vetter Regies Bekanntschaft machen.“

„Wessen?“ fragte er stehen bleibend.

„Du erinnerst Dich, daß ich Dir während der Überfahrt von meinen englischen Verwandten erzählte —“

„Ach so, das ist also Vetter Reginald, dessen ganze Sehnsucht nach Indien stand,“ unterbrach er sie. „Du freust Dich natürlich?“

„Gewiß, Du hättest nur Vaters Freude sehen sollen, William. Er hat ja in so vielen, langen Jahren keinen einzigen seiner Familie gesehen. Seinetwegen schon bin ich über Reginalds Kommen froh.“

„Hm! Er bleibt vermutlich hier in Benares?“

„Gewiß. Das heißt, ich glaube es, ich habe ihn noch gar nicht gefragt.“

„Du hältst es für selbstverständlich?“

„Ja, er bleibt. Er hat sich ja schon nach einer Wohnung umgesehen. Wie einzig lieb von Dir, William, daß Du gekommen bist.“ Sie schmiegte sich an ihn und sah innig zu ihm auf.

Er lächelte spöttisch. „Um die Bekanntschaft dieses interessanten Vetters zu machen?“

Sie lachte fröhlich. „Ich fürchte, Regies wegen würdest Du Dich nicht von Muratpur herbemühen. Sieh, da kommt er mit den Eltern.“

Diese begrüßten den Schwiegersohn mit aufrichtiger Freude, die beiden jungen Männer aber, die sich als Verwandte vorgestellt wurden, wechselten nur einen frostigen Gruß und maßen sich mit fast feindseligen Blicken. Die Missionarin sah unruhig von einem zum andern, mit weiblichem Scharfsinn erriet sie, was in ihnen vorging. Ihr Gatte merkte nichts, in heiterer Ruhe fuhr er fort, den Neffen auf dies und jenes aufmerksam zu machen. Reginald hörte scheinbar aufmerksam zu, seine Blicke wanderten aber mehr als nötig nach dem Brautpaare, das ihn bei weitem mehr interessierte als die Einrichtungen auf der Station. Er konnte sich nicht verhehlen, daß der junge Missionar eine bedeutende Erscheinung war, wohl geeignet, ein Mädchenherz zu gewinnen, ganz abgesehen von seinen Eigenschaften. Fatal! Er liebte Elisabeth auf seine Art und war mit der Absicht nach Indien gekommen, um sie anzuhalten. Hätte er doch schon in England gesprochen, er war aber so sicher gewesen. Nun mußte er, der verwöhnte Günstling der Frauenwelt, es erleben, daß seine reizende Cousine einen andern ihm vorzog. Daß der Zufall sie auch mit diesem glutäugigen Priester zusammenführen mußte! Er murmelte eine Ver-

wünschung in sich hinein, zeigte sich aber heiter und liebenswürdig.

Sie kamen an der Christenherberge vorüber, wo lautes, fröhliches Leben herrschte. Einige Frauen waren beschäftigt, in großen Holzmörsern mit langen Holzkeulen Reis zu enthülsen. Das gab einen weithin schallenden Ton, der an eine Glocke erinnerte. Junge Männer zündeten zwischen großen Steinen Feuer an, Kinder sprangen zwischen ihnen hin und her und vergnügten sich auf ihre Weise. Der Missionar erklärte seinem Neffen, daß dies größtenteils Leute aus entfernten Dörfern seien, die den Sonntag auf der Station verleben wollten.

„Und was geht dort unter dem Baume an der Hecke vor sich?“ fragte der junge Mann.

„Komm und sieh.“

Sie traten alle näher. Es war eine Schar Heiden, Männer, Frauen und Kinder, welche getauft zu werden wünschten und nun den entscheidenden Schritt thaten, um mit ihrem Heidentume zu brechen. Der weiß gekleidete Katechet war beschäftigt, den Männern den Zopf abzuschneiden, während seine Frau den Weibern ihren Schmuck abnahm. Willig gaben sie ihre Ketten und Ringe, ja, es schien, als fühlten sie sich erleichtert, die Zeichen des Heidentums los zu sein. Sie waren nun auch völlig überzeugt, daß die bösen Geister keine Macht mehr über sie hätten.

Der Missionar, von allen ehrerbietig gegrüßt, trat in ihre Mitte und ließ sich von jedem einzelnen feierlich versprechen, treu nach den heiligen zehn Geboten zu leben, nicht den bösen Geistern zu opfern, in Krankheitsfällen keine Zauberer zu rufen, ferner keinen Reisbranntwein zu bereiten, noch solchen zu trinken. Darauf kniete er nieder. Alle folgten seinem Beispiele, auch Reginald, der sich höchst ungemütlich und überflüssig vorkam. Der Missionar sprach ein kurzes Gebet und ermahnte die angehenden Christen nochmals, sich treu zu bewähren und rechte Mitglieder der Kirche zu werden.

Während die Missionarin dann ihre Gäste ins Haus zurückführte, blieb ihr Gatte noch bei seiner braunen Gemeinde.

„Wo steckt denn Eure Lotosblume?“ fragte Reginald Elisabeth, als ihr Verlobter mit der Mutter sprach.

Sie blickte ihn ernst an. „Was hast Du ihr gethan, Reginald? Sie hat mir erklärt, nicht zum Vorschein kommen zu wollen, so lange Du hier wärest. Du hast sie schwer gekränkt.“

Er lachte belustigt auf. „Ist sie so zart angelegt, die reizende Kleine?“

„Amarasanthi ist als meine Schwester erzogen und kann Anspruch darauf erheben, als eine Dame behandelt zu werden,“ entgegnete sie mit ruhiger Würde.

Er schlug die Hacken zusammen und verneigte sich. „Zu Befehl, schönste der Cousinen, sie soll mir als Verwandte herzlich willkommen sein. Ich brenne vor Verlangen, sie als solche begrüßen zu dürfen.“

„Darauf wirst Du heute wohl verzichten müssen, Amarasanthi ändert eine bestimmt geäußerte Absicht niemals.“

Reginald lächelte ungläubig. Er nahm sich vor, seine ganze Liebenswürdigkeit vor der braunen Schönheit zu entfalten, er wußte, daß er unwiderstehlich sein konnte. Welch interessanter Zeitvertreib, die kleine beleidigte Königin zu versöhnen. Sie kam aber nicht, und die Unterhaltung mit der Missionarin war für seinen unruhigen Geist nicht fesselnd genug. William blieb kühl und zurückhaltend, und nur Elisabeths Unbefangenheit gelang es, das Gespräch frisch weiter zu führen und auch auf ungefährlichen Gebieten zu erhalten. Sie hätte um nichts in der Welt gewünscht, daß Reginald eine seiner spöttischen, geringschätzigen Bemerkungen über den geistlichen Stand oder über die Heidenbekehrung gemacht hätte, ja, sie zitterte bei dem Gedanken vor Williams Zorn. Ob Regie ihn wohl für einen Eiferer halten würde? Sicher! Hatte er sich nicht selbst so genannt? Ja, er war es, aber im edelsten Sinne des Wortes. Er sah nicht nur die Sünden seiner Mitmenschen, nein, er kannte auch die eigenen und scheute sich nicht, sie freimütig zu bekennen. In liebender Bewunderung sah sie zu ihm auf. Was er nur heute hatte? Er war so blaß, so ernst, ganz anders wie sonst. Gewiß hatte er Verdruß gehabt.

Da erhob sich Reginald, sich zu verabschieden. „Du gestattest, verehrte Tante, daß ich, so oft es mein Dienst erlaubt, zu Euch komme?“ fragte er und führte galant die schmale Hand an die Lippen.

„Wenn Du Dich wohl in unserer einfachen Häuslichkeit fühlst, Reginald, so betrachte sie als Deine Heimat,“ entgegnete die Missionarin in nicht so herzlicher Weise als sonst, wie es Elisabeth schien.

Sie glaubte dies nachholen zu müssen und streckte dem Vetter mit ihrem sonnigsten Lächeln die Hand hin. „Das versteht sich von selbst, Regie. Komm so oft Du kannst, Du bist uns immer herzlich willkommen.“

„Tausend Dank, schönstes Cousinchen, ich werde von Deiner gütigen Erlaubnis den ausgiebigsten Gebrauch machen. Empfehle mich, Hochehrwürden.“ Er verneigte sich tief vor dem jungen Missionar, warf Elisabeth einen so glutvollen Blick zu, daß William das Blut wild in den Schläfen pochte, und ging.

Als er die Straße erreicht hatte, lachte er leise auf, ein keckes, leichtfertiges Lachen. „Das also ist ihr Schatz? Hinter diesen Augen schlummert ein Vulkan von Leidenschaften. Es müßte interessant sein, sie zu wecken.“

Nach seinem Fortgange verließ auch die Missionarin das Zimmer, und das Brautpaar blieb allein. Elisabeth strich mit leichter Hand über des Verlobten Stirn. „Was hast Du nur heute, mein Freund? Du bist so ernst, so still, ich möchte sagen, so frostig.“

„Wird Dir kalt in meiner Nähe?“

Sie lachte heiter. „Nein, davor schützt mich die eigene Wärme. Aber sage mir, Liebster, bist Du nicht wohl?“

Es klang so aufrichtige Sorge aus Wort und Blick, daß William seinen Unmut schwinden fühlte. Er legte den Arm um sie und führte sie auf und nieder. „Ich hoffe, Elisabeth, dieser Vetter wird uns nicht jedesmal das Zusammensein schmälern,

wenn ich mich mit schwerer Mühe frei mache, um zu Dir zu eilen, Du hast ihn gar zu herzlich zur Wiederkehr aufgefordert."

„O, mißfällt Dir Reginald?" fragte sie erschrocken und fügte eifrig hinzu: „Lerne ihn nur näher kennen, er hat wirklich viele gute Eigenschaften."

„Ich halte ihn für einen gefährlichen Menschen."

Sie stutzte, dann brach sie in ein fröhliches Gelächter aus. „Mein alter harmloser Regie gefährlich? Nein, William, darin irrst Du gründlich. Er, der Liebling der ganzen Familie!"

„Und was hat ihn dazu gemacht? Nur seine äußere Schönheit?"

„O nein, sein heiteres, liebenswürdiges Wesen und seine sonstigen guten Eigenschaften."

„Von denen sich gewiß viele blenden lassen, ohne nach dem Kern zu fragen," rief er stirnrunzelnd.

„Der Kern ist gut," entgegnete sie warm, „mag er leichtherzig sein, er wäre aber nie einer unehrenhaften Handlung fähig. Ich glaube an Reginald und halte ihn für einen wahren Freund, möchte er auch der Deine werden, William."

„Ich bedarf seiner nicht," war die eisige Antwort.

Sie schmiegte sich schüchtern an ihn. „Ist das nicht ein etwas stolzes Wort, Geliebter? Kein Mensch kann wissen, in welche Lebenslage er gerät. Und wenn Du seiner nicht bedarfst, William, so glaube ich, bedarf er Deiner um so mehr. Er ist trotz seines Christentums nicht viel mehr als ein Heide. Wenn es Dir gelänge, ihn zum Glauben zu führen?"

Er sah tief in die reinen Kinderaugen. „Und Du meinst, Elisabeth, daß gerade ich die geeignete Persönlichkeit dazu wäre?"

„Wer besser als Du? Deiner Beredsamkeit, Deiner glühenden Begeisterung muß es ja gelingen, den kleinsten Glaubensfunken anzufachen. Könnte er Dich nur öfter predigen hören! Meine ganze Seele nimmst Du mit Dir fort in jene lichten Höhen, die unsere Hoffnung sind."

Er blickte gerührt auf sie herab. „Schreibe mir nicht zu viel Macht zu, mein Liebling," sagte er weich, „Du ahnst nicht, wie wenig Macht ich über mich selbst habe."

Sie lächelte. „Weißt Du, was ich am meisten an Dir liebe, mein William? Deine Demut."

„O, Elisabeth, halte ein, Du quälst mich!"

Sie sah erschrocken in sein blasses Gesicht. „Du bist krank, mein Liebster, ich habe es ja gleich gesehen. Bist Du wieder zu Fuß gekommen?"

„Nur die letzte Strecke. Ich habe mich bis kurz vor Benares tragen lassen."

„Und wie willst Du nach Muratpur zurückkommen?"

„Zu Fuß, Kind."

„O, William, Du wirst Dich krank machen. Die Eltern haben Dich auch schon gebeten, Dich nicht in dieser Weise anzustrengen, unser Klima erlaubt dergleichen einmal nicht."

„Ängstige Dich nicht, mein Liebling, der Weg in der kühlen Nachtluft ist mir eine wahre Erquickung für Leib und Seele. Ich fühle mich nie erfrischter als nach solchem Gange. Die Jahreszeit verbietet mir ohnehin bald meine Wanderungen; wird es heißer, so gehe ich selbstverständlich nicht. Bist Du mit diesem Versprechen zufrieden, Geliebte?"

„Nicht ganz. Glaubst Du, daß ich ruhig schlafe, wenn ich Dich allein unterwegs weiß? Bleibe wenigstens bis morgen früh."

„Ich kann nicht, Kind. Um sechs Uhr morgen früh erwarte ich David schon bei mir, um eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu besprechen."

Elisabeth seufzte, sie wußte aber, daß William ebensowenig wie Amarasanthi von einem einmal gefaßten Entschlusse abging.

Die späteren Nachmittagsstunden vereinigten die Familie im Wohnzimmer. Auch Amarasanthi erschien, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß der Offizier gegangen war. Sie war überrascht, Elisabeths Verlobten zu sehen, sagte jedoch kein Wort. Wenn William gehofft hatte, sie würde nach dem Besuche in Muratpur zutraulicher werden und ihn wie ein Glied der Familie behandeln, so hatte er sich geirrt. Sie beachtete ihn scheinbar wenig, beobachtete ihn heimlich aber scharf. Ihr klarer Geist hatte schnell seine Schwächen erkannt und es interessierte sie, seine Kämpfe gegen seine Fehler zu beobachten. Sie wußte, daß ihre kühle Ruhe ihn reizte, es widerstrebte ihr aber, ihm Anerkennung zu zeigen, die sie nicht aufrichtig empfand. Die Demut, die Elisabeth so sehr an ihm liebte und so lebhaft bewunderte, hatte sie nur einmal in Muratpur für echt gehalten, doch kam sie bald auf ihr erstes Urteil über ihn zurück: trotz seines aufrichtigen Strebens war er eitel und selbstbewußt. Wenn William die klugen, nachtschwarzen Augen so gedankenvoll auf sich ruhen fühlte, so empfand er, daß sie ihn durchschaute und ein heimlicher Grimm gegen das schöne Geschöpf ergriff ihn. Sie sah nicht mit gläubigem Vertrauen zu ihm auf, wie Elisabeth, sie sah in ihm den Menschen mit all seinen Fehlern. Wohl erkannte sie seine guten Eigenschaften und rühmte sie warm gegen die Eltern und gegen Elisabeth, doch so sehr er sie auf der Kanzel hinriß, so wenig konnte sie ihm als Mensch ihre Zuneigung schenken. Oft bangte ihr um Elisabeths Glück, doch sprach sie solche Gedanken niemals aus. So blieb das Verhältnis zwischen ihnen, zum Kummer der jungen Braut, ein gespanntes. Amarasanthi ließ sich wenig sehen, wenn der junge Geistliche da war und schützte stets Arbeit vor. Sie war mit ganzer Hingabe Christin und arbeitete mit großem Eifer an dem Missionswerke. Ihre Begeisterung stand um nichts hinter der Williams zurück, sie arbeitete aber nur dem Herrn zuliebe, an sich dachte sie nie.

Die köstlichen Stunden des Zusammenseins vergingen dem Brautpaare nur zu schnell. Immer mehr zögerte William, bis die Eltern selbst zum Aufbruch mahnten. Der Missionar wollte ihm einen seiner Diener zur Begleitung mitgeben, der junge Mann wehrte jedoch energisch ab, der ganze Reiz der nächtlichen Wanderung würde ihm gestört sein.

Elisabeth begleitete ihn bis an die Pforte. „Ich ängstige mich um Dich, Geliebter," sagte sie, als er sie Abschied nehmend in die Arme schloß.

„So kleinmütig, Geliebte? Du wirst mich noch oftmals in die Nacht hinausziehen lassen müssen, Kind, und ganz andere Wege als diesen gefahrlosen nach Muratpur. Sieh dort hinauf, Elisabeth," er wies auf den sternbesäeten, flimmernden Himmel, „ich gehe nicht allein, der Herr ist mit mir, er wird mich sicher heimgeleiten."

„Du hast recht, William, wie konnte ich auch nur einen Augenblick zagen? So leb denn wohl, Du Lieber, Guter, Gott mit Dir."

Mit festem Händedruck schieden sie, dann eilte Elisabeth ins Haus zurück.

William durchschritt die Straßen, in denen es noch sehr lebhaft zuging und näherte sich dem Gangesufer. Er liebte den Fluß in der nächtlichen Beleuchtung, wenn Mond und Sterne sich in seinen Fluten spiegelten. Der junge Missionar hatte sich ein anderes Bild von Benares und dem Ganges entworfen, war jedoch bitter enttäuscht. Er hatte geglaubt, die heiligste Stadt des indischen Reiches müsse das Schönste sein, was sein Auge je an landschaftlichem Reiz und an Kunstschätzen gesehen. Nichts von alledem. Zwar wies die Stadt unzählige, teilweise sehr schöne Bauten auf und lag malerisch am Ufer des breiten Stromes, so daß er am ersten Morgen seiner Ankunft gemeint, nichts Schöneres gesehen zu haben; doch nach näherer Bekanntschaft mit dem Strome scheute er fast seine Ufer. Seine Fluten hatten, besonders unterhalb der Stadt, eine gelblich graue Färbung statt des schönen, klaren Blau, das William erwartet hatte. Kein Wunder aber, wenn täglich, bevor der Strom Benares erreicht, unzählige schmutzige Pilger ihr Bad in demselben genommen hatten und die Asche Hunderter an den Ufern verbrannter Leichen ihm übergeben wurde. Täglich ließen sich Schwerkranke nach den Ufern des heiligen Flusses bringen, um hier zu sterben. Wer im Anblick des Stromes stirbt, wird für heilig erklärt. Es spielten sich täglich schauerliche Scenen an den Ufern ab. Hitze, Sturm und Regen vermehrten die Qualen der Kranken und Sterbenden, dabei war es verboten, ihnen Hilfe oder ein Heilmittel zur Genesung zu bieten; sie waren gebracht, um zu sterben, nicht um noch länger am Leben zu bleiben. Sobald ein Kranker von dem Wasser der heiligen Ganga getrunken oder darin untergetaucht, ist er dem Tode geweiht. Wehe ihm, wenn er gegen alle Erwartung dennoch am Leben bleibt. Er wird aus seiner Kaste gestoßen und von seinen Angehörigen gemieden. Ein solcher Unglücklicher, der mit Abscheu betrachtet wird, kann nichts thun, als sich mit Personen, die ein gleiches Schicksal teilen, vereinen.

In Gedanken versunken schritt William am Ufer dahin. Da erklang eintöniger Gesang. Er blickte auf. Nicht weit von ihm loderte ein Feuer empor; er befand sich nicht weit von der Marnikarnika Ghat. Hier ward tagaus, tagein in Asche verwandelt, was sterblich ist am Menschen. Widerwillig ging er näher, er konnte jedoch nicht anders zu der großen Holzbrücke gelangen, welche das rechte Ufer mit dem linken verbindet.

Ein meterhoher Holzstoß war errichtet, die Leiche, in ein Tuch gewickelt, auf denselben gelegt, mit Holz bedeckt und der Holzstoß sodann als letztes Liebeszeichen von dem nächsten Angehörigen angezündet. Die ganze Familie des Verstorbenen war um den Verbrennungsplatz geschart, die braunen Gestalten grell von dem Feuer bestrahlt. Ein grausiger Anblick, wie die Flamme höher und höher züngelte, nun mußte sie den Körper bald erfaßt haben.

Der Missionar schauderte und wollte weiter wandern, da fiel sein Blick auf ein kleines, zitterndes Mädchen. Es mochte acht Jahre zählen und war klein und schmächtig für sein Alter. Entsetzt starrten seine großen, schwarzen Augen in die Flammen. Da schlug ein Weib es ins Gesicht und stieß gräßliche Verwünschungen gegen das Kind aus. Ein anderes folgte seinem Beispiele und bald sah sich das Kind von schimpfenden Weibern, die es stießen und schlugen, umgeben. „Eine Witwe," fuhr es William durch den Sinn und heißes Mitleid mit dem unglücklichen Kinde ergriff ihn. Rasch trat er näher. Er sah, daß die schimpfenden Weiber das kleine Mädchen am liebsten zu dem Toten ins Feuer geworfen hätten. Gott sei Dank, die schreckliche Sitte der Witwenverbrennung war durch ein englisches Gesetz verboten, war aber deshalb das Los der beklagenswerten Witwen ein besseres geworden? Von den Ihren als der Schandfleck der Familie betrachtet, muß sie Zeit ihres Lebens um den trauern, dessen Tod sie verschuldet haben soll. Ausgeschlossen von allen Freuden, muß sie vollständig auf die Liebe der Ihren verzichten. Verhöhnt, verachtet, mißhandelt, so bringt sie ihr Leben in Sack und Asche zu. Sollte das auch das Schicksal dieses zarten Kindes sein? Von einem harten Stoße getroffen, taumelte das Mädchen dem Missionar entgegen und sank ächzend zu seinen Füßen nieder. Heftiger Zorn gegen die Unmenschen, heißes Erbarmen mit dem unglücklichen Kinde ergriff ihn. Er hob die aus einer Kopfwunde blutende Kleine auf und trat mit ihr im Arm in den hellerleuchteten Kreis.

„Seid Ihr Menschen?" rief er mit gewaltiger Stimme, „daß Ihr dies zarte Geschöpf, das Eurer Liebe, Eurer Sorgfalt anvertraut ist, in dieser Weise behandelt? Wer ist Mutter, wer ist Vater des Kindes?"

Zwei braune Gestalten lösten sich aus der verstummten Menge und traten vor ihn. Zürnend glitt sein Auge über sie hin.

„Seid Ihr es wert, daß Gott Euch ein Kind schenkte? Sage, Weib, hast Du je ein Tier sein Junges verlassen sehen? Und Du kannst Dein eigenes Kind mißhandeln?"

„Herr, sie ist nur ein Mädchen," entschuldigte sich diese. „Der Götter Zorn hat mich schwer getroffen, da er mir vier Mädchen schenkte. Jetzt ist sie Witwe, der junge Karim hat durch ihre Schuld sterben müssen."

„Mit nichten, Weib, dies Kind ist schuldlos an seinem Tode," rief William und begann den erstaunten Heiden von Gott, seinem heiligen Worte und von der Auferstehung zu predigen. Einige unter ihnen hatten wohl schon Gelegenheit gehabt, einen Missionar auf den Märkten oder an der Landstraße predigen zu hören, doch sein Wort war ein leerer

Schall für sie gewesen. Das war jetzt anders. Aus dem blassen Antlitz des jungen Geistlichen, von dem flackernden Feuerschein grell beleuchtet, sprach eine so gewaltige Entrüstung, aus seinen Worten eine so überzeugende Kraft, daß sie sich wider Willen ergriffen fühlten.

Als er nun dicht an die Mutter herantrat, das zitternde Kind noch immer im Arm, und sie fragte: „Sprich, Weib, was soll das Los Deines Kindes sein? Soll es Zeit seines Lebens mißhandelt werden, oder willst Du es schützen und lieben, wie es Dir als Mutter zukommt?“ schluchzte das braune Weib auf und rief:

„Ach, padre sahib, ich kann es nicht schützen, unsere Religion schreibt es uns so vor.“

„Und Du?“ fragte er mit strengem Blick den Vater.

Dieser schüttelte den Kopf. „Ich kann nichts für Saraswati thun. Es wäre am besten, sie wäre mit ihrem Gatten verbrannt.“

„Nein, leben soll sie,“ rief William mit weithin schallender Stimme, „leben zur Ehre Gottes, zum Nutzen ihrer Mitmenschen. Gebt mir Euer Kind, Ihr unwürdigen Eltern, damit ich es erziehe. Ich will ihre Seele von der ewigen Finsternis erretten und sie in Gottes Wort unterweisen. Sie soll Christin werden, ein Kind des lebendigen Gottes, den ich Euch soeben verkündet habe.“

Das braune Ehepaar sah sich schweigend an. Die Mienen des Mannes hellten sich auf; es war ein guter Ausweg, auf diese Weise die Schande der Familie los zu werden. So gab er ohne Bedenken seine Zustimmung. Die Mutter zögerte noch, sie mochte an die Jahre denken, wo sie das Töchterchen auf ihren Armen gewiegt, es geherzt und geküßt hatte. Sie seufzte. Das war nun vorbei, Saraswati war Witwe! Dennoch regte sich ein mütterliches Gefühl in ihr.

„Wohin führen Sie mein Kind, padre sahib?“ fragte sie.

„Nach Muratpur. Du kannst Deine Tochter so oft Du willst auf der Missionsstation sehen.“

„Nehmen Sie mein Kind mit, Herr,“ entgegnete das Weib hastig und wandte sich ab, ohne der Tochter noch einen Blick zu gönnen.

William beugte sich zu dem Kinde nieder. „Willst Du mit mir kommen?“ fragte er sanft.

Sie sah flehend zu ihm auf. „Ja, guter padre sahib, nimm mich mit Dir, sie schlagen mich sonst tot, wie die arme Kalibandi.“

„So komm, Gott segne uns beiden diesen Augenblick.“

Er faßte die kleine, zitternde Hand mit festem Griff, führte das Kind das Ufer hinunter, wusch die Wunde, aus der das Blut langsam herniedersickerte, und verband sie. Einen Blick noch warf er auf den rauchenden Holzstoß, aus dem hier und da noch eine Flamme hervorzüngelte, dann hob er die leichte Kindergestalt auf seine kräftigen Arme und trug sie durch die sternhelle Nacht in sein stilles Heim.

Fünftes Kapitel.

Es war die schönste Jahreszeit. Der März, der Lieblingsmonat der Inder, war angebrochen; zwar waren die Nächte noch frisch, die Tage jedoch äußerst milde. Überall standen Blumen, Bäume und Sträucher in voller Blüte, die Früchte begannen zu reifen. Dies war auch die Zeit der Feste. In Städten und Dörfern sammelten sich Käufer und Verkäufer, Schaulustige und fromme Pilger, Jongleure und Tänzer; da wurden indische Dramen aufgeführt oder Wasserfahrten veranstaltet, kurz, es herrschte ein reges Leben.

Ein großer Menschenstrom bewegte sich eines Morgens nach Benares. Es stand eine Mondfinsternis bevor. Die Hindus glauben, daß sie der größten Segnungen der Götter teilhaftig werden, wenn sie in den Fluten des heiligen Ganges baden, besonders bei Benares, das als die Pforte des Himmels angesehen wird. Hier soll das Wasser die heilsamste Wirkung besitzen, namentlich bei Sonnen- und Mondfinsternissen. Um derselben teilhaftig zu werden, senden reiche Leute, die entfernt wohnen und die Reise scheuen, Stellvertreter, die für sie baden und die nötigen Anbetungen verrichten.

Schon tags vorher war es von allen Richtungen her der Stadt zugeströmt; Männer, Frauen, Kinder, alle Stände und Sekten waren vertreten. Die Bewohner eines Ortes oder Dorfes hielten meist zusammen, namentlich waren es Frauen, die sich in langem Zuge langsam fortbewegten und meist einen Festgesang angestimmt hatten zu Ehren des Ungeheuers Rahu, der nach ihrem Glauben den Mond zu verschlingen sucht.

In den Straßen der Stadt wogte es bunt durcheinander. Man hörte die verschiedensten Sprachen, sah die mannigfaltigsten asiatischen Trachten. Die einheimische Bevölkerung suchte so viel Vorteil wie möglich von den Wallfahrern zu ziehen. Die Söhne des Ganges, eine besondere Klasse der Brahmanen, priesen den Pilgern die vorzüglichen Eigenschaften des Flusses und verschafften ihnen gegen hohe Opfer passende Kleidung zum Baden. Andere führten die Fremden durch die engen Straßen zu den berühmten heiligen Plätzen der uralten Stadt und erzählten ihnen Wunderdinge, die dort geschehen sein sollten. Die andächtigen Pilger staunten und opferten willig und gern. Dazwischen trieben sich unzählige Fakire umher, welche die Namen und Eigenschaften der verschiedensten Götter mit großem Geschrei anpriesen und dafür von den Vorübergehenden Almosen erbaten. Einige boten Wasser von anderen berühmten Orten zum Trankopfer für den Schutzgott von Benares feil. Den unangenehmsten Anblick aber boten die Hindu-Heiligen, welche fast ganz ohne Bekleidung umhergingen, da sie sich rühmten, ganz frei von Sünde zu sein und keines leiblichen Gewandes zu bedürfen. Sie hatten den Körper mit Kuhdung oder Asche beschmiert, das Haar entweder geflochten um den Kopf gewunden, oder sie ließen es wild herabhängen. Sie bettelten auf unverschämte, zudringliche Weise, wurden von dem geringen Volk jedoch mit der größten Achtung behandelt, da sie als Heilige verehrt wurden.

Auf der Missionsstation herrschte das alte ruhige Leben. Jeder ging seiner gewohnten Beschäftigung nach. Wenig von dem Lärm der Außenwelt drang in das stille Haus. Es war um die Mittagszeit, Elisabeth stand am Fenster und schaute nach dem Vater aus, der schon früh morgens fortgegangen. Solche Tage brachten schwere Arbeit für den Missionar. Er suchte hier und da, wo es ihm gerade günstig schien, das Volk um sich zu sammeln, ihm das Evangelium zu predigen. Er wußte wohl, daß er meist tauben Ohren sprach, doch hatte die Erfahrung ihn gelehrt, daß manch Samenkörnlein hängen blieb und durch einen späteren Anlaß Frucht trieb. Auch William hatte sein Kommen verheißen, war aber zu Elisabeths Verwunderung ausgeblieben. Gewiß hatte sein Eifer ihn unterwegs festgehalten.

Da ging die Pforte, doch statt des Ersehnten trat Reginald ein. Sein Auge blitzte freudig auf, als er das junge Mädchen erblickte.

„Darf ich zu Dir hineinkommen, Lissy?“

Sie nickte lächelnd und öffnete das niedrige Fenster.

„Guten Tag, Cousinchen, wie geht es? Ist das ein Trubel bei Euch, man hat Mühe, sich hierher durchzuschlagen. Ist das ein Volk! Angebettelt wird man, daß es eine Schande ist. Ich habe natürlich keinen Pfennig mehr. Und diese Geschöpfe, Menschen kann man sie doch nicht mehr nennen — brr! Man muß wirklich in Sorge sein, bei einer etwaigen Berührung Spuren davonzutragen.“ Er sah forschend an seiner eleganten Erscheinung nieder.

„Du siehst tadellos aus, Regie, weshalb bist Du aber gegangen?“

„Aus Wißbegierde, schönste Cousine, man muß solchen Hokuspokus doch auch einmal mitangesehen haben. Hätte ich hier aber zu befehlen, ich würde das unverschämte Gesindel der Fakirs mit Peitsche und Schwert vertreiben.“

„Sie werden auch ohne solche Gewaltmittel verschwinden, freilich gehören dazu viele Jahre.“

„Wie meinst Du das?“

„Durch immer weitere Ausbreitung des Christentums. Es kommen immer weniger Andächtige zu den großen Festen. Vater sagt, er kann die Abnahme von Jahr zu Jahr merken.“

„Onkel John ist wohl ein sehr bescheidener Mann?“

„Was seine Person anbetrifft, ja, nicht aber in den Anforderungen, die er an seine Arbeit stellt.“

„Ich finde, Cousine Lissy, daß Du unerlaubt ernst bist. Zwar hast Du mir schon in England die Leviten gelesen, doch nicht so unausgesetzt wie hier.“

„Vielleicht hast Du es hier nötiger.“ Sie wandte sich um. Die Thür war geöffnet, es trat jedoch niemand ein. Auf der Schwelle stand Amarasanthi, ein Bild hilfloser Verwirrung. Sie hatte es bis jetzt vermieden, dem jungen Offizier bei seinen häufigen Besuchen zu begegnen, so war es das erste Mal, daß sie ihm wieder gegenüberstand.

In seinen Augen blitzte es auf. Er sprang auf und trat ihr mit ehrerbietigem Gruß entgegen. „Ich hatte das Unglück, Sie bei meinem Eintritt in dies Haus zu beleidigen, Miß Wilson, verzeihen Sie mir,“ bat er reuevoll.

Sie hob die dunklen Augen forschend zu ihm auf. „Alle Wetter ist die Kleine hübsch,“ dachte er und nahm einen traurigen zerknirschten Ausdruck an. „Wenn Sie wüßten, wie mich Ihr Unwille bekümmert hat, Miß Wilson, Sie würden Gnade für Recht ergehen lassen.“

„Versöhnt Euch nur,“ rief Elisabeth heiter, „es ist viel hübscher, gut Freund zu sein, als Feind.“ Sie nickte beiden zu und eilte aus dem Zimmer, da sie den Vater mit dem Verlobten kommen sah.

„Lissy hat recht, lassen Sie uns Freunde sein, Cousine Amarasanthi,“ drängte Reginald, dessen leicht entzündliches Herz bereits in hellen Flammen stand.

„Ihr Benehmen soll mir erst zeigen, ob ich Ihnen gestatten kann, mich so zu nennen,“ entgegnete sie gelassen.“

Er seufzte tief. „Sie sind grausam, schönste der Cousinen, mich erst auf die Probe zu stellen. Gilt Ihnen Elisabeths Wort nichts? Sie empfindet aufrichtige Freundschaft für den tollen Regie.“

Ein träumerisches Lächeln flog über des Mädchens Antlitz. Wie oft hatte Elisabeth mit ihr, vor Reginalds Ankunft, von ihm gesprochen und über seine lustigen Streiche und Einfälle gelacht. Amarasanthi hatte der Schwester Schilderungen von dem Aufenthalte bei den vornehmen Großeltern wie einem Märchen gelauscht. Unbewußt hatte sie den jungen Offizier zu einer Idealgestalt erhoben und für ihn geschwärmt, nun konnte sie ihm, trotz seiner Keckheit, nicht länger ernstlich zürnen. Seine schöne, ritterliche Erscheinung, sein liebenswürdiges Wesen machten tiefen Eindruck auf ihr unschuldiges, unerfahrenes Herz. Er beobachtete entzückt ihr lebhaftes Mienenspiel.

„Elisabeth hat für mich gebeten,“ sagte er leise, ergriff ihre herabhängende Hand und drückte sie mit zarter Ehrfurcht an die Lippen.

In diesem Augenblick trat das Brautpaar ein. Helle Röte flog über Williams Stirn bei dem Anblick, der sich ihm bot, Amarasanthi aber, ungewohnt solcher Huldigung, floh erschrocken aus dem Zimmer. Mit der heitersten Miene der Welt trat Reginald dem Brautpaare entgegen.

„Sie kommen spät, Hochehrwürden, meine holde Cousine hat schon voller Sehnsucht nach Ihnen ausgeschaut. Sind Sie auch von den bettelnden Scheusalen aufgehalten worden?“

Der junge Missionar warf ihm einen ernsten Blick zu. „Nein, ich habe sie aufgehalten, um ihnen das Evangelium zu predigen.“

Reginald warf mit schneller Bewegung das lockige Haar aus der Stirn, ein Lächeln spielte um seine Lippen. „Ist das nicht vergebenes Bemühen, Hochehrwürden?“

„Halten Sie die ganze Missionsarbeit dafür?“

„O nein, das will ich nicht sagen. In gewissem Sinne mag sie ja viel Gutes bewirken, im ganzen und großen scheint sie mir aber von geringem Erfolg. Ich bin erstaunt, noch so viel Aberglauben, so viel Unsitten und Roheiten auf jedem Schritt zu begegnen.“

„Sie haben recht. Es fehlt noch immer an

Arbeitern in Gottes Wort, aber auch an Interesse und Teilnahme für die Missionsthätigkeit in unserem Vaterlande. Viele meinen, das sei eine Sache, die sie nichts angeht. Sie sehen und hören ja nichts von dem Elend der Heidenwelt, wollen auch nichts davon hören. Es liegt ihnen zu fern. Was kümmert es sie, ob die Heiden bekehrt werden oder nicht?"

„So messen Sie uns die Schuld bei, daß Sie hier nicht mehr Erfolg haben?"

„In gewissem Sinne ja. Wenn mehr Arbeitskräfte, mehr Mittel da wären, wir kämen schneller zum Ziele."

Elisabeth, die unruhig der Unterhaltung gefolgt war, sah, daß es nur einer unvorsichtigen Bemerkung Reginalds bedurfte, um Williams Zorn zum Ausbruch zu bringen. Sanft legte sie die Hand auf die seine. „Wir wollen zufrieden sein mit dem, was schon erreicht ist, nicht wahr, mein William? Und wenn Du heute auch nur in eine einzige Seele einen schwachen Glaubensfunken geworfen hast, so wollen wir Gott dafür danken. Unsere Aufgabe ist, allmählich, Schritt für Schritt in Geduld und Liebe weiterzugehen, nicht rechts noch links zu sehen, dann werden wir schließlich doch zum Ziele gelangen. Hat Gott das nicht verheißen? Sollte das nicht Wahrheit werden?"

William atmete tief auf und umschloß die Hand seiner Braut mit festem Druck. „Du hast recht, Geliebte, darauf laß uns bauen und getrost weiterarbeiten, es kommt doch die Zeit, die zeigen wird, daß unsere Arbeit nicht vergeblich gewesen ist."

Ein triumphierender Blick flog zu Reginald hinüber, dieser lachte leicht auf und entgegnete: „Diese Zeit werden Sie und ich wohl schwerlich erleben, Hochehrwürden, wir können nur im guten Glauben an sie von hinnen scheiden."

Williams Augen flammten auf, doch ehe er zu einer Antwort kam, trat die Missionarin ein, begrüßte die beiden jungen Männer herzlich und forderte sie auf, zum Mittagsmahle zu kommen. Im Speisezimmer trafen sie den Vater, der mit Amarasanthi scherzte. Freundlich begrüßte er den Neffen, und man setzte sich.

Während William Mühe hatte, seinen Zorn niederzukämpfen, entwickelte Reginald eine hinreißende Liebenswürdigkeit. Je heiterer, lebenssprühender dieser war, um so ernster, schweigsamer ward er. Er war nicht imstande, auf den frischen Ton einzugehen und zürnte den Eltern und dem jungen Mädchen, daß sie es konnten. Der Missionar liebte eine harmlose Heiterkeit und freute sich des frohsinnigen Neffen. Seine Gattin, die ihn anfangs mit Mißtrauen beobachtet hatte, sah jetzt in ihm den harmlosen Regie, wie Elisabeth ihn geschildert hatte. Zwar bemerkte sie des Schwiegersohnes Abneigung gegen ihn, zürnte ihm aber fast deshalb. Nach ihrer Meinung mußte man dem fröhlichen Jungen doch gut sein, William könnte sich auch Elisabeths wegen zusammennehmen und dem Kinde die unschuldige Freude an dem Verkehr mit dem Vetter gönnen. Es war ersichtlich, daß ihre Heiterkeit ihn verdroß. Ob Elisabeth nichts davon merkte? Sie hatte erleichtert aufgeatmet, als die Mutter bei ihrem Eintritt das Gespräch unterbrach. Sie wußte, daß der Verlobte in seinen heiligsten Empfindungen gekränkt war, mehr durch Reginalds Weise als durch seine Worte, so wollte sie ihm Zeit lassen, sich zu fassen. Lebhaft beteiligte sie sich an der Unterhaltung, um seine Schweigsamkeit weniger hervortreten zu lassen, ahnungslos, daß er ihr darob zürnte.

„Sage, Reginald," fragte der Missionar im Laufe der Unterhaltung, „ist es wahr, daß unter den einheimischen Truppen Unzufriedenheit herrscht und hier und dort Unruhen auszubrechen drohen?"

„Pah, das hat nichts zu sagen," lautete die sorglose Antwort, „die Sepoys fürchten unsere Macht zu sehr, als daß sie etwas gegen uns zu unternehmen wagten."

„Wenn Sie sich nur nicht irren," nahm William etwas spöttisch das Wort. „Bedenken Sie die große indische Heeresmacht; wie verschwindend klein ist die englische dagegen."

In Reginalds Zügen leuchtete es kampfbereit auf. „Ich weise Sie auf Ihr eigenes Gebiet zurück, Hochehrwürden. Die Zahl der Missionare steht in gar keinem Verhältnis zu der Bevölkerung, und doch hoffen Sie, Sieger zu bleiben. Ich muß annehmen, daß Sie als guter Engländer nicht weniger gut von dem Heere Ihres Vaterlandes denken."

Williams Augen flammten. „Die Mission steht in Gottes Schutz, darum muß sie gelingen; die ostindische Handelsgesellschaft aber, unter deren Herrschaft Sie stehen, denkt nur an eigenen Vorteil und hat noch nichts zur Ehre Gottes gethan, kann man da Großes von ihr erwarten?"

„Gehen Sie nicht etwas zu weit, Hochehrwürden? Wie mir scheint, prophezeien Sie Ihren eigenen Landsleuten den Untergang, würden ihn sogar gerechtfertigt finden?"

„William hat gewissermaßen recht," mischte sich der alte Missionar ins Gespräch, „die Mission könnte viel weiter gediehen sein, wenn die Kompagnie nicht gegen uns wäre. Wir wollen aber Gott danken, daß wir Zutritt in dies Land gefunden haben —"

„Das uns früher von den eigenen Landsleuten verschlossen war," rief William bitter dazwischen.

„Freilich," gab Mr. Wilson ruhig zu, „aber vergessen wir nicht, lieber Sohn, daß sie auch vor uns schon manches Gute hier gewirkt haben. Nachdem die ostindische Handelskompagnie 1599 in London gegründet war und von der Königin Elisabeth den Freibrief erhalten hatte, in allen Ländern jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung bis zur Südspitze Amerikas, sofern sie nicht schon im Besitze christlicher Fürsten seien, einen ausschließlichen Handel zu treiben und Länder und anderes Besitztum zu erwerben, ging sie energisch vor. Sie drängte die Portugiesen, die schon vor ihnen nach Ostindien gekommen, Schritt für Schritt zurück, indem sie jeden Anlaß benutzte, ein Fürstentum nach dem anderen an sich zu reißen, bis sie nach Verlauf von zwei Jahrhunderten wesentlich die ganze Halbinsel in Besitz hatte. Indien stand damals unter der Herrschaft des Großmoguls von Delhi und anderer mohamedanischer

Fürsten, deren Druck schwer auf ihnen lastete. Daher sahen die Indier die Engländer als ihre Befreier an, und die einheimischen Soldaten halfen willig ein Fürstentum nach dem anderen erobern.

„Die englische Herrschaft hat dem Lande auch unabsehbaren Vorteil gebracht. Es wurden öffentliche Straßen mit Rasthäusern angelegt, Kanäle gebaut, Flüsse überbrückt, Eisenbahnen und Telegraphen gelegt. Auch wurde für Schulen gesorgt und die öffentliche Verwaltung in eine Ordnung gebracht, wie Indien sie bisher nicht kannte. Freilich blieben auf der anderen Seite die hohen Landesabgaben, und manches indische Gewerbe litt unter der englischen Fabrikarbeit, im großen Ganzen hat die englische Regierung dem Lande aber mehr Licht- als Schattenseiten gebracht. Herzlich zu bedauern blieb nur, daß die Kompagnie sich völlig neutral gegen die Religion verhielt."

„Sage lieber, daß sie entschieden gegen sie auftrat," sagte William, „es war der Kompagnie stets nur um irdischen Gewinn zu thun. Bis zum Jahre 1813 durfte kein Missionar ihr Gebiet betreten. Man sagt von den Kaufleuten und Beamten, die damals nach Indien gingen, daß sie Gewissen und Religion in England gelassen."

„Ich spreche Ihnen meine Verwunderung aus, Hochehrwürden, daß Sie Ihre eigene Nation so scharf beurteilen," bemerkte Reginald ruhig.

„Soll man blind gegen ihre Fehler, gegen ihre entsetzliche Gleichgültigkeit sein? Gleichgültigkeit! Wär es nur die allein, aber die Kompagnie förderte ja direkt und indirekt das Heidentum, ja den Götzendienst. Ließ nicht die Regierung verfallene Götzentempel wieder aufbauen, übernahm sie nicht selbst die Verwaltung der Tempelgüter und bestritt davon die Unterhaltung des Götzendienstes? Ja, noch mehr, die Regierung nahm unmittelbar Anteil am Götzendienste. Bei den Festen ließ sie das Militär aufmarschieren, dem Götzen zu Ehren Salven abfeuern und die Militärmusik spielen; ja die Gouverneure und höheren Beamten mußten solche Feste durch ihre Gegenwart verherrlichen. Manche brachten sogar dem Götzentempel Geschenke und schmückten die Götzenbilder mit Juwelen und Kostbarkeiten, um den Bewohnern zu schmeicheln und ihre Gunst zu gewinnen. War es ein Wunder, daß das Volk darin eine Huldigung, eine Anerkennung seiner Götter sah und die wenigen Missionare, die noch 1813 durch einen Parlamentsbeschluß Eingang gefunden, mit Spott und Hohn zurückwies, indem es behauptete, die Regierung glaube selbst an ihre Götter, weshalb es dieselben verlassen solle? O Schmach über jene Zeit, die unserer Nation wahrlich nicht zum Ruhme gereicht."

„Gottlob, daß sie weit hinter uns liegt," sagte die Missionarin aus Herzensgrunde.

„Es trat 1828 ein Umschwung ein," entgegnete ihr Gatte, „zwar nicht in der Gesinnung der Direktoren, aber in der Amtsführung der Gouverneure. Lord William Bentink wurde damals als Gouverneur berufen, ein Mann, der bei seinem hohen Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn und großer Entschlossenheit auch sein Christentum mit übers Kap gebracht hatte. Er half den erwähnten Mißständen sofort ab. Dann verbot er die Witwenverbrennung, den Kindermord, der zwar noch oft heimlich vorkommt, und die Aussetzung der Alten. Auch indirekt war er der Ausbreitung des Christentums behilflich, indem er das Gesetz aufhob, das jeden Hindu, den seine Kaste ausstößt, jeden Mohamedaner, der seinen Glauben verläßt, aller bürgerlichen Rechte, also auch des väterlichen Erbes für verlustig erklärt. Von da an wurde es schnell besser. Es ward allen Ausländern die Niederlassung gestattet und jeder Missionsgesellschaft der Zutritt eröffnet. So ist es uns denn allmählich gelungen, festen Fuß zu fassen, und mit Gottes Hilfe werden wir immer weiter vordringen." Er blickte freundlich zu seinem Schwiegersohn hinüber, doch dieser sah finster auf seinen Teller.

„Und Sie meinen, Hochehrwürden, die ostindische Kompagnie könne der Strafe für ihre Frevel nicht entgehen? Da stimmten ja Ihre Wünsche merkwürdig mit den Prophezeiungen mohamedanischer Priester überein, nämlich, daß die englische Herrschaft am hundertsten Jahrestage der Schlacht von Plassey aufhören und die der Mohamedaner wieder hergestellt werden soll. Das würde also in diesem Jahre sein. Da sind wir ja beide zur rechten Zeit auf dem Schauplatz erschienen, Sie, um sich des gerechten Wirkens der Vorsehung zu freuen, ich, um für die Ehre meines Vaterlandes zu kämpfen."

Williams Stirnader schwoll hoch auf, nur mühsam beherrschte er sich, aber seine Stimme klang rauh, als er fragte: „Wollen Sie meiner spotten, Mr. Wilson?"

„Keineswegs, Hochehrwürden, wie sollte ich dazu kommen," entgegnete der junge Offizier mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit. „Ich vertrete nur meinen Standpunkt, Sie den Ihren."

„Den Sie ganz falsch aufzufassen scheinen," rief William, ohne auf die kleine Hand zu achten, die sich besänftigend in die seine schob. „Fern sei es mir, der Herrschaft der Kompagnie ein schlechtes Ende zu wünschen, wenngleich ich es für besser hielte, die Königin übernehme sie selbst. Wie könnte ich Krieg und Jammer auf ein Land herabwünschen, in dem ohnehin genug Elend herrscht? Warnen möchte ich nur die Herren Offiziere, nicht zu sorglos gegen die Unzufriedenheit und die Unruhen unter den eingeborenen Truppen zu sein, es könnte Schlimmes daraus entstehen."

„Was zum Beispiel?" fragte Reginald spöttisch.

„Ein Aufstand."

„Sie vergessen, Hochehrwürden, daß unsere Streitmacht den Sepoys für unüberwindlich gilt."

„Dieser Glaube ist seit der Schlacht bei Cabul ins Wanken geraten."

Der junge Offizier lächelte belustigt. „Verzeihen Sie, Hochehrwürden, Sie leisten in Ihrem Berufe gewiß Bedeutendes, aber ein Politiker sind Sie nicht, was meinst Du, Onkel John?"

„Ich denke auch, William sieht zu schwarz, immerhin dürfte erhöhte Wachsamkeit und Strenge gegen die Sepoys geraten sein."

Elisabeth blickte die Mutter dankbar an, als

diese die Tafel aufhob. Weshalb nur William jede Unterhaltung auf die Spitze trieb und persönlich nahm? Wie aufregend und beängstigend das war! Scheu sah sie zu dem Verlobten auf. Wie finster er aussah. Das durfte sie nicht länger dulden.

Zärtlich legte sie ihren Arm in den seinen, um mit ihm in das Wohnzimmer zu gehen, er ließ jedoch ihre Hand fallen und sagte kühl: „Entschuldige, Elisabeth, ich habe noch etwas mit Vater zu besprechen, ehe er in die Schule geht, Du unterhältst Dich wohl mit Deinem Vetter. Ich habe überhaupt heute nicht lange Zeit, es giebt viel Arbeit da draußen."

Er ging, und sie stand einen Augenblick regungslos und sah ihm betroffen nach. Was hatte er nur? Sie hatte ihn doch nicht gekränkt? Helle Röte trat in ihr schönes Antlitz, als Reginald zu ihr trat und neckend fragte: „Nun, holde Cousine, Du hast Seine Hochehrwürden, wie es scheint, in Ungnade entlassen?"

„Du irrst, Reginald, William hat eine wichtige Besprechung mit Vater, die keinen Aufschub duldet. Er und ich sind übrigens stets einer Gesinnung."

Seine blitzenden Augen sahen tief in die ihren. „Ich glaube, Lissy, Du irrst, Du empfindest ganz anders als Mr. Walker und hast in vielen Dingen ganz andere Gesinnungen."

„Denkst Du William besser zu kennen als ich?" fragte sie scherzend.

„Man sagt zwar, das Auge der Liebe sieht scharf, ich glaube aber, das Wort: Liebe macht blind, ist viel richtiger. Es soll ja eine feststehende Thatsache sein, daß jedes Mädchen ihren Geliebten zu einer Idealgestalt erhebt, was mich, wäre ich in der glücklichen Lage, eine Braut zu besitzen, grenzenlos beunruhigen würde, da ich wüßte, daß dies Ideal eines Tages in Trümmern liegen würde. Das muß unangenehm für beide Teile sein. Wie steht es mit Dir, Cousinchen?"

„Ich sehe und liebe William wie er ist: ein guter, edler Mensch mit aufrichtigem Streben, ein treuer Christ mit großem, warmem Herzen."

Der junge Offizier sah sie bewundernd an, dann seufzte er tief. „Ich beneide Seine Hochehrwürden um Dein goldenes Herz, Cousinchen, ich wollte, ich würde auch so geliebt. Es muß etwas Schönes um die Liebe sein, meinen Sie nicht auch, Cousine Amarasanthi?"

Die schwarzen Augen leuchteten auf, gedankenvoll blickten sie ins Weite. „Ja, es muß etwas Großes um die Liebe sein, ich glaube aber, Liebe kann auch viel Leid mit sich bringen."

„Erlauben Sie, meine Gnädigste, das ist eine ganz unerlaubte Auffassung," rief Reginald feurig und begann dem schönen Mädchen gerade in beredten Worten das Glück der Liebe zu schildern, als die Missionarin eintrat und Amarasanthi mit einem Auftrage in die Mädchenschule schickte. Reginald zürnte der würdigen Dame, die sich plaudernd zu ihm setzte, aufrichtig, und als auch Elisabeth bald darauf das Zimmer verließ, empfahl er sich.

Das junge Mädchen ging in ihr Gemach und setzte sich zu einer schriftlichen Arbeit. Es wollte aber heute nicht gelingen, die Feder entsank ihr, sie stützte das blonde Haupt in die Hand und sah bekümmert vor sich hin. Was hatte William nur? Am liebsten hätte sie Reginald gebeten, religiöse Gespräche in seiner Gegenwart zu vermeiden, konnte sie ihn aber um Schonung für den Geliebten bitten? Der Vater sprach doch auch mit dem Neffen über die Missionsthätigkeit, er nahm aber dessen Äußerungen niemals empfindlich auf, sondern wies ihn freundlich und milde zurecht. Weshalb that William das nicht auch? Reginald hatte ihm gegenüber stets eine so überlegene, spöttische Art, die ihn reizen mußte, und sie wußte nur zu gut, wie leicht gereizt er war. Zuweilen beschlich ein leises Angstgefühl ihr Herz, wenn sie an seine maßlose Heftigkeit dachte. Nicht, daß sie sich vor ihm fürchtete, o nein, sie fürchtete nur die Kämpfe, die nicht ausbleiben würden, bis er Geduld und Nachsicht gegen andere gelernt hatte.

Aber war sie nicht da, ihm treu zur Seite zu stehen, ihm zu helfen, ihn zu stützen, wo er dessen bedurfte? Ein glückliches Lächeln verklärte ihr liebliches Antlitz, und sie sandte ein stilles Gebet zu dem empor, der allezeit ihre Zuflucht war. —

William, der dem Vater in die Knabenschule gefolgt war, ging langsam durch den weitläufigen Missionsgarten zurück. Da sah er Amarasanthi nach der Mädchenschule gehen, einem Gedanken folgend, schnitt er ihr den Weg ab und traf unter einem Mangobaume mit ihr zusammen.

„Erlaube mir einige Worte, Amarasanthi," sagte er hastig, „ich möchte Dich vor dem jungen Wilson warnen. Ich sah heute mittag, daß seine Unterhaltung Dir gefiel, hüte Dein —"

Ein gebietender Blick der schwarzen Augen ließ ihn verstummen. „Nicht weiter, wenn ich bitten darf, Du würdest mich beleidigen. Einer Warnung Deinerseits bedarf es nicht, ich weiß genau, was ich mir schuldig bin. Was nun Mr. Wilsons Unterhaltung anbetrifft, so wirst Du selbst zugeben müssen, William, daß sie interessanter war als die Deine." Sie neigte lächelnd das schöne Haupt und ging.

Heiße Glut stieg ihm ins Antlitz, als er der elfenhaften Gestalt nachsah. Wollte sie ihn ob seines Benehmens tadeln? Dachte Elisabeth wie sie? War sie nicht auch heute des Vetters Unterhaltung gefolgt, ohne sich um seine gerechte Verstimmung zu kümmern? Fast hätte er den leichtlebigen jungen Offizier hassen mögen. War er nur nach Indien gekommen, den Frieden des stillen Missionshauses zu stören? Er hatte wohl die glutvollen Blicke bemerkt, die er bald auf Elisabeth, bald auf Amarasanthi warf. Was bezweckte er? Elisabeth wollte er wohl schützen, aber das indische Mädchen? Das thörichte Kind, das seine Warnung so stolz zurückwies. Er wollte dennoch über sie wachen. Wie war es nur möglich, daß sie dem leichtsinnigen Menschen zulächeln konnte? Für ihn hatte sie noch niemals einen so freundlichen Blick gehabt. Achtete sie sein ernstes Streben für nichts? Und Elisabeth? Scherzte sie jetzt mit dem leichtsinnigen Vetter? Stürmisch trat er ins Wohnzimmer, wo er nur die Mutter fand.

„Wo ist Elisabeth?"

„Sie wird in ihrem Zimmer sein, lieber Sohn, ich will sie Dir schicken, sie sagt, Du wolltest bald wieder fort?"

„Ja, Mutter."

Sie sah fragend in sein blasses Angesicht, als er aber nichts hinzufügte, ging sie.

Elisabeth trat geräuschlos ein. Der junge Missionar lehnte mit verschränkten Armen am Fenster, stumm ließ er sie herankommen, nur seine dunklen Augen schauten sie mit heißer, unruhiger Frage an.

„Ist Deine Unterredung beendet, mein William?" fragte sie liebevoll.

„Wie Du siehst. Was hast Du getrieben?"

„Mich noch eine Weile mit Reginald unterhalten, dann gearbeitet oder vielmehr gedacht."

„Darf ich erfahren, wem Deine Gedanken galten?"

Sie lächelte. „Dir, Geliebter, ich bat Gott, mir zu helfen, Dir die rechte Gefährtin zu werden. Nicht wahr, mein William, wir wollen uns immer gegenseitig helfen, eines das andere in schwachen Stunden stützen?"

„Was macht Dich so verzagt?"

„Mein Unvermögen, Dir zu helfen, da ich Dich leiden sehe."

„Und weißt Du, weßhalb ich leide?"

„Nicht wahr, William, wir wollen immer ganz offen gegen einander sein? Weißt Du noch, als Du am morgen unserer Ankunft ausriefst: ‚Man sollte mit Feuer und Schwert unter die ungläubigen Heiden fahren?' Weißt Du, was da mein Herz bewegte? Furcht für Dich. Ich sagte mir, daß Du schweren Zeiten entgegengingest. Du denkst heute noch ebenso, und ich bitte Dich wie damals: lerne Geduld haben mit dem Unglauben."

„Du denkst jetzt nicht an die Heiden, Du denkst an ihn, an Deinen Vetter."

Sie legte leicht die Hand über seine flammenden Augen. „Ein Spötter ist schlimmer als ein Ungläubiger, William, vergiß nicht, daß auch er Anrecht an Deine Geduld hat."

„Du entschuldigst ihn wohl noch?"

„Nein, ich glaube aber, daß Gott ihn nicht umsonst nach Indien geschickt hat. Wir haben heilige Pflichten gegen ihn, William."

Er atmete schwer. „Vergiß nicht, Elisabeth, daß ich nur ein Mensch bin."

„Ja, aber ein großer, edler Mensch, der dazu berufen ist, andere mit sich zur Höhe emporzuführen."

Sie sah in schwärmerischer Liebe zu ihm auf, und ein heißes Schamgefühl trieb ihm das Blut in die Stirn. Wie war es möglich, daß er auch nur einen Augenblick an Elisabeth hatte zweifeln können? Er lehnte sein Antlitz gegen ihr weiches Haar und rief, indem er sie fest in die Arme zog, leidenschaftlich aus: „Behalte Du mich nur immer lieb, Elisabeth, und glaube an mich, auch wenn Du mich nicht verstehen solltest!"

Sie strich mit leiser Hand über seine Stirn. „Meine Liebe gehört Dir bis in alle Ewigkeit, William, mein Glaube an Dich könnte durch nichts erschüttert werden, auch wenn ich Dich einmal nicht verstehen sollte."

Er preßte ihre kleine Hand an die Lippen. „Ich danke Dir, mein Liebling. Nun laß mich aber gehen, ich darf heute nicht bei Dir weilen, es giebt Arbeit da draußen."

„So geh, liebster Freund. Aber sage mir, William, wie es der kleinen Saraswati geht?"

Sein düsteres Antlitz hellte sich auf. „Das Kind lebt auf wie eine Blume, der es an Licht und Sonnenschein gefehlt hat. Sie blickt in grenzenloser Liebe und Verehrung zu mir auf."

„So willst Du sie mir nicht geben, wie ich Dich bat, damit sie mit unseren Waisenmädchen erzogen wird?"

„Nein, nein, ich will sie selbst behalten. Es ist mir eine Freude und Erholung, mich mit ihr zu beschäftigen, ihre geistige Entwickelung zu beobachten. Du brauchst Dich nicht um ihr körperliches Wohl zu sorgen, ich habe sie der Frau unseres Kochs übergeben, die, da sie selbst keine Kinder hat, die Sorge und Pflege für sie mit Freuden übernommen hat."

„Nimmt sie die Heilslehre willig auf?"

„Mit Begeisterung. Ihre klugen Fragen und Antworten überraschen mich oft. Sie wird bald bereit sein, die heilige Taufe zu empfangen. Willst Du ihre Patin sein, Elisabeth? Ich möchte gern, daß wir später gemeinschaftlich für das Kind sorgten und es heranzögen."

„Mit tausend Freuden, Geliebter. Mag sie nach meinem zweiten Namen Margaret genannt werden, damit keine Verwechselungen vorkommen. Bist Du damit einverstanden?"

„Vollkommen. Ich möchte kein anderes Wesen Elisabeth rufen. Nun leb aber wohl, Geliebte, ich muß gehen." Er küßte leise die schönen Augen, den lächelnden Mund und konnte sich nicht von dem Anblick des holden Antlitzes trennen. Endlich richtete er sich entschlossen auf. „Behalte mich immer lieb, meine Elisabeth," flüsterte er, drückte krampfhaft ihre Hand und ging.

Sie blickte dem Geliebten sinnend nach. So innig sie ihn liebte, so sah sie doch nicht bis auf den Grund seiner Seele. Oftmals waren ihr seine innersten Gefühle und Regungen verborgen, das bekümmerte sie herzlich. Bei den Eltern war das anders, einer wußte genau, was der andere dachte und empfand. Ob das erst nach längerem Zusammenleben kam? Sie wollte die Mutter danach gelegentlich fragen. Amarasanthis Worte kamen ihr unwillkürlich in den Sinn: „Liebe kann viel Leid mit sich bringen." Sie seufzte tief, ach ja, die kleine Amaranth hatte recht. War es nicht ein Leid, den Geliebten nicht ganz zu verstehen? Wohl vermochte sie dem hohen Fluge seiner Seele zu folgen, mit ihm zu empfinden, wenn die Begeisterung ihn fortriß, weshalb aber blickten seine Augen oft plötzlich so düster, klangen seine Worte so bitter? Es wollte ihr scheinen, als ob Reginalds Gegenwart damit zusammenhinge, aber der lustige Vetter konnte doch unmöglich eine so gänzliche Verstimmung heraufbeschwören? Sie ertappte sich bei dem Wunsche, daß dieser sich gar nicht wieder sehen lassen möchte, dann zürnte sie sich deswegen. Der arme Regie

suchte in ihrem Vaterhause die ferne Heimat, er sollte sie stets finden, so viel an ihr lag, William konnte ihr deswegen unmöglich zürnen. Seine Verstimmung hatte sicher einen andern Grund. Wie dem auch sei, sie wollte thun, wie er sie gebeten hatte: ihn lieben und an ihn glauben, auch wenn sie ihn nicht verstand. Sie lächelte. Ob er meinte, daß das je aufhören könne? Wie wenig wußte er dann von der wahren Liebe eines Mädchenherzens. —

William schritt inzwischen aus der Stadt hinaus und suchte von der Landstraße aus das Ufer des Ganges zu gewinnen. Er mußte einen Augenblick der Sammlung haben, ehe er unter Menschen trat und sein heiliges Amt als Apostel des Herrn versah. Er war im Zwiespalt mit sich und seinen Gefühlen. Er zürnte sich, daß er Elisabeth mißtraut, er zürnte aber auch dieser, daß sie sich so liebenswürdig gegen den Vetter zeigte; er zürnte den Eltern und Amarasanthi, deren Antwort noch jetzt sein Blut in Wallung brachte, vor allem zürnte er aber Reginald. Wie konnte er es wagen, seiner zu spotten? Ein Zorn sondergleichen ergriff ihn, ein heiliger Zorn, wie er meinte, gegen den Spötter von Gottes Wort. O, daß er ihn strafen könnte, wie er es verdiente! Wie war es möglich, daß Elisabeth noch freundlich gegen ihn sein konnte, ja, noch um Nachsicht für ihn bat? Seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, der ja selbst die sonst so ruhige Amarasanthi nicht widerstand, bewirkte dies natürlich! Das Blut schoß ihm wild in die Schläfen. Die mühsam bekämpfte Eifersucht loderte von neuem empor und trübte seinen sonst so klaren Blick. Groll gegen den jungen Offizier, Unmut gegen seine Braut und deren Familie im Herzen, so gelangte er zum Ufer des Ganges, und erst die hier versammelte Menschenmenge brachte ihm zum Bewußtsein, was er hier wollte.

Es war inzwischen Abend geworden. Unzählige Sterne glühten am Himmel und ruhig zog der silberstrahlende Mond seine Bahn, unbekümmert um die thörichten Menschenkinder, die ihm zu Ehren erwartungsvoll am Ufer standen und des großen Augenblicks harrten, in dem die Finsternis eintrat. Mehrere Meilen die Stadt entlang war das Flußufer mit Menschen bedeckt; jeder hatte versucht zur rechten Zeit zu kommen, um einen passenden Platz, dem Strome so nah wie möglich, zu erlangen.

Düsteren Blickes schaute der junge Missionar über die Menge; das alles waren noch Heiden, die nach der Finsternis ausschauten und in der Finsternis lebten. Wie kam es, daß nicht wie sonst sein ganzer Eifer erwachte? Woher diese tiefe Mutlosigkeit? Hörte er Reginalds Frage: „Ist es nicht vergebliches Bemühen?“ Er runzelte die Brauen, seine Augen flammten. Nein, es war nicht vergeblich, sollte nicht vergeblich sein. Hätte er doch seinen Widersacher von dem Gegenteil überzeugen können!

Rücksichtslos brach er sich Bahn und begann auf den Nächsten einzureden. So laut er aber seine Stimme erhob, der Redeschwall des Volkes übertönte ihn, und die ihm zunächst Stehenden bedeuteten ihn gar unwillig zu schweigen. Er erhob seine Stimme nur um so lauter, doch keiner hörte auf ihn, ja, einige verlachten und verspotteten ihn, andere zogen sich scheu von ihm zurück.

Jetzt war der große Augenblick der Finsternis gekommen. Am Rande des Mondes zeigte sich ein schwarzer Streifen. Alle Glocken der Götzentempel begannen zu läuten, auf Hörnern, Pauken und Tambourins ward allem Volke der Beginn der Finsternis verkündet. Von unzähligen Stimmen ertönte plötzlich der Freudenruf: Ganga ma ki dschai (Triumph der Mutter Ganga)! Die ganze Schar Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Greise und Kinder, alle stürzten sich kopfüber in die Fluten des Flusses, um in diesem günstigen Augenblick der heilsamen Wirkung des Wassers teilhaftig zu werden. Zum Glück fiel das Ufer allmählich ab, doch wußte William durch seinen Schwiegervater, daß jährlich trotz der Vorkehrungen der Obrigkeit viele Unglücksfälle vorkamen. Finster blickte er über die schreiende, lärmende Menge, sollte er noch einmal seine Stimme erheben? Gottes heiliges Wort an diese Geschöpfe richten? Das hieße es entheiligen. Unsagbar angewidert von den triefenden, schlammbedeckten Gestalten, die dem Wasser entstiegen, wandte er sich und schritt eilig seinem stillen Dorfe zu. —

Unterhalb der Stadt, von einer Palme gedeckt, stand Mr. Wilson, zwei seiner Diener hinter sich. Er sah schweigend auf das Volk, wie es sich in die Fluten stürzte. Sein weißes Haar flatterte im Abendwinde, es wehte kühl vom Wasser herauf, dennoch harrte er an seinem Platze aus. Sein scharfes Auge verfolgte die sich im Strome befindende Menge. Einer nach dem andern entstieg ihm, allmählich ward es leer am Ufer.

„Padre sahib, es sind alle heraus,“ erlaubte sich Sam zu bemerken.

„Nein, dort kämpft ein Mensch mit dem Tode. Auf, Sam, hinein, rette ihn!“

Ohne Verzug sprang der braune Sohn des Südens in den Strom und brachte nach wenig Augenblicken einen Jüngling, soeben dem Knabenalter entwachsen, ans Ufer. Nach einigen Belebungsversuchen schlug er die dunklen Augen auf und sah seinen Lebensretter erstaunt an.

„Du bist durch Gottes Hand dem Leben wiedergegeben, mein Sohn,“ redete der Missionar ihn liebreich an, „weißt Du, wer Gott ist?“

Der Jüngling schüttelte stumm das Haupt.

„Wie heißt Du, mein Sohn?“

„Gopâl, Herr!“

„So folge mir, Gopâl, ich will es Dir sagen. Vorerst aber nimm dies zur Stärkung.“

Er gab ihm zu trinken, sodann forderte er den Jüngling auf, ihm zu folgen. Er schritt der Stadt zu und fragte seinen jungen Gefährten, woher er komme. Er war mit seiner Familie aus einem nahen Landstädtchen gekommen, um dem Feste beizuwohnen. Sie gehörten der Kaste der Waisch an, die in großer Achtung steht, das Land bebaut, Handel und Viehzucht treibt. Unruhig blickte der Jüngling nach dem braunen Sam, der ihn gerettet hatte, zurück. Gehörte dieser einer niederen Kaste an, so war er, trotzdem er ihm das Leben gerettet hatte, durch die Berührung

mit ihm unrein geworden, und es bedurfte einer gründlichen Reinigung.

Der Missionar erriet seine Gedanken. „Beruhige Dich, mein Sohn,“ sagte er freundlich, „Sam gehört gar keiner Kaste an, er ist ein Christ, und Du, so hoffe ich zu Gott, sollst auch einer werden.“

Der Knabe sah ihn scheu an, erwiderte jedoch nichts, sondern folgte seinem Führer in die Stadt, in der es lebhaft hin- und herwogte.

Bei einem Götzentempel machte der Missionar Halt, stieg die Stufen hinan und begann mit lauter Stimme seinem jungen Gefährten den lebendigen Gott zu verkünden. Anfangs hatte er keine weiteren Zuhörer als seine beiden Diener und den geretteten Knaben, der kein Auge von ihm wandte; nach und nach blieb jedoch erst einer stehen, dann noch einer, und allmählich sammelte sich eine ganze Schar, darunter auch einige Brahminen, um den greisen Verkündiger von Gottes Wort. Wie viele Liebe und Güte leuchtete aus seinen Augen, wie überzeugungsvoll schlicht und klar klang alles, was er sagte. Manches Herz fühlte sich wunderbar bewegt. Wohl hatte die Menge durch das Bad im Ganges den Forderungen ihrer Religion genügt, doch Vergebung ihrer Sünden, Ruhe und Frieden für die Seele hatte kein einziger gefunden. Das begriffen alle, als der Missionar darauf hindeutete, stand doch in ihren heiligen Büchern an einer Stelle: „Wer ein schlechtes Gemüt hat, und auch sein ganzes Leben hindurch seinen Körper mit Erde einriebe und dabei einen ganzen Berg verbrauchte, und sich in dem Ganges badete, so wird er dennoch nicht rein.“

Die Brahmanen ließen solche Aussprüche wohlweislich nicht laut werden unter dem Volke, die Missionare wiesen jedoch bei jeder Gelegenheit darauf hin; so war schon in manche Seele Zweifel gezogen und mit ihm Sehnsucht nach der rechten Heilsquelle.

Nach seiner Predigt verteilte der Missionar kleine Büchlein an die Nächststehenden, und seine Augen leuchteten in reiner Freude, als sich immer mehr Hände ausstreckten, eins zu empfangen. Gopâl hatte sich zu seinen Füßen gesetzt und sah nachdenklich zu ihm auf. Mit sichtlicher Freude empfing er sein Buch. Der Missionar legte die Hand auf das Haupt des Jünglings.

„Willst Du fleißig in dem Buche lesen und über das nachdenken, was ich gesagt habe?“

„Ja, Herr.“

„So geh, mein Sohn, möge der lebendige Gott Deine Seele erleuchten. Ich hoffe, wir haben uns nicht zum letzten Male gesehen. Wenn Du meiner bedarfst, so komm nach meinem Hause. Gott sei mit Dir, mein Sohn.“

Er ging, und Gopâl blickte ihm sinnend nach. In seine Seele war ein Funke der ewigen Wahrheit gefallen.

Sechstes Kapitel.

Ein leichter, warmer Wind strich über das Land. Es war zu einer frühen Morgenstunde, als der junge Missionar einem der Nachbardörfer zuschritt. Er war lange nicht dort gewesen. Seine braune Gemeinde nahm sein Sinnen und Denken bei weitem nicht mehr so ausschließlich in Anspruch wie anfangs. Seine eigenen Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen hielten sein Denken gefangen; sein leidenschaftliches Empfinden hielt ihn oft ab, sein Amt als Missionar zu versehen. Der Katechet mußte dann für ihn eintreten, es war gut, daß Mr. Wilson ihn vorläufig noch in Muratpur gelassen hatte. So konnte er die Morgen- und Abendandachten leiten, wenn der Missionar fehlte.

Oftmals war er über Land gegangen zu Kranken und Sterbenden, häufiger aber durch eigene Angelegenheiten in Anspruch genommen. Die braune Gemeinde war nicht böse, wenn er nicht da war; sie fürchtete sein blasses, strenges Antlitz, seine ernsten Augen, die oft so düster blicken konnten! Sie fürchteten sich alle ohne Ausnahme, selbst die kleine Saraswati, jetzt nach der Taufe Margaret genannt, schlich trotz der großen Liebe und Verehrung, die sie für ihn empfand, oft still zur Seite, wenn sie die finstere Falte auf seiner Stirn bemerkte.

In tiefen Gedanken schritt er des Weges, der Hitze nicht achtend, die trotz der frühen Stunde schon herrschte. Der Fluß, der sonst so lustig plätscherte, floß träge dahin. Die Erde wies stellenweise Risse auf, das Gras ward matt und gelb; die heiße Zeit nahte, obgleich der März noch nicht halb zu Ende war.

Finster und in sich gekehrt sah der junge Missionar vor sich nieder. Sein Verhältnis zu Elisabeth bedrückte ihn. Es war nicht mehr so herzlich, wie es gewesen war. Wer war schuld daran, sie oder er? Er legte sich diese Frage immer wieder vor und konnte keine genügende Antwort auf dieselbe finden. Er wußte wohl, daß er oft unfreundlich, ja schroff war, namentlich wenn er sie in Gesellschaft ihres Vetters sah, dessen Gegenwart ihm immer unerträglicher ward. Er beobachtete beide oft heimlich und bemerkte, daß Elisabeth weit heiterer mit dem jungen Offizier verkehrte, wenn sie mit ihm allein war, als wenn er dazutrat. Sie ward dann stiller, ihr Wesen fast ängstlich. Was hatte das zu bedeuten? Fühlte sie sich in seiner Gegenwart unbehaglich?

Er war mehrmals, von diesem Gedanken beseelt, nach kurzer Rast wieder aufgebrochen, ohne auf ihren traurig bittenden Blick zu achten. Sie hatte ihn nicht gehalten, kam ihm überhaupt nicht mehr mit so hingebender Liebe entgegen wie sonst. Er suchte den Grund nicht in seinem veränderten Benehmen, sondern schob Reginald die Schuld zu. Der bloße Anblick des lebensprühenden jungen Offiziers brachte schon sein Blut in Wallung. Oft ließ er Tage vergehen, ohne nach Benares zu wandern, dann wieder erschien er täglich im Missionshause.

Vor einiger Zeit hatte Elisabeth ihn mit der Nachricht empfangen, daß Reginald krank am Fieber daniederliege. Die ganze Familie war in banger Sorge um den jungen Verwandten gewesen. William teilte diese nicht. Sein erstes Gefühl war das der Erleichterung gewesen. Er konnte nun voraussichtlich längere Zeit nicht kommen, ihm sein Glück zu stören. Dann schämte er sich dieses Gedankens. Er kam

aber nicht zum rechten Genusse seines Glückes, Elisabeth war viel ernster geworden, ihre sonnige Heiterkeit, die ihn stets an ihr entzückt hatte, war geschwunden. Natürlich weilten ihre Gedanken bei dem Kranken. Er nahm frostig Abschied und ging.

Seitdem war er nicht wieder in Benares gewesen, obgleich er unausgesetzt mit seiner Sehnsucht kämpfte. Er liebte Elisabeth mit einer Leidenschaft, die ihn oft selbst erschreckte. Das Leben galt ihm nichts ohne sie. Er war ein schlechter Seelsorger in dieser Zeit. Hin und wieder fühlte er sich von seinem alten Eifer ergriffen, er vermochte aber der lauschenden Menge nur den zürnenden Gott zu zeigen, den Gott der Liebe und des Erbarmens vermochte er selbst nicht zu finden.

Nach scharfer Wanderung erreichte der junge Missionar in verhältnismäßig kurzer Zeit das Ziel seiner Wanderung. Die körperliche Bewegung war ihm eine Wohlthat. Bei seinem Eintritt in das Dorf traf er zwei Männer in heftigem Streit. Der eine war mit seiner Familie zum Christentum übergetreten und hatte bei seiner Rückkehr seine Hütte von einem anderen bewohnt gefunden. Dieser, ein Heide, wollte nicht weichen, glaubte sich in seinem Recht und wurde von seinesgleichen unterstützt. Fast reute den jungen Christen sein gethaner Schritt, als er sich mit den Seinen obdachlos sah. Da erblickte er den Missionar, der mußte Rat wissen. Er eilte zu ihm und klagte ihm seine Not.

Statt zu schlichten und zum Guten zu reden, fuhr William voller Zorn auf den unverschämten Heiden los und befahl ihm, augenblicklich das Häuschen zu räumen, andernfalls würde er sich an das Gericht wenden. Hohnlachend ward ihm erwidert, daß der Erfolg nicht groß sein würde. William wußte das. Die heidnischen Beamten waren alle bestechlich, und falsche Zeugen für weniges Geld zu haben.

Es sammelte sich schnell eine gaffende, lärmende Menge um die streitenden Parteien, und als er in die hohnlachenden Mienen sah, begriff er, daß er alles thun müsse, sein Ansehen zu retten. Gewaltsam bezwang er sich. Mit lauter Stimme begann er den Heiden ihr Unrecht vorzustellen, ihnen den zürnenden Gott, den sie verspotteten, vorzuführen. Er erreichte jedoch nichts. Der unrechtmäßige Besitzer des kleinen Häuschens erklärte, nicht aus demselben weichen zu wollen, so blieb William nichts übrig, als die obdachlose Familie vorläufig nach Muratpur in die Herberge zurückzuschicken.

Finster ging er weiter. In dem Dorfe wohnte ein Zauberer und Doktor, der sich bei ihm gemeldet hatte, Christ zu werden. Er hatte dabei versprochen, allem Teufelsdienst völlig zu entsagen. Seitdem hatte er sich nicht wieder sehen lassen, doch William hatte erfahren, daß er seine Zauberwerke wieder aufgenommen habe.

Er fand den Mann vor seiner Hütte sitzen, umgeben von seinen Zaubergegenständen, einem auf Palmenblätter geschriebenen Zauberbuch, einem Totenkopf mit einer Zauberfigur und einem in Kranzform geflochtenen Stricke von schwarzer Wolle. Eine Menge Volkes stand vor ihm und lauschte andächtig seinen Zauberformeln.

Da trat der junge Missionar unter sie. Bestürzt wichen sie vor seinen zornflammenden Augen zurück. Erschrocken sah ihn der Zauberer an, und der Kranz, in dem ein böser Geist seinen Sitz haben sollte, entsank seinen Händen. Der junge Missionar ergriff ihn, zerriß ihn vor den Blicken seiner Zuschauer und trat ihn unter seine Füße.

„Hältst Du so Dein Versprechen, Rettimar?" redete er den bestürzten Alten an. „Hast Du nicht gelobt, dem Teufelswerk zu entsagen? Glaubst Du so dem lebendigen Gott zu dienen? Hüte Dich vor seinem Zorn! Ein Abtrünniger ist schlimmer denn ein Heide. Gieb Deinen ganzen Teufelsspuk her!"

Zitternd gehorchte der Greis und lieferte Buch und Schädel ab. Als der Missionar den letzteren in die Hand nahm, brach dem armen Heiden der Angstschweiß aus, da er fürchtete, der Teufel werde ihm etwas zuleide thun. Große Thränen rollten über seine braunen Wangen, flehend richtete er die Augen auf den Missionar, von ihm mußte ihm Hilfe kommen in seiner Angst und Not. Aber nicht das leiseste Mitleid mit der armen verblendeten Heidenseele kam in dessen Herz, er hatte nur Zorn und Verachtung für Rettimars Rückfall. Demgemäß waren die Worte, die er zu ihm sprach, nicht geeignet, die gequälte Seele aufzurichten und zu trösten.

Als der Alte schluchzend im Staube vor ihm lag, ging er und ließ ihm als einzigen Trost die Aufforderung zurück, am nächsten Tage zu ihm nach Muratpur zu kommen. Hatte er denn gar kein Verständnis für die Angst des Armen, der sich nun rettungslos dem Zorn der Teufel preisgegeben sah? Verzweiflungsvoll blickte Rettimar der hohen Gestalt nach, bis sie verschwand. Was sollte er thun? Er sah keinen Ausweg, keine Hilfe in seiner Seelennot. Bis morgen würden die bösen Geister seinen Abfall bitter gerächt haben. Da tauchte plötzlich ein sanftes Antlitz, umgeben von weißem Haar, vor ihm auf, ein Paar milde Augen schauten ihn gütig und freundlich an. Der padre sahib aus Benares! Wie ein Hoffnungsstrahl kam ihm die Erinnerung an den alten Missionar, dessen Güte alle rühmten. Er würde Rat, Trost und Hilfe zu finden wissen. Rettimar sprang auf, sah sich scheu um uud rannte wie verfolgt davon.

In finstere Gedanken versunken hatte William seinen Weg verfolgt. Er kehrte nicht nach Muratpur zurück, sondern suchte direkt das Ufer des Ganges zu gewinnen, um nach Benares zu gehen. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Elisabeth hatte ihn ergriffen. Es mußte schon eine Wohlthat sein, ihr liebliches Antlitz zu sehen. Sein schönheitsdurstiges Auge lechzte förmlich danach. Je länger er im Lande weilte, je mehr widerte ihn die schmutzige, schmierige Heidenwelt an. Wie oft wandte er sich angeekelt ab.

Rüstig schritt er aus, ohne der Sonnenglut zu achten. Er war nie empfindlich gegen Hitze gewesen. Ob sich Elisabeth seines Kommens freuen würde, oder ob sich ihr ganzes Interesse um den kranken

Vetter drehte? Er war seit einiger Zeit nicht in Benares gewesen. Die Krankheit entschied sich oft schnell. Vielleicht —? Er wagte den Gedanken nicht auszudenken. Ihn schauderte. Hastig riß er den Hut vom Kopfe und strich über die heiße Stirn. Er wünschte seinem Feinde nichts Schlechtes, gewiß nicht! Unruhe, Angst bemächtigten sich plötzlich seiner. Er begriff nicht, daß er nicht längst wieder in Benares gewesen. Wie gleichgültig mußte er scheinen. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er Nachricht erhalten hätte, wenn sich etwas Besonderes zugetragen haben sollte.

Erleichtert atmete er auf, als der Strom vor ihm lag, wandte aber angewidert den Blick ab, als er auf eine halbverbrannte Leiche fiel, die stromabwärts trieb, eine Speise für Vögel und Fische. Hastig eilte er vorwärts über die große Brücke in die Stadt.

Fast zaghaft trat er in den Missionsgarten. „Wie geht es, Paul?“ fragte er möglichst ruhig.

Der alte Diener zeigte grinsend seine schönen Zähne. „Gut, padre sahib, alle wohl, auch junger Herr sein besser.“

Der junge Mann atmete erleichtert auf, obgleich er nicht die geringste Freude empfand.

„Miß Elisabeth sein im Wohnzimmer,“ berichtete Paul.

Geräuschlos trat er ein, die Geliebte zu überraschen. Wie gebannt blieb er jedoch auf der Schwelle stehen. Auf dem Sofa ruhte Reginald, blaß und abgemagert zwar, doch, wie es schien, in äußerst guter Stimmung. Ihm zur Seite saß eine weißgekleidete Mädchengestalt, das blonde Haupt über eine Arbeit gesenkt. Er konnte ihr Antlitz nicht sehen, da sie ihm den Rücken zuwandte, er hörte aber ihre weiche Stimme in leisen, innigen Worten zu dem Kranken sprechen. Welche Glut lag in dem Blick, mit welchem dieser das schöne Mädchen ansah! Alles Blut strömte wild nach Williams Herzen. Wilde Eifersucht ergriff ihn. Leichenblaß, seiner selbst nicht mächtig, blickte er auf das junge Paar, das so vertraulich zusammensaß. Es brauste ihm vor den Ohren, daß er kein einziges Wort von der leise geführten Unterhaltung verstand.

Jetzt wandte Reginald das Haupt und erblickte ihn. Mutwillig blitzte es in seinen Augen auf, als er die Eifersucht aus den düsteren Augen lodern sah. „Ah, Hochehrwürden, welche angenehme Überraschung,“ rief er liebenswürdig.

Elisabeth fuhr empor, eine helle Freudenröte überflutete ihr zartes Antlitz, doch das Begrüßungswort erstarb auf ihren Lippen, als sie einen Blick in das todblasse Antlitz ihres Verlobten warf. „William,“ stammelte sie erschrocken, „William, was fehlt Dir? Bist Du krank?“

„Nein,“ entgegnete er schneidend, „vielleicht erlaubt es aber Deine kostbare Zeit, mir einen Augenblick Gehör zu schenken?“

Obgleich Elisabeth in letzter Zeit nicht durch Liebenswürdigkeit verwöhnt war, so stieg doch eine peinvolle Röte in ihr Antlitz. Ehe sie jedoch zu einer Antwort kam, war Reginald aufgesprungen und an ihre Seite getreten. „Ich bitte Dich, Elisabeth, mich einige Worte unter vier Augen an Seine Hochehrwürden richten zu lassen.“

„Nein, nein, nur das nicht,“ rief sie tödlich erschrocken, „ich bitte Dich, laß uns allein, Regie.“

„Wie Du befiehlst, Elisabeth. Ihnen aber, Hochehrwürden, möchte ich ins Gedächtnis zurückrufen, daß Sie einer Dame gegenüberstehen.“

William fuhr wild auf. „Wollen Sie sich zum Beschützer meiner Braut aufwerfen — mir gegenüber?“ rief er außer sich.

„Es scheint mir nötig zu sein,“ entgegnete der junge Offizier kühl.

Elisabeth trat angstvoll zwischen beide. „William, ich bitte Dich, mäßige Dich. Regie, sei gut, gehe.“

Die Thür schloß sich hinter ihm, das Brautpaar war allein. Das zitternde Mädchen wagte nicht das Wort an den heftig erregten Mann zu richten. Ihr reines Herz ahnte ja nicht, wie ihn seine Eifersucht quälte. Wie hätte sie auch denken können, daß er ihr nicht traute? Sie empfand nur schmerzlich, daß sich das alte, herzliche Verhältnis zwischen ihnen immer mehr lockerte. Den Grund kannte sie nicht, sann aber Tag und Nacht darüber nach. Sie ward blaß und schmal, und die Eltern sahen voll Kummer, daß die lieben Augen ihren Glanz und die frischen Lippen ihr frohes Lächeln verloren.

Das junge Mädchen war an den Tisch getreten und ordnete mit bebenden Händen ihre niedergeglittene Arbeit. William folgte ihr.

„Wie lange weilt dieser — dieser Herr hier im Hause?“ fragte er strenge.

Sie wandte sich um und sah ihn groß und ruhig an. „Du sprichst vermutlich von Reginald? Er ist seit einigen Tagen bei uns. Vater ließ ihn, da er seine Pflege mangelhaft fand, herbringen, sobald er transportfähig war.“

„Zu Deiner und seiner Freude, nicht wahr?“ fragte er hohnvoll.

„Ich verstehe Dich nicht, William, willst Du Dich nicht etwas deutlicher ausdrücken?“

Er lachte schneidend auf. „Glaubst Du, daß ich blind bin? Oder war das zärtliche tête-à-tête nur ein Zufall?“

„William!“ Es war der Aufschrei einer tief verwundeten Seele. Wie ein Blitz der Erkenntnis war es über sie gekommen. Aber wie weh that diese Erkenntnis! Sie preßte die Hände auf das zuckende Herz. Ihre Stimme klang unnatürlich ruhig, als sie sagte: „Du zweifelst an meiner Treue, William?“

„Muß ich das nicht?“ rief er außer sich. „Wem hat seit Wochen Dein Blick, Dein Lächeln gegolten? Ihm oder mir? Ihn hießest Du herzlich willkommen, aber das Lächeln erstarb auf Deinen Lippen, sobald Du mich erblicktest. Es war die heimliche Schuld, die aus Deinen bleichen Zügen sprach. Kannst Du leugnen, daß Du ihn liebst?“ Er ergriff ihr feines Handgelenk und preßte es heftig.

„Nein,“ entgegnete sie, „ich liebe Reginald wie einen Bruder.“

Er schleuderte ihre Hand von sich. „Drücke Dich richtig aus, sage lieber wie Dein —“

„Halt ein, William!“ Ihre schlanke Gestalt stand hoch aufgerichtet vor ihm, ihre blauen Augen sahen voll und klar in die seinen. „Du weißt nicht, was Du sprichst, sonst wäre es selbst meiner Liebe nicht möglich, Dir zu verzeihen.“

„Willst Du die beleidigte Unschuld spielen? Es steht Dir freilich sehr gut, aber —“ er riß seinen Verlobungsring von dem Finger und warf ihn auf den Tisch — „da, ich will Deine Liebe mit niemand teilen, selbst nicht mit einem so liebenswürdigen Bruder.“

Sie sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blick an, dann schritt sie langsam der Thür zu, in derselben wandte sie ihm das schöne, todblasse Antlitz noch einmal zu, dann war sie verschwunden.

Einen Augenblick starrte er auf die Thür. „Elisabeth,“ schrie er dann auf. Es blieb alles still, nur der Ring, der von dem Tisch gefallen war, lief durch das Zimmer und blieb im Sonnenschein liegen. Wie er funkelte und strahlte, der kleine Verkünder des schönsten Menschenglückes! Der junge Mann stöhnte tief und schmerzlich auf. Vorbei, alles vorbei! Er hatte hier nichts mehr zu suchen. Noch ein Blick auf den blitzenden Ring, dann stürzte er zur Thür hinaus.

Wie angewurzelt blieb er stehen. In der Halle stand der Missionar und vor ihm auf den Knieen lag eine braune Gestalt mit flehend emporgehobenen Händen. „Erbarmen, padre sahib, helfen Sie mir. Die Leute sagen, Sie wären gut. Der junge padre von Muratpur hat mir meine Zaubermittel genommen, weil ich zu meinen Göttern zurückgekehrt war. Er sagt, der große Gott, an den ich glauben soll, sei sehr böse auf mich. Meine Seele ist voll Angst. Was soll ich thun? Die bösen Geister verfolgen mich, sie haben mich mehrere Male zu Boden geworfen auf meinem Wege hierher. Helfen Sie mir, padre sahib.“

Inniges Erbarmen strahlte aus den milden Augen des alten Missionars, sanft legte er die Hand auf das wirre graue Haar. „Folge mir, Rettimar, und sei getrost, ich will Dir den Gott der Liebe und der Barmherzigkeit zeigen und mit Dir zu ihm beten, so wirst Du Ruhe für Deine Seele finden.“

Er führte ihn liebreich in das Zimmer, William aber floh entsetzt aus dem Hause, das eine Stätte des Friedens und des Glückes für ihn hatte werden sollen.

Der heiße Tag ging zur Rüste. Die kurze Dämmerung wich schnell der Dunkelheit. Diese hielt jedoch nicht lange an. Ein Stern nach dem andern erschien am Himmel, und bald leuchtete das ganze Firmament in wunderbarem Glanze. Nun trat auch der Mond hervor und beleuchtete die friedlich stille Umgegend von Muratpur. Eine zauberhaft schöne Nacht. Die weiche milde Luft war mit dem Dufte unzähliger Blüten vermischt. Die tiefe nächtliche Stille ward nur durch das Summen der Insekten unterbrochen, von Zeit zu Zeit erklang aus weiter Ferne der heisere Schrei eines Schakals. Nichts regte sich nah und fern. Oder doch? Bewegte es sich nicht auf dem grauen Felsblock? Jetzt richtete es sich auf. Es war ein Mensch. Ein geisterbleiches, schmerzentstelltes Antlitz blickte mit trostlosem, erloschenem Blick um sich. Es war William. Ohne es zu bemerken, war er nach seinem Dorfe gestürmt. Als er dasselbe fast erreicht hatte, bog er ab. Es war ihm unmöglich, in seiner augenblicklichen Gemütsverfassung Menschen zu sehen, oder mit ihnen zu sprechen. Ruhelos war er einhergewandert, bis die hereinbrechende Dunkelheit ihm Einhalt gebot. Körperlich bis zum Äußersten erschöpft, sank er auf einen Felsblock nieder und stützte das schmerzende Haupt in beide Hände. Seine Gedanken wogten wild durcheinander.

Anfangs hatte er gegen das Schicksal, gegen Elisabeth, gegen Reginald gewütet, allmählich nahmen seine Gefühle jedoch eine andere Richtung. Der Verlust seiner Braut schmerzte ihn tief. Er fing an, sie in anderem Geiste zu sehen. Hatte er sie bisher nicht für das reinste, edelste weibliche Wesen auf Erden gehalten? Sah so ein Mensch mit schuldbeladenem Gewissen aus? Er glaubte noch immer ihren letzten Blick auf sich gerichtet zu sehen. Tiefe Trauer, schmerzlicher Vorwurf, unendliche Liebe strahlte ihm daraus entgegen. O über ihn unseligen Thoren, der sein Glück mit Füßen von sich gestoßen. Was war aus ihm geworden? Wie weit war es mit ihm gekommen, daß er sich so weit vergessen konnte, sein Teuerstes auf Erden bis in den Tod zu kränken! Er, ein Diener des Herrn. Er stöhnte tief. Wie konnte er Treue und Festigkeit von seiner braunen Gemeinde fordern, da er selbst, der ihr Vorbild sein sollte, so wenig Gewalt über seine eigenen Leidenschaften hatte?

Die Nacht senkte sich herab auf ihn, er rührte sich nicht. In diesen Stunden tiefster Einsamkeit hielt der junge Geistliche Einkehr in sich selbst, hielt Gericht über das Leben, das er in den letzten Wochen geführt hatte. Er war strenge gegen andere, noch strenger aber gegen sich, nun er zur Erkenntnis gelangt war. Hatte er seine Pflichten als Geistlicher erfüllt? Nein. Als Mensch? Ebenfalls nicht. Er war nicht besser als ein Heide, der zügellos seinen Leidenschaften folgt, ohne zu wissen, daß er Sünde begeht. Wie hatte er, der so fest und hoch zu stehen meinte, so tief fallen können? Was war denn sein Christentum bisher gewesen? Hatte er nicht Gott allezeit vor Augen und im Herzen gehabt, Ihm nicht die Ehre gegeben? „Nein,“ rief eine Stimme in seinem Innern, „Du hast einem Götzen gedient, und der bist Du selbst. Deine eigene Ehre stand Dir höher als Gottes Ehre. Du konntest nicht ertragen, nicht von allen mit Ehrfurcht und Bewunderung angesehen zu werden.“

Amarasanthis Bild stand lebhaft vor seiner Seele. Was war ihm das indische Mädchen? Nichts. Wohl hatte ihre eigenartige Schönheit anfangs einen gewissen Reiz auf ihn ausgeübt, aber gerade weil er sie wider Willen bewundern mußte, konnte er ihr nicht vergeben, daß sie ihn nicht zu ihrem Ideal erhob. Nichts als Eitelkeit, Anmaßung und Ver-

blendung! Aber die Begeisterung für seinen Beruf war aufrichtig gewesen. Er klammerte sich angstvoll an diesen Gedanken.

„Ja," entgegnete die unerbittliche innere Stimme, „so lange es Dir gepaßt hat. Sind Dir nicht die unglücklichen Geschöpfe, denen Du von Gottes Liebe und Barmherzigkeit predigen solltest, längst in tiefster Seele zuwider? Wo und wann hast Du ihnen Geduld und Liebe bewiesen? Wie viele Seelen hast Du Gott zugeführt, wie viele durch Deine Härte von Dir und Ihm getrieben? Bist Du überhaupt nur um Gottes Ehre hierhergekommen? Hast Du nicht im tiefsten Grunde Deines Herzens an die eigene gedacht? Klang es Dir nicht schön und verlockend, wenn es später einmal von Dir hieße: dem starken Glaubenshelden ist mehr gelungen als anderen Missionaren vor ihm. Ist das Gottes Ehre?"

Ein qualvolles Stöhnen entrang sich seiner Brust. Hatte er denn nichts, gar nichts zu Gottes Ehre gethan? Saraswati, fuhr es ihm durch den Sinn. Ihre Seele hatte er dem lebendigen Gotte zugeführt. Und wie schmeichelte ihn die grenzenlose Verehrung, die das Kind ihm zollte! Nichts als Überhebung! Was war er, der so mitleidig auf andere herabgesehen hatte? War er wert Gottes Diener, der Verkündiger seines heiligen Wortes zu sein? Hatte sein Vater recht, daß er nicht zum Missionar tauge? Welchen Spruch hatte er ihm doch mit auf den Weg gegeben? „Hab nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist." Weshalb gerade den? Er hatte noch nie darüber nachgedacht, damals nur mitleidig über den Vater gelächelt, meinte er doch, daß ein Mann, der sich einer so hohen heiligen Aufgabe hingab, genugsam dadurch zeigte, daß die Welt ihm nichts mehr sei. War das wirklich so? War nicht sein ganzes Sinnen und Trachten auf irdische Größe, irdisches Glück, irdische Anerkennung gerichtet gewesen? Welchen Platz hatte Gott bisher in seinem Herzen eingenommen? Hatten nicht statt seines heiligen Friedens böse, wilde Leidenschaften darin geherrscht? Was für ein Seelsorger war er seiner Gemeinde gewesen? Er schauderte. Armer Rettimar, der Trost und Hilfe von ihm begehrt, der selbst unter der Gewalt des Teufels stand.

Er sprang auf und blickte verzweiflungsvoll umher. Konnte er je wieder auf die Kanzel treten, sich vermessen, Gottes Wort zu verkünden, nachdem er seine Unwürdigkeit erkannt hatte? Unruhig blickte sein Auge umher. In tiefem Frieden lag die vom silbernen Mondlicht beleuchtete Landschaft vor ihm. Ruhe, tiefe, nächtliche Ruhe, wohin er sah. Traumhafte Stille umfing ihn. In der Ferne schimmerte das mächtige Felsgestein des Päräsnathgipfels, vor ihm lag, halb von Bäumen versteckt, sein Dorf. Seine braune Gemeinde ruhte jetzt von der Arbeit. Ihre Abendlieder waren längst verklungen, sie hatten sich Gott anheimbefohlen und schliefen friedlich, ohne zu ahnen, daß ihr Hirte die Nacht in bitterer Reue und Selbstanklage verbrachte. Scheu suchte sein düsteres Auge den Himmel. Wie das flimmerte und glänzte in unzähliger Pracht. Da droben wohnte er Gott der Liebe und Barmherzigkeit, den er den armen Heiden zeigen sollte. Hatte er das gethan? Nein, er hatte ihnen nur vom zürnenden, gerechten Gott gesprochen. Wenn er nur an diesen glaubte, so hatte er selbst sein Urteil gefällt.

Da fiel sein Blick auf das Kreuz des Südens. In leuchtender Pracht und Klarheit stand es am tiefblauen Himmelsdome. Das Kreuz zu Golgatha! War das nicht in Liebe und Barmherzigkeit errichtet auch für ihn, den irre gegangenen Sohn der Kirche? Und wenn seine Sünden groß waren, war nicht Gottes Barmherzigkeit tausendmal größer? Er atmete heftig. Eine mächtige Bewegung spiegelte sich in seinen Zügen. Plötzlich sank er auf die Knie. „Vater, ich bin nicht wert, daß ich Dein Kind heiße," rief er mit lauter Stimme, dann beugte er in tiefer Demut sein Haupt und verharrte lange in lautlosem Gebet.

Als er sich erhob, lag ein anderer Ausdruck auf seinen Zügen als vorher. Er hatte sich selbst erkannt und die wahre Demut gelernt, die sich vor Gott beugt. Er war ein anderer geworden. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte sich selbst überwinden lernen und wieder gut zu machen suchen, was er als Geistlicher gefehlt und versäumt hatte. Er wollte nur seinem Berufe leben. Sein Glück lag in Scherben, es war unmöglich, daß Elisabeth ihm vergab, und wenn auch, konnte sie jemals wieder Vertrauen zu ihm fassen? Es sollte seine Buße sein, einsam durch das Leben zu gehen. Er durfte nicht zum zweiten Male wagen, die Hand nach dem köstlichen Schatze auszustrecken, den er in blinder Leidenschaft von sich gestoßen hatte. Das Herz that ihm weh bei dem Gedanken, daß auch Elisabeth litt. Gott aber würde ihr überwinden helfen, wie er auch seine Hilfe war. Eine tiefe Traurigkeit erfüllte ihn, zu gleicher Zeit aber auch ein tiefer Friede, den nur der kennt, der seinen Gott gefunden hat.

Langsam schritt er durch die Nacht seinem Heim zu. Zum ersten Male fiel ihm die Eleganz seines Hauses auf. Für Elisabeth erbaut und ausgeschmückt! Wie ein Stich ging es ihm durch das Herz. Es würde still und einsam darin bleiben. Am liebsten hätte er den Prachtbau niederreißen lassen und sich ein kleines, bescheidenes Häuschen erbaut.

Als er zur Veranda emporschritt, sah er zu seiner Verwunderung, daß eine menschliche Gestalt auf der obersten Stufe saß. Jetzt sprang sie auf und mit einem Freudenruf auf ihn zu.

„Margaret, Du? Kind, was thust Du hier in der Nacht?"

Sie ergriff schluchzend seine Hand und drückte, ehe er es hindern konnte, ihre frischen Lippen auf dieselbe. „Sei nicht böse, guter padre," bat sie, „ich hatte Angst um Dich. Du warst gestern den ganzen Tag fort und vorgestern abend warst Du so weiß und Deine Augen blickten traurig. Du sahst Deine Margaret gar nicht, als sie Dir den Nachtgruß bieten wollte."

„Gutes Kind," sagte Willian gerührt und strich sanft über das glänzende schwarze Haar des Mädchens, „weiß denn Deine Pflegemutter, daß Du hier bist und gab sie Dir ihre Erlaubnis, auf meine Heimkehr zu warten?"

„Nein, padre, ich bin heimlich aus der Hütte geschlüpft, als alle schliefen.“

„Das hättest Du nicht dürfen, Kind,“ sagte der junge Missionar sanft, „in welcher Sorge wird Deine Pflegemutter sein, wenn sie erwacht und Dich vermißt.“

„Sei nicht böse, guter padre,“ bat sie, „ich konnte nicht schlafen, mein Herz war in so großer Angst um Dich.“

„Du mußt Dich nicht um mich sorgen, wenn ich einmal ausbleibe, mein Kind, Du weißt, daß ich überall in Gottes Hand stehe.“

„Ja, padre, ich weiß es, ich habe für Dich zu dem Herrn Jesu gebetet.“

William ergriff die kleine Hand. „Komm, Kind, ich will Dich heimbegleiten.“ Er führte die Kleine durch das stille Dorf bis zu der Hütte, in der sie eine Heimat gefunden hatte. Leicht legte er die Hand auf ihren dunklen Scheitel. „Gott segne Dich, Margaret, Du bist mir ein großer Trost gewesen.“

Eine leidenschaftliche Freude leuchtete in ihren Augen auf. „Ich habe Dich lieb, padre, ich würde gerne für Dich sterben, wenn Du dann froh würdest.“

„Sei ruhig, Kind, ich habe den Frieden heute nacht gefunden, Du wirst mich nicht wieder strenge und finster sehen. Nun geh aber, Margaret, Gott behüte Deine Ruhe, und vergiß nicht, Kind, Gott über alles auf Erden zu lieben.“

„Mehr als Dich, padre sahib?“ fragte das Mädchen erstaunt.

„Ja, viel mehr als mich, denn ich bin nur ein sündiger Mensch, Gott aber ist heilig.“

Er wünschte ihr eine gute Nacht, die Kleine aber sah kopfschüttelnd der hohen Gestalt nach. Ihr padre ein sündiger Mensch! Sie verstand das nicht. Wenn sie sich in ihren kindlichen Gedanken den Gott der Christen darstellte, so nahm er unwillkürlich ihres padre Gestalt, seine Züge an, nur die Augen — sie fürchtete sich vor dem Christengotte mit so finstern Augen. Aber jetzt — ein glückliches Lächeln huschte über ihr braunes Gesichtchen — den Gott konnte sie lieben, der solche Augen hatte wie ihr padre in dieser Nacht. Leise und unbemerkt schlüpfte sie in die Hütte.

William konnte trotz der körperlichen Erschöpfung keine Ruhe finden. Die seelische Aufregung war zu groß gewesen, sie zitterte noch in ihm nach. Er setzte sich und schrieb einen langen Brief an Elisabeths Vater. Er schonte sich nicht, sondern klagte sich bitter an und ließ den alten Geistlichen einen tiefen Blick in seine Kämpfe und seine Seelennot werfen. Er schrieb, daß er ihm noch einst durch die That zu beweisen hoffe, ein anderer geworden zu sein. Zwar müsse er sich mit bitterem Leid eingestehen, daß er kein Recht mehr an Elisabeth und ihre Liebe habe, doch bitte er sie herzlich, ihm verzeihen zu lernen, er würde ihrer stets gedenken, als seines guten Engels, den er von sich getrieben. Sein Kopf glühte, als er den Brief beendet hatte, und vollständig erschöpft an Leib und Seele sank er auf sein Lager und fiel bald in einen unruhigen Schlummer.

Spät erst erwachte er, sank aber von heftigem Schwindel ergriffen, sofort wieder zurück, als er sich aufrichten wollte. Der Kopf brannte, die Zunge klebte ihm am Gaumen. So fand ihn sein Diener.

Erschrocken sah dieser seinen Herrn an, dann rief er: „Padre sahib, Sie haben das Fieber!“ Er eilte, frisches Wasser zu holen, seinen Durst zu löschen, dann lief er zu dem Katecheten. Dieser kam, mit ihm aber fast zu gleicher Zeit Margaret, die flehendlich bat, ihren padre pflegen zu dürfen.

Nun saß das kleine Geschöpf an seinem Lager, belauschte seine unruhigen Atemzüge und legte ihm kalte Kompressen auf die heiße Stirn, wie David es ihr gezeigt hatte. Dieser fuhr selbst nach Benares, um einen Arzt zu holen und nahm Williams Brief mit, der ihn gebeten, ihn abzugeben, nichts aber von seiner Erkrankung im Missionshause zu sagen. Er gestand sich selbst nicht ein, welche Hoffnungen er hegte, seine Pulse flogen aber vor Aufregung und Erwartung. Wie lange es dauerte, ehe David wiederkehrte!

Endlich kam er. Er habe den Brief an Paul abgegeben, sonst niemand gesehen, sagte er. Stumm sank der junge Missionar in die Kissen zurück, sein fieberglühendes Antlitz ward plötzlich blaß. Was konnte er nur noch hoffen? Er mußte es selbst nicht. In halber Betäubung verbrachte er die nächsten Tage, von treuer Sorgfalt und Liebe gepflegt. David, dessen Frau und Margaret wichen nicht von seinem Lager. Endlich brach sich die Gewalt des Fiebers, er fühlte sich jedoch schwach und hilflos wie ein Kind. Dankbar empfand er die Liebe der braunen Leute, er mußte sich sagen, daß er sie nicht verdient hatte. Am liebsten hatte er das Kind um sich, es störte ihn niemals in seinen Gedanken und verstand, wenn er es ertragen konnte, so lieblich zu plaudern und zu singen.

Von Elisabeth und den Ihren kam nicht die geringste Nachricht. Er hatte es nicht besser verdient und konnte es nicht anders erwarten, dennoch mußte er sich eingestehen, daß er jeden Abend um eine Hoffnung ärmer war.

(Fortsetzung folgt.)



Das zweite Geschlecht.

Roman aus der modernen Gesellschaft

von

Fedor von Zobeltitz.

(Schluß.)

XIX.

Baron Eisenschmidt stieg aus, bezahlte den Kutscher, warf unter dem tief in die Stirn gerückten Hut einen raschen, scharfen Blick die Straße hinauf und hinab und trat sodann in das Haus Nr. 17. Er fragte den Portier nach der Wohnung des Grafen Andor und wurde in das Parterregeschoß verwiesen. Ein junger Mensch in apfelgrüner Livree mit Silberverschnürung, den Rennfarben des Grafen, öffnete ihm.

„Ist der Herr Graf zu sprechen?" fragte Eisenschmidt.

Der Diener zuckte mit den Achseln. „Ich bedaure sehr, mein Herr," entgegnete er, „der Herr Graf empfängt niemand ohne vorherige schriftliche Anmeldung."

„Mich wird er empfangen," entgegnete Eisenschmidt mit Betonung. „Vorwärts — bringe ihm meine Karte und sage dem Herrn Grafen, daß ich ihn nicht länger als fünf Minuten aufhalten würde!"

Der scharfe Ton schien den sonst gut dressierten Burschen einzuschüchtern. Er nahm die Visitenkarte, die Baron Eisenschmidt ihm reichte, schritt den Korridor hinab und öffnete die Thür am Ende der Entree. In diesem Augenblick fühlte er sich mit kräftiger Hand zur Seite gedrängt — Herr von Eisenschmidt trat vor ihm in das Zimmer. Er war dem Diener leise gefolgt — auf dem dicken Teppich im Korridor verhallte jeder Schritt — und hatte ihn einfach zurückgeschoben, nachdem er sich durch einen Blick in das Gemach davon überzeugt, daß Graf Andor anwesend war.

„Laß nur, mein Junge," sagte er, „ich habe mir's überlegt. Ich bin ein Freund des Herrn Grafen und bedarf gar keiner Anmeldung!"

Die Thür fiel dem Erstaunten vor der Nase zu.

Eisenschmidt blieb einen Augenblick stehen. Sein Auge glitt mit blitzendem Aufleuchten durch das Gemach — er schien sich in aller Schnelle über die Örtlichkeit orientieren zu wollen. Ein großes, länglich geformtes Zimmer, mit höchstem Luxus ausgestattet. Eine kostbare Waffensammlung an der einen Wand, Gobelins an der zweiten; dazwischen ein herrlich geschnitzter Gewehrschrank, ein Bücherregal, Gemälde und antike Teller, Bibelots und allerhand Bric-à-brac — ein breiter Schreibtisch am Fenster, schwere Teppiche und Felle am Boden und über den Diwans.

Graf Andor lag beim Eintritt Eisenschmidts auf einem der beiden Diwans und las in einem Sportblatte. Ein winzig kleiner schneeweißer Bologneser hatte sich neben ihm zusammengekugelt. Auf einem reich mit Perlmutt intarsierten Tischchen zu Häupten des Sofas lagen ein paar französische Romane und ein Dolchmesser, das vielleicht als Falzbein diente. Ein Flacon mit Wein, ein Glas und ein Teller mit einigen belegten Brötchen standen daneben. Der Graf schien gefrühstückt zu haben.

Er war aufgesprungen, als Eisenschmidt in das Zimmer trat. Ein seidener Schlafrock fiel in Falten um seine schlanke, muskulöse Gestalt. Andor mochte ein Fünfziger sein; sein dunkles Haupthaar, der starke Schnurrbart und die lang über die Brust fließenden Favoris waren grau durchwellt. Aber das Gesicht hatte die Schönheit der Züge und seinen interessanten magyarischen Typus, die Gestalt ihre geschmeidige Eleganz beibehalten. Andor hatte beim Aufspringen nach dem Dolchmesser gegriffen; er hielt es noch in der Hand. Er sprach kein Wort, aber seine dunklen Augen maßen den Eintretenden zornig.

Baron Eisenschmidt lachte fröhlich auf. „Laß liegen, Bela," sagte er, „ich thue Dir nichts! Nur plaudern möcht' ich mit Dir — ein winziges Viertelstündchen, nicht länger — und da ich fürchtete, Du würdest mich ebensowenig annehmen wie meinen Sohn, so brauchte ich eine harmlose kleine List. Eine Gewaltmaßregel meinetwegen!"

Er streckte dem Ungarn, noch immer lächelnden Gesichts, die Rechte entgegen. Graf Andor nahm sie flüchtig und ohne Gegendruck. Seine Augen lasen mißtrauisch in den Zügen Eisenschmidts. „Womit kann ich Dir dienen?" fragte er.

„Mit nichts als ein paar Antworten," entgegnete Eisenschmidt, seinen Hut fortstellend und seinen Pelz öffnend. „Aber sei nicht so frostig, amico — ich taxiere, Du mutmaßest, ich sei so quasi als ‚Rächer meiner Ehre' zu Dir gekommen. Beruhige Dich, Bela, ich bin kein Komödiant und dann — es verjährt alles einmal im Leben . . . Ja, es verjährt alles einmal! Fünfundzwanzig Jahre sind kein Kinderspiel. Man wird grau und weiß in so langer Zeit und lernt das heiße Blut bändigen . . . Darf ich Platz nehmen?"

Der Graf legte das Dolchmesser auf das Tischchen zurück. Der Ausdruck seines Gesichts war ruhiger geworden. „Bitte," sagte er und dann wiederholte er: „Womit kann ich Dir dienen?"

„Ich habe Dich allerhand zu fragen," erwiderte der Baron und ließ sich in einen Fauteuil fallen, während sein Blick musternd durch das Zimmer schweifte. „Du wohnst hübsch hier, sehr hübsch — es scheint Dir gut zu gehen — Du bist wieder einmal hoch oben auf der Walze des Lebens — ja?"

„Es macht sich," sagte der Graf nickend. Er starrte noch immer den alten Kumpan mit forschendem Auge an. Er schien sich noch nicht völlig klar darüber zu sein, ob das Sichgeben des anderen Natur oder Schauspielerei war. „Also, was willst Du, Ricardo? Sind es Geheimnisse oder wenigstens Dinge delikaterer Art, die Du mit mir zu besprechen hast?"

„Carajo, Bela — für jedermanns Ohren sind sie immerhin nicht bestimmt! Aber hier hört uns ja niemand! . . ."

Andor zögerte einen Moment. Dann schritt er zur Thür, öffnete sie und rief auf den Korridor hinaus: „Geh auf Dein Zimmer, Pearson — ich bedarf Deiner nicht!"

Er schloß wieder die Thür und ließ sich Eisenschmidt gegenüber nieder. Seine Finger spielten mit den Quasten des Schlafrocks. Er traute dem Frieden doch noch nicht ganz.

„Du begreifst," sagte er, „daß es Gelegenheiten giebt, wo ein Lauscher an der Wand zur Notwendigkeit wird, wenn man ihm vertrauen kann. Pearson ist meine rechte Hand. Aber was wir miteinander zu verhandeln haben, braucht er dennoch nicht zu wissen!"

„Mein' es auch — das gehört der Vergangenheit an. Ich bedauere, daß ich erst heute durch meinen Sohn von Deiner Anwesenheit gehört habe; ich wäre sonst längst zu Dir gekommen — und dann wäre mir mancherlei erspart worden — gewisse Unannehmlichkeiten, die nicht leicht zu überwinden sind . . ."

Der Baron sprach ruhig und in freundschaftlichem Tone. Er hatte sich tief in den Sessel zurückgelehnt, die Beine übereinander geschlagen und die Hände in den Taschen seines Pelzrocks vergraben.

Andor beobachtete ihn unausgesetzt und mit lauernder Miene. War es ein Feind, der da vor ihm saß, oder einer, der seiner Bundesgenossenschaft bedurfte? —

„Dein Sohn war einige Mal bei mir," sagte er, „aber ich hatte keine Lust, ihn zu empfangen. Er wollte mich zweifellos im Namen seines Schwagers, des Grafen Heinz Dornach, zur Rede stellen, mit dem ich kürzlich ein kleines thörichtes Rencontre gehabt — und das paßte mir nicht. Ich bin über die Duell-Kindereien hinaus, wenn sie sich nicht gerade für meine Pläne eignen und nur unliebsames Aufsehen erregen. Ich vermeide so etwas gern."

Eisenschmidt schüttelte den Kopf. „Aber Du irrst Dich, Bela," antwortete er. „Ich weiß gar nichts von einem Rencontre zwischen Dir und dem Grafen Dornach. Eric wollte zu Dir, um mit Dir über die Zukunft Deiner Tochter zu sprechen."

Überrascht und erstaunt warf Andor den Kopf in den Nacken. „Was heißt das?! Weiß Dein Sohn, daß die Christa Hellmer meine Tochter ist?"

„Ei gewiß weiß er das, und er wollte Dir persönlich mitteilen, auf welchen Umwegen er es erfahren hat — er nimmt großes Interesse an ihr — aus vielerlei Gründen . . . Aber auf all das komme ich noch zurück. Zunächst liegt mir daran, Näheres über die letzten Lebensjahre Hannas zu erfahren. Du siehst, ich spreche in vollkommenster Ruhe von ihr. Erzähle mir, ob sie an Deiner Seite das Glück gefunden hat, das ihr an der meinen nicht ward. Ich habe nie wieder von ihr gehört, seit sie von mir floh . . ."

Graf Andor rückte in seinem Sessel unruhig hin und her. In seinem ganzen vielbewegten Leben hatte er sich noch nie in einer so seltsamen Lage befunden wie jetzt. Er war der Meinung gewesen, dieser alte Konquistador, dessen Haus er geschändet und dessen Weib er entführt hatte, würde ihm mit haßlodernden Augen, die Pistole in der Hand, gegenübertreten. Und längst hatte er versucht, gegen ihn im geheimen zu wühlen, um den gefährlichen Feind unschädlich machen und zu gleicher Zeit einen tödlichen Streich gegen Heinz Dornach, seinen zweiten Gegner, führen zu können. Nun saß der, dessen gerechten Zorn er gefürchtet und den er deshalb aus dem Hinterhalt hatte zu Boden schmettern wollen — saß sein Todfeind ihm harmlos gegenüber und bat in mildem, fast flehendem Tone um nichts weiter als um die Auffrischung alter sentimentaler Erinnerungen aus fast vergessenen Tagen . . . Andor war ein großer Schurke mit kühnem, weitausschauendem Blick, ein Mann ohne Herz und Seele — ein genialer Dämon, dessen im Dunklen schweifender Geist im verwegenen Wagen fast immer treffsicher die Ziele erreichte, die seine schrankenlose bösartige Selbstsucht sich vorgezeichnet hatte. Er war auch ein Menschenkenner, der mit schlauer Berechnung die Schwächen der Lebenden zu seinen Gunsten ausnützte — nur diesmal täuschte er sich. Wesen und Benehmen Eisenschmidts wiesen ihn auf falsche Fährten — und das sollte sein Unglück werden. Er wußte, wie schlimm es um den Alten stand, und er glaubte, nachdem er in ihm statt eines racheglühenden Feindes einen still demütigen Greis gesehen, Eisenschmidt käme als Bettelnder zu ihm, der Versöhnung mit ihm und vielleicht auch seine Hilfe suchte . . . Er hatte dem Freunde von jenseit des Wassers unrecht gethan — und das that ihm fast leid. Der Alte balancierte zwischen Höhen und Tiefen, gleich ihm selbst — er war ein Ausgestoßener wie er — und Genossen sollen sich beistehen . . .

Andor lehnte sich gemächlich zurück und schlug den Schlafrock um seine, in pelzbesetzten Pantoffeln steckenden Füße. Er änderte seine Taktik — der gefühlvolle Alte war nicht zu fürchten, aber vielleicht gut zu gebrauchen. Wer wußte, was die Zukunft brachte. —

„Jeder Mensch macht einmal eine Dummheit im Leben, mein lieber Richard," erwiderte er; „wir sind allesamt erdgeboren, und gerade die Jugend ist kurz von Gedanken. Es war eine große Thorheit von mir, daß ich damals meine Leidenschaft nicht zu zügeln verstand, und — es war auch eine Niederträchtigkeit . . . Ich bin Philosoph genug, nichts zu bereuen, was ich gethan habe; die Reue ist ein sentiment kleinlicher Seelen, für das ich nichts übrig habe. Aber in diesem Falle habe ich doch dann und wann gewünscht, ich wäre vernünftiger gewesen und hätte mich nicht von einer ganz überflüssigen passi-

one amorosa fortreißen lassen. Sie wurde mir zu einer Kette um die Füße — ich hatte mich damit selbst gestraft. Hanna war tugendhaft wie eine Nonne des Franz von Assisi; sie wollte nicht meine Geliebte, sondern mein Weib sein. Ein Pfaffe in Los Angelos segnete unsern Bund mit schönen Worten ein — dann ruderten wir zurück in die Alte Welt. Ich stand vis-à-vis de rien und hoffte, mein Vater würde noch einmal Einsehen haben —"

„Also Dein Vater lebte derzeitig noch?" warf Eisenschmidt ein. Ohne die Miene zu verändern, hatte er den skeptischen Schilderungen des anderen gelauscht.

Andor nickte. „Ja — er lebte noch — er trieb sich zur Zeit in Paris herum, wo er seinen Namen für etliche Hunderttausend an eine Dirne verkauft hatte! Ein Ehrenmann, dieser Vater! Alles, was ich geworden bin, danke ich ihm. Als er mein Erbe verspielt hatte, warf er mich aus dem Hause. ‚Such' Dir ein Unterkommen, wo Du willst!' Ich ging in die Welt und wurde wie er — schlimmer noch! Die Sünden der Väter rächen sich immer!"

Andor lachte bitter, und Eisenschmidt erschauerte leise. „Aber Du hattest auch eine Mutter," sagte er halblaut.

„Jawohl," fiel Andor kopfnickend ein, „aber der Segen dieser Mutter hätte mir keine Häuser gebaut! Sie paßten zu einander, die Eltern! Er ein wahnsinniger Verschwender, dem nichts heilig, nichts — und sie eine Theaterprinzessin aus verdorbenem Blut, die so lange mit des Vaters Namen Schande trieb, bis ihm zu viel des Gespötts wurde und er sie davonjagte ... Jeder Mensch ist das Produkt der Erziehung, die er genossen, hat einmal irgend ein Weltweiser gesagt — Du kannst Dir denken, welch herrliche Erziehung mir zu teil geworden ist! Als ich zu Dir nach San Rosario kam, hatte ich bereits die halbe Welt durchstreift und war zehnmal am Zuchthause vorübergehuscht — ich war ein reifes ‚Produkt meiner Erziehung'! Es gefiel mir bei Dir. Du hattest mich gern, und ich habe mich später noch oft mit Vergnügen unserer lustigen Gelage in Frisko und unserer Jagdritte in die Berge erinnert. Und dann kam die dumme Geschichte mit der Hanna — mit Deiner Frau. Die Leidenschaft schlägt den Menschen mit Blindheit — ich war wie verrückt. Das sagte mir auch mein Vater, als ich ihn in Paris anbetteln wollte. Er wies mich lachend meiner Wege — ein paar Monate später hörte ich, daß er sich erschossen habe. Nun ging ich nach Deutschland. Frage nicht erst, wovon ich mich nährte. Ich trieb mich unter allerhand Namen in den Bädern herum und nahm jeden Verdienst mit, den ich fand. Es war ein trübseliges Dasein. Überall stand mir Hanna im Wege. Seit der Geburt der Kleinen kränkelte sie auch; sie war lungenleidend und schwermütig geworden. Da hörte ich eines Tages, daß ein reicher Magnat aus dem Szegediner Komitat eine tüchtige Kraft für seinen Marstall brauchte. Ich machte mich auf die Reise, aber unterwegs starb mir die Hanna — in einem Försterhause im Süddeutschen. Was sollte ich Unglücksmensch mit der Kleinen anfangen?! — Ich floh und ließ sie bei den Försterseuten zurück. Es war das beste für sie ..."

Andor schwieg eine kurze Weile und schaute nachdenklich auf die roten Spitzen seiner Morgenschuhe, die unter dem Schlafrock hervorlugten. Eisenschmidt blieb stumm. Er rührte sich nicht. Das Gesicht des Alten sah wie eine Wachsmaske aus. Jeder Nerv in ihm zuckte, aber er beherrschte sich. Die Selbstbekenntnisse des fürchterlichen Menschen ihm gegenüber waren noch nicht zu Ende — Eisenschmidt wollte noch mehr hören. Er wollte alles wissen, und dann — dann sollte die Abrechnung kommen.

Andor schielte mit neugierigem Blinzeln der Augen zu dem alten Kumpan herüber. Teremtete — wie schlecht sah der aus! Das Schicksal hatte ihm übel mitgespielt — er wußte es — hatte er doch selber dies Schicksal gestalten helfen. Aber er war zu grausam gewesen, er sah es ein. Er war von falschen Voraussetzungen ausgegangen — der arme Alte hatte ihm nicht schaden wollen. Es ließ sich wohl noch mancherlei rückgängig machen — und vielleicht auch als Bundesgenosse ließ Eisenschmidt sich gebrauchen. Er stand vor dem Abgrund und würde sicher nicht die helfende Hand zurückweisen ...

„Nun, und Du, mein alter Richard?" fragte er lächelnd; „auch Du hast Pech gehabt, wie ich höre, und hast es nicht so leicht überwinden können?"

„Nicht so leicht," wiederholte Herr von Eisenschmidt, „ganz richtig, Bela — ganz richtig! Mein Hauptunglück war meine immer lockere Hand. Ich habe nie zusammenhalten können und nie an Sparen gedacht. Noch vor Jahresfrist war ich ein reicher Mann, und jeder drüben im Kalifornischen nannte meinen Namen mit Achtung. Die Deutschen San Franciscos übergaben mir eine Huldigungsadresse für den Kaiser — sie konnten keinen besseren als Überbringer wählen wie mich. Ich war geschätzt, geehrt, gefürchtet ... Aber über jedem von uns schwebt allezeit das Damoklesschwert der Vernichtung. Ein Strike von ungeahnter Ausdehnung hat mich an den Rand des Ruins gebracht. Was die Tücke und Niedertracht meiner verhetzten Leute verschont hatte, das zerstörten die Elemente. Ein Durchbruch des Wassers überschwemmte und versandete meine Werke; ich war über Nacht zum Bettler geworden. Wäre ich zwanzig Jahre jünger gewesen — ich hätte fröhlichen Muts von vorn angefangen. Aber ich stehe an den Grenzen des Lebens und ich bin nicht allein. Ich habe einen Sohn, der in seiner exklusiven Stellung in gewisser Weise von mir abhängig ist. Mit meinem Sturz mußte auch er fallen. Er hat mich immer für sehr reich gehalten — und er weiß noch heute nicht, daß ich ein Bettler bin — er weiß auch das Schlimmere nicht ..." Die Stimme des alten Herrn vibrierte, als er dies sagte. Jetzt konnte Graf Andor sich nicht mehr täuschen: es war ein armer, müder, gebrochener und um Hilfe flehender Mann, den er vor sich hatte — kein Feind.

„Ah bah, Ricardo," rief er, „keine Thränen, keine Sentimentalitäten! Leute wie wir ringen sich immer wieder empor! Es war eine Narrheit, daß Dein stattlicher Sohn sich, wie ich las, mit einem

armen Comteßchen verlobt hat, statt bei den Millionärstöchtern auf die Freite zu gehen! Warum hast Du das zugegeben? Hättest ihm vernünftig ins Gewissen reden sollen, Alterchen — wer weiß, ob er Dir nicht aus der Patsche geholfen hätte!"

„Ich bekam es nicht über das Herz, ihm die Wahrheit zu sagen," entgegnete Eisenschmidt. „Das ist das Üble, daß ich immer noch ein Herz in der Brust trage — nicht einen Stein wie Du. Das ist das Böse, daß ich mein Kind liebe und ihm nicht gleichgültig gegenüberstehe wie Du dem Deinen. Mein Sohn war immer meine Welt. Ich habe meinen Sohn abgöttisch geliebt — und freventlich, denn diese Liebe hat mich verbrecherisch werden lassen . . . Hör weiter. Ich bedurfte große Kapitalien, um meine verwüsteten Werke wieder in stand setzen und von neuem beginnen zu können. Drüben fand ich sie nicht — mein Kredit war erschüttert. Da entsann ich mich eines befreundeten Ingenieurs, eines Franzosen, dem ich einmal einen großen Dienst hatte erweisen können und von dem ich wußte, daß er Millionär war und zudem der Regierung seines Landes nahe stand. Ich reiste nach Paris und wandte mich an ihn —"

„Pardon," fiel Graf Andor in diesem Augenblick ein; „ich will Dich der Mühe und auch des Peinlichen überheben, mir die Ergebnisse Deines Pariser Aufenthalts ausführlicher zu schildern. Ich kenne sie bereits und zwar ziemlich genau. Ich habe intime Verbindungen mit der Patriotenliga und weiß seit einem Vierteljahr, daß Du in den Diensten Frankreichs stehst und hohe Bezüge aus den geheimen Fonds der Regierung beziehst."

„Füge hinzu," sagte Eisenschmidt, noch immer in regungslosem Verharren, „daß Du selbst es warst, der mir die Berliner Polizei auf die Fersen gejagt hat. Der Schlag war gegen meinen Sohn und dessen Schwager, Graf Dornach, geführt; daß er auch mich traf, und zwar am stärksten und direktesten, war nicht schade, denn auch in mir wittertest Du einen alten Feind."

Andors Auge blitzte zu dem Sprechenden hinüber. „Nonsens," entgegnete er, und er gab dabei seinem Sessel eine leichte Wendung, so daß er dem Tischchen näher kam, auf dem das Dolchmesser lag; „ich bin doch nicht wahnsinnig! Ich bin froh, wenn die hochlöbliche Polizei mich in Ruhe läßt und kümmere mich den Teufel um andere! Ist es wahr, daß Du Verrat fürchtest, so bin ich bereit, Dir zu helfen. Schau Dich einmal bei mir um; es sieht recht elegant hier aus, nicht wahr? Die letzten Jahre sind glückbringend für mich gewesen — ich habe gut operiert Man hat mir oftmals etwas am Zeuge flicken wollen, aber ich war klüger und gewitzter als meine Gegner. Von meiner Geburt ab habe ich zu den Ausgestoßenen und Heimatlosen gehört; die Gesellschaft war der Feind, gegen den ich beständig kampfbereit auf der Lauer liegen mußte. Ich habe diesen Kampf mein ganzes Leben hindurch mit aller Kraft und nie versiegender Ausdauer geführt und ich bin immer oben geblieben. Wie die Anarchisten und die Nihilisten, so bin auch ich ein Gegner der bürgerlichen Ordnung von heute — doch nicht aus politischen Gründen, sondern um meiner selbst willen. Die Selbstsucht ist das einzige Gesetz, das die Welt regiert; sie ist meine Gottheit und mein Idol. Ich bin ich — vor allem und über alles bin ich. Verbünde Dich mit mir, Richard — wir wollen gemeinsam der Menschheit ein Schnippchen schlagen! Ich habe allerhand neue Ziele im Auge, zu deren Erreichung Du mir leicht hilfreich sein könntest. Ich weiß, daß Graf Egon Dornach, der älteste Schwager Deines Sohnes, sich für meine Tochter interessiert — das giebt ersprießliche Anknüpfungen — ein Fundament, auf dem sich weiter bauen läßt. Du dauerst mich, und ich möchte Dir gern helfen. Ich habe — nun ja, ich habe in gewissem Sinne etwas gut zu machen an Dir!"

Der Alte nickte ernsthaft. „Ja, das hast Du, Bela," sagte er, „Du hast viel an mir gut zu machen! Du kamst halb verhungert zu mir, abgerissen und elend — ein Bettler, und ich nahm Dich gastlich auf. Ich unterstützte Dich und machte Dich zu meinem Freunde, und Du lohntest mir dafür mit bitterem Undank. Du hast das Gastrecht geschändet und die Freundschaft mit Füßen getreten. Du hast mir das Weib gestohlen, an das mein Herz noch heute in Liebe denkt, und hast die Armselige einsam im Elend sterben lassen. Nicht einmal ihr Grab kennst Du — und die Tochter, die sie Dir geboren hat, willst Du zum Opfer Deiner selbstsüchtigen Pläne machen . . ." Langsam erhob sich Eisenschmidt, während er weitersprach: „Du bist ein großer Verbrecher — auch ich bin bis zum Verbrechen gekommen. Aber ein Unterschied ist doch zwischen uns. Alles, was Du Schlechtes thatest, war das Produkt feiler Berechnung. Ich bin ehrlich geblieben mein Leben lang, und erst am Ausgang meiner Tage drängte unverschuldetes Unglück mich auf die abschüssige Bahn. Aus Liebe zu meinem Sohn, dem ich seinen goldenen Sockel erhalten wollte, wählte ich das abscheuliche, erbärmliche Handwerk eines Spions — nicht, um mich selbst vor Hunger zu schützen. Wenn es eine Gerechtigkeit giebt, so wird sie wägen zwischen meiner Schuld und der Deinen. Denn schuldig sind wir beide, und für uns beide giebt es nur eine Sühne: den Tod!"

Bei diesem furchtbaren Wort sprang der Ungar jäh in die Höhe und griff, gelb im Gesicht und mit flirrenden Augen nach dem Dolchmesser auf dem Diwantisch. Aber der Revolver Eisenschmidts blitzte ihm entgegen.

„Keine Bewegung," rief der Alte drohend, „oder ich schieße Dich nieder! Hunde wie Dich muß man mit der Waffe zähmen! Fort mit dem Dolch oder — beim ewigen Gott, ich drücke ab!"

Das Messer fiel aus der Hand Andors auf den Teppich. Der kleine Hund bellte auf und kroch furchtsam tiefer in das Diwanfell hinein, mit seinen schwarzen Augen scheu nach dem Fremden blickend.

„Hör' zu, Richard," keuchte der Ungar; „Du bist Deiner Sinne nicht mächtig — die Furcht vor der Polizei hat Dich toll gemacht! Aber ich schwöre Dir zu, daß ich Dich schützen werde! Die Polizei bedarf meiner — ich habe ihr als Vigilant wichtige Dienste geleistet, und sie wird Dich entwischen lassen, wenn Du klug bist!"

„Ich will nicht flüchten,“ versetzte Eisenschmidt büster, „ich will sterben und auch Du sollst sterben. Bleib' stehen und rühre Dich nicht!“

Rückwärts, immer mit erhobener Pistole, schritt er an die Thüren und riegelte sie ab. Wie hypnotisiert schaute Andor auf den glänzenden Mund der Waffe. Er bewegte sich nicht. Er wußte: rief er um Hilfe oder sprang er zur Klingel, so war sein Leben verwirkt. Von San Rosario her kannte er die Treffsicherheit des alten Genossen.

„Üb' Gnade, Richard,“ ächzte er leise, „was dient Dir mein Tod!? Ich schaffe Dich über die Grenze — ich helfe Dir — denk' an die alten Zeiten, an die Tage der Freundschaft —“

„Und an die des Verrats,“ vollendete Eisenschmidt. Er stand jetzt dicht vor dem zitternden Ungarn. „Ich denke ihrer, Bela, und um der Tage der Freundschaft willen soll auch unser letzter Kampf ein ehrlicher sein. Ich führe noch einen zweiten Revolver bei mir, den ich Dir geben werde. Fünf Schritt Distance zwischen uns — Sekundanten brauchen wir nicht. Ich werde zählen; auf mein Drei schießen beide. Fall' ich, so magst Du am Leben bleiben; fällst Du, so folge ich Dir nach.“

Er drückte die zweite Waffe Andor in die Hand und trat zurück. Schon beim ersten Schritt krachte der Revolver des Ungarn los — aber die Hand hatte gezittert, die Kugel schlug klirrend das Glas des Spiegels am Fensterpfeiler entzwei.

Mit heiserem Aufheulen wollte Andor sich auf Eisenschmidt stürzen — — da fiel der zweite Schuß, und mit zerschmettertem Haupt brach der Ungar zu Füßen des Alten zusammen.

Es klopfte gegen die auf den Korridor führende Thür.

Die Lippen des Barons von Eisenschmidt bewegten sich lautlos. Er hob langsam die Waffe gegen die eigene Stirn.

Ein dritter Schuß ... Der Hund sprang vom Sofa und kroch mit leisem, wie fernes Kindergeschrei klingendem Winseln zu den beiden Leichen heran ...

XX.

Der alte Herr Heller war seit den sonderbaren Geschehnissen der letzten spiritistischen Sitzung in seinem Hause noch stiller, grüblerischer und melancholischer geworden als ehedem. Trotz des Bittens und Drängens des Grafen Heinz Dornach hatte er es rundweg abgelehnt, das entflohene Medium verfolgen zu lassen. Die verbrecherische Gemeinschaft Aktons mit Jonas Heller lag klar zu Tage, nachdem man in den Taschen des letzteren Nachschlüssel zu der Balkonthür und der zweiten Thür des Gartenzimmers gefunden hatte. Es bedurfte nur wenig Scharfsinns, um das ganze Gewebe der Gaunerei durchschauen zu können. Andor, Akton und Jonas Heller oder Mister Durnford, wie sich der alte Spitzbube in Berlin zu nennen pflegte, hatten Hand in Hand gearbeitet und die Entwendung der Brillanten der alten Frau Heller zweifellos seit langem vorbereitet. Es war nicht anders denkbar. Aller Vermutung nach war ihr Plan der folgende gewesen: Andor, der seinen Jockey den leichtgläubigen Priestern des Spiritismus als sensationelles Medium vorgeführt, hatte seine Bekanntschaft im Hellerschen Hause dazu benutzt, die günstigste Gelegenheit zu dem großen Diebstahl auszukundschaften, hatte sich über die Örtlichkeit genau orientiert und Wachsabdrücke der Schlösser jener Thüren genommen, die Jonas passieren mußte, um in die erste Etage gelangen zu können. Bei allen spiritistischen Sitzungen wurde der Dienerschaft, um neugieriges Spionieren unmöglich zu machen, anbefohlen, im Gesindezimmer oder der Küche zu verbleiben. Auf dieser, allen Beteiligten bekannten Thatsache baute der Plan der Schurken sich auf. Während Akton sich im angeblichen Hochschlaf der Medien befand, schlich sich Jonas durch die Balkonthür in das Haus. Sein Erscheinen als „verstorbener Bruder“ des Hausherrn war durch einen sogenannten „physischen Apport“, das heißt durch das plötzliche Auftauchen der silbernen Taschenuhr des Vaters Hellers angekündigt worden; selbstverständlich trug Akton diese Uhr, die er vorher von Jonas erhalten hatte, bei sich und praktizierte sie im geeigneten Moment auf geschickte Weise unter den Tisch. Auch die Klopf- und Schreibmanifestationen, durch welche die Sitzung eingeleitet wurde, waren nichts weiter als gut eingeübte Taschenspielerkunststückchen. Daß sie auf die versammelten Spiritisten in keiner Weise verblüffend oder befremdlich wirkten, war nicht erstaunlich; wer jemals in spiritistischen Kreisen verkehrt hat, weiß, mit welcher Zähigkeit die Anhänger der occultistischen Lehren auch das Unwahrscheinlichste und Unmöglichste als Wirkungen aus unbekannten Regionen, hervorgerufen durch die abnorme seelische Kraft des Mediums, zu deuten wissen.

Nachdem Jonas sich mittels seines Nachschlüssels über die Rampe in das Gartenkabinett geschlichen und sich im Sitzungszimmer flüchtig als „materialisierter Geist“ gezeigt hatte — seine mit schwefliger Substanz eingeriebene, dampfende Kleidung mußte die Illusion vervollständigen — war er, indessen Akton durch andere Spukphänomene die Gesellschaft fesselte, durch die zweite Thür des Kabinetts auf den Korridor getreten und hatte unbehelligt das erste Stockwerk erreicht. Hier aber erreichte ihn sein Schicksal. Die Mutter erwachte bei seinem Eintritt in ihr Schlafgemach. Im ersten Moment der Angst drückte sie auf den Knopf des elektrischen Läutewerks, das ihr Zimmer mit dem des Rentiers verband. Dann erkannte sie Jonas, den Sohn, den sie in weiter Ferne wähnte. Ihr irrer Geist fand keine logische Kombination; sie sah den wieder vor sich, mit dem der Rest ihrer Empfindungsfähigkeit sich täglich und stündlich beschäftigte, ihren Sohn — und mit einem Aufschrei des Jubels stürzte sie dem Wiedergefundenen in die Arme. Sie hatte ihn auf der Stelle erkannt; Jonas, der sich sonst aus erklärlichen Gründen Haar und Bart zu färben pflegte, hatte das diesmal absichtlich unterlassen — er wußte durch Andor, daß nach spiritistischer Ansicht die Materialisation eines Geistes den Verstorbenen stets in derjenigen mensch-

lichen Gestalt zeigt, in der sie in der Erinnerung des Zuschauers lebendig zu sein pflegt ... Vielleicht kam das plötzliche Erwachen seiner Mutter dem verlorenen Sohn so schreckhaft unerwartet, daß sein zerrüttetes Nervensystem nicht mehr standzuhalten vermochte — vielleicht war das Herz des alten Verbrechers schon lange krank und nicht mehr fähig, starke Erregungen zu ertragen — — er brach in den Armen seiner Mutter lautlos zusammen. Ein Schlag hatte ihn getötet.

Heinz kam in jener Nacht erst zu dämmernder Stunde nach Hause. Heller bedurfte seines kraftvollen Beistandes. Der alte Mann war in tiefster Seele erschüttert. Das Plötzliche und Gräßliche der Ereignisse schmetterte ihn förmlich zu Boden. Trotz des bodenlosen Betrugs, der sich soeben vor seinen Augen offenbart hatte, sah er auch in dem Geschehenen das Hineinragen übersinnlicher Gewalten in unser armseliges Erdendasein. Was sind alle Thatsachen gegen die Macht der Überzeugung! — Äußerlich hielt Heller sich ruhig; er besaß Energie und Kraft des Willens. Aber Heinz sowohl wie Lizzie, die erst später die volle Wahrheit in Bezug auf die Ereignisse des Abends erfuhren, merkten ihm an, wie schwer er zu leiden hatte.

Die Leiche des Jonas wurde in aller Heimlichkeit aufgebahrt. In aller Stille sollte auch das Begräbnis stattfinden. So ganz geräuschlos ging das freilich nicht ab, wie Heller es im Interesse seines häuslichen Friedens erhofft hatte. Die Polizei verlangte den Identitätsnachweis des Verstorbenen als Bruder des Rentiers — umfangreiche Recherchen mußten eingeleitet werden. Man erfuhr, daß Jonas im Gasthofe zum König von Ungarn logiert hatte und nahm die Gelegenheit wahr, diesen Spitzbubenwinkel einmal gehörig zu durchsuchen. Dabei kamen denn allerlei ungehörige Dinge an das Tageslicht; dem Besitzer, der der Polizei seit langem als unsicherer Kantonist bekannt war, wurde die Konzession entzogen und ein Umbau der Lokalitäten auf Grund der neueren Bauvorschriften anbefohlen.

Wenige Tage nach der ereignisreichen Séance bei Heller sprach der Kammerherr von Krachenau bei seinem spiritistischen Freunde vor. Er kam, um Abschied zu nehmen. Er hatte genug von Berlin und von Deutschland und rüstete zu einer Reise nach Indien, dem Mutterlande magischen Geisteslebens — zu der letzten großen Fahrt, wie er sich ausdrückte, mit der er sein Leben beschließen wollte.

„Ich bin völlig frei,“ sagte er, „und es giebt nichts, was mich in der Heimat zurückhalten könnte. Und ich finde hier nicht das, wonach ich suche, seit ich denkfähig geworden bin. Alle Erkenntnis bewegt sich in den gleichen Bahnen, und wenn ich glaubte und hoffte, nur einen winzigen Schritt vorwärts gekommen zu sein, brachte mich der nächste Schritt wieder um ein Erkleckliches zurück. Der Skeptizismus der materialistischen Wissenschaft ist nicht der schlimmste Feind, der unserm Streben im Wege steht. Schlimmer sind die tausendfältigen Hindernisse, die uns ein tückischer Betrug entgegenstellt. Wenn wir jedem Medium von vornherein mit Mißtrauen gegenüber zu treten gezwungen sind und wenn wir in jedem Vermittler zwischen unserer Welt und der unsichtbaren einen kecken Gauner zu fürchten haben, dann ist uns der Boden für unsere Forschungen entzogen. Denn wir bedürfen der Gläubigkeit, um weiter zu kommen. Es war lange mein Wunsch, einmal Indien kennen zu lernen, aber ich fühlte mich bisher noch nicht genügend vorbereitet. Jetzt bin ich so weit. Ich reise direkten Wegs nach Kalkutta und von dort nach Benares. Jocolliot bestätigt in seinem Werke ‚le spiritisme dans le monde‘ auf Grund eigenster Erfahrung alles, was unsere Wissenschaft seit einem Jahrhundert über die mediumistische Begabung der indischen Fakire kennt. Ich weiß, daß es nicht leicht ist, in die Mystik der Brahmanen einzudringen und daß die Priesterkaste in ängstlicher Scheu ihre heiligen Geheimnisse vor dem Fremdling verbirgt. Aber ich habe mein lebelang mit Schwierigkeiten kämpfen müssen und ich werde schon glücklich sein, wenn Gott mich begnadet, nur einen flüchtigen Blick in jene Welten werfen zu können, die er dem Auge des Menschen bis heute verborgen hält ... Ich habe Auftrag gegeben, meine Besitzung à tout prix zu veräußern und mein Vermögen zu realisieren. Ende Monat reise ich ab — verjüngt in der Hoffnung auf Licht! ...“

Es gab einen herzlichen Abschied. Die gleichen Neigungen und der gleiche theosophisch-phantastische Zug ihrer Lebensrichtung hatten die beiden alten Herren schnell einander näher gebracht. Heller beneidete im stillen den glücklicheren Schaffensgenossen, dem sich in kurzem die Wunderwelt der indischen Magie mit all' ihrem Zauber erschließen sollte, während er selbst daheim bleiben mußte, an der Wiege einer Kultur, die in der höchsten Steigerung des Erwerbs ihr idealstes Endziel sah. Und er beneidete Krachnau nicht umsonst, denn seine „Hoffnung auf Licht“ sollte zur Wahrheit werden. Ein Taifun bohrte den Dampfer, auf dem Krachenau sich wenige Wochen später befand, inmitten des Oceans in wirbelnde Tiefen, und unten, auf dem Grunde des Meeres, das dem greisen Phantasten den Tod gebracht, fand er vielleicht das, was auch der Zauber Indiens ihm sicher verwehrt hätte: die Erkenntnis der Ewigkeit und das Licht, nach dem der moderne Ikarus gestrebt hatte, so lange die Erde ihn trug. — — —

Inzwischen hatte sich auch das Geschick dessen vollendet, der in den letzten bösen Händeln, die sich im Hellerschen Hause abgespielt, vornehmlich beteiligt gewesen war; auch Graf Andor war der strafenden Hand der Nemesis erlegen, und mit ihm hatte ein Unglücklicher, der in ruhelosem Leben vergeblich den Hafen gesucht und als Greis trostlosen Schiffbruch erleiden sollte, seinen Frieden gefunden.

Es war eine schreckliche Zeit, die für Eric Eisenschmidt kam. Mitten im Glück seiner jungen Liebe hatte ihn ein Blitzschlag getroffen, der ihm alles zu nehmen drohte: seine Existenz, seine soziale Stellung, die Ehre des Namens und das Weib seines Herzens. Auch dies, denn es war gewiß, daß die stolze Agnete niemals die Gattin eines Mannes

werden würde, auf dem der Fluch unauslöschlicher Schande ruhte . . .

Als Eric nach der ihm durch den Kriminal-Kommissar von Gamisch gewordenen Entdeckung nach kurzer Ohnmacht wieder zu sich kam, war er völlig ruhig geworden. „Thun Sie Ihre Pflicht," war die einzige Antwort, die er dem Beamten gab. Er hatte sich auf einen Sessel gesetzt und brütete stumm, mit glasigem Blick und einem Ausdruck unheimlicher Starrheit in dem wächsernen Gesicht, vor sich hin.

Der Beamte war nicht nur verpflichtet worden, in der traurigen Angelegenheit mit aller Schonung vorzugehen, sondern er war auch ein Mann von Herz. Ihn dauerte der unglückliche Offizier, der unschuldig war an den Verbrechen des Vaters, und den eine einzige bange Minute aus all seinen Himmeln geschleudert hatte. Er versuchte Eric zu trösten und sprach mit ernster Eindringlichkeit in ihn hinein. Er stellte ihm vor, daß nur die größtmögliche Besonnenheit einen offenen Skandal vermeiden könne — daß die Schuld seines Vaters noch gar nicht erwiesen sei, daß er Vernunft annehmen und sich in Ruhe dem Unvermeidlichen fügen möge.

Der herzliche Ton seiner Worte ging Eric nahe. Seine tiefe Erschöpfung machte sich in Thränen Luft — er verfiel plötzlich in einen heftigen Weinkrampf. Dann aber wurde er verständig; er sah ein, daß Herr von Gamisch recht hatte. Für ihn stand so unermeßlich viel auf dem Spiel, daß er sich mit allen Kräften gegen die Folgen der Schmach wehren mußte, die ihn bedrohte.

Um jegliches Aufsehen im Hotel zu vermeiden, ging der Kommissar mit größter Rücksicht zu Werke. Er nahm die Untersuchung allein in die Hand. Ein rasch herbeigeholter Schlosser öffnete die Thür zu dem Schlafzimmer des Barons. Herr von Gamisch durchsuchte alles, die sämtlichen Koffer, die Kleidungsstücke, Schränke und Schubladen — es fand sich nichts, das auf eine verbrecherische Thätigkeit des Entflohenen hingewiesen hätte.

Ein befriedigtes Lächeln glitt über das ernste Gesicht des Beamten. „Ich ahnte es," sagte er, und seine Rechte deutete auf das Aschenhäufchen im Kamine, in dem noch vereinzelte Funken sprühten.

Die Zimmer wurden verschlossen, und dann fuhr Eric mit Herrn von Gamisch zu dem Chef der politischen Polizei, dem Grafen Piret, um mit diesem Rücksprache zu nehmen. Der Graf war höflich und liebenswürdig und nicht ohne Wärme Eric gegenüber, verweigerte aber jede Auskunft über die Einzelheiten, die zu der Verhaftung des Barons Eisenschmidt Anlaß gegeben hatten.

Auf der Polizei war inzwischen die Meldung von den tragischen Vorkommnissen, die sich in der Wohnung des Grafen Andor abgespielt hatten, eingelaufen. Auch diesmal begleitete Eric Herrn von Gamisch. Er wußte, daß er seinen Vater nur als toten Mann wiederfinden würde Und als er thränenlosen Auges, die Brust zum Springen geweitet vor ungeheurem Schmerz, an der Leiche des Alten niederkniete, da war es ihm, als zucke die Hand des Toten und als wolle sie noch einmal um Verzeihung flehend nach der seinen greifen. Eric küßte die Hand des Vaters; was auch kommen mochte — er hatte dem Unglücklichen verziehen, und er wußte nicht einmal, daß der nur aus Liebe zu ihm gefehlt hatte.

Die Brieftasche, die der Kommissar bei der Leiche fand und die neben unwichtigen Papieren auch eine größere Summe Geldes in Checks und Banknoten enthielt, wurde mit Beschlag belegt und Eric sodann verstattet, den Toten in seine Wohnung schaffen zu lassen. Noch wußte Eric nicht, ob sein Vater das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte, in der That begangen hatte. Die Miene des Grafen Piret bestätigte es und des Vaters plötzliche Flucht, wie sein Selbstmord, sowie vor allem die Thatsache, daß er in den letzten Augenblicken seines Aufenthalts im Hotel Papiere verbrannt hatte, machten es wahrscheinlich. Aber Eric wollte Gewißheit haben. Sie war da, wenn sich die Nachricht von der Zerstörung der Bergwerke von San Rosario und Walkers Camp und von dem Ruin seines Vaters bewahrheitete. Das hatte der alte Herr ihm verschwiegen; er hatte im Gegenteil bei jeder Gelegenheit von der sich stetig steigenden Prosperität seiner Minen gesprochen — wohl nur, um zu verdecken, daß er die Geldsummen, mit denen er um sich warf, minder lauteren Quellen verdankte.

Eric fuhr zu dem Gesandten Amerikas und bat ihn um eine telegraphische Recherche. Die Antwort traf am folgenden Tage ein. In den Eisenschmidtschen Minen bei San Francisco herrschte das Chaos. Der Besitzer hatte unbegreiflicherweise alles in größter Unordnung zurückgelassen. Die Depesche fügte an, daß die umgehende Rückkehr des Barons Eisenschmidt notwendig sei, um zu retten, was sich noch retten lasse.

Der unglückliche junge Mann wußte genug. Er wußte vor allem, was er wissen wollte. Das furchtbare Unheil mußte den einst so hellen und klaren Geist seines Vaters verwirrt haben; in völliger Kopflosigkeit war er nach Europa geflüchtet. Auf welche Weise er hier seine landesverräterischen Verbindungen mit dem Erbfeinde Deutschlands angeknüpft hatte, entzog sich den Kombinationen Erics. Er forschte auch nicht danach. Er schrieb an den Obersten von Urach und bat um seinen Abschied „zwecks Auswanderung". Dann legte er Civil an. Es wurde ihm wehmütig ums Herz, als er zum letzten Mal in seiner glänzenden Uniform an dem Spiegel in seinem Ankleidezimmer vorüberschritt. Der Spiegel warf in voller Helle seine stattliche Gestalt zurück. Aber er seufzte nicht, als er die Uniform ablegte. Er mußte es — und er beugte sich diesem eisernen Muß. In aller Deutlichkeit sah er sein ferneres Leben vor sich: ein Leben voll harter Arbeit und entsagungsfreudigem Schaffen. Ach, und wie wollte er arbeiten! Arbeiten, bis er ermüdet zusammenbrach, um die Schande zu sühnen, die seinen Namen befleckte! Denn nicht der Tod sühnt, sondern nur die ehrliche Arbeit.

Er rüstete sich zu dem schwersten Gange seines Lebens. Es galt Abschied zu nehmen von der, die er liebte. Eine letzte Qual — aber sie konnte nur

kurz sein. Eric hatte sich vorgenommen, Agnete die volle Wahrheit zu sagen. Und dann würde sie ihn ziehen lassen — vielleicht bedauernd, vielleicht auch mit Abscheu vor dem Sohne des Spions. Er konnte beides erwarten . . .

Zu seiner Verwunderung trat ihm im Hotel des Grafen nicht Richards, sondern ein ihm fremder Diener entgegen, der seine Anmeldung übernahm. Auf den ersten Blick erkannte er, daß die Kunde von dem plötzlichen Tode seines Vaters noch nicht bis zu Agnete gedrungen war — die Zeitungen hatten sich auf den kurzen Polizeibericht beschränkt. Die Comtesse begrüßte Eric mit alter Herzlichkeit und beklagte, daß er seit zwei Tagen nichts habe von sich hören lassen. Dann sah sie ihm in das blasse, verstörte Gesicht und fuhr zurück. „Um Gottes willen, Eric," schrie sie auf; „bist Du krank?!"

Er nickte. „Sehr krank, Agnete," sagte er, „und Du sollst auch erfahren, woran ich leide . . ."

Er zog sie neben sich auf das Sofa und begann zu erzählen — alles, was ihm das Herz bedrückte. Er hatte dabei nicht wie sonst ihre Hände in die seinen genommen — er blickte kaum zu ihr auf. Er sprach schnell und hastig und monoton, als wolle er das, was er zu sagen hatte, eilfertig los werden. Er litt unerhört in dieser Stunde.

Agnete saß totenblaß neben ihm. Nur einmal, als sie von der schmählichen Beschuldigung hörte, der sein Vater sich durch den Tod entzogen, griff ihre Hand nach dem Herzen. Ihr Blut schien sich stauen zu wollen — das reine blaue Blut der Dornachs, das sich empörte gegen die Verbindung mit einem, der das Kainszeichen ewiger Schmach auf der Stirne trug . . .

Er war fertig — er hatte nur noch weniges hinzuzufügen. „Mein Abschied ist eingereicht — ich stehe im Begriff, meine Vermögensverhältnisse zu ordnen und will sodann nach Amerika, um die Erbschaft meines Vaters anzutreten. Vielleicht gelingt es mir, Licht in das Chaos zu bringen, das drüben meiner harrt — an Fleiß und Ausdauer soll es mir nicht fehlen, denn ein paar fleißige Hände ist alles, was ich in die graue Zukunft hinüberrette. Es bleibt mir nichts als der Abschied von Dir, Agnete. Ich — ich — ich bitte Dich, machen wir uns diese Stunde nicht schwer. Es muß ja sein! Ich habe freilich immer den Standpunkt vertreten, daß die schuldlosen Söhne nicht haftbar sind für die Sünden der Väter, aber die Welt urteilt nach anderen Gesetzen als denen der Moral. Dringt die Schande meines Vaters in die Öffentlichkeit, so fällt sie auch auf mich zurück, und das Weib eines — Ehrlosen kannst Du niemals sein!"

Agnete sprang jäh empor. Ihre Augen flammten. „Pfui über Dich, Eric, der Du Dich selbst beschimpfst!" rief sie aus. „Ehrlos wär' ich, wollte ich Dich, den unverschuldetes Unglück in Not und Kummer gebracht haben, feige verlassen! Für wie schwach hältst Du meine Liebe und für wie schlecht meinen Charakter! Du bist mein und ich bin Dein, und nur Du oder ich können uns trennen! Kein anderer — vor allem nie das Gespenst der Furcht vor der Medisance der Welt. Ich kenne an Deiner Seite keine Furcht. Nach Deiner Erzählung ist ein Beweis der Schuld Deines unglücklichen Vaters nicht erbracht worden; sein Tod hat sie vollends gelöscht. Aber wär' es auch anders — — Dich, den Schuldlosen, verlasse ich nicht und wenn ich Himmel und Hölle trotzen sollte!"

Sie sank an seine Brust; er umfaßte sie stark mit den Armen und drückte sie so fest an sich, als ob er sie nie wieder loslassen wollte — sein ganzes Leben hindurch.

„O Du Geliebte," sagte er, und sein feucht gewordener Blick tauchte sich tief in den ihren, „wie groß bist Du und kühn und edel! Und wie klein muß ich vor Dir erscheinen, daß ich an Dir zweifeln konnte! Und bennoch, Agnete — ich muß es sagen: laß Dich nicht fortreißen von der Wallung des Augenblicks, von dem Mitleid mit mir und Deiner Liebe. Es ist eine harte Zukunft, die uns winkt. Du warst von Überfluß umgeben, und wir werden entbehren müssen. Du hast einen stolzen Sinn — er wird sich beugen müssen. Es sind nur Kämpfe, die unserer warten — wirst Du sie ertragen können?"

Sie nickte mit glänzenden Augen. „Ich bin mutig, Eric," antwortete sie, „und meine Liebe wird mich stark machen. Was hat diese Liebe nicht schon aus mir gemacht! Mauern von Vorurteilen bauten sich um mich auf — sie sind alle, alle gefallen. Ich war kleinlich und engherzig und das, was Du Stolz nennst, war nichts als ein thörichtes Pochen auf den ererbten Namen. Name ist Schall und Rauch, Gefühl ist alles — nun ich Deinen Herzschlag in heißer Not an meiner Brust spüre, verstehe ich dies Wort des Meisters. Ja, ich verstehe es! Ich will nichts sein als Dein Weib!"

„Willst alles aufgeben, Agnete, und mir in die Fremde folgen?"

„Ich folge Dir, wohin Du willst! Ich will Deine Mitkämpferin sein, Dein Kamerad. Die Gelder, die Dein Vater für mich eingezahlt hat, müssen der Regierung zur Verfügung gestellt werden — es haftet Unheil an ihnen. Aber ich habe ein eigenes kleines Vermögen, das ich flüssig machen werde — vielleicht genügt es, die Werke von San Rosario wieder in Gang zu bringen. Unsere Hochzeit muß beschleunigt werden — wir wollen sie in aller Stille feiern — und dann reisen wir gemeinsam in die Neue Welt. Und dann geht es gemeinsam an die Arbeit, Eric, und Du sollst sehen, wie treu Dir die stolze, verwöhnte Comtesse zur Seite stehen wird!"

Er küßte sie auf den Mund — lange und voll Innigkeit. Er fühlte lebendige Wärme in sein durchquältes Herz strömen und spürte, wie seine Brust sich freier hob. „Ich danke Dir, Agnete," sagte er voll tiefer Bewegung. „Keinen Schwur zu dieser Stunde und kein Versprechen! Ich müßte ein Schurke sein, wollte ich je vergessen, wie Du an mir gehandelt hast! — Und nun komm mit zu Deinem Vater!" —

Sie fanden den alten Herrn in höchster Erregung vor. Am Tage vorher hatte er seinen

Kammerdiener aus dem Hause gejagt, nachdem er durch Zufall in Erfahrung gebracht, daß Richards ihn seit Jahren in unverschämtester Weise bestohlen hatte. Richards war trotzig gegangen. Der Graf entbehrte den langgewohnten Vertrauten schwer, und erst in späteren Tagen, als ihm noch weitere Enthüllungen über die spitzbübische Thätigkeit des Burschen zu Ohren kamen, segnete er den Anfall von Heftigkeit, der die Veranlassung zu der plötzlichen Verabschiedung des Kammerdieners gewesen war.

Der heutige Tag sollte die Laune des Grafen nicht bessern. Heinz und Lizzie waren bei ihm gewesen und hatten ihn bestürmt, die Erlaubnis zu der baldigen Veröffentlichung ihrer Verlobung zu geben. Ein paar Stunden später war auch der alte Heller persönlich erschienen, um den Bitten seines hübschen Töchterchens Nachdruck zu verleihen und mit dem Grafen die geschäftliche Seite der Frage zu besprechen. Der Gang war Heller nicht leicht geworden, aber es lastete so viel des Kummers auf ihm, daß er den Sonnenschein im Antlitz seiner Lizzie nicht entbehren konnte und ihrem Drängen nachgab.

Die beiden Väter hatten eine lange und sehr gewichtige Aussprache miteinander. Es wurde viel von alten Geschichten geredet, und während der ersten halben Stunde hatte sowohl Heller wie Graf Dornach ein peinliches Empfinden zu überwinden, ehe sie wärmer miteinander wurden und das Gefühl in ihnen durchbrach, daß sie sich beide trotz der Verschiedenheit ihrer Geburt und Lebensstellung als Ehrenmänner achten und schätzen konnten. Schließlich bat Dornach den Rentier noch um eine letzte Bedenkzeit bis zum kommenden Morgen; auch Egon und sein Schwiegersohn Eric Eisenschmidt sollten noch gehört werden.

Es war erklärlich, daß die Eröffnungen Erics den Grafen tief in das Herz trafen. Es wurde ihm schwer, sich von den Anschauungen frei zu machen, in denen er auferzogen worden war und die er sein Leben lang als den fest wurzelnden und unverrückbaren Fundus aristokratischer Überzeugungen genährt hatte. Als Agnete ihm im Tone ruhiger Bestimmtheit erklärte, daß sie gesonnen sei, dem Manne ihrer Liebe auch gegen den Willen des Vaters über das Meer zu folgen, da die schrecklichen Geschehnisse der letzten Tage sie nur noch fester an Eric gekettet hätten, starrte der Graf seine Tochter mit Augen an, als sehe er eine Fremde vor sich, nicht sein eigenes Fleisch und Blut. War die Welt eine andere geworden? Wo war der Stolz und der Hochmut Agnetes geblieben? Die Fürstenkrone der Raczyns hatte sie von sich gewiesen, und nun hängte sie ihr Herz an einen Mann, der nichts sein nannte als einen befleckten Namen. Mit ihm, dem zum Bettler Gewordenen, wollte sie in eine unbekannte und unsichere Fremde ziehen, in eine Welt voll Abenteuer, in das Dollarland, in dem nur die arbeitende Faust und der Geldsack zur Geltung kamen! Agnete, das Weib eines Niedergebrochenen, auf dessen unseligem Haupte die Schande des Vaters ruhte — und Heinz der Schwiegersohn eines Mannes, dessen leiblicher Bruder im Verbrechen gelebt hatte und im Verbrechen gestorben war — fürwahr, eine Welt neuer Anschauungen dämmerte herauf und die alte ging unter. „The purest treasure mortal times afford is spotless reputation“ — die Norfolks starben aus . . .

Graf Dornach neigte den Kopf tief auf die Brust, und Thränen rannen über seine Wangen.

Agnete und Eric knieten vor ihm nieder. Sie begriffen den Schmerz des Greises, aber sie blieben fest. Über dem Geschlecht der Väter schufen die Nachkommenden sich neue Bahnen. —

Noch an demselben Nachmittage schrieb Graf Dornach dem Rentier Heller seine Einwilligung zu der Verlobung seines Sohnes mit Lizzie. Er wußte, daß ihm auch in diesem Falle ein Nein nichts genützt hätte. Die neue Zeit hatte neue Götter. Der Wunsch und Wille der Väter war nicht mehr maßgebend für die Kinder; sie gestalteten sich mit eigener Hand das Leben.

In den Abendstunden sprach Graf Egon bei seinem Vater vor. Er war durch Eric in alles Geschehene eingeweiht worden und kam geradeswegs von Christa. Der Ernst des Erlebten hatte seine hübschen weichen Züge gefestet und hart werden lassen. Auch er sah aus wie einer, der mit dem Alten gebrochen hat und mit Vollkraft neuen Zielen zustreben will.

Bis spät in die Nacht hinein saßen Vater und Sohn sich im einsamen Zimmer einander gegenüber. Der Graf hatte bei seinem Erstgeborenen Verständnis zu finden gehofft für den Gram, der sein Herz bewegte und ihm die Brust zuschnürte. Aber auch dieser Erstgeborene stand nicht mehr auf dem Boden, in dem der Stammbaum der Dornachs seit Jahrhunderten Wurzel geschlagen hatte.

„Ich würde mich vielleicht noch vor nicht zu langer Zeit auf Deine Seite gestellt haben, Vater,“ antwortete er, „denn die Anschauungswelt, in der Du groß geworden bist, hat auch mich beeinflußt. Aber gerade in diesen Tagen ist mir von neuem exemplifiziert worden, wie groß der Unterschied zwischen Theorie und Praxis, zwischen Empfinden und Ausführung ist. Die Propaganda der That wirkt immer stärker als jede Belehrung. Das habe auch ich einsehen müssen. Ich hätte nach dem, was geschehen ist, Agnete vielleicht zu überreden versucht, ihre Verlobung mit Eric aufzuheben und würde wahrscheinlich auch Deinen Standpunkt in Bezug auf die Heiratspläne Heinzens geteilt haben. Nachdem beide aber in dem vollen Bewußtsein, das Rechte zu thun, ihren Willen durchgesetzt haben, beneide ich sie fast. Und mehr noch: ich habe Respekt vor ihnen. Aus Heinz, der ein oberflächlicher und leichtsinniger Bursche war, ist in den Herzenswirren, durch die er sich durchkämpfen mußte, ein Mann geworden; Agnetes starke Liebe hat aus dem hysterischen, schrullenhaften Mädchen ein großes, edles und kraftvoll empfindendes Weib gemacht Laß sie beide, Vater — laß sie so, wie sie geworden sind! Es ist nicht das Schlechteste in unserer modernen Zeit, daß unter dem Schutt und dem Staube jahrhundertelang angesammelter Vorurteile sich endlich einmal wieder das warme Menschenherz zu regen beginnt. Wäre ich damals — Du

weißt, was ich meine — meinem Herzen und nicht Euren ‚vernünftigen Erwägungen‘ gefolgt — ich wäre heute wohl auch glücklicher daran, denn nicht Name und Stand und Rang und Reichtum, sondern nur das befriedigte Herz schafft das Glück in uns. Das ist keine Weisheit von heute — aber man vergißt sie oft.“

Der alte Herr überhörte das letzte. „Du warst bei Fräulein Hellmer?“ fragte er. „Wie hat das arme Ding die Enthüllungen über ihre Geburt aufgenommen?“

Es schien ihm angenehm zu sein, daß das Gespräch von seiner Verallgemeinerung auf ein konkreteres Thema überlenkte.

„Ruhiger als ich erwartet habe,“ antwortete Egon. „Du weißt, daß ich Dir früher schon einmal bei Gelegenheit von den Gerüchten erzählte, die über die Abstammung Christas im Umlauf waren. Ein anonymer Brief, den ich kürzlich empfing und der zweifellos von der Hand Andors herrührte, weihte mich intimer in verschiedene Einzelheiten ein — ich war also nicht allzusehr überrascht, als ich von Eric den genauen Thatbestand hörte. Eric bat mich, Christa zu orientieren. Es war eine heikle Mission, aber ich hielt es für meine Pflicht, sie zu übernehmen. Ich fand Christa nicht in ihrer Wohnung vor und mußte sie in ihrem Geschäft aufsuchen. Selbstverständlich wählte ich für meine Mitteilungen die schonendste Form — daß es trotzdem nicht ohne Erregung abging, wirst Du begreifen. Als ich ihr meinen Beistand für die Erledigung der weiteren notwendigen Formalitäten anbot, dankte sie; sie bedarf meiner nicht, da sie sich mit ihrem bisherigen Chef, dem Verlagsbuchhändler Grüneisen, verlobt hat.“

„A — h“ — und ein tiefer Atemzug hob die Brust des alten Grafen, „sie hat sich verlobt — o, wie mich das freut — wie mich das freut!“

Egon lächelte bitter. „Ich glaube Dir das aufs Wort,“ sagte er mit zuckenden Lippen, „denn nun bist Du wenigstens sicher, daß nicht auch Dein ältester Sohn die Tradition verleugnet und das Wappen der Dornachs schändet. Ich habe Grüneisen nicht verhehlen können, auf welch tiefer Stufe sittlichen Verfalls Graf Andor seinen Tod gefunden hat. Er gab mir eine ähnliche Antwort wie Eric Eisenschmidt sie mir einmal erteilte, als wir von den ‚Sünden der Väter‘ sprachen — eine ganz ähnliche Antwort, wie sie Dir nach Deiner Erzählung noch vor wenigen Stunden Deine eigene Tochter gegeben hat. Auch das reichste Erbe unserer Väter berechtigt uns nicht zur Überhebung, und ein Erbe an Schmach und Sünden kann uns nicht niederschmettern. Was wir sind, sind wir durch uns selbst! . . .“

Graf Dornach antwortete nicht. Er sank fröstelnd auf seinem Sessel zusammen, denn er fühlte, daß er inmitten seiner Kinder einsam geworden war.

Auch Graf Egon konnte sich eines Schauerempfindens kalter Vereinsamung nicht erwehren, als er um die Mitternachtsstunde in sein Junggesellenheim zurückkehrte. Ringsumher sah er aus Not und Verzweiflung, aus tausend bangen Kämpfen das Glück der Liebe sprießen. Er aber blieb glücklos, denn er war allein geblieben. Seine Geburt stellte ihn an die Seite der Herren im Lande, und er war doch nichts als ein Knecht, der unter den Ketten der Tradition seufzte.

Aber er klagte nicht, und er überwand tapfer das Gefühl eisiger Einsamkeit. In diesen letzten Tagen waren ihm die Augen aufgegangen und sein Blick war weit geworden. Er war noch jung und hatte noch das Recht auf Glück. Und streifte es wieder einmal wie einst mit weichen Schwingen sein sehnendes Herz — er wollte es schon festhalten, wie Agnete und Eric und Heinz und Grüneisen, und ob das Rüstzeug der Ahnen darob auch dräuend klirrte und ihre eisengeschienten Hände sich zum Himmel erheben würden. Denn nicht für die Vergangenheit lebt der Mensch, sondern für die Zukunft, in deren Schoße sein Hoffen schlummert.

E n d e.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Mondnacht.

Still ist die Nacht, in bleichen Schimmer
Hüllt träumerisch des Mondes Glanz
Versunkener Paläste Trümmer
Und bunter Blumen duft'gen Kranz.

An dem geborstenen Gesteine
Rankt eine Rebe grün empor;
Sie wankt und schwankt im Mondenscheine
Und rauscht und flüstert mir ins Ohr. —

Vergang'ner Tage bange Freuden,
Vergang'ner Tage heißer Schmerz
In bleiches Mondenlicht sich kleiden,
Um einzuziehen in mein Herz.

Ich sehe ferne Blumenpfade,
Beglänzt vom hellen Sonnenlicht;
Und segnend strahlt des Himmels Gnade
Mir ein geliebtes Angesicht.

Und wieder seh' ich's, sehe weinen
Die Züge, still und thränenlos —
Da schreckt mich blendend helles Scheinen,
Ein Lichtmeer strahlend, uferlos.

Ich sah die Sonne aller Sonnen
Durchglüh'n die stille Waldesnacht —
Das weiße Licht, den Lebensbronnen,
Den Gottesthron und — bin erwacht.

Hoch stand der Mond am Firmamente
Und auf der Welt lag tiefe Nacht;

Und die entzückte Seele trennte
Vom ew'gen Licht ein dunk'ler Schacht.

Die Rebe schwankte an dem Steine
Und flüsterte und rauschte leis,
Und in des Mondes bleichem Scheine
Lag schlummerstill der weite Kreis.

Ob aus dem zauberischen Scheine
Des Mondes mir der Lichttraum kam,
Indem die Rebe an dem Steine
Vergang'nes weckte wundersam.

Ich weiß nicht, doch er war zerstoben
Der Traum, ich sah die **alte** Welt,
In deren Nacht ein Strahl von oben
Barmherzig tröstend niederfällt.

Alwine Seberrer.

Belastet.

Von **Karl Pröll.**

I.

Der Waldpfad erweiterte sich, aber es blieb dunkel. Eine Wolke stand am Himmel, langsam fielen Tropfen auf den gelblichen Sand, die im Flüstergeräusch der Zweige den einförmigen Takt innehielten. Ein leises Bewegen ringsum, als wären mir Elfen nachgeschlichen, um mich zu necken. Die Luft war erinnerungs-lau und ich mußte an die „Schenk-Leute" der kleinen Susi denken, das heißt, an jene edlen Menschen, die ihr neue Puppen oder Chokoladentafeln, Bonbons brachten. Für diese gab sie das originelle Kinderwort zum besten, in das ein glückliches Herz hineinlachte. Und ich gehörte zu den „Borg-Leuten", die von dem lachenden Gesichtchen einen Hauch der verklungenen Jugend wieder entlehnten. Schade, daß die Kinder nicht immer so eigenartig bleiben können, daß sie allmählich heranwachsen müssen.

Und bei Susi geschieht dies wahrscheinlich rasch, denn sie ist die Erbin eines berühmten Namens. Ihr Vater hatte den Ruf eines großen Katheder-Gelehrten, der papierene Weisheit ausstrahlt. Er gehört zu jenen „Schenk-Leuten", welche die Wissenschaft preist und der Laie ehrfurchtsvoll anstaunt. Das wußte zur Stunde sicherlich auch Susi, die schon in die Eitelkeiten einer höheren Töchterschule eingeweiht wird. Und sie fühlt sich wahrscheinlich bereits als Geheimratstochter. Ja, wenn die Tropfen unaufhörlich niederträufeln, dann wird die Erde naß.

Der geheimrätliche Vater hatte sich eine Mode-Disciplin ausgewählt, um darin sein Licht leuchten zu lassen, weit über den Hörsaal hinaus. Die „Psychiatrie in kriminalistischer Beziehung", jenes pompöse Steckenpferd, das Lombroso aufgezäumt und das deutsche Forscher mit der ganzen Hartnäckigkeit des seligen Don Quixote bestiegen, übte er in allen Gangarten. Hinter jedem schweren Verbrecher war er her, um seine Schädeldimensionen auszuzirkeln, andere Abnormitäten bei ihm aufzuspüren. Auch suchte er dessen Väter und Vorväter im Grabe umzudrehen, da diese den Zuchthauskandidaten mit irgend einem Erbübel belastet haben konnten. Zum mindesten entdeckte er bei diesen Verbrecher-Ahnen immer den Alkoholismus, denn wer in dieser unfertigen Welt trinkt nicht einmal ein Glas über den Durst. Meistens stieß er noch auf andere Entartungen, von denen sich die Zeitgenossen der ehrlich Begrabenen nichts träumen ließen. Wer eine Wildente eifrig verfolgt, dringt stets tiefer in den Sumpf ein.

Dem Geheimrat Professor **Übersichtig** war es bitter ernst mit seinen Studien zur Ergründung der Naturbedingungen menschlicher Verworfenheit. Er wollte endlich scharf die Grenzen ziehen zwischen jenen Unglücklichen, welche dem Arzte, und den kriminalistischen Sportsleuten, welche dem Richter zugehörten. Und wie es schon einmal bei Anhäufung der Beweise geschieht, sobald der Blick nur nach einer Richtung hinzielt, schließlich galten dem Professor alle „Enterbten der Sittlichkeit" für ursprünglich belastete Individuen. Dieses sonnenklare Ergebnis bereitete seinem Gelehrtenstolze volle Befriedigung. Wäre er Gesetzgeber gewesen, so hätte er sämtliche Gefängnisse und Zuchthäuser in Irrenanstalten umgewandelt. Schade, daß originelle Grübler häufig geistig erblinden und mit dem Wissensapparat dann im Dunkeln weiterhantieren!

Doch während ich solche Betrachtungen spinne, fängt der Regen stärker zu plätschern an und die scheuen Waldelfen ducken sich unter das dichtere Laub. Die Nacht scheint eingebrochen zu sein und ich beschleunige meine Schritte, um die Eisenbahnstation zu erreichen. So, da bin ich auf dem Bahnsteige. Mit metallischem Laute klirren die Tropfen auf die Oberlichtfenster und deren eiserne Umrahmung herab, im seltsamen Gegensatze zu dem weichen Regen-Schlürfen des Waldes. Durch die weithingespannten Drähte zuckt es, die Telegraphenglocke schlägt an, der kommende Zug meldet sich. Nun zwei längs der Schienen wie Raubvögel vorstoßende Blendlichter, ein Pusten, Rasseln und Knarren, der Vorortszug hält. Rasch eingestiegen! Entführt in bequemster Weise von den Siebenmeilenstiefeln unseres Jahrhunderts. Ob die Elfen noch Atem zum Mitschweben sich gespart haben? Was mag die halbwüchsige Susi Übersichtig jetzt thun und treiben? Es war doch ein reizendes Kind mit den morgenfröhlichen Augen und dem komisch tiefen Stimmchen. Die „Miniatur-Baßgeige" nannte ich diesen vorzeitigen Alt.

Bei der nächsten Haltestelle steigt ein Herr in das Coupé, in dem ich bisher allein war. „Der Tausend, das bist ja Du, Otto, alter Bursche und Studienfreund. Wo lebst Du jetzt?" Herzliches Händeschütteln.

Otto Stecker erzählt mir kurz, daß er in der Provinz-Universität, in der wir zwei fröhliche Semester miteinander verbrachten, als „Außerordentlicher" für die verbleichende Göttin der Philologie die Lanze schwinge. Dort hatten wir ja Professor Übersichtig seiner Zeit von ferne bewundert. Und den abgerissenen Gedankenfaden aufnehmend, frage ich gleich: „Du, was macht die kleine Susi? Was ist aus dem drolligen Kinde geworden?"

Er platzt mit einem Gelächter heraus und bringt dann hervor: „Das ist eine gute Geschichte! So echt modern!"

„Nun, das dreizehnjährige Mädchen — so alt ist heute ungefähr Susi — wird sich nicht schon verlobt haben, oder zur Bühne, zu dem Cirkus und weiß Gott welchem Teufel gegangen sein?"

„Nein, aber Susi ist bereits vorgemerkt für irgend eine Straf- und Besserungs-Anstalt."

„Nicht möglich! Du erschreckst mich. Dieses überaus gutartige Kind bereits auf dem Lasterwege. Wie konnte das kommen?"

„So schlimm ist es freilich nicht. Nur der eigene Vater sieht sie diesem Schicksale verfallen. Das ist eine der merkwürdigsten Schrullen dieses verdrehten Professoren-Kopfes. Seine in das 19. Jahrhundert überwinterte ‚Dämonologie‘ hat es ihm angethan, seine unfehlbare ‚Zeichenlehre des Verbrechertums‘. Ja, der naturwissenschaftliche ‚Hexenhammer‘ erweist sich nicht gnädiger als das aschenbestäubte Buch allfürchtender Glaubenswächter. Die von ihm erklügelten äußeren Symptome verbrecherischer Anlage treffen auf die arme Susi zu und er erwartet nun mit Herzensbeben das Schrecklichste von seinem eigenen Fleisch und Blut, von dem verwöhnten Nesthäkchen.“

„Das ist zu verrückt!“ rufe ich entrüstet aus. „Und dabei entbehrt das Mädchen, welches leider früh die Mutter verlor, seiner natürlichen Beschützerin. Ahnt Susi denn, wie der gelehrte Rabenvater mit ihrer Zukunft freventlich spielt?“

„Ich glaube noch nicht. Und selbst, wenn sie es wüßte, würde der frohe Schelm dem Alten in das Gesicht lachen und ihn dann herzlich abküssen. Eigentlich wissen nur ich und mein Duzfreund, Walter Motz, der Assistent am physiologischen Institut ist, etwas von dem vertrackten Einfall des Geheimrats Übersichtig. Auf Dich kann ich ja die Indiskretion meines jetzigen Kollegen ausdehnen, da Du Dich für die Susi interessierst. Gefährlich wird übrigens die Sache keinesfalls werden.“

„So erzähle endlich,“ sprach ich ungeduldig.

Otto zündete sich ruhig eine neue Cigarre an, lächelte in sich hinein und begann, als ich heftig seinen Arm rüttelte:

„Du mußt wissen, daß ich und Motz die einzigen Junggesellen mit akademischer Würde an unserer hochansehnlichen Peter-Paul-Universität sind. Dreizehn Professorentöchter in verschiedenen Jahrgängen sind zwar noch zu vergeben und deren Mütter sehen uns bei festlichen Gelegenheiten, welche die ganze Gelehrten-Clique versammeln, oft recht zornig an. Allein das konnte uns bisher nicht bewegen, diese Familien-Raubtiere ihrer holden Last zu entledigen.“

„Aber Mensch,“ rief ich ärgerlich, „wenn Du so umschweifst, erfahre ich bis Berlin nicht, um was es sich eigentlich handelt. Was gehen mich die Heiratsabsichten der Professorenweiber auf Euch Hausnarren überhaupt an?“

„Wenn Du mich so gröblich unterbrichst,“ erwiderte mit ruhiger Gelassenheit Otto, „so werde ich wirklich nie fertig mit meinem Thatsachenbericht.“

„Also weiter, weiter!“

„Ich mußte die Dir überflüssig scheinende Bemerkung vorausschicken, um zu beweisen, daß ich und Walter Motz Tischgenossen, Leidensgenossen und damit Freunde werden mußten. Wir speisen täglich zwischen 2 und 3 Uhr in einem einfachen, aber anständigen Restaurant zusammen. Gute Hausmannsküche, leichter Wein, aufmerksame Bedienung, vergnügte Rundschau über alle Universitäts-Krähwinkeleien und gelehrten Abderitenstreiche. Dabei gedeiht man ganz gut, wie Du an meinem vergrößerten Leibesumfang ermessen kannst.“

„Mensch, Du folterst mich,“ brach ich nun zornig aus.

„Hüte Dich, altes Haus! Sonst entdeckt Übersichtig auch an Dir noch die Kriminalfähigkeit. Ein Totschlag aus Neugierde wäre übrigens ein spannender Gerichtsfall. Nun, ich habe schon Erbarmen mit Dir Susi-Ritter! Also, eines Mittags macht Motz ein ganz verkniffenes Gesicht, und als ich ihn fragend ansehe, sagt er: ‚Nein, eine solche Dummheit kann man nicht für sich allein behalten. Zu zweien würgt man das leichter hinunter. Denke Dir, der Geheimrat der Kriminalität ist völlig übergeschnappt. Heute, als ich ein schwieriges Präparat in meinem Arbeitszimmer herstellen will, tritt er plötzlich zu mir ein und bittet mich, ihm einige Minuten in einer Privatangelegenheit zu schenken. Er ist sichtlich aufgeregt, und ich überlege schon: Will sich der gute Mann mit Dir schlagen oder Dich zum Sekundanten wählen? Mein Gewissen war rein und von der Fechtkunst des Geheimrats hatte ich nur in den Schriften dieses Feuilleton-Denkers à la Lombroso Spuren entdeckt. Ich stelle mich deshalb gleich mit Haut und Haaren zur Verfügung. Übersichtig dankt mit überwallender Wärme, räuspert sich, wird verlegen, bis er endlich herausrückt:

‚Ich pflege auf meinem Gebiete zwar nur der eigenen, schwer erwogenen Einsicht zu folgen und kümmere mich wenig um Zustimmung oder Tadel. Allein diesmal, Herr Kollege — er betont herablassend ‚Kollege‘ — soll ich meine Wissenschaft in der eigenen Familie zur Anwendung bringen. Da ist es nützlich, daß man die persönliche Befangenheit in Betracht zieht und Fachgenossen um deren Urteil ersucht.‘

‚Ihr Töchterlein ist doch nicht krank? Ich sah sie erst vor einigen Stunden munter durch die Straßen wandern, die Schulmappe in der Hand.‘

Der Geheimrat zuckte zusammen, als hätte ich den wunden Punkt berührt. Nach einer ziemlich langen Pause, die auf einen inneren Kampf hindeutete, sprach er mit zum Flüstern gedämpfter Stimme und berührte leicht meinen Arm:

‚Akut erkrankt ist Susi freilich nicht. Ich befürchte aber ein schlimmeres, ein chronisches Leiden bei ihr, das vielleicht schon dem Keime des jungen Lebens eingeimpft war.‘

Jetzt wurde mein Kollege verblüfft, so daß er nicht wußte, wie er Übersichtig zu nehmen habe. Um nun irgend etwas zu sagen, bemerkte er: ‚Ihr Fräulein Tochter machte den Eindruck eines gesunden, für ihre Jahre kräftig entwickelten Menschen auf mich. Freilich das Wangenrot fehlt. Sie wird etwas bleichsüchtig sein. Aber an Anlage zur Schwindsucht oder ähnliches kann ich doch nicht glauben.‘

‚O, es ist viel schlimmer,‘ seufzte der Geheimrat. ‚Ich glaube bei dem Mädchen gewisse angeborene Unregelmäßigkeiten, um es mit einem Worte zu sagen, kriminalistische Wegezeiger entdeckt zu haben.‘

Nun fuhr Motz auf, dem in Erinnerung an die liebliche Mädchenerscheinung die Wahnvorstellungen des alten Doktrinärs doppelt widerlich vorkamen: ‚Ho, ho! Herr Geheimrat. Sie ruinieren ja vollständig die schöne Menschenwelt. Sie scheinen mir zu leiden und zwar an wissenschaftlicher Hypochondrie.‘

‚Susi ist meine einzige Liebe, mein einziges Glück, der Trost meiner alten Tage. Wenn ein bekümmertes Vaterherz trotzdem sich mit Entsetzen vergegenwärtigen muß, daß viele Symptome einer krankhaften Disposition sich bei ihr zeigen, so darf ich aus Gemütsbequemlichkeit doch nicht derartige Beobachtungen mir selbst unterschlagen. Weil ich aber gerne noch zweifeln möchte, habe ich Sie zum Mitwisser des fürchterlichen Geheimnisses gemacht. Prüfen Sie und sagen Sie mir Ihre aufrichtige Meinung, geschätzter Kollege. Sie sind zwar kein unbedingter Anhänger meiner Theorien, aber Sie verstehen doch deren Begründung.‘

Motz wurde es recht seelenschwül und seiner bemächtigte sich ein unruhiges Gefühl. Schließlich konnte doch etwas hinter den Andeutungen des niedergeschlagenen Übersichtig stecken. Und Motz fragte jetzt mit leiser Stimme: ‚Darf

ich, da ich in das Vertrauen gezogen wurde, mir die Mitteilung der Anzeichen erbitten, auf denen Ihre Meinung fußt, Herr Geheimrat?'

Dieser sank, wie erschöpft, in den Fauteuil hin und begann, nachdem er sich gesammelt:

‚Ich habe, da ich in meinen Zimmern die immer stärker anschwellende Zahl der Studienmittel nicht unterbringen kann, eine kleine Partie meiner wissenschaftlichen Werke in der geräumigen Stube untergebracht, in der mein Kind schläft. Vor einigen Tagen brauchte ich eines der dort befindlichen Bücher. Ich glaubte, Susi sei noch in der Schule, und öffnete eilfertig die Thüre zu dieser Stube. Da steht sie, mit dem Rücken gegen mich, vor dem Spiegel und schneidet sonderbare Grimassen. Als sie meine Gegenwart spürt, sucht sie rasch etwas, was sie in der Hand hat, in die Lade des Spiegelschränkchens hineinzuschieben. Zugleich vernehme ich ein sonderbares Knirschen ihrer Zähne. Ich bin überrascht, verliere aber nicht die Geistesgegenwart. Als wenn ich nichts bemerkt hätte, nehme ich gleich mehrere schwere Bücher von der Stelle und sage zu ihr, sie solle mir diese in das Arbeitszimmer hineintragen, während ich scheinbar nach weiterem Material herumtaste. Susi wendet sich um, zeigt einen verlegenen Gesichtsausdruck und befremdet mich durch überaus bleiche Lippen. Doch sie gehorcht wortlos. Kaum ist sie aus der Stube, so springe ich zum Schränkchen hin, öffne die Lade und finde vorne einige Stücke zugespitzter Kreide, wie man solche für Schultafeln gebraucht. Sie hat dieselben zweifellos entwendet, ein früher Hang zur Kleptomanie wird mir offenbar. Zugleich erklären sich die weißen Lippen. Susi zerbeißt und verschluckt die ausgeführte Kreide. Das bedeutet einen Atavismus, der weit, weit zurückgreift, bis zu dem Zustande primitiver Völker, wie z. B. der Indianer am Orinokostrome, die Lehmerde, Schlemmkreide und dergleichen zu verschlingen pflegen. Sind das nicht höchst gefährliche Symptome, geehrter Herr Kollege?'

(Schluß folgt.)

Sternennacht!

Zum Sternenhimmel hab' ich manche Nacht
Hinaufgeblickt, und oft an seinem Glänzen
Das Herz erfreut, an seiner stillen Pracht
Von lichtgewebten, zarten Sehnsuchtskränzen.

Im Glücke blinkten mir so freundlich zu
Aus weiter Ferne seine heitern Kinder,
Und mied im Leiden mich die sanfte Ruh',
Ward oft mein Schmerz durch ihren Glanz gelinder.

Drum schau' ich auf zur sternbestrahlten Nacht
Und freue mich an ihrem milden Glänzen,
An ihrer ruhevollen, stillen Pracht
Von lichtgewebten zarten Sehnsuchtskränzen.

Wilhelm Kardel.

Stimmen aus dem Leserkreise.

Zum griechischen Unterricht in den Gymnasien.

Von F. N.

Die Nr. 2 der Roman-Zeitung enthält einen Artikel über den griechischen Unterricht in den Schulen, der, von berufener Hand herrührend, gewiß viel Richtiges enthält, immerhin aber dürfte eine Beleuchtung des Gegenstandes von anderer Seite nicht unzweckmäßig sein.

Von beiden Parteien, sowohl den Verfechtern wie den Gegnern des Griechischen, wird der Sache, wie mir scheint, eine Bedeutung beigelegt, die ihr thatsächlich gar nicht innewohnt, beide Parteien sprechen eben meist aus ihrem subjektiven Empfinden heraus, während der Fernstehende dem Streite mit objektivem Urteil zusieht.

Auf die im angeführten Artikel enthaltenen Gründe für Beibehaltung des Griechischen eingehend, möchte ich vorerst bezweifeln, daß die Jugend von den griechischen Götter- und Heldensagen mehr angezogen wird als von den deutschen. Dieses Argument dürfte um so weniger stichhaltig sein, als die deutschen Sagen der Jugend eben noch viel zu wenig zugängig gemacht werden und die größere Verbreitung derselben eigentlich erst in die letzten Jahre fällt.

Ich wüßte im Grunde auch nicht, weshalb die griechischen Göttersagen, an deren heiterer Schönheit ja nichts auszusetzen ist, unserm ernsten, tiefinnern Mythus vorzuziehen sein sollten, einem Mythus, der, wie ja die Sage sich dem Charakter des Landes, nach dessen geographischer Lage, nach Sitte und Ursprung des Volkes anpaßt, für den Charakter des Deutschen in seiner ganzen Eigenart viel besser sich eignet als der einem südlichen Himmelsstrich entsprossene griechische. Gerade die leichtlebige Natürlichkeit der griechischen Götter, die Verquickung aller menschlichen Eigenschaften und Schwächen in ihnen, giebt ihnen leicht etwas Komisches, sie gleichen vielfach Marionetten, ein Eindruck, zu dem allerdings nicht wenig die mannigfachen parodierenden Operetten (Offenbach, Suppé 2c.) beigetragen haben mögen. Aber eben, daß solcher Spott sich die griechische Götterwelt ausersehen hat, dürfte für vorstehende Behauptung sprechen, während ein Ähnliches von dem nordischen Götterkreise mir wenigstens nicht bekannt ist.

Es dürfte auf diesem engbegrenzten Raum nicht der Platz sein, einen ausführlicheren Vergleich zwischen der griechischen und germanischen Götterwelt zu ziehen, nur so viel sei zu sagen gestattet, daß gegenüber der heiteren Sinnlichkeit der griechischen Götter, die manchmal etwas frivol ausklingt, in unserer Götterwelt wohl nicht weniger Liebliches, nicht weniger Ernstes und Erhabenes zu finden ist, von Balder, dem lichtlockigen Gott, bis zu Asa Thor, der den vernichtenden Miölner schwingt.

Vielleicht würde gerade das größere Hineinleben in den heimischen Götter- und Heldenkreis die Jugend weniger leichtlebig und genußbegierig machen, vielleicht gerade ihren Charakter vertiefen und festigen, das Gemüt reifen zum Kampfe mit dem Leben, wenn auch, wie Wilhelm Raabe in seinem letzten Roman sagt, in gewissen Jahren die Jugendthorheiten durch alle moralisch, ethisch und politisch gereinigten Anthologien nicht aus der Welt geschafft werden.

Ebensowenig kann ich mich mit der Ansicht befreunden, daß die griechischen staatlichen Verhältnisse oder die in den auf der Schule gelesenen philosophischen Schriften enthaltenen religiösen Anregungen für den Schüler von hervorragendem Nutzen sind. Die einer nationalen Einheit entgegenstehende Zerrissenheit Griechenlands in kleine Staaten, die Eifersucht unter den einzelnen, die Zwistigkeiten in ihnen dürften eher ein Bild geben, wie der moderne Staat nicht sein soll, und die in Rede stehenden religiösen Maximen, für den Philosophen ohne Zweifel wertvoll und interessant, dürften in einer Zeit, in welcher so viel über Abwendung von der

Religion gesprochen wird, in der es vielfach für nötig gehalten wird, die Jugend von früh an im „Glauben“ zu kräftigen, in manches jugendliche Herz vielleicht unnötig Zweifel hineintragen.

Wenn ich somit des stofflichen Inhalts wegen das Studium der griechischen Sprache nicht für erforderlich halte — und es wäre ja schlimm, wenn es der eifrigen Arbeit so vieler erlesener Kenner nicht gelungen sein sollte, den darin vorhandenen Inhalt an Schönheit und Nützlichkeit anderen Generationen auch ohne deren eigenes Sprachstudium vollwertig in unserer eigenen, so ausgebildeten und modulationsreichen Sprache zugänglich zu machen; besteht ja doch ein Segen des Menschen im Unterschiede vom Tier gerade darin, daß er die Arbeit seiner Vorgänger als Fundament neuen Baues benutzen kann — so würde doch andererseits die Frage entstehen, ob ohne zwingenden Grund eben dieses Sprachstudium von der Schule auszuschließen wäre, und diese Frage möchte ich ebensowenig bejahen.

Da die Schule den Zweck verfolgt, neben der Aneignung einer Grundlage des Wissenswerten die Fähigkeiten des Schülers zu heben, den Verstand zu schärfen, ihn im logischen Denken, im klaren Ausdruck des Gedachten zu üben, so wird auch die Beschäftigung mit der griechischen Sprache ihren Nutzen hierbei nicht verfehlen, ja vielleicht durch deren großen Formenreichtum, ihre hervorragende Gliederung einen wesentlichen Vorteil bringen. Wollte man im Verfolg der auf das Reale gerichteten Bestrebungen alles nicht auf diesen Zweck Bezügliche beseitigen, so würde möglicherweise statt des Beabsichtigten eine Übermüdung, ein Verlust an Interesse eintreten, während — variatio delectat — eine größere Mannigfaltigkeit auch in scheinbar ferner liegenden Dingen das Interesse für jeden einzelnen Gegenstand wach erhält.

Ein weiterer Grund, das einmal vorhandene Studium des Griechischen nicht abzuschaffen, würde für mich darin liegen, daß es schwer ist, auf der Schule schon zu sagen, zu welchem Berufe der Schüler tauglich ist. Es wird jetzt vielfach gerufen: „Schickt Eure Kinder nicht nutzlos in gelehrte Schulen, plagt sie nicht mit diesen Sachen, wenn sie dafür nicht tauglich sind!“ Ja, wer nur so schlau wäre, vorher zu wissen, wozu die Söhne sich eignen, man würde sie gewiß gern auf den richtigen Weg führen. Aber selten wird ein Schüler bis kurz vor dem Abgang, bis er sich entschließen muß, zu einem bestimmten Berufe entschlossen sein, selten wird jemand mit Bestimmtheit sagen können, zu diesem und keinem andern Berufe eignet sich mein Sohn. Häufig wird dem einzelnen erst später im Leben klar, zu welchem Berufe er besser gepaßt hätte und welchen er verfehlt hat; sollte es da nicht wünschenswert sein, den Sohn wenigstens so weit zu bringen, wie es möglich ist, ihm mit anderen Worten eine möglichst ausgedehnte Schulbildung zu geben, ohne Rücksicht auf spezielle Fächer?

Auch die Erkenntnis der geistigen Fähigkeiten für gelehrte Studien ist meist schwer; wir haben Schüler, die durch glänzende Absolvierung der Vorklassen Fähigkeiten beweisen, dann aber schlaff werden und bleiben; wir haben solche, die nach derartiger Schlaffheit sich wieder aufraffen, und endlich solche, die, anfänglich zurückbleibend, träge und anscheinend unfähig, erst in der späteren Schulzeit sozusagen zum Leben erwachen.

Wenn ich also nach dem Obengesagten die griechische Sprache da wo sie bisher gelehrt wurde, ohne zwingenden Grund nicht aufgeben möchte, so geschieht dies nicht, weil man gewöhnlich das, was man selbst früher gelernt hat, auch für andere erstrebenswert und schön hält, sondern weil jede Disciplin, in richtigem Maße angewendet, ihren Nutzen stiftet, und ein weiser Wechsel da sogar nützlicher wirkt, als Forcierung nach einer Richtung.

Ein zwingender Grund aber für Abschaffung scheint mir vorerst noch nicht vorhanden zu sein; so schlimm sind, bei allen Erfordernissen des heutigen praktischen Lebens, die Anforderungen an den Schüler noch nicht, daß er sich unbedingt von dem einen ab, und dem andern zuwenden müßte.

Es wird ja viel von Überbürdung gesprochen; aber wir älteren haben ja die Schule regelmäßig Vor- und Nachmittag besucht und des Abends uns noch weidlich mit Arbeiten plagen müssen, ohne daß wir daran zu Grunde gegangen wären. Wer Söhne hat, wird auch wissen, daß ihnen auch heute noch recht viel freie Zeit zu Fußballspiel, Schneeschuhlaufen, Rudersport 2c., alles Sachen, die man früher nicht kannte, übrigbleibt.

Ob nun vielleicht bei Behandlung des griechischen Unterrichts Änderungen einzuführen wären, möchte ich berufeneren Beurteilern zur Entscheidung überlassen.

Von der Anführung weiterer nebensächlicher Gründe absehend, komme ich also zu dem Ergebnis, daß ich das Griechische zwar nicht für unbedingt notwendig, aber auch nicht für verwerflich, vielmehr ebenso nützlich wie die anderen Schulfächer halte. Nicht die Specialbeschäftigung, sondern das Arbeiten, die Ausbildung der Schule überhaupt bringt den Gewinn, und wenn auch nach meiner Beobachtung die idealen Zeiten vorbei sind, in denen der Lehrer die Schüler begeistert in die Hallen der Schönheit einführte, oder diese, zu den Füßen des Lehrers sitzend, den Honig der Weisheit von seinen Lippen tranken, so wird doch, sei es in dieser, sei es in jener Richtung, die verständige Arbeit an der Ausbildung der jungen Geister für deren späteres Leben ihren Zweck nicht verfehlen.

Darum sattle man den Hippogryphen oder das Bicycle, zum Ziel tragen können beide.

Zum Briefe Tolstois.

Tolstoi gehört zu den mir interessantesten Persönlichkeiten der Gegenwart, und so las ich auch seinen Brief in Nr. 4 und 5 der Romanzeitung mit herzlicher Aufmerksamkeit. Aber der Schluß that mir weh und drängt mir die Feder in die Hand. Alle die heißen Kämpfe der Gegenwart, die mächtige Bewegung, in der wir uns befinden, predigen wohl nachdrücklich genug, daß die Ideen des Kommunismus ein Feind sind, den wir mit allen Waffen bekämpfen müssen, auch mit dem Rüstzeug, welches das Christentum uns liefert. Denn es ist ja nicht wahr, daß es absolute Verachtung aller irdischen Güter predigt. Wie hätte Christus sagen dürfen: Mich jammert des Volkes! Wie hätte er ermahnen dürfen zum Wohlthun und Mitteilen! Es geschah doch nicht, damit die Reichen sich durch gute Werke das Himmelreich erkauften, sondern damit des Elends in der Welt weniger werde und immer größer die Zahl derer, die in dankbarer Freude die Güter dieses Lebens genießen. Wohl ist die christliche Lehre klar wie das Sonnenlicht, und wird doch beständig mißverstanden und falsch ausgelegt. Sie verlangt nicht Verachtung der Welt, denn die Welt ist das Werk des Herrn, und die

Erde hat er den Menschen zum Bearbeiten und Bebauen gegeben. Das ist aber nicht möglich ohne Eigentumssinn, und wenn einer auf das Eigentum verzichtet, so nimmt es ein anderer. Die menschliche Gesellschaft ist gar nicht zu denken ohne Besitzende und darum ist der Satz falsch: „Nach dem Evangelium kann es kein Eigentum geben, und unglücklich sind die Besitzenden!“ Es kommt wohl nur darauf an, wie man besitzt. Christus sagt wohl: Besitzet als besäßet Ihr nicht! aber nicht: verzichtet auf jeden Besitz! Er sagt auch: Arbeitet und schaffet mit den Händen etwas Gutes, auf daß Ihr habet zu geben den Dürftigen! Der Eigentumssinn befördert die Sittlichkeit und muß bei den untersten Volksklassen immer mehr gefördert und gepflegt werden. Es hängt eng mit dem Heimatsgefühl zusammen, der Quelle der schönsten Tugenden. Wohl den Kindern, deren Eltern ein Häuschen, ein Gärtchen, ein Feld ihr eigen nennen. Ob sie auch in der Welt sich tummeln, ihr Herz wurzelt mit seinen besten Empfindungen in der heimischen Scholle, und sie vermischen sich nicht mit den Besitz- und Heimatlosen, den Unglücklichen, von denen der menschlichen Gesellschaft die größte Gefahr droht. Tolstoi hat unrecht, zu sagen: „ich bekenne mich schuldig und verdiene Verachtung!“ weil er in einem Schloß wohnt, und sein Haushalt mehr kostet als derjenige armer Leute. Ist es nicht ein Glück, mit vollen Händen austeilen zu können? Ich meine, daß so ein Schloß, eine in großartig christlichem Sinne geführte, vornehme Häuslichkeit, auf weite Kreise einen Segen ausübt, und daß es sehr schön wäre, wenn es recht viele Schlösser gäbe, deren Besitzer im Geiste Tolstois wirkten, ohne dabei in schwermütigen Grübeleien die Freude am Dasein zu verlieren. Die Erde wird nie ohne Berge und Thäler sein, die menschlichen Wohnstätten werden immer Schlösser und Hütten aufweisen. Aber es muß doch dahin kommen, daß hier wie dort das wahre Glück häufiger anzutreffen ist, daß die Reichen besitzen als besäßen sie nicht, und auch die Armen genug haben, an geringem Besitz sich zu freuen, und bei fröhlicher Arbeit ein Vorwärtskommen zu sehen.

(Frau) **Marie Ohnesorge.**

Sprüche.

Da hat ein Mensch sich nun sein Glück geschmiedet
Mit vieler Müh; doch ist's ihm nie genug,
Und weiter muß er hämmern drauf und pochen,
Bis er's in tausend Stücke wieder schlug.

*

Nur Pflichten hat die Liebe, und allein
Sie zu erfüllen, ist ihr einz'ges Recht.

*

Die schönsten Blumen sprießen aus dem Grund,
Darin die liebsten Wünsche wir begraben.

*

Du meinst, es sei das Schicksal jenem hold,
Weil seine einst'gen Wünsche sich erfüllen?
Nein, kam's nun auch, wie einmal er gewollt,
Hat er doch längst geändert seinen Willen.

*

Rechte genießt Du mit vielen gemeinsam,
Aber die Pflichten, die trägst Du einsam.

*

Sind schon aus dem Pantoffelorden
Manchem Galoschen des Glücks geworden.

*

Eigensinn bringt's weit auf Erden,
Muß nur nicht Eigenunsinn werden.

*

So leicht Du Dir Deine Fehler vergiebst,
So schwer vergiebst Du sie andern.

*

Wer selber könnt' vergessen,
Doch nicht vergessen werden,
Der hätte wohl auf Erden
Das ganze Glück ermessen.

Hans Nordeck.

Weihnachtsbücher.

Studien von Adalbert Stifter. Mit Illustrationen von Franz Heim u. Fr. Kallmorgen. Leipzig 1895, C. F. Amelangs Verlag. Bd. 1. geb. 5 Mk.

Mit Freude begrüße und empfehle ich diesen ersten Band der neuen Ausgabe von Stifters Studien. Wenn auch einzelnes in den Stoffen etwas verblaßt erscheint, so ist doch das, was des Dichters Eigenart ausmacht, sein Sehen der Natur und ihrer Stimmungen, heute wieder „modern“ geworden. Je unnatürlicher unsere Verhältnisse geworden sind, desto größer wurde das Verlangen nach Einfachheit; je ungesunder die Menschen sind, desto höher lernen sie Gesundes schätzen. Und so glaube ich dieser schönen Ausgabe guten Erfolg versprechen zu dürfen. Die Bilder sind gut; besonders haben mich einige Kallmorgens angesprochen. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Einband einfach und geschmackvoll.

In demselben Verlage ist der erste Band von **Martin Greifs Gesammelten Werken** erschienen. Er enthält die 6. reich vermehrte Auflage der **Gedichte.** (5 Mk. geb.)

Martin Greif (eigentl. Herm. Frey) ist am 18. Juni 1839 in Speier geboren. Im Jahre 1868 erschien die erste Auflage seiner Gedichte, ein bescheidenes Bändchen. Ein nicht großer Kreis, zu dem auch ich gehört habe, wußte die Bedeutung Greifs zu schätzen und stellte einen Teil seiner Lieder sehr hoch. Langsam aber wuchs die Gemeinde und verbreitete sich gegen 1878 immer mehr, von Auflage zu Auflage. Heute wird er mit Recht zu den besten und eigenartigsten Lyrikern gezählt. Was mir an ihm am höchsten steht, sind zwei Eigenschaften: sein deutsches Wesen und seine tief vergeistigte Naturliebe. Wohl liegen die Quellen seiner Lyrik in ihm, im Geheimnisvollen des Selbst. Aber er hat nie durch Mätzchen künstliche Originalität angestrebt. Goethe und auch einzelne der Schwaben (Uhland, Mörike) waren ihm Vorbilder, insofern er sich ihnen verwandt fühlte. Er ging, aber aus eigenem Drang, nicht als Nachahmer, ihre Pfade weiter, schuf sich den Ausdruck für sein Inneres im Sinne echter deutscher Überlieferung im natürlichen Wachstum. Er hat viel durchgelitten, aber ist stark genug gewesen, als Mann zu überwinden; das Leid hat ihn in das Selbst geführt und „fromm“ gemacht, wie jeder echte Dichter, sich fühlend im All, es einmal werden muß. Er besitzt einen starken Hang zur Reflexion, aber er durchglüht sie mit Gefühl; nur zuweilen bleibt ein Rest unüberwunden. Homer und Goethe haben „zuweilen geschlafen“; auch Greif hat

manches geschrieben, was nicht tadellos ist, aber in seinen besten Liedern, Naturbildern, Romanzen und Balladen ist er ein echter Dichter, dessen man sich freuen kann und der noch leben wird, wenn erfolgreichere Größen des Tages vergessen sein werden. Ich wünsche von Herzen, daß diese Ausgabe auch bei uns im Norden im deutschen Hause heimisch werden möge.

Die kleinen Reisenden oder Fröhliche Wanderungen durch Deutschland in Briefen und Erzählungen. Ein Buch für 12—13jährige Kinder von Dr. Karl Pilz, Verf. d. „Kl. Tierfreund“. Leipzig, Felix Simon.

Das Büchlein, geschmückt mit 8 Landschaftsbildern, ist sehr geeignet, in Kindern die Liebe für die Natur zu wecken. Es giebt in der Schilderung kleiner Reisen im Riesengebirge, der sächsischen Schweiz, im Harz und Rhön u. s. w. Anregungen, belebt das Wissen in der Vaterlandskunde, aber auch die Liebe zu Deutschland. Geschichte, Sagen, Naturwissenschaft werden an richtiger Stelle herbeigezogen. Der Band kostet 1.50 Mk., geb. 2 Mk

Herz. Ein Buch für die Jugend von Edmondo de Amicis. Autorisierte Übersetzung von R. Wulser 15—16 Tausend. Basel 1895, Adolf Geering.

Wir haben das freundliche Buch Amicis' schon früher unseren Lesern empfohlen. Knaben und Mädchen können sich daran erfreuen und ihm gute Anregungen zum Guten entnehmen; aber auch Eltern und Erziehern vermag es manche beherzigenswerte Lehren zu geben. So erfreulich der Erfolg dieser Übersetzung ist, so wäre doch eins zu wünschen: Eine Umarbeitung, die sich auf das innigste unserem deutschen Leben anschließt. Ich glaube, die Wirkungen könnten dadurch noch mehr vertieft werden. Erwähnt sei, daß in dem Verlage auch eine mit Bildern geschmückte Ausgabe (zu 10 Mk) erschienen ist. Das Buch sei wieder als passende Weihnachtsgabe bestens empfohlen.

Mutter Liesel. Eine Erzählung für erwachsene Mädchen. Von Elise Hofmann. Mit einer Photogravüre nach Wilhelm Claudius. Leipzig 1896, Hirt u. Sohn. Geb. 3,50 Mk.

Die sittlichen Anschauungen, von denen die Verf. sich hat leiten lassen, verdienten Beistimmung. Ihr Buch tritt für die Liebe zum Nächsten, für die Achtung vor ehrlicher Arbeit ein und bekämpft das Scheinwesen. Diese Eigenschaften sind des Lobes wert. Aber noch steht die Verf. zu sehr im Bann der üblichen Schriften dieser Art. Alle Kanten des Lebens sind abgerundet; wenn's schon zum Zusammenstoß kommt, knattert es wohl, aber es fliegen niemals Späne; alles allzu licht, auch das Dunkle; alles gleicht sich aus. So überwiegt das Weichliche. Ich rate der begabten Verf., die Handschuhe auszuziehen und derber zuzugreifen. Gewiß soll man der Jugend den Glauben an das Helle im Leben befestigen, aber daneben ihr auch das Dunkle mit Ernst zeigen, damit sie nicht zum Irrwahn geführt werde, alles Ernste gleiche sich aus. Im ersten vom Liesel erzählten Teil soll die Verf. in einer 2. Aufl. alles tilgen, worin versteckte Eitelkeit auf äußere und innere Vorzüge liegt. Ich hätte die Schwächen nicht hervorgehoben, wenn ich der Verf. nicht die Kraft zutraute, sie zu überwinden. L.

Vermischte Anzeigen.

Isolde Kurz, **„Italienische Erzählungen“**. Stuttgart 1895, G. J. Göschen. 4 Mk.

Der Band enthält sechs Novellen: „Schuster und Schneider“, „Mittagsgespenst“, „Pensa“, „Die Glücksnummern“, „Erreichtes Ziel“ und „Ein Rätsel“. Die Verf. verdiente von Beginn ihrer Thätigkeit an warme Anerkennung für den Ernst ihres Strebens. Sie war stets bemüht, die Stoffe klar zu entwickeln, rang, oft mit Erfolg, nach künstlerischer Form und besaß Achtung vor der Sprache. Ihr Ausdruck ist dichterisch, aber nicht gesucht, sie kann realistisch sein, aber bleibt auch dann stets in den Grenzen. Allmählich aber drängt sich, ähnlich wie bei Heyse, der stark auf sie eingewirkt hat, das Bestreben vor, durch besonders ausgeklügelte innere Vorgänge zu fesseln. Obwohl der Ernst der Durchführung nicht gemindert ist, fühlt man dieses Künstliche doch zu stark. „Pensa“ z. B. ist im Bau und in der Darstellung sehr gewissenhaft, aber die innere Entwickelung Pensas ist nicht aus dem inneren Schauen geboren, sondern aus dem berechnenden Verstande. Am stärksten macht er sich bemerkbar in „Ein Rätsel“; so geistreich die Aufzeichnungen des Mannes, der seinen Namen, sein Ich vergessen hat, auch sind, man fühlt an jedem Satz die Arbeit des überlegenden Schriftstellers, bewundert seine Geschicklichkeit und erstarrt dabei zum Eiszapfen. L.

Der Kanzlerbahnhof. Roman von Helene Böhlau. Berlin W. 1896, F. Fontane & Co.

Eine Arbeit, die durchaus Achtung verdient. Kräftig gezeichnete Menschen, geschickte Führung des Stoffes, sorgsame Behandlung der Sprache. Aber alles um einen halben Ton zu schrill. Unruhige Menschen sollen gezeichnet werden, die sich am Leben und aneinander zerreiben und ruhigen Naturen das Leben schwer machen. Aber dieses Rastlose und Fahrige macht die Lesung zu einer wenig erquicklichen Arbeit. Die Menschen sind durch die Überschärfe der Kennzeichnung streng voneinander getrennt, aber zugleich übertrieben. Kein Mensch, auch ein „Original“ nicht, ist im Leben stets „charakteristisch“ — die Wirklichkeit hat Pausen. Vorzüglich in den Umrissen ist die Malerin, die von der Ehrbegier aufgezehrt wird und erst kurz vor dem Tode Liebe erwachen fühlt. Doch auch hier sind die Umstände gehäuft und die Wirkung deshalb peinlich. Man wird etwas an die Baskirtscheff erinnert, die vielleicht den Anstoß zur Schaffung dieser Gestalt gegeben hat.

Baroneß Dr. Roman von F. Frhr. von Dincklage. Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner.

Der Verf. hat seit seinen ersten Versuchen Fortschritte gemacht. Man fühlt, daß er mehr sein will, als ein bloß unterhaltender Erzähler. Sein Stil ist freier und bestimmter geworden, die Menschen treten auseinander, nicht nur durch die „Gänsefüßchen“ getrennt. Ein Übelstand ist aber nicht überwunden. Er hat den Prinzen Karl und seinen Kreis von Dreilinden in den Roman eingeführt. Er sollte den Mittelgrund bilden, hat aber so viel Raum erhalten, daß dadurch der eigentliche Romanstoff in seiner Wirkung geschädigt wird und die Teilnahme sich spaltet.

Alte und Junge. Roman von Valeska Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach). Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner.

Der Roman behandelt den Gegensatz zwischen zwei Geschlechtern, der heute in den verschiedenen Schichten sich stärker noch geltend macht als sonst. Die Verf. stellt sich auf Seite jener Überlieferungen, die es für unadelig und unedel halten, von schlichter Lebenshaltung abzugehen, um mit der „modernen Million“ in Wettbewerb zu treten; sie räumt aber der Liebe das Recht ein, die Standesschranken zu durchbrechen. Die Darstellung ist gewandt, die Auffassung

der Gegensätze zu weiblich, d. h. zu versöhnend. Der Stoff hätte tiefer wirken können, hätte die Verf. den Mut gefunden, den Konflikt an einer Stelle schärfer zuzuspitzen.

Germanische und Romanische Poesien. In freier Umdichtung von Sanitätsrat Dr. Riefenstahl. Kaiser-Wilhelm-Bad zu Driburg. Driburg 1895, C. Faber & Co.

Das geschmackvoll ausgestattete Bändchen enthält freie Übertragungen holländischer und englischer Gedichte; in der 2. Abteilung hat sich der Herausg. auf Thomas Moore beschränkt. Es wäre vielleicht besser gewesen, einen neuen noch weniger bekannten Dichter zu wählen; Moores Gedichte sind schon oft und von Meistern verdeutscht worden. Die erste Abteilung hat auch für den Kenner des übersetzten Schrifttums Wert, da sie Proben noch nicht übertragener Lyrik enthält. Dr. Riefenstahl hat seine Aufgabe mit Liebe unternommen und in der Auswahl Geschmack bewiesen. Einzelnes liest sich vortrefflich; zuweilen stören sprachliche Härten. Das Bändchen sei auch als Geschenkbuch empfohlen.

Neuere deutsche Lyrik. Ausgewählt und herausgegeben von Carl Busse. Mit einer litterar-historischen Einleitung. Halle a. S., Otto Hendel.

Diese Anthologie bringt auf 379 Seiten Proben von 119 Dichtern von der Droste (geb. 1797) bis zu Busse selbst (geb. 1872). Die Einleitung (84 Seiten) ist im Verhältnis zur Hauptsache etwas lang ausgefallen. Für Leser, die auch einiges von den Jüngsten kennen lernen möchten, ist diese Sammlung mehr als die älteren zu empfehlen. Aber der Herausg. hat sich leider zu sehr von der Rücksicht auf junge Mädchen leiten lassen und fast von allen Dichtern nur solche Proben ausgewählt, die dem Durchschnittsgeschmack entsprechen, und zu selten solche, die den Dichter kennzeichnen. Ausnahmen bilden Dichter, bei denen man schwer etwas gar nicht Charakteristisches findet, wie bei der Droste, bei Mörike, C. F. Meyer u. a. Bei vielen ist die Auswahl, wie es scheint, dem Zufall überlassen geblieben. So sind denn auch Dichter, die ein eigenes Gesicht besitzen, zu Dutzend-Physiognomien geworden, weil der Herausg. statt kennzeichnende Gedichte zu wählen, das erste, was ihm in die Hände fiel, als bestes hat gelten lassen. Wie flach erscheinen Jul. Hammer, Friedr. Hebbel; wie verlieren Schack, Jordan, Jul. Sturm, Beck, Herwegh, Pfau, Dranmor, Leuthold, Strachwitz u. a. durch die Auswahl gerade das, worin sich ihr Eigenes ausspricht. Einseitig ist auch das Bild, das von Keller oder Greif gegeben wird. Ich kann diese Blütenlese nicht höher stellen, als andere, sie nicht mehr empfehlen, als die besseren der schon vorhandenen. Verschiedene Namen fehlen und die bibliographischen Angaben sind nicht streng genug nachgeprüft. In einer neuen Auflage werden sich die meisten Schwächen der Arbeit beseitigen lassen. Wir wünschen, daß dem Herausg. bald Gelegenheit dazu geboten werde. Die Ausstattung ist sehr ansprechend.

Von Weibes Herzen. Zwei Novellen von Gustav Klitscher. Berlin 1896, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 2,50 Mk.

Der Band enthält zwei Novellen. „Heilige Liebe“ und „Ihr Junge“. In beiden sollte ein Frauenherz den Hauptstoff bilden. In der ersten ist's auch der Fall. Der heikle Stoff — die Hauptgestalt leidet an Schwindsucht — ist sehr fein behandelt. In der zweiten Geschichte hat sich der Verf. in den Mitteln vergriffen. Er wollte die Liebe einer Mutter darstellen. Statt aber diese in den Vordergrund zu bringen, schob er das Treiben des Sohnes so vor, daß die Hauptsache zu wenig zur Geltung kommt. Aber der junge Schriftsteller besitzt unbedingt eine den Durchschnitt überragende Begabung. Er hat feines Verständnis für das Innenleben der Menschen und zugleich Gefühl für das Ethische in der Entwickelung der Vorgänge. Dafür liefert die Else in „Heilige Liebe“ vollgültiges Zeugnis. Besonders hervorzuheben ist das heut leider nicht allzu häufige Streben, die Sprache nicht nur kennzeichnend, sondern auch künstlerisch zu behandeln. Dabei ist der Ausdruck stets frei von Wendungen, die geistreich oder modern sein sollen und im Grunde genommen doch nur bunte Flitter sind. Wir empfehlen das Buch auf das wärmste und werden uns freuen, wenn es auch im Kreise unserer Leser weite Verbreitung findet. L.

Du und ich.

Im trauten Stübchen,
Ein stilles Eckchen,
Weltfern vom Leide,
Saßen wir beide,
Du und ich.

Wir sprachen nicht,
Wir schauten nur
Mit langem Blick
Ein tiefes Glück,
Du und ich!

Mir war so heilig
Als wär' ich ein Kind,
Das glücklich ist
Beim heil'gen Christ,
Glaubst Du's?

O, ferne Stunden,
Wie lieb' ich Euch,
Wo weltvergessen,
Beisammen gesessen
Du und ich!

Käthe Wesser.

Vermischtes.

Das Bankett am Lord Mayors-Tage in der Guild-Hall, London. Der Korrespondent eines englischen Unterhaltungsblattes besuchte kürzlich den Chef der Firma, die schon seit mehreren Jahren das große Diner liefert, das am 6. November zu Ehren des neugewählten Lord Mayor gegeben wird, und an das sich ein glänzender Ball schließt. Es ist dies Mr. Joseph Lyons. Es war nicht leicht, den Herrn zu treffen, da er beständig von einem seiner zahlreichen Zweiggeschäfte zum andern eilt, endlich aber wurde der wißbegierige Herr seiner habhaft. Mr. Lyons erklärte sich mit der größten Liebenswürdigkeit bereit, Auskunft über die wahrhaft großartigen Vorbereitungen zu geben.

Es wird von Mr. Salmon, seinem ersten Gehilfen, schon längere Zeit vorher ein völliger Schlachtplan entworfen, die großartigen Räume der Guild-Hall werden eingeteilt in Festräume und in solche für die Arbeitskräfte. Pläne werden gezeichnet, auf denen nicht nur jedes Möbel seinen Platz vorgezeichnet findet, sondern auf den Tischen die Plätze für die Teller, für Tafelaufsätze, ja für die Salzfässer, Brötchen 2c.

aufgezeichnet sind. Genau ist auch vermerkt, wieviel und welche Gäste an jedem Tische sitzen. Die Pläne für das diesjährige Diner kosteten gegen 160 £ (3200 Mk.) und kann man sich daher wohl vorstellen, wie sorgfältig und genau sie hergestellt und in wie großer Anzahl sie vorhanden sind.

Der wichtigste Tisch ist natürlich der, an welchem der Lord Mayor, die Minister und die höchsten Beamten sitzen. Derselbe hat die Form eines Hufeisens und zwischen den Langseiten desselben stehen sechs andere große Tische. Auf jeder Seite des Haupttisches stehen neun andere, also im ganzen achtzehn.

Für ungefähr sechs Gäste ist je ein Kellner gerechnet und drei Kellner haben immer noch zwei Aufwärter, welche die gebrauchten Teller 2c. entfernen, die Kellner haben nur die Speisen zu reichen, so daß nie ein Aufenthalt oder eine Verwirrung eintreten kann, denn selbstverständlich werden zur Bedienung bei einer so wichtigen Gelegenheit nur die bestgeschulten Kellner angestellt. Für den Wein sorgen besondere Kellner, von denen einer immer einundzwanzig Gäste zu bedienen hat; die Tische sind auf den Plänen in verschiedenen Farben gezeichnet, und die Speisen für jeden Tisch sind in abgeteilten Portionen an den in derselben Farbe bezeichneten Anrichttischen in den Nebenräumen zu holen. Das gebrauchte Geschirr wird von den Aufwärtern in die zum Reinigen bestimmten Räume gebracht, wo es sofort gewaschen wird.

Die Vorräte werden schon einige Tage vor dem Bankett in die großartigen Küchen- und Vorratsräume der Guild-Hall gebracht, gekocht wird aber erst den Tag und die Nacht vor dem Tage des Banketts, sowie am Morgen desselben, so daß alles möglichst frisch bleibt. An der Spitze der Köche steht ein Hauptkoch, der alles anordnet und für das Ganze verantwortlich ist. Unter ihm stehen Köche, welche je immer eine Art Gericht zu bereiten haben und jeder von diesen hat sechs Köche zu seiner Hilfe. „Sie sehen," sagte Mr Salmon, der sich zu uns gesellt hatte, „daß ein kleines Heer von Köchen für das Bankett thätig ist." — Daß enorme Vorräte für das riesige Mahl herbeigeschafft werden müssen, ist selbstverständlich. So werden von der berühmten Schildkrötensuppe, die am Lord Mayors-Tage nicht fehlen darf, über 100 Gallonen zubereitet; 250 Hummern und 300 Seezungen werden gebraucht. 180 Truthähne müssen ihr Leben lassen, außerdem 900 Hühner, ebensoviel Rebhühner, 100 Fasanen und 300 Kiebitze, die in England sehr geschätzt werden. Außerdem 20 Schinken, 600 Hammelkotelettes, 200 Gänselebern, 18 Kalbskeulen, 300 Pfund Speck, 100 Stück Kalbsmilch, gegen 200 Pfund Bratwurstfleisch, 700 Kalbsfüße für die Gelees, außerdem gegen tausend verschiedene Kuchen. „Es sind 2400 Personen satt zu machen," unterbrach Mr. Salmon die Aufzählung, der ich wohl mit etwas ungläubiger Miene zugehört hatte, was ihn zu beleidigen schien, denn er machte ein sehr ernstes Gesicht und zählte mir jetzt die Gemüse und Zuthaten zu den Speisen auf, sowie die süßen Speisen, Eis und Cremes. Es waren unglaubliche Zahlen und alles, was ich sagen konnte, war: „Um des Himmels willen!" erzählt unser Berichterstatter.

Derselbe erkundigte sich nun noch nach dem Tafelgeschirr, der Zahl der Bestecks und Gläser 2c.

„Von Silber," fuhr Mr. Salmon fort, „brauchen wir viele tausend Stück. So 9000 verschiedene Gabeln, gegen 8000 Suppen-, Pudding- und Theelöffel, ebensoviel Fisch-, Dessert- und große Messer, 50 Brotkörbe, 60 Turtlesuppenterrinen mit Spirituslampe darunter, um die Suppe heiß zu erhalten, 140 Suppenkellen, 1250 silberne Suppenteller, 50 Weintraubenscheren, 112 silberne Tabletts und sechs Dutzend silberne Etiketten an die Weinkaraffen, 1000 silberne Schüsseln, 200 Eisschalen und 40 Champagnerkühler, außerdem besitzen wir noch 250 Tafelaufsätze mit Fruchtschalen und Leuchtern. Die Zahl der Teller verschiedenster Größe, der geschliffenen Wein- und Champagnergläser, der Weinkaraffen, Krüge und Fingergläser, der Dessert- und Eisschüsseln ist natürlich allem entsprechend."

An Wein werden je zwölf Dutzend Portwein und Sherry gerechnet, 26 Dutzend Flaschen Rheinwein, ebensoviel Claret und die Kleinigkeit von 200 Dutzend Flaschen Champagner. Außer den Vorräten für das eigentliche Diner wird noch ein Büffett mit leichten Erfrischungen für den Ball hergerichtet und auf vielleicht 1500 Personen gerechnet.

Die Überreste dieses Riesenmahles werden an die Armen verteilt, doch wird für dieselben noch eine Menge frisches Essen bei der Gelegenheit gekocht.

Daß sowohl die Bankethalle wie der Ballsaal herrlich mit Blumen geschmückt werden, was einen Aufwand von mehreren hundert Pfund erfordert, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden.

Briefkasten.

Mehreren: Ich wiederhole: Wenn jemand etwa 2–3 Wochen nach Absendung hier im Briefkasten keine Antwort findet, so heißt das: „Untauglich". — Frau T R. in C. Der Stoff von „Gretchen" und „Mein Kind" ist gut, aber die Ausarbeitung genügt leider nicht; die Form ist zu unsicher. — Herrn G. B. Berlin. Warme Empfindung; aber schwerfällige und zuweilen harte Sprache. — Frl. Magda M. Die Gesinnung hat mich erfreut, aber der Ausdruck ist noch zu herkömmlich. — Frl. Bertha M. in W Leider nein. — Minona. Die zwei kleinen Gedichte kommen; „Morgendämmern" leidet durch die letzten zwei Zeilen. Besten Gruß. — Frau Hanna C. Beste Grüße und Dank für die freundlichen Zeilen. — Frau B. W. in Brsl. Die mitgeteilten Sitten sind fast in ganz Deutschland und Österreich — dort auch bei Slaven — verbreitet. Ich glaube nicht, daß der Abdruck große Teilnahme erweckte. Ihren Ansichten über körperliche Züchtigung der Kinder stimme ich im allgemeinen zu. — Herrn Reall. K. A. in Fr. Besten Glückwunsch. — Grauer Spatz. „Arm geworden" ist zu unbedeutend im Verhältnis zu den guten unter Ihren Gedichten. Besten Gruß! – Heide. Warmes Gefühl; ernste Lebensanschauung. Aber dem Ausdruck fehlen noch Reife und Freiheit. Sie können mir gelegentlich wieder etwas senden — Frau (oder Frl.?) Ida N. in R. Besten Dank für die freundlichen Worte! — Frl. G. L. in H. „Verfemt" kommt gelegentlich. — Herrn L. K. 100. Essen. Edle Gesinnung, aber Ihre Eigenart hat noch nicht den Bann überlieferter Wendungen durchbrochen. Sie können neue Versuche senden. — L. E. Bremen. Reges Innenleben, aber Herrschaft über das Wort fehlt noch. — Herrn Adalb. K. in Ch. In Sprache und Form zu unsicher.

Inhalt der No. 10.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche

Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 11.

Die Grafen von Buchenberg.

Roman

von

Carl Müller-Rastadt.

I.

Auf der Dorfkirche drunten im Thal schlug die Uhr die achte Abendstunde und der Wind trug den Schall durch die Buchen herauf zum Schloß. Graf Konrad, der gerade aus dem Stall trat, hielt mit Sprechen inne und lauschte den friedlich durch den stillen Maiabend klingenden Tönen. Dann wandte er sich wieder zu dem Husaren, der bolzengerade hinter ihm stand.

„Also Er hat mich verstanden, Erlecke. Schlag vier Uhr weckt Er mich, damit wir um fünf Uhr reiten können. Kriech' Er jetzt nur gleich ins Nest, sonst verschläft Er mir morgen."

Und indes Erlecke kehrt machte, daß die Sporenrädchen klangen, und wieder im Dunkel des Stalles verschwand, wandte der Graf seine Schritte dem Park zu, um sich zwischen den Taxushecken noch ein wenig zu ergehen, bevor er sich zu Zscheplitz' begab. Mit Behagen sog er die milde Frühlingsluft ein und mit einer Art wehmütigen Gefühls schaute er sich noch einmal in den Gängen um, auf welche die Schatten der Nacht immer dichter herabsanken. Morgen schied er von hier, denn der sechsmonatliche Urlaub, den ihm König Friedrich so unerwartet gegeben hatte, war abgelaufen. Wer konnte sagen, ob er Walderode jemals wiedersehen würde. Wenn es wirklich sich bestätigte, was man schon vor seiner Abreise aus Berlin munkelte, daß der König damit umgehe, abermals gegen Österreich zu Felde zu ziehen, dann moderten seine Gebeine vielleicht übers Jahr in schlesischer oder böhmischer Erde. Ihm bangte nicht davor, er wünschte sich kein anderes Ende als den ehrlichen Soldatentod, der in den letzten Kriegen so manchem seiner Kameraden beschieden war, aber er freute sich doch, daß er noch einmal in der Heimat hatte weilen dürfen. Wenn ihm, dem Sprossen einer Nebenlinie des buchenbergischen Grafenhauses, auch keine Handbreit Erde der großen Besitzungen gehörte, so fesselten ihn doch tausend Bande an den Boden, auf dem seine Ahnen seit Jahrhunderten gelebt hatten. Daß er ihn verlassen hatte, lag in den Umständen; er mochte nicht von der Gnade seines Vetters leben. Aber wenn er an dessen Stelle gewesen wäre, das Haupt der Familie und der Herr der Grafschaft Buchenberg, er hätte Besseres zu thun gewußt, als gleich jenem in der Fremde, in Frankreich herumzustreifen. Indessen Heinrich mochte thun, was ihm beliebte; vielleicht war es gut, daß er den Winter über im Ausland geweilt hatte; sie wären am Ende doch nicht allzu gut zusammen ausgekommen.

In solche Gedanken vertieft war Konrad unvermerkt an das Haus gekommen, welches die Familie Zscheplitz bewohnte, bei der er noch ein Stündchen verbringen wollte. Der alte Zscheplitz war in einer ähnlichen Lage wie er selber. Zur jüngeren Linie des altadligen und in seinem Hauptstamme reichbegüterten Geschlechtes gehörig, hatte er in seiner Jugend Dienste in der kursächsischen Armee genommen und den Soldatenrock getragen, bis ihn Graf Martin Buchenberg, Heinrichs Vater, zum Administrator von Walderode bestellte. Zscheplitz fand hier keine leichte Arbeit vor, denn das Besitztum war von seinem Vorgänger arg vernachlässigt worden, aber er griff seine Arbeit mit Lust und Liebe an und als er nach mehrjähriger Thätigkeit als letztes Stück seiner Verbesserungen das Haus erbaute, das er jetzt bewohnte, durfte er sich sagen, daß sie mit Glanz gelöst war. Das erkannten auch Graf Martin und Graf Heinrich an und ließen ihn auf Walderode, wohin sie ohnedies selten kamen, schalten und walten nach Herzenslust.

Aus den beiden Fenstern des im Erdgeschosse belegenen Wohnzimmers drang heller Lichtschein. Unwillkürlich hemmte Konrad den Schritt und trat näher an das Haus heran, um durch die Scheiben in das Innere zu sehen. Man erwartete ihn bereits, die Kerzen des vierarmigen Messingkronleuchters waren

angezündet, der große Tisch darunter gedeckt und unter der Theemaschine flammte der Spiritus. An seinem Schreibtisch aber machte der alte Zscheplitz noch geschwind ein paar Einträge in seine Bücher, indes seine Frau, im Zimmer auf- und abgehend, hier einen Stuhl zurechtrückte, dort einen Teller anders stellte, damit ihr heutiger Gast alles in schönster Ordnung träfe. Der aber machte gar keine Anstalten, das Haus zu betreten, regungslos stand er vor dem Fenster und starrte hinein. Was war es denn, was ihn so fesselte?

In einer Ecke des Zimmers, neben dem großen, grünen Kachelofen, stand ein altväterischer, mit schwarzem Leder überzogener Lehnstuhl und in demselben ruhte eine Mädchengestalt, deren Anblick den stillen Lauscher wohl alles vergessen machen konnte. Die Lichter des Kronleuchters beschienen hell ein liebliches, rundes, weiches Gesichtchen, über dessen Wangen noch der zarte Blütenflaum aufknospender Jugend lag; das schwarze Haar umgab nach der Sitte jener Tage in kurzen, dichten Löckchen das reizende Oval des Antlitzes und zeichnete krause Schatten auf die glatte, weiße Stirn, und wie verträumt schauten unter den langen, schwarzen Wimpern zwei tiefblaue Augen hervor, als suchten sie etwas in weiter Ferne. Eine weiße geblümte Kontusche umgab die schlanke Gestalt, die schmalen Hände ruhten unthätig im Schoße, und die Füßchen, die, in ein Paar winzigen Atlasschuhen steckend, taktmäßig den Boden schlugen, schienen auch weit eher geschaffen, auf spiegelndem Parkett sich zu ergehen, als in Küche und Keller geschäftig herumzueilen.

Der alte Zscheplitz, den ihr Klopfen wohl gestört haben mochte, wandte seinen Kopf nach dem Mädchen und maß es mit unwilligem Blicke.

„Du thätest auch besser, der Mutter zu helfen, damit wir uns gleich zu Tische setzen können, wenn der Graf kommt."

Die Füßchen setzten ihr Spiel unbeirrt fort.

„Hörst Du nicht, Magdalene?"

Jetzt richtete sich die Angeredete im Sessel auf, schlug die rosigen Hände vor das Gesicht, um ein gelangweiltes Gähnen zu verbergen, und sprang auf. Aber erst zupfte sie die Falten ihrer Kontusche zurecht und prüfte mit einem langen Blick in den Spiegel, ob auch ihre Frisur nicht zerdrückt sei, ehe sie dem brummenden Vater antwortete.

„Ach, der Graf kommt wohl gar nicht mehr. Es ist ja längst acht Uhr vorbei."

Der Lauscher am Fenster fuhr auf; mit ein paar Schritten hatte er die Hausthür erreicht, deren Schelle sein Eintreten verkündigte, und stand dann in dem behaglichen Zimmer, von seinen Wirten mit der freundlichen Ehrerbietung begrüßt, die sie dem Vetter ihres Herrn schuldig zu sein glaubten.

Magdalene blieb abseits stehen und wartete, bis Konrad sich ihr näherte. Die ihr gereichte Hand nahm sie nur zögernd an und vorwurfsvoll die Augen zu ihm aufschlagend, sagte sie: „Der Herr Graf sind sehr gütig, uns noch zu so später Stunde zu beehren."

Verwundert blickte Konrad auf die Sprecherin und erwiderte: „Ich meinte mit meinem Kommen einer freundlichen Aufforderung Ihrer Eltern Folge zu leisten, die mir für den letzten Abend meines Hierseins Gastfreundschaft gewähren wollten. Oder irre ich mich, mein Fräulein?"

Die Antwort war gar nicht nach Magdalenens Geschmack, zwei kleine, aber tiefe Falten, die sich jetzt gerade über dem feinen Näschen senkrecht in die weiße Stirn gruben, verkündeten das und der Ton ihrer Stimme klang noch kälter, als sie jetzt, ohne den Grafen anzusehen, wieder das Wort nahm: „Indessen ist es ja wohl jetzt ein beträchtliches später, als die festgesetzte Stunde; und da der Herr Graf bereits am Vormittag ausgeritten und bis vor kurzem noch nicht zurückgekehrt waren, hätte es auch sein können, daß über einer besseren Gesellschaft das Haus des Administrators vergessen worden wäre."

Konrad, über dessen Stirne sich nun auch Falten zogen, Vorboten eines kommenden Sturmes, wollte entgegnen, aber der alte Zscheplitz schnitt ihm das Wort im Munde ab, indem er ausrief: „Frauenzimmergeschwätz und kein Ende! Lassen Sie sich dadurch die gute Laune nicht verderben, Herr Graf, und nehmen Sie Platz an unserm bescheidenen Tische, denn, wenn Ihnen so zu Mute ist, wie mir, thun wir gut daran, zuvörderst für den Magen zu sorgen."

Man nahm Platz und alle sprachen den leckeren Speisen tüchtig zu, bis auf Magdalene, die fast nichts berührte. Auch als Graf Konrad, sein Glas, welches Zscheplitz mit schwerem Burgunder gefüllt hatte, bis zum Grunde leerend, sie bat, ihm Bescheid zu thun, netzte sie kaum die Lippen an dem purpurnen Wein. Dem Gespräche der Männer, dem ihre Mutter andächtig zuhörte, schien sie gar keine Aufmerksamkeit zu schenken. Allmählich aber wuchs doch ihr Interesse und ab und zu traf sogar den Grafen, der viel nach ihr herüber sah, ein flüchtiger Seitenblick.

„Also auf Dossau haben Sie heute zu Mittag gespeist?" fragte Zscheplitz.

„Ja," antwortete Konrad, „ich ritt hinüber, um mich zu verabschieden und da gaben sie keine Ruhe, bis ich ihr Mahl teilte. Gerne that ich es nicht, ein Soldat fühlt sich nicht wohl in diesen ceremoniösen Kreisen."

„Das lernt sich, Herr Graf. Der alte Dossau hat's auch gelernt. Früher war er auch ein anderer, als wir noch zusammen beim Regiment Einsiedel standen."

„Was höre ich? Sie wären Regimentskameraden gewesen?"

„So ist es. Aber damals lebte sein Bruder Ernst noch und somit war für ihn noch keine Aussicht, als Herr auf Dossau zu sitzen. Damals haben wir manchen Trunk zusammen gethan. Als er aber nach Ernstens Tode in unsere Gegend kam und mich als Administrator fand, da kannte er mich nur so obenhin. Hol' ihn der —"

„Aber, Zscheplitz, wahre Deine Zunge!" fiel erschrocken die Frau ein.

„Du hast recht, Bertha; aber der Herr Graf werden's einem alten Soldaten zu gute halten, wenn ihm mal die Galle überläuft."

„Seien Sie unbesorgt, Herr von Zscheplitz. Ich sagte es ja selber, mir ist der Baron zuwider und mehr noch sein Sohn.“

„Der Kammerjunker! Ganz meine Ansicht, Herr Graf. Das trägt die Nase so hoch, als wenn es auch hier nach Hofluft witterte, und ist doch zu nichts zu brauchen, als zum Parlieren, Scharmieren und Intrigieren. Mich wundert's nur, wie Baronesse Elisabeth sich dabei wohl fühlen kann.“

„Nun, allzuwohl mag sie sich auch dort nicht fühlen,“ meinte Konrad nachdenklich. „Zum wenigsten heute machte sie auf mich ganz den Eindruck, als sehne sie ihre Hochzeit dringend herbei.“

„Es ist auch ein großes Glück für sie,“ mischte sich jetzt Frau von Zscheplitz ins Gespräch, „Gräfin von Buchenberg zu werden.“

„Doch kein größeres,“ antwortete der Graf mit Wärme, „als das meines Vetters, eine solche Gemahlin zu bekommen. Ich sprach sie nie, ohne mit der tiefsten Ehrfurcht erfüllt zu werden. Sie ist in Wahrheit ein Engel.“

Magdalenens Lachen unterbrach ihn, ein süßes, silbernes Lachen, durch das man etwas wie Neid aber doch hindurchklingen hörte. „Sie müssen Elisabeth von Dossau ja mit ganz absonderlichen Augen angeschaut haben. Ich habe sie doch auch des öfteren gesehen, für einen Engel aber hätte ich sie mein Lebtag nicht gehalten.“

„Sie meinen, Fräulein von Zscheplitz, dazu sei sie zu häßlich. Sie haben damit freilich recht, und wenn sie auch weit schöner wäre, als sie es wirklich ist, den Preis der Schönheit würde ich —“ und dabei tauchte er seinen Blick tief in ihre Augen — „doch immer einer anderen reichen. Aber die Vorzüge ihres Herzens, ein schöner Stolz, ein vortrefflicher Edelsinn gepaart mit zartsinniger Milde und beglückender Güte lassen ihre äußeren Mängel vergessen und machen sie trotz derselben zu einer Perle ihres Geschlechtes.“

„So hat sie also doch Mängel?“ fragte Magdalene.

„Wer hätte die nicht? Daß sie nicht schön ist, haben Sie ja selber gesagt. Aber es ist ihr auch die Grazie und Anmut des Betragens versagt geblieben, die uns am Weibe so entzückt. Sie ist in der Gesellschaft linkisch und unbeholfen. Das ist es auch, was mich für ihr Glück besorgt macht.“

„Wie das, Herr Graf?“

„Mein Vetter Heinrich ist ein Mensch von den vortrefflichsten Eigenschaften und weiß die Vorzüge seiner Braut wohl zu schätzen. Aber er ist oder er war vielmehr, als wir noch zusammen waren, in sich selbst nicht gefestigt genug, um jedem Eindruck widerstehen zu können. Seine Leidenschaften haben zu viel Macht über ihn und nicht immer trägt im Kampfe zwischen Pflicht und Neigung die erstere bei ihm die Palme des Sieges davon. Denke ich mir nun, daß ihm auf seinen Reisen ein Mädchen begegne, geschmückt mit jenen Vorzügen, deren seine Braut ermangelt, mit Schönheit und Grazie, und daß sein leicht entzündliches Herz Feuer fängt, so weiß ich nicht, ob er imstande wäre, dem alten Verlöbnis treu zu bleiben.“

„Ei nun,“ sagte der alte Zscheplitz, listig zu seiner Frau herüberzwinkernd, „derlei haben wir alle einmal durchgemacht. So ein Strohfeuer geht schnell vorüber.“

„Wenn nicht das Mädchen schlau genug ist, den Brand zu nähren und zu erhalten. Das war's, was ich befürchtete, und darum freute ich mich, von der Baronesse zu hören, daß mein Vetter ihr seine demnächst erfolgende Rückkehr angezeigt hat. Ist er erst hier, so ist die Gefahr vorüber.“

Die Nachricht von der baldigen Heimkunft ihres Herrn setzte die beiden Alten in Aufregung und sie bestürmten beide den Grafen mit Fragen, auf die er antwortete, so gut er's vermochte. Es fiel darüber nicht auf, daß Magdalene sich erhoben hatte und vor den Spiegel getreten war. Mit langem, prüfendem Blick musterte sie das Abbild ihres Gesichtes, sah dann auf Konrad und ein Schatten glitt über ihre Stirn. Wie um besser nachzudenken, schloß sie die Augen für einen Augenblick. Dann warf sie trotzig den Kopf zurück, atmete tief auf und trat zum Fenster, dessen einen Flügel sie öffnete, um durstig die kühle Abendluft einzusaugen.

„Bist Du toll, Magdalene!“ rief ihr Vater. „Das wäre das rechte für meinen gichtischen Arm. Auf der Stelle schließe das Fenster.“

Mechanisch gehorchte das Mädchen und setzte sich schweigend wieder an den Tisch, indes ihr Vater, zu Konrad gewendet, fortfuhr:

„Gewiß wird mein gnädiger Herr bedauern, daß der Ablauf Ihres Urlaubs ihm die Möglichkeit nimmt, Sie hier zu begrüßen.“

„Meinen Sie das wirklich, Herr von Zscheplitz?“ versetzte der Graf bitter lächelnd. „Glauben Sie in der That, daß mein Vetter sich so sehr gefreut haben würde, den preußischen Rittmeister wiederzusehen?“

Zscheplitz sah verlegen vor sich hin, dann nahm er mit unwilligem Kopfschütteln das Wort: „Ich hätte mir nicht erlaubt, die Rede darauf zu bringen, Herr Graf, aber da Sie's selber thun — mir will's auch nicht in den Kopf, daß Sie just bei den Preußen Dienste nehmen mußten.“

„Weil Ihr alle miteinander blind seid, weil Ihr nicht sehen wollt, daß unter allen jetzt lebenden Monarchen keiner meinem gnädigsten Könige das Wasser reichen kann!“ fuhr jetzt der Graf auf.

„Mag sein,“ erwiderte der Administrator, „aber er läßt Euch Eure eigene Heimat bekämpfen.“

„Und warum? Weil man hier an all den kleinen Höfen zu thöricht ist, einzusehen, wo das wahre Heil liegt. Bei Österreich gewiß nicht. Warum hat man das denn früher eingesehen? Warum ging Kursachsen denn mit Friedrich, als er das erste Mal um Schlesien kämpfte? Freilich war mir's auch wohler, als wir im Jahre zweiundvierzig im Verein mit den Sachsen Iglau nahmen, statt daß ich im letzten Kriege bei Hohen-Friedberg und Hennersdorf gegen sie fechten mußte. Aber was kann unsereins daran ändern? Man muß sich damit trösten, daß die Fürsten in derselben Lage sind. Mußte doch bei Sorr der Prinz Ferdinand von Braunschweig mit der Garde eine verschanzte Höhe nehmen, deren Besatzung sein leib-

licher Bruder Louis befehligte. Der Soldat soll gehorchen."

„Hoffen wir zu Gott, daß die Greuel des Krieges nun ein Ende haben," sagte Frau von Zscheplitz.

„Das glaube ich nicht, verehrte Frau," erwiderte der Graf. „Und wenn mich meine Vermutung nicht trügt, so dürften Sie in diesem Jahre mehr davon zu sehen bekommen, als Ihnen lieb ist."

„Allmächtiger Gott!"

„Denken Sie doch nur das eine: der König selber giebt mir, ohne daß ich darum bat, einen Urlaub von sechs Monaten. ‚Mein lieber Buchenberg', sagte er, als ich mich bei ihm abmeldete, ‚seht Euch in Eurer Heimat recht genau um. Vielleicht brauchen wir bald einen Wegweiser.' Das ist doch wohl deutlich."

„Allerdings," brummte Zscheplitz verdrießlich, „da werden wir uns wohl gefaßt machen müssen, die Kriegsfurie hier zu sehen."

„O, ich vergehe schon jetzt vor Angst," jammerte seine Frau.

„Sie dürfen darauf zählen, daß ich für Waldenrode thun werde, was in meinen Kräften steht," sagte der Graf.

Aber die Unterhaltung, an der sich Magdalene überhaupt nicht mehr beteiligte, war nicht mehr recht in Gang zu bringen und so nahm denn der junge Offizier bald Abschied. Als er Magdalene die Hand reichte, sah er sie fragend an. Sie neigte das Haupt und ein liebliches Lächeln umspielte ihren Mund, indes sie sagte: „Ich sage Ihnen nicht Lebewohl, ich sage: Auf Wiedersehen, Herr Graf!"

Einsilbig saßen die drei beisammen, nachdem ihr Gast gegangen war. Zscheplitz war wieder mit seinen Büchern beschäftigt, die Mutter mit ihrer Arbeit, indes Magdalene, im Lehnstuhl sitzend, in den Glanz der Lichter sah. Plötzlich richtete sie sich auf und schauerte zusammen. „Es wird mir kalt," sagte sie, „wo ist denn mein Shawl?" Und suchend sah sie sich im Zimmer um, schüttelte den Kopf und schlug sich leicht vor die Stirn. „Wie dumm von mir! Ich habe ihn in der Jasminlaube liegen lassen. Ich muß ihn doch nur gleich holen; vielleicht bekommen wir in der Nacht einen Regen und dann wäre er verdorben."

Damit eilte sie, die brummenden Eltern zurücklassend, zur Thür hinaus in den nächtlichen Garten. Als sie sich der Laube näherte, klirrte drinnen ein Säbel, eine dunkle Gestalt erhob sich von der Bank, auf der sie gesessen und ein paar kräftige Arme hielten die vom raschen Lauf Atemlose zärtlich umfangen.

„Endlich kommst Du," sagte Graf Konrad, „Du hast mich lange warten lassen."

„Ich mußte doch erst einen Vorwand finden, damit mich die Eltern hinausließen. Und zu lange darf ich auch nicht bleiben, sonst werden sie mißtrauisch."

„Denkst Du schon wieder ans Gehen und es ist doch das letzte Mal, daß wir uns haben, für lange Zeit, vielleicht für immer."

„Wie häßlich, Konrad, jetzt von so etwas zu sprechen!"

Er zog sie fester an sich. „Du hast recht, Lene, laß uns auf Gott vertrauen und hoffen, daß er uns glücklich wieder zusammenführt. Wenn Du nur erst meine Frau bist!"

„Ach, ich fürchte, das dauert noch gar zu lange."

Er seufzte leicht und schwieg eine Weile. Rings war alles still, nur der Nachtwind ging leise durch die Zweige. „Ja freilich," nahm der Graf wieder das Wort, „wir werden warten müssen; ehe ich Obrist bin, ist an eine Heirat nicht zu denken. Wenn Du schnell unter die Haube kommen wolltest, hättest Du Dir einen andern aussuchen müssen, einen Mann, der, wie mein Vetter, nicht in anderer Dienst sein Brot zu essen braucht."

Sie zuckte zusammen, als er seinen Vetter nannte, dann lachte sie kurz auf: „Thorheit, Dein Vetter nähme mich gar nicht!"

„Ei, ein Wunder wäre es gerade nicht, wenn Deine Schönheit auch ihn bezwänge."

Den Kopf an seine Schulter gelehnt, flüsterte sie leise: „Du, Konrad, soll ich's einmal versuchen, ob sie ihn bezwingt?"

„Lene!" rief er und preßte ihren Arm so fest, daß es sie schmerzte.

Unwillig entwand sie sich ihm und sagte: „Laß! Du thust mir ja wehe!"

„Du hast mir mit Deinem unbedachten Wort noch weher gethan!"

„Es war ja doch nur ein Scherz!"

„Ich weiß es ja," antwortete er begütigend und umfing sie von neuem. „Aber selbst im Scherz mag ich es nicht hören. Ich will's nicht denken, daß Du mir untreu werden könntest. Und gerade heute hättest Du so etwas nicht sagen sollen. Laß mich ein besseres Andenken mit hinausnehmen in die Ferne."

„Du nimmst aber auch alles gleich so ernst."

„Das muß man auch in der Liebe. Nicht wahr, Lene, Du bleibst mir treu, Du hältst aus, wenn die Probezeit auch lange dauert?" Er faßte ihren Kopf mit beiden Händen und sah ihr tief in die Augen. „Ich will ja auch alles thun, was ich Dir von den Augen absehen kann, jeden Wunsch, jede Bitte will ich Dir erfüllen."

Magdalene sah sinnend vor sich hin, ein Gedanke huschte durch ihren Kopf, das lustige Gebilde, das die Erzählung Heinrichs über seinen Vetter vorher in ihr wachgerufen hatte, trat lebhafter vor ihre Seele. „Jeden Wunsch, das wäre doch zu viel verlangt. Aber einen Wunsch versprich mir zu erfüllen, den nächsten, den ich an Dich richten werde."

Er lachte sorglos. „Ich verspeche Dir's."

„Bei Deiner Ehre?"

Nun stutzte er doch. „Was hast Du, Mädchen, von was für einem Wunsche sprichst Du?"

„Das weiß ich selbst noch nicht," antwortete sie leichthin, „laß Dir's genug sein, daß ich Dich bitte. Versprichst Du mir's bei Deiner Ehre?"

„Bei meiner Ehre."

„Ich glaube Dir, ein Buchenberg hat noch nie sein Wort gebrochen. Und zum Danke, weil Du so

artig warst, da —" Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und als er sich zu ihr niederbeugte, drückte sie einen langen Kuß auf seinen Mund. „Den nimm zum Abschied mit und vergiß ihn nicht!"

„Lene!" Er hielt sie fest und küßte sie wieder und wieder, bis sie, aus seiner Umarmung sich lösend, halb lachend, halb ärgerlich sagte: „Nun ist's aber genug, Du Ungestümer. Was soll die Mutter sagen, wenn sie sieht, wie meine Wangen glühen und meine Locken zerzaust sind."

„Ei, sie wird nicht darauf sehen."

„Und wenn sie es nun doch thut," schmollte Magdalene. „Zudem ist es jetzt die höchste Zeit, daß ich hineingehe."

„O, bleib doch noch!"

„Nein, nein, ich darf nicht. Lebewohl, Konrad, und viel Glück auf den Weg!"

„Wenn es denn sein muß, lebewohl, Lene, vergiß mich nicht und bleib' mir treu."

„Ich vergesse Dich nicht, aber denke auch Du an Dein Versprechen."

Noch einmal schloß er sie in seine Arme und küßte sie heiß und lange, dann entwand sie sich ihm und eilte zurück ins Haus.

Nach kurzer Zeit verließ auch Konrad die Laube und ging ins Schloß, sein Lager aufzusuchen. Er brauchte den Schlaf und die Ruhe, denn am nächsten Tage stand ihm ein weiter Ritt bevor.

II.

Es war wohl über eine Woche verstrichen, seit Graf Konrad Walderode verlassen hatte, da saß Magdalene eines Nachmittags, indes Vater und Mutter das übliche Schläfchen hielten, allein in der Jasminlaube. Hier war ihr Lieblingsplätzchen, wo sie sich völlig ungestört fühlte; die Wohngebäude lagen ziemlich weit entfernt, und gegen die nahe vorüberziehende Landstraße hin standen Bäume und Sträucher so dicht, daß ein Fremder das lauschige Winkelchen kaum entdecken konnte. Vom lichtblauen Himmel schien die Sonne, die Luft war warm und weich und der leise Wind, in dem die grünen Blättermassen sich rauschend regten, wirkte mit seinem linden Hauche wie einlullend auf das junge Mädchen. Sie hatte ein wenig Filet arbeiten wollen, aber sie legte das angefangene Stück bald beiseite und ließ die Hände müßig im Schoße ruhen. Ihr Blick folgte den Sonnenstrahlen, die durch das grüne Laub sich Bahn brachen, und ihre Gedanken stiegen an ihnen wie an einer goldenen Leiter empor, hinaus aus der Laube, aus der engen Welt, in die sie sich gebannt sah, in ein anderes, schöneres Leben, das ihre Phantasie wundersam sich ausmalte. Mit dem bescheidenen Lose, das ihr zugefallen war, war sie im Grunde ihres Herzens stets unzufrieden gewesen, eine unklare Sehnsucht nach etwas Besserem hatte sie stets erfüllt. Wenn sie einmal aus der Abgeschiedenheit ihres Waldes in die Stadt hinunterkam und sah, wie die Blicke der Kavaliere sie bewundernd verfolgten, dann schwellte ein stolzes Glücksgefühl ihren Busen, aber diesen schönen Augenblicken, die nur zu schnell vorüberrauschten, folgte eine um so tiefere Mißstimmung, wenn sie wieder nach Walderode zurückgekehrt war. Doch das alles waren bis vor kurzem nur unklare Regungen ihrer Seele gewesen, von deren eigentlicher Bedeutung sie sich selber keine Rechenschaft ablegen konnte. Das war nun mit einem Male anders geworden. Aus jenem Gespräche, das der Offizier am letzten Abend seiner Anwesenheit mit ihrem Vater über seinen Vetter geführt hatte, war ihr der Lichtstrahl gekommen, der diesen ganzen Teil ihrer Gedankenwelt aus dem Halbdunkel heraushob, in dem er bislang gelegen hatte. Die Schönheit war also ein so großes Gut, daß ihr die Vornehmsten und Begütertsten sich willig beugten, die Schönheit war mächtig genug, ihrer Besitzerin den Weg in die ersten Familien zu bahnen? Ein Mann, wie der Graf Heinrich Buchenberg, von dessen Besitzungen ihr Vater nur einen Teil verwaltete, war der Schönheit gegenüber so schwach, daß sein nächster Verwandter fürchtete, er könne ihr seine Braut opfern? Wenn die Schönheit wirklich solche Kräfte besaß, warum sollte sie dieselben nicht benützen, warum sollte sie die Reize, mit denen sie geschmückt war, in der Einsamkeit ungesehen verwelken lassen? Und war es denn nicht ein Wink des Schicksals, daß Graf Heinrich gerade jetzt nach Walderode kam? Sein Vetter hatte zwar gesagt, die Gefahr sei mit seiner Heimkehr vorüber, aber gerade das reizte sie. War denn die Schönheit in Frankreich etwas anderes als in Deutschland? Konnte der Graf nicht gerade jetzt, wo er täglich vergleichen konnte, wie viel sie vor seiner Braut voraus hatte, der wunderbaren Macht erliegen? Seit jenem Abende spann sich der junge Geist in solche Gedanken immer mehr und mehr ein und sah sich in seinen Träumen schon an dem erwünschten Ziele. Was in der Wirklichkeit um sie her vorging, darum kümmerte Magdalene sich nicht mehr, die Scheltworte ihres Vaters, die Ermahnungen der Mutter hörte sie an, als wenn sie jemand anderem gälten, von Tag zu Tag erwartete sie ungeduldiger die Ankunft des Grafen. Was dann werden sollte, wußte sie freilich selber nicht, daß dann aber eine Wendung in ihrem Leben eintreten müsse, das stand ihr unerschütterlich fest. Sie wußte, daß es ein Hindernis für sie gab, daß ein Mund, wenn er sprechen wollte, all ihre Pläne zerstören konnte, aber sie besaß ein Mittel, diesen Mund zu schließen. Was vergangen war, sollte vergangen sein. Sie wollte glücklich werden und Ansehn und Reichtum allein konnten ihr das geben, was sie unter Glück verstand.

Plötzlich schrak sie zusammen und sah bestürzt nach dem Eingange der Laube. Dort stand ein Mann, dessen Blicke mit verlangendem Feuer an ihr hingen, und sie fühlte, daß er schon eine geraume Zeit sie betrachtet haben mußte, ohne daß sie, in die Irrgänge ihrer Gedanken verloren, ihn bemerkt hatte. Jetzt maß sie ihn mit prüfendem Blick. Er war ihr unbekannt und gefiel ihr nicht sonderlich. Das bartlose Gesicht war von gelblicher Farbe und der Eindruck der hochgewachsenen Gestalt wurde durch eine

nachlässige, gebückte Haltung abgeschwächt. Das Haar trug der Fremde unfrisiert und ungepudert, und dichter Staub lag auf seinem schlichten Dreispitz, dem unscheinbaren, grauen Rockelor und den weichen, hohen Stiefeln. Nichts an ihm gefiel ihr, als die großen, dunklen Augen, die noch immer mit dem Ausdruck staunender Bewunderung auf sie gerichtet waren. Es ängstigte sie, daß er kein Wort sprach, und wenn sie ihrer ersten Regung gefolgt wäre, würde sie ihn barsch fortgewiesen haben. Aber einerseits fürchtete sie sich, das zu thun, da sie niemand vom Hause in der Nähe wußte, anderenteils that es ihr wohl, zu sehen, wie groß die Wirkung ihres Anblicks auf den Fremden sei, und so entschloß sie sich, ihn freundlicher, als es sonst mit Unbekannten ihre Art war, nach seinem Begehr zu fragen.

Jetzt nahm er höflich den Hut ab und behielt ihn in der Hand, während er mit ihr sprach. „Ich muß um Verzeihung bitten," sagte er mit jener etwas heiseren Stimme, wie sie schüchternen Menschen eigen ist, wenn sie zum ersten Male mit Fremden sprechen. „Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich hier lästig falle. Aber ich habe einen weiten Weg zurückgelegt, der mich ermüdet hat, und die Lieblichkeit dieses Plätzchens zog mich an, ein wenig zu rasten, bevor ich Herrn von Zscheplitz aufsuche."

„So haben Sie wohl ein Geschäft mit ihm und er erwartet Sie?"

„Letzteres glaube ich kaum."

„Dann werden Sie sich gedulden müssen, denn um diese Zeit pflegt mein Vater auf die Felder zu reiten und erst gegen Abend zurückzukommen."

„‚Mein Vater', sagen Sie? Ich habe also die Ehre, mit dem Fräulein von Zscheplitz zu sprechen?"

„Ich bin Magdalene von Zscheplitz." Sie hätte ihn gerne gefragt, wer er sei, und scheute sich doch, es zu thun. Es verdroß sie aber, daß er sich ihr nicht selber nannte. Wie er so stand und mit ihr sprach, meinte sie halb und halb ihn zu kennen, und konnte sich doch nicht besinnen, ihn gesehen zu haben. Indes sie einen prüfenden Seitenblick auf ihn warf, nahm er wieder das Wort:

„Würden Sie, mein Fräulein, die Güte haben, mir den Weg zu Ihres Vaters Hause zu weisen? Ich nehme es als glückliche Vorbedeutung für den Zweck, der mich hierhergeführt, wenn die Schönheit in Person mich leitet."

Magdalene wunderte sich über sich selbst, als sie auf die Bitte bereitwillig sich erhob. Sie war sonst gegen Fremde, besonders wenn sie so unscheinbar aussahen, nicht im mindesten höflich. Aber es war ihr, als könne sie nicht anders als mitgehen. Vielleicht besann sie sich unterwegs darauf, wer der Fremde war.

Sie schritt mit ihm, heimlich von der Seite seine Züge betrachtend, den großen Baumgang hinunter, der in einem Bogen nach den Gebäuden führte. Aber plötzlich schlug er, der schweigend neben ihr herwandelte, in Gedanken versunken, einen Nebenweg ein, der gerade auf das Schloß zuging und den Weg bedeutend abkürzte. Magdalene stutzte. Woher kannte er diesen Weg, wenn er doch fremd hier war? Und wenn er nicht fremd war, wer war es denn? Und als sie ihn jetzt wieder ansah, konnte sie einen Schrei der Überraschung kaum ersticken. Die Ähnlichkeit seiner Züge mit denen Konrads war, wie er jetzt prüfend um sich blickte, unverkennbar. War es möglich, war das Graf Heinrich, der so in die Heimat zurückkehrte? Und doch, wenn sie sich alles ins Gedächtnis zurückrief, was man ihr von ihm erzählt hatte: er war ein Sonderling, dem es wohl zuzutrauen war, daß er in dieser unscheinbaren Kleidung heimkehrte, um erst unerkannt sich umzusehen, ob in der langen Zeit seiner Abwesenheit auch nichts vernachlässigt worden sei. Und indem sie dieses dachte, stand zugleich der Entschluß fest in ihr, um keinen Preis ihn merken zu lassen, daß sie ahnte, wer er sei. Hatte er einmal es vorgezogen, inkognito heimzukehren, so war es ihm gewiß nicht lieb, wenn man vorwitzig seine Maske früher zu lüften suchte, als es ihm selbst beliebte, und da sie ihren Kopf einmal darauf gesetzt hatte, ihn ganz für sich zu gewinnen, that sie klug daran, ihn nicht durch eine Unvorsichtigkeit zu verstimmen.

So schritt sie denn neben ihm her, ohne das Wort an ihn zu richten, und es that ihr wohl, daß sie seine Blicke häufig auf sich ruhen fühlte. Am Hause ihres Vaters angelangt, bat sie ihn einzutreten, führte ihn in das Zimmer, in welchem Graf Konrad am Abend vor seiner Abreise mit ihnen gespeist hatte, und forderte ihn auf, es sich bequem zu machen. Dann eilte sie nach dem Vater zu sehen, aber dieser war, wie auch die Mutter, nicht im Hause. Sie freute sich darüber, bot es ihr doch Gelegenheit, noch länger mit dem Ankömmling allein zu sein. Sie kehrte in das Zimmer zurück, teilte ihm mit, daß er sich noch gedulden müsse und fragte ihn, ob ihm nicht ein Imbiß genehm sei. Er bejahte es lächelnd und sah ihr mit stummem Behagen zu, wie sie mit einem Eifer, den sie gewöhnlich bei häuslichen Verrichtungen sehr vermissen ließ, ein weißes Tuch über den Tisch breitete und Wein, Brot, Butter und kaltes Fleisch herbeitrug. Die Rosen auf ihren Wangen waren von der hastigen Thätigkeit höher gefärbt, als sie ihn jetzt bat, zuzulangen. Er ließ sich nicht lange nötigen.

„Es ist mir lange nicht zu teil geworden," sagte er, „von so schönen Händen bedient zu werden. Pflegt man denn in Walderode alle Fremden so zu bewirten?"

„Wenigstens diejenigen, mein Herr, welche müde sind und einer Erfrischung so bedürftig wie Sie," antwortete Magdalene und wunderte sich dabei im stillen selber über die Unbefangenheit, mit welcher sie diese Unwahrheit aussprach.

Ihr Gast schenkte sich jetzt ein Glas Wein ein, sah sich aber, ehe er es an die Lippen setzte, suchend um und fragte sie dann, ob sie ihm nicht Bescheid thun wolle. Sie bejahte unbefangen und holte schnell für sich ein Glas. Er schenkte es gleichfalls voll und sprach dann, das seine erhebend:

„Auf gute Freundschaft!"

Hell klangen die Gläser aneinander, und Magdalene sagte: „Bravo, Ihr Wunsch geht in Erfüllung. Der reine Ton ist ein gutes Vorzeichen."

Er sah sie mit einem so innigen Blick an, daß ihr das Blut in die Wangen schoß. Und dabei stieg ein Bedenken in ihr auf: er hatte ihr immer noch nicht gesagt, wer er war. Vielleicht war er doch nicht Graf Heinrich und dann hatte sie alle ihre Liebenswürdigkeit umsonst verschwendet. Jetzt konnte sie's wohl wagen, ihn zu fragen.

„Ich bin doch ein recht kindisches Geschöpf," sagte sie. „Was müssen Sie von mir denken, daß ich mich Ihnen gegenüber so betrage? Ich weiß ja gar nicht, wer Sie sind?"

Da ging die Thüre auf und ihr Vater trat ein, gefolgt von seiner Frau.

„Ein Fremder verlangt —" er stockte mitten im Satze, als sein Auge auf den Fremden fiel, der sich ohne große Eile erhob. „Ja, sehe ich recht, der Herr Graf sind schon zurückgekehrt?"

Magdalene atmete tief auf; so hatte ihre Ahnung sie doch nicht getäuscht und sie durfte sich Glück wünschen über diesen Anfang ihrer Bekanntschaft mit dem Grafen.

Dieser streckte ihrem Vater die Rechte entgegen: „Willkommen, Zscheplitz, in Eurem eigenen Hause! Wie Ihr seht, habe ich mir's schon ganz behaglich gemacht. Guten Tag, Frau von Zscheplitz. Ihre Speisekammer ist, wie mein Magen zu seiner großen Befriedigung konstatiert hat, noch immer wohl versorgt."

Die beiden Alten erschöpften sich in Entschuldigungen, daß er nicht besser empfangen worden sei, er aber schnitt ihre Reden mit einer kurzen Handbewegung ab.

„Besser konnte ich gar nicht empfangen werden, als ich es heute bin, denn alle Ihre Zurüstungen hätten nur dem Grafen gelten können, die gütige Art aber, mit der Ihre liebenswerte Tochter mich aufnahm, galt dem Menschen, dem müden Wanderer, und es hat mich auf das innigste bewegt, zu sehen, daß es noch wirkliche Herzensgüte und Gastfreundschaft ohne Eigennutz giebt."

Herr und Frau von Zscheplitz sahen erstaunt zu Magdalene hinüber, die verlegen ob des Lobes, das sie so wenig verdiente, die Augen niederschlug, und fragten wie aus einem Munde: „Ja, erkanntest Du denn den Herrn Grafen?"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Machen Sie mir das Fräulein nur nicht verlegen," rief der Graf heiter, „und schelten sie gar aus, daß sie einen wildfremden Menschen so freundlich aufgenommen hat. Ich habe sie auch nicht wieder erkannt. Wer hätte auch vor fünf Jahren, als ich abreiste, denken können, daß das wilde Kind, welches sich damals im Parke tummelte, zu einer so reizenden Jungfrau aufblühen werde."

Und damit bat er seine Wirte, sich bei ihm niederzulassen, und fing an behaglich von diesem und jenem zu plaudern. Zscheplitz wollte ihm seine Bücher vorlegen, aber er lehnte es ab. Er bleibe ja jetzt für einige Zeit und für die Geschäfte würde sich später Muße finden. Er schien sich sehr wohl zu fühlen und richtete häufig das Wort an Magdalene, die ihm dann stets bescheiden und mit gesenkten Augen erwiderte. Auch als sein Diener, der mit den Pferden und dem Gepäck auf der Landstraße nachgekommen war, seine Ankunft meldete, brach er nicht gleich auf, sondern verweilte noch einige Zeit, und der Abend war bereits hereingebrochen, als er sich endlich ins Schloß begab. Die beiden Alten waren ganz entzückt von seiner Leutseligkeit und sprachen über ihn und seine unverhoffte Ankunft lange hin und her, ihre Tochter aber saß stumm dabei und erhob sich bald nach dem Nachtessen. Sie sei müde, sagte sie, und wolle sich zur Ruhe begeben. Aber der Schlaf floh ihr Lager; in tiefem Sinnen lag sie in ihren Kissen und erst lange nach Mitternacht schloß sie ihre Augen zu einem tiefen, traumlosen Schlummer.

Dafür schlief sie dann lange in den Tag hinein, und als sie zum Frühstück herunterkam, hatte der Vater das Haus schon längst verlassen, und die Mutter schalt sie wegen ihrer Trägheit. Magdalene that, als höre sie die Vorwürfe nicht, und ging, nachdem sie nur ein wenig genossen hatte, hinaus in den Park der Jasminlaube zu. Aber auf halbem Wege kehrte sie um und schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Sie mußte doch sehen, wie es sich jetzt ausnahm, da sein Herr es bewohnte. Schon von weitem bemerkte sie, daß die Flügel der Glasthür, welche vom kleinen Speisesaal auf die Terrasse führte, geöffnet waren und Graf Heinrich auf letztere herausgetreten war, ein wenig frische Luft zu schöpfen, Sollte sie ihn begrüßen? Aber nein, das sähe aus, als habe sie nur zu dem Zweck diesen Weg eingeschlagen. So that sie denn, als bemerkte sie ihn gar nicht, und heftete, als sie jetzt an der Terrasse vorbeischritt, den Blick auf das Blumenparterre, welches sich vor derselben ausbreitete. Da sah sie der Graf, den das Knirschen ihrer Tritte auf dem bunten Kies des Weges aus seinen Gedanken aufschreckte, und rief ihr einen guten Morgen zu. Sie beantwortete den Gruß mit einer ehrerbietigen Verbeugung und wollte weiter gehen, doch da eilte er schon die Stufen herab und stand neben ihr.

„Haben Sie es so eilig, Fräulein von Zscheplitz, aus meiner Nähe zu kommen?"

„Das nicht, Herr Graf, aber ich fürchtete, daß meine Gegenwart Ihnen lästig fallen möchte. Während Ihrer Abwesenheit war es meine Gewohnheit, hier meinen Morgenspaziergang zu machen."

„Und meine Anwesenheit wird, wie ich hoffe, kein Grund sein, diese Gewohnheit aufzugeben. Ich möchte um alles nicht, daß meine Anwesenheit Sie veranlaßte, auch nur in etwas sich Beschränkungen aufzulegen."

„Der Herr Graf sind zu gnädig," antwortete Magdalene, ohne die Augen zu ihm aufzuschlagen.

Ihr demütiges Betragen war ihm unangenehm und indem er ihre herabhängende Rechte erfaßte, sagte er in vorwurfsvollem Tone zu ihr: „Wodurch bin ich so unglücklich gewesen, mir Ihren Unwillen zuzuziehen, mein Fräulein?"

Sie hob das Haupt ein wenig und sah unter den schweren Wimpern wie erstaunt fragend zu ihm empor: „Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf."

„Ei nun," fuhr er fort, „können Sie es leugnen, daß Ihr heutiges Betragen gegen mich merklich von dem absticht, mit welchem Sie mich gestern empfingen?"

„Hätte ich ahnen können, Herr Graf, daß Sie es waren . . ."

Er unterbrach sie lächelnd. „So hätten Sie sich gestern schon dieses steifen Tones beflissen, der Ihnen so wenig ansteht. Ihre Äußerung läßt mich wünschen, ich hätte mein Inkognito noch wahren können. Warum können Sie dem Grafen von Buchenberg nicht ebenso freundlich begegnen wie dem namenlosen Wanderer?"

„Das würde sich dem Herrn meines Vaters gegenüber nicht ziemen."

„Was das nun wieder für eine Tollheit ist! Ihr Vater ist ein Edelmann, wie ich, und ich bin ihm sehr verbunden, wenn er mir seine Dienste leiht. Und übrigens vergessen Sie sehr schnell, daß wir beide gestern auf gute Freundschaft angestoßen haben. So behandeln Sie mich denn auch als Ihren Freund."

„Ich will es versuchen," antwortete sie mit einem schelmischen Lächeln, das dem frischen Gesichtchen allerliebst stand.

Ein Geräusch ließ sie umschauen. Über die Terrasse kam der Kammerdiener des Grafen auf sie zu und blieb, in ihrer Nähe angekommen, in ehrerbietiger Haltung stehen, um die Anrede seines Herrn zu erwarten. Letzterer runzelte die Stirne — die Unterbrechung schien ihm nicht lieb zu sein — und fragte mit ungeduldigem Tone:

„Was willst Du, Franz?"

„Der Herr Graf wollten um zehn Uhr Toilette machen."

„Nun also?"

„Soeben hat es zehn Uhr geschlagen."

„Mein Gott, wie die Zeit verfliegt! Es ist gut, ich komme!" sagte der Graf zu Franz, der sich entfernte, und wandte sich dann an Magdalene zurück: „Die Flüchtigkeit der Stunde raubt mir das Vergnügen, das mir Ihre Unterhaltung gewährt. Ich habe mich in der Frühe bereits durch einen Reitknecht auf Dossau für den Mittag anmelden lassen und darf mich also nicht verspäten."

Damit verneigte er sich vor dem Mädchen, das seinen Gruß wortlos erwiderte und dann seinen Spaziergang fortsetzte. Es war ihr nicht lieb, daß er so unbefangen ihr mitteilte, er werde seine Braut besuchen; und doch freute sie sich bei dem Gedanken, daß er in kurzer Zeit Elisabeth von Dossau sehen und mit ihr im Geiste vergleichen werde. Sie rief sich Elisabeths ein wenig plumpe Gestalt, ihre farblosen, unregelmäßigen Gesichtszüge vor ihr geistiges Auge und sagte sich, daß ihre Schönheit diese Nebenbuhlerin wahrlich nicht zu fürchten haben werde.

III.

Der Graf begab sich indes in sein Ankleidezimmer, wo Franz ihn bereits erwartete. Da er seinen Herrn in Nachdenken versunken sah, legte ihm der Diener schweigend das blütenweiße, feine Jabot an, darauf die Weste von hellem Damast, warf ihm dann den Pudermantel über und türmte ihm über der Stirne das Toupet auf mit den beiden Lockenrollen an den Schläfen und dem mit einem seidenen Bande umwickelten Zopf. Nachdem er das kunstvolle Haargebäude sorgfältig eingepudert hatte, entfernte er den Mantel wieder und holte den Rock von karmoisinfarbigem Sammet mit Goldbesatz herbei. Nachdem er auch diesen dem Grafen angezogen hatte, trat er einen Schritt zurück, um sich mit musternden Augen davon zu überzeugen, ob auch alles seine rechte Ordnung habe. Und jetzt erst erlaubte er sich in respektvollem Tone zu sagen:

„Das gnädige Fräulein werden entzückt sein, den Herrn Grafen so vortrefflich aussehend zu finden."

Der Graf nickte ihm zerstreut zu. Die Worte riefen ihn aus der luftigen Welt seiner Gedanken jäh in die Wirklichkeit zurück, und er fühlte eine leise Regung der Verlegenheit in sich aufkeimen, als ihm jetzt zum Bewußtsein kam, daß sein Geist, seit er die Terrasse verlassen hatte, sich einzig mit Magdalene beschäftigte. Was war ihm denn dieses Mädchen in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft geworden, daß sie ihn so ganz von dem Wichtigsten abzog, was es für sein Herz jetzt geben konnte? Nach jahrelanger Trennung sollte er heute zum ersten Male seine Braut, die nicht Berechnung, die der Zug seines Herzens erwählt hatte, wiedersehen, und statt daß alle Fibern seines Seins diesem seligen Augenblicke entgegenschlugen, beschäftigte sich seine Seele mit einem anderen Mädchen? Er war unwillig über sich selber, daß vor dem flüchtigen Eindrucke, den Magdalene auf ihn gemacht hatte, das Bild Elisabeths, welches während der ganzen Reise so leuchtend vor ihm gestanden hatte, daß die stolzesten Schönheiten keine Macht über ihn gewannen, auch nur für Augenblicke zurücktreten konnte, und nahm sich fest vor, das Mädchen während seines Aufenthaltes in Walderode so wenig als möglich zu sehen. Mit diesem Entschluß stieg er in die Karosse, die ihn nach Dossau führen sollte.

Hier war man durch die Meldung des Reitknechtes in große Aufregung versetzt worden, hatte aber doch noch Zeit genug gefunden, sich auf den Empfang würdig vorzubereiten. Als der Wagen hielt, eilte der Baron in eigener Person herbei, um seinen Schwiegersohn mit einem Schwall wohlgesetzter Phrasen zu begrüßen und in den Salon zu geleiten, wo die Baronin mit ihrer Tochter den Gast erwartete.

Die beiden Damen standen mit dem Rücken gegen die hohen Fenster gekehrt, so daß Heinrich bei seinem Eintreten ihre Gesichtszüge nicht klar erkennen konnte. Mit klopfendem Herzen näherte er sich ihnen, küßte zuerst der Baronin die Hand, ohne ein Wort der Begrüßung zu verstehen, die sie in französischer Sprache an ihn richtete, weil er, wie sie mit geziertem Scherze bemerkte, während seiner langen Abwesenheit das Deutsche wohl verlernt habe. Dann wandte er sich zu Elisabeth, die sich ein wenig zurückgehalten hatte und ihm jetzt, bebend in tiefer Erregung, ihre

beiden Hände entgegenstreckte. Er zog dieselben ehrerbietig an seine Lippen und versicherte dem Mädchen, welches ihn mit Thränen in den Augen ansah, er fühle sich glücklich, zu ihm zurückgekehrt zu sein. Dabei erschrak er, so kalt und gleichgültig klang ihm der Ton seiner Stimme, und vergebens suchte er in seiner Seele nach einer Spur von dem Glücksgefühl, von dem seine Lippen sprachen. Er begriff sich selber nicht, und konnte sich doch nicht verhehlen, daß ihn das Wiedersehen, welches er sich unzählige Male überaus reizend ausgemalt hatte, in Wirklichkeit peinlich bewegte.

Man ließ sich im Kreise nieder, und die Kosten der Unterhaltung trugen zunächst die Eltern Elisabeths, die es begreiflich fanden, daß die Brautleute nach so langer Trennung zu ergriffen waren, um sich an dem Gespräche anders als ziemlich einsilbig zu beteiligen. Der Graf hielt seine Augen unverwandt auf Elisabeth gerichtet, während diese nur ab und zu einen innigen Blick zu ihm herübersandte, beglückt, ihn wieder in ihrer Nähe zu wissen. Er aber betrachtete sie nicht mit den Augen der Liebe, sondern wie ein Kunstrichter ein Bildwerk. Und wie ein solcher, wenn er nach längerer Abwesenheit ein Museum wieder besucht, wohl finden mag, daß eine Statue, die ihm früher als Inbegriff der Vollkommenheit erschienen war, nachdem er seine Kenntnisse erweitert, ihm mangelhaft und unbedeutend erscheint, so erging es auch Buchenberg. Er fand ihre Gestalt, obendrein in dem weiten Reifrock, den sie trug, zu plump, er ärgerte sich über die Größe ihrer Hände und Füße, und er war mißmutig darüber, daß sie die ohnehin nicht gefällige Form ihres Kopfes durch eine unkleidsame Frisur, welche das dunkelblonde Haar in zwei schlichten Wellen über die Schläfen fallen ließ und den Scheitel mit einem Spitzentüchlein verdeckte, noch mehr entstellt hatte. Das war nicht die Elisabeth, die ihn auf seiner Reise begleitet, deren Bild so fest in seiner Seele gewurzelt hatte, daß keine Rivalin sie daraus verdrängen konnte. Warum zeigte sie ihr Haar nicht unverdeckt und legte es in kurze, krause Locken, wie — er stutzte, als er sich auf diesem Gedanken betraf. Ja, Magdalene von Zscheplitz trug es so. Und mit einem Male sah er ihr Bild deutlich vor sich, wie er sie am Tage vorher in der Jasminlaube angetroffen. Die einfache Kontusche hatte sie tausendmal besser gekleidet, als Elisabeth das schwere, seidene Gewand, und wie zierlich hatten ihre Füßchen darunter hervorgesehen!

„War man denn in Walderode eigentlich auf Ihr Kommen vorbereitet?“ fragte ihn jetzt der Baron.

Er verneinte. Es hätte so nahe gelegen, sein kleines Abenteuer zu erzählen, aber er that es nicht. Eine eigentümliche Scheu hielt ihn davon ab. Er redete sich selbst vor, die Sache sei zu unbedeutend, um erwähnt zu werden, und atmete auf, wie von einer Last befreit, als jetzt die Flügelthüren zum Speisesaal geöffnet wurden und ein Diener der Baronin meldete, daß serviert sei.

Bei Tische zeigte er sich dann wie umgewandelt. Hatte er vorher geschwiegen, so ließ er jetzt niemand von den übrigen zu Worte kommen, sondern sprach unaufhörlich. Zumeist erzählte er Pariser Hofgeschichten, berichtete über die neuesten Moden und Gebräuche, über die letzten Feste, die er mitgemacht, spottete über Tagesgrößen der Pariser Welt und das alles so flott und so launig, daß der Baron und die Baronin entzückt waren und ein über das andere Mal bedauerten, daß ihr Sohn durch den Dienst in Dresden festgehalten sei und nichts von den so interessanten Mitteilungen profitieren könne. Elisabeth sah ihren Bräutigam erstaunt an. Von dieser Seite kannte sie ihn noch nicht, und wenn sie aufrichtig gegen sich selbst sein wollte, mußte sie sich gestehen, daß sie ihn sich lieber anders gewünscht hätte.

Als die Mahlzeit beendet war, meinte die Baronin, es werde den Grafen gewiß interessieren, die während seiner Abwesenheit im Parke vorgenommenen Veränderungen kennen zu lernen. Elisabeth solle sie ihm nur zeigen, während sie und ihr Gatte ein wenig ruhten. Heinrich bot seiner Braut den Arm und führte sie hinaus ins Freie, wo die Sonne heiß herniederbrannte. Um vor ihren Strahlen geschützt zu sein, bogen sie in einen schattigen Buchengang ein, zu dessen beiden Seiten in länglichen Beeten buntfarbige Tulpen, dunkle Päonien und stolze Kaiserkronen blühten. Er führte zu einer kleinen Anhöhe, auf der ein leichter Pavillon, den Schlinggewächse dicht umrankten, aufgeführt war. Auf der Bank, die hier stand, ließ das Paar sich nieder. Die Schlingpflanzen waren so gezogen, daß sich eine Lücke zwischen ihnen bildete, durch welche man eine weite Fernsicht genoß Waldige Höhen dehnten sich links und rechts in schön geschwungenen Bogen hin und zwischen ihnen breitete sich ein liebliches, lachendes Thal aus, auf dessen linker Seite der Fluß dahinzog, dessen Wasser im Sonnenglanze wie fließendes Silber aufblitzte. Aus den wogenden Feldern hob sich dicht unter der Anhöhe das Dorf Dossau, weiterhin erblickte man andere Dörfer in die Fluren eingebettet oder an die Berghänge geschmiegt, und noch etwas ferner hoben sich die dunklen Türme einer Stadt empor, über denen hinaus man in die blaue Ferne sah.

Entzückt ruhten Heinrichs Augen auf dem lieblichen Bilde und in seiner Stimme war ein herzlicher Ton, als er sich jetzt an seine Begleiterin wandte: „Ich danke Ihnen, teuerste Elisabeth, daß Sie mich heute hierher geführt haben. Wer könnte bei diesem Anblick daran zweifeln, daß unser Thüringer Land sich mit anderen Gegenden dreist messen darf. Wie viele Länder ich auch besuchte, Großartigeres habe ich wohl gesehen, aber nichts Anmutigeres.“

Er hielt inne, als erwarte er eine Erwiderung von Elisabeth. Da ihm diese aber nur stumm zunickte, fuhr er fort: „Und was mich an diesem Anblick besonders entzückt, ist die Vereinigung bescheidener Abgeschlossenheit und unbeschränkter Weite. Die Berge rechts und links umschließen das Thal wie eine Mauer, die mächtig genug ist, den zu halten, dem es genügt, in Ruhe auf seiner Scholle zu sitzen; zwischen ihnen aber sieht das Auge dessen, den es hinausdrängt, wie durch einen Riß die Fremde dämmernd liegen, lockend und rätselhaft zugleich.“

„Sie haben recht, teuerster Freund!“ nahm das Mädchen das Wort. „Solche Gedanken sind auch mir oft gekommen, wenn ich hier saß.“

„Und ich begreife, daß sie Ihnen den Platz lieb gemacht haben.“

„Nicht sie allein,“ sagte Elisabeth aufseufzend und sah mit schmerzlichem Blick zu Boden.

Heinrich biß sich auf die Lippe. Er wußte im Augenblick, in dem er den Satz gesprochen hatte, daß er sie verletzt hatte. War es doch hier gewesen, wo er ihr seine Neigung gestanden, wo sich ihre Lippen in einem Kusse geeint, der ihm damals alle Süßigkeit der Welt in sich zu schließen dünkte. Wie weit lag das doch hinter ihm, wie ruhig schlug sein Herz, da er jetzt wieder mit ihr allein war. Und doch war alles ringsumher unverändert, die Bank, auf der sie saßen, war die gleiche, Elisabeths Neigung zu ihm war — er fühlte es — dieselbe geblieben, was hatte denn ihn allein verändert? Er scheute sich, dem Grunde nachzuspüren, er kam sich vor wie jemand, der von einem hohen Turme in die Tiefe schauen möchte und sich doch das Herz dazu nicht fassen kann, weil er befürchtet, das Gitter, über das er sich beugen muß, könnte brechen und er den festen Halt verlieren. Er blickte auf Elisabeth, die schweigend neben ihm saß. Es war seine Pflicht, sie zu versöhnen. Er faßte ihre Hand, drückte einen Kuß darauf und sagte leise: „Glauben Sie nicht, gütigste Elisabeth, ich hätte die Bedeutung dieses Ortes für unser Glück vergessen.“

Sie sah ihn an, den Ausdruck des Zweifels in den thränenerfüllten Augen. „Und wenn Sie es hätten, wäre es wunderbar? Was kann Elisabeth von Dossau dem Manne sein, der die stolzen Schönen des französischen Hofes bewundern durfte?“

„Und wer sagte Ihnen, daß ich dieselben bewundert hätte?“

„Sie selber, Herr Graf, das Entzücken, mit dem Sie meinen Eltern bei Tische ein Gemälde aller der Genüsse entwarfen, die Ihnen in Paris beschieden waren.“

„Und meine Freundin konnte mich so mißverstehen, konnte mich für so oberflächlich halten, daß ich nicht eingesehen hätte, alle jene Genüsse seien Früchten gleich, deren lockende, bunte Schale doch dafür nicht entschädigen kann, daß in ihrem Innern ein häßlicher Wurm seinen Sitz hat? Wenn ich die Farben meines Gemäldes zu glühend für Ihren Geschmack wählte, so that ich es nur Ihren Eltern zuliebe, denen Paris gleichsam ein Heiligtum und der Ursprung feiner Sitte ist.“

„Und dennoch — zürnen Sie mir nicht, wenn ich offen mit Ihnen rede — kann ich mich des Gedankens nicht entschlagen, daß Sie ein anderer geworden sind.“

Der Graf zuckte zusammen und fragte sich erstaunt, ob es möglich sei, daß diese ihm selber noch rätselhafte Veränderung, die seit gestern mit ihm vorgegangen war, schon so offen zu Tage liege, daß seine Braut sie habe entdecken müssen. Aber er verwarf den Gedanken ebenso schnell, als er in ihm aufgetaucht war.

„Sie mögen recht haben, liebste Elisabeth,“ nahm er das Gespräch wieder auf, „wenn auch nicht in dem Sinne, wie Sie meinen. Ja, ein anderer mag ich wohl geworden sein und hoffentlich auch ein besserer. Aber eine Frau ist dazu nicht die Veranlassung gewesen, sondern ein Mann, ein Schriftsteller, der kaum erst angefangen hat, sich einen Namen zu machen.“

„Und dieser Schriftsteller ist doch wohl ein Franzose?“ fragte Elisabeth, deren Züge sich, während er sprach, wieder aufgehellt hatten.

„Wenigstens lebt er gegenwärtig in Paris, wenngleich die Schweiz seine Heimat ist. Er ist, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, in Genf geboren und nennt sich Jean Jacques Rousseau.“

Auf die Bitte Elisabeths fuhr er fort: „Ich wohnte eines Abends der Aufführung einer neuen Komödie bei. Sie hieß Narziß und wurde ausgezischt. Auch mir mißfiel sie gründlich und ich machte den Freunden, deren Loge ich teilte, gegenüber keinen Hehl daraus. Da meinte einer von ihnen, er wolle mir ein anderes Buch des Dichters zusenden, das mir vielleicht eine andere Meinung von seinem Werte beibringen werde. Er hielt sein Versprechen nicht gleich und ich hatte es fast schon vergessen, als mir eines Abends — ich machte gerade für den Ball bei unserm Gesandten Toilette — einer seiner Diener das Buch überbrachte. Es war die Beantwortung der von der Akademie zu Dijon gestellten Preisfrage, ob der Fortschritt von Kunst und Wissenschaft die Sitten gebessert oder verschlechtert habe. Ich muß gestehen, das Thema interessierte mich nicht sonderlich und mehr aus Langerweile als aus Teilnahme überflog ich, während Franz mich frisierte, die ersten Seiten. Doch die Neuheit der Gedanken, der überzeugungsvolle Schwung der Sprache fesselten mich und — wollen Sie es glauben? — ich ließ Pferde und Bediente von Stunde zu Stunde warten und befahl endlich um vier Uhr morgens auszuspannen, um die Nacht über diesem Buche brütend zuzubringen. Eine neue Welt hatte sich mir erschlossen. Als dann kurze Zeit darauf ein neues Werk Rousseaus erschien, eine Untersuchung über den Ursprung der Ungleichheit der Menschen, erstand ich es sofort und war von ihm in gleicher Weise entzückt.“

„Und was enthielten diese beiden Bücher?“

„Sie enthielten für mich eine neue Offenbarung, etwas wie ein neues Evangelium, möchte ich sagen, wenn es nicht gottlos klänge. Ihren Inhalt wiederzugeben, würde ich Stunden brauchen. Am besten ist es, Sie lesen sie selber.“

„Ich brenne darauf, einen Autor kennen zu lernen, der Sie so sehr entzückt.“

„O, gleich morgen werde ich sie Ihnen zusenden. Zum Glück habe ich sie bei mir, während ich den größten Teil meines Gepäckes nach Buchenberg vorausgeschickt habe.“

„So waren Sie noch nicht in Buchenberg?“

„Nein. Sie können sich denken, teuerste Elisabeth, daß es mich zuvörderst hierherzog.“

„Dafür muß Ihr Aufenthalt jetzt von recht kurzer Dauer sein.“

„Warum meinen Sie das? Ich gedachte zunächst einige Wochen in Walderode zu bleiben.“

„Das wäre nicht recht, mein Freund. Wenn der Herr nach so langer Abwesenheit zurückkehrt, so ist es seine erste Pflicht, nach allem zu sehen und sich zu überzeugen, daß nirgendwo Mißstände eingetreten sind.“

„Sie haben recht, Elisabeth. Und Sie meinen, daß ich nicht wenigstens einige Tage hierbleiben dürfte?“

„Wenn Sie meinem Rate folgen wollen, gehen Sie je eher, je lieber, am besten morgen schon nach Buchenberg. Sie werden allerlei zu thun finden und gewiß vierzehn Tage dort verweilen. Dann aber müssen Sie wieder hier sein.“

Nach einigem Hin- und Herreden kam man dahin überein, daß Heinrich am andern Tage schon Walderode verlassen wollte. Er hielt sich darum denn auch nicht allzulange mehr in Dossau auf, sondern kehrte früh auf seine Besitzung zurück, wo er bald nach Sonnenuntergang anlangte.

Am Parkthor ließ er den Wagen halten und stieg aus, um den kurzen Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Langsam schlenderte er den schmalen Pfad entlang, der zu der Jasminlaube führte. Plötzlich war es ihm, als sähe er ein helles Gewand durch die Büsche schimmern und unwillkürlich beschleunigte er den Schritt, um, näher gekommen, zu seinem Verdruß zu bemerken, daß er sich getäuscht hatte. Die Laube war leer. Mißmutig schritt er weiter, die gute Laune, die sich während des Nachmittags allmählich bei ihm wieder eingestellt hatte, war plötzlich wieder verflogen. Und der Anblick, der sich ihm nun bot, als er sich der Administratorwohnung näherte, trug auch nicht dazu bei, dieselbe wiederherzustellen. Auf der Bank neben der Hausthüre saß Magdalene und bei ihr ein junger Mann, der Kleidung nach ein Theologe, der sehr angelegentlich auf sie einsprach. Seine Unterhaltung schien Magdalene trefflich zuzusagen, wenigstens sprach dafür das köstliche silberne Lachen, welches sie ab und zu hören ließ. Gestern hatte der Graf ihm mit Entzücken gelauscht, heute klang es ihm trotz seines Wohllauts wie ein Mißton und tiefer zogen sich die Furchen auf seiner Stirne, während er weiterschritt. Die beiden auf der Bank waren in ihr Geplauder so versunken, daß sie ihn erst bemerkten, als er dicht an ihnen vorüberkam. Da fuhren sie auf und begrüßten ihn mit tiefer Verneigung; er dankte mit einer leichten Handbewegung, indem er den Kopf nur flüchtig nach ihnen umwandte. Die nächste Biegung des Weges erlaubte ihm, einen Blick auf das Haus zurückzuwerfen, ohne daß es auffiel. Er meinte, sehen zu können, daß Magdalene sich noch nicht wieder gesetzt habe, sondern stehend mit vorgebeugtem Kopfe ihm nachsehe, und er empfand eine grimmige Freude bei dem Gedanken, daß es ihr unangenehm sei, von ihm mit dem jungen Menschen betroffen zu sein. Aber stärker noch war das Gefühl des Mißvergnügens darüber, daß er sie so betreffen mußte, und als er am Abend spät in der Bibliothek saß, die beiden Schriften Rousseaus vor sich, an denen er sich noch einmal erquicken wollte, bevor er sie an Elisabeth sandte, da suchte er umsonst die rechte Sammlung zu finden, um seinen Liebling völlig zu genießen. Immer wieder mußte er an das Paar denken, wie es dicht nebeneinander im vertraulichen Gespräch auf der Bank gesessen hatte. Wovon mochten sie wohl gesprochen haben und wer war der junge Mann? Mit Mühe nur bezwang er sich, als Franz ihm einen Becher Wein zum Nachttrunk brachte, diesen nicht danach zu fragen. Verdrossen schob er endlich die Bücher von sich, stand auf und ging mit großen Schritten in dem Gemache auf und nieder, wie dies seine Art war, wenn er ernstlich über etwas nachdachte. Dann trat er an das offene Fenster und sah in die Nacht hinaus. Dort drüben lag die Wohnung des Administrators und hinter den beiden erleuchteten Fenstern, die er durch das Laubwerk schimmern sah, saß die Familie, saß Magdalene und — vielleicht — an ihrer Seite jener Jüngling. Er durfte ihr ins Antlitz sehen, sie sprechen, sie lachen hören, wohl gar ihre weiße Hand erfassen — o, wer doch an seiner Stelle wäre!

Der Graf fuhr zusammen: hatte er die letzten Worte laut gesprochen oder nur gedacht? Er konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, aber eines zeigten sie ihm plötzlich klar und deutlich, was bisher nur nebelhaft in ihm geschlummert, was sich zum vollen Bewußtsein zu rufen er bisher nicht gewagt hatte: das Gefühl, welches jetzt seine Brust durchwogte, war Eifersucht. Und also liebte er Magdalene! Wie das gekommen war; ob gleich ihr erster Anblick, ob ihr freundliches Betragen gegen ihn als Unbekannten, oder erst ihre liebliche Scheu gegenüber dem als Herrn Erkannten ihn bestrickt, das vermochte er nicht zu ergründen. Vielleicht war es auch die Gesamtheit dieser Eindrücke gewesen, welche das Gefühl in ihm erweckt hatte, dessen Vorhandensein er sich selber nicht mehr verhehlen konnte. Was nun? Diese Liebe war eine Tollheit sondergleichen, tausend Hindernisse stemmten sich ihr entgegen, das Verhältnis von Magdalenens Vater zu ihm, das Urteil der Welt, die Kürze ihrer Bekanntschaft. Und Elisabeth, an die er gebunden war durch sein Wort, das er nicht brechen durfte, ohne die ganze Welt gegen sich aufzubringen, und nicht zurückfordern konnte, weil sie ihn liebte. Was aber Magdalene für ihn empfand, konnte er nicht wissen; daß sie ihn auch so schnell lieben gelernt, wäre ein staunenswerter Zufall gewesen, für den das Vorkommnis des heutigen Abends zudem sehr wenig sprach. Nein, er mußte suchen, dieser Regung, die ihn so überraschend überkommen, Herr zu werden. Was so jählings entstand, konnte nicht von Dauer sein. Er pries jetzt den weisen Rat Elisabeths, der ihn für die nächste Zeit von Walderode fortführte; in Buchenberg wartete seiner Beschäftigung aller Art und die Arbeit, der Wechsel der Umgebung nebst den Dingen, die damit verbunden zu sein pflegen, hatte sicher bis zu seiner Wiederkehr den so plötzlich empfangenen Eindruck wieder verwischt und ihm die Ruhe der Seele zurückgegeben.

Diese Gedanken begleiteten ihn, als er nun sein

Lager aufsuchte, und erfüllten ihn mit Befriedigung, als er am anderen Morgen in die Kalesche stieg, um nach Buchenberg zu fahren. Der alte Zscheplitz hatte es sich nicht nehmen lassen, trotz der frühen Stunde bei der Abfahrt persönlich zugegen zu sein.

„Wann dürfen wir den Herrn Grafen in Walderobe wieder erwarten?“ fragte er, indem er den Wagenschlag hinter dem Einsteigenden schloß, „doch wohl nicht vor dem dreiundzwanzigsten Juni.“

„Ganz recht, Zscheplitz. Zum Geburtstage meines Schwiegervaters muß ich wieder zurück sein. Aber woher wißt Ihr den Tag?“

Zscheplitz lächelte. „Ich kann ihn mir leicht merken, Herr Graf, denn wir feiern am gleichen Tage das Geburtsfest unserer Magdalene.“

Der Graf biß sich auf die Lippen; mußte ihm dieser Name noch im letzten Augenblicke seines Aufenthalts zugerufen werden! Da zogen die Pferde an, er hatte gerade noch Zeit, dem Administrator ein „Adieu, Zscheplitz!“ zuzurufen, dann rollte der Wagen davon. Beim Administratorhause sah der Graf noch einmal heraus, niemand war zu sehen, nur in der Mansarde war es ihm als sähe er eine weiße Hand vorsichtig die bunten Vorhänge beiseite schieben, um für die Augen einen Ausblick zu gewinnen. Das mochte aber auch Einbildung sein. Aufatmend legte er sich in die Polster zurück, als die Kalesche jetzt zum Parkthore hinausfuhr; ihm war, als liege eine große Gefahr hinter ihm.

IV.

Die Verwaltung des großen Gebietes, welches um Schloß Buchenberg, den Stammsitz des Geschlechts, lag, führte noch immer der greise Graf Günther, ein Oheim Heinrichs. Wer ihn nur auf einem seiner Inspektionsritte sah, der vermutete nicht, einen Mann von siebenzig Jahren vor sich zu haben, so stattlich nahm er sich noch im Sattel aus und so fest hielt die alte Hand noch immer den Zügel. Ging er zu Fuß, dann ließ der langsame Gang und die leicht gebückte Körperhaltung wohl eher auf ein hohes Alter schließen, indessen war der Eindruck, den er machte, noch immer ein überaus stattlicher und ehrfurchtgebietender und wenige vermochten es, frei in die stahlfarbenen Augen zu sehen, die über der Adlernase groß und klar aus dem verwitterten Antlitz hervorsahen. Für gewöhnlich lag in ihnen nur der Ausdruck weltverachtender Klugheit, beschwor aber irgend ein Unkluger leichtfertig Günthers Zorn herauf, dann wurde ihre Farbe so dunkel wie die Wogen des Meeres, wenn ein Gewitter drüber hinzieht, sie sprühten förmlich Blitze und eine Leidenschaftlichkeit sprach aus ihnen, deren elementarer Ausbruch schrecklich sein mußte. Graf Günther hatte eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich, die zum Teil in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Er war kursächsischer und später österreichischer Offizier gewesen, hatte sich durch Tollkühnheit und Glück im Kriege bekannt gemacht und am Wiener Hofe eine glänzende Rolle gespielt. Welcher Art das Ereignis war, das ihn aus dieser stolzen Laufbahn riß, ist nur wenigen Leuten bekannt geworden, die ihren Mund nie darüber zu Unberufenen aufthaten. Ein kaiserlicher Leibarzt brachte ihn eines Tages nach Buchenberg, gebrochen an Leib und Seele, von tiefer Schwermut befallen. Graf Martin nahm sich seines Bruders mit liebevoller Teilnahme an und ließ ihm alle erdenkliche Pflege zu teil werden. Er hatte die Freude, seine Mühen und Opfer belohnt zu sehen, allmählich wichen die Wolken von Günthers Seele, und er genas. Aber aus dem lebensfrohen Jünglinge war ein ernster, verschlossener Mann geworden, der die Menschen gering schätzte und vor allem die Weiber floh. Dafür klammerte sich sein Herz mit der ganzen Liebe, der es noch fähig war, an den jugendlichen Sohn seines Bruders und an den heimatlichen Boden. Graf Martin vertraute ihm auf seine Bitte die Verwaltung von Buchenberg an, die er glänzend führte. Überall war er gegenwärtig und thätig, im Forst wie auf den Äckern, und die Erträgnisse der Güter hoben sich unter seiner Leitung um ein erkleckliches. „Es macht mir Freude,“ sagte er zu Heinrich, wenn dieser ihm sein Erstaunen darüber aussprach, „auf diese Weise meinem toten Bruder danken zu können für die Liebe, die er mir erwiesen hat.“

Mit warmer Herzlichkeit begrüßte er seinen Neffen, als dieser jetzt in Buchenberg anlangte, und sprach die Hoffnung aus, Heinrich werde nun die väterlichen Besitzungen nicht wieder verlassen. Die lange Reise habe ihm ohnedies nie gefallen, indes sei er's dennoch zufrieden, wenn Heinrich von ihr die Lehre mit nach Hause gebracht habe, daß die Menschen in andern Ländern zwar andere Sprachen sprächen und andere Kleider trügen, aber überall dasselbe jämmerliche Gesindel wären und blieben. So zuwider dem Neffen mit den Theorien Rousseaus im Kopfe auch dieser krasse Ausspruch war, hütete er sich dennoch, da er die Heftigkeit Günthers kannte, ihm zu widersprechen. Er ging vielmehr sehr geschickt auf das Steckenpferd des Greises über, indem er sagte, jedenfalls habe er das draußen gelernt, daß die Forsten und Felder von Buchenberg sich neben den besten anderer Länder sehen lassen dürften. Das that dem Greise wohler, als wenn er selbst gelobt worden wäre, und er versprach dem Neffen, er solle — wenn er sich nur erst umsähe — staunen, wie manche vorteilhafte Änderung seit seiner Abreise noch vorgenommen sei. Und in der That hatte Heinrich, als er sich in den nächsten Tagen einen Einblick in das Getriebe verschaffte, sehr bald die Überzeugung gewonnen, daß er mit der Leitung seines Oheims zufrieden sein durfte, und daß das zunehmende Alter die Energie und Thatkraft desselben eher gesteigert als gelähmt hatte. Er mußte sich sagen, daß er auf seinen eigenen Gütern leichter entbehrt werden könne, als Graf Günther. Statt, wie er gehofft hatte, die Zügel selber in die Hand zu nehmen, sah er sich von der schuldigen Pietät gegen den Bruder seines Vaters verurteilt, beiseite zu stehen und diesen wirtschaften zu lassen. Noch war die erste Woche seines Aufenthaltes

in Buchenberg nicht verflossen, da kümmerte er sich schon um nichts mehr, saß in der Bibliothek oder auf der Terrasse, ein Buch in der Hand, ohne es zu lesen, oder wandelte müßig im Parke umher. Und so wuchs in dem durch nichts anderes ernsthaft beschäftigten Geiste, die fast erloschene Erinnerung an Magdalene langsam wieder empor und nahm seine Gedanken wieder ganz in ihren Bann. Bisweilen freilich kämpfte er dagegen an; er rief sich dann ins Gedächtnis zurück, mit welch weittragenden Plänen er heimgekehrt war, wie er das Los seiner Bauern und Fröhner hatte menschlicher gestalten und der Welt zeigen wollen, wie viel schöner eine Herrschaft unter diesen Bedingungen aufblühen könne. Man sollte das so umgestaltete Buchenberg sich zum Muster nehmen, das gute Beispiel sollte fernhin wirken und aus dem Anfang, den er gemacht, ein neues Leben erblühen. Und wenn er dann erwog, daß er nicht einmal versucht hatte, diese großartige Unternehmung ins Werk zu setzen, dann haderte er mit sich selber, daß er sein Auge, welches eine bessere Welt zu sehen sich vermaß, nun plötzlich von einer kleinen Mädchenhand zudecken ließ. Aber immer wieder sank er in seine Träumereien zurück, und je üppiger ihre Gebilde ihn umwucherten, um so mehr vergaß er alle Mahnungen der Vernunft, um so mächtiger wurde in ihm der Wunsch, Magdalene wiederzusehen. Nur der Gedanke, daß er dann auch nach Dossau zu Elisabeth hinüber müsse, hielt ihn ab, vor Ablauf der vierzehn Tage nach Walderode zurückzukehren. Der Gedanke an seine Braut war ihm peinlich und oft fragte er sich zweifelnd, ob er sie denn wohl je geliebt habe. Jetzt war sie ihm so gleichgültig geworden, daß er nicht einmal, wenn er sich Mühe gab, ein treues Bild ihrer Erscheinung vor sein geistiges Auge rufen konnte, während er nur die Lider zu senken brauchte, um Magdalenens liebliche Gestalt leibhaftig vor sich stehen zu sehen. Ja, noch mehr: eines Mittags saß er nach der Mahlzeit auf der Terrasse, wo der wilde Wein, dicht zu einer Laube gezogen, Schutz vor der Sonne gewährte, und träumte. Seine Augen sahen durch die offenstehenden Fenster in den gemalten Saal mit seinem glänzenden Fußboden, dem krystallnen Lüster an der Decke und den hohen Spiegeln und weichen Ottomanen an den Wänden, ohne daß ihm recht eigentlich zum Bewußtsein kam, was er sah. Da war es ihm, als schritte drinnen durch das Helldunkel Magdalene in demselben Gewande, in dem er sie zuerst gesehen. Er meinte die Absätze ihrer Pantöffelchen auf dem spiegelnden Parkett klappern zu hören, ihre Augen durch die Fenster einen schelmischen Seitenblick auf ihn werfen zu sehen, sprang hastig auf und eilte in den Saal, um sich hier mit dem Gefühl bitterer Enttäuschung davon zu überzeugen, daß alles nur ein Spiel seiner erregten Sinne gewesen war. Er tröstete sich dann mit dem Gedanken, daß er sie bald in Wirklichkeit sehen werde, und es gewährte ihm ein besonderes Vergnügen, daran zu denken, daß er gerade zu ihrem Geburtstage komme. Es fiel ihm auch ein, daß er, ohne Anstoß zu erregen, ihr wohl ein kleines Geschenk zu diesem Tage mitbringen dürfe. Unter den tausenderlei Dingen, welche er auf seiner Reise überall her zusammengekauft hatte, suchte er lange nach einem passenden Gegenstand, endlich wählte er eine Uhr aus, ein Prachtstück der damaligen Kleinkunst. Das Gehäuse stellte ein Tempelchen dar. Das Zifferblatt war in dem Giebelfelde angebracht, den Raum zwischen den, den Giebel tragenden Säulen, füllte ein Spiegel aus, den zwei auf den Tempelstufen ruhende Nymphen emporhielten, während ein Amor von der linken Seite her, neben der Säule stehend, sich vorbeugte, als wenn er sein Abbild betrachten wolle. Rosen rankten sich an den Säulen empor, und oben auf dem Giebel saß ein sich schnäbelndes Taubenpaar. Mit dem Uhrwerke aber, welches dieses prächtige Gehäuse einschloß, war ein Glockenspiel verbunden, welches eine in dieser Zeit überaus beliebte Polonaise zu jeder vollen Stunde spielte. Das, dachte er, würde dem Mädchen gewiß gefallen und er malte sich's mit Behagen aus, wie sie sich über die unerwartete Gabe freuen und wie sie ihm, hold errötend, die schlanken Finger zum Dank entgegenstrecken werde.

Endlich brach der 23. Juni an. Aber so sehr seine eigene Ungeduld auch sich dagegen auflehnte, reiste Heinrich doch erst in später Abendstunde nach Walderode ab, um erst dort einzutreffen, wenn alles schon im tiefen Schlummer läge, und am andern Morgen im Hause des Administrators desto mehr zu überraschen. Nach seiner Ankunft begab er sich sofort in sein Schlafgemach, aber nur für kurze Zeit senkte sich der Schlummer auf seine Augen. Er war zu erregt in der Erwartung des kommenden Tages und dann machte sich hier wieder die Erinnerung an den jungen Mann geltend, der ihn so verdrossen hatte. Wenn Magdalene diesen liebte? Diese Befürchtung quälte ihn zwar sehr, aber er wollte sie nicht glauben, und so kam er denn, indem er alles hin und her erwog, endlich zu dem Schlusse, daß sie irrig sei. Am andern Morgen sandte er, sobald es die Schicklichkeit erlaubte, Franz hinüber und ließ seinen Besuch anmelden. Zugleich hieß er ihn dem Fräulein von Zscheplitz in seinem Namen die Uhr überreichen, die zu seinem Leidwesen zu groß war, als daß es für ihn schicklich gewesen wäre, sie selber zu tragen. Franz kam zurück und meldete, der Besuch des Herrn Grafen sei zu jeder Zeit willkommen. So ging dieser denn, ohne noch länger zu warten, selbst hinüber, nicht ohne einiges Herzklopfen erwägend, wie Magdalene ihn aufnehmen würde. Aber diese flog ihm freudestrahlenden Gesichts entgegen, ganz Freude und Jubel über das unerwartete, prächtige Geschenk. Wenn er dagegen dachte, wie ruhig und gemessen sich Elisabeth in solchem Falle benehmen würde! — Hier war doch echtes Leben, ungekünstelte, unverfälschte Natur, während dort der kühle Kopf das Herz nicht zu Worte kommen ließ. Die Hand, die ihm Magdalene entgegenstreckte, nicht an seine Lippen zu ziehen und mit glühenden Küssen zu bedecken, bezwang er sich nur mit Mühe, aber dafür hielt er sie lange in der seinen fest und es durchrieselte ihn wohlig heiß, als er verspürte, wie die zarten Finger seinen Druck leise erwiderten. Magdalenens Freude

war in der That eine aufrichtige. Einmal war sie von dem kostbaren Geschenk wirklich entzückt und dann hatte sie wohl gemerkt, daß den Grafen ihre letzte Begegnung verdrossen hatte, und hatte gefürchtet, daß das so rasch in ihm aufgeloderte Interesse ebenso rasch erloschen sei. Sein Erscheinen belehrte sie eines andern, um aber sicher zu gehen und zugleich jede Spur des Verdrusses fortzuräumen, lenkte sie das Gespräch auf jenes Vorkommnis.

„Sie haben mich so freudig überrascht, Herr Graf," sagte sie. „Und doch machten Sie am Vorabend Ihrer Abreise mir ein so finsteres Gesicht und hatten nicht einmal ein Wort des Grußes für mich. Ich war sehr traurig darüber und wußte doch nicht, wodurch ich Sie gekränkt haben könnte." Dabei sah sie mit einem kindlich fragenden Blick zu ihm auf, der ihm bis in die tiefste Seele drang.

„Sie hatten mich nicht gekränkt, Fräulein von Zscheplitz," antwortete er. „Aber ich sah Sie in ein gewiß wichtiges Gespräch mit einem jungen Manne vertieft und wollte Sie nicht stören."

Magdalene jubelte innerlich; mit dem scharfen Instinkt, der dem Weibe in solchen Dingen eigen ist, hörte sie aus dem Tone, in dem er sprach, seine Eifersucht heraus. Mit köstlich gespieltem Erstaunen fragte sie: „Mit einem jungen Manne?" und, als wenn sie sich jetzt besänne, setzte sie gleichgültig hinzu: „Ach so, mit dem Sohne des Dossauer Pfarrers. Er kommt öfters zu uns herauf und wenn man so viel allein ist, wie ich, freut man sich, einmal ein anderes Gesicht zu sehen. Aber mit dem habe ich nie so Wichtiges zu reden, daß ich es nicht —" Sie stockte und senkte errötend das Köpfchen.

Dem Grafen fiel ein Stein vom Herzen. So war seine Befürchtung eitel gewesen. Einen Mann, von dem ein Mädchen so sprechen konnte, liebte es sicher nicht. Und doppelt heiter gab er sich der Unterhaltung hin. Da öffnete sich die Thür und der Pfarrerssohn trat herein, einen Rosenstrauß in der Hand, den er Magdalene überreichte. Sie dankte ihm freundlich, aber doch nur so obenhin, roch flüchtig an den Blumen und legte sie dann auf den Tisch. Weit herzlicher begrüßten die Eltern den jungen Mann, den Zscheplitz dann dem Grafen vorstellte, mit dem Bemerken, er habe in Leipzig Theologie studiert und unterstütze jetzt seinen kränklichen Vater in seinem Amte. Graf Heinrich wechselte ein paar Worte mit dem jungen Manne, dessen frisches, offenes Gesicht ihm gut gefiel, und warf dabei ab und zu einen Seitenblick auf Magdalene, um deren Betragen dem jungen Geistlichen gegenüber zu prüfen. Aber er konnte nichts finden, was seiner argwöhnischen Regung neue Nahrung hätte zuführen können, sie benahm sich gegen denselben, wie man sich gegen jemand, den man häufig sieht, eben zu benehmen pflegt. Als jetzt die Uhr, die ihr Heinrich geschenkt, mit silbernem Tone die zehnte Stunde schlug, da eilte sie schnell zu ihr hin, als wollte sie den Klang aus nächster Nähe besser genießen, und stieß einen Jubelruf aus, als jetzt das Glockenspiel die Polonaisenmelodie anhub. Wie sie vor dem Werke stand, die Wangen vor Freude gerötet, die strahlenden Augen auf die Uhr gerichtet, den ganzen Körper leise vornübergeneigt haltend und die rechte Hand erhoben, um die andern zur Ruhe zu ermahnen, bot sie einen überaus lieblichen Anblick dar, den nicht nur Heinrich, sondern auch der junge Geistliche mit Entzücken genoß.

„Ach," rief sie plötzlich aus, die Melodie erfassend, „das ist ja die schöne Polonaise!" Und in die Hände klatschend und im Takte sich wiegend, sang sie die Textworte mit:

> „Lästre, spotte, schmähe,
> Wo ich geh' und stehe:
> Alles, alles bringt mich nicht von Dir!

O, wie herrlich. Nun freut mich Ihr schönes Geschenk erst doppelt, Herr Graf! Dank, tausend, tausend Dank dafür!"

Und wieder bot sie ihm ihre Hand, die der Graf nur zu gerne in die seinige nahm, indes ein glückliches Lächeln seine Züge verschönte. Der junge Theologe stand indessen unbeachtet zur Seite mit schwermütigem Gesicht, das sich erst aufhellte, als Buchenberg, der nach Dossau mußte, sich verabschiedete.

In Dossau hatte man so früh noch keine Gäste erwartet und alles hastete durcheinander, mit den Zurüstungen zum Diner beschäftigt. Von einem Diener, der an ihm vorüberstürzen wollte, erfuhr Heinrich, daß der Baron und die Baronin noch bei der Toilette, das gnädige Fräulein auf der Terrasse seien. Er ging durch die Gemächer dorthin. Im Speisesaal fand er die lange Tafel schon festlich gedeckt, die Servietten waren künstlich zu allerlei Figuren gefaltet, die silbernen Bestecke blitzten, Schalen mit Früchten und Naschwerk standen dazwischen, in der Mitte erhob sich ein prächtiger porzellanener Aufsatz, dessen Götter- und Schäferfiguren sich in dem Spiegelboden, wie in einem klaren See, verdoppelten. Und doch machte der Saal, trotz aller Pracht, in seiner Leere und Stille einen unheimlichen Eindruck. Heinrich blieb stehen und sah sich fröstelnd um. Schließlich, dachte er, ist es gleich für mich, ob der Saal leer ist oder eine Schar geputzter Schwätzer ihn füllt, ich fühle mich hier in dem einen Falle ebenso einsam, wie in dem anderen. Indessen hatte ihn Elisabeth bereits bemerkt und kam durch die offenstehende Glasthüre auf ihn zu. Er begrüßte sie kühl und gezwungen, und fand, als er sie betrachtete, daß ihr die schwere Sammetrobe, die sie heute trug, ein noch unvorteilhafteres Aussehen gab, als das Kleid, in dem er sie neulich gesehen hatte. Sie bemerkte seine Mißstimmung und fragte ihn:

„Sind Sie böse, mein Freund, daß meine Eltern auf sich warten lassen?"

Er verneinte und bot ihr den Arm, um sie aus dem Saale in ein anderes Gemach zu führen. Zugleich erkundigte er sich, wie sie die Tage seiner Abwesenheit verbracht habe.

„Sie wissen ja," antwortete sie, indem sie auf einem Fauteuil Platz nahm und ihn bat, sich zu ihr zu setzen. „Sie wissen ja, in welchem Einerlei unser Leben hier verläuft. Wenn ich nicht meine Gedanken hätte, fühlte ich mich recht verlassen."

„Und womit haben sich Ihre Gedanken in diesen Tagen beschäftigt?"

„Nächst dem, was mir das teuerste ist," antwortete sie, indem sie ihn mit zärtlichem Blicke ansah, „mit Ihrem Rousseau."

Seine Züge belebten sich. „Ich wußte es. Er hat Sie entzückt, wie mich."

„Er hat mich gefesselt und mich gezwungen, die Bahnen nachzuwandeln, die sein fesselloser Geist in den beiden Büchern durchmißt, aber entzückt hat er mich keineswegs. Im Gegenteil, ich finde diese Bücher abscheulich und ich wundere mich, daß sie Ihren Beifall finden konnten."

Heinrich sah sie betroffen an: „Das sagen Sie, Elisabeth? Und ich glaubte in Ihnen wenigstens einer gleich mir denkenden Seele sicher zu sein, der auch die Unsumme von Vorurteilen, welche unsere jetzige Kultur großgezogen hat, zum Ekel gereicht, glaubte, daß Sie mit mir sich einigen würden in der Verehrung des Mannes, welcher für die Krankheit, an der unser Jahrhundert krankt, das einzige Heilmittel gefunden hat, die Rückkehr zur Natur. Und Sie können so urteilen?"

„Sie ereifern sich, mein Freund," erwiderte Elisabeth mit Ruhe. „Lassen Sie uns ohne schädliche Hitze die Sache betrachten. Ja, auch mir mißfällt manches an unserer Zeit, auch ich möchte den Ring durchbrochen sehen, den tausend Vorurteile um uns geschmiedet haben, auch ich verkenne nicht, daß die Menschheit an einer schweren Krankheit dahinsiecht, aber das Mittel, das dieser Arzt angewendet wissen will, sagt mir nicht zu, ich muß es im Gegenteil verwerfen."

„Und warum das? Wohin sollen wir kommen, wenn man weiter fortfährt, dem kühlen, nüchternen Verstande die erste Stelle einzuräumen, wenn die Berechnung, die kalte Überlegung allein das Regiment führt, der durch Glück oder Zufall Stärkere den Schwächeren tyrannisch unterjocht, der einzelne nicht frei seiner Neigung leben darf. All dem erklärt Rousseau den Krieg, an die Stelle des Verstandes will er das Gefühl setzen und ruft uns zu, in die Wälder zurückzukehren, in denen unsere Ahnen lebten, damit wir wieder Menschen werden."

„Jawohl!" sagte Elisabeth, und ein leichtes spöttisches Lächeln kräuselte ihre Lippen. „Die Pfeife des Vogelstellers klingt sehr lockend. In die Wälder sollen wir zurückkehren, harmlos wie die Tiere leben. Aber, liebster Freund, wir, die wir auf dem Lande leben, wissen doch, wie wenig harmlos sie untereinander leben. Und genau so haben es die Menschen früher auch gemacht. Oder meinen Sie, daß in jenen Zeiten, als unsere Vorfahren noch in den Wäldern lebten, sie nicht auch, wenn's nötig war, durch Gewalt behauptet haben, was das Glück oder der Zufall ihnen gegeben hatte, meinen Sie, daß damals jeder einzelne frei seiner Neigung leben konnte, ohne daß die sich zur Wehre setzten, deren Weg er kreuzte?"

Heinrich zuckte die Achseln und schwieg. Es ging ihm oft so, daß er in heftiger Erregung nicht die Worte finden konnte, die seine Gedanken zum Ausdrucke gebracht hätten. So nahm denn Elisabeth wieder das Wort:

„Und sein zweites Buch vollends ist ein Manifest gegen die Gesellschaft, das ich darum nur für um so gefährlicher halte, weil seine kecken Gedanken in einem Stil, einer Beredsamkeit, einem Kolorit vorgetragen sind, die berauschend wirken wie feuriger Wein. Haben Sie sich denn schon einmal gefragt, wohin das führen würde, wenn die dort entwickelten Träume in die Wirklichkeit umgesetzt werden sollten? Zum Umsturz alles Bestehenden!"

„Nun, das wäre doch kein Unglück," warf Heinrich ein. Elisabeth sah ihn mit traurigem Blick an.

„O mein Freund!" sagte sie, „wenn Sie solche Anschauungen von Ihrer Reise mit heimgebracht haben, dann bangt mir für unser künftiges Glück nicht ohne Grund. So gewiß es ist, daß nicht alles in der jetzigen Gesellschaft so ist, wie es sein sollte, und so sicher ich davon ebenso überzeugt bin als Sie, so wahr ist es doch auch, daß diese von Vorurteilen regierte Welt zu alt ist, als daß sie sich durch uns sollte eines Besseren belehren lassen. Sie haben recht, diese Vorurteile sind lächerlich, aber sie sind allgemein und um deswillen allemal gefährlich, am meisten für den, der gegen sie ankämpfen will und doch auf die Kreise angewiesen ist, in denen sie herrschen."

Die heftige Entgegnung, die dem Grafen auf der Zunge schwebte, wurde ihm abgeschnitten durch den Eintritt der Eltern seiner Braut. Er mußte diese begrüßen, dem Baron seinen Glückwunsch zum Geburtstage darbringen, währenddessen erschienen allmählich die anderen Gäste — der ganze Adel der Umgegend war eingeladen — und so fand er keine Gelegenheit mehr, das unterbrochene Gespräch mit seiner Braut fortzusetzen. Um so mehr beschäftigte sich sein Geist damit. Elisabeth und er hatten in ihren Ansichten sonst stets harmoniert, das war es auch wohl gewesen, was sie zusammengeführt hatte. Nun aber hatte sie sich so entschieden gegen die Anschauungen ausgesprochen, für die er durchaus Partei nahm, daß er einsah, auch hier gähne eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen. Und mit diesem Mädchen, dessen Äußeres ihm unsympathisch war, dessen Gedankenwelt eine so völlig andere war, als die seinige, sollte er sich in kurzer Frist fürs Leben verbinden? O, sie hatte nur zu sehr Grund, für ihr künftiges Glück zu bangen; die Ehe würde eine Hölle für sie beide werden.

Daß diese Gedanken auf sein Betragen einen Einfluß ausübten, der unerfreulich sein mußte, ist begreiflich. Die Gesellschaft war im höchsten Grade gespannt gewesen, nach so langer Abwesenheit den Grafen wiederzusehen, der Jahre hindurch den feinen Ton an der Quelle studiert hatte; man hatte sich vorgenommen, sein Urteil über allerhand heikle Etikettenfragen und derlei hochwichtige Dinge zu erbitten und versprach sich einen hohen Genuß von seiner Gesellschaft. Nun war der sehnlichst erwartete Augenblick gekommen und man fand sich einem zerstreuten, finster blickenden Sonderlinge gegenüber, der die ein-

fachsten Regeln der Sitte unbeachtet ließ, keine Antwort gab, wenn man eine Frage an ihn richtete, an der Unterhaltung so gut wie gar keinen Anteil nahm und ein Benehmen zur Schau trug, das recht augenfällig zeigte, wie lästig ihm die ganze Gesellschaft sei. Dadurch stieß er alle vor den Kopf; selbst der alte Kammerherr von Göchhausen, die gutmütigste Seele von der Welt, war empört über ihn, weil der Graf, als er gerade mitten in der Beschreibung der großen Wirtschaft gewesen war, welche der König Friedrich August dem Könige von Preußen zu Ehren am 9. Februar 1728 im Riesensaale zu Dresden gegeben hatte, ihn, ohne sich zu entschuldigen, stehen ließ und weiter ging. Der alte Dossau, dem die Stimmung der Gäste nicht entging, war samt seiner Gattin in heller Verzweiflung, Elisabeth war tief bekümmert, und allgemein atmete man auf, als der Abend herankam und der Tanz begann. Mit den Klängen der Musik, hoffte man, würde auch der Frohsinn seinen Einzug wieder halten.

Die Reihe der Tänze eröffnete ein Menuett à la reine, das Heinrich mit seiner Braut tanzen mußte. Er wußte von früher her, daß Elisabeth keine gute Tänzerin war, und, ohnehin geneigt, schlechte Eigenschaften an ihr zu entdecken, beobachtete er sie während des Tanzens mit unfreundlichem Blick. Kein Wunder, daß er, noch dazu in Erinnerung an die Tänzerinnen auf den Pariser Bällen, ihre Bewegungen ungraziös fand. Und da sie fühlte, daß er sie beobachtete, ward sie verwirrt, hörte sie nicht mehr auf die Musik, störte die Figuren, strauchelte und wäre gefallen, wenn er sie nicht rasch gehalten hätte. Während sie nun weiter tanzte, sah er um sich, meinte, ein höhnisches Lächeln auf den Gesichtern zu lesen, und bezwang sich mit Mühe, das Menuett zu Ende zu führen. Dann aber führte er sie zu einem Fauteuil, stammelte etwas von Kopfschmerzen, die ihm ein längeres Bleiben unmöglich machten, und verabschiedete sich brüsk von ihr und ihren Eltern. Sein Wagen war zu dieser frühen Stunde noch nicht zur Abfahrt gerüstet, er wartete im Garten, bis es geschehen war, und fuhr dann in unbeschreiblicher Stimmung durch die Nacht nach Walderode. Die Zurückbleibenden waren über die Art seines Aufbruches empört, Elisabeth mußte die Gesellschaft verlassen, weil sie ihre Thränen nicht länger zurückhalten konnte, und so endete das Fest mit allgemeiner Verstimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Im Lande der Sonne.

Roman

von

B. Clément.

(Fortsetzung.)

Fast drei Wochen waren vergangen. William ruhte in seinem Arbeitszimmer in einem bequemen Stuhle, die weißen, abgemagerten Hände lässig im Schoße. Er hatte zu arbeiten versucht, war jedoch nicht imstande dazu. So griff er nach einem Buche, doch auch das Lesen wollte nicht recht gehen. Die Schwäche nach der überstandenen Krankheit war noch zu groß, dazu kam die fast unerträgliche Hitze, die ihn schlaff und elend machte. Er begriff nicht, daß sich sein sonst so kräftiger Körper nicht schneller erholte. Gedankenverloren blickte er durch die halbgeschlossenen Jalousien ins Freie hinaus. Heiße Sonnenglut lag auf der Straße, auf Baum und Strauch. Berauschender Duft der Mangoblüte drang in das Zimmer, in dem ein angenehmes Dämmerlicht herrschte. Tiefe Stille umgab den Genesenden, kein Laut der Außenwelt drang zu ihm herein. Wer es nicht durchaus nötig hatte, ging nicht gerade während der Mittagszeit hinaus. Zu seinen Füßen saß Margaret, eine Näharbeit in den braunen Händen. Die ungewohnte Arbeit ging zwar langsam von statten, die Kleine hatte aber guten Willen und war stolz über jedes Lob ihrer Lehrerin, der Frau des Katecheten.

Jetzt ließ sie die Arbeit sinken und sah zu dem jungen Missionar auf. Schwärmerische Liebe strahlte aus den schwarzen Augen. „Soll ich Dir ein Lied singen, guter padre?“

Er sah sie freundlich an. „Ja, mein Kind, thue das, es wird mir gut thun.“

Das war genügend, sie anzuspornen. Unverdrossen sang sie mit ihrer sanften Stimme ein Lied nach dem andern. Beide überhörten ein leises Klopfen. Die Thür ward geräuschlos geöffnet, ein alter Herr erschien auf der Schwelle. Niemand bemerkte ihn, er konnte das friedliche Bild voll in sich aufnehmen. Voller Mitleid ruhten seine milden Augen auf den blassen, abgezehrten Zügen des Genesenden

Da bemerkte ihn das Kind. „Padre, der andere padre sahib ist da,“ flüsterte es.

William wandte sich hastig dem Nähertretenden zu, doch regungslos blickte er ihn an. War es möglich? War nicht die liebe, bekannte Gestalt ein Gebilde seiner Phantasie? Er wollte sich erheben, doch die zitternden Glieder versagten ihm den Dienst. Mit ausgestreckten Händen trat der alte Missionar schnell auf ihn zu, während Margaret leise das Zimmer verließ.

„William, mein Sohn, weshalb erfuhren wir nichts von Deiner schweren Erkrankung? Ich wäre längst zu Dir gekommen. Soeben hörte ich erst durch David davon."

Heiße Glut bedeckte das fahle Antlitz des jungen Missionars. „Vater," rief er bebend, „darf ich Dich denn noch so nennen?"

„Hast Du daran gezweifelt? Ja freilich, Du mußtest es, da Du ohne Antwort auf Deinen Brief bliebst, den ich erst heute morgen erhalten habe."

William fuhr auf. „Wie ist das möglich?"

„Paul hatte ihn einem neuen Diener gegeben, mit der Weisung, ihn mir sogleich zu bringen. Dieser, sehr kurz von Gedanken, hat es vergessen, doch heute morgen glücklicherweise seine Versäumnis eingestanden. Wir hatten mit Sehnsucht auf ein Lebenszeichen von Dir gewartet, William."

Ein heißes Schmerzgefühl stieg in ihm auf. „Vater," murmelte er, „ich bin nicht wert, daß Du hier bei mir sitzest."

„Wir sind alle Sünder, mein Sohn, und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten. Dein Wille war gut, aber das Fleisch war schwach."

„Hältst Du mich für würdig, in meinem Amte zu bleiben, Vater? Die Frage hat mich Tag und Nacht gequält, ich sehnte mich danach, sie Dir vorzulegen. Wie Du entscheidest, so soll es sein."

„Ist es nicht Dein eigener Herzenswunsch, William?"

„Ja, Vater, mehr denn je," rief der junge Missionar, und seine Augen leuchteten in alter Begeisterung.

„Wohlan, so fordere ich von Dir, daß Du in Deinem Amte bleibest. Ich setze jetzt größere Hoffnungen auf Dich als früher. Selbst im Kampfe mit den menschlichen Fehlern und Leidenschaften gewesen und geläutert aus ihnen hervorgegangen, wirst Du auch Verständnis für die Schwächen Deiner Mitmenschen haben und ihnen ein milder Richter sein. Hast Du den Gott der Liebe und Barmherzigkeit gefunden, William?"

„Ja, Vater."

„So gehe hin und verkündige ihn den Heiden in aller Demut des Herzens. Gott gebe Dir dazu seinen reichsten Segen." Er legte seine Hand auf das dunkle Haupt, das sich willig vor ihm beugte.

Eine Weile schwiegen beide, dann sah William den alten Herrn mit stummer, banger Frage an. Dieser seufzte leise. „Elisabeth ist nicht daheim, nein, beruhige Dich," unterbrach er sich, als der junge Mann erschrocken emporfuhr, „wir hielten es für besser, sie auf einige Wochen fortzuschicken, da ihre Gesundheit uns Sorge machte."

„Vater, ist sie sehr krank? Verheimliche mir nichts," bat William bebend.

„Nein, mein Sohn, sie leidet auch wohl unter dem Klimawechsel. Wir haben schon lange Zeit bemerkt, daß sie blaß und schmal wurde."

„Meine Schuld," rief William schmerzlich.

„Nicht allein, mein Sohn, das Klima trägt viel dazu bei. Nun kam uns eine Einladung meines Vetters, der in Lucknow als Oberst steht, sehr gelegen. Die ganze Familie geht für die heiße Zeit nach Simla und wünschte Elisabeths und Amarasanthis Begleitung. Was konnten wir uns Besseres für unser Kind wünschen? Ich habe sie vorige Woche hingebracht, auch Reginald hat uns begleitet, da er zu seiner völligen Erholung noch einen dreiwöchentlichen Urlaub erhalten."

William war bei Erwähnung des jungen Offiziers zusammengezuckt, er schwieg aber und sah trübe vor sich hin. Der alte Herr sah ihn forschend an. „Was denkst Du, mein Sohn?" fragte er liebevoll.

„Wie glücklich ich sein könnte, wenn ich mich nicht von meiner Leidenschaft hätte hinreißen lassen. Hat Elisabeth sehr darunter gelitten, Vater?"

„Ja, William, ich kann es Dir nicht verhehlen, auch nicht, daß wir Dir um den Kummer zürnten, den Du unserm Kinde zugefügt hast. Ich hatte Dich schon lange auf verkehrtem Wege wandeln sehen, wollte aber nicht eingreifen, da ich hoffte, Du würdest selbst zur Erkenntnis kommen. Als mir aber unser Kind blaß und bekümmert entgegentrat und mir das Geschehene mitteilte, sah ich, daß ich ein Unrecht gegen Euch beide begangen, indem ich schwieg, namentlich als kein einziges Zeichen Deiner Reue über das Geschehene eintraf. Verschiedene Male wollte ich Dir Elisabeths Ring zurückschicken, den sie nicht mehr tragen durfte, da Du den ihren verschmäht hattest, unterließ es aber, wenn ich auf mein stilles, blasses Kind blickte. Ich wäre am liebsten zu Dir gekommen, konnte ich Dir aber mein tief beleidigtes Kind wieder antragen? So warteten wir auf Dich. Elisabeth wäre bereit gewesen, Dir zu verzeihen, trotz allebem; Du kamst nicht. So mußten wir abreisen. Die Aufregung zehrte an Elisabeths Gesundheit. Wir hofften, die Veränderung der Umgebung, der Gesellschaft würde heilsam für sie sein, obgleich sie lieber daheim geblieben und ihrer Arbeit nachgegangen wäre. Als ich gestern zurückkehrte, war ich fest entschlossen, Dir den Ring zurückzusenden. Da erhielt ich heute morgen Deinen Brief. Ich habe Gott für denselben gedankt, William. Du mußtest durch diese Prüfung gehen, um zur Selbsterkenntnis und zur Läuterung zu gelangen. Ich sandte Deinen Brief Elisabeth und habe mich dann aufgemacht, Dir meine Verzeihung zu bringen und Elisabeths Ring."

„Vater!" Das Antlitz des jungen Missionars war totenblaß, als der alte Herr den schimmernden Ring in seine Hand legte. Dieser lächelte milde.

„Ich hoffe, William, Du giebst ihm meinem Kinde noch einmal wieder, dann im Glauben, in Hoffnung und Liebe."

„Vater," rief William erschüttert, „Vater, so würdest Du mir Dein Kleinod noch einmal anvertrauen?"

„Mit mehr Vertrauen als damals, William, ich wüßte meines Kindes Schicksal bei Dir in guten Händen."

„Ich verdiene Deine Güte nicht," stammelte der junge Mann und bedeckte das Antlitz mit den Händen, um die Thränen nicht zu zeigen, die ihm heiß entströmten.

Nach einer Weile ließ er die Hände wieder sinken und fragte zagend: „Und sie? Wird Elisabeth mir wieder trauen?"

„Frage Dich selbst, mein Sohn, wie fest Du auf ihre Liebe bauen kannst."

Grübelnd blickte William vor sich hin. Hatte sie ihm dieselbe nicht unzählige Male bewiesen? In der letzten Zeit freilich war sie scheuer, zurückhaltender geworden; hatte er sie aber nicht mit seinem wechselnden Wesen von sich gestoßen? Hatte sie ihm aber nicht versichert, sie würde an ihn glauben, auch wenn sie ihn nicht verstände, ja, daß ihre Liebe ihm bis über den Tod hinaus gehören würde? Durfte er noch zweifeln, daß eine solche Liebe auch verzeihen könnte?

Er atmete tief auf und hielt dem alten Missionar die Hand hin. „Ich will versuchen, Elisabeths Verzeihung zu erlangen, ihr Vertrauen wiederzugewinnen. Laß mir Zeit dazu, Vater. Ich möchte Euch allen beweisen, daß ich ein anderer geworden bin. Es mag meine Prüfungszeit und meine Buße sein, fern von Elisabeth zu leben und in Ungewißheit meines Schicksals zu bleiben."

„So sei es, mein Sohn. Aber schreiben darf ich dem Kinde, wie ich Dich gefunden habe?"

Sein Lächeln ließ die Augen des Kranken hell aufleuchten. „Guter Vater, wie viel habe ich Dir zu danken. Bitte, sage mir noch eins. Ließ Elisabeth kein Wort für mich zurück?"

„Nein, mein Sohn, ich weiß aber, daß sie für Dich betet. Nun laß uns, wenn es Deine Kräfte erlauben, von Deinen Amtsgeschäften sprechen, vielleicht kann ich Dir manches abnehmen."

Sie sprachen noch lange miteinander. Als der Missionar endlich fortgefahren war, lag eine so heitere Freudigkeit, ein so stiller Friede auf den Zügen des Kranken, daß Margaret, die leise ins Zimmer schlüpfen wollte, auf der Schwelle stehen blieb und vor sich hinflüsterte: „So sieht gewiß der gute Gott im Himmel aus, wie jetzt mein lieber, lieber padre."

Siebentes Kapitel.

Das frühere Königreich Oude wird nicht mit Unrecht der Garten Indiens genannt. Die herrlichsten Früchte, das schönste Gemüse gedeiht hier überall. Weite Kartoffel-, blühende Senffelder wechseln mit üppigen Tabakpflanzungen ab. Dazwischen dehnen sich die, in kleine, eingedämmte Quadrate geteilten, künstlich bewässerten Mohnfelder aus, die von dem Fleiß und der Sauberkeit des Landmanns zeugen.

Das Königreich war wegen Mißherrschaft vor einigen Jahren der Kompagnie einverleibt und der König abgesetzt. Er zog sich mit seinem ganzen Hofstaat nach Garden Reach in der Nähe Kalkuttas zurück. Lucknow, die mächtige, palastreiche Hauptstadt des Reiches, liegt an dem Gamtei, einem Nebenflusse des Ganges und besteht aus der alten und der neuen Stadt. Die letztere zerfällt wieder in zwei Teile, den nördlichen und südlichen, die sich beide meilenweit am Fluß hinziehen. Der nördliche ist vollständig orientalisch in seinem Baustil und weist herrliche Paläste, Moscheen und Mausoleen auf, während der südliche von Europäern bewohnt wird. Zwischen beiden befindet sich der englische Regentschaftspalast inmitten herrlicher Anlagen. Einen traurigen Kontrast gegen die neue Stadt mit ihren Prachtbauten, ihren schattigen Alleen und ihren herrlichen Parkanlagen bietet die alte Stadt, die, entfernt vom Flusse, hinter der neuen Stadt liegt. Eine Menge Menschen sind hier in engen Straßen zusammengedrängt und fristen in elenden Lehmhütten ihr trauriges Dasein.

Es war früh am Morgen; dennoch sandte die Sonne schon glühende Strahlen vom Himmel hernieder. Eine kleine Gesellschaft Damen und Herren kam zu Pferde durch den nördlichen Teil der neuen Stadt. Alle waren blaß, hatten müde, schlaffe Bewegungen.

„Ich werde in Zukunft nicht wieder mitreiten," sagte die eine der drei Reiterinnen, ein schlankes hellblondes Mädchen mit kühlen blauen Augen; „wenn Ihr Elisabeth und Reginald mit den Schönheiten unserer Stadt am Morgen bekannt machen wollt, so könnt Ihr das Vergnügen haben, ich werde meiner alten Gewohnheit treu bleiben und nur nach Sonnenuntergang das Haus verlassen."

„Du bist langweilig, Jane," entgegnete ihre kleinere Gefährtin schmollend, warf die rotblonden Locken in den Nacken und sah mit kokettem Lächeln zu dem neben ihr reitenden Reginald auf. „Nicht wahr, Vetter Regie, es ist immerhin eine reizvolle Abwechselung von dem täglichen Einerlei?"

„Natürlich, schönes Cousinchen, namentlich wenn man die Sehenswürdigkeiten in so reizender Gesellschaft in Augenschein nehmen darf."

Um Janes schmale Lippen zuckte es spöttisch. Zwar kannte sie zur Genüge ihrer Schwester Schwäche, mit allen Herren zu kokettieren, glaubte aber zuweilen dieselbe nicht ertragen zu können; gewöhnlich ward sie desto abstoßender. „Ich danke," sagte sie kalt, „ich ziehe vor, in meinem kühlen Zimmer zu bleiben und rate Elisabeth, dasselbe zu thun. Diese Sonnenglut muß ihrer Gesundheit schaden."

„Und um mein Wohl bist Du nicht im geringsten besorgt, teure Cousine?" fragte Reginald scherzend.

Ein gleichgültiger Blick streifte ihn. „Ein Mann thut stets, was er will, meist gerade das Gegenteil von dem, was man ihm rät. Wozu da Worte verlieren?"

„Du scheinst eine sehr geringe Meinung von der Männerwelt zu haben, Cousine Jane, es müßte interessant sein, Dir eine bessere beizubringen. Befiehlst Du mir morgen früh sechs Uhr zur Unterhaltung anzutreten?"

„Danke," entgegnete sie kalt. „Ich ruhe dann lieber noch. Übrigens lasse ich mich nicht gern als ‚Sport' betrachten."

Reginald sah sie erstaunt an, ehe er jedoch zu einer Entgegnung kam, rief die rotlockige Kleine, nicht gewohnt, unbeachtet zu bleiben: „Laß Jane in Ruhe, Vetter Regie, sie haßt die gesamte Männerwelt."

„Du irrst, Franzis," entgegnete Jane kühl, „sie ist mir nur gleichgültig."

„Nur?" fragte Reginald belustigt, „ist das nach Deiner Ansicht noch schlimmer?"

„Ja. Hasse ich jemand, so würdige ich ihn meiner Beachtung, Gleichgültigkeit hingegen kann weder Liebe noch Haß zeitigen."

Der junge Offizier sah das junge Mädchen mit den klaren, kalten Augen verblüfft an. Jane hatte nur eine Schönheit aufzuweisen, eine tadellose Figur, die sie mit vornehmer, sicherer Eleganz trug. Hände und Füße waren zwar schmal, aber groß; ihr Gesicht scharf geschnitten, kalt, fast leblos in seiner Ruhe. Reginalds leicht entflammtes Herz würde niemals auch nur eine Sekunde höher schlagen für sie, der Gedanke aber, Leben in diese Marmorstatue zu bringen, reizte ihn unendlich.

„Deine Worte klingen fast vermessen, schöne Cousine," sagte er heiter, „es kann auch für Dich die Stunde schlagen, in der sich Deine Gleichgültigkeit einem einzigen gegenüber in Liebe verwandelt."

Ihr spöttischer Blick trieb ihm das Blut in die Wangen. „Ich bin meiner sicher. Übrigens entbinde ich Dich mir gegenüber der Prädikate, die Du mit Vorliebe vor die Anrede zu setzen pflegst, Vetter, ich liebe dergleichen nicht."

Der junge Offizier geriet von einem Erstaunen in das andere, ein so seltsames Mädchen war ihm noch nicht vorgekommen. „Sie hat verzweifelte Anlage zu einer verbitterten alten Jungfer, die sie auch höchst wahrscheinlich werden wird," dachte er.

Franzis aber, gereizt durch die Aufmerksamkeit, die er unausgesetzt ihrer älteren Schwester erwies, rief: „Jane ist eine Närrin, ich glaube, sie liebt nicht einmal das Leben."

„Bis jetzt ist es mir allerdings noch wenig lebenswert erschienen," lautete die gleichgültige Antwort.

Da wandte Elisabeth das liebliche Antlitz und sah sie mitleidig an. „Arme Jane," sagte sie leise.

Diese zuckte die Achseln und ritt schweigend weiter, es Franzis überlassend, für des Vetters Unterhaltung zu sorgen, was diese auch mit großem Eifer that.

Elisabeths Begleiter, der Bruder der jungen Mädchen, hatte große Ähnlichkeit mit seiner ältesten Schwester, aber einen kühl beobachtenden Ausdruck in den Augen und einen festen Zug um den Mund. John war beharrlich, er erreichte stets, was er wollte, trotz der großen Schweigsamkeit, die ihn kennzeichnete. Augenblicklich sprach er mehr als gewöhnlich, da er sich für verpflichtet hielt, das schöne Mädchen an seiner Seite auf alle Sehenswürdigkeiten der Stadt aufmerksam zu machen.

Das Leben und Treiben in den Straßen trug einen vorwiegend muselmännischen Charakter. Hinter den Gittern der Haremsfenster blickten verschleierte Frauen hindurch, während prächtige, bärtige Männergestalten durch die Straßen eilten. Elisabeth lauschte freundlich den Erklärungen ihres Begleiters, ihre Gedanken weilten jedoch nicht bei den Kunstwerken, die ihr Auge sah, sondern sie eilten in die Heimat. Vor drei Tagen war der Vater abgereist und noch hatte sie keine Zeile erhalten, obgleich er ihr versprochen, bald zu schreiben. Was für eine Nachricht konnte sie nur mit solcher Sehnsucht erwarten? Sie schalt sich eine Thörin, daß ihr rebellisches Herz nicht zur Ruhe kommen wollte. Sie trauerte um ihr verlorenes Glück, aber nicht minder um den Mann, in dem sie sich so sehr getäuscht hatte. Es schmerzte sie tief, daß er nicht der war, für den sie ihn gehalten. Reginald hatte recht, sie hatte ihn in ihrem Herzen zu einer Idealgestalt erhoben und zu große Anforderungen an ihn gestellt. Durfte er ihr aber mißtrauen und sich so weit vergessen, wie er es gethan hatte? Vielleicht wäre er zur Besinnung gekommen, wenn sie versucht hätte, ihn zu besänftigen, wie sie schon oft gethan, ihr tief verletzter Mädchenstolz erlaubte es ihr jedoch nicht. Sie würde noch heute nicht anders handeln können, gestand sie sich ein. Sie wäre bereit gewesen, zu verzeihen, wenn er reuevoll zu ihr zurückgekehrt wäre. Lag ihm überhaupt an ihrer Verzeihung? Es schien nicht so. Sie dachte in Angst und Sorge an den leidenschaftlichen Menschen. In welchem Seelenzustande mochte er diese Wochen verbracht haben! Hätte sie ihn nicht gläubig in Gottes Hand stellen können, sie würde keinen Augenblick Ruhe gefunden haben. So aber wußte sie, daß ihr und dem Geliebten alle Dinge zum Besten dienen mußten.

Johns scharfen Augen entging es nicht, daß die Gedanken des jungen Mädchens trotz ihrer freundlichen Antworten nicht bei seinen Erklärungen weilten, er verfiel, als sie jetzt in den südlichen Stadtteil kamen, den Elisabeth schon genugsam kannte, in sein gewohntes Schweigen.

In dem Regierungspalast, an dem sie jetzt vorüberritten, war sie schon gewesen, als sie dem Regenten des Reiches, dem General Sir Henry Lawrence, vorgestellt wurde. Dieser, ein spezieller Freund ihres Onkels, hatte ihr außerordentlich gefallen. Es war ein alter, äußerst feiner, liebenswürdiger Herr, dabei bescheiden und anspruchslos.

Vor einer eleganten Villa in englischem Stil, in einem farbenprächtigen Garten gelegen, der sich bis zu den Ufern eines, mit dem Gamtei in Verbindung stehenden, Kanals hinabzog, hielt die kleine Gesellschaft. Herbeieilende Stallknechte fingen die Zügel der dampfenden Rosse auf, während der Thorhüter die Erhitzten in die Halle treten ließ. Hier wurden sie von den betreffenden Kammerdienern in Empfang genommen und in ihre Gemächer geleitet.

Als Elisabeth in das ihre trat, mußte sich ihr Auge erst an das dort herrschende Dämmerlicht gewöhnen, ehe sie die weißgekleidete Mädchengestalt erblickte, die auf dem niedrigen Diwan saß und auf ein vor ihr hockendes Mädchen einsprach. Die Kleine sprang bei Elisabeths Eintritt erschrocken auf, doch diese sagte freundlich:

„Bist Du nicht die Tochter des Kochs? Ich meine, Dich schon im Hause gesehen zu haben?"

Das Kind schüttelte den schwarzen Kopf, und Amarasanthi entgegnete für sie: „Es ist Maharani, die Tochter des Wäschers, sie hat schon einige Male für ihren Vater die Wäsche abgeliefert; dabei habe

ich sie heute abgefangen und sie gefragt, was sie schon gelernt habe. Nun geh, Maharani, und komm morgen früh wieder."

Das Kind verschwand eilig, und Amarasanthi zog die ganz erschöpfte Schwester zu sich auf den Diwan und bat sie, sich niederzulegen. Ohne Widerrede gehorchte diese, da sie sich fast unfähig fühlte, ein Glied zu rühren. Amarasanthi wehte ihr Kühlung mit einem Fächer zu und war befriedigt, als sie nach kurzer Zeit in einen tiefen Schlummer fiel.

Etwas erfrischt erwachte sie und begegnete der Schwester besorgtem Blick mit freundlichem Lächeln. „Bisher habe ich bedauert, daß Du uns nicht begleiten konntest, Amaranth, weil Du nicht reitest, jetzt werde ich aber, wenn ich niemand dadurch kränke, gleich Dir zu Hause bleiben, die Hitze wird immer unerträglicher."

„Du bist sie nicht mehr gewohnt, Liebling; doch komm, nimm ein Bad und dann laß uns plaudern."

Das Bad ist die größte Erquickung der Indier wie der Europäer; da werden die von der Hitze gelähmten Glieder wieder geschmeidig, der Geist gewinnt seine Schwungkraft wieder.

So erging es Elisabeth. Mit Interesse erkundigte sie sich nach der kleinen Maharani. „Denke Dir," so erzählte Amarasanthi, „die sämtlichen Dienstboten hier im Hause sind Heiden, kein einziger weiß etwas von Gott. Ich weiß es von unserem Sam, den Vater zu unserer Bedienung hiergelassen hat. Ist es nicht unbegreiflich?"

„Ich glaube, hier wird überhaupt keine Mission getrieben," entgegnete Elisabeth nachdenklich.

„Aber Deine Verwandten sind doch für ihre Dienstboten verantwortlich," warf Amarasanthi ein. „Als ich heute die kleine Maharani sah, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen; ich nahm sie mit mir auf unser Zimmer und erzählte ihr von dem Herrn Jesu, dem Kinderfreunde. Sie lauschte meinen Worten wie einem Märchen. Wenn ich ihr doch nützen könnte, aber übermorgen wollen wir nach Simla aufbrechen."

Elisabeth sah nachdenklich vor sich hin, sie dachte an Janes inhaltloses Leben, wie reich könnte es durch Missionsthätigkeit, wenn auch nur im kleinen, ausgefüllt werden. Amarasanthi strich zärtlich über das schimmernde, goldblonde Haar. „Ich habe etwas für Dich, Schwesterlieb," sagte sie, „etwas sehr Schönes."

Elisabeth sah sie lächelnd an. „Du gute Amaranth!" Helle Röte stieg aber in ihr Antlitz, als das indische Mädchen einen umfangreichen Brief aus der Tasche zog und ihn ihr überreichte. Von dem Vater! Was mochte er enthalten? Die Röte wich einer jähen Blässe, zitternd betrachtete sie den Brief. Amarasanthi küßte sie liebevoll und verließ geräuschlos das Zimmer.

Elisabeth öffnete zagend den Brief; einige Zeilen vom Vater und ein langer, an diesen gerichteter Brief Williams fielen heraus. Unter Herzklopfen begann sie zu lesen. Allmählich spiegelte sich eine tiefe Bewegung in ihren Zügen wieder. Freudenthränen entströmten ihren Augen. Gott sei gelobt, er hatte sich wiedergefunden, ihr Ideal lag nicht in Scherben. Heiße Sehnsucht nach den Eltern, nach dem teuren Kranken stieg in ihr auf, doch jetzt hieß es geduldig warten, er selbst wünschte es so. Sie verstand ihn vollkommen, es war für sie beide besser, es verstrich erst eine Zeit, ehe sie sich wiedersahen. Aber dann! Ein glückliches Lächeln spielte um ihre Lippen, ein Leuchten brach aus den schönen Augen, sie fürchtete sich jetzt nicht mehr vor der Zukunft.

Ihre Verwandten sahen sie staunend an, als sie mit Amarasanthi zum zweiten Frühstück in das Speisezimmer kam, so schön hatten sie das junge Mädchen noch gar nicht gefunden. Der Oberst, ein sehr nervöser kleiner Herr, eilte selbst herbei, seine liebliche Nichte zu Tisch zu führen und erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten gegen sie. Mrs. Wilson, eine schlanke, blasse Dame, welche in ihres Gatten Gegenwart kaum eine Bemerkung wagte, aus Furcht, ihn aufzuregen, sah ängstlich auf ihre Nichte; sie begriff offenbar nicht, woher diese den Mut nahm, so unbefangen mit dem gefürchteten Hausherrn zu plaudern, ihm sogar zu widersprechen. Aber Schönheit und Jugend üben zu großen Reiz auf die Männerwelt aus! Mrs. Wilson seufzte. Sie war niemals schön gewesen, auch nicht in ihrer Jugend, und sie war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß ihr Reichtum ihr wohl größtenteils die Ehre verschafft hatte, Mrs. Wilson zu werden. Forschend sah sie ihre Töchter an. Würden diese wohl einst aus Liebe gewählt werden? Jane sicher nicht, ihr Wesen stieß die Männer ab, und Franzis? Die Kleine hatte ein pikantes Gesichtchen, lebhafte blaue Augen, und konnte allerliebst sein, wenn sie wollte. Jetzt schaute sie aber verdrossen auf ihren Teller und ahnte selbst nicht, wie schlecht die Falte auf der Stirn ihr stand. Sie ärgerte sich, daß die Herren sich in Liebenswürdigkeiten gegen Amarasanthi ergingen und keiner ihr Beachtung schenkte. Was ging sie alle nur das indische Mädchen an? Wenn Onkel Wilson sie als Tochter annehmen wollte, so war es seine Sache, er konnte aber doch unmöglich verlangen, daß sie als Verwandte anerkannt ward? Papa hatte jedoch ihre Einladung befohlen und Mama wie gewöhnlich gehorcht. Wenn sie nur nicht beide so schön gewesen wären, die gesamte bekannte Herrenwelt war schon in Aufregung; einige schwärmten für Elisabeth, die meisten aber für die eigenartige Schönheit Amarasanthis. Ein Glück, daß sie morgen nach Simla reisten, die Mädchen konnten gefährlich werden.

Nach dem Frühstück zog sich die junge Welt in das Gesellschaftszimmer zurück, nur John erklärte, Dienst zu haben, und empfahl sich.

Reginald sah sich mit seinem übermütigsten Lächeln im Kreise der jungen Mädchen um. „Ich Glücklicher, mich von so viel Schönheit und Anmut verziehen lassen zu dürfen," rief er aus.

Jane lächelte spöttisch. Sie warf sich in einen Schaukelstuhl, zündete sich eine Cigarette an und setzte den Stuhl in schaukelnde Bewegung. „Ich bitte mich gütigst zu dispensieren, ich würde mich etwas ungeschickt dabei anstellen."

„Übung macht den Meister, schönste — Pardon, Cousine Jane.“

„Wenn Du nichts Besseres vorzuschlagen weißt, Vetter, so muß ich danken, das würde mich langweilen.“ Sie griff nach einer Zeitung und vertiefte sich in dieselbe.

Franzis sprang auf, sie mußte den bildhübschen Vetter um jeden Preis fesseln. „Ich möchte ein paar Lieder singen; Du wendest wohl die Blätter für mich um, Vetter Regie?“

„Mit dem größten Vergnügen, reizendes Cousinchen,“ entgegnete er und entfernte sich seufzend von Amarasanthis Seite.

Diese war stets peinlich berührt durch Janes schroffe Art und Weise und durch Franzis offenbares Bemühen, des jungen Offiziers Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Elisabeth, die schon viel von Welt und Menschen gesehen hatte, bewegte sich sicher in dem vornehmen Hause, ihr fielen auch die Eigenschaften der Verwandten weniger auf, Amarasanthi aber, die zum ersten Male das schützende Dach des stillen Missionshauses verlassen hatte, fühlte sich wie in eine fremde Welt versetzt und wäre am liebsten nach Hause zurückgekehrt, wenn nicht die Liebe zu Elisabeth sie gehalten hätte. Der Vater hatte ihr erklärt, ihre Gegenwart würde dieser gut thun, das war genügend für sie, auszuharren. Als sie vernahm, daß Reginald mitreiste, hatte ihr Herz gejubelt, nun aber, als sie Franzis' Bemühungen um den Vetter sah, zog sie sich scheu und stolz zurück. Um keinen Preis der Welt hätte sie ihre Liebe zu ihm einem Menschen verraten, selbst der Schwester nicht. Bis jetzt war dieselbe wunschlos geblieben; wie ein Märchen voll Duft und Poesie war sie ihr erschienen, jetzt aber, als sie sah, daß sich andere Hände nach ihrem Ideal ausstreckten, erwachten andere Gedanken in ihr. Sollte es so ganz unmöglich sein, daß Reginald sie zu seiner Gattin erwählte? Sie, die indische Fürstentochter? Sie bemerkte wohl, daß sie ihm nicht gleichgültig war, empfand aber mit dem feinen Gefühl der Liebe, wie heiß er Elisabeth verehrte. Diese Liebe war jedoch durchaus hoffnungslos, eine Elisabeth konnte nur einmal lieben. Träumend lauschte sie Franzis Gesange und fragte sich, ob diese wohl Reginald fesseln könnte? Sie beantwortete sich diese Frage mit einem leidenschaftlichen Nein. Konnte ein Mann, der eine Elisabeth verehrte, Gefallen an einem so koketten Mädchen finden?

„Ihr könnt Euch gerne unterhalten,“ rief Franzis, sich halb herumwendend, „ich bin nicht so anmaßend, Eure ungeteilte Aufmerksamkeit für meinen Gesang zu beanspruchen.“

Elisabeth erhob sich mit leisem Lachen und trat zu Jane, während Amarasanthi nach einem Buche griff.

„Ist es Dir unangenehm, Jane, wenn ich Deinen Gedankengang unterbreche?“ fragte Elisabeth und setzte sich zu der Cousine.

„Bitte, geniere Dich nicht, Kleine, wenn Du Verlangen nach meiner Unterhaltung trägst, ich fürchte nur, sie wird Dich nicht fesseln.“

„Ich möchte Dich fragen, Jane, weshalb Dir das Leben bis dahin nicht lebenswert erschienen ist?“

Jane blies den Dampf ihrer Cigarette langsam von sich. „Du bist jetzt über eine Woche in unserem Hause, hast Du während dieser Zeit irgend etwas entdeckt, was ihm Wert verleihen könnte?“

„Verzeih, liebe Jane, versündigst Du Dich nicht? Du hast genug des Guten, um dankbar zu sein. Du bist gesund, kennst keine Sorgen, hast gute Eltern —“

„Liebreizende Geschwister, gute Freunde, getreue Nachbarn und was der Segnungen weiter sind,“ unterbrach Jane sie spöttisch, „man merkt, Kleine, daß Dein Lebensberuf die Bekehrung ist, nur vergißt Du, daß ich keine braune Haut habe.“

Elisabeth lächelte. „Durchaus nicht, liebe Jane, gerade weil Du eine Glaubensgenossin bist, wende ich mich an Dich.“

Jane zündete sich langsam eine andere Cigarette an. „Was willst Du von mir? Ich sage Dir im voraus, daß der Fall hoffnungslos ist.“

„Ich hoffe doch nicht. Möchtest Du nicht Deinem Leben einen Zweck, einen reichen Inhalt geben, Jane?“

Diese sah sie spöttisch an. „Willst Du mir dazu verhelfen?“

„Ich wollte, ich könnte es,“ rief Elisabeth warm. „Darf ich ganz offen sprechen, liebe Jane?“

„Bitte, thue Deinen Gefühlen keinen Zwang an, ich werde ganz Ohr sein.“

„Weißt Du, Jane, daß Eure sämtlichen Dienstboten Heiden sind?“

„So, sind sie das? Ich habe keine Veranlassung gefunden, mich um ihr Glaubensbekenntnis zu kümmern. Wozu auch? Für mich stehen diese braunen Unholde, ohne die man in diesem Lande einmal nicht fertig werden kann, mit den Tieren auf fast gleicher Stufe.“

„O Jane, sie haben eine unsterbliche Seele, so gut wie wir.“

„Mag sein, was kümmert das mich?“

„Glaubst Du nicht, daß wir alle, namentlich die wir hier unter ihnen leben, für sie verantwortlich sind?“

„Nein, nicht im geringsten, das ist Sache der Missionare, nicht die unsere. Ich mische mich grundsätzlich nicht in fremde Angelegenheiten, Kind.“

„Auch nicht, wenn Du eines Menschen Seelenheil dadurch retten kannst? Jane, liebe Jane, fange im kleinen an, für Gottes Reich zu wirken, Du wirst bald erkennen, wie reich Dein Leben dadurch werden kann.“

„Was verlangst Du von mir? Soll ich mich auf dem Markte hinstellen und predigen? ich sage Dir im voraus, es wird wenig erbaulich sein.“

„Versteh mich nicht absichtlich falsch, Jane, ich möchte Dir nicht so Außergewöhnliches vorschlagen. In Deiner Stelle würde ich mit meiner Dienerin anfangen. Das ist schon ein reiches Feld.“

„Ja, namentlich bei Tulasis hervorragender geistiger Begabung,“ versetzte Jane spöttelnd.

„Um Gott zu erkennen und zu lieben, dazu bedarf es keiner besondern Klugheit, sondern nur eines willigen Herzens,“ entgegnete Elisabeth sanft.

Jane sah sie belustigt an. „Schade, daß Du

kein Mann bist, Elisabeth, Du hättest einen vortrefflichen Missionar abgegeben."

„Gottlob können auch wir Frauen nützen, namentlich an unserm eigenen Geschlecht arbeiten. Du solltest es nur versuchen, liebe Jane."

„Danke, ich fühle mich nicht dazu berufen." Sie warf ihre Cigarette fort, verschränkte die Arme unter dem Kopfe und lehnte sich mit gelangweilter Miene zurück. „Weshalb wendest Du Dich nicht an Franzis?"

„Weil ich von Dir mehr Ernst und Hingabe erwarte."

„Hm! Es thut mir leid um Dich, Kleine, Dir eine Enttäuschung bereiten zu müssen."

Elisabeth lächelte. „So leicht gebe ich die Hoffnung nicht auf, liebe Jane."

Diese zuckte die Achseln. „Wie Dir beliebt, Cousine, meine Meinung kennst Du, und daß ich dieselbe nie ändere, möchte ich Dir zu bedenken geben."

Elisabeth ließ den Gegenstand fallen, ohne die geringste Empfindlichkeit zu zeigen. Amarasanthi setzte sich zu ihr, beide zogen eine Arbeit aus der Tasche und begannen eifrig zu nähen, während Jane müßig zusah, ihrer Unterhaltung lauschte und nur Interesse für die fortwährende Bewegung des Punkahs über ihrem Kopfe zeigte; vergaß sich der braune Junge, der den großen Fächer hin und her bewegte, einen Augenblick, so rief ihn ein scharfes Wort zu seiner Pflicht zurück.

Nun traten auch Reginald und Franzis hinzu; letztere warf sich auf den Diwan und befahl dem herbeigerufenen Diener, in Eis gekühlte Limonade zu bringen.

Reginald trocknete die Stirn. „Wie Ihr bei dieser Hitze arbeiten könnt, begreife ich nicht."

„Elisabeth sollte lieber ruhen," gab auch Amarasanthi zu, „ich kann es eher ertragen, ich empfinde die Hitze nicht in so hohem Grade wie Ihr."

„Ach ja, es wäre wirklich für uns Europäer besser, die wir in diesem schrecklichen Indien leben müssen, etwas weniger zart organisiert zu sein. Das braune Volk hat es viel besser," rief Franzis, die jede Gelegenheit ergriff, das schöne Mädchen zu kränken, gegen das sie unfreiwillig Gastfreundschaft üben mußte.

In die braunen Wangen stieg helle Röte, Reginald kam ihrer Entgegnung jedoch zuvor. „Glaubst Du, Cousine Franzis, daß Du besonders fein organisiert bist?"

„Welche ungalante Frage, Vetter," rief sie schmollend.

„Durchaus nicht, Cousinchen, im Gegenteil, ich habe Dich während meines Hierseins aufrichtig bewundern gelernt. Wenn andere vollständig erschöpft sind von der Hitze und sich vor Mattigkeit kaum zu unterhalten vermögen, überraschst Du uns mit Deinen Geistesgaben, die oft wenig von der viel gerühmten weiblichen Zartheit aufweisen. Wirklich, Cousinchen, ich habe allen Respekt vor der unverwüstlichen Spannkraft Deiner Nerven."

Reginalds Ton klang so verbindlich, er lächelte so liebenswürdig, daß Franzis nicht recht wußte, ob er ihr eine Grobheit oder eine Schmeichelei gesagt hatte. Sie entschloß sich jedoch, seine Worte für das letztere anzusehen und rief: „Ja, ich bin die einzige, die energisch gegen die körperliche Schlaffheit vorgeht. Ich würde mich zu Tode langweilen, müßte ich so indolent sein wie Jane."

Diese entgegnete nichts auf den Ausfall, sondern überließ es Reginald zu, antworten: „Das wäre ein unersetzlicher Verlust für die Welt, reizende Franzis. Übrigens bewahrheitet sich bei Euch allen die Behauptung nicht, welche einer meiner Verwandten aufstellte, daß nämlich der Aufenthalt in diesem Lande der Glut der Seele eine materielle Richtung giebt und alle Thätigkeit des Geistes und des Körpers in Genußsucht verwandelt."

„Wie traurig wäre das," rief Elisabeth warm. „Ich gebe zu, daß das Klima großen Einfluß auf den Körper und infolgedessen auch auf das Gemüt hat, sollte es aber auf unser geistiges Leben schlecht einwirken, unsere edelsten Gefühle ersticken können? Unmöglich!"

„Und doch liegt viel Wahres in Reginalds Worten," bemerkte Jane langsam. „Seht nur uns an, trotz des Vetters Höflichkeit, was findet Ihr bei uns? Was bei den Menschen, die zu uns kommen und zu denen wir gehen? Sir Henry Lawrence ausgenommen, findet man in der Unterhaltung weder Geist noch Witz, weder Lebendigkeit noch Neuheit. Die Menschen werden hier zu bequem, zu denken. Glücklicher Zufall, wenn ein neuer Roman, ein Schiffbruch oder ein Feldzug Stoff zur Unterhaltung bieten. In Ermangelung eines solchen werden die guten Freunde, die getreuen Nachbarn durchgehechelt und einer strengen Kritik unterworfen; man trennt sich höchst befriedigt nach solcher geistvollen Unterhaltung, während die Nachbarn von ihrer Veranda genau beobachten, was im Hause vorgeht. Eine beneidenswerte Existenz!"

Reginald lachte, Elisabeth aber beugte sich zu Jane und flüsterte ihr mit leuchtenden Augen zu: „Wie froh bin ich, daß Dich dies Leben nicht befriedigt."

„Jane übertreibt wie gewöhnlich," rief Franzis ärgerlich. „Wir führen ein Leben, wie es einer vornehmen Familie zukommt, wer nicht Genüge in demselben findet, muß die Schuld in sich selbst suchen. Jane hat sich niemals auch nur die geringste Mühe gegeben, sich Welt und Menschen anzupassen."

„Ich verlange ja auch von keinem, daß er sich mir anpaßt," entgegnete Jane lässig.

In diesem Augenblick trat John ein. „Die größte Hitze ist vorüber, wünschen die Damen zu fahren oder zu reiten?" fragte er.

„Zu reiten," rief Franzis schnell.

„Ich werde fahren", entgegnete Jane und wandte das Haupt halb nach Amarasanthi, „ich darf auf Deine Begleitung zählen?"

„Du bist sehr freundlich, Jane, ich fahre sehr gern, hab Dank."

„Willst Du mich auch mit Dir nehmen, Jane?" bat Elisabeth.

„Gut, so reite ich mit den Herren," rief Franzis,

warf dem Bruder eine Kußhand zu und eilte aus dem Zimmer, sich anzukleiden.

Die Sonne, der Tyrann des hindustanischen Himmels und Bodens, hatte ihre Kraft verloren. Die Schatten verlängerten sich, ihre letzten Strahlen zitterten in goldigen Tinten am westlichen Horizont. Der tiefen Ruhe des heißen Tages folgte nun das geräuschvolle Leben des Abends; unzählige Wagen, mit zwei oder vier Rädern, mit einem oder mit sechs Pferden rasselten durch die Straßen. Reiter und Reiterinnen in den elegantesten Kostümen wollten sehen und gesehen werden. Franzis war in ihrem Elemente, während ihre Schwester in kühler Gleichgültigkeit in den schwellenden Polstern ihres Wagens ruhte und schweigend der Unterhaltung folgte, die Elisabeth mit ihrer Mutter führte. Für Mrs. Wilson waren diese Spazierfahrten eine wahre Marter, namentlich jetzt, wo ihre wohlbekannte Karosse besondere Aufmerksamkeit wegen ihrer jungen schönen Gäste erregte. Amarasanthi beobachtete das Leben und Treiben in den Straßen und in den Anlagen mit der naiven Neugierde eines Kindes, ohne zu ahnen, wie reizend sie selbst mit ihren glänzenden Augen und ihren lächelnden Lippen war.

Mrs. Wilson atmete erleichtert auf, als die Stunde des Mittagsmahles sie heimrief. Böten diese Fahrten nicht die einzige Möglichkeit, frische Luft zu schöpfen, sie würde lieber daheim bleiben. Die blasse Frau gestand niemand, wie kraftlos sie sich oft fühlte, und wie unangenehm ihr das laute Treiben in den Straßen war. Es war jedoch nicht zu ändern, so ertrug sie es schweigend.

Zur Mittagstafel waren Gäste geladen, es sprach jedoch keiner so recht der im Überfluß prangenden Mahlzeit zu. Die glühende Atmosphäre hatte allen mehr oder weniger den Appetit genommen. Nach der Mahlzeit zogen sich die Herren in das Rauchzimmer zurück, wo Diener bereit standen, die langen Pfeifen von Silber und Perlmutter in Brand zu setzen, während andere mit großen Fächern den Rauchenden Kühlung zuwehten. Eine Unterhaltung konnte man die gelegentlichen Bemerkungen kaum nennen, und als Reginald sich den Damen für die Nacht empfahl, flüsterte er Elisabeth zu: „Dies Indien ist schrecklich, ich wollte, ich könnte nach England zurückkehren und Dich mit mir nehmen, Lissy.“—

In früher Morgenstunde am nächsten Tage trat die Familie des Oberst Wilson die Reise nach Simla an. Zunächst brachte sie die Bahn nach Agra, am rechten Ufer des Dschama gelegen. Der Oberst hatte seinen Damen schon erklärt, hier einige Stunden bleiben zu wollen, um seinen Gästen die Stadt und namentlich den Tadsch, das weltberühmte Grabdenkmal, zu zeigen. Sie begaben sich nach dem nahegelegenen Bungalow, der sich in Indien in fast allen Städten und auch an allen größeren Landstraßen befindet und den Reisenden als Absteigequartier dient. Diese Einrichtung ist von den Engländern getroffen und wird auch von ihnen unterhalten; jeder Reisende, ob weiß oder braun, kann hier gegen geringe Zahlung vierundzwanzig Stunden rasten, sodann muß er, falls andere Reisende eintreffen, den Bungalow, der gewöhnlich aus Wohn-, Schlaf- und Badezimmer besteht, räumen, wenn er nicht ein Abkommen mit dem nach ihm Eintreffenden trifft.

Der Oberst sandte sofort seinen Diener mit einem Billet zu einem in Agra stationierten Kameraden, ihn eine Stunde um seine Equipage zu bitten. Mr. Clive kam selbst mit derselben, die Familie seines Freundes zum Lunch einzuladen und machte Oberst Wilson scherzhafte Vorwürfe, daß er im Bungalow und nicht bei ihm abgestiegen sei.

Die Sonne drängte indessen zum Aufbruch. Man bestieg den Wagen und fuhr in die Stadt, in welcher sich das bunteste Leben entfaltete. Schreiend und lärmend drängte sich das Volk in den Bazaren. Unter prächtigen Gestalten sah man die unvermeidlichen halbnackten Fakire, die den Wagen mit ihren unverschämten Betteleien verfolgten, so daß die Reisenden froh waren, als die Stadt hinter ihnen lag und sie vor einem prachtvollen Portal hielten.

Der Oberst forderte die Seinen auf, auszusteigen, bot seiner Gattin den Arm und führte sie durch einen blütenprangenden Hain, wo sich neben dunkelgrünen Cypressen und Platanen, Rosen und Lilien in sprudelnden Bassins spiegelten. Am Ende des Haines erhob sich mit seiner 250 Fuß hohen durchbrochenen Kuppel das aus weißem Marmor bestehende Wunderwerk. Schah Dschahan errichtete es seiner Lieblingsgattin und ruht in demselben an ihrer Seite. Vier edel geformte Minarets, gleichfalls aus blendend weißem Marmor befinden sich seitwärts von dem mächtigen Kuppelbau; ein großes Portal, mit schwarzen arabischen Inschriften verziert, führt in das Innere.

Stumm standen alle, überwältigt von der traumhaften Schönheit des Kunstwerkes, das, obgleich aus Marmor, an die feinste Filigranarbeit erinnert.

„Wie ist es möglich, daß ein Menschengeist das ersinnen, Menschenhände das schaffen konnten?“ unterbrach Elisabeth endlich das Schweigen.

„Nicht wahr, es ist herrlich,“ rief der Oberst, „wohl wert, hier einige Stunden zu rasten.“

„Wie muß er sein Weib geliebt haben, daß er ihr ein solches Denkmal schuf,“ flüsterte Amarasanthi vor sich hin.

Reginald beugte sich nieder und suchte ihre Augen. „Möchtest Du so geliebt werden, Amarasanthi?“

In ihren Augen leuchtete es leidenschaftlich auf. „Ja,“ entgegnete sie und blickte weltvergessen auf das Heiligtum, „es muß die höchste Seligkeit auf Erden sein.“

Ehe Reginald zu einer Entgegnung kam, hängte sich Franzis an seinen Arm und sagte, schmachtend zu ihm aufsehend: „Nimm mich unter Deinen Schutz, Vetter, ich fürchte mich, in die Moschee hineinzugehen, die Gegenwart Toter flößt mir stets Schauder ein.“

Schweigend folgte der junge Offizier mit ihr den übrigen in das Innere und war von neuem von der Pracht und der Schönheit des Mausoleums betroffen. In der Kuppel, welche die beiden Sarkophage überwölbt, befinden sich zahllose in den Marmor eingefügte Mosaiken aus edlen Steinen, meist Blumen in

solcher Vollendung und Naturtreue darstellend, daß man in Versuchung kommt, sie für wirkliche zu halten.

Völlig hingenommen von der herrlichen Schöpfung der Baukunst, bestieg die Gesellschaft den Wagen und kehrte nach der Stadt zurück. Hier besahen sie sich noch einige Prachtbauten, genossen die Aussicht von den Pavillons und den Türmen der Perl-Moschee und fuhren sodann nach dem weitläufig und luftig angelegten Europäerviertel, wo, inmitten hübscher Gartenanlagen, einfache und vornehme Villen liegen. Hier wohnten auch die englischen Offiziere und Beamten.

Die Reisenden wurden vor Mr. Clives Haus aufs liebenswürdigste von diesem und seiner Gattin empfangen. Ein Bad und das darauffolgende Frühstück erfrischte alle ungemein nach der langen Fahrt und der Hitze, die sich schon recht bemerkbar machte. Mr. Clive wußte seine Gäste zu überreden, erst mit dem Abendzuge nach Delhi zu fahren, die Nacht dort zu bleiben und erst am andern Morgen nach Simla weiterzureisen.

Spät am Abend erreichten die Reisenden Delhi und nahmen in dem mit dem Bahnhofe verbundenen Gasthofe Wohnung. Früh am nächsten Morgen beorderte der Oberst einen Wagen, einen Teil der Stadt in Augenschein zu nehmen, ehe sie weiterfuhren. Die Stadt machte keinen großartigen Eindruck, obgleich sie breite, schattige Straßen, elegante Läden und einzelne recht schöne Bauwerke aufwies.

„Man muß nicht erst in Agra gewesen sein," bemerkte Oberst Wilson, „dann empfindet man keine Bewunderung mehr für Delhi."

„Weshalb bleiben wir dann hier, Papa?" fragte Franzis.

„Weil ich es wünsche," entgegnete er scharf und befahl dem Kutscher nach dem Trümmerfelde der alten Stadt zu fahren. Vorher sahen sie noch die Dschamma-Moschee, ein herrliches arabisches Bauwerk mit zwei hohen, weithin sichtbaren Minarets.

Die Fahrt durch den schattigen Stadtpark war angenehm; auf den ausgedehnten Trümmerfeldern des alten Delhi, das neunmal seine Lage verändert hat, lag jedoch heiße Sonnenglut. Einige Gebäude und Grabdenkmäler waren noch leidlich erhalten, namentlich das Kutab, eine unvollendete Moschee arabischen Stiles, mit zwei Minarets, deren eines zusammengestürzt ist, während sich das andere, über und über mit arabischen Ornamenten bedeckt, bis in die Wolken erhebt.

Man näherte sich nun von einer andern Seite der Stadt und wunderte sich über die ungeheuere Volksmasse. Laute Trommelklänge, Cymbeln, Pauken und Tambourins verkündeten, daß irgend ein heidnisches Fest gefeiert wurde.

„Das Fest der Göttin Kali," erklärte der Kutscher.

„Was ist denn das für eine Dame?" fragte Reginald.

„Amarasanthi wird es Dir gewiß sagen," versetzte Franzis.

„Gerne, Vater hat mir von diesen schrecklichen Festen erzählt. Die Kali ist die Schutzgöttin der Diebe, Räuber und Mörder und nach dem Glauben des Volkes äußerst blutdürstig. Das Fest, das ihr zu Ehren gegeben wird, ist jedesmal mit großer Grausamkeit und viel Selbstpeinigung verbunden. Viele Menschen finden bei demselben ihren Tod oder erliegen später ihren Verletzungen."

„Hoffentlich sind wir nicht Zeuge schrecklicher Scenen," sagte Mrs. Wilson angstvoll.

Der Oberst zuckte die Achseln. „Du mußt Dir nicht viel dabei denken, meine Liebe. Ich glaube, diese religiösen Fanatiker empfinden die Qualen, die sie sich freiwillig auferlegen, nicht in dem Maße, wie wir es annehmen."

Die Pferde konnten vor der sich stauenden Menschenmenge nur Schritt für Schritt weiterkommen, folglich konnten die Insassen des Wagens alles, was sich zutrug, voll in Augenschein nehmen. Immer dichter ward der Strom der Menschen, die nach dem Tempel drängten. Vor jedem zusammengehörenden Haufen gingen Trommelschläger und die zur Pein bestimmten Opfer. Männer und Frauen waren aufs beste geschmückt, die meisten in weißen Gewändern mit bunten Fahnen, Flaggen, Götzenbildern und mythologischen Figuren. Nun näherte man sich dem Tempel. Vor der Thür desselben standen eine Anzahl Brahminen, die Opfergaben des Volkes in Empfang zu nehmen; dafür teilten sie geheiligte Blumen, die in Haufen neben ihnen lagen und die mit größter Ehrfurcht in Empfang genommen wurden, aus. Unter der Menschenmenge fiel namentlich eine Gruppe Selbstpeiniger auf. Einige hatten ihre losen Gewänder und ihre Stirn mit rosenroter Farbe bestrichen, andere sich mit Asche beschmiert; einige trugen Blumenguirlanden um den Hals, andere hatten verschiedene Werkzeuge: eiserne Stangen, Bambusrohre, Stricke, auch wohl lebendige Schlangen, denen die Giftzähne ausgebrochen waren. Unter schauerlicher Musik drang die ganze Menge in den Tempelhof.

Mrs. Wilson atmete tief auf. „Gott sei Dank, daß wir nicht sehen, was sich dort zuträgt."

Elisabeth war blaß geworden. „Wenn man den armen, verblendeten Menschen doch helfen könnte," sagte sie in tiefem Mitleid.

Reginald nickte ihr zu. „Ja, Lissy, wenn ich an Eure braune Kolonie auf Eurer Station denke, so muß ich sagen, sie sind glücklicher als diese armen Kerls."

„Das ist alles Begriff," entgegnete der Oberst, „ich bin sicher, daß diese Menschen nach Beendigung ihres Festes vollkommen befriedigt sind und sich sicher unter dem Schutze ihrer Göttin glauben."

„Du sprichst nicht im Ernst, lieber Onkel?" fragte Elisabeth erschrocken.

„Nun ja, Kind, Du wirst zugeben müssen, daß der Begriff vom Glück äußerst verschieden ist."

„Was irdische Hoffnungen und Wünsche anbetrifft, allerdings," gab diese zu.

„Nun siehst Du wohl, Kleine? Du kannst glauben, dies braune Volk ist in seiner Art auch glücklich."

Elisabeth schüttelte seufzend das blonde Haupt, schwieg aber.

Im Gasthofe angelangt, ruhten sie erst eine

Weile, ehe sie sich zum Frühstück versammelten. Dasselbe war fast beendet, als ein gewaltiger Lärm, schauerliche Musik und wildes Geschrei sie ans Fenster rief. Eine große Volksmenge hielt ihren Umzug durch die Stadt, begleitet von schrecklichem Getöse. In der Mitte des Volkshaufens schritten die blutüberströmten, entstellten, mit vor Schmerz verzerrten Gesichtern und wild funkelnden Augen, die Selbstpeiniger. Einige waren nicht imstande, ohne Hilfe zu gehen, andere taumelten, fast sinnlos vor Schmerz und Blutverlust, dahin. Das Volk, halb toll vor Aufregung, jubelte ihnen zu und gebärdete sich wie unsinnig. Ein unheimlicher, grauenvoller Anblick, der die ganze entsetzliche Finsternis des Heidentums zeigte.

Elisabeth wandte das blasse, thränenfeuchte Antlitz dem Oberst zu. „Hältst Du auch diese bedauernswerten Menschen für glücklich, Onkel?“ fragte sie bebend.

Er strich in nervöser Unruhe seinen Bart. „Sie sind in ihrer Weise befriedigt, gewiß,“ entgegnete er gereizt, „weshalb würden sie sich sonst solche Pein auferlegen? Seht Ihr aber nicht, Jane und Franzis, daß Eure Mutter mit einer Ohnmacht kämpft? Bemüht Euch, bitte, um sie. Daß Ihr auch bei dem geringsten Geräusch an die Fenster stürzen müßt! Das ist aber die weibliche Neugierde. Das habt Ihr nun davon. Nun wirst Du gewiß nicht imstande sein, weiterzureisen, Louisa, und man ist verurteilt, in diesem langweiligen Nest zu sitzen. Schöne Aussichten!“

Mrs. Wilson richtete sich mühsam auf. „Beruhige Dich, Gilbert,“ bat sie schwach, „mir ist schon besser.“

Elisabeth streichelte mitleidig die Hände der blassen Frau, die ihr in tiefster Seele leid that.

„Du wirst Dich doch entschließen müssen, Papa, unsere Abreise bis zum zweiten Zuge aufzuschieben, Mama ist nicht fähig, mit dem ersten zu fahren,“ sagte Jane.

Ihr Vater fuhr zornig auf. „Was fällt Dir ein? Wie können wir gerade in der heißesten Tageszeit abreisen?“

Jane zuckte in kühler Ruhe die Schultern. „Dann warten wir bis zum Abend.“

„Nein, nein,“ rief Mrs. Wilson, „es geht mir ja viel besser, ich bin vollkommen wohl. Laß uns ruhig reisen, wie Du es bestimmt hattest, Gilbert.“ Sie stand auf, fuhr mit bebenden Händen über ihr leicht ergrautes Haar und sah ihren Gatten ängstlich bittend an.

„Gut, wenn Du Dich wohl fühlst, reisen wir. Ich wüßte keinen vernünftigen Grund, noch hierzubleiben. Kleidet Euch an, in zehn Minuten geht der Zug.“

Reginald beugte sich zu Elisabeth. „Meine Frau dürfte nicht solche Furcht vor mir haben, es wäre mir unerträglich,“ flüsterte er.

Ein leises Lächeln glitt über ihr liebliches Antlitz. „Sei ohne Sorge, guter Regie, vor Dir Furcht zu haben, wäre ein Kunststück.“

Er blickte ihr entzückt nach, sie war und blieb sein Ideal.

Es war eine recht schweigsame Gesellschaft, die dem Gebirge entgegenreiste. Die in Delhi empfangenen Eindrücke ließen sich nicht so schnell verwischen, und die sichtlich schlechte Laune von Oberst Wilson trug nicht dazu bei, die Unterhaltung unbefangen und heiter zu gestalten, trotz Reginalds Bemühungen.

Allmählich ward die Gegend schöner. Nach sechsstündiger Fahrt tauchten die Berge des Himalaya auf, und gegen Abend langten die Reisenden in Umballa an, von wo eine Landstraße nach dem siebentausend Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Luftkurort hinaufführte. Simla wurde schon damals von reichen Beamten- und Offiziersfamilien als Sommeraufenthalt erwählt, wenn die Hitze in der Ebene zu sehr überhand nahm. Am Südabhange des Himalaya gelegen, hat es selbst im Hochsommer eine verhältnismäßig niedrige Temperatur. Lassen die Mittagsstunden zuweilen auch wohl den Europäer empfinden, daß er sich im Lande der Sonne befindet, so bringen die Morgen und Abende und namentlich die Nächte doch eine angenehme Kühle mit sich, die erfrischend auf Geist und Körper wirkt. —

Oberst Wilson hatte einen der zerstreut liegenden, einfach aber wohnlich eingerichteten Bungalows gemietet und befand sich seit acht Tagen mit seiner Familie an dem Orte. Elisabeth durchschritt eines Morgens den Garten und blieb bewundernd an ihrem Lieblingsplatze stehen. Das Haus lag höher als die übrigen, man konnte bei klarem Wetter tief in die Ebene hinabsehen, die durch das mächtige Strombett des Satledsch und seiner zahlreichen Nebenflüsse belebt wird. Hier und da leuchtete im Sonnenlichte eines der glänzend weißen Minarets der großen Städte auf und hob sich wirkungsvoll von den dunklen Waldungen ab. Elisabeth wandte den Blick den Bergabhängen zu. Sie waren felsig, stellenweise waldlos, offen, grasreich, die niederen Vorberge mit Gesträuch bewachsen; etwas höher hinauf folgte die belaubte Region, die Gräser und Kräuter trugen einen vorwiegend tropischen Charakter. Der zusammenhängende Wald begann erst bei Simla und bestand aus Nadelhölzern, Eichen und Rhododendron.

Elisabeth hatte bei dem Anblick der Eichen gejubelt. Sie glaubte sich in ihr geliebtes Deutschland zurückversetzt und sie war glücklich, wenn sie unter ihrem Schatten der froh verlebten Jugendjahre gedenken konnte; unter den Eichen träumte es sich besonders schön. Sinnend folgte ihr Blick einem der wenigen Bäche, die zu Thal fließen und ihren Lauf auf den fast waldlosen Abhängen durch das tiefe Grün der Kräuter und Gräser an ihren Ufern verkünden.

Da trat Reginald zu ihr. „Guten Morgen, anmutigste der Cousinen, Du beschämst uns Langschläfer sämtlich.“

„Die Morgenstunden sind hier besonders schön; die herrliche Luft, die köstliche Stille fordern zum Nachdenken, zum Träumen auf.“

„Und ich habe Dich gestört! Schicke mich nicht fort, Lissy!“

Er sah sie so flehend an, daß sie ihm lächelnd die Hand bot. „Nein, guter Regie, bleibe nur, Du

störst mich nicht. Es wird nun auch Zeit, das Träumen zu lassen, ich glaube, im Hause regt es sich schon."

„Darf ich fragen, wo Deine Gedanken weilten, Elisabeth?"

Sie sah nachdenklich in die sonnendurchleuchtete Ebene hinab. „Bei dem armen Heidenvolke, dem ich mein Leben widmen will. Ich kann den schauerlichen Anblick in Delhi nicht vergessen; es war das erste Mal, daß ich dergleichen sah. Vater hat uns als Kinder stets davor gehütet, und jetzt habe ich unser stilles Missionsgebiet erst wenig verlassen, folglich keine Gelegenheit dazu gehabt."

„Arme Lissy, es war allerdings kein Anblick für Euch Damen. Aber sage mir, Cousine, ist es Dein Ernst, daß Du Dein ganzes Leben diesem schrecklichen Volke widmen willst? Auch jetzt noch? Ich glaubte, Du sehntest Dich fort aus einem Lande, in dem —" er stockte verwirrt, als er ihren klaren Blick auf sich gerichtet sah.

„Du irrst, Reginald, wenn Du glaubst, daß ich einem Lande den Rücken kehren wollte, weil ich bitteres Leid in ihm erfahren habe. Was kann das Land, was das arme braune Volk dafür? Mein Leben gehört ihm, so lange mir Gott Kraft und Gesundheit läßt."

„Du meinst in Indien zu bleiben, so lange Deine Eltern hier weilen, aber dann, nicht wahr, Elisabeth, dann kehrst Du mit ihnen nach England zurück?"

Sie achtete nicht auf seinen dringenden Ton, ihr Auge folgte dem Laufe des Stromes, und ihre Gedanken eilten nach einem stillen, einsamen Missionshause, das der Herrin entbehrte. „Nein," entgegnete sie weich, „ich bleibe auch dann noch hier."

„Das ist grenzenloser Unsinn, geradezu ein Mord, den Du an Dir begehst! Du siehst doch, daß Du das Klima nicht verträgst!"

Befrembet durch seine Heftigkeit, wandte sie ihm das schöne Antlitz zu. „Was hast Du nur, Reginald?"

Aufatmend strich er sich über die Stirn. „Verzeih, Elisabeth, Du kannst einen aber durch Deine Vorliebe für dies braune Heidenvolk ganz toll machen. Könnte nichts, gar nichts Deinen Entschluß ändern?"

„Nein, ich wüßte nichts."

„Auch nicht die Liebe zu Deinen Eltern?"

„Sie werden mich gerne hier lassen."

„Allein und unbeschützt? Unmöglich!"

Eine feine Röte stieg in ihr holdes Antlitz. „Ich werde nicht allein und unbeschützt zurückbleiben," entgegnete sie leise.

Er blickte sie einen Augenblick starr an. „Elisabeth!" schrie er dann auf und ergriff ungestüm ihre Hand, „es ist nicht möglich, daß Du ‚ihm' verzeihen kannst?"

Ein weiches Lächeln umspielte ihre Lippen. „Ich liebe ihn, Reginald," entgegnete sie einfach.

„So willst Du Dich dem antragen, der Dich verschmäht hat?"

„Das kannst Du nicht von mir glauben," entgegnete sie in ruhiger Würde. „Er hat um meine Verzeihung gebeten und sich eine Prüfungszeit auferlegt, um den Eltern und mir zu beweisen, daß er ein anderer geworden ist. Ich warte in gläubigem Vertrauen auf ihn."

Die Röte der Erregung in seinem Antlitz wich einer jähen Blässe. Er lachte spöttisch auf. „Ich Thor, der ich mich durch Deine wiederkehrende Heiterkeit täuschen ließ. Ich wähnte, Du hättest überwunden, den vergessen, der —" er brach jäh ab und trat zur Seite.

Sie sah ihn verständnislos an, dann folgte sie ihm und legte sanft die Hand auf seine Schulter. „Reginald, was hast Du nur? Kannst Du mich denn nicht verstehen?"

Er wandte ihr seine heißen, lodernden Augen zu. „Ja, ich verstehe, daß Deine Liebe ein Schatz ist, den ich bis zu dieser Stunde noch nicht voll gewürdigt habe, der nicht mir gehört, sondern jenem — jenem Priester."

Sie wich erbleichend zurück. „Reginald," stammelte sie bebend.

Er trat dicht an sie heran; seine Stimme klang heiser vor Aufregung. „Weißt Du, Elisabeth, daß ich ihn hasse? Ich könnte ihn niederstrecken, wenn er plötzlich vor mir stände."

Alles Blut wich aus ihren Wangen, sie hielt aber seinen Blick furchtlos aus. „Nein, Reginald, das würdest Du nicht," entgegnete sie sanft, „ich kenne Dich besser, Du wärest keines feigen Mordes, noch irgend einer unehrenhaften Handlung fähig."

„Meinst Du? Weißt Du denn nicht, daß es mir eine Lust war, Deinen Verlobten zu reizen? Ihn in Deinen Augen herabzusetzen?"

„Reginald, es ist nicht wahr," rief sie angstvoll aus.

Er achtete nicht darauf, ungehemmt entströmten ihm die Worte. „Ich empfand schnell, schon beim ersten Sehen, welcher Glut und Leidenschaft dieser Mann fähig war, es reizte mich, seine inneren Kämpfe zu beobachten und sie herauszuforbern. Ich gönnte Dich ihm nicht, ich liebte Dich schon, als Du noch in England warst. Narr, der ich war, daß ich Dich, im Bewußtsein, Deiner sicher zu sein, reisen ließ. Als ich hierher kam, lediglich um mir die Braut zu holen, und Dich als die eines andern fand, war ich außer mir; nachdem ich Dich aber öfter mit ihm zusammen sah, dachte ich, es müßte ein leichtes Spiel sein, den Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen. Seine grenzenlose Eifersucht, Deine Ahnungslosigkeit kamen mir zu Hilfe. Es entwickelte sich alles, ohne daß ich mehr zu thun hatte, als ihn durch kleine harmlose Äußerungen zu reizen und seine Eifersucht zu schüren. Ich habe die Liebe eines Frauenherzens nie sehr hoch geachtet, sonst hätte ich es vielleicht nicht so weit getrieben. An jenem verhängnisvollen Morgen erwachte ein besseres Gefühl in mir, Dir zuliebe, und ich hätte mich bemüht, ihn zu beruhigen, hättest Du mich nicht zurückgewiesen. So ließ ich dem Verhängnis seinen Lauf. Als er Dich so unwürdig behandelt und verlassen hatte, wütete ich gegen ihn; hätte ihn nicht sein geistliches Gewand geschützt, ich hätte ihn geforbert, Dich zu rächen. Und doch empfand ich eine leidenschaftliche Freude, daß Du nun wieder frei warst. Es galt Dich nun

zu gewinnen, daß ich aber langsam vorgehen mußte, merkte ich. Dein blasses, leidendes Aussehen, Deine stille, rührende Trauer hielten mich in meinen Schranken, nun aber glaubte ich, Du habest überwunden. Konnte ich ahnen, daß Deine Liebe ihm noch immer galt? Ich habe zwar nie an reine Frauenliebe geglaubt, mich aber leidenschaftlich danach gesehnt, sie kennen zu lernen. Nun bin ich ihr begegnet, aber was nützt sie mir, da sie nicht mir gilt?"

Elisabeth hatte sich gegen einen Baum gelehnt und blickte schaudernd in den Abgrund, der sich ihr erschloß. „O Reginald, und die Eltern hatten Dir vertrauensvoll ihr friedliches Haus als Heimat erschlossen," sagte sie kummervoll.

Er lachte spöttisch auf. „Nicht wahr, das hast Du nicht von dem harmlosen Regie erwartet? Elisabeth, sieh mich nicht so an," er lag plötzlich zu ihren Füßen. „Ich weiß, ich bin leichtfertig, schlecht, ehrlos, wenn Du willst, das Schlechteste aber, was ich in meinem Leben that, war, daß ich Deinen Seelenfrieden störte, Du Heilige. Vergieb mir, ich könnte das Leben nicht ertragen, wenn Du mich verachtetest. Hilf mir, Elisabeth, ich bin ein verlorener Mensch, wenn Du mich jetzt von Dir stößt."

Sie trocknete die strömenden Thränen. „Steh auf, Reginald, und mäßige Dich."

Er sprang empor. „Du hast nun Dein ganzes schönes Vertrauen zu mir verloren, Elisabeth? Du würdest am liebsten voller Abscheu vor mir fliehen."

Sie sah zu ihm auf. Wie war das sonst so kecke, übermütige Antlitz verändert. „Nein, Reginald," sagte sie, „ich werde mich niemals vor Dir fürchten, stets Deiner Ehre vertrauen. Ich glaubte trotz allem nicht, daß Du absichtlich an mir, die Du zu lieben meinst, so schlecht gehandelt hast, Du bist der Versuchung erlegen und hattest Dir die Folgen nicht klar gemacht. Gott hat alles zum Besten gelenkt, ihm wollen wir danken."

„Kannst Du mir vergeben, Elisabeth?"

Sie reichte ihm stumm die Hand, die er in scheuer Ehrfurcht an die Lippen führte. „Meine Heilige," flüsterte er, „wenn ich noch einmal ein anderer Mensch werde, so verdanke ich es Dir allein."

Sie wies zu dem tiefblauen Himmel auf. „Suche Dir einen besseren Halt als ich Dir sein kann, Reginald. Und nun laß mich, bitte, allein."

Er zögerte noch. „Soll ich Dir Amarasanthi senden?"

Sie schüttelte das blonde Haupt, und er ging.

Elisabeth wankte zu einer Bank, setzte sich und barg das Antlitz schluchzend in den Händen. Wurde ihr Vertrauen denn überall getäuscht? O, wie war die Welt so voll Sünde und Fehl! Konnte sie sich aber ganz frei sprechen von Schuld? Hatte sie nicht durch ihre immer gleiche Herzlichkeit Gefühle und Wünsche in Reginalds Herzen genährt, die sie nun tief demütigten? Wie konnte er nur so gering von der Liebe eines Mädchenherzens denken, daß er glauben konnte, es wechsele den Gegenstand wie ein Kleid. Eine brennende Schamröte überflutete ihr Antlitz. Wenn sie doch heim könnte zu Vater und Mutter, sich unter ihren Schutz flüchten! Reginald gar nicht wiederzusehen brauchte! Hatte er sie aber nicht um ihre Hilfe gebeten? Es hatte sich noch niemals ein Mensch vergeblich an ihr warmes Herz gewandt. Sie fühlte, daß jetzt nur ihr Vertrauen und ihre Achtung den leichtsinnigen Menschen hielt. Welche Verantwortung für sie! Gewohnt aber, alle ihre Sorgen auf den Herrn zu werfen, beugte sie das Haupt zu stillem Gebet.

Beruhigt erhob sie sich dann, ins Haus zu gehen. Ihre Augen blickten zwar trübe und ihre Wangen waren erschreckend bleich, auf ihren Zügen aber lag der alte friedvolle Ausdruck, der ihnen einen so großen Reiz verlieh.

Amarasanthi kam ihr entgegen. „Wo warst Du, Schwesterherz, ich habe Dich schon überall gesucht? Wie siehst Du aber aus, Elisabeth, bist Du krank?"

„Nein, liebste Amaranth, beruhige Dich, ich habe nur Kopfschmerz; es wird besser werden, sobald ich etwas geruht habe. Willst Du mich bei Tante entschuldigen, daß ich nicht zum Frühstück komme?"

Amarasanthi sah sie forschend an, sagte jedoch nichts, sondern führte die Leidende sorgsam auf ihr Zimmer und half ihr sich niederlegen. „Nun ruhe, mein Liebling, ich werde dafür sorgen, daß Dich niemand stört."

Sie küßte sie zärtlich und ging in das Frühstückszimmer, wo sie schon alle, außer Reginald, versammelt fand. Sie entschuldigte Elisabeth, und man setzte sich zu dem ziemlich schweigsamen Mahle.

Der Oberst durchsah die eingelaufenen Zeitungen und Briefe. „John hat seinen Urlaub erhalten und gedenkt heute oder morgen einzutreffen," bemerkte er.

Die Schwestern schwiegen, Mrs Wilsons blasses Gesicht aber leuchtete freudig auf; ihr stand von ihren Kindern der Sohn am nächsten. Er hatte die meiste Rücksicht und Fürsorge für sie, die sie ihm mit ihrer ganzen mütterlichen Liebe vergalt.

Franzis spähte unruhig aus dem Fenster. „Wo bleibt nur Reginald heute morgen?" fragte sie endlich verdrießlich.

„Er hat meines Wissens keine Adresse hinterlassen," entgegnete Jane gelassen.

Franzis schleuderte ihr einen zornigen Blick zu, schwieg aber aus Rücksicht auf des Vaters Gegenwart.

Der Vormittag schlich langsam hin, erst gegen Mittag erschien Reginald erhitzt und erregt. Er habe sich auf seinem Morgenspaziergange verirrt, erklärte er lachend und bat tausendmal um Entschuldigung, daß er den Damen erst so spät am Tage seine Ehrfurcht zu Füßen lege. Er warf unruhig forschende Blicke auf Amarasanthi, welchen diese indessen völlig unbefangen begegnete. So hatte Elisabeth also nichts verraten, nicht einmal der Schwester. Das sah ihr ähnlich!

Helle Röte stieg ihm in die Stirn, als sie beim Mittagsmahl erschien, sie wußte jedoch seine Erregung durch ihr gleichmäßig freundliches Wesen zu zügeln. Alle hielten den Vetter für ausnehmend lustig, aber keiner ahnte etwas Besonderes, nur Amarasanthi ließ die dunklen Augen forschend von einem zum andern schweifen.

Im Laufe des Tages traf John ein, mit

lebhafter Freude von Reginald begrüßt. Er überredete den Vetter sogleich zu mehreren Ausflügen ins Gebirge, worauf dieser, zu Franzis Ärger, bereitwillig einging. Es litt Reginald nicht im Hause, ein heißes Schamgefühl trieb ihn aus Elisabeths Nähe. Diese verstand ihn und suchte, so weit sie es unauffällig konnte, ihn zu vermeiden.

„Ich sehe gar nicht ein, weshalb wir Damen nicht mit von der Partie sein können," rief Franzis verdrossen; „es ist recht ungalant von Dir, Vetter, uns nicht gleichfalls aufzufordern."

„Erkenne darin nur meine Rücksicht auf Euch, holde Franzis," lautete die Antwort.

„Ein Streifzug ins Gebirge ist nichts für Damen," erklärte John energisch. Damit war die Sache für ihn abgemacht, nicht aber für seine Schwester.

Als beide Herren am nächsten Morgen das Haus verlassen hatten, ging sie zu einer Dame, deren Bekanntschaft sie schon am zweiten Tage gemacht hatte. Mrs. Wheeler, eine reiche, pikante Witwe, kam ihr mit ihrer grenzenlosen Gefallsucht zwar sehr ins Gehege; um ihren Plan auszuführen, brauchte Franzis sie aber. Beide Damen berieten lange und eifrig miteinander und trennten sich endlich lachend und sehr befriedigt.

Am nächsten Abend, als alle in der Veranda saßen, erschien Mrs. Wheeler in der Wilsonschen Wohnung. „Ich will die Herrschaften nur gleich mit meinem Anliegen bekannt machen," sagte sie nach der Begrüßung. „Ich habe mich mit mehreren Bekannten, Damen und Herren, verabredet, übermorgen einen größeren Ausflug zu unternehmen und möchte die Herrschaften bitten, sich uns anzuschließen. Nicht wahr, lieber Mr. Wilson, wir dürfen auf Sie und Ihre liebe Familie rechnen? Ich habe meinen Freunden, von denen Sie übrigens die meisten kennen, Hoffnung auf Ihre liebenswürdige Begleitung, an der uns sehr viel liegt, gemacht, nicht wahr, wir täuschen uns nicht?"

„Sicher nicht, meine werte Mrs. Wheeler," versetzte der Oberst geschmeichelt, „ich werde mich selbstverständlich der Gesellschaft mit meiner Familie anschließen. Wohin soll es gehen, wenn ich fragen darf?"

„Wir möchten Sie um Ihren erfahrenen Rat bitten," entgegnete Mrs. Wheeler mit schmachtendem Augenaufschlag. Sie hatte ihren Plan bereits vollständig entworfen, verstand es aber, den Oberst so geschickt auf denselben hinzuleiten, daß er schließlich glaubte, der Urheber desselben zu sein. Dann wandte Mrs. Wheeler sich an die jüngeren Glieder der Familie und fragte mit dem liebenswürdigsten Lächeln, ob sie auch ihrer aller Zustimmung sicher sei, nachdem sie das gestrenge Oberhaupt für sich gewonnen habe.

„Natürlich, wir sind mit Vergnügen bereit, wenn auch ein Streifzug ins Gebirge nichts für Damen sein soll," rief Franzis und warf ihrem Bruder einen triumphierenden Blick zu.

Dieser wandte sich, ohne auf sie zu achten, an Mrs. Wheeler. „Auf unsere Begleitung dürfen Sie, da mein Vater für uns alle angenommen hat, rechnen, Mrs. Wheeler, ich bin aber nicht sicher, ob sich meine Mutter uns anzuschließen wünscht."

Eine helle Röte stieg in Mrs. Wilsons blasses Antlitz, ängstlich blickte sie von dem Sohne zu dem Gatten. „Wenn es Dir recht ist, Gilbert," sagte sie zaghaft, „so möchte ich lieber zu Hause bleiben, solche Partien greifen mich immer sehr an, wünschest Du aber —"

„Nein, nein, Louisa," unterbrach der Oberst sie gut gelaunt, „Du kannst natürlich thun, was Du magst, meine Liebe."

„So bleibe ich daheim," erklärte die blasse Frau mit sichtlicher Erleichterung. Mrs. Wheeler bedauerte lebhaft, empfahl sich aber bald.

Der Morgen, an dem der Ausflug stattfinden sollte, brach frisch und sonnenklar an. Alle hatten sich mit Ausnahme von Mrs. Wilson und Elisabeth schon im Frühstückszimmer versammelt. Da trat letztere ein, und nachdem sie allen einen freundlichen Morgengruß geboten, ging sie auf den Oberst zu.

„Ich wollte Dich bitten, lieber Onkel, mich hier zu lassen, ich möchte lieber bei Tante bleiben."

Oberst Wilson blickte sie verwundert an. „Was soll das heißen, Kind? Aus welchem Grunde?"

Sie errötete leicht. „Ich kann Dir keinen andern angeben, lieber Onkel, als daß ich sehr viel lieber bei Tante bleiben möchte."

„Das ist gewiß wieder ein Einfall von ihr, ich werde sie gleich zur Rede stellen, wie kann sie verlangen —"

„Bitte, lieber Onkel, bleibe hier, Tante Louisa weiß nichts davon."

„Ich denke, Vater, daß Du Elisabeth nicht zwingen wirst, uns gegen ihren Willen zu begleiten," warf John ein.

Der Vater fuhr heftig auf. „Ich zwinge niemals eine Dame, merke Dir das, Mr. John. Meinetwegen können wir alle zu Hause bleiben, mir ist die Freude an der Partie schon vergangen."

„Durch meine Weigerung? Nein, das darf nicht sein," rief Elisabeth und legte den Arm um den Nacken des erregten kleinen Herrn. „Wenn Du es wünschest, komme ich natürlich mit, lieber Onkel; und wenn Du magst, erwähle ich Dich heute zu meinem Kavalier."

Es war unmöglich, dem lieblichen Mädchen zu widerstehen. Die Falten auf des Obersten Stirn glätteten sich und der Gedanke, der Kavalier des schönsten Mädchens zu sein, zauberte ein Lächeln auf seine Lippen. „Siehst Du, Lissy, jetzt bist Du ein vernünftiges Mädchen, was hattest Du nur?"

„Launen, Onkelchen," entgegnete sie lächelnd, „eine Dame darf sich doch einmal Launen erlauben?"

„Gewiß, Kind, gewiß," entgegnete der Oberst und kniff gut gelaunt in ihr rosiges Ohrläppchen. „Wenn man so jung und hübsch ist, darf man sich alles erlauben."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Nachsommer der Liebe.

Der Sommer ist vergangen.
Doch der Rosenstrauch und der Apfelbaum
Nochmals in Blüten prangen
Und träumen einen Lenzestraum.

So treibt eine alte Liebe,
Die längst ich geglaubt vergessen und tot,
Auf einmal neue Triebe —
Mich umdämmert ein Frühlingsabendrot.

Eduard Heß.

Aus dem Froschleben.

Ein zeitgemäßes Märchen.

Von **Helene Menzel.**

In einem großen Teich lebte ein Volk von Fröschen. Am Tage war ihr Leben nicht beneidenswert. Da waren sie auf der rastlosen Jagd nach Erwerb und lebten in der beständigen Furcht vor einem Stärkeren oder Schlaueren, der einen fetten Bissen wegschnappen konnte.

An schönen Sommerabenden aber fanden auch die Frösche das Leben schön und lebenswert. Dann schwärmten sie von Mondenschein und Sternennächten und stimmten froh mit ein in das große Liebeslied der Natur.

Der Mond in seiner welterhabenen Ruhe nahm ihren wunderbaren Huldigungsgesang ohne Mißbilligung auf. Hörte er doch täglich auf seinem Wege Milliarden von Geschöpfen zu seinem Lobe singen, seufzen, girren, zirpen und flöten.

Seit einiger Zeit indessen schien das Volk der Frösche von einer großen Frage bewegt. Lebendiger als sonst ging es in dem Froschteich zu, und der Mond, der als alter Weltweiser auch die kleinsten Erscheinungen nicht gering achtete, begann sich für die Vorgänge im Froschteiche zu interessieren.

Bei genauerem Zusehen gewahrte er, daß sich so manches in den Sitten des Froschvolkes verändert hatte.

Junge Fröschinnen, die früher nur im Schutze der Froschmutter gesehen wurden, steckten jetzt keck die Köpfe aus dem Teich hervor und quakten tapfer mit in dem abendlichen Konzert. Ja, es wollte dem Beobachter scheinen, als ob das Gequak der Jungen durchaus nicht immer harmonisch mit dem Lied der Alten zusammenklänge.

Andere junge Fröschinnen hüpften kühn in das nahe Schilf oder sprangen auf einen der höchsten Schachtelhalme, um sich so einen freieren und weiteren Blick zu verschaffen.

Noch andere nahmen gar den Weg über ein großes breites Wasser auf eine schöne bunte Wiese, um die Sprache der Wiesenfrösche zu erlernen. Denn das Lernen und Lehren war unter den weiblichen Fröschen im Schwange wie noch nie zuvor, es gab sogar eine ganze Anzahl unter ihnen, die wollten ebenso viel lernen und ebenso viel können als die Froschmänner.

Nachdem der Mond solches beobachtet hatte, zog er eine dunkle Wolkenwand vor sein rundes Antlitz und dachte über die neuen Erscheinungen in der Froschkultur ernsthaft nach.

Und so lange blieb er hinter seiner Denkerwand, daß infolge der plötzlich eingetretenen Finsternis einige höchst komische Verwechselungen im Froschteiche vorkamen. Als er aber endlich wieder leuchtend hervortrat, da war das Resultat seines Nachdenkens auch sternenklar.

Warum wollten es die Froschmägdlein mit aller Macht den Männern gleich thun, statt in aller Ehrbarkeit und Sittsamkeit auf edle Weiblichkeit dressiert zu werden? Weil es in dem Froschteich auch für die alleredelste Weiblichkeit nicht genügende Verwendung gab. Und warum gab es keine Verwendung dafür? Weil der Froschmägdlein viel zu viel im Teiche waren.

So war der Mond der Sache auf den Grund gegangen, und das will viel sagen, wenn es sich um den Grund einer Erscheinung in einem trüben Froschteich handelt.

Leider mußte sich jedoch der große Denker überzeugen, daß das Volk der Frösche aus eigener Erleuchtung schon ebenso viel erkannt hatte, denn eine junge Fröschin (mit einer sehr steifen Halsbinde, die ihr etwas Männliches gab) hielt von einer Schmakebuzie herab einen wohlgeordneten Vortrag über die gegenwärtige Überzahl des weiblichen Froschgeschlechts im Vergleich zu dem männlichen. Dann verbreitete sie sich über die Stellung der Froschfrau zu allen Zeiten und in allen Teichen der Welt und mit besonderem Nachdruck berichtete sie, daß es in der Geschichte des Froschvolkes immer Frauen gegeben habe, die sehr Hervorragendes geleistet hätten.

Der Mond konnte nicht umhin zu bemerken, daß die Rednerin ein bißchen weit ausholte und er begriff auch nicht recht, wie der jetzigen Froschfrau damit geholfen werden könnte, aber er hörte ihr ebenso höflich zu, wie die große Versammlung der Frösche im Schilf.

Freilich waren lange nicht alle Einwohner des Teiches versammelt, denn viele verhielten sich der großen Tagesfrage gegenüber sehr lau. Da gab es Frösche, die große liegende Gründe im Teiche besaßen, und andere, die einen so schwunghaften Handel mit Fliegen, Mücken und allem, was einem Frosch erreichbar ist, betrieben hatten, daß sie und ihre Kinder und Kindeskinder in behaglichster Ruhe von dem Erworbenen zehren konnten. Diese Väter waren natürlich nicht besorgt um das Schicksal ihrer Kinder, denn kaum hatte eine solche Erbtochter das Allernötigste gelernt, so fanden sich zahlreiche wohlbestallte Froschjünglinge, die das Fräulein und die liegenden Güter sehnlichst begehrten.

Ganz unbekümmert um die neue Richtung waren auch die Frösche aus der untersten Schicht des Volkes.

Bei ihnen war es ja von jeher Sitte, daß die Froschfrau tapfer mithalf, die Familie zu ernähren. Daher liebten und lebten die Plebejer unter den Fröschen nach wie vor schlecht und recht, manchmal mehr schlecht als recht.

So ging die große Bewegung eigentlich nur die mittleren Volksschichten an, denn in diesen gab es viele Froschtöchter, die behaupteten, es wäre durchaus nicht so holdselig und tugendsam, fein artig still zu sitzen, bis ein Fröschling sie von dem stumpfsinnigen Warten erlöse. Und sie verlangten,

man solle sie nur ebenso unterweisen und an denselben Platz stellen wie ihre Brüder, dann würden sie auch dasselbe leisten.

Anfangs wurden diese Behauptungen verlacht und die Vorschläge fielen ins Wasser. Allmählich aber, als die Forderungen immer dringender gestellt wurden, machte man den lernbegierigen Froschmägdlein einige Zugeständnisse. Aber die regierenden Froschherren, die solches thaten, sahen sauer dazu, schüttelten bedenklich die Köpfe und gebärdeten sich, als ob sie einem unvernünftigen Froschbaby ein mächtiges Stück Fliegenbraten bewilligten, an dem es sich sicher den Magen verderben würde.

Die Fröschinnen gingen indes immer weiter in ihren Forderungen und erhitzten sich die Köpfe mit selbsterfundenen Geschichten, in denen die Männer alle als elende Wichte dargestellt wurden, haltlos wie die erbärmlichsten Grashalme, während die Froschfrauen sämtlich wahre Fabeltiere waren, voll Charakterstärke und Edelmut.

Als der Mond nach einiger Zeit wieder einer Froschversammlung im Schilf beiwohnte, fand er die Menge bereits in verschiedene Lager geteilt.

Der Redner einer größeren Gruppe führte aus, daß die Überzahl der Froschmädchen als ein Unglück für den Froschstaat anzusehen sei, ein größeres vielleicht, als ein plötzlich ausbrechender Krieg mit den verhaßten Unken aus dem Nachbarteiche. Die Gerechtigkeit verlange aber, daß man den Frauen, wenigstens versuchsweise, dieselben Pflichten auferlege wie den Männern, ihnen aber auch dieselben Rechte gewähre.

Man solle nur nicht befürchten, daß das Übel der Ehelosigkeit dadurch noch zunehmen würde, denn er sei überzeugt (jetzt warf der Sprecher einen halb spöttischen, halb herausfordernden Blick nach einer Gruppe streitbarer Froschfräulein), daß jede junge Fröschin trotz alledem noch tausendmal lieber Frau Teichinspektor als Fräulein Teichdirektor werden wolle.

An diese Bemerkung anknüpfend sagte ein zweiter Redner, daß ein großer Teil der Schuld — wenn man überhaupt von einer Schuld sprechen könne — auf die vielen ledigen Fröschlinge zu schieben sei.

Hier fiel eine sehr junge und vorlaute Fröschin, die von parlamentarischer Ordnung keine Ahnung hatte, mit dem Vorschlag ein, man möchte doch diesen ehescheuen Junggesellen eine riesige Steuer auferlegen. Das muntere Fröschlein wurde zwar energisch zur Ruhe verwiesen und von Muttern unter ein großes Farnkraut gestupst, aber ihr Vorschlag hatte ein überaus lustiges Gequak hervorgerufen, das der Mond sich in Bravorufe übersetzte.

Die Steuer wolle er ja recht gern zahlen, versicherte nun ein sehr blasiert dreinschauender Junggeselle, wenn er dadurch ein für allemal gefeit sei gegen alle schwiegermütterlichen Angriffe in Gestalt von harmlosen Einladungen zu Fliegenbeefsteack und Mückenragout Sprach's und wollte geräuschlos in das trübe Naß zurücktauchen, als ihn ein schnell und geschickt von schöner Hand gedrehtes Kotkügelchen noch erreichte. Der Präsident rief jetzt sehr aufgebracht zur Ordnung und drohte, den Schachtelhalm, aus dessen Richtung das Geschoß gekommen war, gänzlich räumen zu lassen.

Schließlich mußte die Versammlung aufgelöst werden ohne daß irgend welche entscheidenden Beschlüsse gefaßt worden wären.

Auf dem Heimwege aber vereinigten sich die ledigen Frösche noch zu einem tüchtigen Männertrunke, wobei jeder einzelne seine Ansichten und Erfahrungen zum besten gab. Ein verwöhnter Liebling aller Fröschinnen meinte, er würde ja gern eins der liebenden Froschfräulein heimführen, aber die Ansprüche an das Leben wären heut doch gar zu hoch, die Wohnung müsse ein Palast, die Nahrung lauter Leckerbissen sein. Dazu die kostspielige Geselligkeit! Aber eine von den reichen Erbtöchtern würde er nie und nimmer wählen, fügte er hinzu und blähte sich dabei vor Stolz auf seine edlen Grundsätze so fürchterlich auf, daß er eine bedenkliche Ähnlichkeit mit jenem berüchtigten Ahnherrn seines Geschlechts bekam, der dem Ochsen an Größe gleichkommen wollte. „Bah!“ sagte ein anderer, „die verwöhnte Erziehung der Froschmädchen ist es nicht, die mich abhält, denn schließlich sind wir Männer es ja, die die Frau ganz nach unserm Sinn formen und bilden können (der Sprecher begegnete da einigen sehr überraschten Mienen), aber für mich haben immer nur die Dinge Reiz und Wert gehabt, die verteufelt schwer zu erlangen waren.“ Dabei streckte und reckte er seine Schenkel kraftbewußt. — „Nun, und über Schwierigkeiten hat da wohl jetzt keiner von uns zu klagen?!“ Alle nickten beifällig. Selbst wenn der eine oder der andere ein Wörtlein zur Ehrenrettung der Froschmägdlein hätte sagen können, so fehlte ihm der Mut der Wahrheit.

Man kam dem Sprecher einen Ganzen.

Die von der Versammlung heimkehrenden Froschmütter ahnten nichts von diesen Gesprächen In rührender Harmlosigkeit planten sie einmütig ein großartiges Gartenfest. Und damit die Sache auch recht bald in Gang käme, bestellten sie gleich die Glühwürmchen zur Beleuchtung, und ein paar in der Nähe ansässige Heimchen sollten ein bißchen Musik machen.

„Die Unverbesserlichen!“ seufzte der Mond an seinem hohen Zelt, „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen!“

Offenes Bekenntnis.

Von Chr. Schmitt.*)

Ihr Väter, noch steht Ihr in heimlichem Groll
Ob unsrer Heimat Geschicken,
Noch sehn wir Euch stumm und vorwurfsvoll
Hinüber zum Westen blicken.
Ihr denkt der längstentschwundenen Zeit
Und der alten französischen Herrlichkeit,
Für die Ihr in einstigen Tagen
Euer Herzblut zur Walstatt getragen.

Da nahte das Wetter vom deutschen Ost
Mit seinen rächenden Flammen,
Und die gleißende Pracht, vermorscht im Rost,
Fiel krachend in sich zusammen.
Doch den lieblich lachenden Gau am Rhein,
Den vielumworbenen Edelstein,
Das Land der Allemannen,
Trug der Sieger als Preis von dannen.

---

*) Aus „Alsalieder“ von Christian Schmitt. 2. vermehrte Aufl. Zabern, A. Fuchs. Wir empfeh'en diese Lieder eines jungen Elsässers, der mit warmem Herzen am deutschen Vaterlande hängt, herzlich unseren Lesern. Innige Liebe zur Natur, reines Gefühl und fromme Hingabe an Gott zeichnen die Gedichte aus, die auch durch sorgsame Behandlung der Sprache Wert gewinnen. Wir wünschen dem Dichter fröhliches Weiterschreiten. L.

Und war's nicht sein eigen? — Doch nein, doch nein,
Wir wollen nicht streiten und habern;
Euer Schmerz, er soll uns heilig sein
Wie das Blut in unsern Adern.
Daß Ihr Euch heut vereinsamt wähnt
Und, was Euch genommen, zurückersehnt,
Nun wohl, wir achten's als Tugend,
Denn süß ist der Traum der Jugend.

Doch bitten wir eins, und wir haben das Recht:
Von uns begehrt keine Klage;
Die Tage, von denen Ihr trauernd sprecht,
Uns sind es fremde Tage.
Wir wuchsen empor in deutscher Zeit,
Als die Brüder, die lang der Zwist entzweit,
Zur Eintracht neu verbündet,
Das einige Reich gegründet.

Und dies Reich, gefügt unterm Wetterstreich,
Das ist unsrer Jugend Vermächtnis;
Das halten hinfort wir hoffnungsreich
Zu jeder Frist im Gedächtnis;
Und wir schwören's, zu wahren seinen Besitz,
Und will's Gott, so stehn wir im Schlachtenblitz
Bei unsres Volkstums Hütern
Als Schirmer den heiligsten Gütern.

Euer Sträuben, Ihr meint es ehrlich und echt,
Und wir wollen den Sinn Euch nicht wandeln;
Doch wollen auch wir, das neue Geschlecht,
Nach unserm Gewissen handeln.
Unsrer Losung, wir folgen ihr allezeit;
Wir bekennen sie frei, und wir sind bereit,
Mit Blut sie zu unterschreiben:
Deutsch sind wir und wollen es bleiben!

Belastet.

Von **Karl Pröll.**

(Schluß.)

Motz hatte sich bei dieser Erzählung völlig beruhigt und ein leicht sarkastisches Lächeln flog über sein Gesicht: ‚Weniger gefährlich als Sie glauben, Herr Geheimrat. Schon den jungen Medizinern wird gelehrt, daß bleichsüchtige Mädchen im Übergangsalter öfter solche unverdauliche Dinge zu sich nehmen. Meine Schwester hat, wie ich von den Eltern hörte, ähnliche Geschmacks-Excesse verübt, über die nur gelacht wurde. Wenn Sie keine schlimmeren Zeichen haben, Herr Geheimrat . . .‘

‚Doch, doch,‘ fuhr der Theorien-Schwelger lebhaft fort. ‚Am nächsten Tage berief ich Susi, und damit diese keinen Verdacht schöpfe, auch meine Haushälterin, die Witwe Wobig, zu mir, und sagte ihnen, ich möchte, wegen mir wertvollen Erhebungen, Kopfmessungen an ihnen vornehmen. Die Wobig brummte zwar etwas mir Unverständliches vor sich hin, ließ sich aber die Sache gefallen. Susi sträubte sich anfangs auf das heftigste und fing zu weinen an, als müßte sie sich einen Zahn ziehen lassen. Endlich fügte sie sich auf meine ernste Vermahnung hin. Nun, die verschiedenen Verhältnisse des Schädels ergaben nichts Ungewöhnliches. Als ich aber Susis Haare hinten zurückstrich, fand ich, daß die Ohren sehr stark abständen. Das war mir bisher noch nicht aufgefallen. Kennen Sie, Herr Doktor, das wichtige Kennzeichen anormaler Veranlagung: a b s t e h e n d e O h r e n?‘ schloß Übersichtig, beinahe im Examinatoren-Tone.

Jetzt lachte Freund Motz laut auf: ‚Herr Geheimrat, Sie haben ja selbst abstehende Ohren! Das ist bei Susi mithin Vererbung, jedoch eine ganz unschuldige Vererbung.‘

Der große Gelehrte war erstaunt, verwirrt und ein verdächtiges Rot stieg bis zur Schläfe hinan. Scham oder Zorn wachten nach langem Schlafe in ihm auf. Doch er wäre nicht der berühmte Übersichtig gewesen, wenn er nicht weitere Beweise ausgeschüttet hätte.

‚Und der ganz ungewöhnlich dicke, blonde Zopf im Nacken sagt auch nichts? Seit wann kommt bei civilisierten Rassen eine solche Haarfülle vor, als in höchst verdächtigen Ausnahmefällen. Übrigens will ich selbst kontrollieren, ob auch ich abstehende Ohren besitze. Haben Sie einen Spiegel hier?‘

Mein Kollege nahm einen kleinen Handspiegel aus der Tasche und überreichte ihn dem Geheimrat mit einer leicht ironischen Verbeugung. Dieser griff danach mit zitternder Aufregung, blickte hinein und machte wunderliche Verdrehungen des Kopfes und der Augen. Auch griff er nach den angeborenen Henkeln des Schädels und maß mit dem Zeigefinger den Zwischenraum des Kopfrundes und der Ohrmuscheln am freien Rande. Er war von dem Ergebnis dieser improvisierten Selbstbetrachtung nicht besonders befriedigt. Als er mir den Spiegel zurückgab, sagte er kleinlaut:

‚Es ist wahr, ich entdecke bei mir gleichfalls abstehende Ohren. Das ist eine Niedertracht der Natur, gerade einen Fachmann meiner Art so zu kennzeichnen. Oder es kommt von der verfluchten Ohrenbeutelei her, die während meiner Schuljahre noch im Schwange war und zu den gebräuchlichen pädagogischen Ziehmitteln gehörte. Mußte aber Susi die Ähnlichkeits-Erbschaft antreten, konnte sie nicht die feinen, anliegenden Öhrchen ihrer Mutter übernehmen, in die ich mich seiner Zeit verliebt hatte. Schon in dem Keime des armen Mädchens war also der Drang nach Anormalem thätig. Und Sie hoffen, daß dieser Drang nicht auch anderwärts die vernunft- und gesellschaftsordnungsgemäßen Schranken überschreiten würde!‘

Freund Motz belustigte sich immer höher bei diesen Ausbrüchen komischer Gelehrtenverzweiflung. In seinem Übermut erklärte er:

‚Trösten Sie sich, Herr Geheimrat! An Susis abstehende Ohren hängt sich so wenig das Verbrechen, als auch Sie, trotz dieser Eigentümlichkeit, dem sittsamen Studium entfrembet worden sind. Es giebt vielleicht Zeichen verbrecherischer Anlagen, welche erst nach dem Tode es sich einfallen lassen, daß sie im Leben ihre Bestimmung verfehlten. Ich wage es, wenn Susi um vier bis fünf Jahre älter ist und sie mich nehmen will, die Kriminal-Kandidatin als fröhliche Ehefrau heimzuführen.‘

Der Geheimrat wurde weich gestimmt: ‚Sie sind ein guter Mensch,‘ schmachtete er Motz an, ‚der allem die beste Seite abzugewinnen sucht, was die Ehe jedoch nicht in allen Fällen ist. Wegen der Angelegenheit können wir ja bei meinem Docenten-Jubiläum miteinander sprechen. Allein bleiben wir vorsichtig. Beobachtet, strenge beobachtet muß von nun an Susi werden. Ich stifte keine Unglücks-Verbindungen.‘

Motz, der unbedingtes Oberwasser erlangt hatte, schüttelte

dem Geheimrat die schlaff herabhängenden Hände und sprach: ‚Viel nützen wird uns dieser gemeinsame Experimental-Kursus nicht! Steckt die Verbrecherseele bereits in Susis Schultasche, so wird sie unversehens herausspringen, bevor wir sie am Kragen erfassen können. Ebensowenig wissen wir zur Stunde, ob und wann sich Susi mich zu lieben oder nicht zu lieben entschließt. Ich dränge mich ihr ebensowenig auf als der sittlichen Weltordnung, die früher von Theologen und Juristen gelernt wurde und künftig von den Physio-Psychologen fabriziert werden möge. Trotz meiner Einzelforschungen steckt in mir noch der atavistische Zug des Fatalismus. Meine Äußerung sollte Ihnen, Herr Geheimrat, nur beweisen, wie unbedingt ich darauf baue, daß sich aus Susi ein gesundes und braves Weib entwickeln wird trotz Kreidestehlen und Kreidefressen, abstehenden Ohren und dickem Blondzopf. Vielleicht deuten diese Symptome sogar an, daß sie nicht so verkünstelt später sich offenbart, wie es die meisten unserer gegenwärtigen Professorentöchter thun, welche ihre Freier mit dem Cliquen-Netz zu fangen trachten. Ich an Ihrer Stelle ließe bei den Fachstudien die eigene Tochter aus dem Spiele. Wenn sich deren Herzchen zu rühren beginnt, will ich die Anschlußbewegungen teilnahmsvoll verfolgen und wenn es an mir liegt, sie zu fördern trachten. Gehen Sie ruhig nach Hause, Herr Geheimrat, der Fall ist gut aufgehoben.‘

Sichtlich erleichtert stand der Geheimrat von seinem Beicht-Fauteuil auf, drückte nun seinerseits die Hand des Kollegen Motz, der zum wissensdurstigen Weltkind mehr veranlagt ist, als zum gelehrten Propheten. Beim Abgehen sagte Übersichtig:

‚Besten Dank, Herr Kollege, für freundlichen Rat und warme Zusprache. Diese hat meine Sorge für Susi vermindert, wenn auch nicht völlig zerstreut. Denn meine Wissenschaft bleibt unbestechlich, nur die Möglichkeit subjektiver Beobachtungsfehler räume ich ein. Ich rücke wieder etwas vom Abgrunde ab, in den ich mein Kind bereits hineinstürzen sah.‘

Dieses Gespräch hat mir Walter Motz an dem Freitage mitgeteilt, der dem Wirte Gelegenheit gab, sich durch frischen Rheinlachs unser Wohlgefallen zu erwerben, den wir mit einigen Flaschen Rüdesheimer begossen. Wir wurden schon heiter und ließen die Zukunftsbraut Susi und den Geheimrat leben, dessen Hartnäckigkeit mir Philologen einigen Respekt einflößte. ‚Es steckt eine Brutus-Natur in dem Übersichtig,‘ bemerkte ich. ‚Er opfert im Gedanken sogar das eigene Kind seiner theoretischen Überzeugung.‘ — ‚Im Gegenteil,‘ erwiderte Motz höhnisch, ‚der Alte bricht das bisher bestehende Familien-Gesetz, an die Gesundheit seiner Leibessprossen so lange zu glauben, als nicht das Gegenteil durch Thatsachen erhärtet wird. Ich glaube fest, die Mücken, die er bei scharfsinnigen, aber willkürlichen Kombinationen geführt hat, umschweben noch immer das verhauste Denkerhaupt und das Kameel seiner Vatersorgen läuft indes in die Wüste hinaus. Er gehört zu den Leuten, welche die Warum-Welt mit der Darum-Welt stets am unrichtigen Ende zusammenschweißen. So zeigt er sich als einen der psychischen Alchimisten, von denen es jetzt in gelehrten und halbgelehrten Kreisen allerwärts wimmelt. Friede seinen Thorheiten!“

Diese erbauliche Grabrede eines Professorenrufes interessierte mich nicht besonders. Die Susi, welche sich aus einer Miniatur-Baßgeige in eine schlanke, hüftenschmale und kopfeckige Schulgeige umgewandelt, der ein Herr Vater unheimliche Mißtöne zu entlocken sucht, stand ganz deutlich vor meinem Geiste. Und deshalb fragte ich Otto:

„Wird Dein Freund Motz, der ein leidlich verständiger Mann zu sein scheint, auch wirklich die Susi heiraten? Man verspricht sich doch nicht einem Kinde.“

„Du verlangst zu viel von mir, Unersättlicher,“ gab Otto zurück. „Auch hält jetzt gerade der Zug vor der Einfahrt in den Bahnhof. Kann ich wissen, auf welchem Strange wir unser Ziel erreichen werden? Rechts und links sind genug Signallichter zu sehen, ich bin aber mein Lebtag kein Lokomotivführer und kein Heirats-Vermittler gewesen. Bist Du etwa eifersüchtig in Deinen Erinnerungen an ein sechsjähriges Kind? Nun, so will ich Dir etwas verraten. Ich glaube, es wird aus der Geschichte nichts. Seit einiger Zeit kommt der Halb-Backfisch Susi meinem Freunde Motz mit ziemlich aufdringlicher, ungelenker Koketterie entgegen. Alle Gelehrte sind schwatzhaft wie alte Weiber und so hat vielleicht auch Übersichtig dem unreifen Wesen angedeutet, daß der junge Professor Motz Gefallen an der Kreideesserin finde. Vielleicht wähnte der Geheimrat sogar, damit Susi und sich selbst aus der kriminalistischen Zukunftsbahn hinauszulenken. Du weißt aber ganz gut, daß die Mädchen nie denjenigen heiraten, für den sie geschwärmt hatten, als sie noch kurze Röckchen trugen. Verlasse Dich auf diesen noch unregistrierten Erfahrungssatz. Bist Du endlich befriedigt, Du immerfort wieder von vorne anfangender Heiratskandidat? Susi bleibt für Dich übrig, wenn sie so lange auf einen Freier warten muß, als Du bisher auf einen endgültigen Entschluß gewartet hast.“

Ein Signalpfiff und der Zug nahm langsam den letzten Anlauf. Jetzt fiel mir ein, daß ich mich gar nicht bei Otto erkundigt habe, warum er in dieser, noch akademischen Vorlesungen geweihten Zeit sich in Berlin einfinde. Ich holte das Versäumte nach: „Was bringt aber Dich jetzt hierher. Du willst Dich wohl verändern?“

„Ganz richtig, doch im andern Sinne, als Du vermutlich meinst. Das Streben, an den wissenschaftlichen Hof der Berliner Universität berufen zu werden, wäre noch verfrüht. Ich habe meine Geistesgaben bisher in keinem epochemachenden Werke versteinert und bin froh, wenn sie mich an der Peter-Pauls-Universität in einigen Jahren zum ‚Ordentlichen‘ hinaufrücken lassen. Allein verändern möchte ich mich doch. Ich bin auf Brautschau hier und habe nachmittags in Wannsee die edle Frau und Gönnerin besucht, welche ihren Lebensabend mit Ehestiften ausfüllt. Sie sah mich und ein gewisses brünettes Fräulein voriges Jahr in einem Seebade und ihr Anschlag war rasch fertig. Sie mußte uns zusammenbringen und die delikate Angelegenheit soll nun ihren legitimen Abschluß finden.“

„Ei, da darf ich Dir ja gratulieren, Du Wander-Bräutigam?“

„Warte mit Deinen Glückwünschen, mir graut stets vor der Götter Neide. Man wird es mir in der still versumpften Musenstadt, die mich nun beherbergt, schwerlich verzeihen, daß ich eine Frau von auswärts einschmuggele, noch dazu eine, die keine Professorentochter ist. Du hast es leicht. Die Susi, das ist doch eine zweifellos standesgemäße Ehe. Über die Schranken der Fakultäten springt man heute schon kühner hinweg.“

„Alles aussteigen,“ tönt der Ruf der Schaffner. Ich packe meine Glieder und meinen Freund zusammen und

wir beide steigen im Menschengewühl die große Freitreppe des Bahnhofs hinab.

„Bist Du schon abgestiegen und in welchem Hotel?“

„Sei ruhig!“ antwortet Otto. „Ich wurde bereits gut untergebracht, wenn auch nicht im Hotel. Und den Hausschlüssel hat mir die künftige Schwiegermutter auch mitgegeben, um mich nicht im vornhinein kopfscheu und bockbeinig zu machen. Die große Uhr des Türmchens da zeigt erst auf halb neun. Es regnet auch treulich weiter. Führe mich in ein vernünftiges Weinlokal, wo wir die halbe Nacht durchzechen und von Deiner Susi und meiner Unbekannten plaudern können. Ich muß meine Galgenfrist als Junggesell noch ausnutzen und dem günstigen Zufall die Hand bieten, der gerade Dich mir in den Weg geworfen. Nach einer fröhlichen Nacht bin ich stets weich gestimmt und das beschleunigt vielleicht mein Unterkriechen unter das Ehejoch. Ist es Dir recht?“

„Aber lieber Otto, ich kann mir nichts Besseres wünschen. Nicht umsonst haben mich heute im Walde die Elfen mit Susis Kinderstimme geneckt. Es schickt sich schließlich alles zusammen, wie es sich schicken soll, trotz der modernen erblichen Belastungen.“

Mondnacht.

Nun taut die Nacht in schmaler Mondensichel Schein,
Die Blüten schließen ihre Kelche auf und Duft,
Ein weicher Hauch, berauschend süß und doch so rein,
Durchzittert mit der Nachtigallen Lied die Luft.

Und sonst kein Laut — der blasse Mondenstrahl
Wiegt Baum und Strauch zur Ruh im rauhen Tann —
Und willenlos auch schlummert ein die ärgste Qual,
Die je durch heißer Herzen dunkle Tiefen rann.

Der Himmel scheint so weit — nur hier und da schaut blaß
Ein Stern so fremd aus dunkelblauem Wolkenthor.
Doch regenbogenfarbig blinkt der Tau im Gras,
Als lock' er Zwergen eine Sternenwelt empor —

Und durch die hoffnungskranke Seele zieht dahin
Ein Ahnen so gedankenvoll und ernst:
„Ein schwacher Himmelsabglanz wird auch Deinem Sinn,
Wenn Du der Demut Dornenkrone tragen lernst.“

Vereinigung der Kunstfreunde in Berlin.

Diese „Vereinigung für Kunstfreunde für die amtlichen Publikationen der königl. National-Galerie“ hatte bei ihrer Begründung eine starke Gegnerschaft unter den Künstlern vor sich. Es waren nicht gerade die feinsten Mittel, die man anwandte, um Mißtrauen gegen das Unternehmen wachzurufen. Der Schreiber dieser Zeilen, der auf Grundlage der ersten Versuche diesem farbigen Reproduktionsverfahren als der erste in der Presse die beste Zukunft vorhersagte, ist der Gegenstand niedrigster Verdächtigungen gewesen. Man scheute nicht davor zurück, ihn als bestochen hinzustellen. Jahre sind darüber weggegangen, die Voraussage hat sich bestätigt. Das Unternehmen blüht, und die Leistungen, in der Anstalt von Ad. O. Troitzsch hergestellt, dürfen sich mit den besten Erzeugnissen des Farbenlichtdruckverfahrens messen. Unter den nahezu 150 Blättern finden sich viele, die überhaupt nicht übertroffen werden können.

Diese Farben-Lichtdruck-Technik strebt nicht eine Kopie an, die die Glätte und den Glanz des Ölgemäldes wiederzugeben sucht. Sie will nicht täuschen, sondern trotz der Treue des Gesamteindrucks ihre Eigenart bewahren. Die Blätter geben die Urbilder in künstlerischer Einheitlichkeit wieder, die ungemeine Sorgfalt in der Ausführung der Druckplatten, die peinliche Gewissenhaftigkeit bei dem Druckverfahren ermöglicht es, die ganze Reihenfolge der Töne, der Farben- und Lichtabstufungen festzuhalten, das Spiel der Halblichter in feiner Durchsichtigkeit wiederzugeben, ohne jemals den Eindruck des Mechanischen zu erzeugen.

Das Verzeichnis der hergestellten Blätter enthält die besten Namen der neueren und neuesten deutschen Kunst neben einigen der alten und der ausländischen. Von den ersten nenne ich: Defregger (der Salontiroler), Max (Jesus heilt ein krankes Kind), Andr. Achenbach, Knaus (Kinderfest), Vautier (Erste Tanzstunde), Menzel (König Friedrichs Tafelrunde), Böcklin (Toteninsel, Einsiedler), Passini (Die Neugierigen), Claus Meyer („Die Würfler“ — vielleicht das köstlichste Blatt der ganzen Reihe —), dann Bildnisse nach Lenbach, Angeli, Koner u. s. w.

Die Blätter haben vier verschiedene Größen: Normalblätter, Halbblätter, Doppelblätter und Mappenblätter.

Die Bestimmungen für den Eintritt sind folgende: Das Vereinsjahr beginnt jeden 1. Oktober. Man zahlt für das Jahr 20 Mk. Dafür kann man nach seiner Wahl ein Normalbild oder zwei Halbblätter oder vier Mappenblätter beziehen. Der Bezug eines Doppelblattes erfordert die Nachzahlung von 20 Mk. In jedem dritten Jahre der Mitgliedschaft wird ein Normalblatt umsonst geliefert.

Die Auswahl ist heute schon so groß, daß für jeden Sondergeschmack gesorgt ist. Die Blätter sind fast durchweg so schön, daß sie jedem Raum zur Zierde gereichen und man an ihnen bleibende Freude haben kann Ölgemälde der hier vertretenen Meister können sich nur sehr wenige der reichsten Schichten anschaffen; gute Kupferstiche und Radierungen sind auch für den Mittelstand meistens zu teuer, besonders wenn man erste Drucke haben will. Diese Reproduktionen vereinen zwei Vorzüge: sie sind nach guten, ja ausgezeichneten Vorbildern gefertigt und dabei trotz ungemeiner Billigkeit so, daß man von ihnen fast den gleichen künstlerischen Genuß haben kann wie von den Urwerken. Die Anstalt besorgt auch die Einrahmung für jeden Geschmack und jede Börse und liefert für die kleinen Blätter billig Mappen.

Mir sind von den neuerschienenen Arbeiten fünf zugekommen.

Zunächst zwei Halbblätter von Eduard Fischer: „Nach Sonnenuntergang an einem märkischen See“ und „Spätherbststimmung am Chiemsee“. Der Künstler, geboren in Berlin, hat in stiller beharrlicher Arbeit und in der Zwiesprache mit der Natur sich gebildet. Er vermeidet alles Gemachte; er ist Realist, aber dadurch, daß er die Stimmung, die Seele der Landschaft treu wiederzugeben strebt, doch ein Nachdichter der Natur. Die Meeresküsten und die Binnenseenlandschaft ziehen ihn am meisten an. Die beiden Blätter sind vortrefflich; der märkische See vielleicht noch einheitlicher in der Stimmung, noch mehr innerlich durchempfunden. Die Wiedergabe ist tadellos. (Kartongröße 38×70 cm.)

Freundlich anmutend wirkt das Mappenblatt „Brückenthor mit Wassergraben und Baumgruppen“ von Carl Graeb,

der besonders als Architektur-Maler geschätzt ist. Der schlichte Vorwurf ist schlicht aufgefaßt; ohne irgend eine technische Einseitigkeit vorzuführen, beschränkt sich Graeb, den Eindruck klar festzuhalten.

Vorzüglich ausgeführt ist das Mappenblatt nach Menzels „Trockenplatz". Vorn ein Rasenplatz mit flatternden Wäschestücken, Mägden und sich balgenden Kindern; im Hintergrunde Bäume und rechts die Rückseite eines ländlichen Herrenhauses. Wer Menzels Farbengebung auf dessen nicht zahlreichen Landschaften kennt, wird auch, ohne den Namen gelesen zu haben, sofort den Urheber erkennen.

Von kräftiger Wirkung ist G. v. Canal „Mühle in Westfalen". Vorn der Bach, rechts mit einigen Bäumen bestanden, links ein Stück Wiese, dann die Mühle und hinten ein Bauernhaus. Frühherbst. Stimmung des Nachmittags bei verdeckter Sonne. Der Eindruck freundlich und friedlich. (Kartongröße 74 zu 95 cm.)

Ich mache unsere Leser jetzt vor Weihnachten auf die „Vereinigung der Kunstfreunde" aufmerksam. Sie können Verzeichnisse durch die Geschäftsstelle Berlin W., Markgrafenstraße 57 oder Potsdamerstr. 23 beziehen. Besonders jenen Lesern, die auf dem Lande wohnen, möchte ich den Beitritt warm empfehlen. Sie werden sich dann an jedem Blatt überzeugen können, daß das Unternehmen wärmste Förderung verdient und mein Lob nicht die Grenze überschritten hat, die dem gerechten Kunstrichter gegeben ist.

O. v. L.

Wiegenlied.

Gute Nacht!
Alle Müden, fromm und gut,
Ruhen schon in Gottes Hut.
Schlaf auch Du, mein Herzensschätzchen,
All die Täubchen und die Spätzchen,
Alle Vögel, groß und klein,
Zogen längst ins Nestchen ein,
Hüllten tief, bis an das Zöpfchen,
In den Federn warm ihr Köpfchen,
Schlafen ruhig, ohne Sorgen,
Gottvertrauend, bis zum Morgen.
Himmelsboten spenden Tau
Jedem Blümchen auf der Au;
Und die kleinen Blümlein nicken
Ihren Dank für das Erquicken,
Nicken noch im Traum dazu,
Schlaf, mein Schätzchen, schlaf auch Du!
Bist ja immer lieb und gut,
Schlaf, Du ruhst in Gottes Hut!
Gute Nacht!

F. L. Wensel.

Weihnachtsschriften und Geschenkbücher.

Hannas Ferien. Eine Erzählung für Mädchen von 8–12 Jahren von Meta Willner. Zürich 1896, Art. Institut Orell Füßli.

Das freundlich ausgestattete billige Büchlein ist für das angegebene Alter empfehlenswert, einfach erzählt und von gesunden Anschauungen geleitet.

Von Clara von Gruner liegen uns drei Schriften vor: **Vergiß mein nicht.** Kleine Lieder. (Leipzig, Adolf Mahn.) **Schneeflocken.** Leipzig 1895, Robert Claußner. **Herzensfiedling.** Allerhand von Liebe und Freundschaft. Straßburg i. E., G. L. Kattentidt.

Wohlthuend berührt die anspruchlose Schlichtheit, die in diesen drei Liedersammlungen hervortritt. Sie machen uns mit einer liebenswürdigen Frauennatur bekannt, die echt weiblich aus dem Herzen heraus lebt und dabei warmes Wohlwollen für die Leiden des Nächsten, Liebe zur Natur und innigen religiösen Sinn besitzt Sie sucht nicht in schwierigen Versformen ihr sprachliches Können zu beweisen; der Vortrag ist fast stets einfach. So eignen sich die drei zierlichen Bändchen besonders als Geschenk für Frauen und Mädchen von gesunder Empfindung. Daß der Reinertrag für verwaiste Kinder bestimmt ist, ist für mich ein Grund mehr, den Leserinnen den Ankauf zu empfehlen.

Berühmte Gemälde der Welt. Eine Sammlung der großen Meisterwerke der modernen Kunst, auf photographischem Wege vervielfältigt. Enthaltend 256 der schönsten in den großen Galerien, den berühmten Privatsammlungen und den Ateliers hervorragender Künstler befindlichen Beispiele der deutschen, österreichischen, englischen, französischen, italienischen, spanischen, skandinavischen, russischen und amerikanischen Kunst. Mit erläuterndem Texte von Lew Wallace (Verf. von „Ben Hur"); J. W. Beck; Henri Giudicelli; Angelo del Nero; W. Lewis Fraser; Horace Bradley; Charles de Kay; John Clark Ridpath; Will Carleton und George Spiel. Bryan, Taylor & Co., New-York, Berlin und Paris. 10 Mk.

Das hübsch gebundene Werk ist bestimmt, weiten Kreisen Teilnahme für neuere und neueste Kunst einzuflößen. Für diesen Zweck ist auch die Auswahl im allgemeinen als vortrefflich zu bezeichnen. Da die malerische Wirkung im Lichtdruck doch nicht zu geben ist, so hat man mehr Gewicht auf solche Bilder gelegt, die schon durch den Stoff für die Laien anziehend sind. Diese Schicht der Kunstfreunde muß ja eigentlich erst erzogen werden. Zu rühmen ist, daß man „pikante" Bilder ganz vermieden und der Empfindsamkeit nicht mehr gehuldigt hat als nötig. Die Erläuterungen aber sind zuweilen flacher als nötig und die Einleitung hätte auch besser sein können. Druck und Papier sind bei der Billigkeit des Werkes lobenswert. Ich kann es besonders unsern Lesern auf dem Lande, die selten Gelegenheit haben, Gemälde zu sehen, empfehlen.

Heinrich Hansjacob. **Lieutenant von Hasle.** (Georg Wein, Heidelberg 1896). Die erste Auflage war gleich beim Erscheinen vergriffen. Es ist ein Zeit- und Sittenbild aus dem dreißigjährigen Kriege, voll von packender Wirklichkeit und von poetischem Reize, wie sie in dieser Verschmelzung für die dichterische Eigenart des Verfassers bezeichnend sind.

Der Hauptort der Erzählung ist Hansjacobs heimatlicher Schwarzwald, dessen würzige Tannenluft die Schilderungen durchweht; die Menschen — Schweden und Kaiserliche, Bauern und Mönche — sind im Gegensatz zu den Theaterfiguren des gewöhnlichen historischen Romans Menschen von Fleisch und Blut, die aus ihrer Zeit hervorgegangen sind, die wir aber heute noch verstehen. Der im Mittelpunkt stehende Lieutenant selbst ist eine Gestalt voll Lebenswärme und Lebenskraft, voll Jünglingsanmut und Heldenhaftigkeit. Durch all seine wechselnden Schicksale bleibt er sich selber treu, und ein ganz

eigener warmer Glanz poesievoller Innigkeit liegt über seiner lieben, physisch und moralisch so tapferen Persönlichkeit.

Es ist in diesem ersten Romane Hansjacobs nichts von einer weichlichen Romantik, noch auch von Suchen nach Sensation. Urkräftig und urgesund ist seine Darstellung der Menschen und der Ereignisse, welche uns mit genialem Verständnis und der Meisterschaft einer großartigen poetischen Einfachheit nahe gebracht sind.

C. Bl.

Gewißheit.

Wo weilst Du Seele, der meinen verwandt,
Geahnt, ersehnt und doch nie gekannt;
Einsam wie ich im Schöpfungsraum,
Begegnend mir nur in seligem Traum?

Ich hab' Dich gesucht, wie man sucht das Glück,
Als Echo nur klang mein Ruf zurück;
Und dennoch — ich weiß es, daß Du mir lebst,
Im Sehnsuchtsflug mir entgegenstrebst.

Vermischte Anzeigen.

Gewissensqualen. Von Gerhard v. Amyntor. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 10. bis 12. Tausend.

In dem kleinen Büchlein sind zwei Novellen enthalten: „Eine Sturmnacht" und „Der Laryngologe". Wie schon der Titel besagt, schildert der Autor die schmerzliche Unrast gequälter Gewissen. Merkwürdigerweise hat er sich gerade Leute zu Helden erwählt, die von Rechts wegen ganz ruhig schlafen könnten. In der ersten Erzählung ist es ihm geglückt, ein tieferes Mitgefühl bei dem Leser zu erwecken. Man kann den Schmerz des greisen Vormannes, der sich einbildet, in jungen Jahren seinen Nebenbuhler getötet zu haben, verstehen und damit ist die Grundlage für eine lebhaftere Anteilnahme gegeben. Anders verhält es sich jedoch in der zweiten Erzählung. Dieser Arzt, der sich Jahre hindurch für einen Lumpen und Betrüger hält, weil er aus Mitleid mit einer jungen, mittellosen Frau in der Sterbestunde ihres Gatten den Zeiger der Uhr vorschiebt, um ihr auf diese Weise die Pension für einen weiteren Monat zu verschaffen, ist, wenn überhaupt möglich, der raffinierteste Selbstquäler, der mir je vorgekommen. Er hat den Betrag, um welchen er den Staat geschädigt haben könnte, um mehr als das Doppelte durch höhere Steuerzahlungen zurückerstattet, eine reine, uneigennützige Empfindung hat ihn zu dieser That verleitet — und dennoch eine solche tiefgreifende Gewissensangst durch viele, lange Jahre?! Das ist bei einem gesunden Menschen ein Nonsens. — Geschrieben sind die beiden Erzählungen, wenn man von einigen unschönen Satzbildungen absieht, recht nett.

B.

Landen und Stranden. Roman in zwei Bänden von Gustav Falke. Berlin, Verein für freies Schrifttum.

Lebenswahre Züge sind zweifellos in dem aufsteigenden und in dem absteigenden Geschicke der Lucie Sistermann und der Helene Leidig, des Familienanhanges der letzteren und ihrer wechselnden Verehrer zu entdecken. Die Lokalstimmung von Hamburg, in dem sich die Geschichten abspielen, ist mit umständlicher Treue veranschaulicht und auch das dortige „Platt" kommt zu seinem Rechte. Auch die Charakteristik verdient Lob und nur das eine beklagen wir, daß die Durchführung zu sehr in das Breite geraten ist und die Details die einfache Handlung überwuchern. Das mag ja dem Nachspüren „menschlicher Dokumente" entsprechen, der Leser zieht eine kürzere Zusammenfassung des Wichtigsten vor. Falke ist zweifellos ein scharfer Beobachter, ein sorgfältiger Darsteller, allein diese Tugend kann auch übertrieben werden. Weniger wäre mehr! Hoffentlich findet der Verfasser bei seinen nächsten Arbeiten den Entschluß zu einer strafferen Komposition Er hat Begabung, Temperament, aber noch nicht die rechte Stoff-Ökonomie.

K. Pr.

Jensen, Wilhelm, **Jenseits der Alpen.** Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner.

Der Band enthält drei Novellen: „Ein Winter in Sizilien", „Altflorentinische Tage" und „Auf der Brücke". Alle drei weisen die feine, künstlerische Schilderung, die man bei Wilhelm Jensen gewohnt ist, in mehr oder minder hohem Grade auf. Am meisten gelungen ist wohl die in ihrer Form etwas merkwürdige zweite: „Altflorentinische Tage", in deren Mittelpunkt eine Episode aus dem Leben der Dichterin und Philosophin Tullia d'Aragona, einer Zeitgenossin Michelangelos, steht. Es ist mehr eine Skizze, als ein ausgeführtes Gemälde, deren bunte Farben mit dem dunklen Hintergrunde pessimistisch-angehauchter, norddeutscher Weltanschauung fast verschmelzen. Die beiden andern zeigen Jensens Feinheiten weniger ausgeprägt, werden aber auch viele Freunde finden, da sie — wenigstens „Ein Winter in Sizilien" — umfangreichere, bewegte Stoffe behandeln.

P. G.

Strahl, A. C., **Auge um Auge.** Roman. Berlin 1895, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.

Selbst der mildeste Kritiker wird betonen müssen, daß dieser „Roman" besser ungedruckt geblieben wäre. Er wimmelt geradezu von Geschmacklosigkeiten und die Entwickelung der Fabel ist teilweise mehr als unwahrscheinlich. Das ganze Buch scheint nur geschrieben zu sein, um einige abgebroschene Bühneneffekte schlimmster Art wieder einmal unterzubringen. Zu bedauern ist es nur, daß die Schriftstellergenossenschaft diesem Attentat auf das bücherlesende Publikum ihre Unterstützung geliehen hat.

P. G.

Klinkowstroem, A. von, **Diese.** Roman in 2 Bdn. Dresden und Leipzig 1895, Carl Reißner.

Ein Damenroman wie er alljährlich in so und soviel Exemplaren dem Publikum geboten wird. Von den Charakteren läßt sich nicht viel sagen; sie sind nach althergebrachter Sitte und ziemlich oberflächlich gezeichnet. Mira Teschenberg ist allzu herkömmlich gezeichnet. Ob ein junges Mädchen, das, von der Verlobung des heimlich geliebten Cousins hörend, nachts bitterlich weint und sich am nächsten Tage ohne jede Gemütsbewegung mit einem andern verlobt, gut denkbar ist, müßte wohl auch erst noch erörtert werden. Die Männergestalten sind der Verfasserin noch weniger geraten. Sonst sind an dem Buche nur einige grobe Geschmacklosigkeiten zu rügen, wie z. B. gleich im ersten Satze, wo von einem in wuchernde Blumenrabatten geschleuderten Blatte die Rede ist, das „mit leuchtendem Gelb die Thatsache verkündigt, daß der Herbst im Anzuge ist". Auch Provinzialismen, wie „ab und an" statt „ab und zu" wirken recht störend und müssen zurückgewiesen werden, da sie nicht in die Schriftsprache gehören. Die Fabel ist inter-

essant und, trotzdem die beiden Bände durchgängig in der Präsensform geschrieben sind, auch hübsch erzählt. P. G.

H. Wald, **Poetischer Krautgarten.** S. Leopoldo, Verlag von Wilhelm Kötermund.

Der Verfasser hat durch den Titel eine bescheidene Gesinnung dokumentiert und ist an den beiden Vorreden, deren eine vom Verleger und die andere von einem Dr. Wyneken verfaßt ist, wahrscheinlich unschuldig. Dr. Wyneken lobt ihn in sogenannter volkstümlich-derber Sprache nämlich ganz außerordentlich und bekräftigt das Gesagte noch damit, daß er Herrn Walds Gedichte für bedeutender erklärt als die — seinigen und ihm in edler Bescheidenheit die Dichterkrone reicht. Das ist unzweifelhaft sehr nett, kann leider aber gar nichts daran ändern, daß auch dies Buch besser ungedruckt geblieben wäre. Es enthält wirklich nichts Gutes. Die verhältnismäßig besten sind die religiösen Lieder, in denen doch häufig tiefe Empfindung und warme Innigkeit herrscht. — Das Bemerkenswerteste daran ist der Druckort. Es dürfte wohl einzig dastehen, daß ein deutscher Versschreiber nach Brasilien geht, um gedruckt zu werden.

G. B.

Tobien, Wilhelm, **Aus dem Tagebuch der Äbtissin.** Eine Mär aus Westfalen. Leipzig, Strübigs Verlag.

Die vorliegende „Mär" spielt zu Beginn des 12. Jahrhunderts und hat die durch Einführung des Priestercölibats hervorgerufenen Unruhen zum Hintergrunde. Auf dieser Grundlage hätte ein Dichter etwas Erschütterndes, Großes aufbauen können. Der Verfasser bietet aber weiter nichts als 117 Seiten voll öder, lederner Verse, die manchmal einen kleinen Stich ins Unfreiwillig-Komische haben. Lobend muß jedoch hervorgehoben werden, daß er sich niemals in der Zahl der Silben verzählt hat. G. B.

W. Dietrich, **Gedichte.** Berlin 1894, Wilh. Hertz.

Das schmale Büchlein ist entschieden das Werk eines echten Dichters. Fast in jedem einzelnen Gedicht finden sich Stellen von überraschender Schönheit. Leider sind dies aber immer nur einzelne Strophen und ich habe in dem ganzen Bändchen nicht eines gefunden, das in allen seinen Teilen vollendet wäre. Da es ein Erstlingswerk ist (Kürschners Litteraturkalender führt den Verfasser gar nicht auf), könnte man sich damit zufrieden geben, wenn nicht das Ruhige, Abgeklärte und allzu Gedankliche des Buches auf einen alten Herrn hindeutete. — Man hat nach der Lektüre nicht das Gefühl, daß eine entwickelungsfähige Persönlichkeit zu uns spricht, sondern jemand, der am Schlusse seines dichterischen Lebens steht und das beeinträchtigt den Wert des Gebotenen. — Immerhin aber überragen die „Gedichte" den Durchschnitt der lyrischen Produktion um ein Bedeutendes. G. B.

J. Kohler, **Neue Dichtungen.** Mannheim 1895, Verlag von J. Bensheimer. 3 Mk.

Ein Buch, das für den lyrischen Dilettantismus unserer Tage charakteristisch ist. Sprache und Rhythmus sind größtenteils fehlerfrei, wenn auch nicht gerade schön; es finden sich ganz hübsche Gedanken vor, so daß man gegen das Buch nichts einzuwenden hat, als eine gänzliche Bedeutungslosigkeit. Von dichterischem Geiste findet sich auch keine Spur in dem starken Bande, dagegen stößt man hier und da auf Verschen wie z. B. die folgenden, die selbst in dieser Umgebung auffallen:

Klinge, klinge, klein Gedichtchen,
Klingst so mild und klingst so traut,
Laß Dich fassen, kleines Wichtchen,
Gieb mir Deinen süßen Laut! 2c. 2c.

Herr Kohler, der auf anderem Gebiete ja Bedeutendes leisten soll, wird als Dichter sicherlich keine Lorbeern ernten.

G. B.

Vermischtes.

Uns ist folgende Bitte mit dem Ersuchen um Aufnahme zugegangen:

Das bevorstehende heilige Weihnachtsfest mit all seinem Lichterglanz läßt uns auch in diesem Jahre die Bitte aussprechen:

Gedenkt der armen Kinder des Thüringer Waldes und setzt uns durch ein Scherflein in den Stand, auch ihnen eine Freude zu bereiten und ihnen zu Gemüte zu führen, daß Weihnachten ist.

Gerade hier, wo die Not groß und die Sorge ein täglicher Gast ist, ist auch die Freude und Dankbarkeit um so inniger und größer.

Helfen Sie uns daher durch Übersendung einer kleinen Gabe, Glück und Freude auch in die ärmste Hütte zu tragen und den armen Waldkindern die Not zu lindern.

Geldspenden, alte Kleider, Stiefel, Bücher, Spielsachen und solche Dinge, die daheim vielleicht nicht mehr benutzt werden, nimmt mit herzlichem Dank entgegen das Komitee für die Weihnachtsbescherung armer Waldkinder

Gotha. C. F. Grübel,
Kaufmann und Landtags-Abgeordneter.

Auch für arme erwachsene Personen nehmen wir gerne getragene Kleidungsstücke entgegen!

Der Leiter der „R.-Ztg." bringt den Lesern auch das „Weihnachtsbäumchen" für die Siebenbürger Sachsen nochmals in Erinnerung. Die kleinsten Gaben sind willkommen. (Zu senden an H. Karl Pröll, Berlin W., Steglitzerstr. 27.)

Briefkasten.

R. D. 22 in M. Sie scheinen begabt zu sein. Aber die Form ist noch ungeschickt und in dem Märchen spielerisch. Sie dürfen sich gelegentlich mit neuen Proben einstellen. — Herrn E. S—b. in B. (Schles.) Dieses Mal leider nichts Tadelloses in der Sendung enthalten. Vermeiden Sie Reime wie „Gruß" — „Du's". — Herrn stud. W. Sch. in M. Die „Aphorismen" enthalten Wahrheiten, aber zu alltägliche. Zu loben ist die Kürze. Jedoch kann auch eine tiefere Wahrheit knapp ausgedrückt werden. — Frl. J. D. in S. Ich kann leider auch jetzt nur bedauern, daß Sie für den sehr guten Stoff die richtige Form nicht gefunden haben. Er übersteigt noch Ihre darstellende Kraft. — Herrn H. G. Einen Teil der Sprüche werden wir bringen. — Frl. H. A. in Br. O Kind! Übrigens bitte ich: benutzen Sie nicht mehr solches brettartiges Papier. Ich habe Strafporto zahlen müssen.

Inhalt der No. 11.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 12.

Die Grafen von Buchenberg.

Roman

von

Carl Müller-Rastadt.

(Fortsetzung.)

V.

Am folgenden Tage war der Abend schon angebrochen, als der Graf seine Gemächer, in denen er die Stunden dumpf verbrütet hatte, verließ, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Als er an die Wohnung des Administrators kam, warf er einen Blick durch die offenen Fenster. Auf einer Konsole an der Wand stand die von ihm geschenkte Uhr, vor ihr Magdalene, laut die Schläge mitzählend, mit denen sie die sechste Stunde verkündigte. Jetzt setzte das Glockenspiel ein; da drehte sich das Mädchen auf dem Absatz zierlich wirbelnd herum, machte einem unsichtbaren Partner eine tiefe Reverenz und begann dann in gemessenen Pas, die Füßchen reizend bewegend, für sich allein im Takte nach der Polonaise zu tanzen. Dazu wiegte sie das schöne Köpfchen hin und her, hob und senkte die Arme im Gleichmaß mit den Schritten, die sie machte, und sang mit ihrer taufrischen Stimme, die dem Grafen wie Lerchenschlag klang:

„Falsche Seele, willst Du mich
Nun länger nicht mehr um Dich seh'n und leiden,
O so will ich dennoch Dich
Zu meiner Qual doch lieben und nicht meiden!
Fliehe mein Gesicht —
Ich verlaß Dich nicht;
Sieh mich sauer an —
Kehr' ich mich nicht dran;
Lästre, spotte, schmähe,
Wo ich geh' und stehe:
Alles, alles bringt mich nicht von Dir!"

Die Sonne warf ihre Strahlen durch die grünen Bäume in das Zimmer und goldene Lichter huschten über die liebliche Gestalt der Tanzenden, jetzt ein Geschmeide um ihren Busen, jetzt ein Diadem in ihre Locken malend. Wie ein Märchen mutete der Anblick Heinrich an, der dem Mädchen mit angehaltenem Atem zuschaute. Das Glockenspiel verklang und damit war das Ende des Tanzes gekommen. Magdalene trat ans Fenster, um ihre erhitzten Wangen von der Abendluft kühlen zu lassen. Als sie sich herausbog, bemerkte sie den Grafen und fuhr mit einem leichten Aufschrei zurück, denn sie hatte niemand in der Nähe vermutet. Heinrich, der sich entdeckt sah, trat nun einen Schritt näher und rief ihr scherzend zu:

„Bravo, Fräulein von Zscheplitz! Da capo möchte ich rufen, wenn Ihr Orchester dort vor einer Stunde dazu zu bewegen wäre."

„Sie haben mich belauscht, Herr Graf!" antwortete sie schmollend. „Das war nicht artig von Ihnen."

„Ich muß Ihnen recht geben, aber ich hoffe, daß Sie mir verzeihen."

„Soll ich es thun?" fragte sie, ihn schelmisch ansehend, indem sie sich an das Fensterkreuz lehnte. „Ich glaube: ja, denn Sie haben mir mit der reizenden Uhr ein so prächtiges Geschenk gemacht. Sie wissen gar nicht, wie sehr ich mich darüber freue und wie dankbar ich Ihnen dafür bin. Ich möchte Ihnen aus Dankbarkeit sogar noch einmal etwas vortanzen, wenn Sie es wünschen."

„Allerdings wünsche ich das, ich bitte Sie sogar darum."

„Gut denn," antwortete Magdalene. „Sie müssen sich aber noch eine Stunde gedulden."

„Und wie bringen wir diese Stunde hin? Darf ich nicht so lange zu Ihnen hereinkommen und ein wenig plaudern?"

„Vater und Mutter sind nicht zu Hause," erwiderte sie zögernd. „Ich weiß nicht —"

„Ei, so kommen Sie doch heraus. Wir wandeln ein wenig zusammen auf und ab. Das dürfen Sie schon wagen."

Nach kurzem Bedenken willigte sie ein, warf schnell ein Spitzentuch um ihre Schultern und kam

dann herausgehüpft. Sie gingen zusammen durch die Büsche, jenen Weg, den sie am Tage seiner Heimkehr gegangen waren. Indes sie ihm allerlei vorplauderte, kehrten seine Gedanken zu dem gestrigen Feste zurück. Ja, wenn Elisabeth so tanzte, wenn sie so aussähe, dann würde man nicht heimlich über sie lachen, wie man es gestern that. Und denken zu müssen, daß das seine Frau werden sollte, daß über die Gräfin Buchenberg spöttische Bemerkungen gemacht werden würden! Ja, wem das Mädchen einmal beschieden sein würde, das in seiner herzgewinnenden Lieblichkeit jetzt an seiner Seite schritt, der brauchte sich vor solcher Beschämung nicht zu fürchten!

„Aber Sie sagen ja kein Wort, Herr Graf. Ist Ihnen mein Geplauder lästig?" fragte Magdalene, die schon auf mehrere Fragen ohne Antwort geblieben war.

Er fuhr aus seinem Sinnen auf. „O nein, mein Kind. Plaudern Sie nur weiter, ich höre Ihnen so gerne zu."

Sie verstand sein Benehmen nicht recht, aber sie fühlte, daß er sie gern an seiner Seite wußte, und so schwatzte sie denn weiter, was ihr gerade in den Sinn kam, leichte, unbedeutende Dinge, die aber von ihren rosigen Lippen überaus anmutig klangen. Er ging auf alles ein und scherzte und lachte mit ihr, als ob die Stürme der letzten Tage ihn unberührt gelassen hätten. So kamen sie an die Jasminlaube.

„Hier habe ich Sie zuerst gesehen," rief Magdalene, huschte hinein und setzte sich auf die Bank. „Hier saß ich! Erinnern Sie sich noch?"

„Gewiß, mein Fräulein. Dort saßen Sie, und ich stand hier und sah Sie an wie jetzt. Und wissen Sie, was ich dabei dachte?"

Vor seinem Blick, der mit verzehrender Glut zu ihr sprach, schlug sie verlegen die Augen nieder und spielte nervös mit den Fingern. Nur um etwas zu sagen, fragte sie ihn: „Wollen wir hier nicht ein wenig ausruhen?"

Er setzte sich zu ihrer Linken. Sein rechter Arm lag auf der Lehne der Bank hinter ihrem Rücken. So sah er sie an, indes sie noch immer befangen vor sich niederblickte. Seine Augen hingen entzückt an ihrem reinen Profil, an den zarten duftigen Wangen, an dem in Purpur gebadeten Ohr, das unter dem schwarzen Gelock hervorlugte. Da quoll das Verlangen, sie sein nennen zu dürfen, heiß in ihm empor. Bald schlug sein Herz zum Zerspringen laut, bald schien es ganz stillzustehen, um die Brust, um den Hals legte sich's wie ein feuriger Ring, jäh schoß ihm das Blut in die Schläfen, seine Augen flimmerten. Und zitternd faßte seine linke Hand nach der ihren. Sie entzog sie ihm, aber nur langsam, zögernd; sie ahnte, daß jetzt die Stunde der Entscheidung schlug. Da legte sich sein rechter Arm sanft um ihre Schultern und sie fühlte sich leise an seine stürmisch bewegte Brust gezogen. Sie ließ es wie willenlos geschehen, sie sah sein Haupt über das ihre gebeugt, die Augen in heißem Feuer leuchten, sie spürte den heißen Hauch seines Mundes schon, ein Augenblick noch und seine Lippen brannten auf den ihren — und jetzt kam ihr das volle Bewußtsein ihrer Lage wieder: das durfte nicht sein, durfte so nicht sein. Sie entwand sich seinen Armen mit einem Rucke und sprang auf.

„Herr Graf!"

Aber auch er war aufgesprungen und umfaßte sie aufs neue. „Einen Kuß, Magdalene, nur einen, einen Kuß!"

„Gehen Sie zu Ihrer Braut!"

In höchster Empörung stieß sie diese Worte hervor, und er stand einen Augenblick wie bestürzt, als ihm die Wirklichkeit so jäh ins Gedächtnis zurückgerufen wurde. Dann aber brach das, was ihm so lange im Busen zurückgedämmt geruht hatte, mit elementarer Macht hervor.

„Meine Braut, die ich hasse, die ich verabscheue, mit der ich nichts gemein habe? Dich will ich besitzen, Magdalene, Dich und keine andere; Dich liebe ich, seit ich Dich hier zuerst gesehen habe in Deiner süßen, alles bezwingenden Holdseligkeit!"

Sie war entzückt, es that ihr wohl, sich so geliebt zu wissen, aber noch blieb sie kalt und streng. „Ihr Wort bindet Sie an Fräulein von Dossau."

„Mein Wort? Gleich morgen fordere ich es zurück, ich schwöre es Dir. Ich werde ihr sagen, was ich für sie fühle, sie wird mich nicht zurückhalten, wenn sie mich gehört hat. Sei mein, Magdalene!"

Sie trat von dem Ungestümen einen Schritt zurück. „Lassen Sie mich, Herr Graf, ich bitte Sie. Sie wissen nicht, was Sie reden. Ihre Gattin kann ich ja doch nicht werden."

„Und warum nicht? Niemand ist würdiger, Gräfin von Buchenberg zu werden. Magdalene, was ich Dir bieten kann, ist nur ein Nichts gegenüber dem Glücke, Dich zu besitzen. Sobald ich mein Verlöbnis gelöst habe, erbitte ich Deine Hand von Deinem Vater. Darf ich das?"

Er haschte nach ihrer Hand. Sie ließ ihm dieselbe und sah scheu unter den schwarzen Wimpern zu seinem leidenschaftlichen Gesicht empor.

„Magdalene, meine Braut!" stammelte er.

Da schmiegte sie sich an ihn, barg den Kopf an seiner Brust, und ein Ach! des Entzückens entrang sich seinen Lippen, als sich jetzt ihr Arm ganz leise um seine Hüfte legte. Vorsichtig, als fürchte er, ihr wehe zu thun, bog er jetzt ihr Haupt zurück, und sich langsam zu ihr neigend, küßte er sie auf den frischen, roten Mund. Sie duldete es erschauernd, aber als er sie nun fester an sich preßte, entschlüpfte sie wie ein Wiesel seiner Umarmung und flog pfeilschnell den Weg entlang nach ihrer Wohnung, aus der Ferne ihm noch ein „Auf morgen!" zurückrufend.

Heinrich that ein paar rasche Schritte hinter ihr drein, um ihr zu folgen. Jetzt, da er an dem Becher des Glückes kaum seine Lippen genetzt, sollte er ihn wieder absetzen? Aber dann hielt er plötzlich inne; sie war schon zu weit entfernt, als daß er hätte hoffen können, sie einzuholen, bevor sie das Haus erreichte. Und unter anderen Menschen mit ihr zusammen zu sein, kühl und höflich sich mit ihr zu unterhalten, hätte

ihm mehr Qual als Freude bereitet. Seine Liebe war nicht so geartet, daß er sich beim bloßen Anschauen der Geliebten hätte genügen lassen. Darum war es besser, er ließ sie heute noch allein gehen. So sah er der verschwindenden Gestalt mit sehnenden Augen nach, bis die Schleier der Dämmerung sie seinen Blicken gänzlich entzogen, und kehrte dann zur Laube zurück, wo er sich niedersetzte. Sein Blut wallte noch immer stürmisch erregt, sein Herz schlug so heftig, daß er meinte, es müsse zerspringen, und seine Hände zitterten vor wilder Erregung. Mit Mühe nur zwang er sich zur Sammlung und kostete die Süßigkeit der letzten Augenblicke im Geiste noch einmal durch. So war es denn zur Wirklichkeit geworden, wonach er in seinen Träumen so lange geschmachtet hatte: er hatte endlich Magdalene umarmen, ihre jungfräulichen Lippen küssen dürfen. Die liebliche, schlanke Gestalt hatte in seinen Armen geruht, die duftigen Locken hatten um seine Schläfen gespielt, die schämig zu Boden geschlagenen Augen hatten ihm verraten, daß seine Liebe Erwiderung fand — ach, er hätte sich's ja nicht träumen lassen, daß dieser Abend ihm ein solches Maß von Seligkeit bescheren würde. Und nun war auch die Zeit des Zweifelns und Zauderns, des ängstlichen Erwägens und Überlegens vorbei, die ihn so elend gemacht, ihm jegliche Freude am Dasein genommen hatte. Der Weg, den er zu gehen hatte, lag nun, nachdem er Magdalene seine Liebe gestanden hatte, offen und klar vor ihm. Das Band, das ihn noch an Elisabeth fesselte, diese lästige Kette mußte gelöst werden, und zwar sogleich; da er wußte, daß seine Wünsche hier Erhörung fanden, würde er dort leicht und schnell ein Ende machen. Er begriff nicht, wie ihm das noch vor wenig Stunden so schwierig hatte erscheinen können, jetzt war ihm zu Mute, als müsse sich das alles ganz von selber ergeben, und in einem Gefühl seligen Glückes, wie er es lange nicht mehr empfunden, kehrte er endlich ins Schloß zurück, um sein Lager aufzusuchen.

Als er am anderen Morgen erwachte, hatte sich diese Stimmung freilich in ihr gerades Gegenteil verwandelt. Er schob das zwar zum Teil auf die grauen Wolken, die den Himmel verhüllten und einen feinen Regen zur Erde niederrieseln ließen, der den ganzen Tag über anhalten zu sollen schien, — solches Wetter machte ihn stets melancholisch. Aber diesmal lag die Sache doch anders: war es ihm gestern im Taumel des erfüllten Verlangens ein Leichtes geschienen, die Verbindung mit Elisabeth zu lösen, so standen heute, wo er wieder nüchtern geworden, alles noch einmal erwog, die Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben müßten, in ihrer ganzen Größe vor ihm auf. Was er that, das ging nicht so unbeachtet vorüber, wie die Handlungen eines Bauern oder kleinen Bürgersmannes; die große Welt fragte danach und maßte sich ein Urteil darüber an. So sehr sie seine Verbindung mit der Tochter eines so angesehenen Hauses gebilligt hatte, so sehr würde sie jetzt den Bruch tadeln, besonders wenn sie erführe, daß er sich dazu entschlossen, um die Tochter seines Administrators an die Stelle zu setzen, die er Elisabeth versagte. Durfte es ihm gleichgültig sein, wie der Hof, wie seine Standesgenossen insgesamt über ihn urteilen würden? So lange er draußen in der Fremde umherzog, ein freier Wanderer, hatte er nach ihrer Meinung nicht gefragt, aber jetzt, da er unter ihnen leben sollte, stiegen ihm doch Bedenken auf, die sich stärker erwiesen, als daß die Ideen Rousseaus sie so ganz hätten verdrängen können. Auf jeden Fall würde es einen häßlichen Eklat geben, und das war ihm peinlich. Wie Elisabeth selber die Sache aufnehmen würde, daran mochte er gar nicht denken, aber ihr Vater, ihr Bruder! Walderode und Dossau grenzten hart aneinander, Begegnungen waren gar nicht zu vermeiden und mußten zu ewigen Konflikten führen. Der junge Baron konnte nicht anders, er mußte mit dem Degen Rechenschaft von ihm fordern. Heinrich war nicht feige, er freute sich sogar, daß ihm dann Gelegenheit werden würde, mit seinem Blute für seine Handlungsweise einzustehen, aber wenn es der Zufall nun wollte, daß er Elisabeth zu dem ersten Schmerz in dem Zweikampf noch einen anderen, härteren zufügte — ihn schauderte bei dem Gedanken. So sah er sich durch die leidenschaftliche Aufwallung des vorigen Abends in ein Wirrsal hineinversetzt, aus dem den rechten Ausweg zu finden überaus schwer war.

Da trat Franz ins Zimmer und überreichte ihm auf silberner Platte einen Brief. „Ein Dossauer Reitknecht brachte ihn soeben," sagte er; „er wollte die Antwort des Herrn Grafen nicht abwarten und ist gleich wieder davongeritten."

Hastig griff Heinrich nach dem Schreiben. Er hatte Elisabeths Handschrift erkannt und fragte sich beklommen, was sie ihm mitzuteilen haben könnte. Die Mienen des Dieners verrieten, daß der Reitknecht über den Grund seiner eiligen Rückkehr geplaudert haben mußte und daß er um den Inhalt des Briefes wußte. Heinrich öffnete schon die Lippen, um ihn zu fragen, aber er bezwang sich rasch und winkte ihm, zu gehen. Dann trat er ans Fenster, öffnete den Brief, that einen tiefen Atemzug und hub an zu lesen. Die vier Seiten des Briefes waren in Elisabeths kräftiger, fast männlicher Handschrift eng beschrieben. Der Graf überflog sie rasch mit den Augen, dann ließ er das Blatt sinken und starrte fassungslos vor sich hin. Träumte er denn oder hatte er den Inhalt des Briefes richtig erfaßt? Er las ihn noch einmal, langsam, Wort für Wort. Als er ans Ende gekommen war, entflatterte das Blatt seinen Händen und fiel knisternd zu Boden. Er bemerkte es kaum, mit schlaff herabhängenden Armen stand er da und sah hinaus in den Regen, der langsam niederfloß. Er brauchte nun nach dem Auswege nicht mehr zu suchen, der ihm eben noch so schwere Sorgen gemacht hatte; der Ausweg war gefunden, aber anders, als er dachte: Elisabeth gab ihm in dem Briefe sein Wort zurück. Sie habe es beim ersten Zusammensein nach seiner Heimkehr bemerkt, schrieb sie, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen sei; sie habe es dann ihm offen gesagt, daß sie bei der so unvermutet entstandenen Verschiedenheit ihrer Lebensanschauungen mit ihm un-

glücklich zu werden fürchte. Aber der Glaube an seine Liebe hätte ihr die Kraft gegeben, diese Furcht zu überwinden. Doch diesen Glauben habe sie jetzt unwiederbringlich verloren. Wer sie und ihre Eltern so tief verletzen könne, wie er es auf dem Geburtsfeste ihres Vaters gethan, wer es dann nicht einmal der Mühe wert finde, sich dafür in geziemender Weise zu entschuldigen, der liebe sie nicht, der achte sie nicht einmal. Und so löse sie denn nach reiflicher Überlegung und im Einverständnis mit ihren Eltern ein Band, das unter diesen Umständen für beide kein segenbringendes mehr sein könne, und gebe ihm sein Wort zurück.

Er war also frei!

Welch ewiges Rätsel ist doch das Menschenherz! Heinrich hatte sein Verlöbnis wie ein Joch angesehen, das er um jeden Preis zersprengen müsse, seit seinem Erwachen an diesem Morgen beschäftigte ihn ausschließlich die Frage, wie er das verhaßte Band am besten und am schnellsten lösen könnte; nun kam der Brief Elisabeths, der ihm die Fesseln, unter deren Last er seufzte, ohne sein Zuthun abnahm, und betroffen mußte er sich gestehen, daß ihn das verdroß. Galt er denn so wenig, daß das Mädchen, welches sein Herz kannte, wie kein andrer Mensch, ihn so leichten Mutes aufgeben konnte? Er griff wieder nach dem Blatte, das zu seinen Füßen lag, und suchte mit forschenden Augen darauf nach irgend etwas, das dafür spräche, die Schreiberin habe den Brief bekümmerten Herzens verfaßt. Aber die klaren, gleichmäßigen Buchstaben sahen nicht aus, als wenn sie in seelischer Erregung zu Papier gebracht wären, und wenn Elisabeth Thränen dabei vergossen hatte, so hatte sie doch dafür Sorge getragen, daß kein verräterischer Tropfen auf den Bogen gefallen war. Enttäuscht legte er das Schreiben auf den Tisch und etwas wie Trotz überkam ihn. Was war er doch für ein Thor gewesen mit seinen albernen Befürchtungen, wie die Heuchlerin den Schlag verwinden werde. Hier hatte er ja den Beweis vor Augen, daß sie sehr leicht daran trug. Er vergaß, daß ein stolzes Herz sein Weh, und sei es noch so groß, in sich verschließt, und daß der Schmerz, den man ausweinen kann, nicht der schlimmste ist.

Im Zimmer auf- und abwandelnd, erwog er, was nun zu thun sei, und kam zu dem Entschluß, nicht an Elisabeth, sondern an ihren Vater seine Antwort zu senden, in welcher er sich mit der Lösung des Verlöbnisses einverstanden erklärte. Nachdem er den kurzen Brief beendet, zog er die Klingel. Der herbeieilende Franz erhielt den Auftrag, das Schreiben sofort durch einen Reitknecht nach Dossau zu schicken, und selber bei dem Administrator anzufragen, ob der Graf ihm eine Bitte vortragen dürfe.

Zscheplitz ließ natürlich antworten, er stehe jederzeit zur Verfügung, doch wurde er wie seine Frau durch die rätselhafte Anfrage in Bestürzung versetzt, und vergebens sannen sie hin und her, um was es sich wohl handeln möge. Magdalene verriet ihren Eltern nichts. Es hatte sie fast verwirrt, daß Stunde um Stunde des Morgens verrann, ohne daß Heinrich sein Versprechen wahr machte, nun jubelte sie innerlich und begab sich schnell auf ihr Zimmerchen, um ihre Locken zu ordnen und sich mit ein paar bunten Bändern zu schmücken. Dann schaute sie hinter der Gardine hervor nach dem Grafen aus. Da kam er den Weg herunter, im Staatskleide, den Kopf entschlossen zurückgeworfen. Sie fand, daß er heute gar nicht übel aussähe, und freute sich, wenn sie daran dachte, daß sie als seine Frau auch Sammet und Seide tragen werde, wie er, statt der einfachen Stoffe, mit denen sie sich jetzt begnügen mußte. Er sah zu ihrem Fenster herauf; sie hatte einen Augenblick die Absicht, vorzutreten und ihn zu begrüßen, aber sie besann sich schnell eines anderen und blieb versteckt. Sie wollte ihn nicht verwöhnen. Da fiel die Thür ins Schloß und nun war alles still. Magdalene war in die Mitte des Zimmers zurückgetreten und preßte die linke Hand auf ihr laut pochendes Herz. Jetzt wurde da unten das entscheidende Wort gesprochen. Sie horchte mit angehaltenem Atem, ob sie nicht vielleicht etwas von der Unterredung hören könne, und mußte dann selber über den thörichten Gedanken lächeln. Dann wunderte sie sich über die Beklommenheit, mit der sie den Ausgang erwartete; sie hätte ja nicht erregter sein können, wenn sie den Grafen wirklich liebte. Und als man sie noch nicht rief, wurde sie ungeduldig. Was hatte man denn so lange zu sprechen, was gab es denn zu überlegen? Es überlief sie heiß, als ihr jetzt der Gedanke durch den Kopf schoß, ihr Vater könne am Ende „nein" sagen. Da öffnete sich unten eine Thür und die Stimme des Alten rief ihren Namen. Und plötzlich war ihre Ungeduld verflogen und banges Zaudern an ihre Stelle getreten. War es denn wirklich das Glück, was sie jetzt erwartete? „Magdalene!" rief es nochmals, lauter und ungeduldiger als zuvor. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und ging dann entschlossen die Treppe hinab.

Mit raschem Blicke maß sie, als sie ins Zimmer trat, die Anwesenden. Der Graf hatte sich bei ihrem Eintritt erhoben, er sah blaß und bewegt aus und seine Augen hefteten sich auf sie mit innigem Blick. Die Mutter saß im Lehnstuhl und schluchzte laut in ihr Taschentuch, und auch in des Vaters Augen standen Thränen, als er jetzt auf sie zutrat, ihre Hand faßte und ihr sagte, daß der Graf sie zu seinem Weibe erbitte. Das war der Augenblick, den ihr Stolz sich so oft geträumt; nun überkam sie doch, da er Wirklichkeit geworden war, ein eigner Schauer und errötend senkte sie das Köpfchen. Die Mutter ließ jetzt das Tuch von den Augen sinken und rief mit halberstickter Stimme: „Lenchen, mein Kind!" Sie flog hin zu ihr und schmiegte sich an die Weinende, und als jetzt der Graf sie bewegt bat, seine Frage zu beantworten, streckte sie ihm abgewandt die Hand hin. Er griff danach, preßte seine Lippen auf die schlanken Finger und zog dann die holde Gestalt, die seinem Drängen nachgab, aus der Umarmung der Mutter an seine Brust. Dann hob er sachte ihr Haupt empor, das sie an seine Schulter gelegt hatte, und suchte ihre Lippen in langem, durstigem Kusse. Zscheplitz schlich indessen leise zu seiner Frau hinüber

und Hand in Hand sahen die beiden mit verklärten Augen auf ihr Kind, das in seiner harmlosen Unschuld ein so großes Glück gefunden.

Minutenlang standen die vier Menschen so schweigend da. Fast war es, als wage keiner von ihnen zu sprechen. Da schwirrte hell klingend ein silberner Ton durch das stille Zimmer: Magdalenens Uhr schlug die zwölfte Stunde. Der Klang brach den Bann, der auf dem kleinen Kreise lag. Sachte löste sich das Mädchen aus Heinrichs Armen, lächelte ihn unter den schwarzen Wimpern hervor schelmisch an und lispelte, mit ausgestreckter Hand auf die Uhr deutend: „Hörst Du, Dein Geschenk bringt uns seinen Glückwunsch.“

Heinrich war entzückt, sich von ihr „Du“ nennen zu hören. Er dachte unwillkürlich daran, daß Elisabeth nie zu bewegen war, ihm diese vertraute Anrede zu gönnen. Sie meinte, das verspare man sich besser für die Ehe. Es würde ihr gar zu seltsam vorkommen, wenn sie ihn jetzt schon so anreden solle. Und wie leicht floß das Wort Magdalene von den Lippen. Aber das kennzeichnete so recht die beiden Charaktere: bei der einen steife, beängstigende Förmlichkeit, bei der andern frische, herzerquickende Natürlichkeit. Er konnte dem Schicksal nicht dankbar genug sein, daß es ihn rechtzeitig von der einen zur andern geführt hatte. Und stolz im Gefühle seines Glückes zog er Magdalene wortlos an seine Brust.

„Ach ja, die Uhr!“ nahm Frau von Zscheplitz jetzt das Wort. „Wenn Sie wüßten, wie das Kind sich darüber gefreut hat. Und wir wunderten uns so sehr, daß Sie an den Geburtstag gedacht hatten. Wir ahnten ja damals noch nicht, was uns der heutige Tag bringen würde.“

„Freute sich mein Lieb denn wirklich so sehr über das Geschenk?“ fragte der Graf.

„Wie kannst Du fragen?“ antwortete sie. „Ich dachte ja, Du habest mich in Buchenberg vergessen, und sah nun, daß es nicht der Fall war.“

„Ja,“ lachte er, „mein Oheim wunderte sich nicht wenig, als ich die Uhr einzupacken befahl; er wußte ja nicht, mit welchen Gedanken ich mich trug.“ Und sich besinnend, fuhr er fort: „Da fällt mir ein, ich werde wohl daran thun, ihn noch heute von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen, als Bruder meines Vaters hat er ein Recht darauf.“

Während er sich nun an die beiden Alten wandte und ihnen auseinandersetzte, daß er, so lebhaft auch sein Wunsch sei, die Hochzeit zu beschleunigen, doch damit noch werde warten müssen, bis Graf Günther sich in die veränderte Lage gefunden habe, da er mit dem Bruder seines Vaters in Eintracht zu leben wünsche, verließ Magdalene das Gemach. Sie hatte einen Wagen heranrollen und hinter dem Hause halten hören, und vermutete, daß es derjenige sei, den ihr Vater in der Frühe nach Dorf Dossau geschickt hatte. Sie hatte sich nicht getäuscht; im Vorsaale bereits kam ihr Marthe entgegen, die Jungfer, die in ihrem Auftrage mit hinuntergefahren war.

„Nun, Marthe,“ fragte sie hastig, „hast Du's richtig besorgt?“

„Das Fräulein kann mit mir zufrieden sein,“ antwortete Marthe. „Ich hab's dem jungen Herrn getreulich ausgerichtet und ohne daß mich sonst ein Mensch gewahr wurde.“

„Und will er kommen?“

„Noch heute abend. Am liebsten führe er gleich mit, sagte er.“

„Es ist gut, Marthe, ich danke Dir. Diene mir nur immer treu, es soll Dein Schade nicht sein.“

Nach diesen Worten huschte sie wieder in das Zimmer zurück.

VI.

Der Abend fand Magdalene in jenem Teile des Parkes, der an den Wald grenzte. Es kam selten jemand hierher, auch der Gärtner kümmerte sich wenig um diesen Fleck. Unbeschnitten wuchsen die Äste der alten Bäume und Moos begann sich auf den alten Götterbildern aus Sandstein zu zeigen, die hier in einem Halbrund standen. Auf diesem entlegenen Plätzchen erwartete Magdalene ungeduldig die Ankunft dessen, den sie durch Marthe hierher bestellt hatte. Es wurde immer dunkler, und wenn er noch länger ausblieb, so würde man sie im Hause vermissen, nach ihr suchen, sie wohl gar hier finden. Ungeduldig schritt sie auf und nieder, endlich hörte sie drüben im Walde das Laub am Boden rascheln, als wenn jemand eilig daher käme. Gleich darauf schwang sich eine männliche Gestalt über die niedrige Parkmauer und stand nach wenig Schritten mit ausgestreckten Händen vor ihr. Es war der Pfarrerssohn von Dossau.

„Ihr habt mich rufen lassen, Magdalene,“ sprach er leise. „So darf ich denn endlich hoffen, daß Ihr meine Liebe erhört und meinem Werben nachzugeben gesonnen seid?“

„Ich habe Euch rufen lassen,“ antwortete sie und ihre Stimme klang kalt und abweisend, „damit Ihr von mir allein hört, was Ihr doch erfahren müßt, und damit Ihr keine tollen Streiche macht, wenn Ihr es vor andern hört.“

„Um Gott, Magdalene, was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß ich seit heute morgen des Grafen Heinrich von Buchenberg verlobte Braut bin.“

„Ah!“

Er hob die Arme, es sah einen Augenblick aus, als wolle er sich auf sie stürzen, aber unter ihrem kalten, gleichgültigen Blick gewann er die Besinnung wieder und trat einen Schritt zurück. Stürmisch hob und senkte sich seine Brust, aber kein Laut kam über seine festgeschlossenen Lippen. Sein Schweigen war ihr lästig.

„Nun,“ fragte sie herrisch, „habt Ihr mir nichts darauf zu sagen?“

Er lachte bitter auf: „Was kann dem gnädigen Fräulein an meinem Glückwunsche liegen. Und meine Vorwürfe darüber, daß Ihr falsche Hoffnungen in mir genährt, würden Euch auch kalt lassen.“

Sie stampfte mit dem kleinen Fuße zornig auf. „Ich Hoffnungen in Euch genährt? Ihr lügt! Das habe ich nie gethan.“

„Mit Worten freilich nicht,“ erwiderte er. „Behüte Gott. Nie habt Ihr mir das Geringste versprochen. Aber Eure Augen redeten auch eine Sprache und die hieß mich hoffen. Und habt Ihr mir nur ein einzig Mal verboten, von meiner Liebe zu Euch zu sprechen? War es denn so merkwürdig, daß ich mir das in meinem Sinne deutete? Jetzt durchschaue ich Euch freilich. So lange niemand anders, niemand Besseres da war, da war ich Euch gut genug. O Magdalene, wie bitter wehe thut Ihr mir!“

Er sank auf die Steinbank nieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Der Anblick seines Schmerzes verursachte ihr Unbehagen, vollends als sie ihn jetzt leise schluchzen hörte. Sie zuckte nervös die Achseln. Er that ihr leid, wie er so gebrochen dasaß, aber Du lieber Gott, was konnte sie denn dazu, daß er sich in sie verliebt hatte? Sie hätte ihn gerne getröstet, aber sie konnte die passenden Worte nicht finden. So verharrten sie beide eine Weile stumm miteinander. Endlich blickte er zu ihr auf.

„Und ist es wirklich wahr?“

Sie senkte bejahend das Haupt.

Er sah sie eine Weile an, als erwarte er, daß sie zu ihm spreche. Als sie aber in ihrem Schweigen verharrte, sprang er auf.

„So verzeihe mir Gott, wenn ich meinen Eltern einen Kummer bereite, der ihnen besser erspart bliebe. Aber nun noch hier zu bleiben, das geht über meine Kräfte. Ich muß fort, weit fort von hier, wenn ich meine Ruhe wiederfinden soll.“

„Ihr werdet sie wiederfinden, Christian, und werdet mich vergessen. Aber wohin wollt Ihr gehen?“

„Wohin? Mir einerlei, nur recht weit fort von hier. Am liebsten unter die Soldaten und in den Krieg.“

Magdalene lachte, ein leises, befriedigtes Lachen. „Damit habt Ihr mir ja schon früher immer gedroht. Wenn ich Euch nicht erhören wolle, sagtet Ihr, ginget Ihr zu den Preußen. Aber ich glaube Euch nicht, daß Ihr's thut.“

„Und ich schwöre, daß ich's thue! So wahr ich selig werden will, ich thu's! Gleich morgen mach' ich mich auf den Weg.“

„Ist das Euer Ernst, Christian?“

„Mein voller Ernst.“

„Nun so will ich Euch den Beweis geben, daß mir Euer Wohl trotz allem am Herzen liegt. Ich habe an den Fall gedacht, daß Ihr diesen Entschluß fassen würdet und habe Euch ein Brieflein an den Grafen Konrad geschrieben, darin ich Euch seiner Sorgfalt empfehle. Wollt Ihr zu ihm nach Potsdam gehen und es ihm überbringen?“

„Mir ist's einerlei, wohin das Schicksal mich trägt.“

„Aber mir nicht. Ich will Euch gut aufgehoben wissen.“

„Was fragt Ihr denn nach mir? Ihr seid ja eines andern Braut!“

„Aber als Freund seid Ihr mir lieb und wert. Versprecht mir, ihn aufzusuchen und ihm den Brief zu übergeben.“ Und als sie sah, daß er noch zögerte, setzte sie leise hinzu: „Wenn Ihr mich liebt, versprecht mir's.“

„Magdalene!“ rief er wild, „Ihr quält mich sehr!“

„Wenn Ihr mich liebt, versprecht mir's!“

„Nun denn, ich verspreche es Euch bei meinem Worte! Gebt den Brief her. So weiß ich doch, wohin mich meine Füße zu tragen haben.“

Er steckte den Brief zu sich, den sie ihm gab.

„Ich habe Euer Wort, daß Ihr ihn richtig übergebt,“ sagte sie dann. „Und nun lebt wohl und Gott sei mit Euch!“

Er vertrat ihr den Weg. „So wollt Ihr von mir gehen? Ohne mir wenigstens die Hand zum Abschied zu reichen?“

Sie hielt ihm schweigend die Hand hin, die er an seine Lippen zog und mit gierigen Küssen bedeckte. Als er sie aber im Drange der Leidenschaft umfassen und an sich ziehen wollte, riß sie sich mit Aufbietung aller Kräfte los und eilte in fiebernder Hast durch die Baumgänge dem väterlichen Hause zu. Erst als sie sich diesem näherte, mäßigte sie ihre Schritte, damit sie sich erholte. Als sie in das Zimmer trat, blickte sie so heiter und gleichmütig, als wisse sie nichts von dem stürmischen Auftritte, der hinter ihr lag. Der Graf, der ihrer bereits harrte, begrüßte sie und fragte, wo sie denn so lange verweilt sei.

„Ich erging mich im Parke und vergaß mich über dem Gedanken, wie glücklich ich sei,“ antwortete sie.

Er sah sie strahlend an. „Und ich habe mich so nach Dir gesehnt. Aber nun Du da bist, bin ich zufrieden. Du kannst es ja nicht ahnen, welche selige Ruhe mich überkommt, wenn Du mit Deinen unschuldsvollen Kinderaugen mich anlächelst. Ich liebe Dich ja so unendlich, Magdalene!“

Es war sonderbar; in den seligen Stunden der nächsten Tage, die er bei ihr verbrachte, wiederholte er ihr diese Beteuerung wohl hundertmal, aber so reizend sie ihn auch darauf anlächelte, vergebens harrte er darauf, die gleichen oder wenigstens ähnliche Worte von ihren Lippen zu vernehmen; sie ließ sich die Ausbrüche seiner Leidenschaft gefallen, dieselben thaten ihr sogar sichtlich wohl, aber sie erwiderte sie nicht. Zuerst hatte er das wohl kaum beachtet, aber allmählich fing es an, ihm aufzufallen. Er suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß er es sich wohl bloß einbilde, er nahm sich vor, besser darauf zu merken und fand doch nur, daß jeder Tag seine Beobachtung neu bestätigte. Und noch ein weiteres fand er: wenn er mit Magdalene zusammen war, konnte er sie nicht oft genug küssen, mitten in einer Unterhaltung über gleichgültige Dinge suchte sein Mund wieder und wieder den ihren, aber niemals war das Umgekehrte der Fall, sie entzog sich seinen zahllosen Küssen nicht, aber hätte er damit warten wollen, bis sie ihm selber den ersten bot, sie wären alle ungeküßt geblieben. Es verdroß ihn das und er grübelte oft darüber nach, aber dann fand er wieder, daß er wohl damit zufrieden sein könne. Es war ja so begreiflich, daß die mädchenhafte Schüchternheit ihr Schranken auferlegte, die für ihn nicht bestanden. Diese keusche Zurückhaltung, dieses

scheue Gewähren entflammte seine Sehnsucht, sie ganz die Seine nennen zu dürfen, nur noch mehr und voll Ungeduld erwartete er die Antwort seines Oheims auf den Brief, in dem er ihm von den veränderten Verhältnissen Mitteilung gemacht hatte. Er sah derselben mit einem gewissen Bangen entgegen, denn Günther war nicht nur ein Sonderling und Weiberfeind, sondern auch ungemein stolz und hatte schon bei seiner Verlobung mit Elisabeth die Bemerkung fallen lassen, ein Buchenberg hätte an ganz andere Thüren anklopfen können. Daß seine Antwort vollends einige Tage ausblieb, beunruhigte Heinrich ungemein. Wie sie auch ausfallen würde, sein Entschluß, Magdalene zum Weibe zu nehmen, wurde dadurch nicht erschüttert, wohl aber konnte er, wenn Günther seine neue Wahl mißbilligte, nicht daran denken, seinen Wohnsitz in Buchenberg zu nehmen, und in Walderode, in der Nachbarschaft von Dossau zu bleiben, ging auch nicht an. Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als die Antwort endlich eintraf, denn sie lautete befriedigender, als er es hätte erwarten können. Die Überraschung sei freilich für ihn eine große gewesen, schrieb der Greis, doch freue er sich, daß aus der Verbindung mit den abgeschmackten Dossauern nichts geworden sei. Im übrigen sei Heinrich sein eigener Herr, der thun und lassen könne, was er wolle, und alt und verständig genug sei, um keine Wahl zu treffen, die ihn später gereuen werde. Sein Entschluß, die Heirat bald zu vollziehen, sei sehr vernünftig, denn damit werde ihm die Lust zum Herumziehen in der Fremde wohl vergehen. In Buchenberg sei alles für den Einzug des jungen Paares bereit.

Nun wollte er auch keinen Augenblick zögern, mit den Eltern seiner Braut den Hochzeitstag festzusetzen. Den Brief in der Hand, eilte er in ihr Haus hinüber, ehe noch der Bote, der denselben gebracht, sich auf den Heimweg gemacht hatte. Erstaunt hörte er, als er sich der Administratorwohnung näherte, die Stimme des alten Zscheplitz laut und zornig aus den offenen Fenstern klingen. Jetzt vernahm er auch deutlich die Worte: „Und ich sag's noch einmal, eine Schande ist es und eine schwere Sünde dazu!" Was war denn da vorgefallen? Rasch trat er ein und es beruhigte ihn, als er sah, daß seine Braut ein frohes Gesicht machte, während ihr Vater aufgebracht im Zimmer umherging. Über den Grund seines Zornes sollte der Graf nicht lange im unklaren bleiben. Voll Entrüstung erzählte ihm Zscheplitz, soeben sei der Pfarrer von Dossau dagewesen, verzweifelt und gebrochen. Sein Sohn sei in der Nacht heimlich auf und davon gegangen und habe eine Schrift zurückgelassen, des Inhalts, er könne nicht Pfarrer werden, er gehe zu den Preußen und werde Soldat; man solle ihn nicht verfolgen und zur Umkehr zu bewegen suchen, es sei doch alles umsonst.

„Nun denken Sie sich das Unglück des Vaters, Herr Graf! Er ist alt und gebrechlich. Am Munde hat er sich die Brocken absparen müssen, um den Jungen studieren zu lassen und nun der so weit ist, daß er ihm eine Stütze sein könnte, macht er zum Lohn für alles Gute dem Vater diesen Kummer!"

„Aber wenn er doch nun keine Lust verspürt, Pfarrer zu werden?" warf Magdalene ein.

„Lust hin, Lust her, er hat seinem Vater gehorsam zu sein, und das ist er nicht gewesen. Er hat schlecht gehandelt!"

„Und ich finde, er hat recht gehandelt!" trotzte das Mädchen.

Zscheplitz wollte aufbrausen, aber der Graf fiel ihm ins Wort: „Ich muß Deinem Vater recht geben, Magdalene. Aber im Grunde genommen geht uns ja die Sache wenig an und wir haben jetzt Dinge zu besprechen, die uns näher liegen. Dieser Brief, den ich soeben von Buchenberg erhalten habe, macht es uns möglich, noch heute unsern Hochzeitstag zu bestimmen."

Magdalene hatte bei seinen ersten Worten die Lippen schmollend aufgeworfen, jetzt zog ein sonniges Lachen über ihr Gesicht und auch ihre Eltern vergaßen alles andere, als sie hörten, um was es sich handle. Und bald war man im lebhaftesten Meinungsaustausch. Heinrich hätte die Trauung am liebsten auf einen der allernächsten Tage festgesetzt gesehen, und nur mit Mühe gelang es den beiden Alten, ihn zu bewegen, daß er noch in eine Frist von drei Wochen willigte. Daß sie in der Schloßkapelle von Buchenberg stattfinden sollte, da in Walderode sich keine solche vorfand und Magdalene in der Dossauer Dorfkirche ebenso wenig getraut werden wollte als Heinrich, darüber hatte man sich schon vordem geeinigt. —

Auch diese drei Wochen gingen vorüber, zu langsam freilich für Heinrichs Ungeduld. Am Tage vor der Hochzeit brach man zusammen von Walderode auf, Zscheplitzens sollten die letzte Nacht in einem kleinen Jagdschlößchen im Buchenberger Reviere zubringen, da es nicht schicklich war, daß Magdalene als Braut im Schlosse selber eine Nacht zubrachte. Sie fuhr mit ihrer Mutter in einer stattlichen Karosse, der Graf ritt mit ihrem Vater nebenher und konnte seine Aufregung kaum bemeistern. Bald ritt er dicht am Wagenschlag, mit Magdalene plaudernd oder sie stumm ansehend, bald sprengte er wieder voraus auf dem Wege, der sich auf der halben Höhe der Berge hinzog, und schaute mit leuchtenden Augen über die wogenden grünen Wipfel hinaus in die Thäler mit ihren Dörfern und Wassern, ihren Wiesen und Feldern, über die seltsam geformte Wolkenschatten im Sonnenschein dahinzogen. Magdalene war bewegt und zerstreut zugleich; einmal, als der Graf wieder vorgeritten war und sie ihm lange nachgesehen hatte, sagte sie, wie in Gedanken versunken, zu ihrer Mutter: „Findest Du nicht, daß Graf Konrad zu Pferde eine viel bessere Figur machte?"

„Kind!" rief die bestürzte Frau, „wie kommst Du jetzt darauf?"

„Es fiel mir nur so ein," antwortete das Mädchen errötend und versank in ein langes Schweigen.

Es dunkelte bereits, als man bei dem Schlößchen ankam. Die Fenster waren hell erleuchtet, frisches Grün um die Säulen des Portals gewunden, zahlreiche Diener harrten der Befehle ihres Herrn. Heinrich sprang aus dem Sattel, hob seine Braut

aus dem Wagen und geleitete sie, indes die Eltern nachfolgten, die Treppe hinauf in ein behagliches Gemach, wo ein Imbiß bereit stand. Seine Bitte, bleiben zu dürfen, lehnte das Mädchen ab. Sie sei von der Fahrt zu ermüdet und bedürfe der Ruhe, damit sie ihm am nächsten Morgen keine Schande mache. So zog er sich denn zurück, nachdem er sie noch einmal leidenschaftlich an sich gepreßt und ihren Mund mit Küssen bedeckt hatte. Bald darauf suchte Magdalene, indes ihre Eltern noch in ernstem Gespräch zurückblieben, ihr Lager auf. — Aus tiefem, erquickendem Schlummer wurde sie am anderen Morgen durch ihre Mutter geweckt, die ihr mit Marthe, deren Bitte, ihr auch fernerhin als Zofe dienen zu dürfen, sie erhört hatte, beim Ankleiden behilflich sein wollte. Die Toilette war kaum beendet, als der Graf sich melden ließ. Er brach in einen Ausruf jubelnden Entzückens aus, als ihm seine Braut entgegentrat, die schlanke Gestalt umflossen von den schweren Falten der weißen Seide, die sich knisternd bauschten, das schwarze Gelock mit der Myrtenkrone geschmückt.

„Mein Alles!“ rief er aus und eilte auf sie zu, sie aber wehrte ihn mit schelmischem Lächeln ab:

„Nicht so stürmisch; Du wirst mir sonst die Robe zerdrücken.“

Er gehorchte und trat zurück, ohne den Blick von ihr zu wenden. Endlich nahm er vom Tisch ein großes Etui und reichte es ihr. „Mit dem heutigen Tag wird es Dein eigen,“ sagte er. „Es ist der Schmuck der Gräfinnen von Buchenberg.“

Sie nahm es verwundert und öffnete den Deckel. Die Morgensonne fiel durchs offne Fenster auf die Steine, die das Etui enthielt, und ließ sie hell aufblitzen. Magdalene stockte der Atem fast, als sie die herrlichen Diamanten und Rubinen erblickte, so viel Kostbarkeiten hatte sie noch nie vereint gesehen und nun sollte sie das alles ihr eigen nennen! Unbekümmert um ihre Robe flog sie ihrem Bräutigam um den Hals und lohnte ihm für diese Überraschung mit einem langen Kuß. „Ich habe Dich ja von Herzen lieb!“ rief sie beglückt. Es war Heinrich, als thue der Himmel sich ihm auf. Das war es ja, wonach er so sehnsüchtig verlangt, nun hatte sie das Wort ausgesprochen, das er längst von ihr zu hören begehrte. Als ein gutes Omen für ihr ganzes Leben wollte er es nehmen, daß gerade der Hochzeitsmorgen seinen Wunsch erfüllte.

An der Kapellenthür erwartete Graf Günther das junge Paar, hochaufgerichtet und würdevoll im schwarzsammtnen, goldgestickten Galakleid. Das Mädchen erschauerte, als er seine kalten Augen forschend auf sie richtete, aber sie faßte sich schnell und lächelte ihn freundlich an mit ihrem siegessichern Lächeln. Er sprach kein Wort, sondern küßte ihre Hand unter einer stummen Verbeugung.

Die Kapelle war in einen Blütenhain verwandelt, durch das farbige Bogenfenster fiel das Sonnenlicht und malte den Estrich mit bunten Tinten. Am Altare stand, des Brautpaares harrend, der junge Pfarrer, ein Freund Heinrichs, den dieser auf der Hochschule in Leipzig kennen gelernt und vor kurzem nach Buchenberg berufen hatte. Er war nicht nur ein Arzt der Seele, sondern auch des Leibes; er hatte mit Eifer Heilkunde studiert und verwendete in seinem jetzigen Berufe die erworbenen Kenntnisse zum Nutzen seiner Pfarrkinder. Mit Heinrich war er durch die Bande aufrichtiger Zuneigung verknüpft, das klang auch deutlich aus den Worten hervor, die er zu dem jungen Paare sprach. Frau von Zicheplitz schluchzte leise in ihr Spitzentuch, und ihr Gatte suchte vergebens die aufsteigenden Tropfen zwischen den grauen Wimpern zu zerdrücken. Magdalene hörte das Schluchzen, der Schmerz der Eltern griff ihr ans Herz und auch ihre Augen, die bis dahin trocken geblieben waren, füllten sich mit Zähren.

Die Ringe waren gewechselt, der Segen gesprochen und durch die Wölbung klang majestätisch der Ton der Orgel. Der Zug verließ die Kapelle und begab sich durch den sonnenbeglänzten Park nach dem Schloßportale. Magdalene wollte eben den Fuß auf die unterste Stufe der Freitreppe setzen, als Graf Günther ihr den Weg vertrat und mit einer Handbewegung Halt gebot. Unbekümmert um die erstaunten Blicke, die auf ihn gerichtet waren, begann er zu der jungen Frau: „Mir, als dem ältesten des Geschlechtes, ziemt und gebührt es, Sie an der Schwelle zu begrüßen, auf die Sie jetzt den Fuß setzen, Frau Nichte. Der Platz, auf den meines Neffen Wahl Sie gestellt, ist vor Ihnen der einer stattlichen Reihe von edlen Frauen gewesen und wir dürfen es mit Stolz sagen: hat Sünde und Unrecht in andern edlen Häusern Platz genommen, in Buchenberg hatte sie nie eine Stätte. Die Ehre galt uns immer das Höchste, wer sich wider sie verging, begab sich damit selber des Rechtes, weiter zu leben. Daß das bei uns Gesetz war und allezeit bleiben wird, des seien auch Sie immer eingedenk. Und damit willkommen auf Ihrem Schlosse, Frau Gräfin von Buchenberg!“

Damit trat er ein paar Schritte zur Seite und an ihm vorüber trat Magdalene, von kaltem Grausen erfüllt, an ihres Gatten Seite in das Schloß.

VII.

Die Springbrunnen im Buchenberger Parke plätscherten und funkelten in den hellen Strahlen der Augustsonne, ein frischer Wind ging über sie hin und hauchte kühl über die Terrasse durch die offenen Flügelthüren in den Saal, in dem die Gräfin Magdalene auf einem Sofa ruhte und mit träumerischem Blick den Wolken folgte, die draußen am blauen Himmel dahinzogen. Auf einem goldfüßigen Tische neben ihr, über den eine schwere Damastdecke gebreitet war, ordnete Marthe Tassen, Teller und Silberzeug für den Morgenimbiß und warf ab und zu einen spähenden Blick auf ihre Herrin. Sie hätte gar zu gern derselben allerhand vorgeschwatzt, denn nichts wurde ihr schwerer, als ihre Arbeit schweigend zu thun, aber sie wußte nur zu gut, daß, wenn die Gräfin die Miene zur Schau trug, die jetzt

ihr Antlitz zeigte, man am besten that, zu schweigen. Ab und zu trat sie ans Fenster, um zu sehen, ob die beiden Grafen, die in aller Frühe nach dem Vorwerk Erlenbach geritten waren, noch nicht zurückkehrten, aber die breite Buchenallee lag öde und einsam da und kein Reiter war in ihr zu erblicken.

„Was hast Du denn immer ans Fenster zu laufen?“ fragte Magdalene plötzlich mit gereizter Stimme.

„Vergebung, Frau Gräfin,“ erwiderte Marthe zusammenfahrend, „ich sah nur, ob der gnädige Herr noch nicht zurückkommt.“

„Es hat Dich's niemand geheißen.“

„Aber so spät ist er noch nie von seinen Morgenritten heimgekehrt!“

„Er wird seine Gründe haben, wenn er heute länger bleibt. Wieviel Uhr ist es?“

Als ob sie Marthe der Antwort überheben wollte, hob jetzt die Uhr, die vor dem großen Wandspiegel stand, aus und schlug die neunte Stunde, die Uhr, die Magdalene im vorigen Jahr von Heinrich in Walderode zum Geschenk erhalten hatte. Die Freude, die das kleine Kunstwerk dem jungen Mädchen bereitet hatte, schien nicht von langer Dauer gewesen zu sein, denn auf der weißen Stirn der Gräfin zeigte sich eine tiefe Falte, als jetzt das Glockenspiel die Polonaise begann.

„Die alberne Melodie!“ kam es unwillig über die roten Lippen. „Ich bin es satt, sie allstündlich zu hören. Die Uhr soll in einen andern Raum geschafft werden, Marthe, hörst Du?“

„Sehr wohl, Frau Gräfin. Vielleicht in des gnädigen Herrn Zimmer?“

Da tönte Hufschlag die Allee herauf und Marthe rief, nachdem sie rasch einen Blick aus dem Fenster geworfen: „Da kommt der Herr Graf!“

„Schon gut!“ erwiderte lässig Magdalene. „Ist das Frühmahl bereit?“

„Bis auf den Wein, den Johann gleich bringen muß.“

Dem Diener, der auf silbernem Brett eine Flasche Rheinwein hereintrug, folgte Graf Heinrich auf dem Fuße, vom langen Ritt bestaubt, das gewöhnlich blasse Gesicht von der Anstrengung und der Hitze gerötet. Er ging auf seine Frau zu, die ruhig auf dem Sofa liegen blieb, und küßte ihr die Hand. Unter den halbgeschlossenen Lidern hervor sah sie ihn gleichgültig an und fragte kühl:

„Was ist denn geschehen, daß Du Dir nicht die Mühe nimmst, die Toilette zu wechseln, ehe Du Dich zu Tische setzest?“

„Jetzt ist keine Zeit, an derlei Äußerlichkeiten zu denken,“ antwortete er mit vor Erregung heiserer Stimme, „ich habe in Erlenbach ernste Nachrichten erhalten: Soubise rückt heran, fliegende Korps sind schon über Weimar hinaus vorgegangen.“

„Nun, und weiter?“

„Aber, mein Gott, unter diesen Umständen können wir, wenn Soubise den Vormarsch fortsetzt, was gewiß ist, da niemand ihn daran hindert, die Franzosen in zwei, drei Tagen in Buchenberg haben.“

„Darauf mußten wir ja längst gefaßt sein.“

„Magdalene, ich begreife nicht, wie Du dabei so ruhig bleiben kannst!“ rief Heinrich, erregt auf und ab gehend. „Diese Franzosen sind zwar dem Namen nach unsere Bundesgenossen, aber sie hausen, wo sie hinkommen, als wären sie in Feindesland.“

Die Gräfin wendete nicht einmal den Kopf nach ihm, als sie jetzt ebenso kühl, wie sie bisher gesprochen, wieder das Wort nahm: „Was thut das uns? Wenn Dir das wirklich Sorge einflößt, so haben wir ja noch reichlich Zeit, ehe sie hier eintreffen, abzureisen.“

„Aber das können wir nicht!“ rief Heinrich, vor ihr stehen bleibend. „Begreifst Du denn nicht, daß ich gerade jetzt von Buchenberg nicht fort kann, daß das einzige Mittel, meinen Leuten und meinen Besitzungen das Schlimmste zu ersparen, mein Bleiben ist?“ Und als sie auf diese Frage nur mit einem unwilligen Zucken der vollen Schultern antwortete, fuhr er fort: „Und wohin meinst Du denn, daß wir gehen sollten?“

„Nach Leipzig, oder besser noch nach Dresden!“

„Das in den Händen der Preußen ist!“

„Was schadet das?“ fragte Magdalene, lebhafter werdend. „Wenn die Franzosen wie unsere Feinde hausen, so benehmen sich die Preußen, unsere Feinde, dafür um so artiger und Gesellschaften und Festlichkeiten haben in Dresden das ganze Jahr hindurch gedauert, als ob der tiefste Friede wäre.“

„Schlimm genug!“ entgegnete ihr Gatte. „Ich verstehe meine Landsleute nicht, die in solcher Zeit scherzen und sich vergnügen können. Nach Dresden gehn wir nicht.“

„Weil Du mir die Freuden der Welt nicht gönnst!“ rief Magdalene aus, indem sie sich vom Sofa erhob. „Weil Du meinst, daß ich Deine Sonderlingslaunen teilen müßte, daß ich's zufrieden sein müßte, mich mit Dir in der Einsamkeit zu vergraben!“

„Magdalene!“ Er sah sie fassungslos an und hob wie abwehrend die rechte Hand, sie aber fuhr, ohne auf ihn zu achten, leidenschaftlich fort:

„Aber das will ich nicht und ich finde es ungerecht, daß Du mich dazu zwingen willst. Mich langweilt dieses Einsiedlerleben, ich sehne mich nach Abwechselung, nach Zerstreuung, ich will die Welt sehen und selbst gesehen werden. Du meinst, mir genug zu thun, wenn Du mir schöne Roben und prächtigen Schmuck schenkst, aber da bist Du im Irrtum, Deine Geschenke machen mir keine Freude, wenn ich nicht weiß, für wen ich mich putzen und schmücken soll. Worin unterscheidet sich denn mein jetziges Leben von dem, das ich als Mädchen in Walderode führte? Weshalb bin ich denn Gräfin von Buchenberg geworden?“

Heinrich fuhr sich unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen, als verspüre er dort einen Schmerz, und bleich bis in die Lippen entgegnete er, als sie jetzt innehielt: „Ich glaubte bisher, weil Du mich liebtest.“

Sie stutzte bei dem eigentümlichen Klang seiner Stimme und versuchte einzulenken, da sie selbst fühlte, daß sie in ihrer Heftigkeit zu weit gegangen war.

„Du mußt mich nicht falsch verstehen,“ sagte sie, „und jedes Wort auf die Goldwage legen. Kannst Du es denn nicht begreifen, daß ich stolz darauf bin, Deine Gattin zu sein, daß ich gern möchte, daß auch andere es wissen und mich beneiden. Zudem hast Du mir's selber schon vor unserer Hochzeit versprochen, daß Du mich nach Dresden führen wolltest. Nun ärgert's mich, daß Du beständig Ausflüchte machst und Dein Versprechen nicht hältst.“

Vor dem weichen Klang ihrer Stimme, dem schmeichelnden Blick ihrer Augen schmolz sein Groll dahin, wie Märzenschnee vor der Sonne. Er setzte sich auf das Sofa und zog sie sanft zu sich nieder. „Sei doch verständig, Magdalene!“ redete er ihr zu. „Mein Versprechen habe ich weder vergessen, noch bin ich gesonnen, es nicht zu halten. Aber das Rad der Ereignisse kann ich nicht rückwärts drehen und die Zeitläufe nicht ändern. Du sollst nach Dresden kommen, ich verspreche es Dir nochmals, aber so lange die Preußen dort hausen, ist es unmöglich. Siehst Du denn das nicht ein?“

„Ganz und gar nicht,“ schmollte sie und löste sich unwillig aus seiner Umarmung. „Doch wollte ich mich darein wohl noch finden. Aber die einzige Freude, die ich unter diesen Umständen noch haben könnte, willst Du mir auch nicht gönnen.“

„Von welcher Freude sprichst Du?“

„O, ich habe es wohl gehört, wie Du gestern mit Deinem Oheim sprachest. Er meinte, wenn die Franzosen hierherkämen, dürfe ich mich vor ihnen nicht sehen lassen, und Du stimmtest dem bei“

„Und denkst Du anders darüber?“ fragte ernst ihr Gatte.

„Freilich denke ich anders darüber. Ich hatte mich auf ihren Besuch schon herzlich gefreut. Ich hätte doch wenigstens einen Begriff davon bekommen, wie man sich in der Welt unterhält. Zudem sind sie doch auch unsere Bundesgenossen, gegen die man artig sein muß.“

„Sie sind's dem Namen nach, aber sie betragen sich nicht danach und treten roh auf, wohin sie in Deutschland kommen.“

„Sie werden es aber erst recht thun, wenn wir unhöflich gegen sie sind und die Herrin des Hauses sich ihnen nicht einmal zeigt. Meinst Du nicht auch, daß ich recht habe?“

„Es mag wohl sein,“ entgegnete Heinrich zögernd, und Magdalene, den gewonnenen Vorteil schnell benutzend, fuhr fort:

„Ich dächte, wir sollten es doch einmal versuchen und ihnen freundlich entgegenkommen. Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn sie sich da nicht auch von ihrer besseren Seite zeigten.“

Heinrich war schon halb überwunden und als sie jetzt ihren weichen Arm um seinen Nacken legte, und fragte: „Nicht wahr, ich brauche mich nicht einzusperren, während sie in Buchenberg sind?“ da gab er zögernd nach und sagte:

„Nun ja denn, Du magst selber sehen, ob Deine Ansicht recht behält.“

Einen flüchtigen Kuß hauchte Magdalene auf seine Lippen, dann sprang sie auf und klatschte in die Hände wie ein Kind, das seinen Willen durchgesetzt hat. „Wenn sie doch nur erst da wären! Ich danke Dir, daß Du meine Bitte nicht abgeschlagen hast. Nun sehe ich doch, daß Du mich lieb hast.“

„Ob ich Dich lieb habe!“ Er wollte die schlanke Gestalt stürmisch an sich pressen, sie aber entschlüpfte seinen Armen und eilte der Thür zu.

„Dazu haben wir keine Zeit. Ich muß jetzt mit Marthe überlegen, in welcher Robe ich unsere Gäste empfangen soll. Auch muß der Küchenzettel erwogen werden. Die Herren sollen mit der Tafel in Buchenberg zufrieden sein.“

Er suchte sie zurückzuhalten: „So war es nicht gemeint, Magdalene. Wir können die Franzosen nicht von unserer Thüre weisen; sie würden sich den Eintritt erzwingen. Aber Feste geben wollen wir ihnen auch nicht. Da hast Du mich mißverstanden.“

Auf der Stirn der Gräfin zeigte sich wieder die tiefe Falte. „Es scheint, wir verstehen uns überhaupt nicht mehr oft,“ sagte sie spitz und ging hinaus.

Mit Mühe nur hielt sie an sich, bis sie in ihr Boudoir getreten war. Dort warf sie sich in einen Sessel und Thränen der Wut und des Ärgers entquollen ihren Augen. Sie war aufgebracht gegen ihren Mann, gegen sich, gegen die ganze Welt. Was für ein elendes, trostloses Leben führte sie doch! Jede Zerstreuung, jedes Vergnügen war ihr versagt, und wenn sie sich darüber beklagte, redete man ihr von Pflichten, die ihr zuwider waren und die sie nicht verstand. War dies das Glück, welches sie erstrebt hatte? Nun war sie Gräfin, war reich, und doch war es ihr manchmal, als hätte sie sich früher nie so unglücklich gefühlt. Ja, sie fühlte bisweilen etwas wie Haß gegen den Mann, den ihre Schönheit so schnell bezwungen hatte und der sich nun doch nicht, wie sie gehofft hatte, blindlings von ihr leiten ließ. O, sie wußte wohl, daß sie leichteres Spiel haben würde, wenn Günther nicht wäre; sie fühlte, daß der Greis ihr nicht wohlgesinnt war, daß er sie argwöhnisch beobachtete und Heinrich aufstachelte, ihr Trotz zu bieten. Er war es auch gewesen, der Heinrich widerraten hatte, mit ihr nach Dresden zu gehen, der thörichte Narr mit seinen wunderlichen, überfeinen Begriffen von Ehre; er hatte ja auch gewollt, daß sie sich bei einem etwaigen Besuche der Franzosen nicht zeigen solle. Nun, das wenigstens hatte sie Heinrich abgelockt. Und sie lachte spöttisch bei dem Gedanken, daß Günther sich darüber ärgern werde und beschloß, diese Gelegenheit zur Zerstreuung und lustigen Unterhaltung recht auszunutzen.

Ihr Gatte, der allein zurückgeblieben war, fragte sich wie sie, ob dies Leben denn die Opfer wert sei, die er darum gebracht hatte, und mit schwerem Herzen gestand er sich aufs neue, daß er sich in Magdalene getäuscht hatte. Er hatte gehofft, in ihr eine Frau zu finden, die ganz in ihm aufgehen würde, deren Gedankenwelt er nach der seinen würde formen können, die mit ihm fühlen, das Leben mit seinen Augen anschauen würde. Wie anders war alles gekommen! Jedes ernste Gespräch

suchte sie ängstlich zu vermeiden, wie ein Schmetterling suchte sie überall nur die Blüten. Die schillernde Außenseite war ihr alles, nach dem Kern des Wesens fragte sie nicht. Vergebens strebte er ihr Verständnis für seine Interessen einzuflößen, sie blieb bei seinen Bemühungen kühl und gleichgültig. Und dennoch liebte er sie noch immer und sein Herz klopfte lauter, wenn ihre blauen Augen freundlich auf ihm ruhten, wenn sie mit einer Bitte zu ihm kam und ihn mit ihren weichen Armen schmeichelnd umschlang. Dann vergaß er alles Bittere und suchte sich damit zu trösten, daß sie ja noch so jung sei, daß er den Drang nach Vergnügungen ihren Jahren zu gute halten müsse und daß die Zeit ihre Oberflächlichkeit bessern werde. Und vor allen Dingen war es ein Gedanke, der ihn immer das Gleichgewicht seiner Seele wiederfinden ließ, der Gedanke daran, wie freundlich sie ihn, den Unbekannten, bei ihrem ersten Zusammentreffen aufgenommen und daß sie in ihrer harmlosen Kindlichkeit ihn um seiner selbst willen lieben gelernt habe. Und darum verzieh er ihr vieles und hoffte auf die Zukunft.

Erst die Heimkehr seines Oheims riß Heinrich aus diesen Gedanken, über denen er die nahe Gefahr fast vergessen hatte. Die Nachrichten, welche Günther eingezogen hatte, waren wenig dazu angethan, die Besorgnisse, welche die beiden Grafen hegten, zu zerstreuen. Die Franzosen gebärdeten sich, als ob sie in Feindes Land wären und vermehrten noch das Elend ihrer ohnehin schon schwer genug heimgesuchten Bundesgenossen. Die Anmaßung, mit der sie überall auftraten, wo sie Quartiere bezogen, war grenzenlos, die Anforderungen, die sie an ihre Quartiergeber stellten, ungeheuer. Darum hatten die Besitzer der Güter, an denen der Marsch von Soubises Armee vorüberging, es teilweise für ratsam erachtet, vor ihrer Ankunft ihre Besitzungen zu verlassen, um sich so ihren Quälereien zu entziehen. Aber in den verlassenen Besitzungen hatten die Franzosen schlimmer als die Kosaken gehaust; sie hatten die Möbel aus den Fenstern gestürzt, zu Scheiterhaufen aufgetürmt und verbrannt, die Betten zerschnitten und über die Felder die Federn gestreut, die Weinfässer zerschlagen und ihren Inhalt, soweit sie ihn nicht selber tranken, auf die Erde fließen lassen, die Archive geöffnet und die Dokumente in alle Winde zerstreut. So erschien es den beiden, wie sie jetzt alle Umstände nochmals reiflich erwogen, am rätlichsten, das kleinere Übel zu wählen, die Ankunft der Truppen in Buchenberg zu erwarten und zu sehen, ob sich nicht dem Schlimmsten vorbeugen ließe, wenn sie gute Miene zum bösen Spiele machten. Vor allem, betonte Günther nochmals, dürfe Magdalene sich während der Zeit nicht zeigen. Die Räuberbande, wie er in seinem Grimm die Franzosen nannte, müsse an der kühlen Zurückhaltung des ihr werdenden Empfanges wenigstens fühlen, wie man über sie denke. Bestürzt entgegnete ihm sein Neffe, daß sich das jetzt nicht mehr thun lasse und teilte ihm mit, was er mit Magdalene besprochen und welches Zugeständnis er ihr gemacht habe. Günthers Augen färbten sich dunkel und seine Hand ballte sich krampfhaft, während ihm Heinrich diese Eröffnungen machte, aber er bezwang sich und sagte ruhig:

„Du hättest ihr darin nicht nachgeben sollen, Neffe. Magdalene mußte gerade in diesem Falle lernen, daß ihre Sucht nach Abwechselung, ihr Drang nach Zerstreuung sich den Anforderungen der Ehre unterordnen müssen. Nun Du's ihr einmal zugesagt hast, läßt sich daran nichts ändern; Dein Wort mußt Du halten. Aber es heißt nun doppelt die Augen offen halten, während wir das Gesindel im Hause haben. Die Herrchen werden sich alle Mühe geben, ihr den Kopf zu verdrehen."

„Oheim!" fuhr Heinrich auf, „Du willst doch nicht sagen, daß Magdalene —"

„Ich will nichts sagen," unterbrach ihn Günther, „ich will sehen, und wenn's not thut handeln. Ein Weib ist unberechenbar. Aber nun zu dem, was für den Augenblick am wichtigsten ist: Du mußt der Dienerschaft Verhaltungsbefehle geben und dann den Pfarrer kommen lassen, damit er ein Gleiches im Dorfe thue. Was an uns liegt, muß geschehen, damit jeder Anstoß zu Zwistigkeiten vermieden werde." —

VIII.

Die beiden nächsten Tage verliefen in banger Erwartung, auch der Morgen des dritten Tages brachte die unwillkommenen Gäste noch nicht, dagegen sendete der Pfarrer aus dem Dorfe einen Boten mit der Nachricht, es gehe das Gerücht, von Osten her rückten Preußen heran.

„Thorheiten!" rief Heinrich. „Die Preußen haben mit Österreichern, Russen und Schweden genug zu thun. Wo sollen sie die Leute hernehmen, hier den Franzosen entgegenzutreten. Das ist ja unmöglich!"

„Unmöglich ist es nun eben nicht," erwiderte Günther bedächtig. „Dieser Friedrich versteht das Kriegshandwerk und ich wollte nicht darauf schwören, daß wir nicht auch die Preußen über kurz oder lang hier haben. Aber unsere Lage würde dadurch nur verschlimmert. Das ist die Frucht der großen Staatskunst dieses unseligen Brühl. Sie hat unser schönes Sachsen zum Schauplatz des Krieges gemacht und wehrlos muß sich's von Freund und Feind zerfleischen lassen."

Da klang heller Trompetenton ins Gemach und als die Männer ans Fenster eilten, gewahrten sie einen größeren Trupp französischer Dragoner, der die Allee herauf gegen das Schloß zugeritten kam. Als Heinrich, der ihnen zur Begrüßung entgegenging, in die Vorhalle trat, waren die Reiter bereits abgesessen und standen bei den Pferden, indes die beiden Offiziere, die den Trupp führten, säbelklappernd die Treppe heraufstiegen, von dem zitternden Franz geleitet.

„Erlauben Sie mir, Sie willkommen zu heißen," trat Heinrich auf sie zu.

„Sind Sie der Besitzer des Schlosses?" fragte der Kapitän, ein junger, vornehm aussehender Mann, der noch gewann, wenn man den ihn begleitenden Lieutenant betrachtete, dessen rohes, gewöhnliches Gesicht Zeugnis davon ablegte, daß er von der Pike auf gedient und seinen Rang in einer Reihe von Feldzügen sich mühsam erworben hatte.

Heinrich beantwortete die Frage mit höflicher, aber kühler Verbeugung:

„Ich bin der Graf Heinrich Buchenberg."

„Marquis d'Aubigné," erwiderte der Franzose; lässig und mit einer Handbewegung gegen seinen Begleiter hin setzte er hinzu: „Lieutenant Masson."

„Darf ich Sie bitten, mir zu folgen," sagte Heinrich, indem er voranschritt. „Sie werden ermüdet sein."

„Wir haben wenigstens einen scharfen Ritt gemacht," entgegnete der Marquis, „den unsere Knochen spüren."

„Und unsere Kehlen auch," lachte Masson. „Ein guter Trunk wird ihnen wohl thun."

„Er steht sogleich zu Ihrer Verfügung." Der Graf winkte Franz und dieser stürzte eilig davon, um Wein zu holen.

Inzwischen trat Heinrich mit den beiden Offizieren in das Gemach, wo Günther sie begrüßte. Ohne viel Umstände zu machen, legten die Franzosen ihre Helme ab und warfen sich in die ihnen zunächst stehenden Sessel. Da brachte Franz auch schon zwei Becher mit Wein. Während Masson den seinen bis zum Grunde leerte, that der Marquis nur einen kleinen Zug und sagte dann, sich behaglich zurücklehnend: „Um es kurz zu sagen, Herr Graf, mein Regiment wird hier einige Tage Station machen. Der General wird hier im Schlosse Quartier nehmen, ich mit meiner Eskadron desgleichen, die andern kommen ins Dorf. Unser Besuch ist Ihnen hoffentlich angenehm?" und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort. „Aber angenehm oder nicht, jedenfalls erwarten wir, gut aufgenommen zu werden, sehr gut. Sie verstehen, Herr Graf?"

Heinrich biß sich auf die Lippen, es kostete ihn Mühe, ruhig zu antworten: „Wir werden uns Mühe geben, Sie zufrieden zu stellen, Herr Marquis."

„Das hoffe ich," antwortete dieser von oben herab. „Und nun lassen Sie sehen, wie werden Sie uns unterbringen?"

„Für die Herren Offiziere sind die Zimmer in Bereitschaft."

„Natürlich. Und meine Dragoner?"

„Für diese wird die Heuscheuer . . ."

„Die Heuscheuer?" fragte d'Aubigné erstaunt und wendete seinen Kopf halb dem Grafen zu. „Ich hoffe, daß Sie meine braven Leute nicht im Heu schlafen lassen wollen."

„Ich bedaure," entgegnete Heinrich, vor Wut bebend, „aber für so viel Menschen haben wir keine Betten."

„Sie haben keine?" höhnte d'Aubigné. „Dann werden Sie sie schaffen, mein Herr Graf, und zwar bis heute abend."

„Das wird er nicht thun," brach jetzt Günther los, der nicht länger an sich halten konnte. „Wie können Sie es wagen, so unerhörte Forderungen zu stellen?"

Der Marquis sprang auf, indes auch Masson sich erhob, und trat näher an den Greis heran, ihn kalt ins Auge fassend. „Wie ich es wagen kann?" lachte er. „Fragen Sie doch lieber, warum ich es nicht wagen sollte. Wir haben die Macht und Ihr habt zu schweigen und zu gehorchen."

„Auch noch Hohn!" rief Günther, den sein Neffe vergebens zurückzuhalten suchte. „Treibt es nur bis zum Äußersten, dann werdet Ihr schon sehen, was die Folge ist."

„Den Teufel auch!" Klirrend stampfte der Franzose den Säbel aufs Parkett. „Sie wagen es, uns zu drohen? Wissen Sie auch, daß Ihr Leben in meiner Hand steht, daß ich nur zu winken brauche, um dies schöne Schloß an allen vier Ecken anstecken und seine Bewohner —"

Er stockte und sah wie gebannt nach der Thüre, die sich soeben öffnete, um Magdalene eintreten zu lassen. Die Gräfin war erschrocken stehen geblieben, als sie die lauten Worte hörte, und von der weißen Thür hob sich ihre schlanke Gestalt, die eine Robe von himmelblauem, goldbesticktem Sammet einhüllte, wunderbar ab. Mit ihren großen Märchenaugen, die durch das Bangen, das jetzt aus ihnen sprach, nur noch gewannen, sah sie fragend auf den Marquis. Eine Weile herrschte tiefes Schweigen, nur Masson murmelte zwischen den Zähnen: „Sapristi, ein famoses Weib." Der Marquis faßte sich zuerst und wendete sich an Heinrich mit der im höflichsten Ton gesprochenen Frage: „Habe ich die Ehre, die Frau Gräfin zu sehen?" Heinrich bejahte, und nannte seiner Gattin die Namen der beiden Offiziere.

Als Magdalene jetzt ihr Haupt gegen die beiden neigte, näherte sich d'Aubigné ihr mit tiefer Verbeugung, küßte ihr die Hand und sagte: „Ich muß um Verzeihung bitten, Frau Gräfin, wenn ich Sie erschreckt habe. Der Krieg ist ein rauhes Handwerk und der Soldat verlernt es, höflich zu sein. Hätte ich ahnen können, daß eine Dame in der Nähe sei, so würde ich mir Mäßigung auferlegt haben. Darf ich auf Ihre Vergebung hoffen?"

Und in dem Blicke, den er bei diesen Worten auf sie heftete, lag so viel rückhaltlose Bewunderung, daß Magdalene mit Stolz fühlte, die sieghafte Macht ihrer Schönheit sei dieselbe geblieben. Und lächelnd erwiderte sie dem Kapitän: „Sie dürfen es, wenn Sie mir versprechen, von nun an artiger zu sein."

„Sie haben über mich zu befehlen," entgegnete er ihr und erbat für sich und seinen Lieutenant die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen, um Toilette zu machen. „Und für meine Dragoner," fuhr er, zu dem Grafen gewendet, halb lächelnd fort, „wird's für diesmal die Heuscheuer wohl auch thun."

Als die Thür hinter den beiden Franzosen ins Schloß gefallen war, herrschte unter den Zurückgebliebenen eine Zeitlang tiefes Schweigen. Magdalene hatte sich im Hochgefühl ihres Triumphes auf einen Sessel niedergelassen und sah erwartungsvoll bald ihren Gatten, bald seinen Oheim an. Wenn sie

auch nicht wußte, was eigentlich zwischen diesen beiden und den Offizieren vorgegangen war, so hatte sie doch bemerkt, daß ihr Eintreten einen heftigen Wortwechsel unterbrochen und den Marquis veranlaßt hatte, eine Liebenswürdigkeit zu entfalten, welche den beiden Männern gegenüber an den Tag zu legen er nicht für nötig befunden hatte. Man dankte ihr also, so folgerte sie, die rasche Beilegung eines Streites, dessen Folgen, wie die Dinge nun einmal lagen, ganz unberechenbar gewesen wären, und sie erwartete, daß man ihr dafür die gebührende Anerkennung zolle. Statt dessen saß ihr Gatte finster da, ohne sie anzublicken, und nagte in schlecht bezwungenem Groll an seiner Unterlippe und von Günther, der mit tief gefurchter Stirn im Zimmer auf und nieder ging, fing sie bisweilen einen Seitenblick auf, in dem nichts weniger als Anerkennung für sie lag. Eine Weile suchte sie an sich zu halten, aber dann wuchs der Unmut über dies ihr rätselhafte Betragen so an, daß sie nicht länger schweigen konnte und sie fragte gereizt, indem sie sich an Heinrich wandte:

„Was bedeutet dieses vorwurfsvolle Schweigen? Daß ich mit allem, was ich thue oder sage, das Mißfallen Deines Oheims errege, bin ich in der Zeit unserer Ehe gewöhnt geworden und habe es zu ertragen gelernt. Aber was hast Du nun wieder an mir auszusetzen? Hast Du mir nicht selber erlaubt, die Franzosen zu begrüßen, wenn sie hierher kämen? Und hast Du nicht eben selber gesehen, wie gut es war, daß Du mir diese Erlaubnis gabest?“

Heinrich antwortete nicht und machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand, indessen Günther spöttisch auflachte. Das verdroß sie noch mehr und indem sie sich nun an letzteren wandte, fuhr sie fort: „Können Sie etwa leugnen, mein Herr Ohm, daß Sie mit dem Marquis in heftigem Streite waren, als ich hereinkam, und daß er, der Ihnen als Feind drohend gegenüber stand, bei meinem Erscheinen zum galanten Kavalier wurde, von dem wir nichts zu fürchten haben?“

Günther begnügte sich damit, wegwerfend die Achseln zu zucken. Aber Heinrich brach jetzt das Schweigen und rief, auf sie zutretend: „Und Du begreifst nicht, daß diese Liebenswürdigkeit, die er Dir erwies, beleidigender ist als die Drohungen, mit denen er uns einzuschüchtern suchte? Du siehst nicht ein, daß der Mann Dich beschimpft, der so wie der Marquis zu Dir zu sprechen wagt, nachdem er eben gedroht hat, Deinem Gatten das Haus über dem Kopf anzünden zu wollen und ihm selber ans Leben zu gehen?“

„Nein, das sehe ich nicht ein,“ antwortete sie trotzig, „ich weiß nur, daß, wenn er wirklich solches zu thun gedroht hat — gehört habe ich es nicht — mein Kommen die Ursache für ihn war, diese Gedanken aufzugeben. Und ich meine, Du solltest mir dann um so mehr dankbar dafür sein, daß ich diese Gefahren von uns abgewendet habe, und mir nicht noch Vorwürfe obendrein machen, wenn ich Euch gerettet habe.“

„Ein Sieg, auf den Du wahrlich lieber nicht stolz zu sein brauchst!“ versetzte ihr Gatte. „Oder solltest Du nicht wissen, daß Du ihn nur Deinem Äußern zu danken hast? Bemerktest Du die frechen Blicke nicht, mit denen der Unverschämte Dich begaffte?“

„Von frechen Blicken habe ich nichts bemerkt. Und wenn Du wirklich darin recht hättest und mein Gesicht ihm gefiel, so kann ich darin nichts Unerlaubtes sehen. Mit welchen Blicken hast Du mich angesehen, als wir uns zuerst begegneten! Warum soll denn, was Dir gestattet war, es für andere nicht auch sein?“

„Magdalene!“ rief er und preßte ihre Hand, die er erfaßt hatte, so fest, daß sie sie ihm mit einem Ausruf des Schmerzes entzog. An weiterem Sprechen verhinderte ihn Günther, der dem Gespräch bis jetzt schweigend gefolgt war, nun aber zu den beiden trat und seinem Neffen die Hand auf die Schulter legte.

„Laß es genug sein, Heinrich,“ sagte der Greis, „und gieb Dir weiter keine Mühe. Ein Weib, das nicht überzeugt sein will, wirst Du nicht überzeugen, und wenn Du mit Engelszungen redetest. Ihnen aber —“ setzte er zu Magdalenen gewendet hinzu — die Sie soeben gezeigt haben, daß Sie nicht wissen, was Sie dem Namen, den Sie tragen, schuldig sind, Ihnen sage ich nur das eine: hüten Sie sich und bedenken Sie wohl, was Sie thun. Ich werde über Sie wachen, damit die Ehre unseres Hauses nicht geschädigt werde.“

(Schluß folgt.)

Im Lande der Sonne.

Roman

von

B. Clément.

(Fortsetzung.)

Elisabeth setzte sich heimlich seufzend an Janes Seite. Diese beugte sich während der Unterhaltung vor und sah ihr forschend in die Augen. „Du thust nichts unbedacht, Elisabeth. Weshalb wolltest Du zurückbleiben und aus welchem Grunde willst Du Papa zum Begleiter?“

Das junge Mädchen errötete. „Erlaß mir die Antwort, liebe Jane, glaube mir, daß ich nach bestem Ermessen handele.“

Sie fürchtete Reginald keineswegs, hielt es aber doch für besser, sich unter den sicheren Schutz des Onkels zu stellen.

Die Pferde wurden vorgeführt und die Gesellschaft stieg auf. Reginald hatte Amarasanthi zu überreden gewußt, in Simla unter seiner Leitung Reitunterricht zu nehmen, zu Franzis größtem Ärger. Zuerst hätte sie gerne abgelehnt, als aber auch Elisabeth zuredete, gab sie seinem Drängen nach, war es doch zu verlockend, sich von ihm unterweisen zu lassen. Elisabeth war erfreut, daß Amarasanthi nun an jeder Waldpartie teilnehmen konnte, es war so viel hübscher, als sich in den Jinrickshaws, kleinen einspännigen Wägelchen, die von zwei Kulis gezogen und von dreien geschoben wurden, befördern zu lassen. Die zu jedem solchen Wägelchen gehörenden Kulis sind gleich gekleidet, meist tragen sie weiße Gewänder, mit verschiedenfarbigen Gürteln und einem dazu passenden Bande um den weißen Turban, kurze Hosen, welche die braunen Beine und Füße frei lassen. Der Korso in Simla bietet nachmittags ein buntes Bild orientalischen Lebens, wenn die Damen ihre tägliche Spazierfahrt antreten.

Es war ein schöner, kühler Morgen, als man die Berge hinaufritt. Die Gesellschaft bestand vorwiegend aus jungen Damen und Herren. Mrs. Wheeler als die älteste Dame beanspruchte mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt zu werden, auch der Oberst nahm die ihm gezollte Ehrfurcht geschmeichelt entgegen. Er war stolz, daß seine Dame eine so ungeteilte Bewunderung hervorrief und seine Heiterkeit stieg, je entschiedener sie alle Huldigungen der jungen Männerwelt zurückwies. Reginalds ganze Aufmerksamkeit galt Amarasanthi, zu Franzis Ärger, die desto mehr mit ihrem Begleiter kokettierte, was jedoch keineswegs von Reginald beachtet wurde.

Elisabeth beobachtete das junge, vor ihr reitende Paar mit geheimer Sorge; schien es ihr nur so, oder lag wirklich ein weicher Glücksschimmer auf der Schwester lieblichen Zügen, wenn sie ihrem Begleiter das schöne Antlitz zuwandte? Sie hatte es schon öfter zu bemerken geglaubt, wenn der Vetter sich besonders mit ihr beschäftigte, und sie mußte sich eingestehen, daß der junge Offizier, so leichtsinnig er war, dennoch der Mann war, ein unberührtes Mädchenherz zu fesseln. Durfte es aber das ihrer Schwester sein? Eine grenzenlose Angst stieg plötzlich in ihr auf, sie hätte zwischen beide treten, Amarasanthi von seiner Seite drängen, ihr zurufen mögen: „Hüte Dich vor ihm, der nimmer für Dich paßt!" Wie, wenn es schon zu spät wäre, wenn ihr noch mehr Leid durch ihn erwachsen sollte? Sie beschloß auf die Schwester zu achten, sie nicht aus den Augen zu lassen. Wie lebhaft und heiter Reginald war, seine Liebenswürdigkeit, die sie sonst ganz natürlich zu seinem Wesen gefunden, ängstigte sie plötzlich über die Maßen.

„Was hast Du nur, Lissy?" unterbrach Oberst Wilson ihren Gedankengang. „Ich habe Dich schon zweimal gefragt, ob Du es hier nicht herrlich findest, aber keine Antwort erhalten."

„Verzeih, lieber Onkel," bat sie errötend, „ich bin wirklich nicht aufmerksam gewesen."

„Du hast mich wohl mit Vorbedacht zum Begleiter erwählt, um ungestört Deinen Gedanken nachhängen zu können?" neckte sie der Oberst gut gelaunt.

„Nein, lieber Onkel, solche Absichten habe ich sicher nicht gehabt, Du hast aber recht, es ist köstlich in diesem Walde."

Mächtige, reichbelaubte Eichen wechselten mit baumartigen Rhododendren, die sich mit ihren reichen dunkelroten Blüten leuchtend von vereinzelt stehenden tiefgrünen Koniferen abhoben.

Auf einem freien Platze wurde Halt gemacht. Diener, welche der Gesellschaft gefolgt waren, nahmen die Pferde in Empfang, breiteten mitgenommene Tischtücher auf dem Boden aus und ordneten geschickt das zweite Frühstück.

Elisabeth war zu der Schwester getreten. Zärtlich strich sie über ihre sammetweichen Wangen. „Wie Du glühst, meine Amaranth, und es ist doch gar kein heißer Tag, ich finde es im Gegenteil etwas kühl."

Amarasanthi zog sie ohne Antwort mit sich bis zu einem schwindelnden Abgrund. „Sie, Schwesterherz, wie schön!"

Sie hatte recht. Der Anblick war wirklich unvergleichlich. Zu ihren Füßen lag die Ebene mit ihren Städten, Dörfern, mit ihren Flüssen, Wäldern und Feldern, die in reicher Farbenpracht leuchteten. Rotblühende Penicillaria wechselten mit goldgelbem Mais, reifendem Buchweizen und saftigen Kleefeldern. Gegen die lachende Ebene erschien das Gebirge ernst, mit seinen Schluchten und Abgründen stellenweise fast düster. Blendend hoben sich die schneebedeckten Gipfel des Himalaya vom tiefblauen Himmel ab, hier mächtig und massiv, dort in vielen kleinen und großen Zacken. An die Bergriesen schlossen sich die Mittelgebirge mit ihrer üppigen Vegetation und dem tiefen Grün ihrer Bäume.

Die beiden jungen Mädchen nahmen stumm den Eindruck der großartigen Scenerie in sich auf; nun wandte sich Elisabeth der Schwester zu, und wieder erschrak sie, als sie den weichen, träumerischen Zug um die rosigen Lippen, das glückselige Leuchten der dunklen Augen gewahrte. Galt das alles der herrlichen Natur?

„Was denkst Du, Amaranth?" fragte sie leise.

Da schlang diese leidenschaftlich die Arme um die Schwester und rief: „Wie schön ist das Leben, Elisabeth, wie wunderschön!"

Diese strich liebreich über das schwarze Haar. „Kommst Du erst heute zu dieser Erkenntnis, Liebling?"

Amarasanthi blickte träumerisch ins Weite. „Ja, heute erst, als wir durch den Wald ritten. Jedes Vöglein rief es von den Zweigen, jede Blume, die sich der Sonne erschloß. Hast Du ihre Stimmen nicht vernommen, Elisabeth?"

„Amarasanthi, Schwester, verbirgst Du mir nicht etwas?"

Da drangen laute Stimmen zu ihnen, sie hörten Schritte nahen. Amarasanthi drückte Elisabeths Hand. „Heute abend," flüsterte sie. Arm in Arm traten sie den Herren entgegen, die sie suchten und zum Lagerplatz zurückführten.

Unter heiterster Laune ward das Mahl eingenommen und dem Wein zugesprochen. Reginalds Vorschlag, eine kleine Promenade durch die nächste

Umgebung zu machen, fand ungeteilten Beifall. Elisabeth erschrak, als sie ihn Amarasanthi den Arm bieten sah. Wie konnte sie die beiden trennen, ohne Aufsehen zu erregen? Sie versuchte den Onkel zu bestimmen, mit ihr dem Paare so schnell wie möglich zu folgen.

„Ei, Lissy, Du hast es ja gewaltig eilig," rief der Oberst nach einer Weile des Steigens und trocknete die heiße Stirn, „glaubst Du, daß meine alten Füße mit Deinen jungen Schritt halten können?"

„O, Onkel, verzeih," bat sie erschrocken.

„Nun, Kind, es ist nicht so schlimm, aber wen haben wir da? Hallo, John, hast Du keine Dame?"

„Doch, Papa, Jane. Sie hat mir aber erklärt, eine Siesta auf dem Lagerplatze vorzuziehen."

„Jane ist ein gescheites Mädchen. Wenn Du es erlaubst, Lissy, werde ich ihrem Beispiel folgen, Du nimmst es nicht übel, wenn ich Dich Johns Führung anvertraue? Das Klettern ist wirklich nichts mehr für einen alten Papa." Er schritt erleichtert nach dem Lagerplatze zurück, während Elisabeth an Johns Arme den Weg fortsetzte. Von dem jungen Paare war keine Spur mehr zu entdecken.

Reginald hatte seine Dame unter lebhafter Unterhaltung allmählich weitergeführt und von der übrigen Gesellschaft getrennt. Amarasanthi bemerkte es nicht, willenlos folgte sie seiner Führung, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Als sie jedoch an einen kleinen freien Platz kamen, mußte selbst auf sie die Schönheit der Landschaft Eindruck machen. Ein Bächlein kam mit geheimnisvollem Rauschen von der Höhe herabgeschossen und hüpfte in seinem felsigen Bette munter von Stein zu Stein. Durch das dichte Laubwerk der Eichen drangen vereinzelte Sonnenstrahlen und zitterten über das krystallklare Wasser. Herrliche hohe Farren wuchsen an seinem Ufer, und niedrige Palmen erhoben ihre Häupter zwischen den Rhododendren und Koniferen.

„Wie schön ist es hier," rief das junge Mädchen bewundernd aus.

„Wollen wir einen Augenblick rasten?" fragte der junge Offizier und führte sie zu einem niedrigen Felsblock am Ufer des Baches.

Eine Palme breitete träumerisch ihr zartes Gefieder über des Mädchens dunklem Haupte aus, und aus den Zweigen einer Eiche ließ ein Vogel ein leises Lied erschallen.

„Wie schön Du bist, Amarasanthi," rief Reginald entzückt aus, „wie eine Elfenkönigin in ihrem Zauberreiche." Er pflückte einige der Kletterrosen, welche an den Stämmen der Bäume emporrankten und reichte sie dem jungen Mädchen, dann setzte er sich zu ihren Füßen und schaute bewundernd zu ihr auf. „Meine Lotosblume," flüsterte er und ergriff ihre Hand.

Sie erglühte unter seinem Blick und erhob sich. „Laß uns zur Gesellschaft zurückkehren, Reginald, ich möchte nicht, daß wir vermißt würden," bat sie unsicher mit niedergeschlagenen Augen, ein Bild rührender Hilflosigkeit und Schönheit.

Sein Auge hing trunken an ihren Zügen, seiner selbst nicht mächtig, zog er das bezaubernde Geschöpf in seine Arme und bedeckte das holde Antlitz mit heißen Küssen. Sie litt es schweigend, weltvergessen ruhte sie in seinen Armen; ihre ganze leidenschaftliche Liebe leuchtete ihm aus den märchenschönen Augen entgegen.

Ein leichtes Geräusch ließ sie plötzlich emporfahren. Vor ihnen stand Mrs. Wheeler, ein mokantes Lächeln um die Lippen. Amarasanthi entwand sich beschämt den Armen des jungen Offiziers, der hastig, in peinlicher Verlegenheit zur Seite trat.

„Verzeihung, meine Herrschaften, daß ich so zur Unzeit störe," sagte sie, neugierig von einem zum andern sehend.

Amarasanthi blickte erwartungsvoll und hilfeflehend zu Reginald hinüber, weshalb zögerte er, sie der Dame als seine Braut vorzustellen? Sie hatte sich freilich ihre Verlobung anders gedacht, unter dem Segen von Vater und Mutter, da Mrs. Wheeler sie nun aber überrascht hatte, mußte ihr süßes Geheimnis offenbar werden.

Sie trat an seine Seite, legte die Hand leicht auf seinen Arm und sagte unter heißem Erröten: „Willst Du der Dame nicht mitteilen, daß wir uns verlobt haben, Reginald? Die Welt muß es nun doch früher erfahren als die Eltern."

Ein Blick grenzenlosen Staunens traf sie und enthüllte ihr die schreckensvolle Wahrheit: er begehrte sie überhaupt nicht zum Weibe. Eisige Schauer rannen durch ihre blühenden Glieder, alles Blut wich aus den bräunlichen Wangen, sie wäre zu Boden gesunken, hätte nicht Reginald schnell gefaßt den Arm um sie geschlungen und sie Mrs. Wheeler mit den Worten zugeführt: „Meine Braut hat recht, wir müssen unser reizendes Geheimnis offenbaren, so erlaube ich mir, Ihnen als erste, Miß Wilson als meine Braut vorzustellen. Wir hatten beschlossen, da mein Urlaub nach drei Tagen abgelaufen ist, unsere Verlobung geheim zu halten und erst in Benares zu veröffentlichen. Sie haben uns im schönsten Momente überrascht, meine Gnädigste."

Reginald fühlte sich schon wieder vollkommen auf der Höhe der Situation, sein übermütigstes Lächeln spielte um seine Lippen, als er den Arm fester um die bebende Mädchengestalt legte.

„Wie unglücklich bin ich, Sie gestört zu haben," rief Mrs Wheeler gefühlvoll, „erlauben Sie nur, daß ich Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche ausspreche und mich dann selbstverständlich zurückziehe; ich werde diese interessante Neuigkeit natürlich verheimlichen." Mit neugierigem Blick auf die stille Braut zog sie sich zurück, und das junge Paar war allein.

In Reginalds Herzen hatten noch vor wenigen Augenblicken die widerstreitendsten Empfindungen gespielt. Er hatte nie daran gedacht, um Amarasanthi zu werben, obgleich ihre Schönheit sein leicht entflammtes Herz, trotzdem Elisabeths Bild darin wohnte, fesselte. Jetzt, nachdem die Sache so weit gediehen war, sah er sie plötzlich in anderm Lichte. Er durfte natürlich die Pflegetochter seines Onkels nicht kompromittieren und zürnte sich, daß er nur einen Augenblick gezögert hatte, sie Mrs. Wheeler als seine Braut zuzuführen. Hoffentlich hatte diese nichts gemerkt?

Ob weiß oder braun, sie war doch das bezauberndste Wesen, das er je gesehen. Welche Furore würde er mit dieser Braut in England machen! Zärtlich beugte er sich nieder, die zarten Lippen zu küssen, doch als habe sie nur auf eine Bewegung seinerseits gewartet, so fuhr sie aus ihrer Versunkenheit empor, stieß ihn von sich und entwand sich seinen Armen.

Hochaufgerichtet stand sie vor ihm, aus den nachtschwarzen Augen, die noch vor wenigen Augenblicken in so hingebender Liebe zu ihm aufgeblickt hatten, flammte eine leidenschaftliche Glut.

Er sah sie erstaunt an. „Amarasanthi, Liebchen, was hast Du?“ Er wollte sie von neuem umarmen, trat aber unwillkürlich vor ihrem Blick zurück.

„Rühr mich nicht an,“ rief sie, „Du bist ein Ehrloser.“

Er fuhr empor. „Nimm das Wort zurück, das darf sich selbst eine Dame einem Offizier gegenüber nicht erlauben.“

„Und ich will es Dir zurufen, daß die ganze Welt es hört,“ rief sie bebend vor Entrüstung, „was hab' ich Dir gethan, daß Du mich so beschimpftest? O, ich habe Dich durchschaut in dem Augenblicke, wo Du Dich verlegen zur Seite wandtest, statt mir zu Hilfe zu kommen. War das etwa ehrenwert? Du hast nie daran gedacht, um mich zu werben, glaubtest, das braune Mädchen sei nicht gut genug zu Deiner Gattin. O, ich Närrin, die da meinte, jeder Mann werbe in ehrlicher Absicht um das Mädchen, das er küßte.“ Sie barg das glühende Antlitz in den Händen und schluchzte krampfhaft auf; wie im Fieberfrost schüttelte es die zarten Glieder.

Reginald war überrascht von der Leidenschaft des sonst so stillen Mädchens, sie gewann neuen Reiz dadurch in seinen Augen. „Komm, mein Schatz, beruhige Dich,“ bat er und legte die Hand auf ihren Arm, „es ist ja alles in bester Ordnung, Du bist meine Braut, und kein Mensch soll wagen, Dich zu beleidigen.“

Sie schüttelte seine Hand ab, als sei sie ein giftiges Reptil, es loderte ihm wie Haß aus ihren Augen entgegen. „Deine Braut — ja, ich bin auf dies Spiel eingegangen, nun muß es zu Ende gespielt werden, und daß es schnell geschieht, verspreche ich Dir.“

Er sah sie verblüfft an. „Ich verstehe Dich nicht, Amarasanthi.“

Sie trat dicht an ihn heran und sah ihm fest in die Augen. „Glaubst Du, daß ich nach dem, was vorgefallen ist, noch daran denke, Dein Weib zu werden? Niemals! Ist Dir ein braunes Mädchen nicht gut genug, so bin ich viel zu stolz, mich einem Manne aufzudrängen, der mich nicht freiwillig begehrte. Ich betrachte mich keineswegs als Deine Braut, verlange aber, daß Du mich der Gesellschaft als solche zuführst, das bist Du dem Namen Deines Onkels schuldig. Deine baldige Abreise erleichtert uns beiden dies aufgezwungene Verhältnis. Später wird sich den Verwandten gegenüber leicht ein Grund zur Auflösung finden. Du kannst Dich schon jetzt als vollständig frei betrachten, das Verhältnis zu mir legt Dir nicht die geringsten Fesseln auf.“

Er sah sie voller Staunen an. War dies so heiß empfindende Weib das sanfte, träumerische Kind, das sie bis dahin gewesen? Ihr Stolz, ihre Unnahbarkeit reizten ihn unendlich. „Du weißt nicht, was Du sprichst, meine holde Lotosblume,“ entgegnete er lächelnd, „glaubst Du wirklich, daß ich mit dem allen einverstanden bin?“

„Das ist mir gleichgültig, ich habe Dir meinen Willen kund gethan.“

Er lachte belustigt. „Du vergißt, mein Lieb, daß ich Dein Herr und Gebieter bin. Du bist meine kleine Braut, und ich werde Dich trotz Deines energisch kundgegebenen Willens als solche betrachten.“

Er wollte sie umarmen, sie wich jedoch zurück und streckte gebieterisch die Hand aus. „Zurück, oder ich rufe um Hilfe, wage nicht, mich anzurühren.“

Er runzelte leicht die Stirn. Die Kleine wurde wirklich ungemütlich; es würde ihm aber gelingen, sie zu versöhnen, seiner Liebenswürdigkeit hatte noch kein Mädchenherz widerstanden. Elisabeth! Heiße Schamröte stieg ihm in die Stirn, was mußte sie von ihm denken In ihren Augen noch tiefer zu sinken, war ihm ein unerträglicher Gedanke. „Komm, Amarasanthi, laß uns Frieden schließen,“ bat er in verändertem Tone. „Wir können doch nicht in dieser Verfassung unter die Gesellschaft treten.“

„Ich werde mich zu beherrschen wissen, von Dir aber verlange ich, daß Du meinen Gefühlen Rechnung trägst und mich nicht reizest, ich wüßte nicht, was ich sonst zu thun imstande wäre.“

Ein Blick in die nachtschwarzen Augen sagte ihm mehr als ihre Worte.

„Wie Du befiehlst, Amarasanthi, darf ich Dir meinen Arm bieten?“

„Danke, bis zum Lagerplatze ziehe ich vor allein zu gehen.“

Achtlos glitt ihr Fuß über die Rosen, die er ihr gereicht; zertreten blieben die zarten Symbole der Liebe am Boden liegen. Schweigend schritten sie den Weg zurück, den das junge Mädchen vor wenig Augenblicken so glückselig gewandelt war. Da hatte sie noch an treue Liebe geglaubt, da wußte ihr Herz noch nichts von diesen wilden, leidenschaftlichen Gedanken und Gefühlen. War sie denn noch dieselbe? Wo war der stille Frieden ihres Herzens geblieben? Sie hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz und Weh.

„Sieh nicht so verzweifelt aus, Amarasanthi,“ bat Reginald und fuhr in weichen Tönen fort: „Ist es denn solch Unglück, meine Braut zu sein? Ich liebe ja meine süße Lotosblume und will sie durch das Leben tragen —“

„Schweig,“ unterbrach sie ihn heftig, „ich bin am Ende meiner Kraft und habe sie doch noch so nötig zu dem Schlußakt unseres Spiels.“ Ihre Lippen zuckten, ihre Brust wogte, er sah, daß sich die zarte Gestalt kaum aufrecht erhielt. Warmes, ehrliches Mitleid ergriff ihn, dies wahre Gefühl aber ließ ihn verstummen und zu gleicher Zeit erkennen, welchen Schimpf er dem schönen Mädchen angethan. Sie war ihm nie so begehrenswert erschienen als jetzt, da sie sich weigerte, die Seine zu werden. Es

galt vor allen Dingen, ihr Vertrauen zurückzugewinnen, sollte das wirklich so schwer sein? Konnte ein Weib, wo es selbst liebte, unversöhnlich bleiben? Er hatte an Elisabeth das glänzendste Beispiel, daß es nicht der Fall war. Sein Mut hob sich, und sein Antlitz trug den gewohnten Ausdruck, als sie sich dem Lagerplatze näherten, von dem ihnen fröhliche Stimmen entgegenschallten.

Reginald bot dem jungen Mädchen den Arm, umschloß die bebende Hand fest mit der seinen und mit den leisen Worten: „Sei ruhig, Amarasanthi, ich werde Dir diesen Augenblick so viel wie möglich erleichtern," führte er sie in den Kreis.

Laute Zurufe empfingen das junge Paar, Mrs. Wheeler hatte wirklich nicht geplaudert. Reginalds Antlitz wurde um einen Schein blasser, als er mit leicht bebender Stimme rief: „Ich hatte guten Grund, mich länger in der Wildnis aufzuhalten, als die übrigen Herrschaften, habe ich doch das Beste gefunden, das einem Manne werden kann. Ich habe die Ehre und das Glück, den verehrten Herrschaften Miß Wilson als meine liebe Braut vorzustellen."

In dem Tumulte, der sich erhob, erstickte Elisabeths leiser Aufschrei; bis in die Lippen erblaßt starrte sie auf das junge Paar. War das derselbe Mann, der ihr vor wenigen Tagen seine leidenschaftliche Liebe gestanden und nun mit frohem Lächeln die Glückwünsche zu seiner Verlobung entgegennahm? War jene Liebe echt gewesen, oder diese, die ihm jetzt aus den Augen strahlte? Sie strich zitternd über die Stirn und versuchte sich dem jungen Paare zu nähern. Nur einen Blick in der Schwester Augen.

„Höre, Vetter, ich habe längst gewußt, daß es so kommen mußte," rief Franzis laut, „wenn Du nicht solche Absichten hattest, wäre es schon zu ungalant gewesen, nicht Jane oder mich als Dame zu wählen und Amarasanthi John zu überlassen. Ich wußte heute morgen schon, was der Tag uns bringen würde."

„Wie klug Du bist, Cousinchen," erwiderte Reginald lebhaft, „Du hast recht, ich dachte, der heutige Tag müsse dazu geeignet sein, mir mein Glück zu sichern."

Amarasanthi hatte niemals eine Vorliebe für das kokette Mädchen gehabt, in diesem Augenblicke jedoch hätte sie Franzis für ihre Bemerkung umarmen mögen. Gott sei gedankt, es ahnte niemand, daß sie eine unbegehrte Braut war.

Da tauchte Elisabeths blasses, süßes Antlitz vor ihr auf, eine bange Frage in den Augen. Ungestüm riß sie sich von Reginald los und stürzte der Schwester an die Brust. Diskret zogen sich alle zurück, den Schwestern einen Augenblick der Aussprache zu gönnen.

Nun war es aber um Amarasanthis Fassung geschehen, ein wildes, thränenloses Schluchzen erschütterte ihren Körper. Elisabeth strich mit weicher Hand über das schwarze Haar. „Sei ruhig, mein Liebling, fasse Dich," flüsterte sie, „nicht wahr, Du bist glücklich, meine Amaranth?"

Diese umklammerte sie nur fester, als suche sie Schutz bei ihr. Elisabeth richtete den thränenschweren Blick vorwurfsvoll auf den jungen Offizier, der in peinlichster Verlegenheit vor ihr stand.

„Sei gut, Elisabeth," bat er demütig, „vertraue mir Deinen Liebling an, mein ganzes Glück soll Amarasanthi geweiht sein."

Diese fuhr hastig empor, der Ton seiner Stimme brachte ihr zum Bewußtsein, daß es noch nicht an der Zeit sei, ihre wahren Gefühle zu verraten. Tief aufatmend strich sie über die feuchten Augen und vermied es, Elisabeths Blick zu begegnen. „Es wird Zeit zum Aufbruch, die Pferde werden vorgeführt, laßt uns gehen."

Schweigend legte sie die Fingerspitzen auf Reginalds dargebotenen Arm, und mit schwerem Herzen schritt Elisabeth neben dem jungen Paare her. Es kam ohne ihr Zuthun, daß Reginald und Amarasanthi als letztes Paar den Berg hinabritten. Das junge Mädchen strebte sichtlich vorwärts, da neigte Reginald sich jedoch zu ihr hinüber und bat: „Laß uns langsam reiten, Amarasanthi, was soll die Welt von einem Brautpaare denken, daß sich nichts zu sagen hat?"

Nun ritten sie schweigend Seite an Seite auf dem schmalen Bergpfade dahin, der zu jeder anderen Zeit mit seinen gähnenden Schluchten ihr ganzes Entsetzen hervorgerufen hätte, heute achtete sie nicht darauf, ja, sie blickte in die schwindelnden Abgründe, ohne sie zu sehen.

Mit einem: „Erlaube," griff Reginald plötzlich in die Zügel ihres Pferdes und zog es dicht an das seine.

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an. „Wage nicht, mich anzurühren, oder ich springe in den Abgrund," rief sie drohend.

„Sei ruhig, Amarasanthi, ich denke nicht daran, Dich zu beleidigen, ich kann es aber weder dulden noch ertragen, Dich so nahe am Abgrund reiten zu sehen."

Stumm ritten sie weiter. Glänzende Sonnenstrahlen spielten um sie her, glühende Rosen schimmerten aus dunklem Laube hervor, süße Vogelstimmen sangen schmelzende Weisen, die beiden jungen Menschenkinder sahen und hörten jedoch nichts von alledem. Sobald der Weg breiter ward, gab Reginald die Zügel des Pferdes frei. Man näherte sich Simla.

„Laß mich Dir noch einige Worte sagen, Amarasanthi, ehe wir zu der Gesellschaft stoßen," bat er, „ich spreche Dir das Recht zu, mir zu zürnen, laß mir aber die Hoffnung Deiner Verzeihung. Ich liebe Dich wahr und aufrichtig und würde mich unendlich glücklich preisen, Dich als mein geliebtes Weib heimführen zu dürfen. Lerne wieder Vertrauen zu mir fassen und gestatte, daß ich von neuem um meine Braut, denn das bist und bleibst Du trotz alledem, werbe."

Sie blickte an ihm vorüber, als sie kalt entgegnete: „Du kennst meinen Willen, ich habe Dir nichts mehr zu sagen."

Der junge Offizier runzelte unwillig die Stirn. War es denkbar, daß dies braune Kind ihn im

Ernste ausschlug? Das wäre eine sehr demütigende Niederlage.

An der Promenade von Simla trennte sich die Gesellschaft, jeder kehrte in das eigene Heim zurück.

Die Abendstunden waren eine wahre Marter für Amarasanthi. Es war ihr unmöglich, die glückliche Braut zu spielen. Man war ein stilles, sinniges Wesen an ihr gewohnt und hielt ihre Zurückhaltung für mädchenhafte Schüchternheit. Sie mußte sich eingestehen, daß Reginald sich äußerst taktvoll benahm. Er suchte die allgemeine Aufmerksamkeit, so viel er konnte, von ihr abzulenken und begegnete ihr mit zarter Ehrerbietung. Elisabeth allein sah, daß sie litt und wünschte sehnlichst das Ende des Abends herbei.

Endlich konnten sich die Schwestern auf ihr gemeinsames Zimmer zurückziehen. Stumm sanken sie sich in die Arme, und Amarasanthi brach in leidenschaftliches Schluchzen aus. Elisabeth zog sie neben sich auf den Diwan, und ihrem tröstenden Zuspruch gelang es endlich, daß sie sich etwas beruhigte. Stockend erzählte sie der Schwester von der ihr angethanen Schmach, selbst ihr gegenüber ward es ihr schwer, davon zu sprechen.

Elisabeth war in tiefster Seele erschrocken, sie kannte den stolzen Charakter ihrer Amarath genugsam, um zu verstehen, wie verletzt sie war.

„Irrst Du nicht dennoch, Amarasanthi?“ fragte sie liebreich. „Sollte Reginald wirklich so ehrlos handeln können? Ich kann es nicht glauben. Sein Zögern ist gewiß einer augenblicklichen Verwirrung entsprungen.“

„Nein, er schämte sich meiner. Er giebt mir ja recht, ihm zu zürnen, aufrichtig ist er wenigstens. Wie konnte ich auch vergessen, daß ich nicht seinesgleichen bin. Eure Liebe hat mich verwöhnt, und in dem Bewußtsein, eine Fürstentochter zu sein, vermaß ich mich, ihm gleich zu stehen! Ahnt er das, Elisabeth?“

„Nein, mein Liebling.“

Sie lachte bitter auf. „Vielleicht würde das seine Gefühle ändern, aber nein, ich fühle es, ich könnte nie wieder Vertrauen zu ihm fassen. Er hat meinen Stolz zu tief gedemütigt.“

„Vielleicht lehrt die Liebe Dich überwinden,“ sagte Elisabeth sanft.

„Nie,“ rief sie leidenschaftlich, „nie, lieber in den Tod, als sein Weib werden.“

Elisabeth erschrak vor der Glut, die ihr aus den schwarzen Augen entgegenflammte. Stumm schlang sie die Arme um das schöne erregte Geschöpf und weinte heiße Thränen um das Leid ihres Lieblings.

Die beiden nächsten Tage waren für beide Mädchen eine Qual, obgleich jede sich bemühte, sie der andern zu erleichtern und ein Alleinsein mit Reginald zu vermeiden.

Auch dieser suchte ein solches nicht, nur am Morgen seiner Abreise näherte er sich Elisabeth und bat: „Hilf mir Amarasanthis Vertrauen zurückzugewinnen, Elisabeth, Du hast große Macht über sie. Ich meine es treu und ehrlich mit ihr, sie soll es nie bereuen, die Meine zu werden.“

„Du irrst, Reginald, ich habe keine Macht über ihr Herz, und das, fürchte ich, ist Dir für immer verloren.“

„So willst Du mir nicht helfen, Elisabeth?“

Sie hob die seelenvollen Augen traurig zu ihm auf. „Ich kann nicht, Reginald, mein Vertrauen zu Dir ist gänzlich erschüttert.“

Er erbleichte. „Gieb mich nicht auf, Elisabeth, ich will ja alles wieder gut machen, glaube Du mir wenigstens, daß es mein heiligster Ernst ist.“

In diesem Augenblick trat Amarasanthi ein. Sie wollte sich sofort zurückziehen, da stand der junge Offizier aber schon an ihrer Seite. „Laß mich Dich um eins bitten, Amarasanthi, gestatte mir, Dich von der Aufrichtigkeit meiner Wünsche und Gefühle zu überzeugen, laß mich Dich auch ferner als meine geliebte Braut betrachten.“

„Nein,“ entgegnete sie in eisiger Abwehr, „wir beide haben nichts mehr miteinander gemein. Jedes Wort, das Du an mich richtest, kränkt und beleidigt mich aufs neue.“ Sie wandte ihm den Rücken und ging.

Reginald wandte Elisabeth das erblaßte Gesicht zu. „Glaubst Du, daß sie unversöhnlich bleibt?“

„Ich möchte fast sagen, ich hoffe es, Reginald. Welches Glück würde ihr an Deiner Seite erblühen?“

„Elisabeth, glaube mir,“ bat er innig. „Zwar kann ich vorläufig noch nicht das für Amarasanthi fühlen, was ich für Dich empfinde, meine Heilige, aber es dünkt mich ein beneidenswertes Los, das schöne Geschöpf zu hüten und zu schützen, ihm das ganze Leben zu weihen. Wenn Du mir nur helfen wolltest, Elisabeth, ihr Vertrauen zurückzugewinnen.“

Sie schüttelte das blonde Haupt. „Das läßt sich nicht erzwingen, Reginald.“

Er richtete sich hoch auf, aus seinen Augen blitzte ein fester Entschluß. „Wohlan, so muß ich mein Heil allein versuchen. Ich werde Dir und ihr beweisen, daß es mir heiliger Ernst mit meiner Werbung um sie ist. Amarasanthi oder keine.“ Hochaufgerichtet verließ er das Zimmer.

Eine Stunde später waren alle in der Halle versammelt, dem scheidenden jungen Offizier das Geleite zu geben. Wieder stand er vor seiner Braut, in zarter Ehrfurcht ihre Hände zu küssen, vergebens versuchte er jedoch einen Blick der schönen Augen zu erlangen. Als er sich wandte, schlang Elisabeth den Arm um sie und führte sie in ihr eigenes Zimmer.

Amarasanthi trat ans Fenster und blickte der schlanken, ritterlichen Gestalt finster nach, da wandte er sich noch einmal, zum Abschiede zu winken. Wie er umherspähte und wie enttäuscht er aussah. Ihr Herz klopfte ungestüm. Jetzt hob er den Blick. Welch frohes Aufleuchten brach aus den braunen Augen, wie strahlten seine Züge, fast jubelnd klang es zu ihr empor: „Leb wohl, Amarasanthi, auf Wiedersehen!“

Sie flog erschrocken von dem Fenster zurück und sank vor Elisabeth nieder. „O Schwester, brauchte ich ihn nie, niemals wiederzusehen,“ rief sie schluchzend.

Achtes Kapitel.

Oberst Wilson saß in seinem Zimmer und las die Morgenzeitung. Seine Augenbrauen waren finster zusammengezogen, und als er das Blatt jetzt zur Seite legte, sah er ernst, fast sorgenvoll aus. Die neuesten Nachrichten hatten wenig erfreulich gelautet. Die Unruhen unter den einheimischen Truppen, die schon seit Beginn des Jahres gegärt, schienen immer mehr zuzunehmen.

Der Oberst war von jeher ein Pessimist gewesen, und so stolz und zuversichtlich er auch auf die englische Heeresmacht schaute, so sagte er sich doch, daß sie verschwindend klein gegen die der einheimischen Truppen sei. Mit großem Widerwillen hatte er dieses Jahr Lucknow verlassen, um einige Monate mit seiner Familie in Simla zu verbringen, sollte er aber allein Unruhe zeigen, da nicht nur sein Vorgesetzter, der von ihm hochgeschätzte Sir Henry Lawrence, sondern auch seine sämtlichen Kameraden sorglos waren? Er durchschritt das Zimmer mit großen Schritten. War es möglich, daß sich, wenn auch hier und da kleine Unruhen unter den Sepoys vorkamen, das ganze große Heer empören konnte? Diese Möglichkeit schien selbst Oberst Wilson ausgeschlossen zu sein, dennoch wollte er seine Rückkehr in seine Garnison beschleunigen.

Die Unzufriedenheit in dem Heere war leider größer als selbst Oberst Wilson in seinen schwärzesten Phantasien befürchtete. Das Reich der Engländer, das sich immer weiter ausgedehnt hatte, erforderte viel mehr Truppen als England liefern konnte; so wurde es durch Eingeborene verstärkt, die unter englischem Oberbefehl standen. Die Unkenntnis der Sprache bei den meisten Offizieren bewirkte jedoch, daß die eigentliche Leitung der Soldaten den eingeborenen Offizieren überlassen werden mußte. Dazu kam, daß die Kosten für das große Heer ungeheuer anwuchsen und Beschränkungen eingeführt werden mußten, unter denen die Sepoys namentlich bei Invaliditätsfällen sehr zu leiden hatten, was ihre Unzufriedenheit immer mehr hervorrief.

Ein großer Mißgriff war die Einführung einer freien Presse. Dadurch erlangten die abgesetzten Fürsten bei ihrem Reichtum die Mittel, das Volk immer wieder aufzuwiegeln. Was der Presse nicht gelang, erreichten die Mohamedaner, die der englischen Regierung durchaus feindlich gesinnt waren und danach strebten, die mohamedanische Herrschaft wieder aufzurichten. Sie benutzten bei dem Volke sowohl wie bei den Sepoys die Furcht, daß ihre Religion durch die Regierung gefährdet sei. Ein völlig unbegründeter Verdacht, da diese stets bestrebt war, sich nicht in die religiösen Angelegenheiten des Volkes zu mischen, sich sogar der Einführung des Christentums gänzlich fern hielt. Die Regierung war zufrieden mit der scheinbaren Unterwürfigkeit des Volkes, mit der Autorität über das Land, mit den Einnahmen durch den Handel und die hohen Steuern, sie kümmerte sich nicht um das Glück, um den geistigen Zustand des Volkes; ja, sie fürchtete, daß ihre Interessen, ihre Autorität leiden könnten, wenn es die wahre Religion annähme und mit derselben bessere Sitten.

So war das Volk in seiner geistigen Dummheit und ganz unter dem Einflusse seiner hinterlistigen Priester geblieben, die das wenige Gute, das durch die gegründeten Schulen gestiftet ward, bald wieder verdarben, da die Inder sehr schnell wieder in ihre alten Fehler und Laster zurücksanken.

Die höheren Offiziere waren sich wohl bewußt, daß im Heere nicht alles stand, wie es sollte. Es waren seit längerer Zeit ab und zu Störungen eingetreten, indem bald dies, bald jenes Regiment einen Befehl nicht ausführte. Statt indessen mit aller Strenge einzuschreiten, wurde solcher Ungehorsam mit der größten Nachsicht behandelt, die Forderungen des betreffenden Befehlshabers aufgegeben und somit das Selbstvertrauen der eingeborenen Truppen nur verstärkt. Wohl erhob sich hier und da eine ernste Stimme zur Warnung und Mahnung, sie ward jedoch nicht beachtet, keiner wollte die Zeichen der Zeit erkennen.

Es war am Abend des 10. Mai. Die Familie des Oberst Wilson, John ausgenommen, saß im Wohnzimmer beisammen, jeder mit seiner Arbeit, Lektüre oder mit seinen Gedanken beschäftigt. Amarasanthi saß am Fenster und blickte in den sinkenden Abend hinaus. Statt des weichen, kindlichen Ausdrucks lag ein fester, unbeugsamer Wille auf den schönen Zügen. Täglich hatte sie seit Reginalds Abreise Briefe von diesem empfangen, die sie ebenso beharrlich uneröffnet zurückgeschickt hatte. Eine heiße Blutwelle färbte jedesmal die sammetweiche Haut höher, wenn sie aus des Onkels Hand mit einer scherzenden Bemerkung seinerseits solch Schriftstück in Empfang nahm. Lüge und Verstellung waren ihr von jeher verhaßt gewesen, sie schämte sich, die Rolle einer glücklichen Braut noch länger zu spielen. Weshalb auch? Sie beschloß Reginald am folgenden Tage mitzuteilen, daß sie den Verwandten die Aufhebung ihres Verlöbnisses kund thun werde und sich fortan jede fernere Zuschrift von ihm verbäte. Ob er sich ihr fügen würde? Sie bezweifelte es. Wie stand sie dann aber den Verwandten gegenüber? Ihr Herz klopfte heftig vor Unwillen und Erregung. Wenn sie sich doch frei machen könnte von diesen sie erdrückenden Fesseln. Wäre sie nur daheim bei den Eltern! Aber auch in dem stillen Missionshause tauchte die elegante Gestalt des jungen Offiziers auf, überall, wohin sie sich vor ihm zu retten meinte, begleitete sie das schöne, übermütige Antlitz. Gab es denn kein Entweichen vor ihm? Sie verschlang die Hände in stummer Qual. Würde aber der Vater, der jeden Elenden zu trösten wußte, nicht auch Trost für sein unglückliches Kind wissen und es vor dem schützen können, der es so schwer gekränkt? Das junge Mädchen atmete tief auf. O, wenn sie heim könnte, morgen, nein, heute noch.

Da sah sie John durch den Garten schreiten. Schnell trat sie an den Tisch und griff nach einer Arbeit. Er sah sie oft so eigen, so forschend an. Ob er ahnte, daß sie keine glückliche Braut war?

„Nun, Kleine, genug an den fernen Schatz gedacht?“ fragte Franzis und unterdrückte ein leises

Gähnen. „Kinder, es ist zum Sterben langweilig, wenn doch einmal etwas recht Nervenaufregendes geschähe."

„Aber Franzis," mahnte die Mutter, mit scheuem Seitenblick auf den lesenden Gatten, „wie kannst Du so etwas nur aussprechen?"

Da trat John in das Zimmer, lebhafter als sonst. „Weißt Du es schon, Vater? Soeben ist eine Depesche von Mierat angelangt, daß dort ein Aufstand unter den Sepoys ausgebrochen ist."

Der Oberst sprang auf. „Habe ich es nicht gesagt," rief er förmlich triumphierend, „ich sollte ja aber nicht recht haben, war ein Schwarzseher, ein Pessimist. Wird nicht lange dauern, so haben wir auch in Lucknow Rebellion."

„Nun, Vater, ich denke, man wird in Mierat ein Exempel statuieren, daß den andern Regimentern die Lust zum Aufstande vergehen wird."

„Meinst Du," fuhr der Oberst ihn grimmig an. „Wie ein verheerendes Feuer wird sich die Lust zur Rebellion fortpflanzen, von einer Garnison zur andern. Du lächelst ungläubig? Du wirst an mich denken, mein Junge. Jetzt laß uns aber gehen, vielleicht, nein, sicher treffen nähere Nachrichten ein. Du, Louisa," wandte er sich zu seiner Frau, „laß unsere Koffer packen; morgen mit dem ersten Zuge kehren wir nach Lucknow zurück. Ich muß auf meinem Platze sein."

„Aber doch nicht wir, Papa," rief Franzis übellaunig, „was sollen wir in der heißesten Jahreszeit in Lucknow? Wir bleiben selbstverständlich hier."

„Ihr habt Euch meinem Beschlusse zu fügen," rief der Oberst heftig. „Du hast mich verstanden, Louisa?"

„Gewiß, Gilbert, gewiß," beeilte sich die blasse Frau zu erwidern, „es geschieht natürlich, wie Du es wünschest."

„Erlaube, lieber Vater," bemerkte John, „ich glaube wirklich, daß die Damen hier vollkommen sicher sind —"

„Sicher sind sie nur unter meinem Schutz, es geschieht, wie ich gesagt habe," erklärte der Oberst und verließ mit seinem Sohne das Zimmer.

Franzis stampfte zornig mit dem Fuße auf. „Es ist abscheulich von Papa, uns einer Marotte wegen mit nach Lucknow zu schleppen! Was kümmern uns die aufrührerischen Sepoys in Mierat? Man sollte sie über den Haufen schießen, damit wäre die Sache abgethan, Papa macht ein Wesen davon, als ob ganz Indien in Flammen stände. Ich begreife nicht, Mama, wie Du Dich jeder Laune Papas so unbedingt fügen kannst."

„Aber Kind, was soll ich thun, ich —"

„Und Du, Jane, könntest auch den Mund öffnen," rief Franzis, ohne der Mutter Einwurf zu beachten.

„Du weißt, daß ich nicht gern unnütze Worte verliere," entgegnete Jane gelassen, „es ist mir übrigens gleichgültig, wo wir sind."

„Mir aber nicht," entgegnete Franzis heftig, „ich habe kein Fischblut in den Adern wie Du. Was sollen wir in Lucknow? Da ist jetzt niemand aus der guten Gesellschaft. Du könntest Papa bitten, uns hier zu lassen, Elisabeth, er giebt viel auf Dich."

„Ich will es gern versuchen, Franzis, doch glaube ich, daß Onkel Gilbert seine guten Gründe hat, uns mit nach Lucknow zu nehmen, es wäre das beste, wir fügten uns seiner Anordnung. Was meinst Du, Amaranth, wenn wir Onkel bäten, uns mit nächster Gelegenheit heimkehren zu lassen?"

„Ach, heim," rief diese mit leuchtenden Augen, „ja, Schwester, laß uns heimkehren."

Franzis lachte spöttisch auf. „Ja freilich, in Benares weilt ja er, der Herrlichste von allen."

Amarasanthi erglühte dunkel und preßte die feinen Lippen aufeinander. Konnte sie dem koketten Mädchen, das sie täglich durch Bosheiten reizte, sagen, daß sie sich nur danach sehnte, sich in den Schutz des Vaters zu flüchten?

„Ich möchte nur wissen," fuhr Franzis, die das schöne Mädchen unmutig beobachtet hatte, fort, „weshalb Du Dich nicht schon in Benares verlobt hast, das ist ein Rätsel, über das ich schon viel nachgedacht habe. Es war zum mindesten sehr unvorsichtig, schöne Lotosblume, daß Du den hübschen Schmetterling mitbrachtest, ohne ihm vorher Fesseln anzulegen."

„Liebe Franzis," warf Elisabeth ein, doch Amarasanthi erhob sich. Ruhig, in königlicher Würde stand sie vor ihrer Angreiferin, ihre Stimme klang ruhig, nur ihre schwarzen Augen flammten, als sie entgegnete:

„Ich beabsichtige auch jetzt nicht, den Schmetterling zu halten. Was ich Euch morgen mitzuteilen gedachte, kann auch heute schon geschehen. Ich werde meine Verlobung mit Mr. Wilson auflösen, da ich zu der Einsicht gelangt bin, daß wir nicht zu einander passen."

Minutenlanges Schweigen, dann rief Mrs. Wilson ganz verwirrt aus: „Aber Kind, was sprichst Du? Es kann Dein Ernst nicht sein. Mein Gott, ich begreife nicht!"

Franzis lachte hell auf. „Ich auch nicht, Mama, es ist aber reizend, daß die Lotosblume uns so hübsch unterhält. Sag, Kleine, weshalb diese zärtlichen Briefe und weshalb überhaupt die Verlobung?"

„Das ist meine Sache, über die ich niemand außer ihm und mir Rechenschaft schuldig bin. Dir, Franzis, genügt auch wohl die Thatsache, daß Mr. Wilson vollständig frei ist." Sie neigte das schöne Haupt leicht und verließ das Zimmer.

Elisabeth erhob sich. „Du erlaubst, liebe Tante, daß ich meiner Schwester folge."

„Ja, Kind, und ich will sorgen, daß die Koffer gepackt werden. Ach, mir ist der Kopf ganz wirr von so viel Unerwartetem."

„Ein impertinentes Geschöpf, diese braune Lotosblume," rief Franzis aus, als beide das Zimmer verlassen hatten, „ich möchte wissen, ob das hochmütige Ding auf einen Prinzen wartet, daß ihr Regie nicht paßt? Sie scheint gar nicht zu ahnen, welche Ehre er ihr, der Eingeborenen, erweist, daß er sie überhaupt seiner Beachtung würdigt. Man müßte sich ärgern, wenn es nicht zum Lachen wäre. Was

er wohl thun wird? Was denkst Du über die ganze Geschichte, Jane?"

„Nichts, ich denke niemals über Herzensangelegenheiten nach."

„Wenn man nicht wüßte, daß Du Verstand hast, könnte man Dich für stumpfsinnig halten," rief Franzis zornig.

„Bitte, ganz nach Belieben."

Franzis sprang auf. „Du solltest lieber das Packen Deiner Sachen anordnen als hier im Schaukelstuhle liegen. Es ist doch ganz richtig, daß wir nach Lucknow zurückkehren."

Jane lächelte spöttisch. „Ich glaube nicht, daß dort ein Aufstand ausbricht, noch weniger aber glaube ich, daß uns Truppen aus Benares zu Hilfe kommen werden."

Franzis warf ihr einen zornigen Blick zu und eilte aus dem Zimmer.

Am nächsten morgen reiste Oberst Wilson mit seiner Familie ab, und langte ohne Aufenthalt gegen Abend in Lucknow an. Was sie über den Aufstand in Mierat hörten, konnte auch vertrauungsselige Gemüter mit Unruhe erfüllen. Der Sturm, der schon längst gedroht hatte, war durch eine geringfügige Ursache zum Ausbruche gekommen.

In dem Heere der eingeborenen Truppen hatte sich das Gerücht verbreitet, die Patronen, welche sie benutzten, wären mit dem Fette toter Kühe geglättet. Eine Aufregung sondergleichen bemächtigte sich der Soldaten, besonders derjenigen, die einer höheren Kaste angehörten. Wie ein Lauffeuer durcheilte das Wort: „Die Regierung treibt Hinterlist mit uns, man will unsere Kaste zerstören," das Heer. Die Offiziere thaten ihr möglichstes, dem falschen Gerüchte entgegenzutreten. Sie versicherten auf Ehrenwort, daß jahrelang dieselben Patronen aus geöltem Papier gebraucht seien und darin keinerlei Änderung eingetreten sei. Eingeborene Offiziere erklärten wohl, daß sie selbst dem Gerüchte nicht glaubten, auch nichts gegen den Gebrauch der Patronen einzuwenden hätten, aber machtlos der aufgeregten Menge gegenüber seien. Die Soldaten weigerten sich entschieden, die Patronen zu benutzen, und die Anführer, die den längst gewünschten Hebel endlich in der Hand hatten, mit dem sie nicht nur ein einzelnes Regiment, sondern das ganze Heer aus der Loyalität heben konnten, verstanden wohl, ihn zu benutzen.

In Mierat war an dem verhängnisvollen Tage alles bis gegen Abend still geblieben. Da plötzlich brach der Sturm los. Der Oberst Finis wollte nicht glauben, daß sein Regiment untreu werden könne; er ritt mitten unter seine Soldaten, sie zur Ordnung zu mahnen. Ein Kugelschauer war die Antwort, und als erstes Opfer sank er entseelt von seinem Pferde. Nun war an kein Halten mehr zu denken. Mit wildem Geschrei drangen sie in die Häuser der englischen Offiziere; erschlugen, wen sie fanden, raubten, was ihnen gefiel und zündeten die Häuser an.

Einige der Soldaten erbrachen das Gefängnis, befreiten die Gefangenen, und nachdem sich alles Gesindel, das sich in der Stadt aufhielt, den Empörern angeschlossen hatte, ging das Morden und Brennen von neuem an. Plötzlich fielen den Rebellen die englischen Truppen ein. Aus Furcht, von ihnen angegriffen und zusammengehauen zu werden, begaben sie sich mit ihrem ganzen Raube eilig auf die Flucht nach dem nahen Delhi.

Der alte General in Mierat hatte gänzlich den Kopf verloren. Statt zur rechten Zeit einzuschreiten und die Truppen zu entwaffnen, ließ er sie nicht allein morden und brennen, sondern auch ruhig nach Delhi entkommen, obgleich seine Offiziere in ihn drangen, sie zu verfolgen. Es war wie ein Verhängnis, daß die älteren Offiziere die Gefahr erst erkannten, als das Unglück über sie hereinbrach.

Mit Angst und Spannung wandten sich nun die Blicke aller Europäer nach Delhi, in dem kein einziges englisches Regiment lag. Die ungeheuern Kriegsvorräte, die sich dort befanden, wurden nur von eingeborenen Truppen bewacht.

Man sollte nicht lange im unklaren bleiben. Die Rebellen veranlaßten, sobald sie Delhi erreicht hatten, die dort stehenden Regimenter der Sepoys, gleichfalls zu rebellieren. Alles, was ein weißes Gesicht hatte und dem es nicht gelang, sich durch die Flucht zu retten, wurde ermordet; sodann der alte Großmogul Bahadur Schah, der mit seiner zahlreichen Familie in Delhi residierte, aufgefordert, die Zügel der Regierung wieder in die Hand zu nehmen. Wohl zögerte er anfangs aus Furcht vor den Engländern, als er jedoch sah, daß diese nichts gegen die rebellierenden Truppen unternahmen, bekam er Mut, noch einmal über Indien zu herrschen.

So fiel Delhi am elften Mai, der Großmogul wurde wieder auf den Thron erhoben, und die Mohamedaner triumphierten. Sollte wirklich die Prophezeiung, daß am hundertsten Jahrestage der Schlacht von Plassey die englische Herrschaft aufhören und die mohamedanische wieder hergestellt würde, eintreffen? Der Anfang war bereits gemacht und manches tapfere Herz sah mit banger Ahnung in die Zukunft.

In Lucknow blieb unter den eingeborenen Truppen alles ruhig. Sir Henry Lawrence hätte wohl die Macht gehabt, sie zu entwaffnen, wie seine Offiziere ihm dringend rieten; er unterließ es jedoch, weil er glaubte, die Regimenter dadurch zu reizen und aufzubringen. Er ließ nur die englische Infanterie, die außerhalb der Stadt in Baracken lag, in die Stadt verlegen und in dem Residenzgebäude unterbringen. Er ließ auch Lebensmittel dorthin schaffen und Räume für Mannschaften, für Kranke und Schwache herrichten. Ruhig wartete er nun, was kommen sollte und zeigte den eingeborenen Truppen vollkommenes Vertrauen.

In dem Hause des Oberst Wilson ging es still her. Die Herren kamen und gingen, keine der Damen durfte jedoch das Haus verlassen. Das war für Franzis, deren Gedanken nur auf Vergnügungen und Zerstreuungen gerichtet waren, eine wahre Geduldsprobe, und es bot ihr nur eine kleine Erleichterung, ihren Unmut an ihrer Umgebung auszulassen. Dazu kam die drückende Hitze, die alle schlaff und elend machte.

Elisabeth hatte wohl versucht, den Onkel für

ihre und der Schwester Heimreise zu gewinnen, jedoch nichts erreicht. Er erklärte entschieden, sie auf keinen Fall jetzt fort zu lassen, auch wenn er sichere Begleitung für sie wüßte. So mußten sich die jungen Mädchen gedulden, obgleich ihr Herz sie heimwärts zog; hatte doch auch der Vater geschrieben und gebeten, geduldig auszuharren, bis die Unruhen vorüber seien. Elisabeth wußte, wie sehr die Eltern sie entbehrten, so schrieb sie heiter und tröstend und bemühte sich, auch ihren Verwandten ein ruhiges Antlitz zu zeigen. Sie fühlte freilich nur herzliche Teilnahme für die Cousinen, die Tante aber, die schwache, leidende Frau, hatte sie völlig in ihr Herz geschlossen, und diese fand ihren größten Trost in dem Verkehr mit der lieblichen Nichte.

Drückende Schwüle herrschte in der Natur und in dem hohen Wohngemache, in dem sich die Damen befanden. Jane lag in ihrem Schaukelstuhle, ein Buch in der weißen Hand; Franzis trank kühle Limonade und herrschte von Zeit zu Zeit den Hinduknaben an, den Punkah schneller zu bewegen. Elisabeth saß neben Mrs. Wilson und legte ihr kühle Kompressen auf die schmerzende Stirn, selbst blaß und abgespannt. Nur Amarasanthi schien nicht unter der Hitze zu leiden; sie trat mit anmutiger Bewegung zu der Schwester und bat, ihren Platz einnehmen zu dürfen.

„Ihr guten Kinder, Ihr seid mir ein rechter Trost," sagte Mrs. Wilson mit matter Stimme. „Nicht wahr, Ihr seid doch auch gerne bei uns?"

„Gewiß, Tantchen, namentlich, wenn wir Dir von Nutzen sind," versicherte Elisabeth eifrig.

„Es war eine wahnsinnige Idee von Papa, uns hierher zu schleppen," rief Franzis grollend, „er wird aber erst zu der Erkenntnis gelangen, wenn wir sämtlich vor Hitze umgekommen sind."

„So schnell geht das nicht, Franzis," entgegnete Elisabeth heiter, „meine Eltern sind schon viele Jahre in Indien, ohne nur ein einziges Mal während der heißen Zeit auf den Bergen gewesen zu sein."

Franzis sah übellaunig vor sich hin, ihr Antlitz erhellte sich auch nicht, als Vater und Bruder ins Zimmer traten.

„Ich habe Euch etwas mitzuteilen," bemerkte ersterer, „bitte mir aber aus, daß mir keiner mit Fragen und Einwürfen kommt. Sir Henry Lawrence hält es für besser, daß sämtliche Damen, Frauen und Kinder in die Regentschaft übersiedeln und zwar so schnell wie möglich. Es ist alles zu Eurem Empfange bereit, haltet Euch nicht mit unnützen Vorbereitungen auf; heute abend müßt Ihr dort sein."

Mrs. Wilson hatte sich hastig aufgerichtet und sah jetzt ihren Gatten angstvoll an, ohne ein Wort der Entgegnung zu finden, Franzis aber sprang lebhaft auf und umarmte den Vater.

„Endlich ein vernünftiger Gedanke von Sir Henry! Nun lebt man doch wieder unter seinesgleichen und wird Menschen sehen. Ich kam mir wirklich vor wie tot und begraben."

Der Oberst schob sie seufzend von sich. „Glaube nicht, daß Du in der Regentschaft Lust und Kurzweil findest, Kind, Du scheinst gar nicht zu ahnen, wie ernst die Zeiten sind. Hier habe ich etwas für Dich, Kleine," wandte er sich lächelnd an Amarasanthi und hielt ihr einen Brief hin. „Es ist doch wohl noch nicht ganz aus zwischen Euch, wie? Reginald schreibt ja nach wie vor täglich. Kann's ihm freilich nicht verdenken."

Er betrachtete wohlgefällig das tief erglühte Mädchen, das keinen Finger rührte, den Brief in Empfang zu nehmen.

„Es thut mir leid, Dich zu belästigen, lieber Onkel, ich muß Dich aber bitten, den Brief mit der Bemerkung Mr. Wilson zurückzusenden, daß ich die Annahme verweigere."

„Hm, ist es Dir wirklich Ernst, Kleine?"

Amarasanthi begegnete Johns Blick, der in gespannter Erwartung auf ihr ruhte. „Ja," entgegnete sie fest, „nichts könnte meinen Entschluß ändern."

„Gut, so will ich es Reginald mitteilen, obgleich ich Dich durchaus nicht begreife. Also heute abend bringe ich Euch nach der Regentschaft."

Es geschah, wie der Oberst gesagt hatte. Sir Henry Lawrence hatte ihnen in dem weitläufigen Palaste, der auf einer kleinen Anhöhe inmitten herrlicher Anlagen lag, eine Wohnung einräumen lassen. Wenn Franzis jedoch geglaubt hatte, sich hier besser zu amüsieren als in dem väterlichen Hause, so hatte sie sich geirrt. Die Offiziere hatten ernstere Dinge im Kopfe als hübschen Mädchen den Hof zu machen, wie Franzis bald zu ihrem Verdruß erkannte. Nur mit den Damen zu verkehren, war ihr nicht interessant genug, so blieb sie grollend in ihrem Zimmer, ohne sich um die leidende Mutter zu kümmern, deren Pflege sie gerne den Cousinen und Jane überließ, die sich zu ihrer Verwunderung öfter herbeiließ, an ihrem Lager zu sitzen.

Langsam, unter banger Erwartung schlich allen der Mai hin. Inzwischen war die Rebellion immer weiter vorgeschritten. Ganze Distrikte im Nordwesten von Indien standen in hellen Flammen der Empörung, nach allen Seiten sollte Sir Henry Lawrence Hilfe senden. Der General war von morgens bis abends thätig. Er hatte sein Lager mitten unter den Truppen drei englische Meilen vor der Stadt aufgeschlagen und erteilte den in der Regentschaft anwesenden Offizieren seine Befehle mittels des Telegraphen. Er arbeitete unaufhörlich mit seinen Offizieren und gönnte sich keinen Augenblick Ruhe. Seine Gesundheit, die schon längere Zeit angegriffen gewesen, litt unter dieser Anstrengung und fortwährenden Aufregung, doch war jetzt keine Zeit daran zu denken. Er sandte Militär nach den benachbarten Garnisonen, und es gelang ihm, aus vier Städten den Kriegsschatz und bedeutende Vorräte sicher nach Lucknow überführen zu lassen.

Der dritte Mai war angebrochen. Alles war bis dahin, in dem Kantonnement sowohl wie in der Stadt, ruhig geblieben. Zwar hatte ein Sepoy dem General morgens die Nachricht gebracht, daß an dem Tage der Aufstand beginnen sollte, als sich indessen nichts ereignete, fuhr er mit einigen seiner Offiziere, unter ihnen John, nach der Regentschaft zum Diner. Nachdem dasselbe ohne Störung verlaufen, und die

Herren noch plaudernd beisammen saßen, ging John, sich noch eine Weile seiner leidenden Mutter zu widmen.

Sie lag blaß und angegriffen auf dem Diwan, doch ihr schmales Antlitz leuchtete freudig auf, als der Sohn eintrat. Er führte ihre schmale Hand liebevoll an die Lippen und überwand schnell die Enttäuschung, die sich seiner bemächtigt hatte, als er nur Elisabeth und Jane anwesend fand.

„Es geht Dir nicht gut, liebe Mutter?“ fragte er, nachdem er auch die jungen Mädchen begrüßt hatte.

„Nicht besonders, lieber Sohn, es wird aber wohl besser werden, sobald die Hitze und Aufregung nachlassen. Du glaubst doch auch nicht, John, daß hier ein Aufstand ausbricht? Vater erwartet es ganz bestimmt.“ Sie sah in namenloser Angst zu ihm auf, und er strich beruhigend über die zitternden, fieberheißen Hände.

„Bange machen gilt nicht, Mütterchen,“ entgegnete er mit freundlichem Lächeln. „Ich denke, es wird uns auch ferner gelingen, mit unseren Truppen fertig zu werden.“

Mit erleichterndem Seufzer sah Mrs. Wilson auf den stattlichen Sohn. „Wenn Du doch ganz in der Regentschaft wärst, John, mir wird schon leichter ums Herz, wenn ich Dich sehe, und die Freude kann ich nicht einmal alle Tage haben.“

„Laß gut sein, liebe Mutter, ich denke in nicht allzu langer Zeit können wir unsere Wohnung wieder beziehen, und dann hast Du Deinen großen Jungen zu allen Mahlzeiten daheim.“

Ein glückliches Lächeln verklärte das blasse Gesicht der Leidenden. „Mein alter, guter Junge,“ sagte sie gerührt.

„Wo hast Du denn Deine Schwester, Elisabeth, und wo steckt Franzis?“ erkundigte sich der junge Offizier.

„Ich weiß es nicht, John. Nach dem Thee verschwand erst Franzis, dann ließ sie Amaranth zu sich bitten. Ich weiß nicht, was sie wollte.“

John runzelte leicht die Stirn. „Ich glaube seit kurzem bemerkt zu haben, daß Franzis plötzlich eine große Vorliebe für Deine Schwester an den Tag legt, Du solltest Amarasanthi mehr an Dich halten.“

Das junge Mädchen sah ihn erstaunt an, dann entgegnete sie lächelnd: „Du kannst unbesorgt um meine kleine Amaranth sein, John, Franzis kann sie garnicht mit sich fortreißen.“

„Nein,“ setzte Jane hinzu, indem sie einen forschenden Blick auf den Bruder warf, „die Kleine hat nicht das geringste Verständnis für Franzis' Wesen.“

„Eben deswegen,“ rief der junge Offizier lebhafter als sonst seine Art war. „Ihr solltet das Kind nicht so viel ihrem Einflusse aussetzen. Ich muß aber gehen, ich glaube gar, die Pferde werden schon vorgeführt.“

Er verabschiedete sich eiligst und ging. Elisabeth sah ihm betroffen, Jane mit etwas spöttischem Lächeln nach.

„Immer dieselbe Geschichte,“ sagte sie halblaut, „ich glaube nur nicht, daß mein Herr Bruder einige Aussicht hat.“

„Was meinst Du, Jane?“ fragte Mrs. Wilson matt.

„Nichts, Mama, beunruhige Dich nicht. Es ist übrigens Zeit für Dich, zur Ruhe zu gehen, ich werde Bridget klingeln.“

Elisabeth führte die Tante sorgsam in ihr Schlafgemach und blieb auch noch bei ihr, als sie auf ihrem Lager ruhte, um ihr, wie Mrs. Wilson es liebte, ein Abendlied und einen Abschnitt aus der Bibel vorzulesen. Elisabeth dachte dabei an die Schwester, was konnte John nur gemeint haben? Er war kein Mann, irgend einen Argwohn aus der Luft zu greifen.

Nach einer Stunde, als Mrs. Wilson eingeschlafen war, eilte sie nach ihrem Zimmer, das sie mit der Schwester teilte; diese war jedoch weder hier, noch im Wohnzimmer zu finden.

„Rege Dich nicht auf,“ sagte Jane in kühler Ruhe, „sie werden mit bekannten Damen im Parke sein; verloren gehen sie nicht und geraubt werden sie gleichfalls nicht, was Franzis übrigens ein großes Vergnügen sein würde.“

Voller Unruhe wartete Elisabeth, während sie den Diener in den Park sandte. Er kehrte jedoch wieder, ohne eine Spur der beiden jungen Damen entdeckt zu haben, meldete aber, daß auch Patrick, der zweite Diener, fehle.

Die Sache ward immer rätselhafter. Elisabeth sah in stummer Angst Jane an. Diese erhob sich, und beide begaben sich in Franzis' Zimmer. Auf dem Tische lag ein Zettel, auf dem die Worte standen: „Wartet nicht auf mich, wenn ich nicht zur Nacht zurück sein sollte, ich gehe nach unserem Hause, um einige vergessene Sachen zu holen. Vielleicht gefällt es mir dort zu schlafen, jedenfalls wird es dort kühler sein. Zu meinem Schutze nehme ich Patrick mit mir, zu meiner Unterhaltung die Lotosblume. Franzis.“

Elisabeth blickte die Cousine schreckensbleich an. „O Jane, Sir Henry hat es so strenge verboten, daß eine der Damen die Regentschaft verläßt, was sollen wir thun? Sie können die Nacht nicht dort bleiben.“

„Wäre die Kleine nicht dabei, so könnte Franzis ein wenig Angst nicht schaden. Sie müssen aber zur Stelle und sollte ich sie selbst holen.“

Sie verließen das Zimmer und hörten von dem herbeigerufenen Diener, daß sich Oberst Wilson auf dem flachen Dache befände. Als die jungen Mädchen hinaufstiegen, begegnete ihnen der Oberst.

„Was wollt Ihr?“ fragte er erstaunt, ehe er jedoch Antwort bekam, tönte ein Schuß durch die Nacht.

Der Oberst eilte an die Brustwehr zurück, die jungen Mädchen folgten ihm, und alle drei lauschten nach dem Kantonnement hinüber. Nach einer Weile folgten zahlreiche Flintenschüsse, und nun dröhnte ein lang nachhallender Kanonendonner nach der Stadt hinüber.

„Kein Zweifel mehr, der Aufstand ist da,“ rief Oberst Wilson und blickte verständnislos auf Elisabeth, die angstvoll seinen Arm ergriff und ausrief:

„Und Amaranth und Franzis nicht da. O Onkel, rette sie.“

„Was soll das heißen? was meinst Du?"

„Franzis ist gegen Abend nach unserem Hause gegangen, Papa, und hat Amarasanthi mitgenommen. Patrick hat sie begleitet," erklärte Jane.

„Ist sie wahnsinnig," schrie Oberst Wilson, und die Ader auf seiner Stirn schwoll hoch vor Zorn, „wie konnte sie so gegen den direkten Befehl handeln?"

Jane zuckte die Achseln. „Es ist einmal geschehen und nicht mehr zu ändern. Willst Du nicht Befehl erteilen, Papa, daß Soldaten hinuntergehen und sie holen?"

„Ich darf keinen einzigen Soldaten aus der Regentschaft entfernen, Du weißt das so gut wie ich. Laß Franzis jetzt nur die Folgen ihrer Unüberlegtheit tragen."

„So werde ich selbst gehen," erklärte Jane ruhig. „Franzis verliert sofort den Kopf, auch sind wir für unseren Gast verantwortlich."

„Du unterstehst Dich nicht, die Regentschaft zu verlassen, verstanden? Ich werde allen Wachen den strengen Befehl erteilen, niemand hinauszulassen. Es wäre noch besser, wenn jeder thun wollte, was ihm beliebte. Hier führe ich in Sir Henry Lawrence Abwesenheit den Befehl, bitte sich danach zu richten."

Er eilte davon, und Jane trat zu Elisabeth, die blaß und sorgenvoll nach dem Kantonnement hinüberblickte.

„Sorge Dich nicht, Kind," sagte sie freundlich, „ich weiß bestimmt, daß Papa trotz allem einen zuversichtlichen Menschen hinunterschickt, außerdem ist ja auch Patrick bei ihnen, der sie zurückbringen wird. Franzis könnte übrigens ein wenig Angst nicht schaden, ich gönne sie aber der Kleinen nicht. Ich begreife gar nicht, wie sie dazu gekommen ist, Franzis zu begleiten."

„Ich auch nicht, es sieht Amaranth so gar nicht ähnlich. Hätte ich sie nur nicht so viele Stunden außer Augen gelassen."

„Nun, sie ist ja kein Kind mehr und muß wissen, was sie zu thun hat."

Mittlerweile waren die in der Regentschaft anwesenden Offiziere, die Damen und Kinder auf das Dach geeilt, um angstvoll dem Kommenden entgegenzusehen. Oberst Wilson stand inmitten der Offiziere, so war es den beiden jungen Mädchen nicht möglich, das Wort an ihn zu richten, und er hatte kein Auge für sie.

Das Schießen in dem Kantonnement dauerte fort und jetzt, o Schrecken, loderten hier und dort helle Flammen zum nächtlichen Himmel empor. Ein Schrei des Entsetzens brach von mancher Lippe und manches Auge ward feucht. Die Rebellen hatten Feuer in die Wohnungen der englischen Offiziere geworfen, und jede Hausfrau glaubte, es sei ihr eigenes liebes Besitztum, das ein Raub des verheerenden Elementes ward. Einige rangen die Hände und schluchzten, andere schauten starren Blickes in die hell lodernden Flammen. Bei vielen kam dazu Angst und Sorge um Gatten, Bruder oder Sohn, der im Kantonnement weilte.

Elisabeth sah blaß, mit gefalteten Händen nach dem Feuerschein hinüber. Ob auch des Onkels Haus brannte? Es schien nach der Richtung fast so. Was war dann aus der Schwester und Franzis geworden? Sie schauderte, dann aber wandte sie die Blicke zu dem lichtblauen, sternenübersäeten Himmel empor, und Zuversicht und Friede kehrten in ihre geängstigte Seele zurück. Sie legte den Arm um Jane und sagte liebreich: „Unsere Lieben stehen in Gottes Hand, Jane, wollen wir nicht zu Deiner Mutter gehen? sie möchte unser bedürfen."

Noch einen Blick warfen beide auf den sich glutrot färbenden Himmel, dann stiegen sie schweigend den Treppe hinab.

Als sie in das Schlafzimmer Mrs. Wilsons traten, streckte diese ihnen beide Hände entgegen. Ihr sonst so blasses Gesicht war rot vor Aufregung, und sie rief mit zitternder Stimme: „Was hat das Schießen zu bedeuten? Ist es wahr, daß ein Aufstand ausgebrochen ist? Bridget sagt es. O John, mein einziger Sohn."

„Beruhige Dich, Mama," sagte Jane, „John ist in Sir Henrys unmittelbarer Nähe, und dieser wird sich nicht unnötig einer Gefahr aussetzen."

Elisabeth kniete neben der Kranken nieder und umschlang sie zärtlich. „Es ist gar keine Ursache zur Angst, liebe Tante, sonst hätte Sir Henry schon um Hilfe aus der Stadt gesandt. Er wird schon mit den Rebellen fertig werden und Gott wird ihm beistehen. Du weißt, Tantchen, das ist die wirksamste Hilfe."

Mrs. Wilson war in ihre Kissen zurückgesunken und hielt die Hand des jungen Mädchens fest. „Sprich weiter, Lissy, schon Deine Stimme beruhigt mich," bat sie.

Elisabeth lächelte freundlich. „Alle Damen sind oben auf dem Dache, Tantchen, wir haben es hier besser und gemütlicher im Zimmer, nicht wahr? Morgen lassen wir uns alle Einzelheiten von unserm tapfern John erzählen." So plauderte das junge Mädchen und sah forschend aus dem offenen Fenster zu den flimmernden Sternen empor. Welch ein Glück, daß das Zimmer nach Westen lag, so sah man nichts von dem Feuerschein, der die Kranke ungemein aufregen würde.

Stunde auf Stunde verging, das Gewehrfeuer und der Kanonendonner dauerten fort, nichts störte indessen die Stille des Krankenzimmers. Zwar zuckten die Hände der Leidenden jedesmal in der Elisabeths, wenn ein Schuß fiel, das junge Mädchen verstand es jedoch, sie mit wenigen tröstenden Worten zu beruhigen.

Von Zeit zu Zeit stieg Jane nach dem Dache hinauf, um sich nach dem Stande der Dinge umzusehen. Es hielt sie jedoch nicht lange unter den weinenden, klagenden Frauen, mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie in das stille Zimmer zurück, wo eine süße Mädchenstimme einer verzagten Seele so freundlich Trost zuzusprechen wußte. Wenn sie eintrat, so sah Elisabeth sie mit angstvoller Frage an, und Jane, die kaltherzige Jane hätte viel darum gegeben, ihr zurufen zu können: „Franzis und Amaranth sind gleichfalls oben." Es that ihr weh, die stumme Angst in den blauen Augen zu sehen, die sich

im nächsten Augenblicke wieder freundlich auf die Leidende richteten.

Langsam schlich die Nacht dahin. Der Kanonendonner hörte allmählich auf, und als der Himmel sich im Osten zu röten begann, sandte Sir Henry die Nachricht, daß der Aufstand unterdrückt sei und kein Grund zur Besorgnis vorläge. Alle atmeten erleichtert auf. Die Damen und Kinder suchten ihr Lager auf und sanken bald in unruhigen Schlummer.

Auch Mrs. Wilson war vor Ermattung eingeschlafen, und die beiden jungen Mädchen zogen sich auf ihr Zimmer zurück, nicht um gleichfalls Ruhe zu suchen, sondern um Gedanken auszutauschen.

„Hat Dein Vater nichts für Franzis und Amaranth thun können?“ war Elisabeths erste Frage.

„Er hat es versucht, jedoch vergeblich. Die Boten, die er ausgesandt hat, sind unverrichteter Sache zurückgekehrt. Sir Henry hat mit seinem Stabe, einer Kompagnie und zwei Kanonen, sofort den Weg besetzt, der zur Stadt führt, damit die Rebellen nicht in dieselbe dringen konnten, es war den Soldaten nicht möglich hindurchzukommen, wie sie sagen, sicher haben sie aber keine Lust gehabt, ihr Leben zu wagen. Ich denke übrigens, Franzis wird Schutz bei unseren Offizieren gesucht und gefunden haben, gieb Dich mit dem Gedanken zufrieden, Elisabeth, das unnötige Grübeln und Sorgen hat gar keinen Zweck. Morgen werden wir alles erfahren, Franzis wird uns eine sehr lebhafte Schilderung liefern.“

Sie warf sich angekleidet auf ihr Lager, verschränkte die Hände über dem Kopfe und starrte gedankenvoll zur Decke empor. Elisabeth hatte sich ans Fenster gesetzt, die Hände gefaltet im Schoße, so blickte sie nach dem Kantonnement hinüber. Es stiegen noch immer Flammen und Rauch auf, und sie fragte sich seufzend, was aus der Schwester und Franzis geworden sei?

* * *

Franzis hatte sich über alle Begriffe gelangweilt; keiner der Herren hatte Zeit für sie. Da reifte ein Plan in ihrem Kopfe, und sie ließ Amarasanthi bitten, zu ihr zu kommen. Diese war sehr erstaunt. Franzis war freilich in der letzten Zeit ungemein liebenswürdig gewesen, doch konnte sie sich durchaus nicht erklären, weshalb sie jetzt so zärtlich war.

„Ich habe mir etwas Herrliches ausgedacht und Du mußt mir dabei helfen, kleine Lotosblume,“ rief sie ihr entgegen.

Amarasanthi zog die feinen Brauen unmerklich zusammen, sie ließ sich von Franzis nicht gerne mit dem Namen nennen, den der Vater und — noch ein anderer liebte. „Was wünschest Du?“ fragte sie kühl.

Franzis schlang den Arm schmeichelnd um sie und zog sie neben sich nieder. „Höre, Kleine, ich muß notwendig selbst in das Offiziersviertel und mir etwas aus unserem Hause holen, nicht wahr, Du begleitest mich?“

„Ich denke, Sir Henry hat verboten, daß wir die Regentschaft verlassen. Sagte Dein Vater es nicht vor einiger Zeit?“

„Ach, Unsinn, der Befehl galt nur für die ersten Tage, wo man stündlich einen Aufstand erwartete, jetzt ist er längst zurückgenommen. Du weißt doch, daß Mrs. Brice gestern auch nach ihrem Hause gegangen ist?“

„Ja freilich,“ gab Amarasanthi zu, die nicht wußte, daß der Dame eine scharfe Rüge von dem General zugegangen war.

„Nun also,“ fuhr Franzis fort, „besinne Dich nicht lange, sondern laß uns gehen.“

„Gut, ich will Dich begleiten, wenn Dein Papa nichts gegen unseren Ausgang hat.“

Franzis lachte hell auf. „Bist Du solch ein Wickelkind, Kleine, daß Du Erlaubnis einholen mußt, wenn Du die Nase aus der Thür stecken willst? Nein, daraus wird nichts. Ist Papa schlechter Laune, so verdirbt er einem jeden unschuldigen Spaß, das weißt Du so gut wie ich. Unsere Abwesenheit merkt kein Mensch, das heißt, Du mußt Dich nicht lange besinnen.“

„So will ich mit Elisabeth sprechen —“

„Das wirst Du nicht thun,“ fiel Franzis ihr heftig ins Wort. „Sei doch nicht so entsetzlich schwerfällig, Mädchen, wagst Du denn keinen Schritt zu gehen, ohne Rechenschaft von demselben abzulegen? Ich habe Dich nicht für so feige gehalten.“

„Das bin ich auch nicht, ich mag nur nicht mit Bewußtsein Unrecht thun.“

„So thue es ohne Bewußtsein, mir ganz gleichgültig. Willst Du übrigens nicht mit mir kommen, so gehe ich allein. Ich hätte es mir denken können, Du hast mich niemals gern gehabt und mir auch nie den geringsten Gefallen erwiesen.“

„Aber Franzis —“ warf das junge Mädchen erschrocken dazwischen.

Diese jedoch fuhr aufgeregt fort: „Wer kümmert sich überhaupt um mich? kein Mensch. Äußere ich einen Wunsch, so heißt es: Hirngespinste, tolle Einfälle. Keiner denkt daran, mir je eine Freude zu bereiten, alle sind gegen mich, keiner fragt nach mir. Nun gehe ich allein und komme ich in Gefahr und sterbe, so seid Ihr mich los, und Du bist schuld an meinem Tode.“

Sie fuhr zwecklos in dem Zimmer hin und her, ergriff ihren Hut, warf ihn wieder hin, zog einen Handschuh an, um ihn im nächsten Augenblicke wieder von der Hand zu reißen und brach schließlich in zornige Thränen aus.

Amarasanthi hatte ihr verwundert und erschreckt zugeschaut, jetzt legte sie den Arm um sie und sagte beschwichtigend: „Weine nicht, Franzis, wenn es Dir ein so großer Herzenswunsch ist, so will ich mit Dir gehen, vorausgesetzt, daß Sir Henry wirklich den Befehl aufgehoben hat.“

„Gewiß, gewiß, ich sagte es Dir ja schon. Schnell kleide Dich an, süße Lotosblume, ich werde Patrick Befehl erteilen, uns zu begleiten, zu Deiner Beruhigung, Kleine.“

Nach wenigen Minuten verließen die jungen Mädchen zur größten Verwunderung der Wachen den Palast. Amarasanthi mit dem unbehaglichen Gefühl, ein Unrecht zu thun, Franzis in der besten Laune.

„Beeile Dich ein wenig, Franzis," bat erstere, als sie eine Strecke gegangen waren, „damit wir so schnell wie möglich zurück sind; die Deinen und Elisabeth möchten sich sonst um uns ängstigen."

„Ich habe diesen Weg noch niemals zu Fuß zurückgelegt, meine Beste, und werde ihn ganz gewiß nicht im Laufschritt nehmen, das kannst Du glauben."

Amarasanthi seufzte leise und begann ihre Bereitwilligkeit zu bereuen.

In dem Kantonnement herrschte tiefe Ruhe, und in dem Gefühl vollkommener Sicherheit betraten die jungen Mädchen die elterliche Wohnung, die von dem braunen Hausmeister und einigen Dienern bewacht wurde. Voller Staunen ließen sie die jungen Damen eintreten und stürzten, Franzis' Befehle nach einer Erfrischung zu erfüllen.

Nachdem sich beide von dem ungewohnten Wege ausgeruht, suchte Franzis unter ihrem Hab und Gut hervor, was sie notwendig haben mußte, wie sie der Gefährtin erklärte, und packte alles in einen Korb. Nun drängte aber Amarasanthi zum Aufbruch, Franzis warf sich jedoch auf den Diwan und sah das junge Mädchen belustigt an.

„Glaubst Du denn im Ernst, Kleine, daß ich so thöricht sei, den langen Weg heute noch einmal zu machen? Wir bleiben die Nacht hier. Es ist eine Abwechselung und hier auch bedeutend kühler."

Sie weidete sich an Amarasanthis bestürzter Miene und sagte auf deren: „O Franzis," leichthin: „Nun, was denn? Du machst ein Gesicht, als hätten wir die Absicht, ein Verbrechen zu begehen. Morgen früh kehren wir nach der Regentschaft zurück; ich habe ein Billet an Jane zurückgelassen."

„Aber Franzis, wie konntest Du! Deine kranke Mutter regt sich unnütz um uns auf und die andern mit ihr. Meine Hoffnung ist, daß Dein Vater uns heute abend noch holen läßt."

„Da kennst Du meinen Herrn Vater schlecht, meine Liebe, er ist genau so halsstarrig wie seine Jüngste, wenn ihm etwas wider den Strich geht, und unsere Eigenmächtigkeit wird er als persönliche Beleidigung auffassen."

„Das wußtest Du, Franzis, und konntest doch so handeln? Wäre ich Dir doch nicht gefolgt."

Franzis stampfte zornig mit dem Fuße. „Laß jetzt die Vorwürfe und diese Leichenbittermiene, ich kann beides nicht ausstehen. Setze Dich zu mir und sei gemütlich. Ich habe Thee und Backwerk bestellt und habe die Absicht, einen amüsanten Abend mit Dir zu verleben."

Amarasanthi folgte seufzend der Aufforderung, sie kannte das eigenwillige Mädchen genugsam, um zu wissen, daß nichts als ihres Vaters Eingriff sie vermocht hätte, nach der Regentschaft zurückzukehren. So ergab sie sich in ihr Schicksal, hoffend, daß nichts Schlimmes aus dem Unrecht entstehen würde. Franzis machte die liebenswürdigste Wirtin als der Thee erschien, Amarasanthi war jedoch kaum imstande, etwas zu genießen.

Nach der Mahlzeit zog Franzis die Gefährtin zu sich auf den Diwan und lehnte sich schmeichelnd gegen sie.

„Dies ist so recht eine Stunde, sich Herzensgeheimnisse mitzuteilen, meinst Du nicht auch, Kleine? Mache den Anfang und beichte mir, weshalb Du Deine Verlobung mit Reginald gelöst hast?"

Eine dunkle Glut stieg in das schöne bräunliche Antlitz des indischen Mädchens, sie befreite sich aus den sie umschlingenden Armen und sagte: „Du mußt begreifen, Franzis, daß ich nicht gerne über eine Angelegenheit spreche, die nur Mr. Wilson und mich angeht."

Um Franzis' Lippen zuckte es spöttisch, als sie die Erregung des jungen Mädchens sah. Sie betrachtete angelegentlich ihre rosigen Nägel, als sie fragte: „Er hat Dich beleidigt, nicht wahr?"

Amarasanthi zuckte leicht zusammen, bezwang sich indessen und Franzis fuhr fort: „Eine so übereilte Verlobung thut selten gut, namentlich — verzeih, Kleine, daß ich es ausspreche — wenn die Betreffenden auf einer so verschiedenen Stufe der Gesellschaft stehen."

Amarasanthi erhob sich, ihre dunklen Augen blitzten. „Hast Du mich nur hierher gelockt, um mich zu kränken, Franzis?"

Diese blinzelte sie von unten herauf an und erwiderte: „Du bist wirklich reizend, Kleine, und ich begreife, daß ein so leicht entzündliches Männerherz, wie Regie es hat, sich eine Weile fesseln ließ, aber heiraten — Kind, wie hast Du die Sache nur ernst nehmen können?"

„Ich denke, Du weißt, daß ich die Verlobung gelöst habe, nicht er?"

„Ach!" Franzis öffnete die Augen vor Staunen. „Wirklich? Nun ja, als galanter Mann überläßt der Bräutigam das ja gewöhnlich der Braut, aber die Ursache hat er Dir doch gegeben, indem er Dich kränkte. Amarasanthi starrte sie sprachlos an, Franzis aber strich ihr lächelnd über das seidenweiche Haar und fuhr schmeichelnd fort: „Du siehst, ich weiß genug, Du kannst mir vollständig vertrauen. Nicht wahr, er hat Dich fühlen lassen, daß Du nicht seinesgleichen bist?"

Amarasanthi verschlang die Hände in stummer Qual, ihr war, als würde sie mit Füßen getreten. „Du hast kein Recht, so zu mir zu sprechen," rief sie, flammend vor Entrüstung, „es ist unedel von Dir, ich verbiete es Dir."

„Sei doch nur ruhig, Kleine, ich bin doch nicht verantwortlich dafür, daß Du einen Augenblick Deine Abkunft vergessen konntest. Du hast aber recht gethan, Kleine, diese übereilte Verlobung, die in einem Moment der Erregung geschlossen ist, zu lösen, sie hätte niemals zum Glück geführt, so viel kenne ich Reginald. Hatte er doch an Eurem Verlobungsmorgen noch ausgerufen, als von einem Kameraden die Rede war, der eine Farbige geheiratet hat: ‚Lieber eine Kugel, als solch ein dunkles Glück.' Du kannst Dir denken, wie überrascht ich war, und Du mußt mir dankbar sein, daß ich Dir so gewandt zu Hilfe kam. Ich hätte Dich gerne über seine wahren Gesinnungen aufgeklärt, Du hättest es mir aber anders auslegen können, na, schließlich brauchtest Du mich nicht einmal, um zur Einsicht zu gelangen.

Hat er noch wieder geschrieben, seit Papa seinen Brief zurückgeschickt hat?"

Alles Blut war aus Amarasanthis Antlitz gewichen, sie schüttelte nur stumm das Haupt, ihr war sterbenselend zu Sinn.

„Ich fürchte nur, Kleine, daß Du ihm nicht widerstehen kannst, wenn Ihr Euch wiederseht und er Deinem Zauber abermals unterliegt, denn schön bist Du, kleine Lotosblume, das muß Dir der Neid lassen."

Sie sah forschend in das schöne, blasse Antlitz, das in seiner Ruhe fast unheimlich wirkte. Leicht ihre Hand auf Amarasanthis Schulter legend, fragte sie: „Würdest Du ihm verzeihen, Kleine, wenn er sich Dir wieder nähern sollte?"

Heftig schüttelte sie die Hand ab, schlug die schwarzen Augen voll lodernder Glut auf und rief leidenschaftlich: „Nie, niemals in meinem ganzen Leben."

Franzis lächelte befriedigt. „Das ist recht, Kleine, ich verdenke es Dir nicht, wenn Du auch Deinen Stolz hast, Deine Schönheit berechtigt Dich dazu. Und nun, süße Kleine, da ich doch einmal so viel weiß, könntest Du mir auch die Einzelheiten erzählen, es wird Dein bekümmertes Herzchen erleichtern."

Mit unnachahmlich stolzer Bewegung hob Amarasanthi das feine Haupt. „Du irrst, Franzis, wenn Du glaubst, daß ich Mr. Wilson nachtrauere, ebensowenig aber fühle ich Dir gegenüber das Bedürfnis, mich auszusprechen."

Franzis runzelte leicht die Brauen. „Sei kein Kind, Kleine, teile mir mit —" Ein Flintenschuß unterbrach sie.

Erstaunt horchten beide Mädchen auf. Da — ein zweiter, drütter. Amarasanthi sprang auf.

„Der Aufstand, Franzis, und wir mitten darin ohne Schutz."

Franzis erbleichte, dann klingelte sie energisch.

Der Diener stürzte ins Zimmer. „Es geht los, Miß, die Sepoys kommen."

Schreckensbleich starrte sie den Unglücksboten an. „Schnell, schließe die Hausthür und haltet Euch alle bereit, uns zu schützen. Sende mir den Hausmeister, daß ich ihm meine Befehle erteilen kann."

Der Diener verschwand, doch kein Hausmeister erschien. Im Hause und auf der Straße ward es unheimlich lebendig. Das Gewehrfeuer nahm mit jeder Minute zu und nun hallte der erste Kanonendonner durch das Kantonnement.

Angstvoll lauschten die Mädchen aus dem offenen Fenster. Immer näher kam der Lärm und ihnen ward keine Hilfe. Franzis hatte verschiedentlich geklingelt, es folgte jedoch kein Diener ihrem Rufe.

Da drang plötzlich wüstes Geschrei an ihr Ohr, das näher und näher kam, und jetzt sahen sie aus einer nicht sehr entfernten Villa Flammen aufsteigen. Franzis schrie laut auf und umklammerte Amarasanthis Arm.

„Wir sind verloren, rette, rette mich. Ich will nicht verbrennen oder ermordet werden, hörst Du nicht? Amarasanthi, hilf mir!" Sie lag plötzlich zu ihren Füßen und umfaßte stöhnend und schluchzend deren Knie.

Tief erschüttert beugte sich Amarasanthi zu dem fassungslosen Mädchen nieder und versuchte, sie aufzuheben. „Komm, Franzis, sei ruhig, wenn es Gottes Wille ist, daß er uns erretten will, so kann er uns noch im letzten Augenblick Hilfe schicken. Laß uns unsere Herzen und Gedanken zu ihm emporheben."

„Nein, nein, ich kann nicht. Leben will ich, leben. Da kommen sie," schrie sie gellend auf, als sich die Thür öffnete. Sie suchte sich hinter Amarasanthi zu verbergen, die ruhig einige Schritte vortrat.

Es war Patrick, der atemlos in das Zimmer stürzte. „Schnell, Miß, kommen Sie, ich will Sie retten, die Sepoys morden alle, die ein weißes Gesicht haben. Schnell, schnell."

Franzis umklammerte fest den Arm des indischen Mädchens in dem unklaren Bewußtsein, in deren Gesellschaft vor Gefahr geschützt zu sein, und beide folgten zitternd dem vorangehenden Patrick.

Er führte sie in den Garten und öffnete eine kleine Pforte, die an den Kanal führte, der in den Gamtei fließt. Hier löste er schnell ein kleines Boot, das der Familie des Oberst Wilson zur Benutzung diente, und bedeutete die jungen Mädchen einzusteigen.

Zitternd vor Angst gehorchten sie und drängten sich dicht aneinander. Anstatt jedoch den Kanal herauf, fuhr Patrick an das jenseitige Ufer und legte dort an. Schweigend gehorchten die jungen Mädchen, als er sie aufforderte, auszusteigen.

„Fliehen Sie in das Land hinein, Miß, morgen kommen Sie dann wohl in die Stadt zurück."

Er machte Miene, in das Boot zurückzuspringen, Franzis aber hielt ihn aufschreiend fest. „Patrick, Du willst uns doch nicht verlassen? Mein Vater wird es Dir reichlich lohnen, wenn Du uns sicher nach der Regentschaft bringst. Bedenke, wieviel Gutes wir Dir alle gethan haben."

„Miß ist immer hart gegen uns gewesen, was soll ich mehr als ihr Leben retten? Nun will ich meinen Teil an der Plünderung."

„Patrick," sagte Amarasanthi und legte ihre weiche Hand auf die seine. „Du hast gut an uns gehandelt, ich danke Dir, aber thue Dein Werk nicht halb, bleibe bei uns, Gott wird es Dir einst lohnen."

„Ich weiß nichts von Gott, Miß," entgegnete Patrick, schüttelte die kleine Hand ab und sprang in den Kahn.

Franzis hatte sich an die Erde geworfen und versprach dem Hindu die reichsten Schätze, wenn er bei ihr bliebe, der Kahn verschwand jedoch bald in der Dunkelheit, und die beiden jungen Mädchen standen allein und unbeschützt in finsterer Nacht. Franzis klammerte sich stöhnend und schluchzend an Amarasanthi, als fürchte sie, ihr letzter Halt könne ihr genommen werden. Diese blickte in stillem Gebet um Schutz und Rettung zu dem klaren, sternenübersäeten Himmel auf. Patricks Worte: „Ich weiß nichts von Gott," klangen ihr noch im Ohre. Wußte denn ein einziger dieser aufrührerischen Menge etwas von Gott? Sie seufzte tief auf und dachte an William. War dies die Vergeltung für die Gleichgültigkeit, mit welcher die Regierung das Seelenheil ihrer Unterthanen behandelt hatte?

Nur einen Augenblick gab sie sich diesem Gedanken hin, dann versuchte sie die ganz fassungslose Franzis aufzurichten. „Komm, Franzis, ermanne Dich, wir können hier nicht bleiben. Das Feuer kommt unserm Hause immer näher und beleuchtet schon den Kanal. Wenn wir entdeckt werden, sind wir unseres Lebens nicht sicher."

Franzis lehnte sich halb ohnmächtig vor Angst gegen die Gefährtin. „Verlaß mich nicht, Amarasanthi," flehte sie.

„Gewiß nicht, Franzis, haben wir gemeinsam Unrecht gethan, so müssen wir nun auch gemeinsam die Folgen tragen. Laß uns Gott bitten, daß er unser Stecken und Stab sei."

Sie umschlang die Gefährtin und zog sie mit sich ins offene Land.

Einige Zeit irrten die beiden Mädchen planlos umher, nur von dem einen Gedanken beseelt, der Stadt so weit wie möglich zu entfliehen. Da drang plötzlich verworrenes Geschrei an ihr Ohr. Erschrocken standen sie still und lauschten.

„Wir müssen nahe bei einem Dorfe sein," flüsterte Amarasanthi, „ich kann jetzt auch menschliche Gestalten unterscheiden, die sich uns nähern. Schnell, Franzis, laß uns hinter jenen Hügel flüchten und uns zu verbergen suchen."

Zitternd schlüpften die Mädchen in eine kleine Vertiefung hinter dem Hügel und eng aneinander geschmiegt, lauschten sie angstvoll in die Nacht hinaus. Näher und näher kam das lärmende Dorfvolk: Männer, Weiber und halbwüchsige Burschen. Wenn es nur einem dieser Jungen einfiel, über den Hügel zu laufen, so mußte er bei dem hellen Schein der Sterne die beiden regungslosen Gestalten entdecken. Halb sinnlos vor Angst lehnte Franzis gegen Amarasanthi, als könne diese sie schützen; ihre ganze Keckheit hatte sie verlassen, sie war ein hilfloses, schwaches Geschöpf.

Lärmend und schwatzend zog der Haufe vorüber, jeder schien nur Sinn für die flammenden Gebäude der Stadt zu haben, wie Amarasanthi aus ihren Worten vernahm. Gott sei gelobt, die Gefahr war glücklich vorüber, die jungen Mädchen wagten sich jedoch nicht aus ihrem Versteck hervor, auch erklärte Franzis, keinen Schritt weiter gehen zu können. Sie beschlossen den Morgen hier abzuwarten und sodann ihre Rückkehr in die Stadt zu versuchen.

Alles blieb still in der Nähe, Franzis sank vor Erschöpfung in unruhigen Schlummer, und Amarasanthi saß mit gefalteten Händen neben ihr. Trübe schweifte ihr Blick nach der Stadt hinüber, über der sich der Himmel glutrot gefärbt hatte. Mit Kummer gedachte sie der Angst und Sorge, die ihr und Franzis Verschwinden Elisabeth und ihren Verwandten verursachen würde, dennoch war sie froh, jetzt bei Franzis zu sein. Schneidendes Weh durchzuckte sie bei dem Gedanken an ihre Abendunterhaltung. Welche bittere Wahrheit hatte sie sich sagen lassen müssen. Wie dankte sie Gott, daß er ihr die Kraft gegeben hatte, ihr Verhältnis zu Reginald zu lösen. Lieber dem höchsten Erdenglück entsagen, als von dem Manne ihrer Liebe mit Nichtachtung behandelt werden. Eine finstere Falte lag zwischen den feinen Augenbrauen und ein schmerzlicher Zug um die zarten Lippen, als ihr Auge jedoch den weiten glänzenden Himmelsdom überflog, kehrte allmählich Ruhe und Friede in ihr Herz zurück, und sie vermochte ohne Groll auf ihre schlummernde Gefährtin zu blicken.

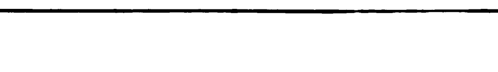
Der Aufruhr in dem Kantonnement hatte inzwischen seinen Fortgang genommen. Die meisten Bungalows der Offiziere waren in Asche gelegt, auch der des Oberst Wilson. Als der junge Tag anbrach, beschien die Sonne ein trauriges Bild der Verwüstung. Wo sonst friedliche Heimstätten gestanden, lagen jetzt rauchende, teilweise noch brennende Schutthaufen, aus denen hier und da Eingeborene nach halbverkohlten Gegenständen wühlten. Die gut gepflegten Rasenplätze, Blumen und Gesträuche waren niedergetreten oder abgebrochen, die Bäume in der Nähe der Häuser schwarz gesengt oder ihres Blätter- und Blütenschmuckes beraubt. Eine grausige Verwüstung, wohin das Auge blickte.

Die aufrührerischen Sepoys waren bei Anbruch des Tages auf das Feld hinausgeflüchtet und scharten sich hier zusammen, als Sir Henry sie mit seiner Artillerie verfolgte. Oberst Wilson, der ihm mit einem Regiment englischer und einheimischer Truppen zu Hilfe kommen sollte, vernahm im Kantonnement, daß Sir Henry den Feind bereits verfolgte. Einen Blick nur warf der alte Soldat nach dem rauchenden Offiziersviertel hinüber, dann gab er mit fester Stimme seine Befehle. Erst die Pflicht, dann die Familie. Sein strenges Antlitz trug heute einen sorgenvollen Ausdruck. Die Frage: Was ist aus Deinem Kinde, was aus Deinem jungen Gaste geworden? verließ ihn keinen Augenblick. Er holte Sir Henry bald ein, und die vereinte Streitkraft rückte schnell vorwärts. Sie stießen auf ungefähr tausend Rebellen, die ein Flintenfeuer auf sie eröffneten. Sir Henry ließ mit mehreren Kanonensalven antworten, welche die Rebellen alsbald in die Flucht trieben.

Sir Henry folgte ihnen, es ging jedoch mit dem schweren Geschütz nicht schnell genug. Einige Offiziere baten ihren Befehlshaber, den Feind mit einer kleinen Streitmacht verfolgen zu dürfen, und bald sprengte englische und einheimische Kavallerie den Flüchtlingen nach. Auch John Wilson beteiligte sich an der Verfolgung, bald trennte er sich jedoch mit einer kleinen Schar Soldaten von seinen Kameraden, da sich die Rebellen nach allen Richtungen hin zerstreuten.

Da fesselte ihn plötzlich ein wunderbarer Anblick. Landleute, Männer, Frauen, Kinder, alle mit Bündeln beladen, eilten so schnell sie konnten den umliegenden Dörfern zu. Der junge Offizier verfolgte mit seinen Leuten einen Trupp der Plünderer, die erschrocken ihre Beute fallen ließen und ihr Heil in der Flucht suchten. Die Soldaten ließen sie laufen, um die Verfolgung der Rebellen fortzusetzen, von denen sie mehrere gefangen nahmen.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Wintertag.

Von **Margarethe Schäffer.**

Es war ein Tag wie heute,
In grauer Luft hing Schnee,
Wir waren verliebte Leute,
Uns that der Frost nicht weh.

Da draußen auf knirschendem Eise,
Da schien uns der Himmel nicht grau,
Des Ostes rauhe Weise,
Uns dünkte sie linde und lau.

Da flogen wir von hinnen,
Da glühten Wange und Blick,
Denn ach! im Herzen tief innen,
Da lachte ein Himmel voll Glück!

Es war ein Tag wie heute,
In grauer Luft hing Schnee,
Heut bist Du Grabes Beute —
Heut thut der Frost mir weh!

Weshalb wir Sedan feiern.

Von **Ulrich Grafen Schack.**

Ein Volk als solches kann nur Thaten feiern, die es selbst gethan im Schwunge nationalen Gefühls. Volkserregungen, die auf nichts als auf Worte zurückgehen, entschwinden weit schneller dem Gedächtnis. Den Franzosen erscheint noch heute, und nicht ganz mit Unrecht, die Erstürmung der Bastille als eine nationale That, während die stolze Verkündigung der „Menschenrechte", die niemand gehalten hat und halten konnte, als eine solche nicht gilt, und nur bei besonnenem Sinn dem Schein des Lächerlichen kaum entgeht. Ein Blick auf das schreckliche Sklaventum der französischen Fremdenlegion, und wir sind belehrt. In diese Nacht darf nicht einmal die Kirche tröstend eindringen. Verspricht ein so eigensüchtiges und grausames Geschöpf wie der Mensch seinen Mitmenschen „Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit", so wird man an den Fuchs erinnert, der den Hühnern die Flöte blies. Er blies so schön, daß ihm selbst die Thränen kamen: aber der Hunger trocknete sie plötzlich. Gesunde Völker tragen im Herzen männlichen Mut und bewundern den Thatmann, nicht den Schönredner, moralisches Pathos ist ihnen nicht Moral.

Doch darum bleibt es rührend, wenn Menschen, im Vertrauen auf ihre moralische Kraft, dergleichen schöne Dinge versprechen, nur darf man an die Erfüllung solcher naiven Versprechungen nicht glauben. Die That erst beglaubigt die Stärke des Gefühls, und Kriegsthaten beglaubigen die nationale Tüchtigkeit, darum freilich noch nicht die politische Einsicht eines Volks.

Welche That der Deutschen hätte nun einen nationalern Charakter als die große Entscheidungsschlacht bei Sedan? Man hätte den ganzen Krieg feiern können, denn es war ein Befreiungskrieg, so gut wie der Krieg von 1813: aber an welchem Tage? Weiß man doch, daß der Sieg von Wörth, der die französische Armee verhinderte, in Baden und Württemberg einzubrechen, den Kaiserstaat Österreich abhielt, in Paris auf das geplante Bündnis entscheidend zu dringen, dem gehaßten Preußen etwa bei Leipzig mit überlegener Streitkraft die Vernichtungsschlacht zu liefern, wie es Napoleon bei Jena gethan hatte, und alsdann rasch seine „Wespentaille", nach dem Ausdruck des Erzherzog Albrecht, bis Stettin hinauf zu durchschneiden. Nicht zwanzig verlorene Schlachten haben Frankreichs altvergessene Einheit gesprengt, eine verlorene Schlacht hätte die deutsche schon gefährdet, die der Sieg bei Sedan erst fester knüpfte. Daß darum die undeutschen Elemente in unserm Vaterlande die Sedanfeier scheel ansehen, was Wunder! Wüßten nur die getreuern so recht das herrliche Fest zu feiern. Ein Verteidigungskrieg ist stets eine gerechte Sache, und dennoch ist es wahr, wären wir bei Sedan besiegt worden, wäre die junge, deutsche Einheit in die Brüche gegangen, Freudenschreie hätten Paris, Rom, Wien, Stockholm, Kopenhagen, Brüssel und London ausgestoßen. Es wurde merkwürdig still in Europa nach Sedan. So nahmen schließlich einzig die Garibaldianer und die Welfenlegion mit dem Schwert in der Hand Partei für Frankreich.

Es hat ein Volk Anteil an den Thaten der Wissenschaft und Kunst, die freilich nur einzelne Personen ausführen, nur erkennt es nicht den feinen Befruchtungsstaub, der aus seinem Geisteszustand hinüberfällt auf das aufkeimende Genie. An Blüchers oder Moltkes Thaten nahm der letzte Soldat Anteil, an Dürers Schaffen, so ganz in deutsches Wesen eingetaucht, glaubte niemand einen Anteil zu haben. Wie groß dünkt sich der Schlesier unter dem Denkmale Blüchers, der zudem nicht einmal Schlesier war, wie klein erscheint der Nürnberger unter dem Denkmale Dürers. Nürnberg gab die „vier Apostel" freiwillig hin und das Selbstbildnis seines größten Sohnes ließ es sich stehlen. Die Verbindung der Volksseele mit dem Genius der Wissenschaft oder Kunst hat sich jetzt allerdings gestärkt, doch hat sie etwas Gemachtes. Kann der Geist eines Volks wunderbarer in einem einzelnen Manne gipfeln, als der französische in Voltaire? Dennoch wissen die Franzosen von heut wenig mit ihm anzufangen, dessen unerschöpfliche Verstandeskraft Europa ein halbes Jahrhundert hindurch erheiterte und erhellte. In Kant verkörpert sich der Tiefsinn des deutschen Volks, wie in keinem zweiten Denker, und dennoch, wachte nicht ein Kreis von Gelehrten, seinen Namen dem Gedächtnis zu erhalten, derselbe wäre so unbekannt, wie der innere Sinn seiner unverstandenen Lehre. Derfflinger, der „alte Dessauer", der „alte Fritz", Blücher, das sind Gestalten, die das Volk wie von selbst im Gedächtnis behält und dankbar mit Anekdoten eigener, etwas derber Erfindung ausschmückt.

Könnte Frankreich seine großen Toten erwecken, nicht ein so seltener Lehrer wie Voltaire, Napoleon der Italiener würde sein Grab zuerst verlassen, und wir Deutsche erweckten vielleicht sogar zuerst einen Robert Blum oder Lassalle, nicht einen Schiller, Kant oder Fichte. Nur was man versteht, liebt man, und Großthaten des Geistes sind den Massen nicht verständlich.

Ein dichtendes Volk dichtet Heldengesänge, und es ist ein schöner Zug des menschlichen Herzens, daß sein Gesang am liebsten Verteidigungskriege feiert. Ein Alexander war bei den Griechen mehr bewundert als geliebt, ein Friedrich von Preußen, der Held der Verteidigung, ist bei uns mehr geliebt als bewundert, obwohl der feine Mann kein Haudegen wie Blücher war und unsere deutsche Muttersprache kaum beherrschte. Die Griechen konnten die Helden von Thermopylä nicht vergessen, wie wir die Lützower nicht vergessen und ihren blutigen Untergang; aber gern vergaßen, daß sie auf Befehl Napoleons von Deutschen, von Württembergern verräterisch angegriffen und niedergehauen wurden. War es nun nicht ein Heil, daß die Nachkommen dieser Württemberger bei Wörth und Sedan für die Einheit und Freiheit Deutschlands kämpfen durften?

Das Volk kritisiert nicht, sondern hat Gefühle für und gegen die Dinge, und Schlachten kritisieren auch nicht, sondern schaffen den Herzen Raum. Bei Sedan vornehmlich erhielt die Massenbrüderschaft der deutschen Stämme die Bluttaufe; wie sollten wir, die nicht einmal mitgeschlagen haben, hingehen, den großen Tag nicht zu feiern? Es soll Gymnasien in Deutschland gegeben haben, die die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr dieses Tages wirklich nicht feierten — wollen sie dafür etwa Marathon feiern oder des Herrn Direktor fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum? Wollt Ihr die Männer beleidigen, die für uns alles wagten? Wer es mit Deutschlands Einheit ehrlich meint, der soll die deutsche Fahne über sich wehen lassen und am herrlichsten über den grünen Gräbern der bei Sedan Gefallenen. Und wer es mit ihr nicht ehrlich meint, mit der so teuer erkauften, der ist eben ein Lump unter Ehrlichen. Aber diese Einheit kostet so viel Geld — pfui! — sie hat viel Blut und Thränen gekostet und nun soll sie kein Geld kosten? Hatten wir die Uneinigkeit umsonst? War das Blut, das Deutsche vergießen mußten, von deutschen Waffen getroffen, Wasser? Kostet andere Nationen ihre Einigkeit nichts? *Uneinigkeit* war die fressende Brandwunde am Körper Deutschlands und der Arzt Krieg hat sie ausgeschnitten: Ihr aber habt die Stirn, den Arzt zu schmähen. Wir andern aber, die die Freiheit lieben und deutsches Wesen, wollen gerecht sein und den Arzt loben und Sedan feiern in symbolischer Feier, die alle Schlachten feiert, die jemals für Deutschlands heilige Sache geschlagen wurden.

Der Heilige und der Kriegsmann sind dem Volk verständlich, denn beide führen ihren Wert auf *Gefühle* zurück, der Heilige auf die Entsagung, der Kriegsmann auf den Mut. Männliches Empfinden ist einem gesunden Volke eine Wahrheit, und ein Dreinschlagen dünkt ihm ehrlicher als ein listiges Schleichen. Tiefes Denken, Ergründung der Dinge lehnt es ab, aber ebenso das Phrasentum, die Heuchelei, die falsche Empfindsamkeit. Das Mittelalter verband den Heiligen und den Kriegsmann, man nahm das Kreuz und zog unter dem Segen der Kirche aus, das heilige Land zu erobern. Im Jahre 1870 zogen die deutschen Armeen aus, freilich nicht die Kirche, aber das Vaterland vor ungerechten Angriffen zu schützen, und das soll nun nicht einer Feier wert sein? Die so reden im Namen der Humanität sitzen im Lande und genießen der Vorteile eines starken Staatswesens, ohne daran zu denken, den Heiligen oder den Soldaten zu machen — die Heuchler! Hätte der norddeutsche Bund sagen sollen: „Liebes Frankreich, Deine Kriegserklärung ist gegen alle Humanität, aber wir wollen uns nicht verteidigen: wünschest Du das linke Rheinufer, es sei Dein, wünschest Du das rechte, es sei auch Dein, siehe, unser Gehorsam soll größer sein als Deine Begehrlichkeit?“ So sprachen der König und seine Räte nicht; und plötzlich muß der Reichskanzler Depeschen gefälscht haben, den Krieg zu erzwingen. Der Betrüger sieht überall Betrüger und der Lügner Lügner — und die Dummen glauben ihm.

Der Heiligen Thaten (Wunder) sind wohl volkstümlich, aber dabei noch weniger national als die Thaten der Männer der Wissenschaft und Kunst. Nur *ein* Volk besitzt eine *nationale* Kirche, nationale Heilige, nationale Wunder — das Volk der Juden. Seine Kirchenfeste sind nationale Feste, die Geschichte seiner Kirche ist auch seine politische Geschichte. Das machen wir ihm nicht nach.

Es liegt im Kriege eine ethische Kraft, eine Aufforderung zum Mut, eine zeitliche Gleichstellung von arm und reich im Kugelregen der Schlacht, eine klare Beweisführung der Hinfälligkeit des Menschen und der Dauerbarkeit der Meinungen. Für die deutsche Sache, die doch nichts als eine Meinung ist, wenn auch eine wohlbegründete, floß schon das Blut der Ritter auf dem Lechfelde und jetzt des modernen Soldaten bei Sedan. Sollte wieder ein Krieg Deutschland heimsuchen — was der Himmel noch lange verhüten möge — er wird wenigstens die Leute aufs Maul schlagen, die da frivol von „Mußpreußen“ sprechen. Der Friede thut's ja nicht, er sperrt ihnen das Maul weiter auf. Die Erscheinung des Kriegs ist schrecklich, dennoch klopft das Herz des stahlgerüsteten Mannes ehrlicher als das des goldgerüsteten.

Einen internationalen Bund der Menschheit wollen sie stiften, den Krieg und seine Schrecken zu bannen und predigen dabei den Meuchelmord und üben ihn auch; die Fahnen der Kriegervereine sollen auf den Friedhöfen nicht frei wehen über den Särgen der Soldaten: solche nationale Ehrenzeichen hassen sie. Das schlichte Soldatenherz möchten sie dem Volke nehmen und ein zänkisches Weiberherz dafür geben, in Parteien zu streiten und Haare zu raufen.

Vergraben in Bücher und Akten, ohne Kenntnis und Verständnis für die Not des wirklichen Lebens, glaubt die „humanistische“ Schule den Krieg abschaffen zu können als eine unmoralische Unsitte. Sie sieht nicht, was die Geschichte laut lehrt, daß der Krieg als letztes Mittel die Völker aus schläfriger Genußsucht aufschreckt und wieder verjüngt. Sie durchforschen endlos ihre alten Klassiker und erkennen nicht, daß die kriegerische Antike die Tapferkeit (virtus) für den höchsten Ausfluß aller Tugenden hielt. Wer den Krieg als unmoralisch verwirft, muß die antiken Schriftsteller ebenfalls als entsittlichend verwerfen. In Wirklichkeit verfiel die Antike, als der kriegerische Sinn zu weichen begann. Der Krieg schreckt die herrschenden Klassen und zwingt sie, sich auch einmal um die niedern zu bekümmern. Das Schwert hat die Schwachen mehr befreit, als alle Schönrednerei. Verwüchse die Menschheit zu einem *kriegslosen* Staate, die Sklaverei wäre da in ihrer schrecklichsten Gestalt.

Weil die Kriege von 1866 und 1870 uns Deutschen nationale Freiheiten brachten, das Übel metternichscher Politik und engherziger Kleinstaaterei endgültig zu Boden schlugen, den Mannesmut auf höhere, allgemeinere Ziele lenkten, die Herzen einten, darum feiern wir Sedan.

Fahr wohl!

Von **L. v. Oberhofen.**

Was packt die Seele wild,
Was rüttelt wach im Herzen,
Die nimmermehr gestillt
Die heißen Sehnsuchtsschmerzen?

Es sehnt das müde Sein
Nach ewiger Ruhe sich;
Du — Lebenssonnenschein
Bist nimmer ja für mich!

Blickst Du am Wegesrand
In feuchte Augensterne,
So winke mit der Hand
Wohl in die weite Ferne.

Und zuckt ein heißer Mund
Am dunklen Scheidewege —
Verliert der Fuß den Grund
Und tritt er fehl vom Stege —

Fiel hinterm Heckenzaun
Ein welkes Blättchen nieder —
Wenn wir uns hier nicht schau'n,
Sehn wir uns einstmals wieder?

Fahr' wohl, mein Lieb', zur Stund'
Wie wird das Scheiden schwer,
Da ich vergessen kunnt'
Dich nie und nimmermehr!

Algier.

Von **Alfred Maaß.***)

Eh' mein Schiff, welches mich zu dem dunklen Erdteil tragen sollte, die Anker löste, möchte ich noch einen für die grande nation charakteristischen Fall erwähnen. Schon zeitig des Vormittags begab ich mich nach dem Bureau der Compagnie Transatlantique, um mir eine Kabine erster Klasse auf der „Ville de Madrid“ zu reservieren. Bei Aufnahme meines National gab ich mich als Preuße aus, worauf mir der Schreiber naiv erwiderte: „O non, monsieur, vous n'êtes pas un prussien, vous êtes un allemand.“ Trotz meines Protestes blieb dieser Biedermann bei seiner Formulation. Um ½ 12 Uhr begab ich mich an Bord des Dampfers. Der schöne sonnige Morgen, welcher einen prachtvollen Tag mit ruhiger See versprach, hielt nicht das Gewünschte. Im Gegenteil, die See wurde ziemlich bewegt, ein naßkalter Regen peitschte sich mit dem dunkelgrünen erregten Meereselement. Bald lag Marseille in weiter Ferne. Vergebens suchte das Auge einen Punkt festen Landes. Mehrere haushohe Sturzwellen gingen derartig über Deck, daß die wenigen Passagiere es vorzogen, ihre Kajüten aufzusuchen.

Am anderen Tage gegen sechs Uhr passierte das Schiff beim Morgensonnenscheine die Balearen. Von meinen Mitreisenden erblickte ich nur wenige auf Deck, da die meisten sich im Banne des meergrünen Gottes befanden. Die Passagiere setzten sich zum größten Teil aus Franzosen und Engländern zusammen, während ich als Spreeathener Repräsentant für Preußen war. Das Schiff gehörte zu den besseren Mittelmeerdampfern und war behaglich genug für eine fast zweitägige Seereise eingerichtet.

Nach 32stündiger Fahrt landeten wir im Hafen von Algier. Die Ausschiffung erfolgte mittelst Barken und sonstiger Seelenverkäufer, welche von einem schauderhaft fragwürdigen Gesindel gelenkt wurden. Um acht Uhr abends machte ich nach Zurücklegung von 417 Seemeilen meine ersten Schritte in dem dunklen Erdteil; in der Vorstadt Mustapha supérieur bezog ich das reizend gelegene Hôtel de l'Orient.

Algier türmt sich wie eine Meeresfürstin terrassenförmig an dem Ufer des Mittelmeeres auf; welch' fesselndes Bild gewährt die abends durch Hunderte von Lämpchen und Flämmchen beleuchtete Stadt vom Meere aus gesehen! Unten am Hafen liegen die unter Napoleon III. entstandenen großartigen europäischen Quaianlagen und der Boulevard de la République, welche den elegantesten Teil Algiers ausmachen, während der obere Teil der Stadt vom arabischen Viertel gebildet wird. Gerade dieser Teil ist's, sowie das ganze Leben und Treiben der von braunen Wüstensöhnen durchsetzten Bevölkerung, welche anmutig fascinierend den Fremdling in seinen Bann nehmen. Tiefgebräunte markige Gestalten mit martialischen Zügen, die edel geformten Glieder zum größten Teil in ein Lumpenchaos gehüllt, sieht man häufig durch die Straßen schreiten. Weiter bemerkte ich bei meiner ersten flüchtigen Orientierung viele schöngebaute, kleine, feinknöchige Pferde; die meisten Reiter saßen nur auf einer Decke in recht nachlässiger Weise. Der Milchverkauf wurde hier größtenteils prompt durch das Abmelken kleiner Ziegen, welche in Herden durch die Stadt getrieben wurden, geregelt. Diese Tierchen hatten öfters aus geflochtenen Strohseilen Maulkörbe um, welche das gegenseitige Aussaugen der Euter verhindern sollten. Keine Argusaugen der gefürchteten Polizei, kein Milchprober störte hier in unliebsamer Weise den Handel, da die Milch durch die Güte der Natur sehr fettreich ist. Wie sollte dies auch anders bei dem schönen Futter sein, welches Algier, die Gemüsekammer Frankreichs, in so ergiebigem Maße liefert.

Von dem Militär der grande nation sah ich namentlich Turkos und Spahis. Erstere Truppe dürfte allen mehr oder minder bekannt sein. Die Spahis bilden irreguläre Kavallerie-Regimenter, deren Stamm sich aus eingeborenen Arabern rekrutiert. Diese Truppe mit ihren blutroten Mänteln, weißen Turbanen, blauen Pluderhosen, die in hohen Reitstiefeln stecken, sowie rotem Waffenrock sind ein weit verbreitetes Korps, welches sehr malerisch aussieht. Die Spahis sind außerordentlich gewandte Reiter. Ich selbst konnte mich später davon in der Oase Biskra überzeugen.

Sehr beliebt und in großer Anzahl sind Kaffeehäuser hier vorhanden, jedoch ohne nennenswerte Einrichtung. Namentlich in dem arabischen Viertel ist der beliebte braune Trank besonders würzig.

Das Wesen der Tierschutzvereine scheint in dieser Stadt

---

*) Aus „Afrikanische Frühlings-, Italienische Sommertage“ von A. M. Th. Griebens Verlag (L. Fernau) in Leipzig. Das Buch plaudert von einer Reise, die der Verfasser in Nordafrika und Italien gemacht hat. Herr Maaß besitzt als Landwirt scharfen Blick für manches, das anderen Reisenden entgeht; er hat aber auch lebhafte Teilnahme für die Reste alter Kultur und für die Kunst. Dabei ist sein Vortrag niemals vordringlich; auch am Humor fehlt es nicht. Besonders hervorzuheben sind die Berichte aus Biskra und Thaumegas. Am meisten Wert besitzen die 112 Originalaufnahmen, Bilder von Gegenden, Menschen und Kunstwerken, meist nach Lichtbildern, einige nach Aquarellen, wie es scheint, wiedergegeben. Hier findet sich manches Blatt, das selbst dem Kunstgelehrten Freude machen dürfte. Der Stil ist nicht tadellos, aber der Verfasser tritt auch nicht als Reiseschriftsteller von Beruf auf. Der abgedruckte Teil soll auf das Buch, das wir empfehlen können, hinweisen.

noch keine stabile Lebensfähigkeit erlangt zu haben. Öfters sah ich Mißhandlungen; sogar fremdes Eigentum wurde nicht verschont. Ich erinnere mich noch deutlich eines Omnibus, welcher auf dem Boulevard de la République vorbeifuhr, wobei ich bemerkte, wie ein Marsjünger von der vorderen durchbrochenen Plattform aus die Pferde durch wiederholte Fußtritte anspornte.

Der Bazar von Algier mit vielen fraglich orientalischen und französischen Artikeln bot in seiner Einrichtung wenig Bemerkenswertes im Verhältnis zu den großartigen Anlagen, welche ich in rein arabischem Muster später in Tunis antraf, wo der Bazar fast einen ganzen Stadtteil einnahm. Vielfach wurden auch allerhand arabische Artikel von zweifelhafter Echtheit in den Cafés feilgeboten. Eine Specialität dieser Verkäufer sind namentlich die kleinen, aus rotem Leder verfertigten Damenpantöffelchen mit kühn nach oben geschweifter Spitze, zierlichen Goldstickereien, welche durch ihre hübschen Muster bestechend für die Kauflust der Fremden sind.

Eine besondere Zunft in Algier bilden die Stiefelputzer und Zeugreiniger. Gewöhnlich sind dies kleine Jungen in orientalisch zerlumptem Kostüm, während der anschlägige Kopf meist durch den roten Fez geschmückt wird. Ihre klugen Augen finden stets den Fremden heraus und halten solchen als Kunden der Konkurrenz gegenüber sehr fest.

Da ich einen Reisebegleiter gefunden, so hielt ich mich nur drei Tage in der Stadt auf, um dann meine Reise nach Bougie fortzusetzen. Ich besuchte dementsprechend nur die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt Algier. Meine Schritte lenkten sich zuerst dem Museum zu, welches einst Palast des Deis Mustapha war. Besonders entzückte mich die maurische schön erhaltene Architektur; auch Fragmente ehemaliger römischer Größe waren von archäologischem Interesse. Weiter befand sich in dem Gebäude eine große Bibliothek, in der viele wertvolle arabische Manuskripte vorhanden waren. Tritt man aus dem Museum heraus, läßt das erzbischöfliche Palais zur Rechten liegen, dann gelangt man zu dem schönsten Platz Algiers, dem Place du Gouvernement. Dieser, mit Marmorquadern gepflastert, ist die Perle der Stadt; in einem naheliegenden Café kann man unter Palmen, bei Klängen der Militärmusik, die vornehmen üppigen Jüdinnen Algiers bewundern, deren Schmucksachen einer Sammlung von Juwelierartikeln gleichen.

Als ich diesem Anblick genügend Würdigung geschenkt hatte, suchte ich den Place Malakoff mit der Kathedrale auf. Diese ist in seltsam bizarrer Architektur aus der alten prächtigen Hassan-Moschee entstanden. Man hat hier den Versuch gemacht, maurische Architektur mit christlicher in Einklang zu bringen. Leider war dieses Problem wenig geschmackvoll gelöst.

Die arabischen Straßenviertel, welche ich nun betrat, zogen sich hoch oberhalb Algiers bis zur Kasba hin; sie sind sehr eng und schmutzig; die mehrstöckigen Häuser manchmal so schief gebaut, daß sie mit ihren oberen Stockwerken und Dächern zusammenzustoßen drohen.

Meine kleinen Ausflüge, welche sich bei der sehr kurzen Zeit ebenfalls nur auf die nächstliegenden beschränken konnten, waren nach der Vorstadt Mustapha supérieur, Jardin d'essai und Pointe de Pescade.

Mustapha supérieur gleicht einer teilweise europäischen, sowie auch im maurischen Stile angelegten Villegiatur. Der Sommersitz des Gouverneurs mit seinen ausgedehnten Parkanlagen bot einen schönen Ausblick auf den ganzen Golf von Algier bis zum Kap Matifou; er war das herrlichste Idyll eines maurischen Landsitzes, welches ich kennen lernte. Ferner möchte ich nochmals das Hôtel de l'Orient, wo ich Absteigequartier genommen, erwähnen. Dieses großartige, im englischen Stil geführte Gasthaus lag auf einer Anhöhe, ebenfalls in einem großen, schattigen Garten, der von Palmen, Eukalypten, Koniferen geschmückt wurde. Die Fernsicht von diesem hübschen Fleckchen Erde war für Fremde ein stets wechselseitiges, mannigfaches Panorama nach der Stadt Algier.

Wer sich ein Bild von der üppigen Vegetation der Flora Algiers entwerfen will, versäume ja nicht, den Jardin d'essai, auch du Hamma genannt, zu besuchen. Dieser, 300 preußische Morgen große botanische Versuchsgarten war ehemals ein Morast; die in letzterem enthaltene Bodenfeuchtigkeit war von so eminent günstiger Wirkung für die zahlreichen Pflanzen, daß wir hier viele herrliche Gewächse der tropischen Zone unter freiem Himmel gedeihen und zu einer Größe und Üppigkeit heranwachsen sehen, wie sie selbst unsere besten Warmhäuser nicht erzielen können. Einem Eden von tropischer Schönheit gleich, wirkt diese herrliche Anlage, in der gigantische Palmen bis 60 Fuß hoch, Drachenbäume, Feigen, Bambus in üppigster Vegetation zum Ätherfirmament emporsteigen. Von geradezu unvergeßlichem Reiz waren die schattigen Laubgänge von hundertjährigen Platanen; Ölbäume von fast zwei bis drei Meter Durchmesser schienen durch olympische Kraft dem Boden entsprossen zu sein. Wunderbar entzückte mich die große Zwergpalmen-Allee; selbst frühblühende Arten dieser in hundert verschiedenen Species hier angepflanzten Palme zeigten schon Knospen. Einen überraschenden Eindruck machten auf mich die verschiedenen Cycas-Arten mit ihren eleganten Wedeln und edelgeformten Stämmen. Sogar diese Kinder der tropischen Flora prangten hier in freier Natur im schönsten Blütenschmuck. Neben all' diesen Schönheiten gediehen in dieser paradiesischen Vegetation noch Kaffee, Thee, Batate u. a.; auch ein kleiner Tierpark mit Straußen, Gazellen, Lamas, Kasuaren, Zebras belebte vollends das liebliche Vegetationsbild dieses Gartens. Das Bijou dieser einzigen Anlage ist ein aus Palmen und Drachenbäumen gebildeter Spaziergang, welcher in eine kleine Oase von 73 Dattelpalmen ausläuft, deren Fuß die smaragdenen Meereswellen bespülten.

Mein Rückweg führte mich an einem Exerzierplatz vorbei, wo ein Regiment Zuaven in ganz exakter Weise seinem Exercitium oblag. Sehr interessant war noch für mich, den künftigen Landwirt, der Besuch einer kleinen landwirtschaftlichen Maschinenausstellung; jedoch fand ich auf derselben fast alle Geräte in ähnlicher Weise wie bei uns vertreten. Da sah man schottische Eggen, Schwingpflüge, Walzen rc.

Pointe de Pescade, einer der schönsten Punkte des öfters grotesk vorspringenden Küstengebirges, beschloß die Zahl meiner Ausflüge in der Umgebung der Stadt. Ein interessantes Wechselbild voll Stimmung und Anmut wuchs malerisch aus der Landschaft heraus. Schroffe, zerklüftete Felspartien mit ihrem, zu dieser Zeit noch spärlichen Pflanzenwuchs ragten in den wildesten Formen in das Meer hinein; brandend suchten die von weißem Gischt durchsetzten Wogen einen Unterschlupf in den ausgewaschenen, tiefen Schluchten. Ein sich längs der Küste schlängelnder Weg war mit dichten Sträuchern von Meeresmelde besetzt, deren Blätter, von den Salzteilen des Meeres stark angezogen, ein beliebtes Futter für die Ziegen bildeten. Der interessanteste Anziehungspunkt

des Cap de Pescade ist die dreißig Meter höher gelegene Grotte gleichen Namens, welche aus mehreren, durch Gänge verbundenen Höhlen besteht, deren größte eine Ausdehnung von drei und eine Höhe von ca. vier Metern hat. Ursprünglich bei ihrer Entdeckung durch Dr. Bourjot befanden sich in derselben zahlreiche prähistorische Funde; namentlich gewaltige Mengen von Knochenresten und eine Pfeilspitze aus Feuerstein, der hier sehr selten angetroffen wird, jedoch in größeren Massen sich ungefähr 80 km südlich von der Stadt befindet. Auch ist das Kap ein gern besuchter Ausflugsort für die Einwohner von Algier. Ein in dieser idyllischen Natur gelegenes Kaffeehäuschen bildet den Rendezvousplatz. Jenes besteht aus einer Anzahl zierlicher Kioske, die mit Gitterwerk geschmückt sind, um den fröhlich rankenden Schlinggewächsen einen Halt zur traulichen Beschattung zu geben. Hier in diesen grünen Laubtempelchen werden frische Austern geschlürft, oder sehr gut bereiteter Kaffee mit Behagen getrunken, während die Blicke bei dem Genießen des immer wechselnden Meereszaubers bis zur Küste hinschweifen, um an den malerischen Ruinen eines alten arabischen Forts haften zu bleiben. So im wohligen dolce far niente mahnte die zur Rüste gehende Sonne mich leider zu schnell zum Aufbruch.

Da es immer noch hell genug war, um die kostbare Zeit zu nutzen, entschloß ich mich auch beim Rückwege noch zu einem kleinen Spaziergange, der mich außerhalb des Thores Bab el Oued in einer knappen halben Stunde zu dem algerischen Wunderquell Beni Menad führte. Gewaltig ist der Ruf seiner Zauberkraft, der sich noch heute über die Nordküste Afrikas erstreckt. Die Eingeborenen wissen eine Legion von Krankheiten zu nennen, welche die sprudelnden Wasser dieser Quelle abwaschen sollen. Besonders günstig äußern sich bei diesem Phänomen der Hygieia die erzielten Resultate in der Heilung von Hautausschlägen, Quetschungen und Wunden. Der Fanatismus der Araber, insbesondere aber ihrer Frauen, geht so weit, daß sie voller Zuversicht glauben, der Beni Menad heile Sünden der Seele, Krankheiten des schuldbeladenen Herzens. Vom Banne dieses Glaubens angezogen, kann man fast täglich bußfertige Sünderinnen nach diesem Urquell alles Guten pilgern sehen. Da aber die Brücke vom Guten zum Bösen oft winzig klein ist, und in diesem Fall ein kleiner Spaziergang von einer halben Wegesstunde das oft so dehnbare Gewissen besänftigen kann, so ist es denn auch den arabischen Schönen nicht zu verdenken, daß sie bei Erlangung eines so leicht erreichbaren Ablasses anhaltende Besserung geloben.

Am folgenden Morgen führte mich der Zug ins Land nach Bougie, um die Gemüse- und Kornkammer des afrikanischen Frankreichs näher in Augenschein nehmen zu können.

Sonette.*)

Von **Otto Schauenburg**.

1.

(**Di là più che di quà.** Inferno VI. 111.)

Was ist mir Trost in grauen Lebensstunden,
Wenn sich die Seele nach Erkenntnis sehnt,
Und wenn ihr, die die Wahrheit nicht gefunden,
Die dunkle Zeit sich endlos lange dehnt? —

Wenn sie sich, deren Schwingen noch gebunden,
Verzagend an ein neues Vorbild lehnt
Und, wünschend, daß sie endlich mag gesunden,
Im neuen Traume neue Wahrheit wähnt? —

Dann weiß ich, daß, wenn einst mit kühlen Schwingen
Die Ewigkeit wird neuen Morgen bringen
Und diesen nie erhellten Traum verjagt,

Daß dann das Herz nicht mehr im Dunkel zagt;
Vom Staube wird es sich zum Licht erheben
Und wahrheitdurstig wahrheittrinkend leben.

2.

(**Tristi fummo.** Inf. VII. 121.)

Mein Sinn, was zagst Du oft in trüben Träumen,
Bedeckst mit grauem Dunst den Himmel droben,
Der goldne Fäden mir ums Herz gewoben,
Durch den allein ich schreit' in hellen Räumen? —

Er spendet Licht den Blüten und den Bäumen,
Er hat auch mich aus dunkler Nacht erhoben:
Ich will das Glück, die frohen Stunden loben,
Die meines Lebens Wolken golden säumen!

Es zeigt der goldne Streif am Wolkenrande,
Daß noch des Lebens Sonne nicht versunken,
Ob dunkel rings auch liegen schon die Lande;

Und, weil mir solches Licht noch wird geboren,
Und weil ich dankbar dessen Glanz getrunken,
Sind Lebenskraft und -freude nicht verloren.

3.

(**Là dove vanno le anime a lavarsi.** Inf. XIV. 137.)

Vergessen? Kann ich wirklich einst vergessen
Den Schmerz, die Pein, die in der Seele fraß?
Davon ich kaum und zitternd nur genas,
Werd' ich des Jammers Ende einst ermessen?

Nein, anders denk' ich's, nicht als schwach Vergessen;
Wenn einst ich in der Wahrheit Büchern las,
Erfüllt mich ganz ihr unerschöpftes Maß,
Und aller Irrtum weicht, der mich besessen.

Ein höher Wissen wird die Seele füllen,
Als heute mich beglückt, mich zittern macht;
Mit sel'ger Wahrheit wird's mein Wesen tränken,

Wird mir, vom höchsten Denken selbst durchdacht,
Dann aller Dinge letzten Grund enthüllen,
Und selig leb' ich fort im ew'gen Denken.

*) Sie sind durch die Lesung von Dantes „Göttlicher Komödie" hervorgerufen und knüpfen an die angeführten Stellen an.

Weihnachtsbücher.

Angezeigt von **O. v. L.**

Mädchentage. Erzählungen für die weibliche Jugend von Pauline Schanz. Mit acht Vollbildern von Richard Gutschmidt. Leipzig 1896, Otto Spamer.

Ich habe bei verschiedenen Büchern für junge Mädchen in den letzten Heften Ausstellungen machen müssen: hier endlich liegt eins, das ich rückhaltlos empfehlen kann. Die sechs Geschichten sind frei von den Fehlern, die mir von Jahr zu Jahr in diesem Schrifttum widerlicher geworden sind: von der Urschel-Purschel-Komik, die unsere Backfische nachahmen; von der Verhüllung des Lebensernstes, von den

halb empfindsamen, halb sinnlichen Liebeleien. Ernste, tüchtige Lebensanschauung bildet den Grund des Ganzen; der Hinweis auf Arbeit, Selbstzucht und Pflichtgefühl die innere Triebkraft. Und — das möchte ich besonders rühmen — auch die „alte Jungfer" erhält hier den Kranz, der ihr wahrhaftig oft genug gebührt. Der Vortrag ist einfach und gewandt. Lob verdienen die mit feinem Gefühl erfundenen und mit sicherer Hand ausgeführten Bilder. Das Buch sei für Mädchen von 13—16 Jahren warm empfohlen.

Illustrierte Mythologie. Göttersagen und Kultusformen der Hellenen, Römer, Ägypter, Inder, Perser und Germanen. Nebst Zusammenstellung der gebräuchlichsten Symbole und allegorischen Bilder von Prof. Dr. Hermann Göll. Sechste vielfach verbesserte Auflage. Mit 184 Abbildungen. (Leipzig 1896, Otto Spamer.) Geb. 6 Mk.

Dieses verbreitete Buch tritt, im Texte vielenorts durch den Bearbeiter Dr. Rob. Müller verbessert, in neuer Ausstattung vor die Leser. Und es sei kurz gesagt: der Herausgeber und der Verleger haben Vortreffliches geleistet. Die Abbildungen sind mit größter Sorgfalt auch aus entlegeneren Quellen herbeigeschafft; selbst wer die wichtigeren von ihnen schon kennt, wird manches Bild finden, das ihm hier zuerst geboten wird. Die Wiedergabe ist fast durchwegs tadellos. Dankenswert ist auch, daß bei vielen Darstellungen der Fundort und der jetzige Standort der Urbilder angegeben ist. Die Hellas und Rom behandelnden Abschnitte sind die besten; Ägypten dürfte bei einer siebenten Auflage, die wir dem Buche aufrichtig wünschen, einer Neuprüfung zu unterwerfen sein. Der Abschnitt enthält doch vieles, was dem Wissen der Gegenwart nicht ganz entspricht. Auch könnte dann die Völkergruppe der Assyrier und Babylonier Berücksichtigung finden. Das Buch sei besonders als Christgeschenk für die reifere männliche Jugend empfohlen.

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Der weiße Falke. Erzählung aus der Zeit des Unterganges der Huronen. Von Anton Ohorn. 2. Aufl. Mit 25 Text-Bildern von Albert Richter und 6 Farbendrucken nach Aquarellen von F. W. Heine.

Der Verf. versteht es vortrefflich, für das Volk und die reifere Jugend zu schreiben. Gehen auch die Abschnitte, die das Indianer-Leben behandeln, auf Einflüsse Coopers zurück, so verbindet doch Ohorn mit diesem so viel des Eigenen und besonders auf die deutsche Jugend Wirkenden, daß der Eindruck frisch und kräftig ist. Der Lübecker Hermann Langer, der „weiße Falke" wird unseren Jungen gewiß Freude machen. Der Bilderschmuck ist gut, die übrige Ausstattung des Verlags würdig (geb. 5 Mk.).

Lautenburgs illustr. Abreiß-Kalender für Deutschland. (J. C. König & Ebhardt, Hannover.)

Auf einer bemalten Palette ist der Block befestigt. Jedes der Blätter enthält über der Tagesanzeige Landschaften, geschichtlich denkwürdige Bauten, Städtebilder oder Wappen. Die Ausführung ist gut, der Eindruck des Ganzen gefällig.

Damen-Almanach. Notiz- und Schreibkalender für das Schaltjahr 1896. Berlin, Haude & Spenersche Buchhandlung (F. Weidling).

In dem gewohnten zierlichen Gewande erscheint das beliebte Büchlein nun zum 30. Male. Der Farbendruck ist gefällig; sehr freundlich wirkt die kleine Novelle „Rotkehlchens Frühlingslied" von Gertrud Triepel. Jeder Woche des Jahres ist ein Spruch gewidmet. (2 Mk.)

Schloß Hubertus. Roman von Ludwig Ganghofer. Mit Bildern von Hugo Engel. Stuttgart, Bonz & Co. 2 Bde. 10 Mk.

Wohl spielt auch dieser Roman in dem süddeutschen Berglande, wahrscheinlich in Oberbayern. Aber dieses Mal gehört nur ein Teil der Gestalten den Volksschichten an, der andere den höheren Ständen. Ich kann die Arbeit nicht ganz so hoch schätzen, wie die reinen Hochlandsgeschichten. Denn der Verf. hat für den Einschlag zu seinem Gewebe zu viel von einer etwas abgebrauchten Romantik verwendet, um äußere Spannung zu erzielen. Der Zeddel gefällt mir mehr; das ist die gesunde Art der Menschenkennzeichnung, und nicht zuletzt die süddeutsche Frohlaune, die zuweilen sich zum Humor vertieft. Auch dieses Buch wird Freunde finden. Die kleinen Zeichnungen von Engel gehören zu den besten, die ich von ihm kenne. Er hat auf den Gesichtsausdruck mehr Gewicht gelegt, und manche vorzügliche Gestalt geschaffen. Auch viele der Landschaftsbildchen sind künstlerisch aufgefaßt und von feiner Wirkung.

Via passionis. Lebenslieder von Hermine von Preuschen. Dresden u. Leipzig 1895, Carl Reißner.

Es ist unleugbar, daß die Verfasserin zu den begabtesten Vertretern ihres Geschlechts, soweit es schriftstellerisch thätig ist, gehört. Sie verfügt mit Sicherheit über ihren Sprachbesitz, wobei sie die Ausdrücke für das Erregte, Dämmerhafte und Dunkle bevorzugt; sie hat, was man Leidenschaft nennt, zeigt Gefühl für Kunst und Natur, verfügt über Gedanken und auch über Bilder, die von mehr malerischer als plastischer Anschauung Zeugnis ablegen. So wird der Kunstrichter sicher vieles gern anerkennen. Und doch giebt es einen höheren Standpunkt und von ihm aus gesehen bekommt das Ganze ein anderes Gesicht. Die Verfasserin ist ein „ästhetischer Genüßling". Selbst der persönlichste Schmerz wird ihr Gegenstand eines überfeinerten Selbstgenusses. Sie will als „eleganter Fechter" in der Arena des Lebens bewundert sein; sie will „schön" leiden, wie die Hedda Gabler Ibsens „schön sterben" will. Darum erscheint ihr Schmerz so berechnet in der Ausstattung: Format mittleres Elzevier; auf orangegelbem Grunde einige flott gemalte Passionsblumen; dann das Bildnis: Brustbild, eine weiße Boa um den Hals geschlungen; etwas von durchbrochenem Spitzenärmel sichtbar; ein fesselndes Gesicht, Ausdruck der Züge und Kopfhaltung von jener Natürlichkeit, die der Sicherheit der Weltdame entspringt. Dann folgt als Widmungsblatt ein Gedicht „An meine Feinde!" wiedergegeben in den Schriftzügen der Verfasserin, die dem sehr viel sagen, der nicht nur liest, sondern auch ausdeutet.

Und nun der Inhalt. Seite 30 sagt ein Dreizeiler:

> Das Leben ist die große Dunkelkammer,
> In der das Einzelschicksal sich entwickelt
> Zum Konterfei von allem Menschenjammer.

Das ist der Grundton des Buches. Wohl zucken in das Leben Blitze, es für Augenblicke mit täuschendem Lichte zu erhellen, aber im Grunde ist alles nur Leid.

„Ruhm und Liebe ist ein Meeresleuchten" (S. 67). In „Todesschatten" ist ihre Welt gehüllt (S. 72); selbst aus den „abgrundtiefen süßen Augen" der Liebe blickt „das grause Nichts" (S. 106), und auch die Liebe des Geliebten kann nicht von der unbestimmten Sehnsucht erlösen (S. 108), und alles gleitet einst „ins große Dunkel". Und wenn auch das Muttergefühl Augenblicke des Glücks bringt — die Gedichte an die Kinder sind an sich sehr schön — auch hier

steigen immer wieder Schatten auf; auch dem Kinde wird einst das „ganze Lebensspiel schal erscheinen, bis die ewige Nacht es in ewigen Schlaf lullt". (S. 130), sein Leben in den „Sand der Ewigkeit" verrinnt. So kann zuletzt die Frage kommen:

„Wozu das Hasten Deines ganzen Lebens,
Wozu? Es ist umsonst, es ist vergebens!"

Das letzte Gedicht spricht den Gedanken aus, daß der Mensch einsam sei und bleibe; daß nur die Einsamkeit Kraft zum Höchsten gebe, aber auch dieses nicht Glück in sich enthalte.

Die Gedichte sind gerade ihrer Vorzüge wegen geeignet, schwächliche Frauenseelen, die sich in das Unbestimmte hinaussehnen, ganz in die Bande eines kraftlosen Pessimismus zu verstricken. Die Verfasserin ist, trotz ihrer Begabung, auf halbem Wege stehen geblieben; sie hat nicht jenen Mut, der einfach das Leben nimmt, wie es sich vor dem Sinne darstellt, noch hat sie die Kraft gehabt, sich eine höhere Welt aus dem wissenden Glauben zu gestalten. Es gelang ihr nicht, das Ich zu zerbrechen, um Herrin des Selbst und dadurch „Kind Gottes" zu werden. In Gott allein endet alle Einsamkeit. So verlangt sie stets etwas Besonderes für ihr Ich, mit dem sie, halb nur unbewußt, Götzendienst treibt; so ist auch ihre „Sehnsucht" trotz ihres starken Ichgefühls, wurzel- und ziellos. Und darum bekommen ihre Gedichte jenen Beigeschmack des Rednerischen, das die Widmung so bühnenmäßig macht, den lateinischen Namen des Buches so gesucht erscheinen läßt.

Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche von Julius Lohmeier. Mit Titelzeichnung und Vignetten von Alex. Rothaug. Leipzig, Georg Wigand.

Ich empfehle unseren Lesern warm diese Sammlung. Vielleicht darf ich bemerken, daß der warmherzige Verfasser in sehr vielen seiner Aussprüche eine ähnliche Lebensanschauung vertritt wie ich, und ihm für die Entwickelung des einzelnen das gleiche Ziel vorschwebt wie mir: in froher Hingabe an Gott, den „Vater", in Liebe zu den Menschen, heiter zu bleiben auch mitten in den düstersten Tagen des Lebens. Sei dem Büchlein das schöne Geschick bestimmt: trauernde, ringende Seelen zu trösten. L.

„Verfemt".

Die Eltern fahrend Volk; — bin Gauklerkind —
Unehrlich Handwerk nennen es die Leute.
Der Bürger schimpft, der Bauer hetzt die Meute,
Ächzt unser Karren schwer durch Nacht und Wind.

Am düstern Himmel flimmert kaum ein Stern,
Es zerrt der Sturm am mürben Linnendache;
Der müde Gaul trabt träg' durch Kot und Lache
Dem nächsten Ziele zu, das ach, noch fern.

So geht's von Mond zu Mond, landaus, landein,
Denn Heimat nicht noch Heim ist uns beschieden;
Gehetzt, verfemt, von allen scheu gemieden.
Was nannte unstät, fahrend Volk wohl sein?

Ich kenn' kein Ruh — bin ja ein Gauklerkind.
Sie höhnen lachend meine bunten Fetzen!
Wie dürfen Menschen denn nur Menschen hetzen?
Da gaben Sterne Antwort nicht noch Wind.

Hola Luigi.

Neue Lyrik.

Besprochen von **Karl Storck.**

Huter von Heinde, „aus dem Cheruskerwald", wie er selbst auf dem Titelblatt hinzufügt, der in diesem Bändchen (Aus Poesie und Leben, Selbstverlag, Waldhausen) seine „ersten Lieder" bietet, thut sich viel auf seine Originalität zu gute. Leider hat nicht einmal mehr die Keckheit, ein so fades und unreifes Buch der Öffentlichkeit zu bieten, den Anspruch auf Originalität für sich. Wie es sonst mit derselben beschaffen ist, mag der Leser aus einer Probe urteilen:

Was ist Liebe?

Sich sehen und grüßen,
Lachen und küssen,
Umarmen und schwatzen,
Ringen und kratzen,
Ergeben beticken,
Entflieh'n und nicken,
Und jubelnd weinen,
Im sel'gen Vereinen.

Sehr originell und tiefsinnig! Schade um die schönen Vignetten, die an das Heft verschwendet sind.

Nicht viel höher stehen Hermann Schillings Gedichte (Straßburg bei Kattentidt), nur daß er nicht so hochtrabend auftritt. Doch wird es niemand bedauern, wenn das „Nachspiel", womit der Verfasser sein Buch schließt, auch das Schlußspiel seiner Lyrik sein sollte.

Adolf Ey scheint ein ganz guter Kritiker zu sein, denn er selbst weiß in dem Eingangslied seinen Gedichten (Rengersche Buchhandlung, Leipzig) nichts Gutes nachzusagen. Es sind zumeist Vereinszeitungsgedichte und ganz brauchbare Damentoaste. Schade, daß einige innig empfundene Strophen an seine Frau, und ein paar markige, politische Gedichte in dieser Umgebung stehen. Eins der ersteren sei hier mitgeteilt:

Die Schönste.

Schlank warst Du wie ein Reh, mein Kind,
Und jung und morgenschön, (Haidenröslein!)
Dein Hals war wie der Schnee, mein Kind,
Wie Schnee auf Alpenhöh'n,
Und Deine Augen schauten klar
Wie stiller Sterne Licht,
Und reich umwallte blondes Haar
Dein lieblich Angesicht.

Der Liebesmai zerrann, mein Kind,
Wir sind nun welk und grau;
Ich bin Dein alter Mann, mein Kind,
Du meine alte Frau.
Das Leben hat uns arg entstellt,
Und doch — ich schwör's Dir zu:
Für mich ist keine auf der Welt
So schön, mein Kind, wie Du!

Größeres Talent als die eben besprochenen Sammlungen verrät das Liederbuch von Otto Rühle (Baumert und Ronge, Leipzig-Großenhain), d. h. nur in seinem ersten Teile, den Liedern vom Mai und von der Liebe Freud'. In diesen singt ein jauchzendes, glückliches Herz fröhliche Weisen, in jenen schaut der Dichter mit heißem, leidenschaftlichem, oft auch sinnlichem Auge die Natur an und sieht farbige Bilder, z. B. Akazienblütentrauben quellen (S. 31), oder in dem Liede: „Es ist die Erde ein blühendes Weib." (S. 19.)

Der weitaus größere Teil der Lieder singt von Scheiden und Meiden. Und hier, wenn ihm auch bisweilen ein ergreifender Ton für das Verlassensein gelingt, ist der Dichter nicht recht glaubhaft. Vielleicht daß er in der Wirklichkeit der Liebe Leid erfahren, in die tiefste Seele ist ihm selber das Weh nicht gedrungen.

Eine solche Seele, die ganz erfüllt ist von diesem Schmerze, und die nur mühsam sich zum Entsagen durchgerungen hat, spricht aus den Gedichten **Fanny Frühweins** (Jos. Roth, Stuttgart). Man wird sich einer innigen Teilnahme für diese Frau nicht entziehen können. Es gehört ein schwerer Schlag dazu, daß ein Menschenherz, ein reiches Herz, nur eine einzige Empfindung kennt, zumal eine so schwere, wie das Entsagen:

Mein Herz, Du bist wie eine Äolsharfe,
Die aus sich selbst lebendig ist und tönt!
Streift sie der Nordwind erst, der scharfe,
Vor bitt'rem Weh, vor eis'gem Frost sie stöhnt.

Die stille Klage ist Dir lieb geworden;
Elegisch sie durch Deine Saiten klingt,
Vom Leid das Lied in schwellenden Accorden
Ist jenes, das am liebsten Dir gelingt.

Und will's im Frühjahr auch gelinde tauen,
Ob Freud' ob Lust auch durch die Seele gärt,
Könnt' auf den Grund, könnt' man ins Herz Dir schauen,
Zu tiefst säh' man die Trauer nur vermehrt.

So bist Du denn schwermütig stets geblieben,
Wenn Dein Gefühl in Tönen auch verschwebt,
Anklingend hat's Dich immer nur getrieben,
Zu singen, was die Seele hat durchbebt.

Doch denke, das ist Dein Geschick gewesen!
Was Deinem Lied entströmte unbewußt,
Ließ Dich von Fieberphantasie genesen,
Fiel lindernd wohl in manche kranke Brust.

Und so „still klagend“ sind alle ihre Lieder. Nie leidenschaftlich, — „Behüt Dich Gott vor großer Leidenschaft“ fleht sie selbst einmal für ein geliebtes Wesen, — nie unzufrieden oder hadernd mit dem Geschick. Ein glaubensstarkes, christliches Frauenherz, das das Gottgeschickte fast dankbar hinnimmt, ob es auch darüber zu brechen droht. — Aber was so die Stärke und Wirkung der einzelnen Lieder ausmacht, ist eine Schwäche des Buches als Ganzes. Immer auf derselben Saite und in derselben Molltonart spielen zu hören, ermüdet selbst beim größten Virtuosen. Und das ist ein weiterer Schaden, daß die Dichterin bisweilen zur Virtuosin wird. Für solche Herzensweisen ist das schlichteste Gewand das passendste, und künstliche Versmaße und absonderliche Reimverbindungen können nur stören. Deshalb hat gerade das Volkslied die innigsten Töne für Scheiden und Meiden gefunden. — Immerhin wird jede gemütvolle Frau in mancher Stunde gern zu dem Büchlein greifen, das bei einer zweiten Auflage auf die Hälfte zusammenziehen und von einigen Sprachfehlern reinigen zu können, wir der Dichterin aufrichtig wünschen. —

Briefkasten.

Herrn Curt H. in Berlin. „Und doch!“ ist schön. Aber könnten Sie mir nicht etwas anderes als Liebeslieder senden? Ich habe noch so viele, und obwohl ich kaum neue annehme, wollen sie nicht zu Ende gehen. — Herrn stud. O. K. in H. „Schale des Leidens“ ist auch angenommen. Aber Geduld! — Herrn Br. B. in Berlin. „Hypochonder“ angenommen. — Frl. W. R. in B. Geht nicht. — Frl. L. S. in D. Für Weihnachten leider schon versorgt. Besten Gruß! — Frau San. R. Th. in K. Soll kommen. Für Ihr Wohlwollen besten Dank. — Burgfrau von Rideck. Nicht übel in Einzelheiten; nur die innere Begründung der Vorgänge zu oberflächlich. — Herrn Fr. M. in H. „Ästhetische Studien für die Frauenwelt“, Berlin, R. Trenkel, und „Plauderbriefe an eine junge Frau“, im gleichen Verlage. — Herrn Gust. H—II in Br. Sie meinen es gut, aber ich konnte auch in der neuen Sendung Fortschritte nicht feststellen. — Herrn A. M. in Berlin S. Bis jetzt nur Wiederhall, aber nicht eigener Seele Urklang. Gedichte werden nicht zurückgesendet. Wie oft werde ich das noch sagen müssen! — Herrn C. v. A. in G. „Sommer“ kommt vielleicht gelegentlich. — Herrn J. J. Str. in Fr. „Das Blümlein am Wege“ wird in der Bearbeitung wohl zu verwenden sein. — Herrn F. K. (Hans Nordeck) in N. Auch zu sehr dem Bestreben, sich innerlich frei zu machen, entsprungen. Sie können mir von Zeit zu Zeit (d. h. aber nicht etwa wöchentlich!) drei Gedichte senden. Besten Gruß. — Herrn stud. P. Fr. in Berlin. „Ein Traum“ hat mir gefallen; nur ist das Gedicht mehr aus der Einbildungskraft des Musikers, als des Dichters hervorgegangen und entbehrt der greifbaren Klarheit, die für andere Leser nötig ist. Senden Sie gelegentlich neue Versuche. — Frau A. v. D. Besten Dank für die freundlichen Zeilen. Die zwei Gedichte beweisen warmes Innenleben, sind aber zu sehr Selbstbekenntnisse, die von andern Menschen nur halb verstanden werden. Senden Sie gelegentlich etwas anderes. Beste Empf. — Frl. E. J. in Br. Leider nein. — Namenlos in Aurich. Sie hätten Ihre alberne Kritik für sich behalten können. Sie beweist doch nur Ihr rührendes Unverständnis. — Herrn A. B. in Hag. Sie besitzen Herzenswärme, aber noch behandeln Sie die Form etwas leichtsinnig. „Mond Goldschleier umspinnt“ hat fünf betonte Silben; Sie fühlen noch nicht, wie das den Rhythmus stört, wo im inneren Gefühl gar kein Anlaß zu einer so wuchtigen Tonschwere vorliegt. Streben Sie weiter.

Inhalt der No. 12.

Zur Nachricht!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur Nachricht, daß mit nächster Nummer (13) das erste Vierteljahr des neuen Jahrganges der Roman-Zeitung abschließt. Wir bitten ergebenst, das Abonnement bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig erneuern zu wollen.

Das 2. Vierteljahr bringt einen neuen Roman von O. Mysing, **„Nach der Sündflut“** betitelt, sowie einen Roman von E. Juncker, **„Unter Kosaken“**.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 13.

Die Grafen von Buchenberg.

Roman

von

Carl Müller-Rastadt.

(Schluß.)

Ein Frösteln überlief die junge Frau und bang sah sie dem alten Manne nach, der nach diesen Worten das Gemach verließ. Sie erinnerte sich daran, wie er sie an ihrem Hochzeitstage beim Eintritt in das Schloß begrüßt hatte. Heute hatte er sie mit demselben unerbittlichen Blicke angesehen wie damals. Ja, er war der Mann, die Drohung wahr zu machen, die er damals versteckt ausgesprochen hatte. Und plötzlich wurde etwas in ihr lebendig, was sie in der tiefsten Tiefe ihrer Seele für immer verschlossen glaubte. Wenn er, der ihr heutiges Betragen schon so scharf verurteilte, auch nur eine Ahnung hätte von dem Geheimnis, um das außer ihr nur noch einer wußte, wenn er durch einen Zufall es doch entdeckte — es überkam sie eine unsägliche Angst, sie fühlte sich so elend und hilflos, es verlangte sie nach einem Schutz, nach einer Stütze. Und plötzlich warf sie sich an Heinrichs Brust und brach, sich fest an ihn klammernd, in einen Strom von Thränen aus.

Der alte Zauber verfehlte seine Wirkung auf den Grafen auch jetzt nicht. Sanft drückte er die schlanke Gestalt an sich, die bebend in seinen Armen ruhte und sich ihm nicht entwand, als er jetzt ihr Köpfchen leise in die Höhe hob und ihr die klaren Thränen von den Wimpern küßte.

„Nicht wahr, Heinrich, Du läßt es nicht zu, daß mir Dein Oheim etwas zuleide thut? Ich fürchte mich vor ihm.“

„Welch thörichter Gedanke, Liebste. Günther ist ein alter Mann und seine Reden klingen manchmal kraus und wunderlich. Und heute war er böse auf Dich und mit Recht. Du hättest Dich vor diesen ungeladenen Gästen nicht zeigen sollen, ehe ich Dich bitten ließ.“

„Ich will's ja auch gewiß nicht wieder thun. Nur versprich mir, daß Du mich vor ihm schützen willst.“

Er strich ihr liebkosend über die weichen Wangen und sprach ihr begütigend zu. Allmählich beruhigte sie sich dabei und vergaß ihre Angst und hörte ihm geduldig zu, wie er sie bat, sich während des Aufenthaltes der Franzosen möglichst in ihren Zimmern aufzuhalten.

„Wenn Du es wünschest, soll es geschehen,“ sagte sie. „Aber heute abend, dächte ich, forderten wir sie auf, mit uns zu soupieren.“

Für diese Bitte, die ihn gestern vielleicht noch zu einem Ausbruch der Entrüstung hingerissen haben würde, hatte Heinrich heute nur noch ein müdes Lächeln zur Antwort. Er war müde geworden in dem täglichen Bestreben, seiner Frau Empfindungen verständlich zu machen, die ihr fremd waren. Er hatte endlich einsehen gelernt, daß ihre Seele sich in dem Lande, das er ihr erschließen wollte, doch niemals zurechtfinden würde, und gab enttäuscht einen Kampf auf, aus dem er doch nicht als Sieger hervorgehen konnte. Er hatte sich in Magdalenens Beurteilung schwer geirrt und mußte sich nun damit abfinden, so gut es eben ging. Es kam ihm wohl für einen Augenblick der Gedanke, daß Elisabeth von Dossau ihn in solchen Fragen besser verstanden haben würde, aber er vermied es, ihnen nachzuhängen; er wollte die Vergangenheit vergessen sein lassen. Und was die vorliegende Frage betraf, so kam er endlich selber zu dem Schluß, daß es am ratsamsten wäre, die Offiziere mit zur Tafel zu ziehen. Durch diese Zuvorkommenheit konnte man doch am Ende weiteren Ausschreitungen am besten vorbeugen.

Ein angenehme Überraschung erfuhr er, als noch am Nachmittage der von d'Aubigné angekündigte General eintraf. Es war der Marquis de Castries, mit dem er in Paris sehr nahe bekannt geworden war und der nun seine philosophischen Neigungen für eine Zeit an den Nagel gehängt hatte, um sich an der Spitze seines Dragonerregimentes in Deutschland Kriegsruhm zu holen. Auch de Castries' Freude,

einem lieben Freund so unverhofft wieder zu begegnen, war groß und er traf sofort alle Anstalten, damit Buchenberg die Lasten der Einquartierung so wenig drückend als möglich empfände. Da er wußte, daß er dem Grafen vertrauen konnte, teilte er demselben offen mit, welche Aufgabe ihm und seinem Regiment gestellt worden war. Soubise hatte die unverbürgte Nachricht erhalten, die Preußen marschierten ihm entgegen, und um darüber Gewißheit zu erhalten und zugleich seinen weiteren Vormarsch zu sichern, de Castries mit seinen Dragonern vorausgesandt. Letzterer beschloß nun, in Buchenberg festen Fuß zu fassen, einige kleine Abteilungen weiter vorzuschicken, um zu sehen, ob der Feind wirklich heranrücke, und die weiteren Befehle des Marschalls abzuwarten.

„Man muß sich vor diesen Preußen vorsehen," sagte er. „Sie tauchen wie die Teufel plötzlich auf, wenn man sie am wenigsten erwartet, um ebenso wieder zu verschwinden."

„Aber wenn Friedrich wirklich Truppen gegen Euch gesendet hätte, so kann es doch nur eine verschwindend kleine Zahl sein," sagte Heinrich. „Er kann sich ja der Österreicher und Russen kaum erwehren. Und was vermag so ein Häuflein gegen Eure Scharen? Zudem habt Ihr ja auch die Reichsarmee."

Der General lachte laut auf. „Die Reichsarmee? Ja, die haben wir und wären froh, wir hätten sie nicht. Haben Sie sie gesehen, mein lieber Graf? Nein? Dann können Sie sich auch keinen Begriff davon machen, welch kläglichen Eindruck diese zusammengelaufenen Horden machen. Die Offiziere zum Teil Bauernkerls, die man frisch vom Pfluge weggenommen, die Mannschaften Schweinetreiber und lendenlahme Klosterknechte, die Pferde abgelebte Karrengäule. Und dieses Gesindel, das all sein Lebtage kein Pulver gerochen hat, will sich mit den kriegsgewohnten Preußen messen! Man schämt sich, wenn man diese Alliierten nur ansieht."

„Nun, die französische Armee ist auch allein fähig, die Gegner zu Paaren zu treiben."

„Ich hoffe es auch, vorausgesetzt, daß das Schlachtenglück uns treu bleibt."

Auch bei der Abendtafel wandte sich das Gespräch der Freunde bald diesem Gegenstande zu; Graf Günther, der seinen Groll niedergekämpft hatte und gegen seine ursprüngliche Absicht an der Mahlzeit mit teilnahm, warf manche treffende Bemerkung ein. Lieutenant Masson hörte schweigend zu und leerte dabei ein Glas nach dem andern, und d'Aubigné, der sich bei Heinrich wegen seines Betragens noch lebhaft entschuldigt hatte, nachdem er erfahren, wie derselbe zu seinem General stand, wagte auch nicht, die Unterhaltung an sich zu reißen und auf ein anderes Gebiet zu lenken. Magdalene war enttäuscht; sie sah ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt: ein Kreis von Kavalieren umgab sie; aber man beschäftigte sich nicht mehr mit ihr, als die Höflichkeit gebot, die Huldigungen, auf welche sie gerechnet hatte, blieben aus und ob diese oder jene Partei mehr Aussichten auf den endlichen Sieg habe, oder was zu thun sei, um den Krieg zu einem raschen Ende zu führen, das waren Fragen, denen sie interesselos gegenüberstand und über welche sie nicht mitzureden wußte. So saß sie denn gelangweilt und schweigend zwischen den Männern und erhob sich von der Tafel, sobald die Sitte es erlaubte. Verdrossen stieg sie in den Garten hinunter und erging sich in den kühlen Buchengängen, über die der klare Vollmond sein weißes Licht goß. Aber sie blieb nicht lange allein; d'Aubigné, den das ernste Gespräch ebenso sehr als sie langweilte, folgte ihr bald nach und bat sie um die Erlaubnis, ein wenig an ihrer Seite lustwandeln zu dürfen. Und er wußte den rechten Stoff zu ihrer Unterhaltung zu finden; er plauderte von Paris, dem Hof und seinen Festen, wobei er nicht verfehlte, fein einfließen zu lassen, daß diesen letzteren ohne die Gräfin Buchenberg doch die letzte Weihe gefehlt habe. Dann wieder fragte er, wie es ihr am Dresdener Hof behage, und als er hörte, daß sie Dresden noch nicht gesehen, beklagte er dessen Bewohner, denen die Grausamkeit des Grafen den schönsten Stern entzöge. Solche Worte waren Musik in den Ohren Magdalenens und sie hätte ihnen gerne recht lange gelauscht, aber sie entschloß sich doch, im Gedenken an Günthers Worte, in den Saal zurückzukehren. Als sie, von d'Aubigné gefolgt, in die Thür trat, streiften ihre Blicke unwillkürlich das Antlitz des Greises und es war ihr, als hielte derselbe seine Augen finster forschend auf sie und ihren Begleiter gerichtet. Trotzig warf sie ihren Kopf zurück, sie hatte nichts gethan, dessen sie sich zu schämen brauchte. Sollte sie sich aus Furcht vor dem Alten denn ein jedes, auch noch so harmlose Vergnügen versagen? Das war sie wahrlich nicht gesonnen.

IX.

Am nächsten Morgen verließ de Castries mit seinen Dragonern in aller Frühe das Schloß und kehrte erst spät am Nachmittag zurück. Er hatte auf seinem Ritte nichts von den Preußen entdecken können und war darum halb und halb dafür, die Nachricht von ihrem Anrücken für blinden Lärm zu halten. Heinrich war sehr geneigt, dieser Ansicht beizupflichten.

„Ich habe noch einen besonderen Grund," sagte er zu dem General, „zu wünschen, daß wir von einem Besuch der Preußen verschont bleiben, und ich stehe nicht an, Sie mit demselben bekannt zu machen. Mein einziger Vetter, Graf Konrad, hat sehr wider meinen Willen Kriegsdienste in Friedrichs Armee genommen und steht als Rittmeister in einem Husarenregiment. Ich habe gar keine Beziehungen mehr zu ihm, obwohl er noch im vorigen Jahre einen längeren Urlaub auf meinem Gute Walderode verbrachte, aber es wäre mir dennoch peinlich, sollte der Zufall ihn jetzt während des Krieges hierherführen. Als preußischer Soldat ist er mein Feind, als Vetter kann er verlangen, daß ich ihm freundlich begegne. Ich möchte wünschen, daß eine Entscheidung in diesem Zwiespalt mir erspart bliebe."

Waren die bewundernden Blicke, welche d'Aubigné auf sie richtete, schuld daran, daß Magdalenens

Wangen bei den ersten Worten ihres Gatten sich purpurn färbten, oder war wirklich die Hitze im Saale die Ursache, die sie jetzt zum Vorwand nahm, um sich zu erheben und den Park aufzusuchen? Wie gestern war der Kapitän wenige Minuten später an ihrer Seite und überhäufte sie mit Schmeicheleien. Aber während er sich gestern in allgemeinen Redensarten bewegt hatte, schlug er heute bald einen andern Ton an. Er sprach von dem mächtigen Zauber, den ihr Anblick von der ersten Minute an auf ihn ausgeübt habe, von der Glut ihrer Augen, die sein krankes Herz verzehre, von der Verzweiflung, mit der er daran denke, bald vielleicht für immer von Buchenberg scheiden zu müssen. Und da sie just in den dunklen Schatten eines schmalen Taxusganges einbogen, wagte er es, ihre herniederhängende Hand zu erfassen und mit heißen Lippen einen langen Kuß darauf zu pressen.

Magdalene entzog ihm zwar sofort die Hand und verwies ihm sein Unterfangen, aber dabei lag im Ton ihrer Stimme nicht sonderlich viel Entrüstung und zudem setzte sie ihren Weg an seiner Seite ruhig fort, so daß er sich berechtigt fühlte, die Unterhaltung in derselben Weise fortzusetzen. Magdalene ließ ihn gewähren und suchte nur ab und zu die Leidenschaft, in die er sich selbst hineinsteigerte, durch einige hingeworfene neckische Bemerkungen zu dämpfen. Sie gefiel sich in diesem Spielen mit dem Feuer: nicht als ob ihr Herz auch nur das Geringste für d'Aubigné empfunden hätte, aber ihre Eitelkeit wurde durch die Huldigungen, die er ihr darbrachte, in hohem Maße befriedigt. Nicht anders hatte sie sich an der Glut von Heinrichs jäh auflodernder Leidenschaft gesonnt; nun war diese gemindert und verringert — sie gestand sich nicht, daß sie allein die Schuld daran trug — sie hatte die gewohnten Huldigungen, ohne die sie sich nicht wohl fühlen konnte, schmerzlich entbehrt und einen Ersatz herbeigewünscht. Das war auch der Grund gewesen, weshalb sie der Ankunft der Franzosen mit so großem Interesse entgegengesehen hatte. Unter diesen Verehrern der Frauenschönheit, hatte sie gehofft, würde sich doch einer finden, den sie mit dem zauberisch wirkenden Aufschlag ihrer Augen zu ihren Füßen zu bannen vermöchte. Sie hatte sich nicht getäuscht, d'Aubigné ergab sich ihr auf Gnade oder Ungnade; wenigstens sagte er so und sie wollte es glauben, weil es ihr gefiel. Sollte sie nun selber sich seiner berauben, indem sie sich zu kühl gegen ihn benahm? Das lag ganz und gar nicht in ihrer Absicht. Zudem war ja ein Handkuß nichts Unerlaubtes: de Castries hatte ihr auch die Hand geküßt, als er ihr vorgestellt wurde. Freilich war das in ihrem Hause gewesen, in Gegenwart ihres Gatten und mehrerer anderer Personen, während d'Aubignés Kuß in dieser heimlichen Einsamkeit im Dunkel der Nacht doch wohl eine andere Bedeutung hatte. Aber wozu sollte sie bei solchen Kleinigkeiten subtile Unterscheidungen machen und sich dadurch den Genuß des Augenblickes vergällen?

So waren die beiden aus dem engen Taxusgang wieder in eine breitere Allee eingebogen, als sie plötzlich im hellen Mondlicht den Grafen Günther auf sich zuschreiten sahen. Magdalene schrak zusammen, als sie ihn so unvermutet erblickte, sie hatte ihn im eifrigen Gespräch mit seinem Neffen und dem General an der Tafel im Saale geglaubt, und d'Aubigné murmelte zwischen den Zähnen: „Verwünschte Störung!“ Günther trat an sie heran, grüßte mit leichtem Neigen des stolzen Hauptes und sagte kühl und obenhin:

„Ich muß um Verzeihung bitten, Herr Marquis, wenn ich meine Frau Nichte Ihnen entführe. Die Herbstnächte bei uns sind zu feucht und kühl für die zarte Konstitution einer Frau, und wir Deutschen lieben die langen Mondscheinpromenaden nicht. Doch lassen Sie sich durch uns nicht abhalten, Ihrer Liebhaberei zu folgen, und durchwandern Sie unseren Park nach Belieben. Er bietet manches, was dem Kenner gefallen kann.“

Mit Mühe bezwang d'Aubigné, der den feinen Spott wohl verstand, sich so weit, dem Grafen den Raum freizugeben, als dieser jetzt, seiner Nichte fest ins Auge sehend, ihr den Arm bot, den sie unter dem Banne dieses Blickes unwillkürlich nahm. Aber sie war empört über den Zwang, den ihr der Greis anthat, und kaum war sie bei der nächsten Biegung des Weges aus dem Gesichtskreis des Marquis gekommen, so ließ sie alle Beherrschung fahren, blieb stehen, löste ihre Hand von dem Arm, auf den sie dieselbe wider ihren Willen gelegt, und rief:

„Wie können Sie es wagen, mich so schmählich zu behandeln? Sprechen Sie, rechtfertigen Sie sich!“

Es hätte ihr wohlgethan, wenn Günther auf den von ihr angeschlagenen Ton eingegangen wäre uud ihr heftige Vorwürfe gemacht hätte, sie hätte sich dann mit um so mehr Grund beleidigt fühlen können. Aber das Gegenteil geschah. Ruhig nahm er ihre Hand, legte sie wieder in seinen Arm und zwang Magdalene so, mit ihm zu gehen, als er nun langsam weiterschritt. Und dabei sprach er zu ihr mit einem so herzlichen Ton, wie sie ihn bisher von seinen Lippen noch nie gehört hatte:

„Sie zürnen mir, weil ich Sie aus einer interessanten Unterhaltung herausgerissen habe, und glauben, ich hätte Ihnen ein Unrecht zugefügt. Aber der Tag wird kommen, an dem Sie einsehen werden, daß ich Ihnen durch mein Eingreifen eine Wohlthat erwiesen habe. Mit den kleinen Vertraulichkeiten, welche Sie diesem windigen Franzosen jetzt gestatten, ohne sich dabei etwas Böses zu denken, betreten Sie den Anfang eines Weges, dessen Ende Sie nicht absehen können und der Sie hineinführt in ein Heer von Gefahren, durch die Ihr Glück und das Glück Ihres Gatten bedroht, vielleicht sogar für immer zerstört wird.“

Magdalene zuckte unwillig die Achseln: „Diese Gefahren bestehen, wie es mir scheinen will, nur in Ihrer Einbildung. Wo es sich um mich handelt, sehen Sie überall Gespenster und argwöhnen das Schlimmste, weil ich Ihnen zuwider bin.“

„Sie sind im Irrtum, Frau Nichte,“ unterbrach Günther die Erregte mit Würde. „Sie sind mir nicht zuwider, wenngleich ich nicht immer mit dem, was Sie thun und sagen, einverstanden bin. Und

von den Gefahren, die ich für Sie und für Heinrich voraussehe, kann niemand inniger als ich wünschen, sie beständen nur in meiner Einbildung. Leider ist dem nicht so. Sie, deren Leben sich bisher in der glücklichen Abgeschiedenheit von Walderode und Buchenberg abwickelte, kennen die Welt und die Menschen nicht und ahnen nicht, wie kurz der Weg von der Tugend zur Sünde ist und wie leicht uns die Unbedachtsamkeit aus dem höchsten Glück ins tiefste Elend stürzen kann. Ich aber, ich habe es an mir selber erfahren müssen und die Wunde, welche diese Erfahrung mir vor langen Jahren schlug, ist heute noch nicht vernarbt und wird mich bis an mein Lebensende schmerzen."

Er schwieg einen Augenblick und atmete schwer, dann fuhr er fort: „Ich glaubte nicht, daß ich jemals davon sprechen müßte, aber die Sorge um Heinrich zwingt mich zu reden. So wissen Sie denn, daß ich nicht, wie Sie glauben, mein Leben lang unvermählt war. Als ich nach manchen glücklichen Feldzügen, in denen es mir gelungen war, mich auszuzeichnen, vom Kaiser nach Wien an seinen Hof gezogen wurde, da fand ich ein Mädchen, das mein ganzes Herz gewann und das meine Liebe nicht unerwidert ließ. Sie ward mein Weib. Ach, es waren selige Tage! Aber sie währten nicht lange. Eleonore war wie Sie geartet; die stille Häuslichkeit genügte ihr nicht, sie begehrte Zerstreuung. Ich war schwach, ich gönnte sie ihr: während mich der Dienst bald auf kürzere, bald auf längere Zeit aus Wien fortführte, besuchte sie Feste und scharte einen Kreis huldigender Männer um sich. Es fing nicht anders an, als jetzt bei Ihnen; ich sah es selber mit an und blieb ruhig dabei, es war ja so harmlos. Ich Thor! Ich bedachte nicht, wie schnell dem ersten Schritt die anderen folgen. Unter Eleonorens Verehrern war ein Italiener, ein Graf Corolli, ein fader Geselle, den ich einer besonderen Beachtung gar nicht wert hielt. Er kam häufig und immer häufiger in mein Haus — aber wozu die ganze lange Qual noch einmal durchleben? Lassen Sie mich kurz sein. Als ich eines Abends die beiden in zärtlicher Umarmung traf, in demselben Gemach, wo ich mein Weib so oft umschlungen gehalten, da übermannte mich die Wut: ich zog den Degen und stach den Räuber meines Glücks und meiner Ehre nieder. Dann zückte ich den Stahl auch gegen die Verräterin, aber ich vermochte es nicht, die Brust zu durchbohren, an der ich so oft in süßem Rausch geruht, ich ließ es zu, daß die Elende entfloh und in einem nahen Kloster eine Zuflucht suchte, die sie nie wieder verlassen hat. Verzweifelt griff ich dann nach dem Pistol, um meinem eigenen zerstörten Leben ein Ende zu machen, aber meine Hand zitterte, ich blieb am Leben. Mondelang lag ich in schwerem Siechtum, ehe die Kunst der Ärzte meinem Leibe die Gesundheit wiedergab, die ich nicht begehrte, von der ich nicht einmal wußte, denn jahrelang blieb mein Geist umnachtet. Froh bin ich seit jenem Tage nicht mehr geworden, ich schleppe mein Leben hin, weil der Himmel mir den Tod versagt hat, ohne Freude, ohne Wunsch. Aber eines habe ich mir geschworen: das Elend, das mir angethan worden ist, soll, wenn ich es verhindern kann, keinem anderen Buchenberg widerfahren. Für Konrad kann ich nicht sorgen, er ist seinen eigenen Weg gegangen, aber über Heinrichs Glück will ich wachen. Er liebt Sie, Sie lieben ihn auch, sonst wären Sie ja nicht seine Gemahlin geworden. Nun sorgen Sie auch, daß Sie ihn glücklich machen! Lassen Sie sich warnen durch das, was ich Ihnen erzählt habe, kehren Sie um von dem gefahrvollen Wege, den Sie betreten haben, verzichten Sie auf die Tändeleien, die nur zu Bösem führen können, und leben Sie Ihrer Pflicht. Sie werden dann keinen treueren Freund finden als mich, und was ich für Sie thun kann, werde ich gerne thun. Wenn Sie aber meinem Rate nicht folgen, dann nehmen Sie sich vor mir in acht und vergessen Sie nie, daß ich über Heinrichs Glück wache. Wehe dem, der versuchen sollte, es ihm zu rauben!"

Magdalene hatte dem Greise mit stockendem Atem zugehört und war bei den ernsten, drohenden Worten, mit denen er schloß, in Thränen ausgebrochen. Sie waren mittlerweile bei der Terrasse angekommen und standen hier still. Günther betrachtete stumm und forschend die junge Frau, die jetzt bange fragte:

„Ja, aber mein Gott, was soll ich denn thun?"

„Das überlegen Sie sich in aller Ruhe in Ihrem Schlafgemach, Sie werden die Antwort auf diese Frage schon selber finden. Für heute aber ziehen Sie sich zurück, ohne unsere Gäste noch einmal zu sehen. Ich übernehme es, Sie bei denselben zu entschuldigen."

Sie that, wie er ihr gesagt, aber sie konnte lange keinen Schlummer finden, denn immer, wenn sie die Augen schloß, sah sie Günthers Augen drohend auf sich gerichtet. Endlich, als schon der Morgen graute, fand sie einen unruhigen, erquickungslosen Schlaf, aus dem sie bald genug wieder emporgeschreckt wurde durch den Lärm der Dragoner, die sich zum Abmarsch rüsteten. In aller Frühe war vom Dorfe herauf die Meldung geschickt worden, die Preußen seien im Anzuge, und es galt so schnell als möglich zu den anderen Schwadronen zu stoßen. Hinter den Vorhängen ihres Fensters hervor sah Magdalene, wie de Castries und die Offiziere sich von Heinrich verabschiedeten; dann schmetterten die Trompeten und im Trabe ging's von dannen. D'Aubigné, der auf seinem prächtigen Schimmel, dem einzigen im Regiment, an der Seite des Generals ritt, ließ im Fortreiten noch einen sehnsüchtigen Blick über die Fenster gleiten, und Magdalene gewann es nur mit Mühe über sich, sich nicht zu zeigen.

„Schade, daß sie fort sind," sagte Marthe, die hinter ihr stand, als der letzte Dragoner hinter den Bäumen verschwunden war. „Es sind so artige Leute." Magdalene schwieg, aber sie dachte dasselbe. Günthers Erzählung, die sie gestern im Dunkel der Nacht so mächtig ergriffen hatte, ließ sie jetzt, da sie beim Morgenlicht alles noch einmal erwog, weit kühler. „Der alte Mann mit dem kranken Hirn sieht eben alles schwarz," dachte sie, „warum muß es mir denn gerade gehen wie seiner Frau? Wenn man immer

gleich an das Schlimmste denken wollte, käme man ja gar nicht dazu, sich auch nur ein wenig seines Lebens zu freuen." Übrigens nahm sie sich vor, Heinrich im Laufe des Tages zu fragen, ob der General nicht die Absicht habe, wieder nach Buchenberg zu kommen.

Aber sie unterließ die Frage, als sie dann die ernsten Gesichter sah, mit denen ihr Gatte und sein Oheim auf der Terrasse auf und nieder wandelten. Sie hatten einen Reitknecht ins Dorf hinuntergeschickt, um Nachfrage zu halten, ob die Dragoner mit den Preußen zusammengestoßen und wie die Würfel gefallen seien, und erwarteten ungeduldig seine Wiederkunft. Endlich kam er, aber die Nachrichten, die er mitbrachte, waren nicht dazu angethan, der Ungewißheit, in der man schwebte, abzuhelfen. Das Regiment hatte sich vor dem Dorfe gesammelt und war dann dem Feinde, der von Nordosten her heranrücken sollte, entgegengeritten. Seitdem hatte man von ihm dort nichts weiter gesehen. Einige Leute wollten zwar aus jener Richtung her Schießen gehört haben, aber sie mochten in ihrer Erregung auch ebensogut getäuscht worden sein. Kurzum, man wußte im Dorfe nicht mehr als auf dem Schlosse.

Die Aufregung Günthers und Heinrichs steigerte sich nun; sie erwogen, ob nicht einer von ihnen in Begleitung einiger Diener der Spur der Franzosen folgen sollte, um sichere Kunde einzuziehen, aber sie standen von diesem Plane wieder ab: wenn die Preußen gesiegt hatten und auf dem Schlosse erschienen, war es am besten, sie fanden seine Herren auf ihrem Platz!

„Und Du meinst, Heinrich, daß die Preußen gesiegt haben könnten?" fragte plötzlich Magdalene, die in banger Spannung den Erwägungen der beiden lauschte.

„Ich halte es wenigstens nicht für unmöglich. De Castries wollte ja vorläufig nicht über Buchenberg hinaus vorgehen und müßte also, wenn er sie geworfen hätte, bereits hierher zurückgekehrt sein. Das ist doch auch Deine Ansicht, Oheim?"

„Jawohl!" nahm dieser das Wort. „Es bleibt uns freilich immer noch die Annahme, daß er, vom Verfolgungseifer hingerissen, sie erst noch ein paar Meilen weit jagt, oder daß er unterwegs den Befehl erhalten hat, weiter vorzurücken. Dadurch würde sein Ausbleiben auch erklärt werden."

„Und nicht wahr, so wird es wohl sein?" rief Magdalene aufatmend. „Es wäre ja entsetzlich, wenn die Preußen hierherkämen!"

„Beruhigen Sie sich, Frau Nichte! Schlimmer, als unsere bisherigen Gäste hausen wollten, können sie es auch nicht machen. Zudem halten sie strenge Manneszucht, wenn man ihnen verständig entgegenkommt."

Aber Magdalene schien dies kein genügender Trost zu sein; sie wiederholte: „Es wäre entsetzlich!" Und die Thränen, die sie bis dahin zurückzuhalten bemüht war, flossen ihr jetzt unaufhaltsam über die Wangen. —

Schweigend und in Sorgen nahm man das Mittagsmahl ein. Nach demselben ließ sich der Pfarrer von Buchenberg melden, und erwartungsvoll sah man den Nachrichten entgegen, die derselbe bringen würde. Die ernste Miene, mit der er eintrat, weissagte keine frohe Botschaft. Er berichtete, aus dem nächsten Dorfe sei ihm die Nachricht zugekommen, die Franzosen seien nach blutigem Gefecht von den Preußen geschlagen worden und hätten sich, von denselben verfolgt, in eiliger Flucht zurückziehen müssen.

„Ich mag es nicht glauben, mein lieber Pfarrer!" sagte Heinrich. „Sollte es nicht ein bloßes Gerede sein?"

„Das ist nicht anzunehmen," versetzte der Geistliche. „Der Mann, der mir die Botschaft von meinem Amtsbruder überbrachte, hatte den Kampf von weitem selber mit angesehen. Die Preußen wären den Franzosen schon an Zahl überlegen gewesen, berichtete er, es wären Kürassiere gewesen und Husaren."

„Husaren!" rief die Gräfin unwillkürlich, die, mit bangem Blicke an dem Munde des Pfarrers hängend, jedes seiner Worte genau verfolgte. Aber niemand achtete auf sie, denn in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Franz stürzte herein, verstört und aufgeregt. Ohne erst eine Frage seines Herrn abzuwarten, sagte er:

„Herr Graf, ein Bauernwagen hält vor dem Thor und es liegt ein schwerverwundeter preußischer Offizier darauf. Ich habe sein Gesicht nicht sehen können, der Kopf ist verbunden und alles voll Blut. Aber der Husar, der mit auf dem Karren sitzt, sagt, es sei sein Rittmeister, der Graf Buchenberg."

Ein Schrei ertönte. Magdalene hatte ihn ausgestoßen, dann sank sie ohnmächtig zusammen. Heinrich wollte ihr zu Hilfe eilen, aber Günther hielt ihn an der Hand zurück. „Laß sie nur!" sagte er. „Es ist nichts als eine wohlthätige Ohnmacht, aus der sie mit Hilfe ihrer Kammerjungfer bald erwachen wird. Die Aufregung war zu groß für sie. Komm, laß uns sehen, ob der Bursche die Wahrheit gesprochen hat." Und nachdem er Franz den Auftrag gegeben hatte, Marthe herbeizuholen, damit sie der Gräfin beistehe, ging er mit seinem Neffen und dem Pfarrer hinaus.

Da stand der plumpe Bauernkarren, ein magerer Ackergaul davorgespannt, hinten angebunden zwei Pferde, das des Offiziers und seines Begleiters. Der Bauer, der das Gefährt heraufkutschiert hatte, zog den Hut und machte einen Kratzfuß, als die drei Männer unter dem Portal erschienen, der Husar grüßte militärisch und trat dann auf sie zu, indem er sagte:

„Ich suche den Grafen Heinrich von Buchenberg."

„Ich bin's!" rief Heinrich. „Ist es wahr, bringt Er da meinen Vetter?"

Damit wollte er auf den Karren zustürzen, der Husar aber vertrat ihm mit gespreizten Beinen den Weg. „Ein Kompliment von dem Herrn General von Seidlitz an den Herrn Grafen und er schickt ihm hier den Herrn Rittmeister, der in unserer Affaire heute morgen schwer blessiert wurde, zur Verpflegung. Der Herr General erwartet von dem

Herrn Grafen, daß er seinem Vetter alle Liebe erweisen wird, die in seinen Kräften steht. Sollte aber der Herr Graf anders gesonnen sein, so läßt der Herr General ihm vermelden, wird er ihm selber mit einem Kreuzmillionendonnerwetter auf den Schädel kommen."

„Was untersteht Er sich gegen den Herrn!" rief entsetzt der Pfarrer.

„Ich unterstehe mich nichts, ich vollziehe die Ordre von meinem General," erwiderte der Husar schlicht.

Indessen waren die beiden Grafen an den Wagen geeilt und erkannten auf den ersten Blick Konrad, der bewußtlos auf dem aufgeschütteten Stroh lag. Sein Kopf war mit einer blutbefleckten Binde umwunden, und als ihm Günther den Mantel wegnahm, der über ihn gebreitet lag, sah man, daß er auch eine Schußwunde in der rechten Brust dicht unter der Achsel hatte, aus deren notdürftigem Verband träge Blut hervorsickerte. Die beiden legten selber Hand mit an und trugen den Verwundeten in Heinrichs Zimmer, wo man ihn auf das Bett niederlegte, ohne daß er zur Besinnung erwacht wäre.

„Herr Pfarrer!" rief Günther, „nun zeigen Sie, daß Sie nicht umsonst Medizin studiert haben. Retten Sie meinen Neffen!" Auch Heinrich bat den Geistlichen, alles zu thun, was er vermöge, und dieser versprach, sein ganzes Können aufzubieten. Er löste die Verbände und ersetzte sie durch neue und bessere, nachdem er die Wunden untersucht hatte.

„Der Kopfhieb hat nicht viel zu bedeuten, er wird bei Ruhe und guter Pflege bald geheilt sein. Aber die Schußwunde in der Brust macht mir Sorge. Er hat viel Blutverlust gehabt, und das Stoßen des Wagens während des Transportes ist ihm auch nicht gut gewesen. Wir müssen abwarten, wie es morgen aussieht; heute nacht wird er jedenfalls im Fieber liegen." Er beugte sich nochmals über die Wunde und betrachtete sie genau, dann fuhr er fort: „Übrigens muß der Schuß aus nächster Nähe auf ihn abgegeben sein."

„Jawohl," rief der Husar, dessen Augen bald auf seinem Rittmeister, bald auf dem Geistlichen ruhten. „Dicht an ihm war der Schuft von einem Franzosen, das geleckte Herrchen, das zur Pistole seine Zuflucht nahm, weil ihm der Säbel zu schwer war. Ich habe den Kerl aber von seinem Schimmel heruntergehauen, daß er das Aufstehen vergaß."

Jetzt regte sich Konrad, öffnete matt die Augen und rief mit schwacher Stimme: „Erlecke!"

Der Husar trat an das Bett: „Hier, Herr Rittmeister!"

„Wo sind wir denn hier?"

„Auf Schloß Buchenberg, Herr Rittmeister."

Heinrich konnte sich nicht mehr halten, er beugte sich über den Wunden: „Bei mir bist Du, Vetter Konrad, und gut aufgehoben."

Mühsam stemmte der sich auf dem linken Arm halb auf und sah den Sprechenden mit weitgeöffneten Augen verwirrt und wie entsetzt an:

„Bei Dir!" stammelte er. „Auf Schloß Buchenberg! Das darf ja nicht sein! Ich will fort, auf der Stelle fort!" Er versuchte, sich zu erheben, aber es gelang ihm nicht, kraftlos brach er zusammen.

Sanft sprach Heinrich zu ihm: „Nein, nein, Du sollst nicht fort, Du kannst es auch nicht. Und Du darfst ruhig bleiben. Was zwischen uns stand, kommt jetzt nicht in Frage. Wir wollen Dich pflegen, gut pflegen, damit Du bald genesest."

„Ja, pflegt mich, damit ich bald wieder fort kann."

„Von Fortgehen sprechen wir später, Neffe," nahm Günther, herantretend, das Wort. „Vorläufig gilt es, Dir Heilung zu bringen."

„Bist Du auch da, Oheim?" Konrad ließ die Blicke im Zimmer herumschweifen. „Wer ist noch da?"

„Nur der Pfarrer hier, der Dich kurieren soll."

„Und sonst niemand, sonst niemand? Das ist gut!" Er ließ den Kopf müde zurücksinken und lag eine Zeitlang ruhig, dann sagte er: „Gott weiß es, ich wollte nicht hierher."

„Aber es ist gut, daß Du hier bist. Der General hat Dich uns geschickt und wir sind ihm dankbar dafür. Nun können wir Dich doch pflegen."

Konrad hatte die letzten Worte wohl gar nicht mehr gehört, er hatte die Augen schon wieder geschlossen und lag ganz still da. Der Pfarrer winkte den anderen und die Grafen verließen mit ihm das Gemach. Nur der Husar blieb auf einem Stuhl am Fußende des Bettes sitzen, die Augen auf seinen Rittmeister gerichtet, und bewachte seinen Schlummer.

Magdalene hatte sich inzwischen wieder erholt und empfing die drei Männer, als sie bei ihr eintraten, mit der hastigen Frage, ob der Verwundete wirklich Konrad sei. Ihr Gatte bejahte es, und sie fragte weiter, ob seine Wunden gefährlich seien.

„Er hat einen Hieb über den Kopf und einen Schuß in die Brust bekommen, doch hält der Pfarrer nur den letzteren für gefährlich."

„Muß er denn sterben?" Magdalenens Stimme zitterte bei dieser Frage und ängstlich flogen ihre Blicke von Heinrich zu dem Geistlichen hinüber. Beruhigend nahm letzterer das Wort: „Wir wollen auf den Herrn vertrauen und unser Bestes thun. Der Fall ist ernst, aber nicht verzweifelt."

„Das Schlimmste," warf Graf Günther ein, „scheint mir die Aufregung zu sein, in der er sich befindet. Dadurch, daß er in preußische Dienste trat, brachte er sich immerhin in einen Zwiespalt zu uns, und der Gedanke, auf unsere Gnade angewiesen zu sein, quält ihn nun. Sie hörten ja, wie er wieder fort wollte, als er aus der Betäubung erwachte und erfuhr, er sei auf Buchenberg."

„Jawohl, ich hörte es auch, aber ob er das überhaupt bei voller Besinnung gesagt hat?" fragte der Pfarrer zurück. „Ob das nicht schon halb im Fieber gesprochen war? Denn, wie ich schon sagte, bei der Schwere der Blessur tritt ohne Zweifel Fieber ein, und heute nacht wird er in wilden Phantasien liegen. Es wird jemand bei ihm wachen müssen. Leider kann ich nicht hierbleiben."

Magdalene hatte atemlos zugehört und war zusammengezuckt, als von dem bevorstehenden Phantasieren Konrads die Rede war. Stockend und mit niedergeschlagenen Augen wandte sie sich jetzt an ihren

Gatten: „Wenn es Dir recht ist, könnte ich ja bei Deinem Vetter wachen.“

„Du, Magdalene?“ rief er erstaunt. „Nein, das gebe ich nicht zu, das ist kein Geschäft für Dich.“

„Ich thäte es von Herzen gern,“ hielt sie ihm entgegen.

Wie hilfesuchend sah er seinen Oheim und den Pfarrer an, aber diese standen nicht auf seiner Seite. Letzterer meinte:

„Wenn die Frau Gräfin sich stark genug dazu fühlt, ist es das beste. Bei der Krankenpflege geht nichts über die linde Hand der Frau.“

Und Günther ging auf Magdalene zu, ergriff und drückte ihre Rechte und sagte dazu: „So ist es brav, Frau Nichte! Jetzt sind Sie auf dem rechten Wege.“

Aber Magdalene hatte sich doch wohl zuviel zugetraut. Als sie in das Zimmer trat, wo Konrad lag, und, sich dem Bette nähernd, das wachsbleiche Antlitz in den Kissen sah mit der blutigen Binde um die Stirn, da zuckte ihr Leib wie im Krampf und unwillkürlich die Hände vorstreckend, stammelte sie: „Ich kann es nicht sehen! Ich kann nicht!“ und schloß die Augen. Heinrich sprang hinzu, die Wankende zu stützen, und führte sie hinaus. Willenlos und wie gebrochen ließ sie sich in ihre Gemächer geleiten, wo ihr Gatte sie ruhig zu bleiben bat, um sich von dem Schrecklichen, was dieser Tag gebracht, zu erholen. Dann begab er sich hinunter und erklärte, er selber wolle vorläufig die Wache bei Konrad übernehmen, später könne Graf Günther ihn ablösen. Der Pfarrer versprach, mit dem frühesten am nächsten Morgen zurückzukehren; wenn es nötig würde, solle man ihn in der Nacht holen, doch halte er das nicht für wahrscheinlich. Dann verließ er das Schloß, und Heinrich begab sich zu dem Verwundeten und schickte den wackern Erlecke zur Ruhe, der bis dahin geduldig auf seinem Posten ausgeharrt hatte.

Draußen zog allmählich die Nacht herauf, und zwischen dem wogenden Blätterdach der Büsche blitzte hier und dort ein Stern auf. Leise trat Franz ein, entzündete die Kerzen des silbernen Armleuchters auf dem Guéridon und stellte einen Schirm davor, damit der helle Schein nicht den Schläfer erwecke; dann ging er wieder. Heinrich hatte sich seinen Sessel so gerückt, daß er seinen Vetter beobachten konnte, ohne sich zu erheben. Er war zufrieden: Konrad schien in ruhigem Schlafe zu liegen, vielleicht ging die Nacht doch besser vorüber, als sie gefürchtet hatten.

Aber diese Ruhe währte nicht lange; der Schläfer drehte den Kopf nach der rechten Seite und bewegte dabei auch den rechten Arm. Dadurch mochte ihn wohl die Wunde schmerzen, ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. Dann fing er an, sich lebhafter zu bewegen, seine Lippen zuckten, begannen zu sprechen, unartikulierte Laute zuerst und dann — Heinrich fuhr auf, ihm war es gewesen, als hätte der blasse Mund den Namen „Magdalene“ ausgesprochen. Er lauschte angespannt, ob er ihn nicht noch einmal vernähme, aber für Minuten lag der Verwundete wieder still und regungslos.

Dann aber stemmte er sich auf den linken Ellenbogen auf, fuhr sich mit der Rechten über das Gesicht und sah mit großen, weit geöffneten Augen, in denen die Glut des Fiebers lohte, wirr um sich. Und dazu sprach er laut, fast schreiend, mit langen Pausen, ab und zu dazwischen leise wimmernd: „Wir müssen fort, Erlecke — hörst Du? auf der Stelle müssen wir fort. — Lieber auf der Straße sterben, als hier in Buchenberg sein. — Ich darf ja nicht hier sein, mein Ehrenwort! — Ich habe mein Ehrenwort gegeben, daß ich ihre Bitte erfülle. — Sie hat mich überlistet, aber ich muß es halten. — Ich darf das Schloß meiner Väter nicht betreten. — Wer brachte mich her? Ich wollte es nicht. — — — Erlecke, den Fuchs vorführen! Wir reiten noch in dieser Stunde. Komm, hilf mir in den Sattel!“ Damit wollte er aus dem Bette springen; mit Mühe nur hielt ihn Heinrich davon ab und drückte ihn sanft zurück in die Kissen.

Nun sah er diesen starr an, aber ohne ihn zu erkennen. „Wer bist Du? — Was willst Du von mir? — Halte mich nicht fest! — Willst Du mich wortbrüchig machen?“ Und er rang mit ihm und suchte sich von seinem Griffe loszumachen.

Heinrich wollte ihn beruhigen: „Liege doch still, Vetter, und gieb Frieden. Du bist nun einmal hier, so halte auch aus, damit Du bald geheilt wirst. Ich bin Dein Vetter Heinrich und will Dir alles zuliebe thun.“

Der Verwundete schrie auf: „Heinrich! — Den will ich nicht sehen! — Er hat sie mir genommen, — er hat ja so viel zu eigen — mußte er auch meine Braut begehren? — Und sie hat mich verraten, ah!“ Noch einmal bäumte er sich mit dem Oberkörper auf, dann sank er erschöpft zurück und schloß die Augen.

Heinrich war bei den letzten Worten zusammengefahren. War das nur das Fieber, das aus ihm sprach, oder — Aber nein, das konnte ja nicht sein, das war ja unmöglich. Er wollte den Gedanken nicht ausdenken. Magdalene und Konrad? Es konnte nicht sein. Sie hatte wohl gelegentlich von dem Vetter gesprochen, erzählt, daß er immer artig gegen sie gewesen sei, aber sie war dabei immer unbefangen und frei geblieben. So konnte sich das harmlose Mädchen nicht verstellt, so ihre Augen nicht logen haben.

Auf Konrads Stirn perlten klare Schweißtropfen, Heinrich nahm ein Tuch, wischte sie ab, tauchte ein anderes Tuch in Wasser, und fuhr damit leicht über die heiße Stirn. Da schlug der Kranke wieder die Augen auf: „Magdalene,“ lispelte er, „bist Du bei mir? — Deine Hand ist so weich. Bleibe bei mir. — Bist Du mir gram, weil ich Dir nicht Wort hielt? — Ich wollte nicht kommen, man brachte mich her, und nun kann ich nicht fort. — Aber ich gehe, wenn nur erst das Blut gestillt ist.“

Heinrich sah ihn an mit stierem Blick, als ob das Fieber auch ihn erfaßt hätte. Es war unmöglich, das sprach nicht allein der Wahn aus ihm, dahinter steckte Ernst, dahinter war ein Geheimnis, das er ergründen mußte.

Und Konrad redete weiter. Er faßte ihn bei

der Hand und zog ihn dicht an sich, dann flüsterte er ihm ins Ohr: „Ich verrate Dich nicht, Magdalene, ich schwöre Dir's. — Aber ich fürchte, er merkt es doch. — Er findet Deinen Brief. — Sie haben mich ja ausgezogen. — Nimm ihn fort, ehe er ihn nimmt. — In meiner Brieftasche ist er, ich habe ihn immer bei mir getragen, er war ja das einzige, was ich von Dir noch hatte. — Christian brachte ihn mir, der brave Kerl. — Der ist nun auch tot. — Aber so nimm doch den Brief, nimm ihn rasch!"

Heinrich taumelte an den Tisch, auf dem man, als Konrad ausgekleidet wurde, den Inhalt seiner Tasche geleert hatte. Da lag bei Uhr und Börse auch eine braunlederne Brieftasche. Mit zitternden Fingern griff er nach ihr und wühlte in den Papieren, die sie enthielt. Aber er fand keinen Brief darunter in der Handschrift, die jetzt zu sehen er sich fürchtete. Doch da war noch eine Tasche, ein einziger Bogen Papier steckte darin, er öffnete ihn in fliegender Hast, that einen Blick hinein und ballte das Papier zusammen, indes seine Zähne aufeinander knirschten. Es war die Hand seiner Frau, die diesen Brief geschrieben und seine Überschrift lautete „Herzlieber Konrad." Einen Augenblick war es Heinrich zu Mute, als müsse er auf den todwunden Mann, der dort noch immer irre redete, losspringen und ihn erdrosseln, dann schüttelte er mit bitterem Lächeln das Haupt, wandte sich ab und ging mit müden Schritten zur Thüre hinaus.

Er hieß Franz die Wache bei dem Kranken übernehmen, zuvor aber ihm Licht im Bibliothekzimmer anzünden. Dort war er ungestört, dort wollte er den Brief lesen; vielleicht daß er sich doch getäuscht, daß das, was da geschrieben stand, ihn belehrte, daß die irren Reden eines Fieberkranken ihm einen Verdacht eingeflößt hatten, der grundlos war. Und wenn jenen Reden nun doch Wahrheit zu Grunde gelegen hätte, wenn der Schleier, der bisher vor seinen Augen gelegen, nachdem er durch sie gelockert worden, ihm durch diesen Brief nun ganz heruntergerissen würde? Ihn schauderte bei dem Gedanken und er wagte es nicht, den Bogen zu entfalten. Es war ihm in seiner Unentschlossenheit, als werde ihm langsam der Hals zugeschnürt, er atmete schwer, sein Kopf glühte, er meinte, er müsse ersticken. Rasch öffnete er die beiden Flügel der Glasthür, die in den Garten hinausführte, und trat auf die oberste Stufe der Treppe heraus, damit die kühle Nachtluft ihm die heiße Stirn umwehe. Wie er so stand, mußte er daran denken, daß er diese Treppe im vorigen Herbst kurz nach seiner Hochzeit hatte erbauen lassen, um, wenn er seine Frau im Parke lustwandeln sah, rasch seine Bücher verlassen und auf ein Viertelstündchen zu ihr eilen zu können. Die Arbeit hatte überrasch gefertigt werden müssen, die Treppe war ein wenig steil geworden, die Geländer hatte man überhaupt nicht angebracht: das Ganze sollte nur ein Notbehelf sein; wenn er mit Magdalene nach Dresden gegangen wäre, hätte er während ihrer Abwesenheit die Sache geschmackvoll und bequem herrichten lassen. Aber der Ausbruch des Krieges hatte ihm auch durch diesen Plan einen Strich gemacht und nun, wozu den Bau ausführen, wenn jener Brief seinen Argwohn bestätigte? Er mußte ihn lesen. Und sein Zögern gewaltsam abschüttelnd, nahm er das Blatt zur Hand und begann zu lesen:

„Herzlieber Konrad!

Gott im Himmel weiß, wie schwer mir es wird, diesen Brief zu schreiben. Indes einmal muß es ja doch sein und vielleicht hat Dir auch Christian Weiße, der Sohn unseres Pfarrers, dem ich den Brief mitgebe, ehe Du ihn öffnest, bereits erzählt, was mir so schwer fällt, Dir zu schreiben. So vernimm es denn auch von mir, daß Dein Vetter Heinrich, der glücklich aus Frankreich zurückgekehrt ist, um meine Hand angehalten hat. Meine Eltern haben sie ihm zugesagt und ich als gehorsame Tochter konnte nicht anders, als ihrem Willen folgen. Ach, lieber Konrad, sei mir doch ja nicht böse darum! Siehe, aus uns beiden hätte ja doch nie etwas werden können; Du hast ja selber mir oft gesagt, daß Du keinen Hausstand begründen könntest, ehe Du nicht mindestens Obrist seiest. Und dann hast Du mich gewiß vergessen. Glaube auch nicht, daß ich Heinrich Dir vorziehe; er gefällt mir gar nicht sonderlich, obwohl er sehr artig thut und mich behandelt wie eine Prinzessin. Warum bist Du nicht an seiner Stelle, Dir folgte ich viel lieber zum Altare. Unsere Hochzeit wird schon sehr bald sein. Und nun, lieber, guter Konrad, bitte ich Dich, so gut ich bitten kann, daß Du Deines Versprechens eingedenk sein mögest, welches Du mir bei unserm Abschied in der Jasminlaube gabest. Da versprachest Du mir bei Deiner Ehre, mir den nächsten Wunsch zu erfüllen, den ich an Dich richten würde, und zum Danke gab ich Dir von selber einen langen Kuß. Ich wünsche nun, ich bitte Dich: komm Du nie nach Walderode oder Buchenberg, nie dahin, wo Du weißt, daß wir sind. Heinrich darf nicht ahnen, was zwischen uns war, und Du könntest Dich doch nicht beherrschen. Störe nicht meinen Frieden und halte Dein Versprechen, dann wirst auch Du glücklich werden. Der Christian Weiße will Husar werden. Nicht wahr, Du hilfst ihm dazu? Denke nur, der arme Mensch hatte sich's in den Kopf gesetzt, ich müsse ihn heiraten, und will nun unter die Soldaten, weil es nicht nach seinem Kopfe geht. Lebe wohl, lieber Konrad, und werde glücklich, auch wenn ich nicht die Deine werden kann. Vergiß nicht, daß ich auf Deine Ehre baue, und empfange noch einen zu den vielen Küssen, die Du Dir raubtest,

von Deiner Magdalene."

X.

Wohl eine Viertelstunde mochte vergangen sein, seitdem Heinrich den Brief zu Ende gelesen hatte, und noch immer saß er regungslos da und starrte das verhängnisvolle Blatt an, als vermöchte der starre Blick seiner Augen die Buchstaben auszulöschen,

die da geschrieben standen. Aber die Buchstaben blieben stehen und ihm war, als zögen sie sich zu häßlichen Larven zusammen und grinsten ihn hämisch an. War es denn möglich, stand das denn wirklich auf dem unseligen Papier geschrieben, daß seine Magdalene ihm nur als gehorsame Tochter ihrer Eltern die Hand gereicht, nachdem sie zuvor mit seinem Vetter heimliche Zusammenkünfte gehabt, bei denen dieser ihr viele Küsse raubte? Das Mädchen, von dem er glaubte, sie liebe ihn um seiner selbst willen, hatte sich ihm aus kalter Berechnung ergeben, die Lippen, die er zuerst zu küssen geglaubt, hatten sich längst glühend auf den Mund eines andern gepreßt, ein anderer hatte ihren schlanken Leib vor ihm in den Armen gehalten, ein anderer vor ihm dieselben Liebesschwüre gehört. Und die Augen, die so unschuldig, so kindesrein zu blicken wußten, sie hatten ihm doch gelogen, ihr ganzes Betragen gegen ihn war eine große Lüge gewesen. Und er Narr hatte sich von ihr fangen lassen, war ihr täppisch in das listig gestellte Garn gelaufen, in das sie ihn mit schlauer Überlegung lockte. Vom ersten Augenblick an, wo sie ihn sah, hatte sie gewußt, wer er war, und hatte durch eine gut gespielte Komödie ihn geblendet und gefangen. Höhnisch lachte er auf. Da klang ein silberner Ton an sein Ohr. Er fuhr auf und sah sich um. Dort stand auf einem Tischchen die Uhr, die Marthe auf der Gräfin Geheiß hier hereingestellt hatte. Sie schlug die zehnte Stunde und dann hub das Glockenspiel zu klingen an:

„Falsche Seele, willst Du mich
Nun nicht länger um Dich seh'n und leiden,
O, so will ich dennoch Dich
Zu meiner Qual doch lieben und nicht meiden!"

Die Uhr, die er ihr zu ihrem Geburtstage geschenkt, die Weise, nach der sie ihm vorgetanzt und ihn so entzückt, daß er sie dann in der Jasminlaube geküßt, in derselben Jasminlaube, in der sie wenige Tage zuvor an Konrads Brust gelegen! Eine wahnsinnige Wut überkam ihn, er stürzte zu dem Tischchen hin, faßte die Uhr mit beiden Händen und hob sie hoch empor, um sie am Boden zu zerschmettern. Aber wie da das Uhrwerk stehen blieb und die Töne verklangen, schämte er sich seines Gebarens und setzte die Uhr wieder hin. Was hatte sie ihm auch gethan, was konnte sie dafür, daß er ein blinder Thor war, und sein Weib eine Lügnerin? Nicht an ihr konnte er den Jammer rächen, den man ihm angethan hatte, das Weib, das Weib war an allem schuld, sie sollte büßen. Und mit einem Satze stand er an der Truhe, in welcher er seine Pistolen verwahrte, und nahm dieselben heraus. Und wie er nun die eine davon lud mit zitternden Händen, denen die Waffe zu entfallen drohte, da erwog er bei sich, wie er die That vollbringen wollte. Hinaufschleichen in ihr Schlafgemach, die Nichtsahnende töten, während sie im tiefen Schlummer lag — das war feige, das war eines Edelmannes nicht würdig. Sie wecken wollte er, ihr ins falsche Antlitz rufen, daß ihre Schlauheit ihn auf die Dauer doch nicht habe täuschen können, daß er alles wisse und sie verachte. Und dann, wenn er sie durch diese Enthüllung zu Boden geschmettert hatte, dann wollte er das Urteil, das er über sie gesprochen, an der Erbärmlichen selbst vollziehen. Ohne Verzug eilte er die Treppe hinauf in den oberen Stock durch die schweigenden Gänge. Vor ihrer Thüre machte er einen Augenblick Halt, um Atem zu schöpfen. Da hörte er in ihrem Zimmer sprechen; Marthe war noch bei ihr. Das störte seinen Plan, nun mußte er sich noch gedulden. Und wie er so stand, horchte er unwillkürlich, ob er nicht verstehen könnte, was die beiden zusammen sprächen. Zuerst verstand er es nicht recht, die Stimmen waren zu leise, aber jetzt erhob seine Frau die Stimme: „Laß das jetzt liegen, Marthe. Komm her und löse mir das Mieder!" Heinrich hörte die Worte und sah im Geiste Magdalene vor sich, wie sie nun die Gewänder, die sie am Tage getragen, mit dem pfirsichfarbenen Nachtgewand vertauschte und sich dann auf ihr Lager warf, das dunkellockige Haupt in die Kissen geschmiegt, die weißen, vollen Arme darüber verschränkt. Ach, wenn er sonst um diese Stunde in ihr Zimmer eintrat, wie selig war ihm dann zu Mute, wie stürzte er schnell zu ihrem Lager hin, kniete vor ihr nieder, preßte ihre Hände an seine Lippen und gab ihr tausend süße Namen. Und heute wollte er anders vor sie treten, nicht den feurigen Liebhaber, den Rächer und den Richter sollte sie kennen lernen. Nur wenig Minuten noch, dann verließ Marthe das Zimmer und er konnte ans Werk gehen. Und nun, da er vor der That stand, die ihm unabweislich erschienen war, nun, da er nur die schmale Schwelle zu überschreiten hatte, um vor ihr zu stehen, deren sofortigen Tod er beschlossen hatte, überkam ihn plötzlich ein banges Zagen. Würde er es vermögen, das Pistol auf ihren Busen zu richten, wenn sie ihn anblickte, würde er standhalten, wenn ihre Arme ihn umschlängen, ihre Augen, deren Macht über ihn sich täglich neu bewährte, ihn flehend anblickten? Er würde es nicht, so gewiß er jetzt schon zagte, während er nur daran dachte. Da, näherten sich drinnen nicht Schritte der Thür? Gewiß hatte Marthe ihren Dienst vollendet und verließ jetzt die Gräfin. Sie durfte ihn hier nicht sehen, die Waffe in der Hand nicht sehen. Und eilends, wie er gekommen war, begab er sich wieder hinunter in die Bibliothek und warf sich dort in einen Sessel, glühend vor Scham und Wut über seine Schwäche. Er hatte die Falsche doch entlarvt, er mußte sie vom Grunde seiner Seele aus verachten: wie kam es denn, daß er den einmal gefaßten Entschluß nicht auszuführen imstande war, daß sie noch immer solche Gewalt über ihn ausübte? Wie sehr er sich auch dagegen sträubte, er mußte sich's gestehen, daß er sie noch ebenso heiß liebte, wie zuvor, weil er nicht ihre Seele liebte, sondern den Leib, die trügerische Hülle eines falschen Herzens. Der Rausch der Sinne hatte ihn in ihre Bande geführt und hatte ihn bis jetzt darin festgehalten, sein Geist hatte bei ihr keine Befriedigung gefunden und umsonst hatte er sich bemüht, ihrer Seele ein Leben einzuhauchen, das derselben fremd war. Aber nicht nur das war ihm mißlungen, sein eigener Geist war obendrein von den hohen Zielen abgelenkt worden, die er verfolgte, ehe Magdalene seine Bahn kreuzte. Von

einem Taumel war er in den andern gestürzt, nicht ohne zeitweilig in trostloser Öde zu leben, voll Sehnsucht nach dem Edlen, das er aufgegeben hatte; wahrhaft glücklich war er an Magdalenens Seite nie gewesen.

Und wie dem Wanderer, der durch glühendheiße Sandwüsten dahinzieht, die erregte Phantasie plötzlich das Gaukelbild eines grünen Waldes vorzaubert, in dessen kühlem Schatten er süße Rast fände, so stieg vor Heinrichs Seele jetzt ein Bild auf, das er so oft, wenn es ihm mahnend erschien, zurückgedrängt hatte, das sich heute aber nicht verscheuchen ließ und ihn an seine schwerste Schuld erinnerte, das Bild Elisabeth von Dossaus. Wäre er ihr treu geblieben, so wäre ihm diese Stunde erspart gewesen; die Ehe mit ihr wäre nicht ein berauschender Taumelbecher gewesen, den man bis zur Neige leert, um dann gähnende Leere zu verspüren, sie hätte ihm ein ruhiges, nie versiegendes Glück gewährt. Wohl waren ihrem Körper die Reize versagt, die über Magdalene verschwenderisch ausgegossen waren, aber ihr Herz war edel und goldrein, ihre Seele stand dem Höchsten offen. Und diesen Schatz, der schon sein eigen war, hatte er mutwillig fortgeworfen, wie ein Narr, der einen Diamanten hergiebt um eine Hand voll Flittergold. Elisabeth hatte ihn treu und wahr geliebt; nachdem sie sich von ihm verlassen sah, war sie, wie man ihm berichtet hatte, in ein Stift gegangen und hatte ihren Eltern, die sie zur Heirat mit einem andern drängen wollten, erklärt, sie werde unvermählt bleiben. Die Liebe, die er verschmäht hatte, widmete sie nun der leidenden Menschheit, die Armen und Elenden im Bereiche ihres Wohnsitzes verehrten sie als ihre Helferin in jeder Bedrängnis, manche Thräne hatte sie getrocknet und manches bescheidene Glück begründet. Mit ihr an seiner Seite, was hätte er da nicht alles leisten können, wie segensreich auf seinen Besitzungen wirken. Was war ihm dagegen Magdalene in dieser Hinsicht gewesen? Die tausend Pläne, die er mit in die Heimat gebracht, sie waren alle unausgeführt geblieben, der Vorsätze, die er gefaßt, die Lage seiner Bauern zu bessern, hatte er kaum mehr gedacht, seit die Leidenschaft für Magdalene ihn gefangen nahm. Und hatte er je den Versuch gemacht, dieser davon zu sprechen, so war sie gleichgültig geblieben, hatte ihn wohl gar verspottet, und er hatte Abstand davon genommen. Abscheu überkam ihn vor sich selber, als er überdachte, wie tief er gesunken war, wie er sich die stolzen Flügel hatte beschneiden lassen, mit denen er einst den Flug zur Sonne zu wagen gedacht. Und es grauste ihn, wenn er der Zukunft gedachte. Getrennt von der Frau, deren Seele der seinen ebenbürtig war, gekettet an ein Wesen, das ihn betrogen hatte, das er verachten mußte und das er doch nicht lassen konnte, weil sinnliche Glut ihn an dasselbe fesselte — o wie verächtlich war er doch geworden, daß er ein solches Leben auch nur zu denken vermochte. Und doch, das war sein Los: was er besaß an Gutem und Edlem, er hatte es verloren und er durfte nicht hoffen, einen Ersatz dafür je wiederzufinden. Und wie er so saß und in solchen Gedanken vor sich hinbrütete, da kamen ihm die Verse seines Lieblingsdichters in den Sinn:

> Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
> La vie est un opprobre et la mort un devoir.

Er sprach sie leise und wiederholte sie halb unbewußt und fuhr plötzlich auf: Ja, es war ein Schimpf, das Leben, wie er es weiterführen würde, ja, es gab nur noch einen Ausweg für ihn, wenn er sich nicht selbst ganz verachten wollte: ein rasches Ende machen, durch freiwilligen Entschluß die Kette zerreißen, die er sonst vielleicht noch Jahrzehnte jämmerlich nachschleppen mußte. Sein Dasein war unnütz geblieben, und er fühlte nicht die Kraft in sich, die abgestorbenen Keime zu neuem Leben zu erwecken. Was sollte er also den Menschen und was sollte ihm die Welt? Fort, nur fort, dann war es doch wenigstens vorbei. Und mit bebender Hand, als könne ihn der Entschluß im nächsten Augenblick gereuen, griff er nach der Pistole und setzte die Mündung an seine Schläfe: ein tiefer Atemzug noch, dann krachte der Schuß.

Laut tönte der Schall in den tiefen nächtlichen Frieden hinein, der sich auf das Schloß gesenkt hatte und schreckte die Insassen auf aus der kaum gefundenen Ruhe. Bald war es überall in dem großen Gebäude lebendig, von allen Seiten strömte die Dienerschaft herbei, einer den andern fragend, was geschehen sei, keiner imstande, die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Und endlich war die ganze Schar versammelt vor der offenen Thüre der Bibliothek und drängte und schob sich hin und her, scheue Blicke in das Gemach werfend, wo der treue Franz neben dem im Todeskampfe zuckenden Grafen kniete und laute Klagen ausstieß. Und leise geflüsterte Worte flogen zwischen ihnen hin und her. Was war geschehen? War er wirklich tot oder lebte er noch? Wer hatte es gethan? Hatte er selber Hand an sich gelegt? Niemand wußte, was er denken sollte, fassungslos standen alle vor dem Entsetzlichen.

Da klangen eilige Schritte den Gang herauf; aus seinen Gemächern im Seitenflügel eilte Graf Günther herbei, den der Knall aufgeschreckt hatte und der sehen wollte, was es gab. Bei seinem Nahen traten alle ehrerbietig zurück, um ihm Platz zu machen.

„Was steht Ihr hier, Leute? Was ist geschehen? Fiel hier der Schuß?"

Keiner wagte ihm zu antworten, der und jener schluchzte laut auf, sonst verharrten alle in bangem Schweigen. Verwundert, Böses ahnend, trat er einen Schritt näher und stand im Rahmen der Thür. Da sah er seinen Neffen am Boden liegen, den Diener in Thränen daneben.

„Allmächtiger Gott!" rief er aus. Der Anblick überwältigte ihn fast, mit der Rechten griff er nach dem Thürpfosten, um sich aufrecht zu halten, denn es flirrte ihm vor den Augen und seine Kniee bebten, aber es dauerte nur einen Augenblick, dann hatte er seine Fassung wieder.

„Was steht Ihr nutzlos hier und gafft?" wandte er sich streng an die Leute. „Matthias, Du sattelst sofort und reitest zum Pfarrer hinunter. Ich lasse

ihn bitten, gleich zu kommen. Ihr andern, fort und zur Ruhe."

Damit trat er in das Gemach und schloß die Thür hinter sich. Leise entfernte sich die Schar; man wußte, wenn Graf Günther in diesem Tone sprach, galt es schnell und schweigend gehorchen.

Mit Franzens Hilfe hob nun der Greis den Körper Heinrichs auf und bettete ihn auf das breite Ruhebett, das in dem Gemache stand. Er beugte sich über ihn, öffnete Weste und Jabot und horchte nach dem Herzschlage; umsonst, er vernahm ihn nicht mehr, so angestrengt er auch hinhörte. Es war kein Zweifel möglich: die Kugel, die sich den Weg in die weiße Schläfe gebahnt, hatte die ihr gestellte Aufgabe nur zu gut gelöst, Graf Heinrich Buchenberg war tot.

Das Nutzlose weiterer Bemühungen einsehend, richtete Günther sich auf und sah mit starrem, trostlosem Blick auf den Leichnam seines Neffen nieder. Er konnte es noch nicht fassen. Vor wenig Stunden erst hatte er ihn frisch und lebenskräftig verlassen und nun stand er an seinem Totenbett und in Nichts zerfallen waren alle Hoffnungen, die er an ihn geknüpft. Des Schicksals Hand lastete schwer auf dem Hause der Buchenberger. Es raubte ihm das blühende Haupt und ließ als seine letzten Stützen einen lebensmüden Greis zurück und ein todwunden Mann, dessen Tage wohl auch gezählt waren. Das also war das Ende! Günthers Augen, die des Weinens so lange entwöhnt waren, jetzt füllten sie sich mit Thränen. O, über die Eitelkeit menschlichen Dichtens und Trachtens, o, über die Nichtigkeit des Lebens! War es nicht erst am gestrigen Abend gewesen, daß er sich Magdalene gegenüber in vermessenem Prahlen gerühmt hatte, er wache über Heinrichs Glück und werde nicht dulden, daß man es antaste? Wo waren nun die Früchte seiner Wachsamkeit? Zu Scherben geschlagen das Glück, tot der, dem er es wahren wollte. Er hatte ihn nicht zu schützen vermocht vor — Ja, vor wem denn? Die Frage, die ihm in der ersten Bestürzung nicht gekommen war, stand nun riesengroß vor ihm auf und heischte Antwort. Wer war es gewesen, der den Unglücklichen in den Tod getrieben, was hatte den Anstoß gegeben zu der entsetzlichen That? Vergebens wandte er sich an Franz mit der Frage, was denn dem Grafen in seinen letzten Stunden begegnet sein könne; dieser konnte ihm nur berichten, sein Herr habe ihn mit der Wache an des Rittmeisters Krankenlager beauftragt und sei dann in die Bibliothek gegangen. Was weiter geschehen sei, wisse er nicht, bis er plötzlich den Schuß — Thränen erstickten seine Stimme, er vermochte nicht, weiter zu sprechen. Günther winkte ihm, an seinen Posten bei dem Grafen Konrad zu gehen, und begann, sobald die Thür sich hinter dem Diener geschlossen, das Zimmer zu durchsuchen. Es war kein Zweifel, es hatte sich hier etwas ereignet, so ernst und schwer, daß seinem Neffen kein anderer Ausweg blieb, als der, welchen er gewählt hatte. Aber es mußte sich doch eine Spur finden lassen von dem, was geschehen war, ein Anhaltspunkt, den er verfolgen konnte, um den Tod dessen zu rächen, dessen Glück zu wahren er sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Und wie er spähend um sich sah, da fiel sein Blick auf ein Blatt Papier, das am Boden lag, den Brief, der Heinrichs Hand entsunken war. Er bückte sich, ergriff ihn, hob ihn auf und warf einen Blick auf die Zeilen. Eine Blutwelle flutete über sein Antlitz und pfeifend ging sein Atem. Er erkannte die Handschrift Magdalenens. Wenn es dieser Brief wäre, der ihn in den Tod getrieben! Und mit fieberischer Hast las er, was seinen Verdacht bestätigte.

Da öffnete sich die Thür und Magdalene stürzte herein, im Nachtgewande, mit gelösten Haaren. Ihr Blick fiel auf Günther, der in der Mitte des Gemaches stand.

„Oheim!" rief sie, „um der Barmherzigkeit willen, ist es wahr, was Marthe mir soeben sagt?"

Er erwiderte nichts; den Brief in der Hand, sah er sie schweigend finster an.

Sie blickte um sich, sah den Leichnam auf dem Ruhebett und stürzte mit lautem Aufschrei zu ihm hin. Aber mit rauhem Griff riß Günther sie empor und schleuderte sie fort von dem Lager.

„Zurück von Deinem Opfer, Mörderin!"

Sie fuhr zusammen, als sie diese Worte vernahm, deren Bedeutung sie, wiewohl schuldbewußt, doch nicht verstand, und stammelnd und nach Fassung ringend, fragte sie: „Was ist — was soll das heißen?"

„Was das heißen soll? Das soll heißen, daß Sie es sind, die Heinrich zum Selbstmord getrieben und Schmach und Schande über unser Haus gebracht hat."

„Ich?" fragte sie noch einmal, mühsam Festigkeit heuchelnd. „Hat der Schrecken Ihre Sinne verwirrt?"

Günther lachte ingrimmig auf. „Es wäre nicht verwunderlich, wenn es geschehen wäre. Was Sie gethan, ist wohl der Art, daß man den Verstand darüber verlieren könnte. Aber leider ist es zu wahr, was ich sage. Über Ihr Haupt kommt das Blut dieses Toten!"

„Wahrhaftig, Sie reden irre!" entgegnete sie trotzig. „Ich werde die Diener rufen müssen, um mich vor Ihnen zu schützen." Und damit streckte sie die Hand nach dem Klingelzuge aus.

„Das werden Sie nicht thun!" Seine Stimme klang so drohend, daß sie zitternd die Hand wieder sinken ließ. „Verlangt es Sie nach weiteren Zeugen Ihrer Niederträchtigkeit? Was wir zu reden haben, taugt nicht für andere Ohren. Kennen Sie diesen Brief?"

Sie nahm den Bogen, den er ihr hinhielt, verwundert in die Hände und sah ihn an. „Gerechter Gott des Himmels!" schrie sie auf.

Günther verwandte kein Auge von ihr. Hätte er bisher noch den geringsten Zweifel an ihrer Schuld gehabt, ihr Erschrecken hätte ihm denselben genommen.

„Nun?" rief er in bitterem Hohne. „Warum schweigen Sie jetzt, Frau Gräfin, warum schlagen Sie die Augen nieder? Wagen Sie noch zu behaupten, daß ich irre rede? Ja, starren Sie nur vor sich hin und krampfen die Hände, den Toten machen Sie damit nicht wieder lebendig. Sehen Sie hin, wie

er daliegt, starr und kalt, in der Blüte seiner Jahre durch eigene Hand gefallen. Das ist Ihr Werk! Sehen Sie es an! Oder haben Sie nicht den Mut, das Unglück ins Auge zu fassen, das Sie angestiftet?"

Einen scheuen Blick warf Magdalene nach dem Leichnam, aber schnell wandte sie sich schaudernd ab und schlug die Hände vors Gesicht.

Unerbittlich fuhr Günther fort: „Nun graust Ihnen vor der Saat, die aus Ihrem Thun aufgegangen, nun bergen Sie Ihr Antlitz in die Hände. O hätten Sie es früher verborgen, hätten Sie's damals verborgen, als mein armer Heinrich heimkehrte und sich der hübschen Larve gefangen gab. Er meinte, es müsse dahinter auch eine schöne Seele wohnen. Wie bitter hat er diesen Irrtum büßen müssen. Mit seinem Leben hat er ihn bezahlt!"

„O, hören Sie auf!" schluchzte Magdalene. „Seien Sie barmherzig!"

„Barmherzig? Mit wem? Mit Ihnen? Wodurch haben Sie Barmherzigkeit verdient? Haben Sie denn selber sie geübt? Haben Sie nicht kalt und berechnend erst Konrad und dann Heinrich in Ihre Netze gelockt und beide unglücklich gemacht? Und nun verlangen Sie von mir, was Sie meinem Blute nicht gewährten?"

Magdalenens Kraft war zu Ende. Haltlos und gebrochen sank sie auf einen Sessel und schluchzte laut. Aber Günther blieb ungerührt. Mit finstern Augen sie messend, sprach er weiter: „Sie haben ein falsches Spiel getrieben, aber nun ist es zu Ende. Geliebt haben Sie keinen von beiden, sie sollten Ihnen nur Mittel zum Zweck sein. Weil Ihnen der reichere Vetter besser taugte, warfen Sie den andern achtlos beiseite, und machten so beide unglücklich. Und nun sollten Sie im Besitz und Glück sich sonnen, nachdem Sie den einen in den Tod getrieben haben und der andere ihm, wer weiß wie bald, nachfolgt? Da sei Gott davor!"

Entsetzt blickte sie zu ihm auf, aber sie konnte ihm nicht in die Augen sehen, die Blitze auf sie sprühten, und senkte das Haupt. Wie Keulenschläge traf sie jedes seiner Worte, als er nun fortfuhr:

„Ich habe Sie gewarnt, zu wiederholten Malen, ich habe Ihnen gesagt, daß ich zum wenigsten über Heinrichs Glück wachen und sein Unglück an dem rächen würde, der es verschuldete. Ich ahnte nicht, daß Sie schon Schlimmeres gethan, als ich fürchtete, daß Sie noch thun könnten. Erwarten Sie keine Gnade von mir!"

Sie fuhr in tödlichem Bangen von dem Sessel auf. „Gott im Himmel, was wollen Sie thun?"

Mit seinem Blicke bannte er sie an die Stelle und mit unerbittlichem Ernst in den Zügen, fuhr er fort: „Nichts als Unglück haben Sie über unser Haus gebracht, seine Zukunft haben Sie vernichtet und ihm obendrein noch Schande gemacht. Sie, die sich glücklich hätte preisen sollen, seinen Namen tragen zu dürfen, haben sich wider seine Ehre vergangen. Ich, als der letzte des Stammes, der einzige, der jetzt über Sie zu Gericht sitzen kann, ich habe Sie gerichtet. Sie haben sich des Rechtes, weiter zu leben, durch Ihr Thun selbst begeben, Sie müssen sterben!"

„Sterben!" schrie Magdalene und sprang abermals auf, um sich vor ihm auf die Knie zu werfen. „Gnade, Gnade, ich will, ich kann nicht sterben."

Er schüttelte sie ab und griff nach der zweiten Pistole, die neben der Truhe auf dem Tische lag. Sie wollte zur Thüre eilen und hinausflüchten. Günther vertrat ihr den Weg. Händeringend stand sie da, ihre Blicke schweiften im Gemach umher, nach einem Ausweg, nach Rettung suchend. Schon spannte er den Hahn, schon hob er den Lauf gegen sie, da fielen ihre Augen auf die offene Glasthür. Wenn sie diese erreichen konnte, wenn sie die Treppe hinuntereilen konnte, so war sie gerettet. Sie würde ein Versteck im Gebüsch finden, sie würde seiner Wut entgehen. Sie faßte alle ihre Kraft zusammen.

„Halten Sie ein!" rief sie aus. Der plötzliche Ausruf machte ihn stutzen; sie benutzte den gewonnenen Augenblick, um, ohne das Gesicht von ihm abzuwenden, rückwärts ein paar Schritt der Glasthür zu zu machen.

„Sie wollen einen Mord begehen!"

„Ich will ein gerechtes Urteil vollstrecken!"

Und wieder hob er die Waffe. Da wandte sie sich und stürzte der Thür zu und hinaus auf die Treppe. Er sah es und sprang nach, um sie zurückzureißen, sie hörte ihn hinter sich, die Todesangst beschleunigte ihren Lauf, sie verwirrte sich in den Falten ihres Gewandes und strauchelte. Günther, der jetzt dicht hinter ihr war, und schon die Hand ausstreckte, sie zu erfassen, griff in die Luft und vor ihm stürzte Magdalenens Gestalt in jähem Fall über die steilen Stufen und blieb, schwer aufschlagend, unten liegen.

Einen Augenblick stand Günther wie erstarrt. „Herr im Himmel!" rief er aus, „hast Du selber sie gerichtet?" Und wie nun Magdalene weder sich bewegte, noch einen Laut von sich gab, da eilte er hastig die Treppe zu ihr hinunter, nahm sie in seine Arme und trug sie hinauf in ihr Schlafgemach. Sie atmete noch leise und ihr Puls ging schwach, aber sie hatte das Bewußtsein verloren und aus einer tiefen Wunde an der Schläfe entströmte ihr Lebensblut. —

Eine Stunde später kam der Pfarrer an. Atemlos eilte er Günther entgegen, der ihn erwartete. „Wo ist der Graf? Rasch lassen Sie mich nach ihm sehen!"

Düster schüttelte Günther das Haupt: „Mein Neffe ist zu seinen Vätern versammelt. Aber eine andere bedarf Ihrer." Dann führte er ihn zu Magdalene. Als der Pfarrer sie untersucht hatte, trat er achselzuckend zurück: „Hier ist keine Hilfe möglich. Sie wird kaum mehr bis zum Morgen leben."

Die Frage des Geistlichen nach der Ursache des Unfalls beantwortete Günther nur mit den Worten: „Die Gräfin ist die Treppe hinabgestürzt, die aus der Bibliothek in den Garten führt," und für seine Vermutungen bezüglich des Grundes, der Heinrich die Waffe wider sich selbst hatte erheben lassen, hatte er nur ein finsteres Schweigen. Aber mit eindringlichen Worten beschwor er ihn, nun sein ganzes Wissen und Können aufzubieten, um wenigstens seinen andern Neffen am Leben zu erhalten.

Es war ein heißer Kampf, den menschliche Kunst und Sorgfalt wider den Todesengel auszufechten hatten, der schon an Konrads Bett getreten war, und in den ersten Tagen schien es nicht, als wenn sie Sieger bleiben sollten. Als man den Grafen und Magdalene in die Familiengruft senkte — Günther konnte der Toten, so schwer es ihm auch ankam, diese Ehre nicht versagen, wenn er unnützem Gerede aus dem Wege gehen wollte — da stand es so böse um den Verwundeten, daß man glaubte, er werde ihnen bald nachfolgen. Aber langsam, allmählich trat eine Wendung zum Bessern ein, dank vor allem der unermüdlichen Pflege seines Oheims, der, so lange es seine Kräfte gestatteten, an dem Krankenlager aushielt und, wenn ihn die Erschöpfung zwang, sich Ruhe zu gönnen, nach wenig, kurzgemessenen Stunden der Rast, in denen er dem braven Erlecke seinen Platz einräumte, wieder auf den Posten zurückkehrte. So wich denn das Fieber, die Wunden begannen zu heilen, und als der Oktober zur Rüste ging, durfte Konrad das Bett verlassen und zum ersten Male wieder die freie Luft genießen. Er saß auf der Terrasse in einem bequemen Sessel, dicht in warme Decken gehüllt, und schaute sinnend in das gelbe Laub der sich entblätternden Buchen, das in den Strahlen der milden Oktobersonne golden erglänzte, und suchte die Ereignisse seit seiner Verwundung sich zu vergegenwärtigen. Man hatte ihm den Tod Heinrichs und Magdalenens bisher verheimlicht, um ihn nicht zu sehr aufzuregen. Nun aber, da sein Geist wieder anfing, Anteil an allem zu nehmen, was um ihn vorging, befremdete es ihn, nichts von ihnen zu hören noch zu sehen. Er wandte sich zu Günther, der neben ihm stand: „Höre doch, Oheim: mir ist es, als wäre am ersten Tage, als man mich hierherbrachte, Heinrich um mich gewesen. Hat mir das nur geträumt und ist er mit seiner Gattin überhaupt nicht hier, daß ich ihn nicht zu sehen bekomme? Sind sie in Walderode?"

Günther erschrak. Er hatte diese Frage ja voraussehen müssen, aber es erschütterte ihn doch, als sie nun wirklich gestellt wurde. Er fürchtete, Konrad werde zu sehr erschüttert werden, wenn er ihm die Wahrheit sagte; und doch war er sie ihm schuldig. Darum zauderte er mit der Antwort. Als jener aber ungeduldig seine Frage wiederholte, da nahm er sich ein Herz und mit der Rechten auf die Kirche des Schlosses deutend, in der die Familiengruft sich befand, sagte er mit tiefem Ernste: „Sie sind dort."

Entsetzt fuhr Konrad in die Höhe: „Oheim! Verstehe ich Dich recht? Tot? Alle beide tot?"

Der Greis legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter und drängte ihn sanft auf seinen Sitz zurück. „Fasse Dich! Du sollst alles erfahren. Ich bin Dir Offenheit schuldig." Und er erzählte ihm, was er selber von den Ereignissen wußte oder erraten hatte.

Schweigend hörte der junge Graf ihn an und saß lange stumm da, nachdem er geendet. „Es ist entsetzlich!" stöhnte er endlich. „Durch mein Verschulden ging Heinrich in den Tod!"

„Durch Dein Verschulden? Wer sagt das? Durch das Verschulden jenes elenden Weibes, das die gerechte Strafe erlitt, indem es sich dabei selber ins Verderben stürzte."

Konrad nickte nur stumm mit dem Haupte. Dann saßen beide, in ihre Gedanken versunken, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach Günther das Schweigen: „Du trauerst auch um sie, Neffe. Du hast sie geliebt. Aber bedenke, wie sie Dir's gelohnt hat! Vergiß sie; sie ist es nicht wert, daß sie Dein Leben zerstört."

Konrad sah ihm ernst ins Auge: „Vergessen, Oheim? Kann man den Traum seiner Jugend vergessen? Hast Du's gekonnt? Vergessen werde ich sie nie. Aber mein Leben ist darum nicht zerstört. Grünt und wächst doch auch der Baum weiter, dem der Maifrost die Blüten abgestreift hat. Die Empfindung, die den Jüngling glücklich machte, habe ich verloren, aber etwas anderes, denke ich, wird den leeren Platz ausfüllen, die Lust am Schaffen, das Gefühl der Pflicht."

„Konrad!" rief da der Greis und in seinen Augen blitzte es hell auf. „Ist das Deine Meinung? Dann fahre wohl, schwerste Sorge meiner alten Tage und Glück zu, Haus Buchenberg!"

Aber noch eine andere Frage beschäftigte den Rittmeister, die Frage nach dem Gange des Krieges und den Aussichten seines Kriegsherrn. Auch darüber erstattete ihm Günther Bericht. Der tolle Zug, bei dessen Beginn er blessiert worden, war von Seydlitz mit Glück durchgeführt. Mit eintausendfünfhundert Reitern hatte der kecke General achttausend Franzosen aus Gotha verjagt, die Führer waren ihm mit knapper Not entronnen, das ihnen im herzoglichen Schloß aufgetischte Prunkmahl hatte er mit seinen Offizieren sich schmecken lassen. Später hatte er freilich vor der Überzahl sich zurückziehen müssen und so hatte der Krieg hin und her gewogt, bis es jetzt hieß, der König Friedrich sei selber im Anmarsch, um eine Entscheidung so oder so herbeizuführen. Nun konnte Konrad es kaum mehr erwarten, bis sein Gesundheitszustand es ihm gestattete, zu seinem Regiment zurückzukehren. Vergebens suchte der Oheim ihn zu überreden, er solle den Dienst quittieren und sich den Aufgaben widmen, die seiner nun als des neuen Herrn von Buchenberg harrten. Er blieb fest: so lange der Krieg daure, sei sein Platz bei den Fahnen, zu denen er geschworen.

„Und wenn Du fällst, Konrad? Wenn eine zweite Kugel besser trifft?"

„Dann hat es das Schicksal so gewollt."

Günther mußte sich bescheiden. Aber Thränen standen in seinen Augen, als der Morgen des vierten November anbrach und Konrad und Erlecke die Schloßtreppe hinunterstiegen und sich auf die Pferde schwangen, die sie wieder ihrem Regiment zutragen sollten. Es war erst gestern, wie sie erkundet hatten, vorbeigezogen und wenn sie sich dazu hielten, konnten sie es noch zum Abend einholen.

„Lebe wohl, Oheim!" rief Konrad. „Und auf ein glückliches Wiedersehen, so Gott will." Damit gab er seinem Fuchs die Sporen und sprengte die Buchenallee hinunter, gefolgt von dem treuen Burschen.

Am Mittag rasteten sie, dann ging es wieder

weiter; die Ungeduld trieb Konrad vorwärts. Als die Sonne aber zur Rüste ging, sah er vor sich zwischen Hügeln die Dächer eines Dorfes. Dort mußten sie für die Nacht Quartier machen, auch wenn die Truppe schon weiter marschiert war.

Ein Bauer, der mit einem Fuhrwerk die Landstraße daher kam, zog seine Kappe vor dem Offizier. Konrad rief ihn an: „Heda, guter Freund, weiß Er nicht, wo unsere Truppen stehen?"

Der Bauer drehte sich auf seinem Sitze halb um und deutete mit der Peitsche nach den Dächern hin. „Dort biwakieren sie. Wenn Ihr gut zureitet, könnt Ihr in einer Stunde bei den Lagerfeuern sein."

„Also vorwärts, Erlecke!" Aber noch einmal wandte er sich zu dem Bauern: „Sag' Er doch, wie heißt das Dorf?"

Und im Weiterfahren rief ihm der zurück: „Das Dorf heißt Roßbach!"

E n d e.

Im Lande der Sonne.

Roman

von

B. Clément.

(Fortsetzung.)

Indessen war die Sonne höher gestiegen, und der junge Offizier fing an unter der Hitze zu leiden. Er schaute sich um und bemerkte, daß er sich ziemlich weit von Lucknow entfernt hatte. Da er mit seinen wenigen Leuten die Verfolgung nicht fortsetzen konnte, so beschloß er nach der Stadt zurückzukehren.

Um seinen brennenden Durst zu löschen, lenkte er einem Dorfe zu und erquickte sich mit seinen Leuten an klarem Brunnenwasser. Die Dorfbewohner scharten sich wohl zusammen und sahen seinem Treiben zu, keiner zeigte jedoch eine böse Absicht. John stieg mit seinen Soldaten wieder auf und fort ging es in schlankem Trabe.

Sie waren noch nicht weit geritten, als einer seiner Leute ihm eine Warnung zurief und nach einem langgestreckten Hügel wies, der sich seitwärts von dem Dorfe hinzog. Das scharfe Auge des jungen Offiziers entdeckte mehrere dunkle Gestalten dicht aneinandergedrängt hinter dem Hügel, die offenbar auf ihn warteten. Er erkannte sofort, daß er der Übermacht des Feindes nicht gewachsen sei und schlug einen anderen Weg ein. Verschiedene Schüsse krachten hinter ihm her, doch keine Kugel erreichte ihr Ziel. Dies Erlebnis belehrte ihn jedoch, vorsichtig zu sein, und so vermied er die Dörfer.

Schon näherte er sich dem Kantonnement und ließ die erhitzten Pferde langsamer gehen, als er hinter einer Erhöhung sich etwas bewegen sah. Er hielt sein Pferd an und lauschte. Es blieb jedoch alles ruhig, und schon wollte er weiter reiten, als er abermals ein leises Geräusch vernahm. Schnell entschlossen sprengte er vorwärts und eilte um den Hügel herum. Der Anblick aber, der ihm wurde, erstarrte ihm fast das Blut vor Schreck.

In einer kleinen Vertiefung saßen zwei junge Mädchen eng aneinandergeschmiegt und sahen ihm schreckensbleich entgegen, im nächsten Augenblicke sprangen jedoch beide auf und riefen, ihm die Hände unter Jauchzen und Weinen entgegenstreckend: „John, John, Gott im Himmel sei gedankt."

Er sprang ab. „Amarasanthi, Franzis," stammelte er fassungslos, „wie kommt Ihr hierher?"

Franzis umklammerte seinen Nacken. „Rette mich, John, ich werde noch wahnsinnig vor Angst. Es war die schrecklichste Nacht meines Lebens und der Tag war noch entsetzlicher."

Sie schauderte, und als John in das todblasse Antlitz mit den fieberglühenden Augen sah, erkannte er, daß jetzt keine Zeit zum Fragen sei. Er hob die Schwester zu einem Sepoy auf das Pferd, bedeute ihm, an seiner Seite zu bleiben, und nachdem er Amarasanthi vor sich auf das eigene Pferd gesetzt hatte, ging es so schnell wie möglich dem Kantonnement zu.

„Kannst Du mir sagen, wie Ihr hierher gekommen seid, Amarasanthi?" fragte er nach einer Weile.

Sie nickte und berichtete ihm, was sich zugetragen hatte. Er schauderte, als er von ihrer Flucht und ihrer hilflosen Lage hörte, unwillkürlich umschloß sein Arm die zarte Mädchengestalt fester.

„Wir hätten nun gewiß das Kantonnement ungehindert erreicht," schloß Amarasanthi ihren Bericht, „aber während des Gefechtes, das glücklicherweise mehr nach der eisernen Brücke zu wütete, fürchtete Franzis sich so sehr, und später war sie so erschöpft von der Hitze und dem Mangel an Nahrung, daß sie erklärte, nicht gehen zu können. Ich war wirklich ganz ratlos, da sandte Gott Dich zu unserer Rettung, guter John." Sie sah dankbar lächelnd zu ihm auf, und seine Augen leuchteten freudig.

„Ja, Gott sei gedankt, daß ich den Rückweg nicht wieder über die eiserne Brücke nahm, ich vermag nicht auszudenken, was aus Euch geworden wäre, armes Kind. Eins aber versprich mir, Amarasanthi, folge Franzis niemals wieder, was sie auch von Dir fordern mag."

„Ich werde nicht wieder wissentlich Unrecht thun, John, gewiß nicht," beteuerte sie.

Inzwischen hatten sie das Kantonnement erreicht, und die jungen Mädchen erschraken, als sie die Verwüstung sahen. Es waren nur wenige Bungalows stehen geblieben, unter diesen der, welcher zur Regentschaft gehörte und von Sir Henry bewohnt wurde. Dorthin lenkte John die Pferde und führte die ganz erschöpften Mädchen ins Haus, obgleich Amarasanthi lieber sofort nach der Regentschaft zurückgekehrt wäre. John beruhigte sie indessen mit dem Versprechen, einen Boten an Jane zu schicken, brachte beide in die Privatwohnung des Generals und ging, diesen zu benachrichtigen.

Im nächsten Augenblicke ward die Thür geöffnet und Franzis befand sich in den Armen ihres Vaters, der gerade über den Verbleib der jungen Mädchen mit dem General gesprochen hatte. Franzis hatte heftige Vorwürfe von dem Vater erwartet, seine Freude jedoch preßte ihr heftige Thränen aus.

Dem Oberst ward unbehaglich. Er liebte keine Rührscenen, so strich er etwas ungeschickt über das wirre rötliche Haar seiner Tochter und sagte: „Nun, nun, Kleine, es ist ja alles gut abgelaufen, John hat einen Orden verdient, daß er Euch ungehorsamen Mädchen glücklich eingefangen hat. So, nun laß das Weinen, aber ein anderes Mal wird Ordre pariert, verstanden?"

„Ja, Papa," gelobte Franzis so demütig wie nie in ihrem Leben, „ich thue gewiß nie wieder etwas gegen Deinen Willen."

„Nun, so soll es vergeben und vergessen sein," erwiderte Oberst Wilson und nickte Amarasanthi, die ihn auch um Verzeihung bat, freundlich zu.

Beide Mädchen erröteten tief, als Sir Henry Lawrence in das Zimmer trat, und selbst Franzis brachte eine Bitte um Verzeihung über die Lippen. Er kam ihnen in ihrer Verlegenheit liebenswürdig zu Hilfe. „Ich teile die Freude Mr. Wilsons, die Damen wohlbehalten wiederzusehen. Sie werden indessen einer Erfrischung bedürfen, darf ich Sie bitten, mir in das Nebenzimmer zu folgen?"

Hier stand ein Frühstück bereit, das die erschlafften Lebensgeister wiederherstellte, und die beiden jungen Mädchen erklärten nach demselben, sich kräftig genug zu fühlen, nach der Regentschaft zurückzukehren.

Der General ließ zwei Sänften bringen und beauftragte John, die Damen mit militärischer Bedeckung heimzubringen.

Mrs. Wilson hatte nichts von dem Verschwinden ihrer Tochter und ihres jungen Gastes erfahren; sie lag nach der Aufregung der Nacht in halbem Schlummer und erleichterte somit Jane und Elisabeth die schwere Aufgabe, ihr ein freundliches, sorgloses Gesicht zu zeigen, wo ihnen doch so todesbange ums Herz war. Wie eine Erlösung kam ihnen Johns Kunde, und als Franzis und Amarasanthi später anlangten, hielten sich die beiden Schwesternpaare stumm umschlungen. Selbst in Janes Augen glänzten Thränen, als sie in Franzis' blasses Antlitz sah.

„Gott sei Dank, daß wir Euch unversehrt wieder haben, nun komm aber und lege Dich eine Stunde nieder."

Franzis ließ sich der Schwester Hilfe gern gefallen und hielt ihre Hand fest, als sie auf ihrem weichen Lager ruhte. „Es soll mein letzter Streich sein, Janet, altes Mädchen," sagte sie, „ein Glück, daß Mama nichts davon erfahren hat."

Jane nickte und ging, die Mutter auf Johns Besuch vorzubereiten, während das andere Schwesterpaar dicht nebeneinander saß und sich die jüngsten Erlebnisse mitteilte.

Sir Henry zog alle Regimenter, die außerhalb der Stadt lagen, im Kantonnement zusammen, um sie besser überwachen zu können. Eine Zählung ergab, daß von allen vier Sepoyregimentern nur vierhundertsieben Soldaten treu geblieben waren. Einige der Offiziere rieten Sir Henry, er solle auch diese entwaffnen und sie in ihre Heimat entlassen, er erklärte jedoch, daß er denjenigen, die am Morgen treu zu ihm gehalten, nicht so lohnen wolle. Die vier Sepoys, welche John begleitet hatten, wurden reich beschenkt, seltsamerweise schlossen sie sich jedoch später den Empörern an, indem sie sagten: „Wir lieben unsern Lieutenant und wollten nicht, daß ihm ein Leid geschähe, wenn sich aber die ganze Armee empört, müssen wir es auch." Die gefangenen Sepoys, welche teilweise in der Mushee Bhowum, einer Festung, untergebracht waren, wurden teils in Freiheit gesetzt, viele aber, namentlich solche, die ihre eigenen Offiziere ermordet hatten, wurden aufgehangen.

Die Empörer hatten, wie Sir Henry durch ausgesandte Boten erfuhr, den Weg nach Seatapoor eingeschlagen. Da er für die Sicherheit dieser Stadt fürchtete, sandte er auf anderem Wege einen Kamelreiter mit einer Warnung dorthin. Die Empörer schwenkten indessen nach links, überschritten den Ganges und wandten sich nach Delhi.

Sir Henrys Gesundheit litt sehr unter der Anstrengung und Aufregung, und er siedelte auf den dringenden Rat seines Arztes nach der Regentschaft über.

In den nächsten Tagen kamen betrübende Nachrichten von allen Seiten. Nun die Hauptstadt das Zeichen gegeben, brach in dem ganzen früheren Königreiche Oude die Empörung aus. Täglich strömten Flüchtlinge, meist Frauen und Kinder, herbei, die freundlich aufgenommen wurden. Die Damen nahmen sich ihrer besonders an, namentlich Elisabeth und Amarasanthi, so weit die Pflege der leidenden Tante es zuließ. Aber auch Jane beteiligte sich, und selbst Franzis saß manche Stunde an dem Lager der Mutter.

Am dritten Juni erschien ein Polizist und meldete, daß auf der Chaussee nach Seatapoor Flüchtlinge zusammengebrochen wären und flehentlich um Hilfe bäten. Hauptmann Fulton, ein besonders energischer, tapferer Offizier, machte sich mit mehreren Mann und einem Wagen auf, die Ärmsten zu holen, während alles für diese in Bereitschaft gesetzt wurde.

Am Abend langte er wohlbehalten wieder an und führte Männer, Frauen und Kinder, vollständig erschöpft und ermattet, da sie Tag und Nacht unterwegs gewesen, mit sich. Unter liebevoller Pflege

erholten sie sich bald und erzählten schaudernd von den Greuelscenen, die vor ihren Augen geschehen waren. Unter den Flüchtlingen befand sich auch eine Offizierswitwe, Mrs. Jones mit ihrer Tochter Ellen, die mit einem in Seatapoor stehenden Offizier, Mr. Oberley verlobt war. Der junge Offizier hatte für die Sicherheit von Braut und Mutter gesorgt und den Zug der hilflosen Frauen und Kinder nebst andern Offizieren begleitet. Unterwegs wurden sie von herumstreifenden Sepoys, denen sich Gesindel aller Art angeschlossen hatte, angegriffen. Die Frauen und Kinder waren teilweise in einen nahen Bananenhain geflüchtet, während die Herren den Rückzug deckten. Charles Oberley war nicht zu seiner Braut zurückgekehrt, da jedoch niemand bestimmt wußte, daß er gefallen, so hoffte man noch immer auf seine Rückkehr. Die junge Braut war außer sich, klammerte sich aber immer noch an den Gedanken, daß er nur versprengt sei. Wohl zehnmal des Tages fragte sie: „Nicht wahr, Mama, Du glaubst es doch auch?" Und immer antwortete die Mutter hoffnungsvoll, wenn ihr auch das Herz weh that beim Anblick ihres Kindes. Stundenlang saß das beklagenswerte Mädchen am Fenster und blickte nach dem Thore hinunter, durch das der Geliebte treten mußte, wenn er von Seatapoor kam, doch ein Tag verging nach dem andern, ohne ihn zu bringen.

Das Schicksal der jungen Braut flößte allen die größte Teilnahme ein, namentlich da jeder glaubte, daß der junge Offizier ein Opfer seiner Feinde geworden sei, erzählten die Flüchtlinge, die täglich herbeieilten, doch Züge teuflischer Grausamkeit, mit der Offiziere, Frauen und Kinder hingemordet wurden.

Es war spät am Abend des dritten Juni. Die Damen und Kinder lagen fast sämtlich schon in süßer Ruhe, als Jane aus dem Zimmer ihrer Mutter kam, um sich nach dem eigenen zu begeben. Da tönten Stimmen und Schritte auf der Treppe. Sie unterschied deutlich das Schluchzen einer Frauenstimme und die beruhigende Sir Henrys. Im nächsten Augenblicke stand dieser vor ihr, an der Hand einen blassen blonden Knaben von vielleicht acht Jahren, während sich ein kleines braunäugiges Mädchen an eine kleine zierliche Frauengestalt schmiegte. Alle drei trugen die Kleidung der Eingeborenen und wiesen Spuren schweren Leidens auf.

„Ah, Miß Wilson, wie erfreut bin ich, Sie noch zu finden," rief Sir Henry lebhaft, „darf ich auf Sie rechnen?"

„Zu jeder Stunde, Sir Henry, sobald Sie meiner bedürfen."

„Haben Sie Dank, Miß Wilson. Darf ich Sie bitten, sich dieser Dame, Mrs. Dorin, deren Gatte, mein tapferer Kamerad, in Seatapoor gefallen ist, und der Kinder anzunehmen?"

„Gerne," entgegnete Jane und reichte der Landsmännin die Hand. „Kommen Sie mit mir, es ist ein Zimmer neben dem meinen frei, da kann ich ein wenig für Sie und die Kinder sorgen."

„Das trifft sich gut," sagte Sir Henry erfreut, „ich werde Befehl erteilen, daß Erfrischungen gebracht werden. Haben Sie herzlichen Dank, Miß Wilson, und möchten Sie, beste Mrs. Dorin, Erholung und Ruhe bei uns finden." Er drückte den beiden Damen die Hand, strich freundlich über die schmalen Wangen der Kinder und ging.

Jane führte die Flüchtlinge in das Zimmer und drückte die ganz erschöpfte Mrs. Dorin auf den Diwan. Die Kinder, die sich scheu an die Mutter schmiegten, zog sie freundlich zu sich heran. „Ihr müßt Eure Mutter jetzt etwas ruhen lassen," sagte sie so liebreich, wie keiner es der kaltherzigen Jane zugetraut hätte. „Wie heißt Ihr denn?"

„Ich heiße Mabel," berichtete die Kleine, indem sie die dunkle Lockenfülle aus der Stirn schüttelte, „und er heißt Frank. Klein Eddy ist unterwegs gestorben, den haben wir in ein Loch gelegt —"

Ein schmerzliches Stöhnen unterbrach sie, erschrocken verstummte sie und blickte auf die Mutter, welche das Antlitz in den Händen barg und qualvoll schluchzte. Um den feinen Kindermund zuckte es verräterisch, und Jane hob die Kleine schnell auf den Schoß, sie zu beruhigen, Frank aber schmiegte sich an die Mutter und sagte, indem er die weißen Hände streichelte: „Weine nicht, liebe Mama, Eddy ist bei dem lieben Papa, damit der nicht so allein im Himmel ist. Nicht wahr, Mama, es ist schön, daß einer von uns bei ihm ist?"

Die arme Mutter zog den kleinen Tröster fest in die Arme und sagte leise: „Ja, mein Frank, Du hast recht, es ist ein schöner Gedanke. Jedenfalls sind die Toten glücklicher als die Lebenden."

Frank sah seine Mutter nachdenklich an, Mabel aber lehnte sich zutraulich an Jane und sagte in lautem Flüstertone: „Ich möchte nicht tot sein, Du? Klein Eddy —"

Jane legte schnell die Hand auf den kleinen Mund und atmete erleichtert auf, als die Erfrischungen erschienen und somit Mabels Gedanken von dem verstorbenen Brüderchen abgelenkt wurden. Die Kinder aßen mit bestem Appetit, und als sie dann auf weichem Lager ruhten, sanken sie schnell in tiefen, ruhigen Schlummer.

Mrs. Dorin hielt Janes Hand fest, als diese sich über sie beugte, ihr eine gute Nacht zu wünschen, und sagte bittend: „Sie sind so freundlich gegen mich und die Kinder, darf ich mein gequältes Herz erleichtern? Mir ist, als könnte ich es leichter tragen, wenn ich mich gegen eine teilnehmende Seele ausgesprochen. Das heißt, wenn ich Ihre Nachtruhe nicht zu sehr störe."

Jane nahm die heiße, zuckende Hand in ihre kühle, setzte sich neben das Bett und sagte herzlich: „Sprechen Sie, Mrs. Dorin, Sie können meiner innigsten Teilnahme sicher sein. Ich bin nicht schläfrig."

Ein tiefer Seufzer, dann begann die unglückliche Frau leise: „Der Aufstand in Seatapoor brach so unerwartet schnell aus, daß keine Zeit war, vorher an Sicherheitsmaßregeln zu denken. Mein Mann befahl mir, mich und die Kinder zur Flucht bereit zu halten. Schnell packte ich einige notwendige Kleidungsstücke und einige Lebensmittel zusammen und folgte mit unseren drei Kindern meinem Gatten.

Wir schlichen aus einer Seitenpforte ins Freie und vermieden die Hauptstraßen. Aber auch in den Gassen war es unheimlich lebendig. Der Pöbel drängte schreiend durcheinander, ließ uns jedoch ungehindert gehen. Wir hatten nur noch eine Querstraße zu durchschreiten, gelang uns das, so befanden wir uns nach wenigen Augenblicken außerhalb der Stadt.

„Zitternd vor Angst drängte ich mich an meinen Gatten, als wir die gefürchtete Stelle erreichten. Schrecklicher Lärm drang uns entgegen, von allen Seiten sahen wir Flammen aufsteigen, hörten Kinder schreien, Frauen jammernd umherirren, den Namen des Gatten, ihrer kleinen Lieblinge rufen. Es war ein Bild entsetzlichsten Elends, das wir schauten. Mein Gatte riß mich mit sich fort. Wir hatten die Straße noch nicht halb überschritten, als sich uns ein Trupp Sepoys nahte. Kaum erblickten sie meinen Mann, so kamen sie auf uns zu. ‚Vorwärts, Samul,‘ rief er unserm Diener zu, der Mabel trug, ‚rette Deine Herrin und die Kinder.‘ Er stellte sich schützend vor uns, den ungleichen Kampf aufzunehmen. Ich drängte mich an seine Seite, ich konnte ihn nicht im Augenblicke der höchsten Gefahr verlassen. Da packte mich Samul mit kräftigem Arm und riß mich mit sich fort. Ich sah den Teuren aber noch fallen, sah, wie er aus unzähligen Wunden blutend zu Boden sank.“

Schaudernd barg sie das blasse Antlitz in den Händen und fuhr erst nach einer Weile fort: „Am liebsten wäre ich mit ihm gestorben, durfte ich aber ein Leben gering achten, das er mit dem seinen erkauft hatte? Mußte ich mich nicht für die hilflosen Kinder zu erhalten suchen? Willenlos, nur das Bild meines sterbenden Gatten vor Augen, folgte ich Samul, ohne auf Weg und Steg, ohne auf das leise Weinen der Kinder zu achten.

„Mein Leidenskelch war jedoch noch nicht geleert. Wir hatten uns trotz der Hitze anfangs wenig Rast gegönnt, endlich konnte ich nicht weiter, da ich ja auch Eddy zu tragen hatte. Auch Frank, mein tapferer Knabe, war außerordentlich erschöpft, obgleich er kein Wort der Klage äußerte. Kein Baum, kein Strauch bot uns auf dem Feldwege Schutz und Schatten gegen die Strahlen der Sonne. Ich gab den Kindern zu essen, hatte aber nichts, ihren Durst zu löschen, da die Milch, die ich für Eddy mitgenommen hatte, sauer geworden war. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, unter welchen Qualen wir uns weiterschleppten, noch was mein Herz litt, wenn ich auf meine armen Kinder sah.

„Gegen Abend erreichten wir ein Gehölz, das uns wenigstens einigen Schutz bot, denn überall schwärmte es von Sepoys, raublustigem Gesindel und Dörflern, die ihre Wohnungen gewiß nicht in guter Absicht verlassen hatten. Die Nacht, die ich in diesem Walde verlebt habe, werde ich niemals vergessen, sie ist die schrecklichste meines Lebens. Mein kleiner Edgar, der schon mehrere Tage nicht ganz wohl gewesen war, erkrankte heftig. Sein kleiner Körper wand sich in schrecklichen Krämpfen, und als der Morgen kam, hielt ich eine kleine Leiche in den Armen. Ich begreife nicht, daß ich nicht wahnsinnig geworden bin,“ sagte die arme Mutter und strich mit zitternden Händen über die Stirn.

„Ich konnte das tote Kind nicht mit mir nehmen,“ fuhr sie nach einer Weile leise fort, „so mußte ich es geschehen lassen, daß Samul so gut es ging ein kleines Grab grub, in das ich meinen kleinen Liebling hineinsenkte. Was ich dabei empfand, kann ich nicht beschreiben, am liebsten hätte ich mich neben meinen Knaben betten lassen, wenn nicht Frank und Mabel noch Ansprüche an meine Mutterliebe gehabt hätten. Ich konnte mich lange nicht von dem Grabe meines Lieblings trennen, die Sorge um die Lebenden trieb mich jedoch weiter, wir mußten die Hauptstadt zu erreichen suchen, wenn wir nicht alle elend umkommen wollten.

„Kaum hatten wir jedoch den Wald verlassen, als wir überall verdächtiges Gesindel umherschweifen sahen. Es war unmöglich, ungehindert hindurch zu kommen, auch sah ich mit jedem Schritt ein, daß es über meine Kräfte ging, noch weiter zu wandern. Auch die Kinder waren völlig erschöpft, obgleich Samul sie abwechselnd trug. Die Sonne brannte mitleidlos auf uns herab, und wir wären wohl alle der Hitze erlegen, wenn unser treuer Samul nicht eine kleine Hütte etwas entfernt vom Wege entdeckt hätte, in die er uns brachte. Wir sanken alle drei sofort nieder und haben gewiß stundenlang gelegen, ohne uns zu regen. Ich begriff nicht einmal, als mein treuer Samul mir sagte, daß er nach dem nahen Dorfe eilen und uns Hilfe holen wolle. Ich ließ ihn gehen, ohne die Bitte, uns nicht in unserm Elend zu verlassen, ich glaube, ich konnte weder denken noch irgend etwas empfinden, mochte es nun Furcht oder Hoffnung sein.

„Wie lange wir so gelegen, weiß ich nicht, ich kam erst wieder zu mir, als mir ein kühles Getränk eingeflößt wurde. Als ich die Augen aufschlug, sah ich meinen guten Samul und zwei Hindufrauen, die sich mit mir und den Kindern beschäftigten. Sobald ich meine Besinnung völlig wiedererlangt, galt mein erster Gedanke meinen Kindern. Gott sei gedankt, sie lebten und lächelten mich freundlich an. Nun fand ich endlich erlösende Thränen, die bisher in meinem Elend versiegt schienen.

„Wir blieben während der Hitze in der Hütte, aufs treueste von den braunen Frauen verpflegt, die mir und den Kindern zu unserer größeren Sicherheit von ihren eigenen Kleidern gebracht hatten. Ich wunderte mich über Samuls lange Abwesenheit, der gegangen, sobald er gesehen, daß wir uns erholten. Da kehrte er am Nachmittage freudestrahlend zurück, mit der Botschaft, daß er bei dem in der Nähe wohnenden Rajah von Milkolu gewesen und um seine Hilfe für mich gebeten habe, wenn ich mich so fühle, könne die Weiterreise nach Lucknow vor sich gehen. Ich war freudig überrascht, als ich aus der Hütte trat und eine zahlreiche Schar bewaffneter Männer erblickte, die Sänften für mich und die Kinder brachten. Ich weiß nicht, wie ich meinem braunen Samul seine Treue jemals lohnen soll, Gott im Himmel wird es für mich thun.“

„Solche Treue ist bei einem Hindu allerdings

selten," entgegnete Jane, „vielleicht hofft er auf eine reiche Belohnung?"

„Nein, Samul ist in unserm Hause ein echter, rechter Christ geworden, seine Handlung entspringt nur seiner christlichen Liebe."

Jane errötete flüchtig, sie dachte an Patrick, der die hilflose Schwester verlassen hatte mit den Worten: „Ich weiß nichts von Gott." Hatte Elisabeth recht, daß sie die christliche Religion für das einzige Mittel zur Hebung des Volkes hielt?

„So bin ich nun hier," schloß Mrs. Dorin, „und ich danke Gott dafür, welches Schicksal mir auch noch bewahrt sein mag. Haben Sie herzlichen Dank, liebe Miß Wilson, für Ihre Teilnahme. Die Aussprache hat mir gut gethan, nun ist wieder Ruhe und Friede in mein Herz zurückgekehrt."

Sie drückte Jane die Hand und sah ihr innig ins Auge, diese aber erwiderte verwirrt: „O, Mrs. Dorin, ich wollte, ich könnte wirklich etwas für Sie thun."

„Wollen Sie meine Freundin sein, liebe Miß Wilson?"

„Von Herzen gern, Mrs. Dorin." Sie beugte sich nieder, hauchte einen Kuß auf die weiße Stirn und fuhr liebreich fort: „Nun versuchen Sie zu schlafen, liebe Freundin, Sie stehen hier unter Sir Henrys Schutz, es kann Ihnen nichts geschehen —"

„Als was Gott hat ersehen, und was uns heilsam ist," vollendete Mrs. Dorin und drückte Jane die Hand. „Ich danke Ihnen, Miß Wilson, Sie haben mir unendlich wohlgethan."

Jane beugte sich noch über die sanft schlummernden Kinder, küßte die hübschen, blassen Gesichter und suchte nachdenklich ihr Lager auf.

Neuntes Kapitel.

Der vierte Juni war klar und wolkenlos in Benares angebrochen. Noch war unter den einheimischen Truppen alles still geblieben, und man hoffte, daß die Wogen der Empörung nicht bis hierher bringen würden. Auf der Missionsstation ging alles im alten Geleise, und nur wer den Missionar und seine Gattin genau kannte, bemerkte, daß Sorge und Kummer ihr Herz bedrückten.

Das alternde Ehepaar war soeben zu Tisch gegangen. Mit freundlichem Zuspruch nötigte die Missionarin ihren greisen Gefährten zum Essen, und beide unterhielten sich lebhaft, um sich gegenseitig das einsame Mahl so angenehm wie möglich zu gestalten. Nach demselben griff der Missionar nach der Zeitung, und die Missionarin lehnte sich mit leisem Seufzer in ihren Stuhl zurück. Die köstliche Frucht auf ihrem Teller blieb unberührt liegen, ängstlich forschend hingen ihre Augen an den Zügen des Gatten, der eilig die Mittagszeitung durchflog. Er nickte ihr freundlich zu.

„Sei unbesorgt, Mutter, aus Lucknow nichts Neues. Ganz Oude steht freilich in heller Empörung, und die Rebellen hausen nicht wie Menschen, sondern wie reißende Tiere. Gott gnade den Armen, die in ihre Hände fallen."

„Und mitten in der Empörung unsere Kinder," rief die Missionarin aus. „Ach, Vater, hätten wir sie doch nicht von uns gelassen."

„Wir hatten ihr Bestes im Auge, Mutter, und stehen sie dort nicht so gut wie hier in Gottes Schutz? Hast Du verlernt, auf ihn zu vertrauen?" Er reichte seiner alten Gefährtin die Hand, welche diese fest umschloß.

„Nein, Vater, gewiß nicht, mir ist nur, als wären die Kinder da am sichersten, wo wir sie selbst mit unserer Liebe schützen könnten."

„Gute Mutter, sei unbesorgt um Deine Küchlein, Gottes Liebe schützt sie treuer noch als die Deine. Schreiben sie nicht beide unverzagt und mutig? Laß die Sorge um die Kinder, Mutter, sie sind augenblicklich dort an ihrem Platze, denn wie es mir scheint, nehmen die Lebensgeister der guten Louisa sehr schnell ab. Elisabeth ist ihr ein großer Trost, den ich ihr von Herzen gönne, so sehr ich mein Kind auch entbehre. Was war aber das? Fielen nicht Schüsse?"

Beide Gatten horchten und sahen sich fragend an.

„Ich werde auf das Dach steigen," entschied der Missionar und führte seinen Vorsatz sofort aus. Seine Gattin begleitete ihn, und beide schauten stumm nach der Seite, wo die Baracken lagen. Es stieg Rauch auf, und Schuß auf Schuß fiel. Beide wußten, was das zu bedeuten hatte. Der Missionar drückte seiner Gattin, die schon manche schwere Stunde voll fröhlicher Zuversicht mit ihm geteilt hatte, die Hand. „Es geht los, Mutter," sagte er nur.

Sie nickte. Ihre Augen, die noch vor wenigen Augenblicken kummervoll geblickt hatten, leuchteten, sie richtete ihre leicht gebeugte Gestalt hoch auf. „Ja, Vater, aber der Herr wird mit uns sein. Was können wir für die Sicherheit der Unsern thun? Glaubst Du, daß wir fliehen müssen?"

„Nein, Mutter, ich denke, wir sind am sichersten auf unserer Station. Ich werde Wachen aufstellen und im übrigen auf des Herrn Hilfe vertrauen. Komm, es ist heiß hier oben."

Sie stiegen hinunter. Die Missionarin ging ihrem gewohnten Tagewerke nach, der Missionar versammelte alle Diener um sich, sagte ihnen, um was es sich handele und fragte, ob er im Falle der Not auf sie rechnen könne? Ein einstimmiges, freudiges „Ja" antwortete ihm. Er verteilte nun Wachtposten um das Grundstück und ging gleichfalls seiner Arbeit nach.

Das Gewehrfeuer und der Kanonendonner hallten stundenlang zur Station hinüber, es blieb in diesem Stadtteile jedoch alles ruhig. Gegen Abend kam ein Bote des Oberst Gordon, der den Missionar bitten ließ, nach den Baracken zu den Sterbenden und Verwundeten zu kommen. Er bedachte sich keinen Augenblick, dem Rufe Folge zu leisten. Nachdem er dem alten Paul die nötigen Anweisungen erteilt, nahm er Abschied von seiner Gattin, die ihm, bleich, aber ruhig und gefaßt, das Geleite durch den Garten gab.

Kurz vor der Pforte trat ein junger Hindu, kaum dem Knabenalter entwachsen, mit ehrerbietigem Gruße näher. „Man sagt mir, daß der padre sahib nach den Baracken will, darf ich den padre begleiten?

Mein Arm ist stark, ihn zu schützen." Er schüttelte die nervige Faust, in der eine Waffe blitzte und heftete die dunklen Augen flehend auf den Missionar.

Dieser lächelte, doch ehe er zu einer Antwort kam, rief seine Gattin erfreut: „Gopâl hat recht, Vater, es ist unsicher auf den Straßen, laß ihn mit Dir gehen, mir zur Beruhigung."

„So komm, Knabe, doch stecke die Waffe unter Deine Kleidung, Du wirst sie zu meiner Verteidigung, hoffe ich, nicht nötig haben." Er wechselte noch einen Blick und Händedruck mit seiner treuen Gattin, dann schritt er unbesorgt in den sinkenden Abend hinaus, begleitet von dem Jünglinge, den er den Fluten des Ganges entrissen, und in dessen Seele das Samenkorn, das er hineingestreut, schon herrliche Frucht getragen hatte. Gopâl befand sich schon längere Zeit auf der Station, um Christ zu werden und stand vor der heiligen Taufe.

In der Stadt war es unruhiger als sonst. Verdächtiges Gesindel durchzog scharenweise die Straßen, machte aber noch keine Miene, die Wohnungen der Europäer, wie es in andern Städten geschehen war, zu plündern oder in Brand zu stecken. Ungehindert setzte der Missionar seinen Weg fort. Das lärmende Gesindel starrte den weißen Mann, der so ruhig und sicher durch ihre Mitte schritt, groß und verwundert an, es erhob sich aber keine Hand gegen ihn, ja, einige erwiderten sogar seinen Gruß.

Vor den Baracken tobte noch immer der Kampf. Der Missionar begab sich sogleich zu den Verwundeten und Sterbenden, die, ob braun oder weiß, friedlich nebeneinander lagen. Tröstend ging der greise Seelsorger von einem zum andern, hier einem tapfern Landsmann das heilige Sakrament reichend, dort einen schwachen Glaubensfunken anfachend oder in eine umnachtete Heidenseele ein Samenkörnlein ewiger Wahrheit senkend.

Endlich als die Nacht anbrach, schwieg auch das Gewehrfeuer und der Kanonendonner, die Baracken waren aber fast überfüllt von Verwundeten und Sterbenden. Das kleine Häuflein der Engländer war sehr zusammengeschmolzen, und das traurige Ende war vorauszusehen, wenn der Kampf am nächsten Morgen wieder aufgenommen wurde.

Es war um Mitternacht. Der Missionar hatte nicht allein seines Amtes gewaltet, sondern auch dem Arzte treu zur Seite gestanden, nun war er ermüdet auf einen Stuhl gesunken und dachte an seine Station, an sein treues Weib, an seine fernen Töchter. Da trat ein englischer Soldat ein und bat ihn, zu Lieutnant Wilson zu kommen. Der alte Herr hatte wohl an den Neffen gedacht, da er ihn jedoch zu seiner Freude nicht unter den Toten und Verwundeten gefunden, sich nicht weiter um ihn gekümmert.

Etwas erstaunt folgte er dem Rufe und erschrak, als er in ein kleines Gemach geführt ward, wo der junge Mann mit verbundenem Arm auf einem Lager ruhte. „Regie, alter Junge, Du verwundet, und ich weiß nichts davon," rief er, sich teilnehmend über ihn beugend.

„Ich habe auch soeben erst von dem Arzte erfahren, daß Du hier bist, es ist überhaupt nicht schlimm mit mir, Unkraut vergeht nicht, weißt Du, Onkel," dabei streckte er ihm die gesunde Rechte entgegen. „Man hat mich erst vor einer Weile gefunden und mich für tot gehalten. Eine lumpige Ohnmacht, ich glaube gar, man hat mir schon die letzte Ehre erweisen wollen, das konnte ich mir aber nicht gefallen lassen und gab energisch Lebenszeichen von mir."

Der Missionar sah besorgt in die fieberglänzenden Augen und legte seine kühle Hand auf die heiße Stirn des Verwundeten.

„Du solltest nicht sprechen, mein Junge, es regt Dich auf. Ist Dein Arm schwer verletzt?"

„Pah, eine Schramme an der Schulter, die nichts zu sagen hat; ich hatte nur anfangs nicht darauf geachtet, bis der Blutverlust mich niederwarf. Ich fürchte aber, morgen untauglich zum Kampfe zu sein, wenn dieser von neuem beginnt. Diese undankbare braune Brut, sie ist viel zu gut behandelt! Zusammenschießen sollte man die ganze Gesellschaft!"

„Ruhig, Reginald, rege Dich nicht auf, denke an Deine Wunde."

„Ach, laß die aus dem Spiele, Onkel, sprich mit mir wie mit einem gesunden Menschen. Meinst Du, die braune Sippe schulde uns keinen Dank?"

„Wohl, Reginald, die Kompagnie hat viel für die Bevölkerung gethan, nur eins, das Höchste — Du weißt, was ich meine — hat sie unterlassen, und das rächt sich jetzt schwer. Die Eingeborenen haben lange schon einen großen Haß gegen die englische Regierung gehegt, und nur die Furcht vor ihrer Macht und der Mangel an Gelegenheit, ihre wahren Gefühle zu zeigen, hat sie bisher in Schranken gehalten. Jetzt zeigt sich ihre wahre Gesinnung."

„Schurken, die sie sind, undankbare Kreaturen," rief der junge Offizier und schüttelte die gesunde Rechte.

„Nein, Reginald, nicht so. Kann man Besseres von einem Menschenstamme erwarten, dem seine Religion erlaubt, seine unschuldigen Töchter hinzumorden? Frage Dich selbst, ob unsere Landsleute so gelebt haben, daß sie den Eingeborenen ein gutes Beispiel gegeben? Haben sie auch nur versucht höheren Einfluß auf sie zu gewinnen? Die Kompagnie hat Besitz von ihrem Lande ergriffen, sich aber nicht die Herzen der Bevölkerung erobert, indem sie ihr das Christentum brachte. Der Hindu ist verräterisch und blutdürstig, die Regierung hat aber das einzige Mittel zu seiner Veredlung außer acht gelassen. Der Hindu thut Sünde, weil er es nicht besser weiß, die Regierung aber, die es besser weiß, hat es unterlassen, Gutes zu thun."

Der junge Offizier richtete sich halb auf. „So meinst Du, daß es so kommen mußte?"

„Ich erkenne in dieser Schickung Gottes Stimme, die uns zuruft: ‚Bis hierher und nicht weiter.'"

Reginald ließ sich in die Kissen zurücksinken und sagte halblaut: „Ich habe nie viel über diese Dinge nachgedacht. Sage mir aber, wie bist Du hierhergekommen und hast die Deinen allein gelassen?"

„Sie stehen unter Gottes Schutz. Wer sollte mir etwas thun? Jeder weiß, daß ich das Christentum verkünden will, und jeder kann freiwillig kommen,

niemand wird gezwungen. So betrachtet mich niemand mit Mißtrauen, jeder weiß genau, was er von mir zu halten hat.“

Reginald sah nachdenklich in die milden Augen des würdigen Mannes. „Es ist doch etwas Eigenes um die Religion,“ sagte er und fügte schnell hinzu: „Hat Elisabeth geschrieben? Hätte ich nur eine Ahnung von dem Aufstande gehabt, ich hätte die beiden jungen Damen mitgebracht.“

„O, sie sind vorläufig gut aufgehoben, wenngleich ich sie lieber bei mir wüßte. Ich fürchte, Reginald, mit Tante Louisa geht es zu Ende.“

„Steht es so mit ihr? Arme Tante! Sie hat übrigens an Onkel Gilberts Seite nicht auf Rosen getanzt.“

Beide schwiegen, und Reginald betrachtete durch die halbgeschlossenen Lider das bleiche, geistvolle Antlitz seines alten Verwandten. Was der geistliche Herr wohl sagen würde, wenn er erführe, daß er seine beiden Töchter liebe und ernstlich daran denke, die eine zu heiraten? Eine tolle Laune trieb ihn, dem alten Herrn alles zu beichten, doch das ganz bestimmte Gefühl, sich dadurch nicht nur seine Zuneigung zu verscherzen, sondern auch sein Haus zu verschließen, hielt ihn zurück. Er mußte ja seine Bemühungen um die kleine Lotosblume fortsetzen, sobald sie wieder daheim war. Dieser verwünschte Aufstand, er durchkreuzte alle seine Pläne. Sobald er eingesehen, daß ihm Elisabeth für immer verloren war, hatte er sein Herz ihrer dunkeläugigen Schwester zugewandt, ohne jedoch aufzuhören, für erstere zu empfinden; ja, er gestand sich selbst ein, daß sein edelstes Gefühl seine Liebe für Elisabeth blieb.

Der Missionar erhob sich leise, er wähnte den Verwundeten schlafend. Einen Augenblick schwankte Reginald, sollte er ihn zurückrufen, ihm alles gestehen, um seine Vermittlung bitten? Ah, bah, er brauchte keinen Vermittler, das Herz der stolzen Kleinen, das ihm trotz alledem gehörte, zu erobern. Die Thür schloß sich geräuschlos, die günstige Gelegenheit war vorüber.

Am nächsten Morgen durchlief die Kunde die Baracken, daß der Aufstand auch in den umliegenden Dörfern ausgebrochen sei. Oberst Gordon beschloß, das Infanterie-Regiment der Eingeborenen, das sich am Tage vorher empört hatte, zu entwaffnen. Da stellte es sich heraus, daß auch das Regiment der Sikhs, das für treu gehalten war, sich den Rebellen zugewandt, ebenso ein Teil der Kavallerie. Jetzt ward die Sache ernst. Wie sollten die zweihundertfünfzig Engländer, von denen viele verwundet waren, mit dieser Übermacht fertig werden?

Da erklang plötzlich englische Musik. Erstaunt horchten alle auf. Was hatte das zu bedeuten? Immer näher kamen die Töne, nun blitzten Helme, Waffen in der Sonne auf, und nun nahte ein stolzer Zug tapferer Füsiliere, die, geführt von Hauptmann Neill, gerade im rechten Augenblicke erschienen, Benares vor dem traurigen Schicksale anderer Städte zu bewahren.

Die Anstifter der Empörung wurden sofort vor das Kriegsgericht gestellt und erschossen, die aufrührerischen Regimenter entwaffnet, diejenigen aber, welche treu geblieben, unter scharfe Aufsicht gestellt. So war Benares gerettet, aber auch nicht einen halben Tag später hätte Hauptmann Neill eintreffen dürfen. Nach Aussage eines gefangenen Sepoys hatte das Blutbad an diesem Tage noch einmal beginnen und mit der Niederlage und Ermordung sämtlicher Europäer enden sollen. Wie ein Wunder erschien allen die unvermutete Ankunft der tapferen Füsiliere aus Madras.

Hauptmann Neill erzählte, daß dieselbe bei einem Haar gescheitert wäre. „Ich erreichte den Bahnhof in Kalkutta etwas spät und erfuhr, daß der Nachtzug gerade abgehen wollte, ohne auf uns zu warten. Das durfte nicht geschehen, ich wußte, wie viel von unserer schnellen Beförderung abhing. So befahl ich einigen meiner Leute, Besitz von der Maschine zu ergreifen und den Zug so lange halten zu lassen, bis alle Soldaten untergebracht seien. Das geschah, und somit sind wir zur rechten Zeit eingetroffen, um weiteres Blutvergießen zu verhüten.“

Der tapfere Offizier hielt sich nicht lange in Benares auf, sondern marschierte mit seinen braven Füsilieren weiter nach Nordwesten, nach Allahabad, wo der Aufstand gleichfalls ausgebrochen war und wo viele einheimische Truppen lagen.

In Benares herrschte nun wieder Ruhe. Bis auf wenige europäische Villen, die von herumziehendem Gesindel zerstört waren, blieb das Eigentum der Engländer unbeschädigt. Missionar Wilson kehrte nach seiner Station zurück und fand alles in bester Ordnung. Die Wachen hatten vier verdächtige Individuen, welche das Grundstück umschlichen, in die Flucht geschlagen, einen von ihnen erwischt und ihm eine so derbe Lektion erteilt, daß er wohl schwerlich an Wiederkommen dachte.

Der Missionar ging täglich nicht nur nach den Baracken hinaus, sondern auch nach den nächsten Dörfern, um seine Gemeinden aufzurichten und im Glauben zu stärken. Er wußte wohl, daß dies not that, verfolgte doch das herumstreifende, raubende, plündernde und mordende Gesindel die eigenen Landsleute, wenn sie sich als Christen bekannten. Oftmals wurden sie grausam hingemordet oder auf schreckliche Weise verstümmelt, weniger ihres Glaubens wegen, als daß sie es mit den verhaßten Weißen hielten. Voller Freude ward der treue Seelsorger jedesmal von seinen braunen Gemeinden begrüßt, und seltsam, so oft er auch einen Trupp von dem herumstreifenden Gesindel traf, keiner wagte, die Hand gegen den ehrwürdigen Greis zu erheben.

Mit geheimer Sorge dachte dieser an seinen jungen Amtsbruder, den er seit dessen Krankheit nicht wiedergesehen hatte. Wie mochte es in seinen Dörfern jenseits des Stromes aussehen?

Der junge Geistliche war längst vollständig genesen und wartete treu seines Amtes. Seine braune Gemeinde wunderte sich oftmals über die Veränderung, die seit seiner Krankheit mit ihm vorgegangen war; so milde und liebreich war er doch früher nicht? Ihre Furcht verwandelte sich in Vertrauen, und diejenigen, welche ihm näher standen, lernten ihn von Herzen liebgewinnen.

Mit Spannung verfolgte William die Ereignisse

der Zeit. Seiner energischen Natur hätte es besser zugesagt, an der Stätte des Kampfes zu stehen, doch für ihn hieß es geduldig auf seinem Posten ausharren. Mit banger Sehnsucht gedachte er der Geliebten, die er mit seinen Gedanken nicht einmal zu finden wußte. Weilte sie in Simla oder in Lucknow, oder war sie nach der Heimat zurückgekehrt? Daß er nichts für sie thun konnte, als sie im Gebet in Gottes Schutz stellen! Da brach auch in Benares der Aufstand aus, und auch in seine stillen Dörfer ward die Unruhe getragen. Gerüchte von der Grausamkeit der Sepoys gegen alle, die sich Christen nannten, erregten die Gemüter, und ängstlich suchte die braune Gemeinde Schutz bei ihrem Seelsorger. Sein Einfluß ließ sie wieder Mut gewinnen und vertrauensvoll in die Zukunft blicken. Wie verstand er es aber auch, sie aufzurichten, ihr Gottvertrauen zu stärken! Er riß auch die verzagtesten Seelen mit sich fort. Die Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, waren groß, denn nicht nur seine Gemeinde in Muratpur hatte Anrecht an seine Fürsorge, sondern auch seine übrigen Dorfgemeinden, die er trotz der Hitze abwechselnd täglich besuchte.

Von einer solchen Wanderung kam er eines Tages gegen Abend, es war der 6. Juni, in Gedanken über die jüngsten Ereignisse, zurück. In Kalkutta war der Exkönig von Oude, Wajid Ali, der mit seinem ganzen Hofhalt in Garden Reach residierte, festgenommen und gefangen nach dem Fort William gebracht. Mit ihm verschiedene einflußreiche Mohamedaner und andere Persönlichkeiten, die der Familie nahe standen oder mit ihr befreundet waren. Es hatten sich im Besitze des Königs wichtige Papiere sowie Karten von Kalkutta gefunden, wo der Aufstand am 23. Juni, am hundertsten Namenstage der Schlacht von Plassey, ausbrechen sollte. Es zeigte sich durch diese Papiere, daß der Nabob Ali Nukhi Khan, der erste Minister des Exkönigs, der schlaueste Intriguant Asiens, ein ganzes Komplott ausgearbeitet und ein Netz um die englische Regierung gewoben hatte. Der ganze jahrelang gehegte Haß der Mohamedaner gegen die Fremdherrschaft trat hier unverhüllt zu Tage, wie auch die Thatsache, daß der Aufstand schon längst vorbereitet war, sogar fremde Mächte hineingezogen waren. Es hatten sich Dokumente vorgefunden, die von Persien aus an den Khan von Kelat gerichtet waren, um seinen Beistand zu erbitten, die brittische Macht zu stürzen. Russische Spione waren aufgegriffen, die in den verschiedensten Verkleidungen umherschlichen, die höheren Hindus aufzuwiegeln. Der junge Geistliche schauderte, wenn er daran dachte, wie sorglos und ahnungslos seine Landsleute bis dahin in einem Lande gelebt hatten, dessen Bewohner einen so glühenden Haß gegen sie hegten. Wie würde die Zukunft sich gestalten? Die Mohamedaner sowie die Brahminen haßten das Christentum, das ihnen Macht und Ansehen nahm, sie würden alles thun, es auszurotten. Ob es ihnen gelingen würde? Sollte die jahrelange schwere Missionsarbeit vergeblich gewesen sein? Sein Auge suchte den Himmel, seine Brust hob sich freier. Nein, tausendmal nein, der Name Jesu würde siegen trotz Haß und Verfolgung, es war zu viel guter Same aufgegangen; die Feinde der christlichen Kirche vermochten ihr nichts anzuhaben. Trotz des Elends blickte William hoffnungsreich in die Zukunft. Dies war die Zeit, wo er mit vollem Eifer, mit voller Energie, aber auch mit doppelter Liebe ans Werk gehen mußte. Welch köstliche Aufgabe!

Da drang durch die Stille des Abends verworrener Lärm, auch fielen einzelne Schüsse. Sollte ein Kampf in nächster Nähe wüten? Unmöglich! Das Feuern, das er schon den ganzen Tag gehört, schien jenseits der Brücke in der Nähe von Benares zu sein. Dennoch beschleunigte er seinen Schritt. Bald unterschied er ferneres und näheres Feuern. Kein Zweifel, das letztere kam aus der Richtung von Muratpur, sowie auch das Schreien und Toben. Sollten die Sepoys sein friedliches Dorf überfallen haben und seine Gemeinde in Not und Gefahr sein? Und er, ihr Hirte, ihr Beschützer nicht dort? Seine Hand griff nach der Waffe, die er stets in dieser bewegten Zeit verborgen unter der Kleidung getragen; er hatte sich gelobt, sie nur im äußersten Notfalle zu benutzen, dieser schien jetzt gekommen. Stieg da nicht Rauch zum Himmel auf? Trotz der drückenden Schwüle, die auf der abendlichen Natur ruhte, strebte er, so schnell ihn seine Füße trugen, vorwärts. Er achtete nicht des Weges, sein Auge hing wie gebannt an der Feuersäule, die gen Himmel strebte; so bemerkte er auch nicht die kleine Gestalt, die ihm eilenden Laufes entgegenkam. Erst als sie dicht vor ihm stand, sah er sie.

„Margaret, brennt es in Muratpur?“

„Ja, padre, die bösen Sepoys —“ die kleine Brust keuchte, der Atem ging stoßweise — „sie plündern und morden. Flieh, padre, schnell, ehe sie kommen.“

„Kind, was glaubst Du von mir? Laß uns vorwärtseilen, komm, nimm meine Hand, oder soll ich Dich tragen?“

„Du sollst nicht nach Muratpur, padre, sie suchen Dich ja, sie wollen Dich töten. Padre, lieber padre, fliehe.“ Sie lag plötzlich zu seinen Füßen und umklammerte seine Kniee, leidenschaftliche Angst, heißes Flehen sprach aus den schwarzen Augensternen.

Er strich leise über ihr dunkles Haar. „Weißt Du nicht, Margaret, daß wir alle unter Gottes Schutz stehen? Halte mich nicht länger von meiner Pflicht zurück.“ Er hob die kleine zitternde Gestalt empor, noch einmal aber hielt sie ihn zurück.

„Wenn sie Dich töten, padre, will ich mit Dir sterben, ich kann nicht leben ohne Dich.“

Er erschrak fast vor dem wilden Schmerz in ihrer Stimme und entgegnete mit mildem Ernst: „Dein und mein Leben steht in Gottes Hand, Kind, sein heiliger Wille geschehe.“ Er nahm das bebende schmächtige Mägdlein auf seine Arme und eilte, so schnell es ihm seine leichte Bürde gestattete, vorwärts. Schon färbte sich der nächtliche Himmel glutrot von verschiedenen Feuersäulen, die unheimlich durch das Dunkel leuchteten. Sein Dorf, seine arme Gemeinde! Sein Herz blutete um sie; nicht ein Gedanke flog zu dem eigenen prunkenden Heim.

Gottlob, nun war er zur Stelle. Heulen,

Schreien, Fluchen und Jammern tönte ihm entgegen. Es herrschte eine Verwirrung sondergleichen. Weinende Kinder irrten umher und suchten ihre Mütter; diese wieder riefen klagend nach ihren Kleinen. Männer hatten sich zusammengeschart, den Feind von ihren friedlichen Heimstätten fernzuhalten. Hier ward ein erbitterter Kampf geführt, dort sank einer tot oder verwundet zu Boden, und über seinen Körper hinweg stürmten die Unholde in die bis zum letzten Atemzuge verteidigte Hütte. Die gräßliche Scene ward grell von den Flammen beleuchtet, die hier und dort, wo es nichts mehr zu plündern gab, aufstiegen. Die Dorfleute, die sich bis dahin tapfer gewehrt, wurden mutlos, als mancher von ihnen blutend zu Boden sank; in stummer Verzweiflung sahen sie dem wüsten Treiben ihrer Feinde zu.

Da erschien der junge Missionar. „Folgt mir, meine Freunde,“ rief er mit weithin hallender Stimme: „Eure Hütten sind nicht mehr zu retten, bringt die Frauen und die Kinder in die Kirche und laßt uns diese verteidigen.“

Wie klärten sich die verzweifelten Mienen bei seinen Worten auf. Ihr padre war da, nun war alles gut! Willig gehorchten sie ihm. Die Sepoys, die vollauf mit dem Plündern beschäftigt waren, bemerkten die Ankunft Williams nicht sofort, so blieb den Dörflern Zeit, seinen Befehl auszuführen. Vor der Kirche stand David, der den Eingang zu derselben einigen Sepoys wehrte und schon aus mehreren Wunden blutete. Die Hilfe kam gerade zur rechten Zeit, bald lagen die Unholde gefesselt am Boden. Sie schäumten vor Wut, als sie den jungen Geistlichen erblickten. Schnell wurden die Frauen und Kinder, die Greise und Kranken in die Kirche gebracht, und nachdem William eine Schar Männer zur Verteidigung des Einganges zurückgelassen, eilte er mit den übrigen in die Dorfstraße zurück, die Verwundeten gleichfalls dorthin zu schaffen.

Schon waren mehrere geborgen, da rief lautes drohendes Reden und schmerzvolles Stöhnen den jungen Missionar vor eine brennende Hütte. Ein Weib lag auf der Erde, und auf ihr stand ein wild aussehender Mensch, der sie mit Füßen trat, mit Fäusten schlug, während er ihr zubrüllte: „Laß ab von Deinem Christengott, rufe den Namen des großen Schiwa an, und ich will Dein Leben schonen. Hilft Dir Dein Christengott? Wäre er so gewaltig, wie Du sagst, er würde Dir jetzt beistehen — ah —“ Er fühlte sich von starker Hand emporgerissen und zur Seite geschleudert, starr blickte er in die zornflammenden Augen, in das tief erblaßte Antlitz des jungen Missionars.

„Bist Du ein Mensch, daß Du ein Weib in dieser Weise mißhandelst?“ rief er und hielt ihm seine Pistole entgegen. „Eine einzige Bewegung, und ich schieße Dich über den Haufen, Du armseliger Wicht, der Du es wagst, den lebendigen Gott zu schmähen. Hierher, Ihr Männer, tragt die Arme, die für ihren Gott gelitten hat, in die Kirche. Faßt leise an, so. Gott segne Dich, Du treue Märtyrerin seines heiligen Wortes.“

Scheu blickte der Sepoy der hohen Gestalt nach, die dem traurigen Zuge folgte, dann schrie er seinen Gefährten zu, daß der Sahib da wäre. Mit wahrem Freudengeheul scharten sich die Unholde zusammen, ihn zu verfolgen. Sie brauchten nicht lange zu suchen. Da stand er an der Spitze seiner Getreuen vor der Kirchenthür. Eine eiserne Entschlossenheit lag auf seinen bleichen Zügen, er war bereit, Gottes Altar und die hilflose Menge vor demselben bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Schon als der Aufstand Ende Mai ausgebrochen war, hatte er sich für den Fall eines Angriffs vorgesehen, sich Waffen und Munition verschafft und in der Kirche verborgen. Unter seiner Leitung hatten die friedlichen Dörfler mit ihnen umzugehen gelernt; als nun die Sepoys heranstürmten, waren sie nicht wenig erstaunt, als wohlgezielte Schüsse sie empfingen.

William selbst erhob seine Hand nicht gegen den Feind, seine klare Kommandostimme übertönte aber allen Lärm, und seine kleine Schar stand, nun sie den Führer gefunden, fest wie eine Mauer und wich und wankte nicht. Die Sepoys stutzen; nur wenige von ihnen hatten sich Gewehre zu verschaffen gewußt, die anderen waren mit eisernen Stangen, Knütteln, Beilen und Messern oder mit gar nichts bewaffnet. Am liebsten wären sie zum Plündern zurückgekehrt, wenn der Haß gegen den Weißen nicht zu groß gewesen wäre.

Als nun eine Stimme rief: „Der Sahib, schlagt den Sahib tot,“ brüllte es der ganze Haufe nach und drang mit Macht vor. Die braunen Männer warteten nicht erst Williams Kommando ab, sie feuerten und getroffen sanken die vordersten zu Boden. Doch immer mehr Sepoys stürmten heran und drangen auf den jungen Geistlichen ein, der, wollte er nicht von Feindeshand fallen, selbst zur Waffe greifen mußte. Hätte er mit seinem Tode das Leben und die Sicherheit seiner Gemeinde erkaufen können, er wäre aus ihrer Mitte hervorgetreten, um sich für sie zu opfern, er wußte jedoch, daß es vergeblich sein würde. Mit seinem Tode wäre auch das Schicksal der hilflosen Frauen und Kinder, der tapferen Männer besiegelt, weil sie für ihn, den Engländer, stritten. So kämpfte er mutig weiter. Die Frauen blieben jedoch nicht hinter den Männern zurück, sie luden die Flinten von neuem und drückten sie den Kämpfenden in die Hand.

Schon hatten sich die Reihen der Feinde bedenklich gelichtet, und sie fingen an, sich zurückzuziehen. Da traf plötzlich ein Hieb Williams Haupt. Er taumelte und fiel unter dem Triumphgeheul der Sepoys zu Boden. Bestürzung ergriff die Seinen, erschrocken umdrängten sie ihn. Wie durch einen Nebel sah William im fahlen Lichte des Mondes ein Messer über sich blitzen, da warf sich eine kleine, schmächtige Gestalt demselben entgegen und sank getroffen mit leisem Wehelaut auf ihn. Mit Gewalt schüttelte er die Schwäche von sich, sprang empor, übergab das bewußtlose, blutende Kind den Frauen und drang von neuem auf seine Angreifer ein. Jubelnd folgten ihm seine Getreuen und bald gelang es ihnen, die Sepoys in die Flucht zu schlagen.

Sie kehrten in das Dorf zurück und setzten ihre Plünderung ungehindert fort.

Sobald sie abgezogen waren, eilte William in die Kirche. Davids Frau trat ihm weinend entgegen. „Margaret?“ fragte er angstvoll.

Sie deutete nach dem Altare. „Dort liegt sie, Herr. Rühren Sie das Kind nicht an. Das Messer ist ihr tief in die Brust gefahren, es ist keine Hilfe, es muß bald aus sein.“

Weinend verhüllte sie ihr Gesicht, und William ging leise dorthin, wo man dem sterbenden Kinde sein letztes Lager bereitet hatte, an dem die trauernde Pflegemutter treue Wacht hielt. Erschüttert beugte er sich nieder. „Margaret,“ sagte er leise, „hörst Du mich, mein Kind?“

Ja, die geliebte Stimme rief die scheidende Seele noch einmal zurück, und als sie ihn erkannte, strahlte ihm noch einmal die ganze heiße Liebe, die sie für ihren padre empfand, aus den dunklen Augen entgegen. „Mein padre,“ flüsterte sie, „wie danke ich dem Herrn Jesu, daß ich für Dich sterben darf.“

Er neigte sich und drückte die kleine kalte Hand an seine Lippen. Ein seliges Lächeln breitete sich über das braune Gesichtchen, mit tiefem Seufzer faltete sie die Hände, und während er ein Gebet sprach, schlummerte sie sanft und schmerzlos ein. Tief bewegt drückte der junge Geistliche die dunklen Augen zu, sprach ein paar tröstende Worte zu den weinenden Frauen und folgte dann dem Rufe zu dem armen, mißhandelten Weibe, das gleichfalls im Sterben lag. Er betete mit ihr, segnete sie und harrte bei ihr aus, bis sie verschieden war. Nun rief ihn seine Pflicht zu den Verwundeten und Sterbenden. Glücklicherweise hatte er nicht viele seiner tapferen Dörfler verloren, auf dem Kampfplatze lagen aber viele der Feinde, die von den Ihren treulos verlassen waren. Seine Leute folgten ihm, sie kannten ihre Christenpflicht und willig kamen sie seinen Anordnungen nach.

„Padre sahib,“ rief plötzlich einer der Männer. „Ihr Haus brennt.“

William warf einen schnellen Blick nach seiner Wohnstatt hinüber. „Laß fahren dahin,“ murmelte er und fuhr fort einen arg verletzten Sepoy zu verbinden.

Schweigend, mit zusammengebissenen Lippen verfolgte dieser jede seiner Bewegungen. William bemerkte es schließlich und rief, nach einem forschenden Blick in seine Züge, heftig: „Bist Du nicht der schändliche Bube, der das hilflose Weib derartig mißhandelt hat, daß es seinen Leiden bereits erlegen ist?“

Ein teuflisches Lächeln zuckte über das braune Gesicht. „Und der Euch fast den Garaus gemacht hätte, wenn sich nicht das dumme Mädchen dazwischengeworfen hätte.“

Der Mörder Margarets! William sprang auf, seine Augen flammten, unwillkürlich zuckte seine Hand nach der Waffe, sie dem Schändlichen ins Herz zu stoßen. Doch nur einen Augenblick, im nächsten suchte sein Auge den sternenübersäeten Himmel, seine Brust hob sich mit tiefem Atemzuge, er kniete nieder, ruhig in seiner Beschäftigung fortzufahren.

Äußerstes Staunen sprach aus den Zügen des Heiden. „Weshalb tötet Ihr mich nicht?“ fragte er.

„Unser Gott gebietet uns, unsere Feinde zu lieben, denen wohlzuthun, die uns hassen und verfolgen,“ entgegnete der junge Missionar und bettete den Schwerverletzten so bequem wie möglich.

Stumm starrte ihm dieser nach, als er nun ging, anderen Leidenden beizustehen. Nie gekannte Empfindungen durchfluteten die rohe, umdüsterte Heidenseele.

Endlich war die letzte Pflicht gethan. Vor dem anbrechenden Morgen ließ sich nichts mehr vornehmen. William ließ seine getreuen Dörfler sich an der Kirche zur Ruhe niederstrecken, er selbst lehnte sich gegen die Thür, Wache zu halten. Er war noch zu erregt, um Ermüdung zu fühlen.

Auch im Dorfe ward es allmählich still. Die Sepoys waren abgezogen, nachdem sie noch begehrliche Blicke nach der Kirche hinübergeworfen hatten. Die hohe, regungslose Gestalt jedoch, welche an der Thür lehnte, flößte ihnen eine unerklärliche Scheu ein, sie wagten nicht, ihr noch einmal zu nahen. Allmählich erlosch das Feuer, hier und da züngelte noch eine Flamme aus den Schutthaufen heraus, dann hörte auch das auf.

Der junge Missionar blickte gedankenvoll nach den Trümmern seines Hauses, das er für sein junges Weib so schön erbaut. Nicht das leiseste Bedauern beschlich seine Seele. Die Kirchenbücher und seine wichtigsten Papiere hatte er schon früher nach der Kirche gebracht, um sein übriges Hab und Gut trauerte er nicht. Wie wollte er Gott danken, wenn ihm das Glück vergönnt war, seinem Lieblinge eine neue bescheidene Heimstatt zu gründen, in der sie gemeinsam für Gottes Ehre wirken und schaffen konnten. Er fühlte, daß ihn diese Nacht inniger mit seiner Gemeinde verbunden als jahrelange Arbeit es vermocht hätte, und er dankte Gott, daß er rechtzeitig gekommen war und den Hilflosen hatte beistehen können. Voller Wehmut gedachte er des Kindes, das sein junges Leben für ihn hingegeben, und demütigen Herzens pries er Gott, daß er ihm diese junge, empfängliche Seele hatte zuführen dürfen. Große, heilige Gedanken erfüllten sein Herz auf seiner einsamen Wacht. Sein Auge glitt über die rauchenden Trümmerhaufen seines Heims, über sein eingeäschertes Dorf zu dem unendlichen Himmelsdome, er hatte viel verloren, und doch fühlte er sich reich, blieb ihm ja seine Kirche, sein Glaube, seine Hoffnung.

Als der junge Morgen anbrach, beschien die strahlende Sonne ein Bild so trauriger Verwüstung, daß die Männer und Frauen in lautes Wehklagen ausbrachen. William gebot die Kirchenglocke zu läuten, und unter ihrem Klange versammelte er seine Gemeinde um sich und sprach zu ihr aus tiefbewegtem Herzen, schlicht und einfach, wie er gelernt hatte mit diesen Kindern der Natur zu sprechen. Sie verstanden ihn alle. Die trüben Blicke belebten sich, sie fühlten sich in dieser Stunde eins mit ihrem

Seelsorger, sie wußten, daß sein Versprechen, ihnen zu helfen, keine leeren Worte waren.

Da er vor der Kirche zu seiner Gemeinde gesprochen, hatten auch die verwundeten Feinde seiner Rede gelauscht. Mit Staunen hörten sie ihm zu, sahen mit Verwunderung, welche Innigkeit zwischen Missionar und Gemeinde bestand. Sie begriffen das nicht.

Williams erste Sorge galt nun den Verwundeten, die er aus der Sonnenglut in die Kirche tragen ließ. Sodann traf er Anstalt zur Beerdigung der Toten. Seine Stimme zitterte, als er an Margarets Grabe das letzte Gebet sprach. Welche Hoffnungen hatte er auf das begabte Kind gesetzt, und wie kurze Zeit war es ihm vergönnt gewesen, ihr Führer und Leiter zu sein. Doch Gott sei gedankt, daß er ihre Seele hatte der ewigen Wahrheit zuführen dürfen.

Nachdem die traurige Pflicht erfüllt war, eilte der junge Missionar mit David und einigen andern Männern zu seinen Nachbardörfern, um seine Gemeindeglieder alle um sich zu versammeln. Er hatte eingesehen, daß er sie nicht unbeschützt sich selbst überlassen durfte. Gegen Mittag kehrten sie nach Muratpur zurück, und als die größte Hitze vorüber war, machten sich alle auf den Weg nach Benares.

Schweren Herzens trennte sich William von seiner Kirche, er konnte jedoch nicht mit seiner Gemeinde dort bleiben, da es an dem Nötigsten zum Lebensunterhalt fehlte, auch konnte der Feind leicht mit Verstärkung zurückkehren. Die Verwundeten wurden auf einfachen Bahren mitgeführt, auch die Feinde, die alles schweigend mit sich geschehen ließen. Nur der wildeste unter ihnen, Boharidâs, der Margarets junges Leben genommen, fragte den jungen Geistlichen, als dieser sich über die Bahre des Schwerverwundeten beugte: „Wohin führt Ihr uns, Herr?"

„Nach Benares, auf die Missionsstation."

Ein spöttisches Lächeln flog über die fahlen Züge. „Was sollen wir dort?"

„Verpflegt werden."

„Und dann?" forschte der Kranke in gespannter Erwartung.

William sah ihm ernst ins Auge. „Es steht Dir dann frei, zu thun, was Dir gut dünkt."

„Ich bin Euer Gefangener, Herr," lautete die unsichere Antwort.

„Ich schenke Dir die Freiheit, sobald Du genesen bist."

Boharidâs schwieg, er verstand den weißen Mann, der sich Christ nannte, nicht. Was war das für eine Religion, die vorschrieb, seinen Feinden Freiheit und Leben zu schenken? Ganz schlecht konnte er sie nicht finden.

Langsam nur bewegte sich der Zug vorwärts. Die Sonne sandte glühende Strahlen auf die Erde, die hier und da tiefe Risse aufwies. Träge schlich der Fluß dahin, dessen sonst so blumenreiche Ufer gelb und verdorrt waren. William, als Europäer litt am meisten von der Hitze, allmählich machte sich auch die Aufregung der Nacht geltend, er fühlte sich an Geist und Körper erschöpft. Glücklicherweise begegneten ihnen nur kleine Trupps herumstreifenden Gesindels, die wohl eine drohende Haltung annahmen, jedoch keinen Angriff wagten, als sie die Waffen in den Händen der Männer blinken sahen.

Unbehelligt erreichte William Benares und die Missionsstation. Sein Herz schlug hoch, als er durch das Thor schritt und des letzten Males gedachte, wo er es in Verzweiflung hinter sich zugeworfen hatte. Ob Elisabeth daheim war? Und wie würden die Eltern ihn aufnehmen? Er hieß seine ermüdete Schar warten und trat in das Haus, begrüßt von Paul. Alles sei wohl auf der Station, berichtete er auf des jungen Missionars hastige Frage und öffnete ihm die Thür zum Wohngemach. Zögernd trat er ein und ließ sein Auge schnell den behaglichen Raum durchfliegen. Alles war unverändert, nur die holde Gestalt der Geliebten fehlte, demselben Licht und Glanz zu verleihen. Seufzend durchschritt er das Zimmer, da tönte ihm eine wohlbekannte Stimme entgegen, und im nächsten Augenblicke stand er dem alten Missionar gegenüber.

„Vater," sagte bewegt er, „darf ich zu Dir kommen und um Aufnahme für meine obdachlose Gemeinde bitten? Muratpur ist bis auf die Kirche heute nacht ein Raub der Flammen geworden."

Mr. Wilson streckte ihm beide Hände entgegen. „Gott segne Dir und den Deinen den Eingang bei uns, mein Sohn, ich danke Dir, daß Du zu mir gekommen bist. — Mutter," rief er ins andere Zimmer zurück, „komm schnell, hier ist ein lieber Gast."

Sie mußte die Stimme erkannt haben, denn es lag eine feine Röte auf ihren immer noch hübschen Zügen, als sie zu den Herren trat. Wie sie William in ihrer Erregung an die Geliebte erinnerte! Er beugte sich erschüttert nieder, ihre Hand an die Lippen zu führen. „Mutter," stammelte er nur, „Mutter!"

Sie verstand ihn ohne weitere Worte, Thränen traten ihr in die Augen, als sie ausrief: „Wie danke ich Gott, daß er Dich zu uns zurückgeführt hat, William."

„Ja, Mutter," rief ihr Gatte, „Du hast recht. Aber sieh aus dem Fenster, dort harrt eine große Menge Hilfsbedürftiger Deiner Fürsorge. Laß uns sie erst unterbringen und uns dann unseres Sohnes freuen."

Sie gingen alle drei in den Garten, für Unterbringung der Gemeinde und der Verwundeten zu sorgen, was gar so leicht nicht war, da sich aus allen nähergelegenen Dörfern die braunen Christen nach der Station geflüchtet hatten.

Endlich war für alle gesorgt, und die Missionarin ergriff Williams Arm. „Komm, mein lieber Sohn, auch Dir thut Pflege not, Du siehst erschöpft und angegriffen aus."

Er folgte ihr willig ins Haus, und ihm ward warm ums Herz, als er sie für sich schaffen und walten sah. Er hielt ihre Hand fest, als sie ihm die Speisen zurechtrückte, und fragte leise und zaghaft: „Mutter, weißt Du nichts von Elisabeth?"

„Sie schreibt dankbar und zufrieden. Gottlob stehen sie in keiner augenblicklichen Gefahr, dennoch begreifst Du wohl, William, daß mein Mutterherz trotz allen Gottvertrauens um das Kind sorgt?"

Er nickte, ein Schatten flog über seine Züge. War es nicht seine Schuld, daß sie im Augenblicke der Gefahr fern von den Eltern weilte?

Die feinfühlende Frau verstand, was in ihm vorging. „Sei ruhig, William," sagte sie herzlich, „es hat alles so kommen müssen, zu ihrem und Deinem Besten und," fügte sie lächelnd hinzu, als sie die stumme, bange Frage seiner Augen gewahrte, „ich weiß bestimmt, daß mein Töchterchen Deiner in treuer Liebe gedenkt."

Helle Röte flog über seine Stirn. „Mutter," flüsterte er bewegt und lehnte sein heißes Antlitz gegen ihre kühle Hand, „gute Mutter, ich verdiene Deine große Güte nicht."

Sie strich freundlich über sein dunkles Haar, ehe sie jedoch zu einer Entgegnung kam, trat ihr Gatte ein, der lebhaft auf William zuschritt und seine Hand ergriff. „Ich habe mir alles von David erzählen lassen, Gott ist mit Euch gewesen."

„Und Du billigst es, Vater, daß ich, ein Diener des Herrn, mit der Waffe in der Hand gekämpft habe?"

„In diesem Falle ja, William. Du hast nicht nur um Dein Leben, sondern um das der hilflosen Frauen und Kinder gekämpft. Gott ist sichtlich mit Dir gewesen."

Er nickte sinnend. „Liebe, kleine Margaret," sagte er und erzählte der teilnehmenden Mutter, wie sich das Kind für ihn geopfert.

„Man findet selbst in dieser Zeit Züge wahrer Treue," bemerkte der alte Seelsorger, „und sie thun dem Herzen um so wohler, als man auch mancher Verleugnung des Glaubens begegnet. Ich hoffe aber, daß, wenn diese schwere Prüfung vorüber ist, eine Zeit der reichsten Aussaat für uns beginnen wird. Ich denke, die Regierung wird einsehen, worin sie gefehlt hat. Gott helfe ihr zu dieser Erkenntnis."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Christnacht.

Von L. v. Oberhofen.

Es glitzert der Schnee auf Strauch und Baum,
Unterm Eise schlummert die Quelle
Und murmelt nur manchmal wie im Traum
Von gefesselter, schimmernder Welle.
Nun zieht ein Hauch von Müdigkeit
Durch des Waldes winterlich Dämmern,
Und tiefe Stille — weit und breit
Nur im Busen der Erde ein Hämmern —
Wie traumhaftes Ahnen von Seligkeit,
Die der Himmel der Erde wollt' spenden,
Um all' das unendliche Menschenleid
Zu heilendem Frieden zu wenden.
Es lugt durch die Stämme der Mondenschein
Mit bläulich silbernem Lichte,
Bereifte Gräser stehen in Reih'n
Und harzig duftet die Fichte.
Vom stillen Monde gleitet ein Strahl
Über spärliches Grün unterm Eise,
Krystallhell funkeln mit einem Mal
Schneeflocken am Weg' auf dem Reise.
Und eine Ahnung von kommender Pracht
Scheint die Natur zu durchbeben,
Ein seliges Schweigen durchgleitet die Nacht,
Ein heimliches Sinnen und Weben —
Den Mond verhüllt eine Wolkenwand,
Und Dunkel liegt über dem Walde,
Erschauernd harret das weite Land,
Ein Bangen durchzittert die Halde —
Da — fällt ein Stern aus lichter Höh'
Auf die kleine, armselige Erde,
Der heilen will das tiefste Weh
Und teilen der Menschen Beschwerde.
Es geht ein Leuchten durch nächtlichen Wald,
Von himmlischen Strahlen ein Schimmern,
Bald auf schneeigem Boden,
Auf Sträuchern bald
Zittert silbersprühendes Flimmern.
Ein leises Jauchzen den Wald durchweht
Und schwillt zum brausenden Gebet:
„Ehre sei Gott in der Höhe!"

Heimatsglocken.

Eine Weihnachtsphantasie von Anna Behnisch.

Meilenlange, eingeschneite Felder im Schatten der Nacht; — bläulich schimmern sie zum blitzenden Sternenhimmel empor, — in der Ferne ragen Wälder schwarz und massig und dort — ganz hinten — müssen Häuser stehen, Lichter glühen auf, vereinzelte, — Punkte, an denen das schweifende Auge einen Halt gewinnt. Und es ist, als müsse da hinten das Glück wohnen ... Wie Heimatsglocken rührt der Friede des nächtlichen Bildes ans Herz.

Und keuchend saust der Bahnzug durch die Stille. Vorwärts stürmt er und trägt die Menschen mit sich fort zu ihren Zielen. Ich drücke das Gesicht an die Scheiben und starre hinaus. Mir ist, als hörte ich das Pochen der Hunderte von Menschenherzen, die mit mir durch die stille Nacht getragen werden, und das Pochen will mich erdrücken, — Rastlosigkeit ohn' Ende. Rastlosigkeit, Sorge und Begehrlichkeit — und draußen Frieden, heiliger, wundersamer Weihnachtsfrieden! Und wo die fernen Lichter glühen, wohnt das Glück, — weit, weit von mir ... Das Glück wohnt immer weit, und just da, wo's dem Menschen zur Unmöglichkeit wird die Schritte hinzulenken, meint er stets, müsse es wohnen. In der Kindheit wähnt er's draußen zu finden, wo die blaue Ferne dämmert und eine unbekannte Welt voll Glanz und Farbe im Sonnendunst verschwimmt. Und wenn er diese

Welt durchstreift hat, dünkt's ihn, er habe es in der Enge seiner Heimat zurückgelassen, an irgend einem traulen, verschwiegenen Plätzchen, an dem er niemals nachgegraben. Dann aber sind die Brücken abgebrochen . . .

So kommt die stille, traurige, ewige Sehnsucht ins Herz, die kaum verstandene, die, ob sie auch weh thut, doch so unendlich süß ist, gleichwie der Klang der Heimatsglocken, die wir so gerne läuten hören, ob uns auch dabei die Thränen in die Augen kommen, doch deren Schall wir nur vernehmen in Feierstunden, wenn des Tages Lärm weit hinter uns verhallt.

Niemals sonst aber verhallt der Lärm des Tages so völlig wie in der Weihnacht Friedensstunden, — niemals sonst läuten die Heimatsglocken so vernehmlich und so süß. Eingeschneite Felder, sinkender Abendschein, dunkelgrüne Tannen, an denen frische Flocken hängen, aufglühende Lichter und weiche Melodien — steht nicht das ganze Märchenparadies deiner Kinderträume vor dir auf? Und — was du auch durchlebt hast an Wonnen und Qualen, die das Dasein dem, der seine Höhepunkte erklimmt, zu bieten vermag, — hast du je etwas Heiligeres empfunden als die Ehrfurchts- und Ahnungsschauer, die dich, als du ein Kind warst, überkamen, wenn die ersten Schatten des Christabends herabdämmerten, wenn ein geheimnisvolles Weben freudiger Vorbereitung durch das Haus ging und erzene Stimmen vom Turme die Gnadenbotschaft zu verkünden begannen?

Einmal noch wieder ebenso empfinden können, einmal nur noch dir das Herz so schwellen lassen können von der Erwartung unbegreiflich erhabener, unbegreiflich schöner Wunder — würdest du nicht manches Jahr deines Lebens, verbracht im aufreibenden Streben nach Edelgestein, das sich als Flittergold erwies, dafür hingeben?

Heftiger und heißer hast du empfinden gelernt als in jenen Kindertagen, — die Leidenschaften sind ins Herz gezogen mit ihren Geißelhieben, der Friede ist daraus geflohen — und doch heißt „Friede auf Erden" der Gruß, mit dem dich jede Kerze heute grüßt, die da aufflammt im duftenden Nadelgrün.

Friede auf Erden! — — — rastlos saust der Bahnzug durch die Stille in dunkle, unbekannte Weiten, das keucht und stampft und schüttert, die Maschinen ächzen und die Herzen schlagen, die Herzen zucken und ringen, die Herzen hadern und neiden, die Herzen werden zerfleischt von der Rastlosigkeit ihrer Wünsche. Alle hasten nach dem Glück, dem ewig fernen, und die seine Unerreichbarkeit schon erkennen gelernt, hasten nach einem Ersatz dafür, nach einem Rausch, der sie wenigstens vorübergehend in den Besitz des Unerreichbaren zu täuschen vermag, und jedes, das diesen Rausch erstrebt, ob er nun Genuß, Macht, Ruhm oder Ehre heißt, trachtet das andere zu unterdrücken, über das andere zu triumphieren, es, besten — oder schlimmsten? — Falles, zu bemitleiden; denn der Mensch bemitleidet gar zu gern, ergiebt sich ihm doch dabei eine so günstige Gelegenheit, in dem Elend des anderen sich selber zu bespiegeln, „der es so herrlich weit gebracht." — — — Friede auf Erden! . . .

Ist er zum Spott geworden, der weihevolle Gruß? Bangt nicht dein ganzes Wesen seiner Erfüllung entgegen? Wie du auch mit hineingerissen worden bist in das Kämpfen, Hasten nnd Jagen und ob du auch hundertfach im Marktgewühl der Heimatglocken leises Mahnen überhört hast, ganz kannst du ihren treuen Stimmen nicht entgehen. Denn in jedem Leben kommen Augenblicke, wo der Welt Getriebe stille wird, — Stunden, wie die des Weihnachtsabends — da hörst du's dann im Ohre summen, du weißt nicht, was dir ist, — und je tiefer du, fortgeschwemmt von den rastlos arbeitenden Wellen, in des wirren Lebens toller Brandung versunken bist, desto leiser, unverständlicher ist das Summen, als weiltest du in einem fernen, fernen Lande und als kämen die Accorde aus der Heimat über Tausende von Meilen zu dir gezogen. Doch ob sie auch ganz leise, ganz matt, als wollten ihre Töne wieder ersterben, anklingen — die Heimatsglocken —, lausch' ihnen nur, und sie werden anschwellen mächtiger und mächtiger, bis sie dich umdonnern, als läuteten sie dicht an deinem Ohr, — du aber wirst erzittern. Denn ihre lieblichen Klänge, die lockenden, wehmütig grüßenden, können sich in anklagende, richtende und strafende Gewalten verkehren und je schwerer sie dich finden können, je mehr du deiner Heimat entfremdet bist, desto lauter werden sie ihre Stimmen erheben, um dich zu ihr zurückzuführen, und desto tiefer wird ihr Dröhnen dich erschüttern.

Und flammend wallt dann die Sehnsucht, die unverstandene, traurige und doch unendlich süße in dir auf.

Auch in dieser Sehnsucht ist kein Frieden, — Sehnsucht und Frieden sind Gegensätze, unvereinbare; aber eine milde, beruhigende Wirkung, eine heilende Kraft für die müd' gehetzte Seele liegen doch in ihr. Diese heilende Kraft ist das Zurückbesinnen auf sich selbst . . .

Die Rastlosigkeit jenes Kämpfens, Hastens und Jagens, das Taumeln von Rausch zu Rausch, von Täuschung zu Täuschung, verflachen und veröden das Herz, lassen ihm keine Zeit mehr, in seine eigenen Tiefen hinabzusteigen, in denen mancher Schatz verborgen ruht.

Wenn aber die stillen Stunden kommen — die Weihnachtsstunden — wenn der Mensch Zeit findet, sich wieder in jene Tiefen zu versenken, dann wird's ihm, als ob er der verlorenen Heimat näher und näher käme. Und plötzlich fühlt er's: die Glockentöne, die aus der Heimat, in der er aufgewachsen, die aus den Jahren seiner Kindheit herüberzutönen schienen, die klingen tief aus der eigenen Brust herauf, aus einer stillen Kapelle, die er, als er noch glauben und träumen konnte, in seines Herzens Grunde aufgebaut, aus einer Kapelle, in deren Heiligenschrein er sein Bestes, sein Edelstes, sein Zartestes verschlossen hat. Mancher hat die Thüre dazu für immer hinter sich zugeschlagen und den Schlüssel verloren; mancher hat den Rückweg dazu schon oft in bitterem Schmerz gesucht, doch Schutt und Staub und Trümmer und viel gleißendes Flittergold haben ihm ihn versperrt und er hat nicht die Kraft besessen, die Hindernisse hinwegzuräumen. Denn leicht ist's nicht, den Weg zurückzufinden, — da muß vorher viel Ballast abgeworfen werden, mit dem des Lebens Treiben dich beschwert, da muß erst manches Band zerschnitten werden, das den Menschen ans Flittergold kettet. — Aber die Heimatsglocken klingen so süß, so traut, — sie leiten dich, wenn's nur so still ist, daß du ihnen lauschen kannst — und wenn du ihnen folgen willst; unwiderstehlich ruft die Sehnsucht — und du findest den Weg zu jenem Eden, aus dem du dich verstoßen wähntest; denn die Heimat, nach der du in des Lebens Rastlosigkeit, die dich bannte, verlangtest wie ein müdes Kind nach der Mutterhand, die trägst du in dir selbst, — sie ist dein besseres Ich, das du in Kampf und Hast verloren hattest. Danach rief dich die Sehnsucht, daran mahnten dich die Heimatsglocken. Weil du dich selbst verloren hattet, warst du friedlos . . . Finde dich wieder, bleib dir treu — und

die Sehnsucht wird schweigen, die Unrast wird aufhören; denn wer sich zu seinem besseren Ich, zu dem stillen Heiligtum in seinem Herzen zurückgefunden hat, läßt sich durch kein Flittergold mehr blenden, läßt sich nicht mehr fortreißen von dem Treiben und Drängen und Jagen, — von dem Vernichtungskrieg gegen die anderen, die es in diesem Drängen zu unterdrücken gilt. — Friede auf Erden!

Nie wird er von außen kommen, wie weit du auch die Welt nach ihm durchsuchen magst, — im geheimsten, stillsten Innern wurzelt er, doch von dort kann er sich segenspendend über die weite Welt verbreiten, gleich der Pflanze, die sich aus dem Samenkorn in dunkler Erdscholle entwickelt, um als blatt- und blütenreicher Baum ihre Düfte und ihren Schatten weithin zu versenden.

Friede auf Erden! Willkommen, heilige Festverheißung, nach deren Erfüllung Millionen müder Menschen schreien! In stiller Weihe ruht die abendliche Welt; das Flockenkleid, das sie bedeckt, dämpft allen Schall; immergrün, ein Bild unsterblicher Hoffnung, ragen die Tannen, die kerzengeschmückten, in den Häusern; am Himmel funkeln zahllose Sterne und von den Türmen klingen die Weihnachtsglocken weit in das Land hinein. Da beginnen in den Herzen die Heimatsglocken zu läuten — leise, leise; die Menschen lauschen auf — erschauernd, und stärker wird das Geläut, das lockende, werbende; die Menschen, in denen's weich geworden ist im weihnachtlichen Zauber, folgen ihm und plötzlich haben sie den Weg zurückgefunden in die Kapelle auf ihres Herzens tiefstem Grunde — und der Heimatsglocken Klingen eint sich mit den Weihnachtsglocken draußen zum jubelnden Triumphgeläut: „Friede auf Erden!"

Weihnachtsabend.

Nun jauchzt dem heil'gen Christ entgegen
Fröhlicher Weihnachtsglockenklang,
Der Festgruß wird zu Heil und Segen,
Der Freudenruf wird zum Gesang.
Und unter grünen Tannenzweigen,
Mit ihrer Kerzen Wunderschein,
Die frommen Bitten aufwärts steigen,
Komm heil'ger Geist, zieh bei uns ein!

Da wandelt durch die Nacht der Zeiten
Das Kind des Lichtes freundlich hin,
Den Gottesfrieden auszubreiten
In reiner Herzen offnen Sinn.
Werft ab nun nichtige Beschwerden,
Die hemmen lichten Lebenslauf,
Wenn Ihr wollt wie die Kinder werden,
Geht Euch der Stern des Lebens auf!

Dann laßt Ihr zu des Herzens Pforten
Den heil'gen Geist der Liebe ein,
Dann strahlt die Welt und allerorten
Blüht's auf wie Frühlingssonnenschein.
Glockenfrohlocken, Engelssingen,
Lichtfülle, die uns Weihnacht giebt,
Mag Gottes Kinder dahin bringen,
Zu lieben wie Gott uns geliebt!

F. v. der Haide.

Ein Weihnachtsgeschichtchen.

Von **Fanny Schrader.**

Das Feuer liegt im Ofen, aber nur als Glut, es schlummert noch, es will noch nichts von Flammen wissen; selbst die schönen, schwarzen Kohlen, welche es bedecken und sonst schnell von ihm verzehrt werden, vermögen es heute nicht aus seiner Ruhe zu bringen. Das merkt der Wind, der lose Geselle, welcher lebhaft ums Haus stürmt und bläst. Er fährt durch den Schornstein hinunter, pustet flugs in die schlafenden Funken, und siehe — eine kleine Flamme springt erschrocken und knisternd in die Höhe. Sofort aber kriecht sie wieder unlustig in die Glut zurück. Doch der Wind läßt nicht nach; wie er die Menschen oft neckt und an den Kleidern zerrt, so macht er's auch jetzt. Er bläst bald hier, bald dort, springt kichernd um die Kohlen herum, bis das Feuer endlich böse wird, drohend zu knistern beginnt und plötzlich in lodernden Flammen in die Höhe schlägt. Jetzt geht es mit großem Eifer über die Kohlen her, und der Wind freut sich und singt dazu.

Alles rot im Ofen, alles Flammen! Doch in den Flammen, siehe, was ist das? — Da dämmert's auf, erst ganz fern und grau, dann immer näher und deutlicher; jetzt wird es ein bestimmtes Bild. Eine große, dunkle Stube, nur etwas vom Kaminfeuer erleuchtet, tritt hervor. Vor demselben sitzt ein junges Mädchen mit einem sanften Gesicht und klaren, tiefen Augen; um sie herum kauern drei Kinder, zwei kleine Mädchen und ein noch kleinerer Junge. Das Kerlchen hat die Ellenbogen auf die Kniee des jungen Mädchens gestützt, die Fäustchen unters Kinn geschoben und sieht ihr unverwandt ins Gesicht. „So, Tante Ildchen, nun erzähle ein Märchen!" — „Aber, Hänschen, ich habe sie ja schon alle erzählt, wo soll ich denn noch eines hernehmen?" — „Ja, Du weißt doch, süßes Ildchen, Dein kleiner Finger erzählt Dir immer neue Geschichten, frage ihn doch, ach bitte, bitte!" — „Höre, Hänschen, so kurz vor Weihnachten hat selbst der kleine Finger zu thun; er muß immer den Faden beim Sticken halten, und dann ist er müde und mag nicht erzählen." — „Ach, erzähle doch vom Prinzen Almansor oder vom Waldmeister," bat Gretchen dazwischen. „Ich sehe eben den Weihnachtsmann ins Fenster gucken," rief plötzlich die kleine Fanny aus. „O, seht doch, seht! Ganz weiß ist er und reitet auf einem Schimmel." Alle sahen hin, erblickten aber nur den weißen Schnee, welcher in dichten Flocken ans Fenster flog. Der Weihnachtsmann war wohl weiter geritten. — Hänschen ließ nicht nach mit Bitten um eine Geschichte, eine ganz kleine; er streichelte den kleinen Finger und gab ihm sogar einen Kuß. Das mußte wohl helfen, denn die Tante lächelte, hielt den Finger ans Ohr und erzählte dann: „Es waren einmal drei Kinder, zwei Mädchen und ein kleiner, dicker Knabe, die hießen — denkt nur — gerade so wie Ihr: Gretchen, Fanny und Hänschen." — „Ah!" klang es erstaunt aus der Kinder Munde. „Ja, und dann war da ein ganz armer Knabe, der wohnte in demselben Dorfe ganz am Ende in einem zerfallenen Häuschen, und der hieß —" — „Ferdinand!" rief Hans mit leuchtenden Augen. „Jawohl, der hieß Ferdinand. Seine Mutter war so arm, daß sie ihrem Kinde zum Weihnachtsfeste keine Geschenke kaufen, ja nicht einmal ein Tannenbäumchen ausputzen konnte. Das wußten die drei Kinder, sie gingen in den Garten und holten eine kleine Tanne." — „Ja, Tante,

die da unten am Zaun," rief Hans dazwischen, welcher mit offenem Munde und glühenden Bäckchen die Erzählerin unverwandt angesehen hatte. Dieselbe lächelte: „Jawohl, mein Hänschen, die am Zaun, die ganz kleine, niedliche; die behängten sie mit Zuckernüssen, Pfefferkuchen und Äpfeln, steckten Lichter daran und legten von ihren Spielsachen darunter." — „Ja, aber nicht das ganz neue Steckenpferd," rief Hänschen besorgt, „aber die Arche Noah, die kann er haben." — „Sei doch still," mahnte das verständige Gretchen, „Du störst ja die Tante immer." Diese erzählte weiter: „Dann wurde der kleine, arme Knabe gerufen. Er kam ganz weiß gewaschen, und sein Haar war noch ganz naß, so hatte ihn die Mutter mit Wasser gekämmt. Als er das Bäumchen mit all den Herrlichkeiten sah und ihm gesagt wurde, er solle das alles haben, freute er sich so sehr, so sehr, und dann faltete er die Händchen und betete: ‚Du lieber, heil'ger, frommer Christ'" — Da plötzlich hält die Tante in ihrer Erzählung inne; die Mutter war ins Zimmer getreten, sie sah so freundlich und strahlend aus, daß es allen war, als ob es ganz hell wurde, sie hielt die Hände hoch und rief: „Kinder, hier sind Pfeffernüsse, die hat mir der Weihnachtsmann — " Ah, plötzlich fällt eine große, glühende Kohle herunter, o weh! sie zerstört das ganze Bild im Ofen — es ist verschwunden — aber es war doch einmal dort, und im Herzen wird es bleiben immer und ewig. —

Niklas-Abend.

Und Niklas=Abend war's. Die Kleinen,
Sie horchten auf bei jedem Ton
Und flüsterten: Da ist er schon!
Mit halbem Lachen, halbem Weinen.
Dann sangen sie, bald laut, bald leise,
Gar manche kindlich=fromme Weise:
„Ihr Kinderlein kommet!" und „Stille Nacht",
Und haben an die Nüsse und Äpfel gedacht;
Doch auch an den großen, großen Sack
Und, weh, an das schreckliche Huckepack —
Es war unter ihnen, um's kurz zu sagen,
Ein heimliches Freuen, ein heimliches Zagen.
Da plötzlich kommt es, bum, bum, bum,
Holterdipolter ums Haus herum
Und die Treppe herauf mit mächt'gen Tritten —
Und in dem Zimmer die kleinen Gesellen,
Wie hurtig hinter die Mutter sie schnellen,
Mit glüh'nden Wangen, Beten und Bitten.
Da tritt er herein: Ein gewaltiger Greis,
Der Bart, die Locken silberweiß;
Ein langer Mantel um Schulter und Lenden,
Und fürwahr ein Sack in beiden Händen.
Und er spricht im allertiefsten Baß,
Der geliebte, gefürchtete Nikolas:
„Guten Abend! Sind hier die Kinderlein
Auch immer gehorsam und artig sein?
Und können sie auch ordentlich singen und beten,
So soll'n sie einmal vor mich treten!" —
Und mit großen Augen und glüh'nden Wangen
Hintreten die kleinen Mädchen und Rangen
Und singen mit zittriger Stimme, erst leise,
Dann lauter und lauter, manch liebliche Weise:
„Ihr Kinderlein kommt!" und „Stille Nacht",
Und haben an die Nüsse und Äpfel gedacht.
Drauf der Niklas — er hat wohl im stillen gelacht —
Der spricht: „Das habt ihr brav gemacht!
Nun seht einmal her, ihr Mädchen, ihr Rangen!"
(Hei, wie strahlten die Augen, wie strahlten die Wangen!)
Und den einen Sack unter freundlichem Nicken,
Er leert ihn vor den entzückenden Blicken:
Da rollen heraus
(O gesegnetes Haus!)
Gebackne Männlein und Äpfel und Nüsse
Und noch manch andere süße Genüsse,
Und Püppchen, Soldaten — viel herrliche Sachen:
Das war auch ein Jubeln, das war ein Lachen! —
Dann brummte freundlich im tiefsten Baß:
„Ade, ihr Kinder!" Alt=Nikolas.
Und die Kleinen riefen: Es war ein Spaß!
Hinterdrein: „Hab' Dank, lieber Nikolas!"
— — — — — — — — — — — — —
Nach einer Weile, da trat herein
Der Vater — wo mocht' der gewesen sein?
Und in jubelnden Worten vernahm er die Mär,
Der Niklas dagewesen wär'.
Es sei ein „alter, ganz alter Greis",
Sein Bart und Haar wär' weiß, wär' weiß. —
Und die Kleinen ihm zeigten um die Wette,
Was der gute Niklas gebracht ihnen hätte.
Und wie ihm die Augen entgegengeleuchtet,
Hat ihm eine Thräne die Wimpern befeuchtet,
Und er dachte bei sich: O du Kinderzeit,
Du gold'ne, im duft'gen Märchenkleid,
O nicht, o nicht, so bald entflieh,
Du Zeit der wahren Poesie.

Otto Poepkemeyer

Zur Weihnacht.

Von H. v. L.

Ehe nicht das ruhelos begehrende Ich in Dir gestorben ist, kann der Christus nicht in Deinem Herzen geboren werden. Dann erst kommt Dein Weihnachten.

*

Das Christfest ist den meisten Menschen nur eine freundliche Selbsttäuschung. Für einige Tage stellen sie sich so, als glaubten sie an die Liebe. Wenn aber die Kerzen an dem Tannenbaum niedergebrannt sind, dann endet auch die Feststimmung und nichts von ihr retten sie hinüber in die Werkeltage, in denen sie wieder nur dem Ich dienen.

*

So viel fremden Leides Du auf Deine Schultern nimmst, so viel des eigenen gleitet von ihnen hinab. Wenn Du aber stets den eigenen Kummer betrachtest und nur an das Ich denkst, wird die Last von Tag zu Tag schwerer und zuletzt erdrückt sie Dich.

*

Man sagt so oft, die Lehre Christi fordere Übermenschliches. Aber wenn das Sein unseres Geistes nicht in dieser Welt der Erscheinungen endet, mußte Christus uns nicht eine Aufgabe stellen, die über das Maß des Irdischen hinaus=

geht? Und gar manches Schwere erscheint nur schwer. Wir sollen den Lockungen der Sinnenwelt widerstehen. Wenn es uns gelingt, sehen wir erst, wie leicht es ist, weil wir dann zum Bewußtsein der Freiheit gelangen und die Außenwelt über uns die Macht verliert. Und daß wir lieben sollen, auch das erscheint uns zu Großes verlangt. Aber tiefste Erfahrung kann uns belehren, daß wir mit dem Hasse viel Schwereres auf uns nehmen, als mit der Liebe, weil er uns stets von neuem in Wirrnis verstrickt, also der Freiheit beraubt. Wenn aber Christi Wort auf eine höhere Ordnung hinweist, sollen wir auch nicht mutlos werden, wenn das Leben um uns viel Leid und Haß offenbart. Können wir bei redlichstem Willen mit schwachen Mitteln wenig Leid mildern, wenig Haß beseitigen, eins bleibt uns immer möglich: in uns selbst eine Welt des Friedens zu gewinnen über der der Geist des Vaters waltet. Dann herrscht in uns jene Vorweihnachtsstimmung, die der Geburt des „Erlösers" vorangeht.

*

Richtig aufgefaßt ist das Christentum die Botschaft der Freiheit. Der echte Christ ist ein „Herr" auch im Bettlerkleide, er ist heiter auch in bittersten Lebenskämpfen, und stark, auch wenn sein Körper unter der Last zusammenbricht. Darum aber wehrt er sich, wenn falsche Ausleger ihn zum Knecht der Satzungen machen, ihn überzeugen wollen, daß Gott Knechte verlange. Diese Freiheit ist aber nicht die Zügellosigkeit des Ichs, das sich in falschem Herrenbewußtsein berauscht und der Meinung ist, daß die Dinge dieser Welt es beglücken können, und es sie deshalb unterwerfen müsse. Nein. Denn echte Freiheit kann nur aus dem tiefsten Selbst kommen, das nichts Irdisches mit Leidenschaft begehrt. Von allem, was ich so nicht begehre, bin ich frei; keines davon kann nun meinen Willen derartig bestricken, daß es mich wieder in Lebenswirren zieht. Man meint, damit wäre „Entsagung" verknüpft. Das ist aber nicht richtig. Wenn ich mich z. B. von der Begierde nach Reichtum frei gemacht habe, so ist mir als wäre er überhaupt nicht und ich habe gar nicht das Bewußtsein einer Entsagung in mir. Dann aber kann ich ihn sogar ohne Gefahr besitzen und es trifft das schöne Wort der Bibel ein: „Besitzet, als besäßet ihr nicht." Ein solcher Freier weiß, daß alles Irdische vergänglich ist und nur den Wert eines Mittels in sich trägt, das höheren Zwecken dienstbar gemacht werden soll. Aus diesen Gründen geht auch hervor, daß auch der Reiche Christ sein kann, aber eben nur, wenn er die Mittel nicht zur Befriedigung seiner ichsüchtigen Bestrebungen verwendet, sondern sie als ehrlicher Verwalter für das Wohl der Nächsten — zu denen die Seinigen auch gehören — verwendet.

*

Wo echte Liebe waltet, dort ist Christ geboren. Möge sie ihren Zauber überall ausüben, wohin diese Blätter kommen und den Geist der Weihnacht, frommen Frohsinn auch in trauernde Herzen bringen. Aber nicht nur für einen Tag. Weiter walten soll sie bei ihnen und sie freundlich geleiten in das neue Jahr, ihnen Kraft von „oben" bringen, damit sie Freie werden!

Weihnachtstraum.

Aus grünen Zweigen lacht
Ein Lichtgewimmel,
So strahlt der Sterne Pracht
Vom dunklen Himmel.

Mit grünen Armen winkt
Mir süß Erinnern,
Eine alte Weise klingt
Mir tief im Innern.

Es tönt in meinem Ohr
Wie Geisterschreiten,
Wie lieber Stimmen Chor
Aus fernen Zeiten.

Mich hält der heil'ge Traum
Aufs neu' gefangen,
Der mir als Trug und Schaum
Schon längst zergangen.

Mir ward, als ob aufs neu'
Das Glück erstände,
Ich glaub', ich habe dabei
Gefaltet die Hände. —

Der Glocken Klang verhallt,
Verrauscht die Lieder.
Mein Herz ist still und kalt
Und traurig wieder.

Und in den Zweigen sinkt
Das Lichtgefunkel,
Der letzte Schimmer blinkt
Aus nächt'gem Dunkel.

F. de B.

Geschenkbücher.

Goethe. Von Karl Heinemann. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Leipzig 1895, E. A. Seemann. Geheftet 12 Mk. Geb. in Leinw. 15 Mk.; in Halbfranz 17 Mk.

Es freut uns, dieses Werk noch vor dem Feste anzeigen und empfehlen zu können. Der Verf. (geb. in Deutsch-Eylau 1857) hat sich besonders durch ein Buch über Goethes Mutter in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Auch die neue Arbeit zeichnet sich durch umfassende Kenntnis der Vorarbeiten und durch liebevolle Vertiefung in den Stoff aus. Heinemann, der der Schule Zarnckes angehört, strebt zunächst danach, uns die Entwickelung des großen Dichters zu zeigen. Er zeichnet mit Verständnis alles, was von der Frühzeit an auf den Werdenden Einfluß ausgeübt hat. Aber er hält damit nicht das Wesen für erklärt. Mit feinem Sinn lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Hauptsache: auf das, was aus des Dichters Geist auf die Erfahrungen wirkte, sie formbestimmend in sich aufnahm und den Gesetzen der eigenen Persönlichkeit gemäß prägte. Aber auch hier hütet sich Heinemann das Tiefste mit nüchternem Verstande erklären zu wollen; er weiß, daß der Darsteller damit über sein Können hinausgreift. Das Buch soll dem gebildeten Deutschen das Leben und Schaffen des Dichters und die Bedeutung seines geistigen Vermächtnisses vorführen, die hervorragenden Einzelwerke im Spiegel der ganzen Persönlichkeit und im Rahmen der Zeit zeigen. Mag man auch nicht immer mit dem Urteil des Verfassers übereinstimmen, so wird man doch stets zugeben müssen, daß seine Auffassung begründet und durchdacht ist. Der Vortrag ist einfach und sucht niemals durch sogenannten „Geist" die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken.

Von großem Werte ist der Bilderschmuck des Werkes.

Die Orte, an denen sich dieses reiche Leben abspielt, die Menschen, die in Goethes Kreis eintreten, er selbst von Knabenzeit an — es sind 30 Goethebildnisse aufgenommen — all das tritt lebendig vor uns hin. Die Auswahl ist vortrefflich, die Ausführung tadellos. Verschiedene Bilder werden hier zum ersten Mal weiten Kreisen zugänglich gemacht. Auch Autographen sind dem Buche beigegeben.

Wenn auch das Werk nicht das Leitbild einer edel-volkstümlichen Beschreibung von Goethes Leben darstellt, so ist's doch das Zeugnis ernsten und redlichsten Wollens. Es vermeidet Flachheit, läßt die Thatsachen und den Helden sprechen, hält die Kritik in engen Grenzen; verhimmelt aber trotz aller Begeisterung nicht. So erscheint es mir wert, dem deutschen Hause warm empfohlen zu werden. Möge man dann über den fesselnden Bildern nicht den Schreiber des Textes vergessen. Es soll uns freuen, wenn dem Buche ein günstiges Schicksal bestimmt ist. Es verdient Erfolg. Freilich ist das Verdienst noch lange nicht Bürgschaft des Erfolges. Leider.

O. v. L.

Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube.

In Heft 8 ist der 7. Bd. dieser ungemein billigen Jugendschrift angezeigt worden. Der erschienene 8. (geb. 2,50 Mk.) ist nach den gleichen Grundsätzen zusammengestellt. Christlichen Familien sei sie besonders empfohlen. Sie paßt für Kinder von 7—14 Jahren. Allerdings dürfen es nicht Weltstadtkinder von 14 Jahren sein.

Wilhelm Raabes Werke. Berlin, Otto Janke.

Wir machen noch vor dem Feste die Leser auf die in Otto Jankes Verlag erschienenen Werke aufmerksam. Wie wenige ist W. Raabe ein Dichter des echten deutschen Hauses; wie wenige hat er im Kern seines Wesens neben der poetischen tief sittliche Herzenskraft, die veredelnd auf die Gemüter wirken kann. Sein Humor entspringt der Fülle eines liebreichen Gemüts, das den Leser aus der Unrast des heutigen Lebens in die Stille führt. In jene Stille, in der der Mensch wieder bewußt wird, daß in ihm nicht nur Ichsucht und Genußdrang leben, sondern auch reinere Kräfte nach Entfaltung streben. Und es ist ein gutes Zeichen der langsamen Erneuerung deutschen Gemütslebens, daß man immer mehr begreift, was wir an Raabe besitzen. Die Leser finden die einzelnen Werke auf dem Umschlag der letzten Hefte verzeichnet.

O. v. L.

Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Ober-Rhein von Jos. V. v. Scheffel, mit Illustrationen von Anton v. Werner. Stuttgart 1896, A. Bonz & Co.

Noch vor dem Feste ist die 4. Auflage dieser Oktav-Ausgabe erschienen. Die Ausstattung ist sehr schön, die Wiedergabe der lebensvollen Zeichnungen A. von Werners tadellos. Preis des gebundenen Bandes 12 Mk. Eine Empfehlung ist überflüssig. Von der Klein-Oktav-Ausgabe der Dichtung liegt die 219. Aufl. vor. Preis in geschmackvollem Einbande 4,80 Mk.

Ausgewählte Gedichte von Detlev Freiherrn von Liliencron. Berlin 1896, Schuster u. Loeffler. In weißem Leinenband mit Goldschnitt 5 Mk.

Die Auswahl ist geeignet, den Dichter auch in Kreisen, die sich bis jetzt um ihn nicht bekümmert haben, bekannt und beliebt zu machen. Alles, was irgendwie feineres Gefühl verletzen könnte, ist ausgeschieden und das Ganze macht einen vortrefflichen Eindruck, mögen auch die allzuschamhaften Seelen Einwendungen erheben. Die köstlichen Naturbilder, manches von heißer Vaterlandsliebe und stolzer Königstreue zeugende Gedicht, daneben Balladen von Kraft zeigen uns das Beste, was Liliencron besitzt. Ich wünsche herzlich, daß diese Sammlung ihren Weg zum Herzen des Volkes finden möge.

Von neuen Auflagen seien noch angezeigt:

Der Umzug und andere Novellen von Hans Arnold. Illustriert von W. Schulz. Stuttgart, Bonz & Co. 3 Mk.

Fräulein Paulinchen Huhns Briefe an ihre Freundin Fräulein Laura Riedlich. Leipzig, Otto Lenz.

Auch dieses Buch ist wegen seines Inhalts, der unter drolliger Form manche Lehre versteckt, schon von uns empfohlen worden.

Neue Lyrik.

Besprochen von **Karl Storck.**

Ein Büchlein vom Entsagen ist auch trotz des Titels, der anderes vermuten läßt, Paul Lanzkys Auf Dionysospfaden (Leipzig, Rob. Claußner). Aber wie ganz anders als das eben kennen gelernte. Dort ein reines, schwergeprüftes Frauenherz, das entsagen mußte, bevor ihm der Wünsche Erfüllung geworden, hier ein Mann, der viel gelebt und genossen hat, der sich jetzt auf philosophischem Wege zu einer Art buddhistischen Pessimismus durchringt, der aber nur schwer die gesuchte Ruhe findet und oft genug in der Erinnerung der früheren Genüsse schwelgt. Das Buch ist Nietzsche gewidmet, und wie jener hat auch Lanzky eine gesuchte, oft schwer verständliche Sprache. Unschön ist, daß die Worte „platonisch“ und „Brunst“ als Gegensätze in manchen Liebesliedern wiederkehren; eigentümlich, daß gerade die in der schweren Form der Ghasele gehaltenen Gedichte den natürlichsten Eindruck machen. —

Geistige Äußerungen eines im Niedergang begriffenen Volkes haben immer ein gewisses Interesse. Sie zeigen einmal, wie viel nationale Kraft dem Stamme noch innewohnt, und dann auch, welche Richtung das augenblickliche Volksgefühl einschlägt. In den Spreewaldliedern von Samota (Pseudonym. Verl. von Brodbeck in Kottbus), haben wir die deutschen Lieder eines Wenden. Wenn es sich auch aus der Beschaffenheit der Landschaft erklären läßt, daß ein so kleiner Volksstamm wie die Wenden inmitten eines mächtigen Volkes so lange Sprache und Sitte der Väter bewahren konnte, so ist es doch auch ein Zeichen für ein starkes und zähes Volksbewußtsein. Dieses spricht auch aus dem vorliegenden Büchlein, und darum sind gerade die Vaterlandslieder, die sonst nicht die besten des Bandes sind, mir die interessantesten. Der Verfasser singt ja allerdings von Deutschlands großer Zeit, aber doch von dem, was die Wenden in dieser Zeit den Deutschen waren. Er will zeigen, welch gesunder, kräftiger Teil unseres Volkes seine Stammesgenossen sind. Dann aber sind auch echte Wendenlieder darunter, wie „der Wendenkönig“ (S. 7), dem der wohl auf Wahrheit beruhende Vorwurf zu Grunde liegt, daß die Wenden noch immer einen König wählen, der aber nur drei Greisen bekannt ist. Manche wendische Sage hat ein ansprechendes Gewand erhalten, und in einigen Liedern ist es dem Dichter gelungen, uns ein Bild der stillen, beschaulichen Spreewaldnatur zu geben. Wenn etwas viel von Wasser und Nixen die Rede ist, manche Stoffe auch

durch das Indielängeziehen sehr „verwässert" sind, so mag auch das des Verfassers Heimat entschuldigen, deren genius loci bekanntlich ein sehr feuchter ist. Warum er aber die Sage vom Thränenkrüglein (S. 49) Chamisso nachgedichtet hat, ist nicht einzusehen. —

„Herzblut" nennt Graf Westarp seine „neuen deutschen Lieder" (Berlin, Moedebeck). Er hat dazu ein Recht, wie zur Bezeichnung „deutsche" Lieder. Denn jeder, der diese Verse liest, welche die wichtigeren Vorkommnisse in unserem Vaterlande von 1892—94 begleiten, muß es fühlen, daß der Dichter derselben ein ganzer Mann ist, der mit heißer Liebe an seinem Vaterlande und mit feuriger Begeisterung an dem Manne hängt, der ihm der größte Deutsche ist — Bismarck. Das Buch ist denn auch ein Bismarckbuch, vielleicht das wirksamste der in den letzten, an dieser Gattung überreichen, Jahren erschienenen. Es gehört eine seltene Begabung dazu, die Tagesereignisse — nicht in Versen zu behandeln, aber sie dichterisch zu erfassen, das Bleibende, seelisch Dauernde aus dem äußerlich Vergänglichen herauszufühlen. Das kann Westarp, und deshalb sind seine Lieder auch für den wirksam, der seine Gesinnung nicht immer teilt. — Aber er ist nicht nur ein Bismarckschwärmer, er ist auch ein edler Deutscher, und die Verse, die sich gegen die Mißstände in unserem Volksleben wenden, sind oft von ergreifender Innigkeit und hinreißender Beredsamkeit. Daß ein Mann, der ein so scharfes Schwert führt und so viele Hiebe austeilt, bisweilen zu heftig zuhaut, zuweilen auch den Falschen trifft, ist nur natürlich. Aber es ist leider nur allzuwahr, daß er, wenn er gegen des Deutschen zu geringe Selbstachtung, seine Überschätzung alles Fremden, die wachsende Verflachung der deutschen Volksseele wettert, nur gegen Windmühlen kämpft. —

Wahre Perlen in meist untadeliger Fassung geboten sind die Sprüche und Aphorismen, welche Otto Engelhardt zu seinen „Tropfen und Funken" (Braunschweig bei Alb. Limbach) vereinigt hat. Proben mitzuteilen hat hier keinen Wert, man müßte das Heftchen ausschreiben. Nur eins:

Unsern Körper läßt allein
Übung volle Kraft erringen.
Seele! sollt' es anders sein
Mit dem Fluge Deiner Schwingen?

Nun denn, das Büchlein bietet genug für Geist und Herz; mögen recht viele ihre Seele daran üben. —

Für den Schluß habe ich das beste aufgespart, überhaupt das beste, was mir seit geraumer Zeit an Lyrik in die Hände gekommen ist, die neuen Gedichte von J. Loewenberg (Hamburg bei M. Glogau). Das ist einmal ein Strauß, aus nur duftigen Blumen gewunden, und kein Unkraut ist dem Binder mit untergelaufen. Eine gereifte, reiche Seele, voll heiligen Lebensernstes und voll warmen Schönheitsgefühles hat diese Weisen gedichtet. Seien es Wanderbilder oder Großstadtscenen, Erzählungen oder lyrische Ergüsse, Lieder oder Sprüche — immer beherrscht ein großer Gedanke den Stoff, der in ungesuchten Worten, in einfacher, aber kunstvoll gehandhabter Form uns geboten wird. So mancher naheliegende und doch neue Gedanke überrascht uns, wie etwa der folgende:

So mild, so sonnig, ein Spätherbsttag,
Als ob er zu des Maien Zeiten
Sich heimlich versteckt im tiefsten Hag,
Um nun auf Feld und Flur zu gleiten.

Oder — ich wähle absichtlich aus den Liedern an die Mutter, weil gerade da so manches innige Dichterwort gesungen worden ist, um zu zeigen, daß unser Dichter keinen Vergleich zu scheuen braucht:

Gute Nacht.

Wie Glockenklang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So mild als wie ein Schlummerlied.
Es weht mir zu auf allen Wegen,
Im Sturmgebraus, im Säuselwind,
Und selbst im Traume klingt es wieder:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wenn nach des Tages muntern Spielen
Der Knabe müd' zur Ruhe ging,
Nach manchem Drohen erst und Bitten,
Ob auch der Schlaf am Auge hing,
Dann rief ich's von der letzten Stiege
Hinunter noch einmal geschwind,
Und fröhlich kam die Antwort wieder —
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Und saß der Jüngling bei den Büchern,
Ob noch so spät sein Blick auch glitt
Von Blatt zu Blatt hin, eifrig forschend,
Ich hörte doch den leisen Tritt,
Das Lauschen an der Thüre hört' ich,
Ich wußte, wer da sorgt und sinnt,
Hinüber und herüber klang es:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Dann kam die Zeit, da ich gesessen
An Deinem Bett, wie lang, wie oft!
Hielt Deine bleiche Hand umschlungen
Und hab' verzagend noch gehofft;
Sah Dir ins müde, liebe Auge,
O, komm doch, Schlaf, erquickend lind!
Er kam; — zum letzten Male klang es:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wie Glockenklang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So mild als wie ein Schlummerlied.
Und kann ich keine Ruhe finden,
Wenn Gram und Sorge mich umspinnt,
Dann hör' ich's raunen, Frieden bringend:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Das ist eine Blume aus dem reichen Strauße.

So lange noch solche Früchte im deutschen Dichtergarten reifen, braucht dem Litteraturfreund um die Zukunft unserer Dichtung nicht bange zu sein. Aber würden wir den Gärtner nicht tadeln, der, weil die meisten seiner Bäume nichts tragen, auch die wenigen reifen Früchte nicht pflücken würde? Gewiß! Wohlan denn, deutscher Leser, hier ist eine Frucht! Pflücke sie, um sie zu genießen.

Vermischtes.

Wir haben folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung erhalten:

Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Deutsche Pflanzennamen für die deutsche Schule.

Der für unsere Jugend so wichtige und anziehende Unterricht in der Pflanzenkunde wird durch die unverständlichen und darum schwer zu lernenden lateinischen Benennungen sehr beeinträchtigt. Dem Verlangen nach deutschen Pflanzennamen für die deutsche Jugend steht die Schwierigkeit entgegen, daß es eine einheitliche deutsche Pflanzenbezeichnung nicht giebt. Wie die fleißige Sammlung von Pritzel und Jessen (die deutschen Volksnamen der Pflanzen, Hannover 1882) zeigt, weichen die Pflanzenbenennungen in den verschiedenen Gegenden deutschen Gebietes wesentlich voneinander ab; für manche Pflanzen giebt es mehr als hundert verschiedene Namen.

Es soll also untersucht werden, wie diesem Übelstande abzuhelfen sei, auf welchem Wege wir — vielleicht mit Unterstützung des allgemeinen deutschen Sprachvereins — zu einer einheitlichen deutschen Namengebung gelangen können, soweit es das Bedürfnis der Schule erfordert — denn die Kunstsprache der Wissenschaft soll selbstverständlich nicht angetastet werden. Namentlich wäre in Betracht zu ziehen, welche Pflanzen dabei in Frage kommen, und nach welchen Grundsätzen eine Auswahl aus den vorhandenen deutschen Namen zu treffen sei. Das Hauptgewicht ist dabei weniger auf eine erschöpfende Wortliste zu legen, als auf eine gründliche und zugleich gut lesbare, anregende Erörterung der ganzen Frage.

Die Preisarbeiten sind mit einem Wahlspruch zu versehen und bis Ende 1896 an den Vorstand des Vereins einzusenden. Beizufügen ist ein verschlossener Brief mit demselben Kennworte, welcher den Namen des Verfassers enthält.

Für die besten Bearbeitungen der Aufgabe sind zwei Preise im Betrage von 600 und von 400 Mark ausgesetzt worden.

Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren: Professor Dr. Behaghel in Gießen, Professor Dr. Drude in Dresden, Professor Dr. Dunger in Dresden, Professor Dr. Hansen in Gießen, Professor Dr. Pietsch in Berlin.

Der Gesamtvorstand des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Dr. Max Jähns, Vorsitzender.

Entdeckung von Krankheiten durch Photographie. Ein Photograph in Manchester erzählt, daß er einst ein Kind photographierte, welches sich scheinbar wohl befand und eine klare Haut hatte. Das Negativ zeigte aber das Gesicht dick mit Ausschlag bedeckt und wirklich brachen bei dem Kinde drei Tage später die Windpocken hervor. Die Camera hatte den Ausschlag photographiert, drei Tage eher, als er dem bloßen Auge sichtbar war. Ein ähnlicher Fall wird erzählt, wo sich auf dem Bilde eines Kindes Flecken zeigten, welche auf dem Gesicht nicht zu bemerken waren, vierzehn Tage vor Ausbruch der Pocken.

Briefkasten.

Gretchen. Sie haben in „Novembertag" den Stimmungsgehalt zu wenig ausgenutzt. — No. 2 X. „Märchen" angenommen. Sprüche leiden wieder an sprachlichen Härten („redest's so!" schmerzt Sie das Ohr nicht, wenn Sie sich das vorlesen?) und an unklarem Ausdruck. Besten Gruß. — **Frau v. Br. in H.** Das Buch in seiner neusten Auflage ist für einen Primaner sehr geeignet. — **Herrn Dr. W. Pf. in B.** Die große Ausgabe der „Illustrierten Weltgeschichte" aus Grotes Verlag kostet etwa 750 Mk. Aber es ist in gleichem Verlage auch ein ähnlich ausgestattetes, kleineres Werk erschienen, das 120 Mk. kostet und, wie ich glaube, für den Zweck genügen dürfte. — **Frl. S. Th. in D.** „Rock wie Jacke." — **Herrn Dir. Fr. B. in W.** Die Bücher werden in den Anzeigen zu folgenden Durchschnittspreisen angeboten: 1) 5 Mk., 2) 10 Mk., 3) mir unbekannt, 4) schwankt zwischen 35–40, wenn Freieslebens Nachlese beigebunden ist. Aber mehr als 1/3–2/5 dieser Preise werden Sie bei dem Verkauf wohl nicht erzielen. — **Frau A. R in M.** Ihr Vertrauen ehrt mich, aber wie könnte ich die Verantwortung übernehmen, zu raten, wo ich die Verhältnisse so gar nicht kenne? Das Mitgeteilte genügt dazu nicht. Und in Berlin jemand zu suchen, der nicht gefunden sein will, ist eine schwere Sache. Wenden Sie sich doch im Vertrauen an den Herrn Polizei-Präsidenten von Windheim. Die Behörde plaudert nicht. Ich kann da nichts thun. — **Frl. K. T. Berlin.** „Morgenfrühe" kommt vielleicht. Die andern sind etwas wirr. — **Frl. El. D. in H.** Sie machen sich das Schreiben von Aphorismen etwas zu leicht. Prüfen Sie jede, so werden Sie finden, daß fast alle Straßenwahrheiten aussprechen oder falsch sind. Auch kurze Sprüche haben lange Erfahrung zur Voraussetzung und mehr noch: tiefes Versenken in das Selbst. Sonst bleibt man immer auf der Oberfläche des Lebens und kann besten Falls ein Ziel erreichen: für das Platte glänzenden Ausdruck sich anzuüben. — **Frau E. L. in B.** Sehr warm empfunden, aber doch noch nicht druckreif. Wie können Sie aber denken, daß ich über die Schmerzensworte einer Mutter Witze machen könnte? — **Iduna.** Nach den Proben besitzen Sie einen so großen Mangel an Begabung, daß kein Fleiß ihn je beseitigen kann. Jede Zeile ist verfehlt.

Inhalt der No. 13.

Zur Nachricht!

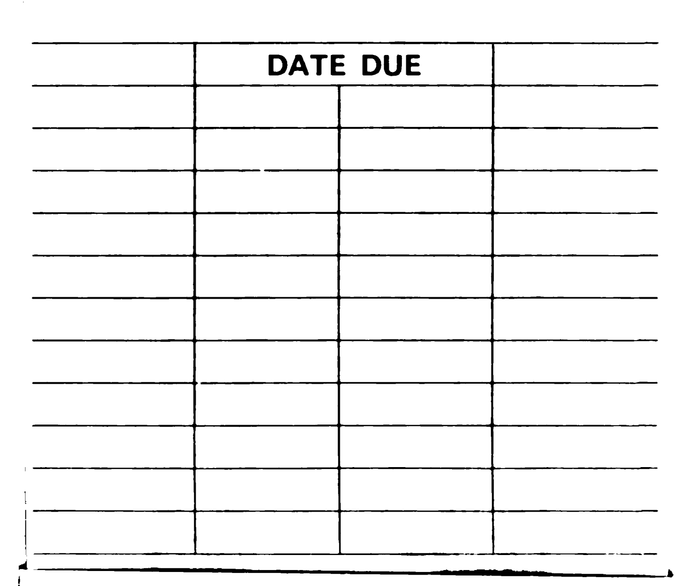
Unseren verehrlichen Abonnenten zur Nachricht, daß mit dieser Nummer (13) das erste Vierteljahr des neuen Jahrganges der Roman-Zeitung abschließt. Wir bitten ergebenst, das Abonnement bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig erneuern zu wollen.

Das 2. Vierteljahr bringt einen neuen Roman von O. Mysing, **„Nach der Sündflut"** betitelt, sowie einen Roman von E. Juncker, **„Unter Kosaken"**.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).


Stanford University Libraries
3 6105 014 917 947


DATE DUE



